Laura,

oder

Briefe

einiger Frauenzimmer

in der französischen Schweiz.

Vom Verfasser der Camille.

Erster Band.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
Mit Churfürstl. Sächsis. Privilegio.
1788.

Laura,

oder

Briefe einiger Frauenzimmer

in der französischen Schweiz.

Vier Bände.

Vorbericht
des Uebersetzers.

Die Anzahl der ursprünglich deutschen Romane ist so ungeheuer groß, und wird mit jeder neuen Messe so ansehnlich vergrößert, daß es eine sehr unnütze Arbeit scheinen mag, irgend ein neues Produkt einer fremden Nation von dieser Art auf deutschen Boden zu verpflanzen. Allein, so bald man nicht sowohl auf die

Zahl, als auf den Inhalt und Werth dieser einheimischen Schriften sieht, wenn man sich nach Romanen umsiehe, die mehr als eine einförmige Reihe abgenutzter Vorfälle und Begebenheiten in schleppenden Zeitungsstyl, oder fade Schwänke mit Pöbelwitz verbrämt, — die eine angenehme und zugleich lehrreiche Unterhaltung für Geist und Herz enthalten: so wird man die Zahl gewiß eher zu klein, als zu groß finden; so wird man bey Herrechnung derselben eher wissen, wo man aufhören, als wo man anfangen soll. Den meisten deutschen Romanen siehe man es, oft schon auf den ersten Blättern, an, daß es ihren Verfassern weder um Nutzen noch um Ruhm, weder um eigenes Vergnügen während der Arbeit, noch um den Zeitvertreib und die Belehrung der Leser zu thun war. Doch, auch ein großer Theil von den bessern Schriftstellern in diesem Fache, die nach

etwas mehr als dem baaren Arbeitslohn streben, greift die Sache noch immer ganz auf der verkehrten Seite an. Sie fangen schon an, den Menschen zu schildern, ehe sie ihn noch kennen gelernt haben, und hören gewöhnlich dann auf, wenn sie erst hätten anfangen sollen. Sie scheinen nicht zu wissen, welch ein grosser Unterschied es ist, eine Menge menschlicher Individuen, und den Menschen überhaupt; seine Triebe, Neigungen und Leidenschaften, die mannichfaltigen Grade und Mischungen derselben, ihre Entstehung, ihre Entwicklung und ihren endlichen Uebergang in Handlungen, zu kennen. Zu jenem wird blos ein anhaltender Umgang mit der Welt, zu diesem über dieses noch ein mehr, als superfizielles Studium der praktischen, und zum Theil selbst der theoretischen Philosophie, und ein richtiger und scharfer Blick erfordert, den man eben so wie das Ta-

lent zur Poeſie, von welchem er ohnehin ein weſentliches Ingrediens mit iſt, aus den Händen der Natur erhalten haben, und durch unabläßige Uebung erhellen und ſtärken muß. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß alle unſre jungen Romanenſchreiber — wenn es doch einmal junge Romanenſchreiber geben ſoll — wenigſtens das vortrefliche kritiſche und philoſophiſche Werk, das wir von einem unſrer Landsleute über dieſe Gattung der Dichtkunſt erhalten haben, vorher ſtudierten, ehe ſie die Feder ergriffen, und bey der ganzen Ausarbeitung die weiſen Lehren deſſelben unverrückt vor Augen behielten.*) Doch bis dahin wird es leider wohl noch Zeit haben, und wir werden, wenn wir mit unſerm Dutzend guter einheimiſcher Romane fertig ſind, doch

*) Verſuch über den Roman. (Von Hrn. v. Blankenburg.) Leipzig, 1774. 8.

nach den Werken der Ausländer greifen müssen. Und, da das Publikum nicht blos etwas Gutes, sondern auch gern etwas Neues verlangt, so wird man des Uebersetzens aus fremden Sprachen um desto weniger überhoben seyn können.

Die Uebersetzung dieses neuen Romans möchte also wohl keiner besondern Rechtfertigung bedürfen, wenn nur der Roman selbst unter der Klasse der guten Romane zu stehen verdient. Dieses günstige Vorurtheil muß er wenigstens bey denen vor sich haben, die die Camille, von Hrn. Jünger übersetzt, die mit der Laura Einen Verfasser hat, mit Vergnügen gelesen haben. Leser und Leserinnen von Geschmack und Einsicht werden gewiß auch hier die angenehme, geistreiche und unterhaltende Manier der Einkleidung, die tiefe und ausgebreitete Kenntniß des menschlichen Herzens, und

die groſse Gabe, uns mit den Personen der Geschichte auf das innigste bekannt und vertraut zu machen, die sie in jenem schätzbaren Romane bewundert haben, wiederfinden. Die Menge der feinsten Bemerkungen kann ihnen so wenig entgehen, als der oft so äuſserst glückliche und passende Ausdruck, der sicher eins von den Hauptmerkmalen des Schriftstellers von wahrem Genie ist. Nur ungern entsage ich dem Vergnügen, mich mit dem Leser in eine umständliche Zergliederung der Schönheiten dieses Buches einzulassen; allein, einmal fehlt es hier an dem dazu nöthigen Raum, und dann sind die Anpreisungen der Uebersetzer immer so zweydeutig, daſs sie den Leser gewöhnlich, und meistens auch mit groſsem Rechte, mehr mistrauisch als geneigt machen, in die Ausrufungen des Lobredners einzustimmen. Ich theile dafür eine kurze Beurtheilung des Originals mit,

die ich in einem unſerer beſten kritiſchen Blätter gefunden habe, und die ſchon durch ſich ſelbſt die Competenz des Richters beweiſt.

„Der vortrefliche Verfaſſer der Camille „(ſagt der Rec. der Laura im 6ten Stücke „der Gothaiſchen gel. Zeit. Ausl. „Litteratur) gibt durch die gegenwärtige „Arbeit eine neue Probe ſeines großen Reichthums an glücklichen Ideen und feiner „Kenntniß des menſchlichen, vornehmlich „des weiblichen Herzens. Wie viele Wirkungen mit wie wenigen Kräften hervorgebracht! Freylich müſſen wir den Leſern, „die in einem Romane nichts ſuchen, als ein „Gewebe wunderbarer Begebenheiten, ſeltſamer Entwicklungen und ungeheurer Leidenſchaften, mit Einem Worte, Feenmährchen, in denen die Feen nur unſichtbar „würken, dieſen müſſen wir zum Voraus „ſagen, daß ſie bey der Laura ſo wenig, „als bey der Camille ihre Rechnung finden „werden. In der That iſt die Geſchichte, „welche zur Grundlage dient, ſo einfach, ſo „wenig verwickelt, ſo ganz dem gewöhnlichen „Gang der Natur angemeſſen, daß wir in „Verlegenheit ſeyn würden, ſie im Auszug

„darzustellen. Desto reichhaltiger und inter-
„essanter ist auf der andern Seite die innere
„Geschichte dieses Romans, die Geschichte
„der Empfindungen, Ideen und Leidenschaf-
„ten der handelnden Personen; und wer nur
„ein wenig über den Zweck der Romane
„nachgedacht hat, wem an wirklicher Beleh-
„rung, an Erweiterung seiner Kenntniß des
„menschlichen Herzens liegt, der wird begie-
„rig nach einem Buche greifen, in welchem
„die geheimsten Triebfedern der menschlichen
„Handlungen aufgedeckt, und die genaueste
„Verbindung zwischen Ursach und Erfolg
„beobachtet ist. Die Absicht des Verfassers
„scheint vornehmlich darauf gegangen zu
„seyn, zu zeigen, wie wenig Gewalt wir,
„bey den festesten Maximen und dem festesten
„Charakter, über uns selbst, unsre Handlun-
„gen und Empfindungen haben; die große
„Macht zu zeigen, welche äußere Begeben-
„heiten auf uns haben, und nothwendig ha-
„ben müssen, zumal wenn jene Maximen,
„nach denen wir uns zu handeln vorgesetzt
„hatten, nicht ganz den Absichten der Natur
„angemessen sind. Laura von Germosan u.
„s. w. — — Eine Reihe kleiner Begeben-
„heiten ziehen sie unvermerkt in eine Leiden-
„schaft, von der sie sich immer frey erhalten
„zu haben überreden will. Diese kleine Be-

„Begebenheiten sind auf das vortreflichste ver„bunden und motivirt. Indessen kann man „sich doch nicht enthalten, bey einer Verglei„chung mit der Camille zu bemerken, „daß jener Roman vor diesem die Vollkom„menheit voraus habe, daß er durchaus keine „Begebenheit enthält, von deren Daseyn „man nicht den strengsten Grund angeben „könnte, und die nicht ganz in der Willkühr „der handelnden Personen, und durch sie „selbst hervorgebracht und motivirt sind. „Freylich machten die verschiedenen Absichten „bey beyden Romanen einen Unterschied bey„nahe nothwendig. So könnte es auch viel„leicht scheinen, daß der Verf. allzuweit aus„gehohlt habe, da er, vornehmlich im er„sten Theile, Personen einführt, welche auf „die Geschichte selbst keinen merklichen Einfluß „haben. Uns selbst schien anfänglich ein gros„ser Theil des ersten Bandes weitschweifig „und überflüßig; aber bey weiterm Nachden„ken fanden wir, daß, um die Heldinn des „Romans mit Wahrscheinlichkeit zu dem „Ziele zu führen, das sie erwartete, sie ver„schiedene Bekanntschaften mit Männern „machen mußte, die ihr die geringe Idee, „welche sie von dem ganzen Geschlechte heg„te, in etwas benehmen, und durch über„raschende Sonderbarkeit Interesse und Nei-

„gung einflößen konnten. So wenig Ein„fluß also Noirval, Versmil und die „ganze Geschichte der Mad. v. St. Mar„ein auf die wirkliche Handlung haben, „so nothwendig ist doch ihr Daseyn für die „Geschichte des Herzens der Laura, und je „mehr wir diese studieren, desto unentbehr„licher scheinen uns jene dem eigentlichen „Anfang der Handlung vorausgeschickten Be„gebenheiten zu seyn. — Wenn ein guter „Roman derjenige ist, in welchem man die „Charaktere sich entfalten und wirksam wer„den sieht, worinn mit philosophischer „Strenge Ursachen und Erfolg genau verbun„den und genau gegeneinander abgewogen „sind, wo man also den Menschen und sein „Verhalten in der strengsten Wahrheit und „von seinen ersten Ursachen an, erblickt, der „uns daher zur Kenntniß unserer selbst, und „anderer führt, indem man durch Hülfe der „Illusion moralische Wahrheiten anschauend „erkennt, mit einem Wort, bey dem auch „denkende Köpfe zu ihrem Vergnügen und „Unterricht verweilen können, so dürfen wir „dieses Buch als eines der besten Muster „empfehlen. Aber, unter der Klasse von „deutschen Romanenlesern, wie viele sind „wohl, die unterrichtet seyn wollen, und „die denken können? — — — „

Vortreflich! Man kann nicht richtiger urtheilen, die charakteriſtiſche Seite eines Buches nicht genauer auffaſſen und darſtellen! Und doch.. und doch hätte ich groſſe Luſt, unſerm Kunſtrichter über ein paar Punkte einen kleinen Krieg anzukündigen. Er ſcheint der Camille deshalb den Vorzug vor der Laura zu geben, weil in jener die Begebenheiten ſämtlich in der Willkühr der handelnden Perſonen ſtänden, durch ſie ſelbſt hervorgebracht und motivirt wären. Ich bekenne, daß ich nicht abſehen kann, in wie fern dieſes als ein weſentlicher Vorzug betrachtet werden könne. In jedem wahren Romane ſind die Charaktere immer die Hauptſache; die Begebenheiten, als Begebenheiten, nur die Nebenſache. Diejenige Begebenheit iſt die wichtigſte, die uns die meiſte Einſicht in den Charakter der handelnden Perſon verſchaft, ſie ſey übrigens ſo geringfügig, als ſie

will. Der Dichter erreicht auf beyden Wegen seine Absicht gleich gut: er mag durch Handlungen, die in der Willkühr einer Person stehen, uns den Charakter derselben ins Licht setzen; oder umgekehrt, seine Person durch eine Reihe von Begebenheiten, die nicht von ihrer Willkühr abhängen, führen, und uns den Einfluß zeigen, den diese Begebenheiten auf den Charakter derselben hatten. Das eine, sollte ich meinen, wäre so poetisch, als das andere, und der zweyte Weg noch lehrreicher, weil wir uns doch immer mehr von den Umständen bestimmen lassen müssen, als selbst im Stande sind, diese Umstände bestimmen zu können. Der scharfsinnige Kunstrichter besinne sich nur auf den Helden eines unserer ersten Romane. Ist Werthers Charakter weniger poetisch schön und wahr, als der Charakter des Lovelace? Und doch wird jener fast immer durch die Umstände

bestimmt, und dieser bestimmt sie fast immer selbst; und doch .. allein, die weitere Ausführung dieses Satzes gehört nicht in die Vorrede eines Romans, sondern in eine Theorie des Romans.

Der zweyte Punkt, in welchem ich mit unserm Kunstrichter nicht ganz einig bin, ist der Schluß seiner Beurtheilung. „Wie viele, fragt er, wie viele gibt es „wohl unter der Classe von deutschen „Romanenlesern, die unterrichtet seyn „wollen, und die denken können?„ Das heißt etwas mehr, als unpartheyisch gegen seine Landsleute, das heißt ungerecht gegen sie seyn. Da die Schriftsteller und Kunstrichter aller Nationen ähnliche Klagen führen, so muß dieser Vorwurf die Deutschen wohl nicht allein treffen. Es ist sehr natürlich, daß der große Hause der Leser sich lieber amüsiren,

als unterrichten läßt; daß er lieber phantasirt, als meditirt; lieber lacht, als denkt. Aber so ist es nicht allein bey uns, so ist es bey allen Nationen. Gerechtere Vorwürfe scheinen mir, im Durchschnitt genommen, unsere Romanenrecensenten vor den ausländischen zu verdienen. Wie manches sehr vorzügliche Buch dieser Gattung haben sie nicht schon mit der größten Flüchtigkeit, oder gar mit offenbarer Ungerechtigkeit behandelt, und mit welchen Lobsprüchen haben sie nicht die mittelmäßigsten Produkte erhoben! Der Grund davon ist leicht zu entdecken. Wenn in andern Wissenschaften auch bisweilen der Stümper den Meister beurtheilt, so ist dieser Stümper doch wenigstens vom Handwerk. Allein in dem Fache der schönen Wissenschaften dünkt sich jeder, der ein paar Verse oder ein paar Romane gelesen hat, er sey übri-

gens mit den Regeln der Kunst so unbekannt, als er wolle, zustehender Richter zu seyn. Was man über solche Gegenstände in Deutschland für unverdautes und ungereimtes Zeug schwaßen darf, ohne darum ausgepfiffen zu werden, das beweisen nicht blos flüchtige Recensionen, das beweist selbst manches Lehrbuch und manche so genannte Theorie der schönen Wissenschaften. In einer solchen, vor kurzem erschienenen, Theorie liest man in dem Artikel Roman unter andern folgendes: „Die Gewohnheit, Romane „zu lesen, ist verderblich und gefähr„lich. — — Im Ganzen genommen „sind die komischen Romane den ernst„haften, und die kürzern den längern vor„zuziehen.„ Die komischen den ernsthaften, die kürzern den längern vorzuziehn? Kaum möchte man seinen Augen trauen. Und das sagt kein na-

menloſer Scribent, das ſagt ein Philoſoph, ein berühmter Philoſoph, wenigſtens ein Mann, der für einen Philoſophen gelten will, und wirklich bey Leuten dafür gilt, die aber — ſie mögen auch ſeyn, was ſie wollen — doch gewiß keine Philoſophen ſind.

Der Herausgeber
an
den Verleger.

Mein Herr!

Ich habe hier ein Paket Briefe, die ich gern gedruckt sehen möchte. Fragen Sie mich nicht um die Gründe, warum? Sie würden mich in Verlegenheit setzen. Ich glaube selbst, daß sie nicht weit her sind. Ich kann weder die

Erweiterung der Wiſſenſchaften, noch den öffentlichen Nutzen, nicht einmal den Ihrigen, und noch weniger den meinigen anführen. Doch, dem ſey, wie ihm wolle: hier ſind die Briefe, und zwar von Frauenzimmern geſchrieben, die, wenn ſie denken und ſchreiben wollen, es immer auf eine ihnen eigenthümliche intereſſante und feine Art thun. Vielleicht wird man ſie für einen Roman, und mich für den Verfaſſer deſſelben ausgeben, und dann wird man dieſer Sammlung ſehr unrecht thun. Dieſe Briefe exiſtiren wirklich: die Stadt Yverdon, aus der ſie datirt ſind, exiſtirt auch außer allem Zweifel. Dieſe Hauptwahrheiten werden den übrigen ſchon Glauben verſchaffen. Wer der Sache weiter auf den Grund kommen will, der gehe in dieſe Stadt, die an und für ſich, durch ihre Lage und die Gegend umher, äußerſt reitzend, wo

der gesellschaftliche Ton sehr angenehm, und die gute Gesellschaft auserlesen ist. Findet man gleich nicht genau alle Namen, die in diesen Briefen angegeben sind, wieder; so wird man doch die Charaktere, die Sitten und vorzüglich diese Neigung zur Geselligkeit antreffen, die so schätzbar ist, wenn sie sich auf Freundschaft, Menschenfreundlichkeit und allgemeines Wohlwollen gründet. Mit Einem Worte, man wird alles mögliche finden, was die Wahrscheinlichkeit und Aechtheit dessen, was man hier lesen wird, bestätigen kann. Sicher kann diese Stadt, so gut als irgend ein anderer Ort, die Scene einer Geschichte seyn; und die Städte, die einige Schriftsteller dadurch berühmt machten, daß sie Briefe aus denselben datirt herausgaben, hatten nicht mehr Ansprüche auf diesen Ruhm. Allein, wird der Reisende, der

durch Yverdon geht, den Namen Laura ausſprechen? wird er ſich nach ihrer Familie erkundigen? wird er ſich ihre Wohnung zeigen laſſen, wie man den Garten der Julie in Clarens, die Milchhütten auf dem Berge, und die Namen des St. Preux und ſeiner Geliebten auf den Felſen von Millerie aufſucht, wo ſie niemals geweſen ſind, und wo der empfindſame Reiſende ſie dennoch ganz deutlich eingegraben ſieht? Er ſchift gerührt über den See, glaubt noch Spuren von den Furchen zu entdecken, die Juliens Kahn durch die Fluten zog: er erkennt den Ort, wo ihr Geliebter ſich mit ihr herabſtürzen wollte, und voll Rührung und Begeiſterung irrt er weiter durch die Welt, eine Julie zu finden, oder den St. Preux aufzuſuchen. In England iſt der Nagel in der blauen Klocke zu Glocester, an

welchen Rebhuhn seinen Schnapsack henkte, so bekannt als die Paulskirche. O, Allgewalt der Empfindung, o Zauber des Ausdrucks! Euch muß man anrufen, ihr beseelt den glühenden Griffel, der alle dem, was er darstellt, Leben und Dauer einflößt: ihr verschaft uns die reißenden Gefühle eines bittersüssen Kusses, und den wollüstigen Taumel, den eine Prise Opium hervorbringt. Doch, es ist gefährlich, große Männer in kleinen Dingen nachzuahmen, und ich versichere Ihnen, mein Herr, nichts weniger als aus Nachahmungssucht sind diese Briefe aus Yverdon datirt. Sie können sich selbst davon überzeugen: auch wenn kein Name angedeutet wäre, würde man doch die Oerter, die Sitten, und vielleicht die Personen wiederfinden. Ich darf also hoffen, daß man nicht hartnäckig auf dem Wahn beharren werde,

dieſe Sammlung von Briefen als ein Kind der Einbildungskraft zu betrachten. Wahrheit iſt das groſſe Verdienſt dieſes Buches, und dieſes Verdienſt gehörig zu ſchätzen, darf man ſich nur an die Maxime:

Rien n'eſt beau, que le vrai, le vrai ſeul eſt aimable.

erinnern, ob gleich derjenige, von dem ſie herrührt, in ſeinem ganzen Leben kein wahres Wort geſchrieben hat. Es würde ſogar ſehr nützlich ſeyn, wenn jede Stadt ihre Romanen hätte. Ihr Hauptzweck iſt ohne Zweifel die Menſchheit im Allgemeinen zu ſchildern, heutzutage aber hat ſie ſo mancherley Formen angenommen, daß jedes Land eine eigene hat. Dieſe Verſchiedenheit läßt ſich ſelbſt auf die Moral und Metaphyſik ausdehnen. Die Seelen ſind nicht allent-

halben mehr von einerley Stimmung, ihre Triebfedern verändern sich nach den Himmelsstrichen. Was man an einem Orte bewundert, wird an dem andern kaum gelesen. Hier ist alles für die Gesellschaft und Geselligkeit eingerichtet, die wesentlichen Geschäfte sind mit den Annehmlichkeiten des Lebens verbunden: anderwärts entscheidet das persönliche Interesse alles. Was hier Nacheiferung und Aufmunterung hervorbringt, erregt ein wenig weiter hin nichts als Eifersucht. Die Prinzipien der Moral verändern sich wie die Oerter, und die Seele selbst verändert mit der Zeit ihre Natur. Die schönen, die langen und breiten Romane eines Durfe, eines la Calprenede, einer Scuderi, die ehedem gefühlvolle Seelen entzückten, würden ihnen heutzutage nichts als Langeweile machen. Was sonst ein fühlbares Herz rührte,

läßt es jetzt kalt; man verlangt Begebenheiten, schnelle und nahe Entwickelungen. Täglich hört man klagen, in allen Trauerspielen und Dramen, in kleinen Stücken und Romanen kämen lang ausgesponnene Tiraden vor, die sich nicht mehr mit der Denkungsart zärtlicher Seelen vertrügen. Die Liebe selbst, der Probierstein der Metaphysik, scheint ihr Wesen verändert zu haben. In jenen fernen Zeiten — und sicherlich waren das die schlimmern, denn die Menschheit vervollkommt sich täglich — hätte man einen Roman, der bey der Entwickelung seinen Anfang genommen, für unwahrscheinlich, und empörend gehalten: heutzutage werden sie von denjenigen, die sie verfassen, für nützliche Bücher gehalten, und ohne Zweifel haben sie auch gute Folgen gehabt. Julie, die man anbetet, wenn man liest, was sie schreibt,

hatte ein zärtliches Herz und eine tugendhafte Seele: sie hat gewiß einigen Frauenzimmern, die ihre Schreibart und ihre Geschichte bewunderten, zum Muster gedient. Wie diese Heldinn fingen sie an, ein zärtliches Herz zu haben, und kamen die Tugenden nicht nach, so war es nicht ihr Fehler.

Nach allen diesen Betrachtungen ist es sehr lächerlich, oder wenigstens sehr unvorsichtig, mit einer langen Geschichte hervorzutreten, in der die Entwickelung fast am Ende ist, und man wird sehen, ob auch nur der Schatten eines Styls, wie er zum Beyfall eines Romans erfordert wird, da ist. Sie dürfen also, mein Herr, Ihre Kunden nicht durch die Zahl der Bände zurückschrecken: es wird weit klüger seyn, einen nach dem andern erscheinen zu lassen. Verlangt

man die Fortsetzung nicht, so ist der Schaden desto kleiner und weniger Papier verdorben. Dürften wir aber hoffen, mehr neugierige als strenge Leser zu finden, die die Entwickelung zu haben wünschten, so wäre mein Rath, den Band, worinn sie enthalten ist, viel theurer als die übrigen zu verkaufen. Es ist, wenigstens meiner Meinung nach, eine Ungerechtigkeit, den Anfang eines Romans, der dem Verfasser keine Mühe macht, so theuer bezahlen zu lassen, als die Entwickelung, um die er sich auf die Folter spannt. Auf diese Art kömmt das Vergnügen so hoch zu stehen, als die Langeweile, und das ist nicht billig. Vor allen Dingen bitte ich Sie, mein Herr, sorgen Sie ja dafür, es bekannt werden zu lassen, daß diese Sammlung Briefe kein Roman ist. Denn wirklich ist es eine Unverschämtheit, dem Publiko einen

neuen Roman vorzulegen. Die Titel und Auszüge allein von allen vorhandenen, machen eine Bibliothek von mehr als zweyhundert Bänden aus, und man wagt es noch, einen neuen bekannt zu machen! Die Romanenschreiber würden eine zahlreiche Armee bilden, und man kann sie als den gemeinen Mann in der gelehrten Republik betrachten: sie sind zahlreich, nützlich, und werden wenig geachtet. Freylich muß man gestehen, ihre Arbeiten verdienen keine sonderliche Auszeichnung. Ein Roman ist ein Buch, das man nie zweymal liest, dessen Lectüre man so gar in einem gewissen Alter verbieten sollte. Sie sind ein Futter für den Müßiggang, und eine Beschäftigung für die Langeweile. Ach, und die meisten davon sind eine so schlechte Gesellschaft, ob sie gleich von der guten gelesen werden! Wir müssen uns

also sehr in Acht nehmen, zu gestehen, daß dieser Roman wirklich nichts, als ein Roman wäre. Dieses lege ich Ihnen vorzüglich an das Herz.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der Verleger an den Herausgeber.

Mein Herr!

Ich übernehme den Verlag der ungeheuren Anzahl Briefe, die Sie mir anbieten; doch gestehe ich, daß es mein kleinster Kummer ist, ob sie ächt oder erdichtet sind. Ich verlange nichts, als daß sie interessant und gut geschrieben sind, und selbst auf diese beyden Eigenschaften würde ich weniger dringen, als auf Neuheit. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß diese viel unentbehrlicher ist, als Wahrheit und Güte. Brauchte es nur das, so würde man nichts mehr drucken. Alles ist längst gesagt, und obgleich bey weitem nicht alles gelesen worden, so ver-

langt man doch immer noch neue Schriften. Heutzutage iſt keine Fruchtbarkeit einträglicher, als die Fruchtbarkeit des Romanenſchreibens. Fragen Sie nur den Herrn R(etif) d. l. B(retonne.) — Es iſt ein wahres Elend, wenn in dieſem Fache die Neuigkeiten ausgehen. Die glücklichſten, ernſthafteſten, vortreflichſten Perſonen leiden darunter. Bey dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch ſagen, mein Herr, daß man den Nachtheil nicht genug überlegt, der aus einem Mangel von Büchern, vorzüglich von neuen Büchern im Publiko entſtehen würde. Ich verſichere Ihnen, er würde ſo gefährlich ſeyn, als der Brodmangel. Und doch bekümmert ſich die Regierung ſo wenig darum. Wie viel Perſonen würden ſchlechte, oder gar keine Ideen haben, wenn ſie ſich nicht mit fremden Ideen beſchäftigten. Wie viel andern würde nicht der ganze Umfang

ihres Genies verborgen bleiben, oder wenigstens würden sie einen schlimmen Gebrauch davon machen, wenn sie nicht Commentare, Anspielungen und Anwendungen, die für sie und andere gleich nützlich sind, zu machen hätten? Ein Mann liest seiner Frau vor, und sicher steht es indeß gut um die Wirthschaft. Ein Liebhaber und seine Geliebte, denen ihre eigene Geschichte langweilig zu werden anfängt, lesen einen anziehenden Roman, der ihren Empfindungen neues Leben gibt, und ohne den sie in einen strafbaren Leichtsinn gerathen seyn würden. Ein Mädchen, die ihre Tugend durch Gleichgültigkeit bewahrt hat, würde schreckliche Langeweile dabey haben, wenn sie sich nicht wenigstens glücklich preisen könnte, Unglücksfällen entgangen zu seyn, die sie vielleicht würde haben versuchen wollen, wenn eine gute Lectüre sie nicht bey Zeiten damit bekannt gemacht

hätte. Die Frauenzimmer verschaffen sich durch Lectüre eine richtige Idee von treulosen Mannspersonen; sie können Trost auf die Zukunft einsammlen, und die Mannspersonen sehen sich genöthigt, wenigstens auf eine neue und unbekannte Art treulos zu seyn. Kurz, mein Herr, die Uebel, die durch Bücher verhüthet werden, sind zahllos. Man sieht ihre ganze Wichtigkeit nicht ein, und die Verfasser, Uebersetzer, Nachahmer aller Art beklagen sich mit Recht, daß sie das Ansehen und die Auszeichnung, die ihnen in dieser Qualität gebühren, nicht genießen. Wirklich, das Handwerk der Büchermacherey verdiente in Rücksicht auf seinen großen Nutzen, so wie alle übrigen der Gesellschaft nützlichen und nöthigen Handwerke, zu einer förmlichen Zunft erhoben zu werden. Die verschiedenen Gattungen müßten klassifizirt und abgesondert werden, die Uebersetzer einen

Rang erhalten, die Kunſtrichter durchaus verbannt werden. So wäre jeder an ſeinem Plaſze, und es würde dann ſo gar ſehr ſchicklich ſeyn, den Produkten des Geiſtes eben die Privilegien angedeihen zu laſſen, die die Produkte der Erde genieſſen. Warum ſollte man die Leute nicht eben ſo ſchlechte Bücher leſen laſſen, wie man ihnen ſchlechtes Brod zu eſſen, und ſchlechten Wein zu trinken gibt? Sie hätten dann wenigſtens ſicher ſeyn können, daß Ihr Buch in Yverdon wäre geleſen und verkauft worden, und ich hätte es wagen können, dieſe Briefe, den Roman, die Geſchichte, oder wie Sie es ſonſt zu nennen belieben, auf einmal drucken zu laſſen. Die Länge, mit der Sie uns drohen, iſt ein wenig abſchreckend, man fängt lieber öfters eine neue Lectüre an, und wechſelt damit ab, als daß man ſich an lange Bücher wagt: man ſcheut ſich zu ſehr vor den Epiſoden.

Demohngeachtet gehe ich Ihren Vorschlag ein, mir das Manuscript, das Sie mir gezeigt haben, und das Sie bis ans Ende fortführen wollen, Bändeweis, von Monat zu Monat einzuliefern. Ihren andern Vorschlag aber, den Preis der Bände nach dem Grad des Interesse, das man an der Geschichte nehmen würde, zu bestimmen, kann ich nicht eingehen. Die Entwickelungen sind selten nach Jedermanns Geschmacke. Man würde zu oft seine Mühe und sein Geld bedauern: im Gegentheil, wir müssen die ersten Bände, so theuer als möglich, verkaufen; weil wir uns vielleicht gezwungen sehen können, die übrigen umsonst geben zu müssen. Ich bitte den Himmel sehr, daß das Gegentheil geschehen möge.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Laura.

Erster Band.

Erſter Brief.

Laura von Germeſan an Sophie von St. Aubin.

Valaire den 25. Sept. 1785.

Warum mußten Sie mich verlaſſen, liebſte Freundinn? Ihre Entfernung hat einen ſonderbaren Einfluß auf mich gehabt; es iſt mehr, als der leichte Schmerz über eine gewöhnliche Trennung. Ich bin jetzt immer allein, und ich fühle, daß ich allein bin. Unſer Landhaus dünkt mich eine Einöde, ſeitdem Sie nicht mehr hier ſind. Ich verſuche das Andenken an alles, was ich mit Ihnen dachte und ſprach, bey mir zu erneuern: allein dieſe Erinnerung füllt die Leere nicht aus, die Sie gelaſſen haben. Wir dachten zuſammen, wir ſtritten, wir lachten, wir ſchwiegen, und die Zeit verſtrich ſo angenehm! Das war mir mehr als ge-

nug! Nun aber, da Sie ſo weit von mir entfernt ſind — ich kann nicht errathen, woher es kommen mag — reizt mich alles zur Ueberlegung, ich meditire ſo gar, mein Verſtand wird ſchärfer, meine Ideen gehen tiefer, und doch macht es mich nicht glücklicher. Ich finde Geſchmack an der Einſamkeit, ich ſuche ſie auf, und fürchte, im ganzen Ernſt melancholiſch zu werden. In Ihnen allein, in Ihrer Entfernung muß die Urſache liegen. Ich geſtehe's, ich hätte mir nicht eingebildet, daß Sie mir ſo gar viel wären; mein Herz gab ſich der Freundſchaft hin, und jetzt iſt mirs, als ob ihm Alles fehle. Faſt glaube ich, ich habe mitunter Langeweile; aber nein, liebſte Freundinn, ich will keine Langeweile haben. Dieſes Uebel iſt zu demüthigend, zu gefährlich; ich werde mich dafür zu ſchützen wiſſen, lieber will ich mir ſelbſt Verdruß machen. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, kennen Sie die Langeweile, wiſſen Sie, was ſie iſt, und woher ſie kömmt? Ich habe vergeſſen, Sie darum zu fragen; denn in Ihrer Geſellſchaft konnte mir ſo etwas nicht

einfallen. Unſere Fröhlichkeit ward durch nichts geſtört, wir wußten ſie durch Beſchäftigungen zu unterhalten. Der kleinſte Umſtand friſchte ſie auf, und die ungezwungene Lebensart auf dem Lande trug auch das ihrige dazu bey. Jetzt ſuche ich mich mit eben den Dingen zu beſchäftigen, die wir zuſammen trieben; ich leſe, ich ſinge; ich fange Alles an, und werde mit Nichts fertig. Was bedeutet dieſe Unruhe, dieſe Art von Angſt, die ſich hier im Herzen regt? An Allem finde ich etwas auszuſetzen, Nichts geht mir von der Hand. Bald iſt es eine Leere, die ich nicht auszufüllen weiß, bald eine Laſt, die mich drückt. Sollten Sie mein Glück mit ſich hinweg genommen haben? Sollte die Freundſchaft, die Gegenwart einer Freundinn meiner Seele ſo nothwendig worden ſeyn, daß ſie ihrer nicht mehr entbehren könnte? Es verdrießt mich, von Ihnen in ſolche Abhängigkeit verſetzt zu ſeyn; ich lehne mich gegen die Herrſchaft auf, die Sie über mich gewonnen haben. Ich denke darüber nach, und finde, daß dieſe Empfindſamkeit mir

gefährlich werden könnte. Dieſem Uebel muß vorgebaut werden, und ſollte ich mich ganz von Ihnen losreiſſen. O! ich will Herr über meine Empfindungen bleiben, ich will nichts lieben, was ich nicht jeden Augenblick ohne Schmerz vermiſſen kann; und das kann ja wohl ſo ſchwer nicht ſeyn. Doch, ich werde gewahr, daß ich nur von mir ſelbſt ſpreche, indeß ich mich mit Ihnen beſchäftige. Für heute alſo nichts mehr davon. Nicht von meinen Empfindungen will ich Sie unterhalten, ſondern von den Empfindungen aller übrigen Perſonen, die hier Ihre Bekanntſchaft gemacht haben. Einige wiſſen mir viel von Ihrer Grazie, von Ihrem ſanften Weſen, andere von der Gleichheit Ihres Characters, noch andere von Ihrer ſtillen Heiterkeit zu ſagen. Die Weiber finden Sie artig, reizend, und ihr Lob kann leicht aufrichtig ſeyn, denn ſie verſtehen Sie machten nicht die geringſten Anſprüche. So haben ſie ſich alle anführen laſſen, und ich will ihnen nicht aus dem Traume helfen. Jedermann vereinigt ſich, Ihren Verſtand zu bewundern; das iſt der Punkt, auf den man immer zus

rückkömmt. „Sie hat ſehr viel Verſtand, ſagt der eine — Eine ſehr richtige Beurtheilungskraft, ſetzt ein anderer hinzu. O, ſie ſpricht über Alles zum Entzücken ſchön,„ ruft ein dritter aus, und nun geht es an ein Wiederhohlen aller Worte, die Sie geſprochen haben, an ein Erinnern aller Züge, die Ihnen ſo ungeſucht entſchlüpften. Ich habe mit Ihnen gelebt, und von fremden Leuten muß ich Sie erſt kennen lernen. So lange Sie um mich waren, hätte ich Sie nicht mahlen können, jetzt aber ſollte mir Ihr Pottrait gewiß gelingen. Ich nahm Antheil an Ihnen, ohne zu unterſuchen, warum? ich fühlte einen geheimen Zug, dem ich mich überließ: ſie iſt liebenswürdig, dachte ich, und ich liebe ſie. Die Lobeserhebungen, die man Ihnen macht, gewähren mir ſo viel Vergnügen, als wenn ſie mich ſelbſt beträfen: ich theile ſie, und bin ſtelz auf meine Freundinn. Die ungeheure Bewunderung Ihres Verſtandes iſt das einzige, was mir weniger Vergnügen macht, als alles übrige. Iſt denn der Verſtand ein Wunder? — iſt es ſo ſchwer, verſtändig zu ſeyn?

In dieſem einzigen Stücke wage ich es, mich mit Ihnen zu vergleichen, und ich möchte nicht gern, daß die Vergleichung hinkte. Manchmahl glaubte ich gar in dem Lobe, das man Ihrem Verſtande gab, eine verſteckte Satyre auf den meinigen zu finden, und da zog ſich freylich die Stirn ein wenig in Falten. Noch zur Zeit habe ich Niemand von meinem Verſtande ſprechen hören, aber ſicherlich liegt das blos an meinem Willen: nichts iſt leichter, als Verſtand zu haben. Was iſt er mehr, als Mutterwitz? Es hat mir nur noch an Ehrgeiz gefehlt, ihn zu zeigen. Dieſen Ruf werde ich Ihnen zu verdanken haben.

Man ruft mich ab, Beſuch anzunehmen: das heißt, ich gehe, mich aufs neue von Ihnen zu unterhalten. Wie ich höre, iſt es Hr. Deſaleurs. Auch der wiederhohlt es oft mit ſeinem vornehmen, kalten Tone: „ſie iſt reitzend, wirklich ſehr reitzend!„ Möchten ſie ſagen, was ſie wollten, wenn ſie mich nur nicht mehr hören ließen: „o ſie hat Verſtand, wie ein Engel!„ oder wenn ſie wenigſtens nicht mehr dazu ſeufzten,

als ob Sie allen Verſtand aus der ganzen Gegend mit ſich auf und davon genommen hätten. Macht man mich einmahl böſe, ſo behaupte ich gerade zu, Sie wären nichts, als eine Verſtandsheuchlerinn; ich hätte eine Menge Thorheiten aus Ihrem Munde gehört, und andere ſtänden Sie im Begriff zu begehen. Ich bitte Sie, liebſte Freundinn, machen Sie nicht, daß es eine Thorheit von meiner Seite wird, Sie ſo aufrichtig zu lieben, als ich Sie jetzt liebe, und ewig lieben werde. Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

Laura an Sophie.

Sie sind eine undankbare Seele, meine Liebe, und geben meinen Empfindungen, und der Art, wie ich davon spreche, eine ganz falsche Deutung. Nichts weniger als ein zur Zärtlichkeit gestimmtes Herz war es, was ich Ihnen zeigte. Die Langeweile, die ich zu bemerken glaubte, und Ihnen offenherzig bekannte, ist kein Bedürfniß zu lieben. Die Wahrheit zu gestehen, liebe Freundinn, Ihre Ideen haben mich empört, Ihr Brief hat mich fast böse gemacht. Sie verdienen die Freundschaft nicht, die ich für Sie habe: ich sage Ihnen, daß ich Sie liebe, und Sie antworten mir, Sie würden bald Nebenbuhler bekommen, mein Herz wäre nicht für Sie allein gemacht, es würde, ich weiß nicht wen, beglücken, u. s. w. Sind das Vernunftgründe, was Sie da vorbringen, so könnten Sie mir leicht einen Haß gegen die Vernunft und gegen den Verstand dazu ein-

ſſen. Erſt wollte ich Ihnen gar nicht antworten, nachher verſchob ich es wenigſtens eine Weile, um nochmahls alles reiflich zu überlegen, was Sie ſagen. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Luſt habe, in irgend eine von Ihren Ideen hineinzugehen: im Gegentheil, im Innerſten meiner Seele empört ſich alles gegen Ihre Denkungsart. Meine Denkungsart muß ſich nach meinem natürlichen Hang für Unabhängigkeit bequemen: nichts darf mich feſſeln wollen: ich würde mich ſelbſt aus den Armen der Freundſchaft loswinden, wenn es ihr einfiele, mich zu meiſtern; ja, meine Beſte, ich würde Sie eher haſſen, als von meinen Gefühlen für Sie abhängig ſeyn. Es mag Unabhängigkeit oder Leichtſinn, Tugend oder Laſter ſeyn, nennen Sie es, wie Sie es wollen; genug, das iſt der Pfad, von dem ich nie weichen werde. Sie haben den Aufruhr in meiner Seele erregt, und ich will ihn nicht einſchlafen laſſen. Ich habe genug Romane geleſen, genug Mannsperſonen ſprechen hören, um einzuſehen, daß alles, was ſie zu ſagen und zu wiederhohlen wiſſen, ſich um

den Satz dreht, man müsse lieben, die Liebe sey ein Bedürfniß, ohne das man nicht leben könne. Sind wir munter, so hat es uns geglückt, Liebe einzuflößen: sind wir niedergeschlagen oder beschäftigt, so müssen wir uns selbst verliebt haben. Sollte man nicht glauben, unsere ganze Existenz bestände in der Liebe? Diese abgedroschene Idee bringt mich auf, und um mich auf Erfahrung und Räsonnement zugleich stützen zu können, habe ich meinen Geist geprüft und mein Herz durchforscht, und — merken Sie wohl! nicht das geringste Bedürfniß zu lieben entdeckt, und mir fest vorgenommen, nicht zu lieben. Vielleicht ist das nicht mein letzter Entschluß, gewiß aber würde mir nichts in der Welt größere Ueberwindung kosten, als wenn ich ihn aufgeben müßte. Ich bin schon zwanzig Jahre alt, und werde bis zur Hartnäckigkeit darüber halten. Sollte es so schwer halten, sein Leben hinzubringen, und glücklich zu seyn, ohne sich an Einen Gegenstand zu fesseln, und von jener Leidenschaft unterjochen und tyrannisiren zu lassen, die mich bisweilen in Romanen ins

teressirt, aber noch weit öfter ärgerlich und ungeduldig gemacht hat? Wäre nicht lieben, und doch keine Langeweile haben, und glücklich dabey seyn, wirklich blos ein schöner Traum? Ich glaube nicht, daß dieser Plan meine Kräfte übersteigt: ich gehe an die Ausführung: wir wollen sehen, wie ich mich dabey benehme.

Die Hauptsache ist, daß ich gewisse Dinge, an die meine Existenz gebunden ist, untereinander zu vereinigen suche. Man hat Eigenliebe, macht Ansprüche, fühlt einen gewissen Ehrgeiz, gesucht und vorgezogen zu werden: man hat auch ein wenig Geschmack am Vergnügen, an der Welt; man möchte nicht ganz unbemerkt unter der Menge dahin schwimmen — alles das läßt sich wohl nicht ohne Kunst und Geschicklichkeit durchsetzen. Ey nun, das wird sich finden. Zuvörderst lassen Sie uns über das Verlangen zu gefallen einig werden. Dieses Verlangen verläßt uns nicht, und darf uns niemahls verlassen. Es ist der Wunsch, von allen Personen, die uns umgeben, einen gewissen

Beyfall, ein gewisses Wohlwollen, selbst eine Art von Bewunderung zu erhalten, die wir sehr gut zu entdecken wissen, auch da, wo man sie nicht durch Worte an den Tag legt. Zu diesem Endzweck dürfen wir nur zu benutzen suchen, was die Natur uns verliehen hat. Ist man denn nicht auch ein bischen hübsch? Mit Sorgfalt, mit Simplicität im Putz, mit Ordnung und Nettigkeit geht man immer mit durch. Wenigstens haben Sie mirs oft gesagt, und andern hab ich es angesehn, daß sie es dachten. Das ist genug für die Coquetterie und zur Befriedigung des allgemeinen Ehrgeitzes, sich im Umgang beliebt zu machen, gehört noch eine gewisse Anlage zur Munterkeit, die nicht in Muthwillen ausarten darf, und ein wenig Salz ohne Bitterkeit erfordert. Man hüte sich Ansprüche auf Witz zu machen, und begnüge sich, ihn an andern aufzusuchen: statt zu fordern, gebe man sich seinen Bekannten mit einer gewissen Gutmüthigkeit hin — sollte das nicht hinreichend seyn, seine Zeche in der Welt zu bezahlen? Der Witz steht uns nicht immer zu Gebote, aber man

kann ihn immer bey andern finden, und oft braucht es nicht mehr, um sich selbst in den Credit zu setzen, als ob man welchen übrig hat be. Gibt es noch andere Lücken auszufüllen, so ist man auch dafür nicht ganz ohne Talente: man singt, spielt ein wenig Clavier, versteht sich darauf, ein paar Zeilen hinzuklittern, man liest, und ist man nicht zufrieden, so hofft man. Aeltern, wie die meinigen, eine Freundinn, wie Sie sind, befriedigen die übrigen Wünsche meiner Seele, und es bleibt nicht das geringste Plätzchen weder für die Liebe, noch für schwärmerische Phantasien, am wenigsten für die Langeweile ledig. Sicherlich werde ich weder jene noch diese kennen lernen. Ich fodere sie alle heraus! Die Männer mit ihrem Bedürfniß zu lieben, die Romane mit ihren Wundern von Sympathie und ihrer ewigen Leidenschaften kommen mir höchst schaal und täglich vor, und ich will mich über alle diese Schwachheiten hinaussetzen. O wie will ich lachen; welch ein Beyspiel will ich der Welt geben, daß man glücklich seyn könne, ohne einem Gefühl zu fröhnen, das ich nicht

begreife, und niemahls begreifen werde. Diese Männer, die bald so unterwürfig, bald so tyrannisch sind — o wie gut werde ich ihrer Unterwürfigkeit und ihrer Tyranney entbehren. Wirklich, liebe Freundinn, ich möchte wohl einen recht närrisch verliebten Menschen hier haben: ich wollte tausend Spaß mit ihm treiben, ich wollte ihn zum Spielzeug meiner Laune machen. Das ist das einzige Vergnügen, das ich vielleicht zu missen Gefahr laufe: dem ich nicht nachzugehen wage; und da Sie doch so schlimme Vermuthungen auf die Lebhaftigkeit meiner Freundschaft gründen, so will ich mich im Ernst davor in Acht zu nehmen suchen, und Ihnen versprechen, Sie nicht zu sehr zu lieben. Auch diese Liebe wäre eine Unterwürfigkeit, und ich mag von keiner, selbst nicht von dieser Art mehr etwas wissen. Ich habe mich schon sehr gebessert, fast höre ich jezt Ihr Lob mit Gleichgültigkeit an. Sonst setzte ich immer etwas hinzu, wenn man von meiner Freundinn sprach, so konnte man leicht meine herzliche Freude entdekken. Jezt sage ich nichts mehr; ein Kopfnicken, ein „Ja, sie ist recht brav!„ das ist

alles, und gleich lenke ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Sehen Sie wohl, daß ich die Sache anzugreifen weiß, und urtheilen Sie, wie mir die Ausführung meines ganzen Plans gelingen wird. Nicht genug; ich werde Ihnen immer fort schreiben, noch wäre es mir unmöglich, dieses Vergnügen zu entbehren; um mich aber über Ihre Abwesenheit desto leichter zu zerstreuen, will ich Ihre Stelle wieder zu besetzen suchen.

Sie wissen, daß ich Mamsell Mirfor, die Sie bisweilen hier gesehen haben, niemahls recht habe leiden können. Sie hat Geist, aber nicht die geringste Natur: sie ist geziert und affektirt in allem, was sie thut und spricht. Ihre Freundschaftsbezeugungen sind abgezirkelt, ihr ganzes Betragen ist so berechnet, so ausstudirt, selbst im tiefsten Negligé macht sie unaufhörliche Ansprüche — mit Einem Worte, sie ist keine Sophie, was ich vielleicht nur zu sehr empfinden werde. Thut nichts, sie ist zu Ihrer Nachfolgerinn bestimmt. Ich werfe mich ihr ein wenig nach, so werde ich ihre beste Freundinn. Je weniger unser beyder Geschmack zusammenstimmt,

deſto mehr ſollen Sie ſehen, daß ich Herr über den meinigen bin. Sie liebt wie ich die Muſik, allein ſie ſingt nichts als lange Opernarien; ſie lieſt, aber nichts, als Romane; ſie liebt die Schönheiten der Natur, doch ſo, daß ſie einſame Oerter nur in zahlreicher Geſellſchaft beſucht. Nichts deſto weniger werden wir uns förmlich in einander verlieben. Sie wird mich oft beſuchen, und dann führe ich ſie bey unſern Spatziergängen an das Ufer des Bachs, den Sie ſo ſehr in Ihr Herz geſchloſſen hatten, wo wir ſo ſüße, ſo ruhige Augenblicke verlebten. Ich gehe mit ihr in unſer Wäldchen, und ſuche dann beym Geräuſch des kleinen Waſſerfalls alles rein zu vergeſſen, was wir zuſammen dachten und ſchwatzten. Ich bitte Sie, im Voraus auf Ihre Nebenbuhlerinn ein wenig eiferſüchtig zu ſeyn. Aber leider fürchte ich, auf dieſe Art wird zwar die Zeit ausgefüllet werden, mein Herz aber Ihnen allein angehören. Ueberdieß fühle ich, und geſtehe es, daß ich zur Ausführung meines Plans des Raths einer guten Freundinn bedarf, die ſo viel Verſtand haben muß, wie Sie. Wir denken über dieſen Gegenſtand nicht überein,

allein eben Ihr Widerſpruch muß mir lehrreich werden. Sie glauben, die Weiber hätten nur Einen Weg zu gehen, und müßten ſich am Ende immer erweichen laſſen: Sie betrachten das Joch, das man uns auflegt, als eine Pflicht, und demüthig werden Sie den Nacken hinreichen, wenn es ſich Ihnen nähert. In Ihrer zur Zärtlichkeit geſtimmten Seele glauben Sie zu leſen, daß Sie beſtimmt ſind, zu lieben und geliebt zu werden. Ihre ſchönen, großen blauen Augen voll Zärtlichkeit, Ihre ſanfte, intereſſante Phyſiognomie werden Leidenſchaften einflößen, Sie werden einen Roman mit einem glücklichen Ausgange ſpielen. Ich werde nichts von alle dem thun, und dann laſſen Sie uns unſer Loos vergleichen. Sie werden mir von Ihren zärtlichen Empfindungen, ich Ihnen von meiner Gleichgültigkeit, meiner Ruhe und Freymüthigkeit erzählen. Je feſter dieſer Vorſatz bey mir wird, deſto mehr fühle ich eine gewiſſe Standhaftigkeit in mir, die ſchon auf mein ganzes Leben Einfluß hat. Mein Geiſt iſt frey, ich bin über nichts mehr unentſchloſſen, kein fremder Wahn ge-

bietet mehr über meine Ideen, und ich fürchte nichts mehr. Ich möchte gern Riesen finden, mit denen ich im Kampf anbinden könnte, und ich entdecke nichts, als kleine Geschöpfe, die meines Zornes unwerth sind. O wenn mir doch ein Lovelace, ein Grandison, ein Seladon aufstiesse! Wie wollte ich mein Spiel mit ihnen treiben, wie wollte ich sie im Staube kriechen lassen und sagen: „In meinen Augen „seyd ihr nicht mehr, als jeder andre Mann!„

Aber wie abgeschmackt, daß ich mich bey diesen Mannspersonen verweile! ich kehre zu Ihnen zurück, liebe Freundinn. Es ist nicht wahr, daß ich mich einen Augenblick von Ihnen entfernen kann; ohne Ihre Freundschaft und das Zutrauen, das sie mir einflößt, würde ich unglücklich seyn. Ich will alles wissen, was Sie vornehmen, und will Ihnen alles sagen, was ich vornehmen werde. Sehen wir gleich die Sachen nicht immer von Einer Seite an, so soll es doch unserer Liebe keinen Eintrag thun.

Der Herbst eilt nunmehr mit starken Schritten herbey, man nähert sich einander,

man verſammelt ſich, ſucht ſeine Bekannten auf, verſpricht ſich Vergnügen und Freundſchaft, und findet nicht ſelten keines von beyden. Ich für mein Theil hoffe und wünſche nichts, alle Jahrszeiten ſind mir gleich, ich bin ruhig auf dem Lande, und werde es auch in der Stadt bleiben; ich rechne ein wenig auf die Welt und meinen Nächſten, daß ſie mir Stoff für meine gute Laune geben ſollen, und doch bin ich nichts weniger, als ſchadenfroh. Ich glaube, daß die Leute, die mich lachen machen, oft ſo viel werth ſind, als ich. Zwar werden wir nicht mehr beyſammen ſeyn, ich werde Niemand haben, mit dem ich mich über die Thorheiten unſerer Freunde luſtig machen kann: doch, da Sie unſere Originale ein wenig kennen, ſo darf ich Sie wenigſtens von ihnen unterhalten, und werde ſie ein wenig mehr in der Nähe zu beobachten ſuchen. Bis jetzt habe ich es nicht gewagt, die Gegenſtände zu genau in Augenſchein zu nehmen, und die Welt iſt mir noch nicht anders, als ein ſummender Bienenſchwarm vorgekommen. Nunmehr will ich ernſtlich meine Betrach-

tungen darüber anstellen, und sollten sie sich auch dem Tadel nähern, so werden Sie mir doch gewiß kein Verbrechen daraus machen. Alles bleibt unter uns. Doch, da sitze ich hier, und schreibe, als wenn ich sonst nichts zu thun hätte, und vergesse, daß man mir ein Lied aus der Stadt geschickt hat, und daß ich noch eine Toilette zu Visiten und einer ländlichen Assemblee zu machen habe, die ich nicht versäumen darf. Sie müssen gestehen, daß ich Recht habe, Sie für so wichtige Dinge zu verlassen. Ich eile, ich fliege. Leben Sie wohl, liebste Freundinn, und lieben Sie mich, wie ich Sie liebe.

Dritter Brief.

Laura an Sophie.

Ich gestehe Ihnen, Mamsell — das Wort Freundinn will nicht aus der Feder fließen — ich gestehe Ihnen, daß Ihr letzter Brief mir noch weit mehr Verdruß gemacht hat, als der vorige. Er ist in einem ernsthaften Ton geschrieben, der mich ganz betroffen macht. Ich bitte Sie, seyn Sie weniger weise, lassen Sie mir die Freyheit, es auf meine Art zu seyn, ohne meinen Geist noch meinen Character anzugreifen. Lassen Sie uns die Dinge immer noch ein wenig so ansehen, wie sie uns gefallen, wir werden Zeit genug haben, sie so zu sehen, wie sie sind. Ihre Gründe stützen sich auf Ideen, wie man sie gewöhnlich im Umgang mit der Welt bekömmt; meine Gründe auf Begriffe, die ich mir selbst gegeben habe. Da sie blos mich allein angehen, so kann ich ihnen ohne Furcht folgen: die Anlagen meines Herzens und meiner Seele haben mir sie eingegeben. Ich betrachte

die Freyheit und Unabhängigkeit als das größte Gut; Sie sprechen von Anhänglichkeit und Fesseln, als den artigsten Dingen von der Welt, und ich merke aus allem, was Sie sagen, daß sie der alltäglichen Idee, zu heyrathen, immer näher rücken. Sie sagen mit dem wichtigsten Tone, der sich denken läßt, der Beruf unsers Geschlechts sey, gute Hausfrauen, gute Mütter zu werden, und ich wollte wetten, Sie könnten stolz auf das Talent seyn, einer Haushaltung, einer Wirthschaft gut vorzustehn. Ey nu, liebe Freundinn, das große Glück kann Ihnen nicht entgehen, eins von jenen herrschsüchtigen Wesen zu finden, das, nachdem es Ihre Aussteuer, Ihre Geburt, vielleicht auch ein wenig Ihre Eigenschaften, vor allem aber seine Convenienzen genau ausgerechnet hat, sich großmüthig entschließt, Ihr Herr zu werden, und Sie nach seiner Willkühr glücklich oder unglücklich zu machen. Sie müssen sich dann unter das Joch beugen; von ihm hängt Ihr Schicksal, Ihr Leben, Ihr guter Nahme ab, und Sie haben von Glück zu sagen, wenn Ihre Aufopferungen Ihnen den gering-

ſten Vortheil bringen. Ich geſtehe, daß ich einer ſolchen Reſignation unfähig bin; alles empört ſich in mir gegen dieſe Einrichtung; ich danke dem Himmel, daß er ein wenig Stolz in meine Seele, und den Geſchmack an Unabhängigkeit in mein Herz gelegt hat, und traue mir Kraft genug zu, mich bey beyden zu erhalten.

Uebrigens, liebſte Freundinn, iſt meine Art zu denken vielleicht eine Folge der Erziehung, die ich erhalten habe, und der Lage, worinn ich mich befinde. Ich lebe im Schoos der beſten zärtlichſten Eltern, die mehr meine Freunde, als meine Eltern ſind. So mittelmäßig unſer Vermögen iſt, ſo befriedigt es doch vollkommen unſere Bedürfniſſe; mein Vater und meine Mutter ſind heiter und ruhig, ſie haben, ſo wenig als ich, Wünſche, Einigkeit und Friede machen unſern Pracht und Aufwand, und was wir wechſelſeitig für einander fühlen, unſer Vergnügen und unſere Wolluſt aus. Ich weiß nicht, was Unterwürfigkeit heißt, und doch ſind ſie mit mir zufrieden. Ich habe meiner Erziehung erwähnt, wiewohl ich mich kaum erinnere er-

zogen worden zu seyn; so wie mein Verstand sich entwickelte, bildete ihn mein Vater mehr durch anhaltende Thätigkeit und Beschäftigung, als durch Räsonnements und stündlichen Unterricht aus. Man hat mir nie etwas befohlen, und das Wort Gehorsam ist mir unbekannt: war ich im Begriff etwas unrechtes zu thun, so stellte man mir gelassen und mit Nachdruck die unangenehmen Folgen, die damit verknüpft waren, vor, und ließ mir dann freye Wahl, sie zu vermeiden, oder mich denselben auszusetzen. So viel als möglich mußte mich die Erfahrung klüger machen und bessern. Wie oft glaubte ich anfangs, man wollte mir ein Vergnügen verweigern, und wenn mir der Wille gelassen wurde, so fand ich nichts, als Langeweile oder Verdruß. Statt mich immer zu leiten und an der Hand zu führen, nöthigte man mich, selbst eine Wahl zu treffen. So lernte ich nachdenken und urtheilen. Nie hat man mich irgend eine Wissenschaft gelehrt: bey meinem Unterricht war man mehr bedacht, meine Ideen zu entwikkeln, als mein Gedächtniß zu überladen. Ich

habe nie weder eine Frage noch eine Antwort auswendig gelernt; so oft mein Vater mir irgend eine große, wichtige Wahrheit beybringen wollte, so suchte er immer die Vorstellung oder Empfindung durch einen vorhandenen Gegenstand in mir hervorzubringen. So zum Beyspiel weckte er mich an schönen Frühlings- oder Sommertagen sehr früh, wir gingen dann zusammen aus, und suchten einen Ort, von dem der bedeckte Horizont uns die aufgehende Sonne in ihrer ganzen Schönheit sehen ließ. Hier, wenn ich von der Pracht dieses Schauspiels bewegt und hingerissen war, empfieng ich den Unterricht in der Religion, den nichts aus meiner Seele tilgen kann. Von da gingen wir in eine Armenhütte oder in ein Krankenhaus, wo ich Mildthätigkeit und Wohlthun kennen lernte, wo ich ungeheuchelten Dank und Segnungen hörte, und Eindrücke empfing, die noch in meinem Herzen leben. Auf diese Weise, liebste Freundinn, erreichte ich mein achtzehntes, mein zwanzigstes Jahr, und nun werden Sie sich nicht ferner wundern, daß ich zum Theil etwas eigene Ideen

habe, und, da ich meinen Character kenne, mir einen Plan der Freyheit entworfen habe, der zu ihm ſtimmt, und daß man, wenn man ſich rühmen darf, ein eigenes Syſtem zu beſitzen, nun auch Luſt bekömmt, andere zur Annahme deſſelben zu bewegen, wie ich es mit Mamſell Mirfor mache. Sie ſah den Eheſtand gerade zu als das höchſte irdiſche Glück an; ihr Ehrgeiz ſchränkte ſich, albern genug, blos darauf ein, die Frau eines Mannes und die Vorſteherinn eines Haushaltes zu werden. Ich habe ihr aber, freylich nicht ohne Mühe, begreiflich gemacht, daß es viel ſchöner und ſicherer ſey, nur ſich ſelbſt anzugehören, und daß ein froher Muth mehr werth wäre, als alle Zärtlichkeit, und die Freyheit mehr, als ein ungewiſſes Glück. Sie iſt noch nicht ganz überzeugt, ich hoffe aber, ſie im kurzen dahin zu bringen.

Wie ich Ihnen ſage, liebſte Freundinn; ich habe mit Mamſell Mirfor Freundſchaft errichtet, und das Gelübde der Untreue gegen Sie erfüllt. Sie ließ ſich die Schritte, die ich ihr entgehen that, gefallen, und ich habe ſie in ihrem Landhauſe beſucht.

Wir kannten uns ſchon vorher ein wenig, und jezt ſind wir vertraut, wiewohl ich nicht dafür ſtehen will, daß unſere Neigung lange dauern wird. Sie brachte einige Tage bey mir zu; beym Abſchied verſprachen wir uns Freundſchaft und Vertrauen, das heißt, wir verſprachen uns einander Wahrheiten zu ſagen, und unſere Verbindung gehen zu laſſen, wie die Umſtände es erlaubten. Ich geſtehe gern, daß dieſe Freundſchaft etwas ganz anders iſt, als was Sie und mich verbindet; ich glaube zwiſchen uns eine Sympathie zu entdecken, die nichts ſchwächen wird, und von der ich mich nur umſonſt ſuchen würde loszureiſſen. Wahre Freundſchaft läßt ſich nicht erſetzen. Es that mir leid, meine neue Freundinn abreiſen zu ſehen; allein ſie ließ keine Leere bey mir zurück, und ihre Abweſenheit macht mir die Einſamkeit nicht furchtbar. Jezt wäre die Zeit, wo man ſo etwas am erſten fühlen müßte: der Herbſt rückt immer näher ins Land, die Witterung wird bald ein Hinderniß für den geſellſchaftlichen Umgang werden, wir werden uns einſchlieſſen und faſt ganz einſam leben müſſen.

Schwer kann mir das nicht fallen; selbst von dem Wetter und den Jahrszeiten will ich uns abhängig bleiben; nie und nirgend soll es der Langenweile gelingen mich zu ergreifen. Ich bekomme nun mehr Zeit, meine Pflichten gegen meine Eltern zu erfüllen; sie sollen es aber nicht fühlen, daß es Pflichten sind, noch weniger soll mein Herz es erfahren. Wir leben ohne heftige Wünsche und ohne Sorgen, und diese Ruhe ist mehr werth, als manches Vergnügen. Ich bemerke ohne Verdruß, daß die Abende länger und die Tage kürzer werden: ich messe sie nicht, ich zähle sie nicht, sondern genieße mit inniger Empfindung diese schönen Herbsttage, wo man, statt die Sonne zu fürchten, ihre Stralen aufsucht. Ich verlaufe mich vom Hause, und suche bald bewohnte, bald einsame ländliche Gegenden auf; ich gehe bis an den Eingang des Dorfs, wo ich am Abend mit Vergnügen das Getöse der heimkehrenden Heerden, das Jauchzen der Bauern, die von dieser oder jener Art von Erndte zurückkommen, und den Gesang der Kinder höre, die Früchte und Holz, das sie im

Walde aufgelesen haben, eintragen. Ich komme ein wenig ermüdet nach Hause; mein Vater ist unterdessen in der Stadt, oder auf der Jagd oder bey einer Feldarbeit gewesen; meine Mutter hat sich mit häuslichen Dingen oder mit dem Wirthschaftswesen von irgend einem unserer Nachbarn beschäftigt: wir sehen uns mit dem Vergnügen wieder, das Personen empfinden, deren Glück auf ihrer Vereinigung beruht. Doch werde ich mich hüthen, mein Gefühl für dieses stille häusliche Glück abzustumpfen, im Gegentheil wünschte ich mir es immer in seiner ganzen Stärke und Neuheit zu erhalten; die Gewohnheit an Sachen, die uns gefallen, ist eine Feindinn, gegen die man auf seiner Huth seyn muß; es gibt nichts, das unter ihren Händen nicht zur Langenweile werden sollte. Oft gehe ich an das Ufer des Bachs, der Ihnen so lieb war, ich sehe Sie an der Stelle, die Sie sich ausgesucht hatten, ich höre Sie denken, ich antworte Ihnen, ich erinnere mich an unsere Streitigkeiten und an meinen Verdruß, wenn Sie Recht hatten; sind Sie nicht da, so finde ich tausend Tadel an Ih-

nen, vorzüglich ereifere ich mich nach Herzenslust über ihre so gar vernünftige Art zu denken. Diesen Vorzug, den Sie vor mir zum Voraus zu haben glauben, werde ich so spät, als möglich anerkennen. Mamsell Mirfor hat alle meine ländlichen Vergnügungen theilen, und ohne Barmherzigkeit alles bewundern müssen, was mir gefällt, und was ich liebe; ich führte sie an das Ufer meines Bachs, da mußte sie sich auf den kleinen moosbewachsenen Hügel setzen, an dem das Wasser vorbeyfließt. „Lassen Sie sich nieder, sagte ich ihr, und bilden Sie sich ein, einen Liebhaber zu Ihren Füßen zu haben, der seufzt, und stöhnt!„ „und wie die Welle hier entschlüpft?„ setzte sie sehr weislich hinzu. Ich überlasse es Ihnen selbst, den Rest unserer Unterredung über Seufzen und Stöhnen und Leichtsinn zu errathen. Darauf wendeten wir unsere Blicke in die Ferne jenseit des Bachs und bewunderten die glänzenden und mannichfaltigen Farben, in welche sich die Bäume in dieser Jahrszeit kleiden. Einige zeigten ein bleiches Gelb, andere ein dunkles Roth, einige waren noch

grün, und verschiedene, ganz von Laub entblößt, verkündigten die Annäherung der Fröste. Im Hintergrund der Landschaft sahen wir die immer grünen, immer traurigen Tannen; das Sinnbild der Beständigkeit! Ueber unsern schönen Betrachtungen war die Sonne untergegangen, und wir hatten eine Wolke hinter uns nicht bemerkt, die am Horizont heraufstieg und Regen brachte; wir eilten, was wir konnten, das Haus zu erreichen, wurden aber vorher noch weidlich durchnäßt. Dieser kleine Unfall störte unsere Fröhlichkeit nicht. Wir lachten, indem wir uns trockneten, und zogen uns eine gute Lehre daraus. Diese Wolken, die sich über uns versammelten, indeß wir einen heitern Himmel und einen angenehmen Anblick vor uns hatten, gleichen unerwarteten Unfällen, die unser Glück verbittern.

Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, liebe Freundinn, daß wir diesen Sommer neue Nachbarn bekommen haben: doch ist mir, als ob ich Ihnen, bey Ihrer Anwesenheit, einige mahl davon gesagt hätte. Seitdem haben wir Gelegenheit gehabt, sie öfter zu se-

hen, und genauer kennen zu lernen. Sie interessiren uns; es sind Personen, deren Vermögensumstände in Unordnung gerathen sind, und die sich auf ein Landhaus eine Viertelstunde von hier zurückgezogen haben. Leute, die ihr Vermögen durchgebracht haben, sind gewöhnlich artige Leute von gutem Ton: aus ihrem traurigen und ernsthaften Wesen merkt man bald, daß ihre Lage irgend eine unglückliche Veränderung erlitten hat. Man interessirt sich für sie; das scheint sie zu rühren, und wirklich hat ihr Zustand unsere Theilnahme erregt. Es ist ein Mann und eine Frau, beyde noch jung. Madam von St. Marcin scheint höchstens sieben und zwanzig Jahr alt; sie würde noch schön seyn, wenn ihre Physiognomie nicht Spuren des Kummers oder einer unordentlichen Lebensart zeigte. Ihre großen schwarzen Augen, mehr schmachtend als feurig, verrathen immer noch, was sie gewesen sind. Der Ton ihrer Stimme hat etwas rührendes, in ihrem ganzen Anstand und ihrer Tracht herrscht eine Nachläßigkeit, die von ihrer Traurigkeit und Niedergeschlagenheit zeugt. Man vermuthet,

daß sie Unglücksfälle erlitten haben, und ist neugierig, sie zu erfahren. Der Mann spricht viel, und immer von dem, was er gewesen ist, damit man vergessen soll, was er jetzt ist; er möchte gern jedermann das Vergangene zu Ohren bringen, und der Mühe überheben, es zu errathen. Seine Unterhaltung ist sehr beschwerlich, da er wechselsweise bald zutraulich, bald geheimnißvoll ist. Auch haben sie noch einen Menschen, der eine sehr artige Figur macht, bey sich: er hat eine geistreiche Physiognomie, und spricht wenig. Er scheint eine kalte und ruhige Philosophie zu affektiren, und doch entschlüpft ihm bisweilen ein munterer, pikanter Einfall. Sein Betragen gegen den Mann ist sehr höflich, und gegen die Frau sehr theilnehmend. Ich glaube fast, liebste Freundinn, er macht, wie man zu sagen pflegt, den Freund vom Hause. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, was ein Freund ist. Neulich sprach man viel davon, und im Streit, der bey dieser Gelegenheit entstand, wurde behauptet, es ließe sich in einer Familie nichts nützlichers denken, als ein solcher Freund: der Mann hätte Freyheit, einen gu

ten Rathgeber, und eine Stütze mehr in der Welt, die Frau einen Tröſter — kurz, alles ginge vortreflich von Statten, wenn ein Freund ſich gefallen ließe, die Unbequemlichkeiten des Eheſtandes zu theilen. Man führte eine Menge Beyſpiele, und vorzüglich dieſes mit an. Ich begreife nichts davon, ſo viel aber weiß ich, daß ich eine Abneigung gegen alle Freunde dieſer Art, und noch mehr gegen die Ehen fühle, die ihrer nöthig haben. Ich ſehe nichts, als eine Frau unter der Tyranney eines Mannes und dem Deſpotismus eines Freundes: ich mag nicht unterſuchen, ob ich Recht habe oder nicht, allein ich entſage gern allem Antheil an dem Glück und Troſt dieſer Frau, und alles, was ich in der Welt ſehe, beſtärkt mich in meiner Denkungsart. Vielleicht erfahre ich mit der Zeit die Geſchichte der Frau von S. Marcin, ich wünſche es, theils aus Neugierde, theils weil ich mich wirklich für ſie intereſſire; vielleicht aber würde ich ſehr in meiner Erwartung getäuſcht werden. Es iſt leicht möglich, daß ſie gar keine Geſchichte zu erzählen hat; ſie kommen aus L... und das iſt eben nicht das Land

der Romane. Heute besuchen wir diese Neuangekommenen als Fremde, denen wir, der Nachbarschaft wegen, Höflichkeiten und Zuvorkommung schuldig sind; doch ist mirs nicht so, als ob unsere Verbindung sich weiter erstrecken würde. Sie wissen, daß auf dem Lande alles für einen Vorfall gerechnet wird, und eine neue Bekanntschaft von drey Personen ein sehr wichtiger Vorfall ist; ich erzähle ihn also, als ob Sie Wunder für Antheil daran nehmen müßten. Halten Sie's nur eben so, meine Liebe, erzählen Sie mir alles, was Sie machen, schreiben Sie mir oft, und wenn es auch lauter, lauter Verstand seyn sollte. Ich habe alle Hochachtung für den Ihrigen, oft bin ich so gar eifersüchtig darüber, immer aber weiß ich etwas davon zu meinem Nutzen zu verwenden. Machen Sie's, wie ich, schreiben Sie recht lange Briefe, die kein Ende nehmen. Ich plaudere gar zu gern mit Ihnen, und habe zum Glück Zeit genug dazu. Doch für heute ist es wohl genug. Leben Sie recht wohl, meine Beste.

Vierter Brief.

Laura an Sophie.

Wie, meine Liebe? So ſind alle meine Vorſtellungen umſonſt; Sie bleiben dabey, es ſey ihr Wille, zu heyrathen. Sie glauben, daß es ihre Beſtimmung wäre, der Sie nachleben wollen. Nu wahrhaftig, dieſes Geſtändniß iſt ſonderbar genug, und ich kann den ſeinen Verſtand, den ich immer an Ihnen rühmte, nicht darinn finden. Ihre Naivetät iſt mir widerlich, und Sie mögen ſie mit noch ſo ſchönen Phraſen, mit natürlichem Beruf, Schuldigkeit, Pflichten gegen die Geſellſchaft, Ergebung in den Willen der Aeltern, und wie ſie weiter heißen, auszuputzen ſuchen; ich kann dieſe Sittenſprüche nicht faſſen, und geſtehe Ihnen eben ſo naiv, daß ich ganz anders hierüber denke. Nie kömmt mir ein Gedanke ans Heyrathen in den Kopf, oder geſchieht es ja einmahl durch ein Ohngefähr, ſo läßt er wenigſtens nicht den geringſten Eindruck nach ſich, und ich bin feſt überzeugt, daß mein Wille nie dabey

seyn wird. Ich finde, daß man der Gesellschaft nichts als sein Glück schuldig ist, und da es mir scheint, daß man noch sehr wenig bedacht gewesen ist, es an die Ehe zu knüpfen und zu fixiren, so muß mirs ja wohl erlaubt seyn, es anderwärts zu suchen. Das Glück, wie ich mirs denke, besteht darinn, unabhängig und frey in meinen Neigungen zu seyn. Ich hasse die Unterwürfigkeit und will nicht gebunden seyn, Jemanden zu gefallen, oder etwas anders zu lieben, als was mir gefallen wird. Ich sage das desto zuversichtlicher, da ich noch keine Person gefunden habe, von der ich abzuhängen, keine, von der ich geliebt oder vorgezogen zu werden wünschte. Ich fühle, daß mein Herz eben so frey ist, als mein Geist, und ich will diese Freyheit genießen; das ist mein Plan. Sie, liebe Freundinn, mögen immerhin eine recht gehorsame Gattinn, eine recht geschätzte Hausmutter, eine recht geplagte Wirthschafts-Vorsteherinn werden; ich werde Sie bewundern, ohne Ihr Glück zu beneiden. Mein ganzer Ehrgeiz ist, meine Lebensart beständig so fortzusetzen, wie sie

jezt ist: ich scheue jede Veränderung, und mag nichts davon wissen. Ich habe alles um mich herum, was mein Herz beschäftigen und seine Forderungen befriedigen kann: es verlanget nicht mehr. In meiner Familie herrscht eine Sympathie, eine Fröhlichkeit, und Liebe Neigungen, die jede Leere ausfüllen. Sie haben selbst gesehen, meine Beste, daß ich nicht nöthig habe, mich zu verheyrathen, um frey zu seyn: der Umgang mit meinen Aeltern ist angenehm; meine Mutter ist eine so gute, sanfte Frau; mein Vater hat immer etwas Angenehmes vor, und läßt mich an allen wesentlichen Geschäften Theil nehmen. Unsere Oekonomie, die nothwendigerweise groß seyn muß, ist oft ein Gegenstand der Fröhlichkeit, und immer eine unterhaltende Beschäftigung für uns. Unsere Freunde besuchen uns, um lustig bey uns zu seyn, nicht unsere Pracht zu bewundern, oder unsre Verschwendung zu theilen. Wenn mein Vater seine Violine von der Wand nimmt, mir eine neue Arie fürs Clavier entziffern zu helfen, so bilden wir uns ein, ein schönes Konzert zu haben; wenn wir die jun-

gen Mädchen aus dem Dorfe in der Scheune tanzen lassen, so bilden wir uns ein, einen großen Ball zu haben. Sie selbst haben eingestanden, daß ich glücklich bin, und wirklich wäre es das gefährlichste Unternehmen von der Welt, etwas zu unserm Glück hinzusetzen zu wollen. Wenn Ehrgeiz, Unruhe oder Hang zu Neuerungen meine Ideen zu verwirren drohen, so fliehe ich vor ihnen, wie vor einem Laster. Nichts scheue ich mehr, als durch Vergleichungen meine Zufriedenheit zu vergiften. Ich stelle entweder gar keine Vergleichungen an, oder drehe sie wenigstens so, daß sie zu meinem Vortheil ausfallen müssen, und das macht mir wenig Mühe, wenn ich die Gegenstände derselben aus der Menge verheyratheter Frauenzimmer wähle.

Ich will Ihnen ein großes Geheimniß entdecken, liebste Freundinn; ich vertraue es Ihnen an, und bitte, es getreulich zu bewahren; ich sag es Ihnen ins Ohr — ich glaube, daß ich so Etwas von einer Philosophinn bin; ich thue mir ein wenig darauf zu gute, und habe Lust mich dieser Neigung zu überlassen. Gern möchte ich diesen kleinen Stolz

befriedigen, allein da überrascht mich wieder die schreckliche Furcht vor Ihrem Verstand: ein Frauenzimmer eine Philosophinn! und in meinem Alter! Nun ist kein Verbrechen so groß, das Sie mir nicht zutrauen werden. Einen Augenblick Geduld, ich bitte Sie, und Sie werden sehen, daß ich mit diesem Worte nichts verknüpfe, als das Recht, den Ideen, die ich empfangen habe, und die vielleicht nicht die Ideen aller jungen Frauenzimmer sind, gemäß zu denken. Ich habe mir ein System gemacht, das von dem Ihrigen abweicht, und möchte es gern befolgen. Ueberhaupt traue ich den wenigsten Frauenzimmern ein System zu. Sie lassen sich durch Umstände oder durch irgend eine Empfindung leiten, die an Schwachheit grenzt, und ich fühle Kraft in mir. Es versteht sich, daß ich nicht von jener Philosophie rede, die von Schuldigkeiten losspricht, die alle ihre Neigungen und ihr Glück nach persönlichem Interesse einrichtet, und mit der Tugend Spott treibt, indem sie sich über gewisse angenommene Grundsätze hinaussetzt. Ich habe wohl gehört, daß diese Philosophie die

Philosophie einiger Weiber und Männer war, die Lärm in der Welt, und selbst durch ihren bösen Ruf sich einen glänzenden Nahmen machten. Ich habe etwas davon hinter der Thüre erhorcht, und genug gehört, um mir alle Lust nach dieser Philosophie und diesem Ruf vergehen zu lassen. Alles, was ich behaupte, ist, daß auch ein Frauenzimmer nachdenken, und wenn sie nachdenken, auch räsonniren darf, und so nehme ich mir die Freyheit zu räsonniren, ohne mich nach den trivialen angenommenen Ideen zu richten. Das ist meine ganze Philosophie, und wie ich glaube, die richtige. Diese werden Sie mir ja wohl erlauben; Ihr gestrenger Verstand kann sie nicht verdammen. Solle er aber doch, so beweist es weiter nichts, als daß wir verschiedene Systeme haben. Jeder Philosoph hat das seinige, und so ist es nicht mehr als billig, daß auch jede von uns das ihrige hat. Allein ich habe dabey noch einen andern Verdruß, den ich gern verheelte, wenn ich Ihnen nicht alles entdecken müßte. Mein Vater ist oft Ihrer Meinung, fast immer gleicht sein Verstand dem Ihrigen;

was mir denn sehr leid thut. Ich hänge fest an meinen Ideen, und das Geschäfte ist nicht leicht, sie gegen einen Vater und eine Freundinn zu vertheidigen. Immerhin! desto ehrenvoller ist der Sieg. Mein Vater ist ein desto gefährlicher Gegner, da er mein ganzes Vertrauen besitzt. Wenn er Untersuchungen anstellt, so trift er so scharf auf die Wahrheit, daß Funken herausspühen, die mich blenden: doch geschwind erhohle ich mich wieder, meine Festigkeit deckt mir immer den Rückzug, und ich bleibe sorgsam bey meiner Art zu denken. Glücklicherweise besitze ich in meinem Vater einen zärtlichen Freund, der sich zu mir herabläßt. Nachdem er meinen Character und meinen Verstand gebildet hat, hält er es seiner nicht unwerth, auch meine Einwürfe anzuhören; er ist nachsichtig gegen meine Ideen und Phantasien, er spricht mit mir wie eine Freundinn, die höchstens mehr Erfahrung hätte, als ich: unglücklicherweise aber bringt er alle Vorfälle des Lebens auf eine Schärfe und Genauigkeit zurück, der ich nicht beystimmen kann. Nach einem langen Streit über Freyheit und Unabhängigkeit

ſagte er mir neulich: „Liebe Laura, du wirſt lieben, und alles das bereuen, was du jezt ſagſt.„ Das machte mich im Ernſt böſe; ich behauptete, in allem, was mir je vorgekommen, nicht das geringſte gefunden zu haben, das mich verführen könnte, und in allen Männern, ſelbſt in den Helden der Geſchichte und Romane nie etwas anders als Weſen entdecken zu können, die alles ihrer Eigenliebe und ihrem Ehrgeiz dienſtbar machten. Ich ſagte ihm mit einer Lebhaftigkeit, die ihn lachen machte, daß ich ſicherlich nicht ihr Opfer werden würde. — „Armes Kind, antwortete er mir, indem er mich umarmte, „möchteſt du nur ſo glücklich ſeyn, dir ſelbſt „den Opferer wählen zu dürfen. „Meine Mutter, die eben dabey ſtand, ſetzte hinzu: „man „hat gut reden, am Ende ſind es doch die „Umſtände, die uns in ihrer Gewalt haben, „und das Glück geht, wie es kann.„ Ich nahm mir feſt vor, nicht von den Umſtänden abzuhängen, und meinen Ideen treu zu bleiben.

Mit den drey Fremden, die in unſere Nachbarſchaft gekommen ſind, haben wir es

was nähere Bekanntſchaft gemacht. Wir empfingen ſie das erſtemahl ſo freundſchaftlich, daß ſie uns nachher von Zeit zu Zeit beſuchten. Derjenige, den ich Ihnen als den Freund der Familie ankündigte, und der Hr. v. Verſeuil heißt, ſchien mir anfangs nach ſeinem Betragen und ſeiner Figur ein ganz liebenswürdiger Mann: in der Folge betrachtete ich ihn wegen ſeines kalten, unachtſamen, und oft ſo gar übermüthigen Weſens als einen ganz gewöhnlichen Menſchen. So wenig weiß man aus den Männern klug zu werden! Wie ich dieſen näher kennen lernte, fand ich, daß er Geiſt, Geſchmack, Kenntniſſe beſitzt, und ein ſehr intereſſanter Mann iſt. Anfangs mochte ich ihn weder kennen lernen, noch ein Urtheil über ihn fällen; ich glaube ſo gar, daß ich ihm nicht die beſte Meinung von mir beygebracht habe; denn im Grunde ſchätzen wir doch nur den, der uns zu ſchätzen ſcheint. Es währte aber nicht lange, ſo ergriff er jede Gelegenheit mit mir ins Geſpräch zu kommen, und ſuchte alles hervor, was mich beluſtigen und beſchäftigen konnte. Wider meinen Willen gelang es ihm,

mich zu amüſiren, und zwar durch eine Geſchicklichkeit und Feinheit, die mir die Idee von einem Manne aus der großen Welt gab, der zu gefallen ſucht, und die Mittel kennt, wie es glücken muß; das heißt, ich ſah ſeine gereizte Eigenliebe alles aufbieten, ſich einer Perſon angenehm zu machen, die er anfangs verſchmäht hatte. Die Wahrheit zu geſtehen, meine Liebe, es ſchmeichelte mir eben nicht, und ich ließ ihm ſchlechtweg die Gerechtigkeit widerfahren, die er von mir forderte. Er wollte gefallen, und ich fand ihn liebenswürdig. Er beſitzt die Kunſt der Unterhaltung, die er leicht und angenehm zu machen weiß, vollkommen. Als wir das letztemahl zuſammen waren, heftete Madam d. St. Marcin ihre großen Augen auf uns, in denen ich das Intereſſe, das ſie an ihrem Freunde nimmt, zu leſen, und ein bischen Eiferſucht zu entdecken glaubte. Dieſes Laſter verdient Strafe, und ich unterließ deshalb nicht, die Unterredung zu verlängern; ich ſprach ſo gar etwas leiſer, und mit einem theilnehmenden Weſen, von dem ich im Grunde weit entfernt war. Doch habe

ich mir nachher selbst Vorwürfe über diese kleine Bosheit gemacht. Ich schämte mich desto mehr, da das sonst gewiß meine Neigung nicht ist. Sie wissen, daß ich mich bestrebe, die Wahrheit selbst zu seyn. Ohne Zweifel gehört das zu den Dingen, die von den Umständen herbeygeführt werden, und die uns natürlich sind, ohne gerade in unserm Character zu seyn. Ein Frauenzimmer beobachtet das andere, und mehr ist nicht nöthig, das Gegentheil von dem zu bewirken, was sonst geschehen seyn würde. Ich glaube wirklich, ich mache hier eine Entdeckung. Wie dem auch seyn mag, genug, ich machte der Besorgniß der Madam v. St. Marein bald ein Ende. Der Gegenstand unsers Gesprächs war sehr gleichgültig, ich rufte sie und sagte: „Kommen Sie, Madam, und „entscheiden Sie zwischen Hrn. v. Verseuil „und mir. Er behauptet, in meinem Alter „wäre das Landleben wenig besser als ein „Klosterleben, das nicht den geringsten Reiz „haben könnte, und drüber sagt er mir die „artigsten Sachen von der Welt; ich mag „aber, als ein wahres Landmädchen, nichts

„als die nakte Wahrheit hören.„ Madam v. St. Marcin mischte sich nunmehr auch ins Gespräch, wir sprachen alle zusammen, ohne uns sonderlich zu verstehen. Hr. v. Verseuil benutzte jeden Umstand, mir eine Schmeicheley zu sagen, Madam v. St. Marcin bekam auch ihren Theil, und beyde hatten wir Ursache zufrieden zu seyn, so verschiedener Meynung wir auch waren. Liebste Freundinn, dieser Hr. v. Verseuil ist ein liebenswürdiger Mann, und doch liebe ich ihn nicht. Sagen Sie mir, gibt es Männer, die allen Frauenzimmern zu gefallen suchen, und die zum Vortheil ihrer Eigenliebe, immer der Eigenliebe der andern schmeicheln? Ich verstehe mich noch nicht darauf, Charactere zu errathen und zu beurtheilen: nur so gar wenige zeigen sich, wie sie sind. Die Personen, mit denen ich zusammentreffe, sind Masken für mich, die ich zu errathen suche; diejenigen, die meine Aufmerksamkeit am wenigsten reizen, machen mir die wenigste Mühe. So gibt es z. B. unter unsern Nachbarn eine Menge von jenen

guten Leuten, die gar keine Maske haben; von diesen werde ich Ihnen wenig sagen. Man liebt sie, und könnten sie jeden Augenblick verlieren. Ihre guten Physiognomien kündigen ihr gutes Gemüth an; man weiß voraus, was sie sagen wollen, und sie haben keine Heimlichkeit. Sie erzählen uns ohne Gnade von ihren Geschäften, von ihren Liebhabereyen, von ihren Erndten, und alles das mit einer Zutraulichkeit vor, die ein wahrer Lobspruch auf ihr gutes Herz und die Geduld der Personen ist, die ihnen zuhören. Solche Unterhaltungen sind bey uns nicht selten, und bey diesen Gelegenheiten werfe ich oft meinem Vater seine Falschheit vor. Er hört alles mit der Miene des Interesse an, niemahls äußert er die geringste Langeweile; spricht man von Sachen mit ihm, die er seit langer Zeit weiß, so thut er, als hörte er sie jetzt zum erstenmahl. Dafür wirft er mir nun meine Freymüthigkeit vor. Er sagt, die Süßigkeit geliebt zu seyn und andern ein Vergnügen zu machen, lohne wohl der Mühe, ein paar Augenblicke zuzuhören,

und Langeweile zu haben: er behauptet so gar, die wahre christliche Liebe sey diejenige, die man gegen die Eigenliebe anderer ausübt. Ich für meinen Theil, besitze vor der Hand weder diese Tugend, noch diese Geschmeidigkeit. Neulich unterhielt mich ein wackerer Landrath aus der Nachbarschaft, die Länge und die Breite, von dem Schaden, den der Hagel seinen Weinbergen gethan; es war mir unmöglich, ihm nicht ins Wort zu fallen, um die Erzählung abzukürzen: „Ey nu, „Herr Rath, sagte ich, Sie müssen denken: „Hin ist hin.„ Seine Antwort war sehr treffend; ich käme ihm, sagte er, noch schlimmer vor, als der Hagel. Ich erröthete, sah auf meinen Vater und nahm mir, nach einem Augenblick Ueberlegung, fest vor, ein andersmahl bis ans Ende zuzuhören. Ueberdieß hatte der güte Mann nicht ganz ohne Absicht mir so viel Zutrauen bezeigt; er hat einen Sohn, der in Basel studirte, und nun auf Reisen begriffen ist. Er ist einziger Sohn, ein allerliebster junger Mann, der kommen wird, sein Vermögen und seine An-

nehmlichkeiten der seeligen Sterblichen anzubieten, die das Glück haben wird, ihm zu gefallen. Man hat zwey bis dreymahl mit mir davon gesprochen, und zwar mit einem Tone, als ob man mir einige Hofnung machen wollte. Sie begreifen, meine Liebe, wie gut dieser junge Herr in meinen Plan paßt. Große Lust aber hätte ich ihn an Sie zu schicken; das ist ein gefundener Schatz für ein verständiges Mädchen, die heyrathen will. Ich verspreche Ihnen sein Portrait, so bald ich ihn gesehen habe.

Gestern erhielt ich einen Brief von Mamsell Mivfort. Sie ist jezt in der Stadt und spricht mit einem Vergnügen und einer Zufriedenheit davon, die beweist, daß sie beydes wirklich empfindet, und hofft. Man fängt nun an, das Land zu verlassen; sie glaubt, der Winter werde sehr glänzend werden. Es sind mehrere Fremde von Stande angekommen, und man spricht von einigen Heyrathen. Zwey Verbindungen sind bereits

geschlossen, die wegen ihres Wohlstandes viel für die Gesellschaft versprechen. Meine Freundinn dringt in mich, ihr nachzufolgen, allein diese schönen Gemählde der Stadt haben wenig Reiz für mich. Wir bleiben bis in die Mitte Dezembers hier. Die Geschäfte meines Vaters machen es nothwendig, und ich bin sehr froh darüber. Es würde mir leid gethan haben, wenn ich um die schönen Tage, die diese Jahrszeit noch hoffen läßt, hätte kommen sollen. Ich werde noch oft den Rand meines Bachs besuchen und den Gesang der Vögel hören, die aus den Bergen fliehen, und in die Nähe unserer Wohnungen kommen, die Ankunft des Winters zu beklagen. Ich werde sehen, wie die Blätter der Bäume ihre Farbe verändern, wie sie abfallen, und dem Auge einen weitern Ausblick öffnen. Dieß sind die einzigen Vorfälle, von denen ich Sie unterhalten kann, wenn ich nicht auf die wichtigen Gegenstände der Unterhaltung, die Erndten und Weinlesen kommen will.

Doch auf diese Probe mag ich Ihre Freundschaft nicht setzen, es scheint mir so schon, als ob dieser Brief viel zu lang worden wäre. Ich breche also kurz ab und umarme sie zärtlich. Lassen Sie doch etwas von sich hören: ich bitte Sie.

Fünfter Brief.

Laura an Sophie.

Ist es wirklich wahr, meine Beste, daß meine Briefe Ihnen eine böse Meinung von mir beybringen? Sie behaupten, ich wäre auf dem Wege, eine Erzkokette zu werden; Sie sagen mir, ohne die mindeste Schonung, ich hätte just so viel Geist, als nöthig wäre, eine langweilige Geschichte oder einen schlechten Roman zu machen. Anfangs verdroß mich das nicht wenig, hernach aber las ich Ihren Brief noch einmahl, und fand, daß er ganz das Interesse athme, das Sie immer an mir genommen haben; Ihre Freundschaft beunruhigt sich über meine Ideen, die Sie sonderbar finden. Ich gestehe, der Verstand, den ich an Ihnen verehre, ließ mich für meine Denkungsart fürchten. Gerührt von Ihrer Unruhe über mein Schicksal, machte ich mit Ihnen gegen mich selbst gemeinschaftliche Sache. Ich rief alles in mein Gedächtniß zurück, was ich Ihnen geschrieben habe, und hielt eine Musterung über

meine Ideen. Um Sie zufrieden zu ſtellen, muß ich gleich voraus erinnern, daß es nur Ideen ſind. Iſt es in meinem Alter nicht erlaubt, ſeinen Ideen nachzuhängen, ohne ein Mistrauen gegen ſeinen Verſtand zu erwecken; und, geſetzt auch, meine Art zu denken mag etwas ungewöhnlich ſeyn, finden Sie in meiner Aufführung etwas Unverſtändiges? Wie ſchlimm ſind wir armen Frauenzimmer nicht daran! Um was können ſich wohl unſere Projekte drehen? Um unſern Ehrgeiz? Im Grunde exiſtirt für uns nur Ein Gegenſtand. Beym Antritt unſerer Laufbahn, meſſen wir ſie mit den Augen, und ohne das Ende davon abzuſehen, glauben wir uns einen Weg bis dahin vorzeichnen zu können. Die Männer wählen ſich eine Beſtimmung, und richten ſich darnach ein, wir aber wählen nichts; und das will ſchon viel ſagen, wenn wir ruhig und ohne Murren abwarten, bis das Ungefähr über uns diſponirt, und einen Vorfall, der unſer Schickſal entſcheidet, herbeyführt. Liebſte Freundinn, ich fühle einen heimlichen Widerwillen gegen dieſe Einrichtung, und ich wünſchte wenigſtens mir

mein Loos selbst zu wählen. Ich mag mich nicht sklavisch unter das Joch beugen, das Gewalt und Vorurtheil uns so höchst ungerechter Weise aufgelegt haben. Ich mag nichts von den Uebeln, die mit unserm Schicksal verbunden sind, aber auch nichts von dem Ersatz dafür; ich will durch mich selbst existiren; ich glaube Kraft genug dazu zu besitzen, und begreife nicht, was Sie hierinn so überspannt und gefährlich finden. Sie beurtheilen mich zu strenge: sehen Sie erst auf meine Handlungen, ehe Sie meine Grundsätze verdammen. Ich genieße alle Annehmlichkeiten, die ich genießen kann, ohne die übrigen, die mir fehlen, zu begehren. Meine Tage verfließen unter Beschäftigungen und Pflichten, die sie zu glücklichen Tagen machen; nie werden sie durch die Langeweile verlängert oder von Sorgen getrübt. Werfe ich ja einmahl einen Blick in die Zukunft, so geschieht es blos um mir die Gegenwart desto mehr zu versichern, und Mittel aufzusuchen, die mir sie so erhalten können, wie sie ist. Sehen Sie, weiter erstrecken sich alle die schönen Ideen nicht, die Sie so sehr fürchten. Wenn

man nichts begehrt, so darf man wohl sagen, was man nicht haben mag; meine Ansprüche sind negative Ansprüche; und daß diese erlaubt sind, und daß man hoffen darf, sie zu realisiren, werden Sie mir doch wohl zugeben?

Diesen Theil Ihres Briefs habe ich meinem Vater mitgetheilt. Da er einen Gegenstand betrift, über den wir uns auch zuweilen besprechen, so wünschte ich, daß er die Denkungsart meiner Freundinn hierüber kennen lernen möchte. Ich sagte ihm ohngefehr das, was ich Ihnen hier antworte. Er hörte mich stillschweigend an, stieß einen tiefen Seufzer aus, und verließ mich ohne mir zu antworten, ohne mir das geringste zu sagen; ich konnte die Ursache davon nicht errathen, ich hoffe aber sie noch zu erfahren. Unterdessen setzte ich mich hin, an Sie zu schreiben; Ihr Brief, den ich noch einmahl überlese, wird keine Veränderung in meinen Ideen bewirken, allein er öfnet mir doch die Augen über die Gefahr der Misdeutung von Personen, die sie nicht hinlänglich kennen. Ich will sie also geheim halten; Sie allein sollen

sie erfahren, und niemahls will ich sie, weder durch Worte noch durch Handlungen, an sonst Jemand verrathen. Höchstens wird man mich im Verdacht des Stolzes haben können, und das hat so viel nicht zu bedeuten; allein das Stillschweigen meines Vaters liegt mir auf dem Herzen, und macht mir wirklich Unruhe. Ich überlege, und sehe wohl ein, daß ein Kind, und besonders eine einzige Tochter keinen Entschluß fassen darf, der dem Ehrgeiz und dem Glück ihrer Eltern in irgend einer Absicht widerstrebt; ich bin bey mir selbst fest entschlossen, ehe zu sterben, als das glückliche Leben der Personen, denen ich mein Daseyn zu danken habe, zu stören; muß ich aber darüber durchaus das Glück meines eigenen Lebens aufopfern? Ist es nicht genug, daß es ihnen gewidmet ist? O, meine Liebe, Sie haben eine große Unruhe in meiner Seele erregt, und es hat mir meine ganze Stärke und alle mögliche Ueberlegungen gekostet, eh ich sie stillen konnte. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich Ihnen immer nur von mir erzähle, da ich mich doch so oft und viel mit Ihnen beschäftige. Sie sind in so glück-

lichen Umständen, daß Ihr Glück vollkommen befestigt zu seyn scheint: Sie lassen die Gegenwart gehen, wie sie geht, und sehen der Zukunft ohne Zagen und ohne Unruhe entgegen. Gewiß haben sie auch Ihre eignen Ideen darüber, die ich so gern wissen möchte; warum sagen Sie mir sie nicht? Sie leben in einem größern Zirkel, als der meinige in unserer Stadt ist: es müssen da, wie allenthalben, Auftritte und Anekdoten vorfallen, und Sie erzählen mir kein Wort davon. Beschäftigen Sie sich nicht mit andern Leuten? Urtheilen Sie nicht? Halten sie es nicht der Mühe werth, die Personen zu errathen, mit denen Sie leben?

Ich bitte Sie, liebe Sophie, werden Sie in diesem Punkte etwas rüstiger. Wollen Sie sich nicht gegen mich ein bischen Medisance erlauben? Mit einer so vertrauten Freundinn hat es gar nichts auf sich. Soll es uns auf der Reise durch dieses Leben nicht erlaubt seyn, Beobachtungen zu machen? Glauben Sie ja niemahls in den meinigen, die ich Ihnen mittheile, Bosheit zu entdecken; ich bin keine Freundinn vom Tadel, ich hasse die Sa-

tyre; allein ich kann deshalb wohl von den Empfindungen sprechen, die man bey mir erregt. Was helfen uns Bekanntschaften, wenn man nicht im Schooße der Freundschaft, das was man sich selbst gesteht, vergraben darf? Ihre Briefe voll Mäßigung und Discretion sprechen ein stillschweigendes Verdammungsurtheil über die meinigen aus, und so wenig Sie es gerade zu sagen, so fühle ich doch, daß Sie mein Verfahren nicht billigen. Sie schonen meine Eigenliebe und wecken das für mein Gewissen aus dem Schlummer; ich werfe mir alle Sünden meiner Laune und Lebhaftigkeit vor. Ich sah ein, wie leicht man mich für boshaft halten könnte, ich zitterte darüber, und in meinem Schrecken fiel mir die kleine Aufwallung ein, der ich mich neulich gegen unsern guten Nachbar, den Landrath, überließ. Ich nahm mir vor, den Fehler gut zu machen: ich bat meinen Vater ihn zu besuchen, und begleitete ihn. Es hielt nicht schwer, das Gespräch auf den Hagel zu bringen; ich sprach mit dem größten Interesse davon und ließ mich in die kleinsten Details ein; ich besah so gar das Uebel auf der

Stelle, und berechnete den Schaden und die Kosten der Reparatur. Meine Absicht wurde vollkommen erreicht, er schien sehr zufrieden, über das Beyleid, das ich ihm bezeigte, und doch ist der Mann reich und der Verlust eine wahre Kleinigkeit für ihn. Bey dieser Gelegenheit machte ich die Bemerkung, daß die Reichen bey jedem widrigen Zufall, einen höhern Grad von Fühlbarkeit äußern, als die Armen: sie scheinen zu erwarten, daß ihr Reichthum sie gegen alles Ungemach schützen soll. Oft mußte ich über den Verdruß und den Zorn des Hrn. *** lachen, womit er sich über Sturm oder Trockenheit beschwerte, wodurch die schönen Gärten seines schönen Landhauses gelitten hatten. Er schien sehr geneigt, es für billig und natürlich zu halten, wenn das Uebel die Felder und Wiesen seiner Nachbarn betroffen hätte. Auch der Hr. Landrath gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er ohngefehr eben solche Betrachtungen anstelle, und ich dachte klein genug, ihm beyzustimmen, und Theil an seiner Gleichgültigkeit gegen andere, und an seinem zärtlichen Mitleid mit sich selbst zu nehmen. Ich trieb so

gar seine Aeußerungen noch weiter, als er selbst, das heißt, mein erster Fehler führte mich weiter, als ich mir vorgenommen hatte; ich machte mich der größten Falschheit schuldig, und sah alle unangenehme Folgen ein, die mit jedem Fehler verbunden sind. Man macht ihn selten anders als durch neue Fehler gut, die man sich wieder vorwirft, und am Ende ist man mit sich selbst unzufrieden, ohne jemand befriedigt zu haben.

Da haben Sie endlich grose Betrachtungen genug über einen kleinen Gegenstand. Es war von der Ablegung eines kleinen Fehlers die Rede, und dieses Geschäft ist so wichtig, daß man immer ein wenig Selbstzufriedenheit mit seinem lieben Ich hinein mischt. Ist mir mein Vorsatz gelungen, werde ich besser, so habe ichs Ihnen zu danken, und Sie werden nicht abgeschreckt, mir auch in der Folge gute Lehren zu geben.

Ihre Prophezeihungen hingegen kann ich unmöglich so ungeahndet hingehn lassen. Ich, eine Kokette! Nein, meine liebe Freundinn, das nimmermehr. Nimmermehr wird

die Sucht zu gefallen mich verführen, um ein bischen Weihrauch zu betteln. Ich hasse die Schmeicheleyen, und verabscheue mehr noch die Süßigkeiten und Galanterien, mit denen man gegen die Frauenzimmer so freygebig ist. Sie kennen mich nicht, ich habe zu viel Stolz, ein paar armseelige Trophäen mit falscher Münze zu kaufen. Die Falschheit, welche die Koketterie anwendet, empört mich, gern aber werde ich mich jener im gesellschaftlichen Umgang so unentbehrlichen Falschheit unterwerfen. Ich weiß, daß man sich hüten muß, zu viel Wahrheit mit sich dahin zu bringen. Die Welt ist nicht für sie gemacht, man muß sich stellen, als wäre man blind bey Anderer Fehlern, so wie wir uns überreden, daß sie es bey den unsrigen wären. Das ist eine Pflicht der christlichen Liebe, auf die wir rechnen, und die wir also auch ausüben müssen. Ich habe mehr als Einmahl gefühlt, daß Freymüthigkeit, die jemand herabsetzt, ein wahres Laster ist. Ich hatte sehr starke Anlage dazu, allein ich arbeite täglich, mich davon frey zu machen. Vor zwey Tagen bekam ich gleich Gelegenheit,

meine Kräfte zu prüfen und meine Fortschritte zu beurtheilen. Wir hatten einen Theil unserer rechtschaffenen Landnachbarn zu Tische. Ihr Vergnügen war ein wenig derb, sie sprachen überlaut und lachten viel. Jeder wollte gehört seyn, und keiner hören; ihre Erzählungen nahmen kein Ende, und jeder unterhielt die Gesellschaft von Dingen, die außer ihm, niemand interessiren konnten. Glauben Sie wohl, meine Liebe, daß ich auf alles hörte, über alles lachte, auf alles antwortete? Die vollwichtigen Scherze über die mannbaren Mädchen und die galanten Abentheuer aus der guten alten Zeit brächte mich nicht aus meiner guten Laune: ich stand fürchterlich von einem Ende zum andern aus, und stellte mich, als ob ich die Freude und das Vergnügen der ganzen Gesellschaft theilte. Doch muß ich gestehen, daß ich durch die Freundschaftsbezeugungen und den Beyfall dieser rechtschaffnen und sonst in jeder Rücksicht achtungswürdigen Personen reichlich für meine Mühe belohnt wurde. Freylich durfte ichs mit den Ausdrücken nicht so genau nehmen, und meine Eigenliebe die Worte nicht auf die Goldwa-

ge legen. Sie werden mir doch das nicht wieder für Koketterie auslegen; ich bin jezt für alles beſorgt, was ich Ihnen von mir ſage, und ich fürchte ſehr, Sie möchten meinem Benehmen, das ich für Pflicht hielt, eine ſchlimme Ausdeutung geben. Liebe Sophie, ich bitte Sie inſtändigſt, ändern Sie Ihre Vorſtellung von mir, glauben Sie nicht, daß ich Anlage zur Koketterie habe. Dieſer Verdacht ſetzt mich zu tief herab. Ich verlange keine andere Beſchäftigung in der Welt, als ſie zu beobachten, zu errathen, und bisweilen mich über ſie luſtig zu machen: ſie ſoll mir zum Schauſpiel dienen. Gern thue ich Verzicht einen Platz zu bekommen, und ſelbſt eine Rolle zu ſpielen. Sie haben mich vollkommen überzeugt, daß ich mich leicht wegen der Vortheile meines Alters und des, was ich davon zu erwarten hätte, betrügen könnte. Ohne Zweifel habe ich nicht nöthig, ſo viel Syſteme aufzubauen und durch ſo viel Räſonnements zu unterſtützen, da ich wahrſcheinlich niemahls werde geſehen noch beobachtet werden, und außer meinen Ideen ſchwerlich etwas Romanhaftes in mein Le-

ben kommen wird. Es gebt Augenblicke, wo man Mühe hat, dieſer Ideen Herr zu werden. Die Phantaſie erhebt ihren Flug höher als gewöhnlich, und die Zukunft gleicht den Welten, in denen man alles ſieht, was man will, und eilt eben ſo geſchwind vorüber. Gefährlich kann dieſe Illuſion für mich nicht werden, da ich nach nichts ſtrebe, als nach Freyheit und Unabhängigkeit, und keine Veränderung verlange. Das Glück, das ich genieſſe, zu erhalten, iſt mein ganzer Ehrgeiz. Und doch, meine Liebe, verdanke ich Ihnen manches Licht hierinn; Sie haben meine Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt geleitet; das iſt ein wahrer Freundſchaftsdienſt. Oft geht man ſeinen Ideen nach, und ſieht ſich unvermerkt an einen Ort gelockt, wo man nicht hin wollte.

Eben ſprechen die drey Fremden, unſere Nachbarn bey uns ein. Mein Vater iſt abweſend; ich muß ſie alſo empfangen. Es ſind ein paar Tage vergangen, daß wir ſie nicht geſehen haben; unſere Verbindung wird enger und freundſchaftlicher, wiewohl wir uns nur wenig kennen, und unſere Neugierde

verbergen. Wir wissen weiter nichts, als daß sie aus L*** kommen, und daß eine Zerrüttung ihrer Vermögungsumstände sie in das kleine Landhaus, das sie jezt bewohnen, gebracht hat. Bisher ist ihr Umgang nur angenehm gewesen; sie haben eine kleine Abwechselung in unsere einfache Lebensart gebracht; jezt aber scheinen sie auch die Freundschaft meiner Eltern zu suchen, und diese sind zu gut, um nicht die Hände dazu zu bieten. Meine Mutter läßt mich rufen. Leben sie wohl, meine Beste.

Sechster Brief.

Laura an Sophie.

Ihre Antwort, liebste Freundinn, läßt zu lange auf sich warten, ich schreibe Ihnen also noch einmahl. Ich hoffe, mein letzter Brief hat Sie meinetwegen vollkommen beruhigt, und Ihr Stillschweigen ist eine Folge dieser Ruhe. Sie kennen nunmehr Ihre Freundinn besser, und ob ich gleich selbst das Portrait entworfen habe, so muß es Ihnen dennoch zu einer nähern Einsicht in meinen Character verholfen haben. Und doch bin ich noch nicht außer Sorgen; es hält schwer die vorgefaßte Meinung von anderer Fehlern aufzugeben und gewisse Injurien, die Sie mir gesagt haben, liegen noch hier vor meinen Augen. Ich bedecke sie mit Ihrer Freundschaft, die ich in allem finden will, was Sie sagen. Wir fangen beyde an, wahren Antheil an einander zu nehmen. Ihr Character flößt mir ein Zutrauen ein, dem ich nicht widerstehen kann, und in der Art von Ein-

samkeit, worinn wir leben, bedarf ich unsers Briefwechsels, mich ein wenig über Ihre Entfernung zu trösten. Heute habe ich grosse Lust Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, das man mir anvertraut hat: in diesem Stücke werden Sie also nicht finden, daß ich eine Ausnahme von der Regel mache. Es ist eine Geschichte, und so etwas erzählt man niemahls im Vertrauen, wenn man im Ernst will, daß es ganz geheim bleiben soll. Ich bin diese Ihrer Neugierde schuldig; es ist die Geschichte der Madam v. St. Marcin. Gewiß wünschen Sie diese Person näher kennen zu lernen. Wer weiß, was für eine Vorstellung Sie sich von ihr gemacht haben; vielleicht ist es nöthig, sie etwas zu berichtigen. Es wäre leicht möglich, daß ich ihr bey Ihnen Unrecht gethan hätte, und wenn ich also jezt eine Indiscretion begehe, so geschieht es aus wahrer Delikatesse. Man darf sich niemahls auf Unkosten anderer ein Verdienst zu machen suchen, und so muß ich Ihnen der Wahrheit gemäß alles erzählen, was ich von dieser neuen Nachbarinn weiß.

Gestern hatten wir ziemlich zahlreichen Besuch bekommen: man hatte einen Cirkel gemacht, und die Unterhaltung war allgemein. Ich hatte mich ein wenig von der Gesellschaft entfernt, und arbeitete am Fenster an einer Stickerey. Hr. v. Versenil kam zu mir, und suchte durch verschiedene artige und höfliche Sachen, die er mir sagte, die Unterredung anzuknüpfen. Unter andern sagte er mir auf eine sehr galante Art, ich mahlte mich selbst in meiner Arbeit; ich stickte eben an einem Rosenbuket. Nach und nach wurde er ernsthafter und kam auf Dinge, die meinen Character näher betrafen und besondern Bezug auf meine Art zu denken hatten. Voll Erstaunen richtete ich die Augen nach ihm auf, zu sehen, ob er mich errieth oder blos aufs Gerathewohl spräche. Sollte er etwas von mir erfahren haben? Ich war in Verlegenheit — er fuhr fort: er glaube, ich habe eine eigene Art von Philosophie und Ideen und ein reiflich überdachtes System. Sagen Sie mir, liebe Freundinn, haben Sie je gehört, daß es Männer giebt, die dem Frauenzimmer in der Seele lesen können? ich will mei-

nen Vater darüber fragen. O, doppelt würde ich sie hassen, diese Gattung von Männern! Aber sicherlich sollen sie mich nicht errathen; ich werde ihnen schon zu entrinnen wissen, und sollte ich die falscheste weibliche Seele werden, und sie das alltäglichste, einsältigste Ding angesehen werden. Wie Sie denken können, war mir nicht daran gelegen, die Unterredung fortzuführen; mein Herr, sagte ich ihm, ich sehe es nicht gern, wenn man sich mit mir beschäftigt; ich habe niemahls meine Rechnung dabey gefunden. Mit diesen Worten stand ich auf und mischte mich unter die Gesellschaft. Kurz darauf schlug ich einen Spatziergang vor; wir hatten einen von den schönen Oktobertagen, wo man die Strahlen der Sonne so gern genießt! Mein Vorschlag ward von den drey Fremden genehmigt, und ich führte sie über die Wiese an den Rand meines Bachs. Hr. v. St. Marcin und sein Freund verloren sich im Gebüsch, und giengen weit über die Ebene in den Wald. Madam v. St. Marcin blieb mit mir zurück, und wir setzten uns auf das Moos am Rand des Wassers. Nach einem kurzen

Geſpräch ſchwiegen wir beyde ſtille, und horchten auf das Geräuſch des Bachs. Madam v. St. Marcin ſann einen Augenblick nach und ſagte: Mamſell, es iſt unmöglich Sie zu kennen, ohne ein Verlangen nach Ihrer Freundſchaft und eine groſſe Zuneigung gegen Sie zu empfinden. Eben ſo ſind unſere Geſinnungen gegen Ihre Eltern, und wir wünſchen, Ihnen Beweiſe davon geben zu können; allein welchen Antheil könnten ſie an fremden Leuten nehmen, die Sie nicht kennen, und von denen Sie überdieß nicht den beſten Begriff haben können. Wir haben bis jezt auf nichts gedacht, als wie wir recht eingezogen leben wollten, und alle Mittel, uns näher bekannt zu machen, vernachläßigt. Sie wiſſen kaum, wer wir ſind, und ich wünſchte, daß Sie meine Geſchichte wüßten. Wir können unſer Unglück erzählen, und es wird uns nichts von Ihrer Achtung rauben. Möchten Sie doch das Zutrauen, das Sie mir gegen ſich einflößen, als ein neues Zeichen der Freundſchaft anſehen, und nicht ganz gleichgültig dagegen bleiben. Schenken Sie mir Ihre Freundſchaft, fuhr ſie fort, indem ſie mir die

Hand gab; Freundschaft ist der Trost der Unglücklichen. Wir umarmten uns. Thränen standen in ihren Augen, und ihr Herz war so voll, daß sie nicht gleich weiter sprechen konnte.

Ich habe das Unglück gehabt, fuhr sie nach einer Pause fort, meine Eltern in einem Alter zu verlieren, wo man sie noch nicht kennt: nie habe ich weder meinen Vater noch meine Mutter gesehen. Eine alte Tante nahm meine Erziehung, mehr aus Pflicht als aus Neigung, über sich. Wie man mir sagte, war sie in ihrer Jugend sehr zärtlich gewesen, in dem Alter aber, worinn sie sich das mahls befand, war ihr Character sehr hart und grillenhaft. Ich wurde auf das strengste erzogen, meine Tante war fast immer krank, sie hatte also Wartung nöthig und behielt mich um sich. Sie hatte wenig Bekanntschaften, und ich kam nicht vor die Thüre. So erreichte ich mein achtzehntes, neunzehntes Jahr, ohne die Welt oder irgend ein Vergnügen kennen zu lernen. Da man wenig Sorgfalt auf meine Erziehung gewendet hatte, so war mir auch kein Weg zur Zeitver-

körperlich erlöset; ich empfand nichts als Langeweile, und erwartete mit Ungeduld eine Veränderung, die mich aus dem Joch meiner Tante befreyen könnte. Hr. v. Versenil ist mein Anverwandter und obgleich nur in sehr weitläuftigem Grade, so war er doch die einzige Person, die ich zu sehn bekam. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, und noch um endlich mehr mußte er es für eine junge Person seyn, die wie in einer Einsiedeley lebte, und von allen freundschaftlichen Verbindungen entblößt war. Er besuchte meine Tante öfters, mit der er auch verwandt war, sprach gegen sie immer mit einer Theilnahme von mir, die mich rührte, und unsere Unterhaltungen waren die einzigen frohen Augenblicke, die ich damahls genoß. Was war natürlicher, als daß ich eine Anhänglichkeit und Zuneigung gegen ihn bekam, gegen die ich mich nicht vertheidigte. Eines Tages sagte er mir, er wollte mir einen von seinen Freunden sehen lassen, dessen Bekanntschaft mir vielleicht Vergnügen machen, und dessen Umgang mir gefallen und mich amüsiren würde. Ich dachte es nichts dabey, als daß das Gelegenheit gab

den könne, meinem Vetter öfter zu sehen; ich nahm also seinen Vorschlag mit dem größten Vergnügen an, und bat ihn, recht bald mit seinem Freunde wieder zu kommen. Er schien sehr zufrieden darüber, und brachte gleich den folgenden Tag Hrn. v. St. Marc ein mit, der damahls noch Hr. v. Orsenil hieß, und den er mir als einen seiner besten Freunde, mit dem er von mir gesprochen habe, vorstellte. Hr. v. Orsenil betrug sich als ein artiger, guter, rechtschaffener Mann; ich sah aber nichts in ihm, als einen Zuwachs unserer Gesellschaft, den mein Vetter bey seinen Besuchen bey meiner Tante gern finden würde. In dieser Rücksicht war er mir willkommen; seine Besuche wurden nach und nach häufiger, und da sie immer unter Munterkeit verstrichen, so verscheuchten sie einen Theil der Langenweile, die mich drückte.

Eines Morgens ließ mich meine Tante in ihr Zimmer rufen. Sie hielt eine lange Beredte über die Mühe, die sie sich mit meiner Erziehung gegeben, und die besondere Aufmerksamkeit, die sie beobachtet, den Leuten eine gute Meinung von mir beyzubringen,

indem sie mich ein stilles, eingezogenes Leben führen lassen, und von den Vergnügungen der Welt entfernt gehalten habe. Sie setzte hinzu, sie hätte den Wunsch, zu sehen, daß ihre gute Absicht ihr gelungen wäre: die Zeit auf meine Versorgung zu denken sey verhanden, und da sich eben eine sehr vortheilhafte Gelegenheit darbiete, so zweifle sie nicht, ich würde mich in die Umstände zu finden wissen: kurz, sie habe einen Brief bekommen, aus dem sie ersehn, daß Herr. Ich glaubte nichts gewissers, als daß Versenil es seyn müsse, der mir seine Hand und sein Vermögen anböte. Ich hatte den Bedienten mehr mals Essen im Vorzimmer gesehn; der Brief, den meine Tante vor sich liegen hatte, schien mir Versenils Hand zu seyn; mit Einem Wort, ich war fest überzeugt, die Rede wäre von keinem andern, als von ihm. Ich gestehe, ich empfand im Innersten der Seele ein Entzücken, das ich mit Mühe zurückhielt. Gern hätte ich ihm Luft gemacht; ich durfte aber nicht wagen, von etwas anders als von Schuldigkeit und Gehorsam zu sprechen. Ich sagte ihr also, daß ich mich

ganz ihrer Entſcheidung unterwürfe; ſie allein hätte über mein Schickſal zu ſchalten; ſie möchte eine Einrichtung treffen, welche ſie wollte: ich würde alles unterſchreiben, und willigte von dieſem Augenblick an in Alles. Sie hielt eine lange Lobrede auf die Umſtände und die Perſon meines künftigen Gemahls; doch davon hörte ich nur wenig. Ich war ganz in meinen Gedanken mit meinem Cuſin beſchäftigt.

Meine Tante ſagte, ſie wäre eben im Begriff zu antworten, um ihr und mein Wort zu geben, das ich noch heute beſtätigen könnte. Man würde kommen, es aus meinem eigenen Munde zu vernehmen: ich würde Hrn. v. Verſeuil ſehen: ſie habe ihn immer für einen rechtſchaffnen Verwandten gehalten, und würde ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen geben. Nichts half mir aus dem Traume, und ich brachte den Tag ſehr unruhig hin, bis Hr. v. Orſeuil erſchien. Hier konnte ich mein Erſtaunen nicht verbergen, und meine erſte Frage war, wo mein Cuſin wäre? Orſeuil antwortete mir, Verſeuil habe geglaubt, ihn heute nicht begleiten zu dürfen, und er

freue ſich ohne Zeugen das Vergnügen zu haben, ſein Glück aus meinem Munde beſtätigen zu hören; er fühle ſich unausſprechlich glücklich, daß ich den Vorſchlag, den er an mich ſelbſt zu thun nicht gewagt, angenommen habe; er würde ſein Lebelang der zärtlichſte Gatte ſeyn u. ſ. w. ....

Von dieſem Augenblicke an ſah und hörte ich nichts mehr: alles um mich herum war vernichtet. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus meinen Augen, ich konnte nicht Ein Wort vorbringen. Hr. v. Orſeuil ſetzte alles das auf die Rechnung der Bewegung, die ein ſolcher Auftritt natürlicherweiſe bey einer jungen Perſon hervorbringen muß. Er faßte meine Hand und ſagte: er hoffe, ich würde ſie ihm nicht geben, ohne das Geſchenk meines Herzens hinzuzufügen: ich ſtammelte ein paar Worte, die ich ſelbſt nicht verſtand, und Hr. v. Orſeuil ging unter dem Vorwande, mich von meiner Bewegung erhohlen zu laſſen, in das Zimmer meiner Tante.

Umſonſt, Mamſell, würde ich verſuchen, Ihnen den Zuſtand, in dem ich mich befand, und die ganze Größe meines Schmerzes zu

ſchildern. Es war mir nicht möglich einen zuſammenhängenden Gedanken zu haben; ich dachte nicht mehr, ich fühlte nichts mehr. Alles war mir gleichgültig, der Tod, das Kloſter; ich hätte bis an das Ende der Welt fliehen mögen.

Ich ſtellte mich krank, ſchloß mich ein, und wollte Niemand ſehen. Erſt am folgenden Morgen war ich irgend einer Ueberlegung fähig. Jezt gingen mir die Augen auf, und ich ſah, daß mein Cuſin nicht die geringſte Neigung und Zärtlichkeit für mich habe, daß es ihm nicht einmahl eingefallen mich zu lieben; daß er vielleicht gar eine andere liebe, da er mich einem ſeiner Freunde überlaſſen könnte. Das Haus und das harte Joch meiner Tante waren mir unerträglich worden, und mußten mirs immer mehr werden; mein Leben konnte nicht anders, als unglücklich ſeyn. Ueberdieß war zwiſchen meinem Vetter und mir niemahls von einer Zuneigung oder einer noch zärtlichern Empfindung die Rede geweſen; ich hatte alſo keinen vernünftigen Grund, nicht einmahl einen Vorwand, der Stimme meines Herzens Gehör zu geben, und ſeinem Hange

zu folgen. Es blieb mir nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben, und der Nothwendigkeit, die mir die Umstände auflegten, zu unterwerfen. Ich war recht sehr unglücklich, und kann Ihnen unmöglich alles sagen, was ich empfand, als ich Hrn. v. Beauseuil wiedersah. Ein so schrecklicher Irrthum, wie der meinige war, zerreißt das Herz und verwundet die Eigenliebe; o, Mamsell, daß sie niemahls diese grausame Lage kennen lernen mögen! „Dafür bin ich ganz sicher,„ fiel ich ihr schnell ins Wort, doch im Augenblick schämte ich mich wieder dieser für Madam v. St. Marcin beschämenden Sicherheit, und machte mir Vorwürfe, daß ich jezt an mich selbst hatte denken können. Ich suchte sie zu trösten, indem ich ihr von Ueberwindung und ihrem Verstande eine große Lobrede hielt. Leider ja! fuhr sie fort, ich heyrathete Hrn. v. Orseuil, und ward die Frau eines Mannes, dessen Verdienste und Gesinnungen mich diesen Schritt nicht haben bereuen lassen.

Erhatte einen reichen Onkel; ein alter wunderlicher Hagestolz, der allein lebte, und zu

Gunsten der Verbindung seines Neffen, die er billigte, versprach er, ihn zum Erben einzusetzen, und trat ihm auch wirklich das Landgut St. Marcin unter der Bedingung ab, den Nahmen davon zu führen. Diese Hofnungen legten den Grund zu unserm Unglück; wir schmeichelten uns damit, und wurden betrogen.

Hr. v. Verseuil verließ uns während der ganzen Zeit nicht; er lebte mit uns als Freund, als Verwandter, der sich für unser Glück interessirte. Auch in der Folge verließ er uns wenig; er ging uns an die Hand, gab uns seinen guten Rath, verschafte uns Vergnügungen, und theilte sie mit uns. Ob er meine Gesinnungen und Leiden bemerkte, weiß ich nicht, wenigstens forschte er niemahls darnach. In seinen Verbindungen mit uns herrschte ein so wahres Interesse, eine so zärtliche, anhaltende Freundschaft, daß es das Ansehn hatte, als ob er mich trösten, und das Uebel, das er gestiftet, wenigstens erleichtern wollte. Wir lebten ganz ungezwungen, und auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm, ohne daß zwischen ihm und mir der geringste

Grad von Vertraulichkeit und besonderer engerer Verbindung statt fand. In Gesellschaften war er voll Aufmerksamkeit für mich, suchte mir zu gefallen, war der artigste, verbindlichste Mann, und kam seiner schönen Cusine, wie er mich nannte, nicht von der Seite. Zu Hause hingegen war er ernsthaft, beobachtete die strengste Zurückhaltung, und vermied mich eben so sorgsam, wenn ich allein war, als er öffentlich das Ansehen eines eifrigen, feurigen Liebhabers hatte. Dieses Betragen affektirte er nun seit meiner Verheyrathung; ich sah, daß mein Mann, weckselsweise eifersüchtig und beruhigt, nicht wußte, was er denken sollte. Endlich aber siegte doch die Eigenliebe über Sicherheit und Zutrauen, und seine Eifersucht äußerte sich durch die untrüglichsten Merkmale. Er wurde ernsthaft, traurig, und ließ sich bisweilen zu Ausbrüchen von Heftigkeit und übler Laune verleiten, die den Frieden unsers Hauses störten, und machten, daß oft Traurigkeit und Stillschweigen unter uns herrschte.

Eines Tages, als Hr. v. Versenil einige Stunden mit uns zugebracht und Hr.

v. St. Marcin ein düstres Stillschweigen beobachtet hatte, bemerkte ich, daß mein Cusin ihm einige mal ein Zeichen gab. Sie gingen in den Garten; einer folgte dem andern hastig auf dem Fuß nach. Ich war in der größten Unruhe von der Welt; ich folgte ihnen, ohne daß sie es gewahr wurden, und stellte mich so, daß ich alles hören und sehen konnte, was zwischen ihnen verging. Sie traten schweigend in ein verschloßnes Cabinet, das am Ende eines Buchengangs stand. Sie schlossen die Thüre hinter sich ab; allein das Fenster stand offen; ich machte mich nah hinzu, und verlor kein Wort von ihrer Unterredung. Nachdem sie sich gesetzt hatten, nahm mein Cusin mit einem etwas verstimmten Tone das Wort und sagte: „Mein lieber St. „Marcin, ich errathe, was in Ihrer Seele vorgeht. Sie sind im Irrthum. Sie „sind ungerecht, so sehr Sie auch Gründe zu „haben glauben, Ihren Argwohn zu rechtfertigen. Erinnern Sie sich, daß nichts betrüglicher ist, als der äußere Schein, und „vorzüglich für einen Ehemann. Hören Sie „mich bis zu Ende, ohne mich zu unterbre-

„chen. Sie wissen, daß ich es bin, der sich „Mühe gab, Ihre Verbindung mit meiner „Cusine zu Stande zu bringen; ich habe Sie „mit ihr bekannt gemacht. Sie sahn sie, und „entschlossen sich, um sie anzuhalten. Sie „war nichts weniger als glücklich bey ihrer „Tante, und verdiente es doch ihrer guten „Eigenschaften halber zu seyn. Ich glaubte, „sie würde es mit Ihnen seyn. Sie erin„nern sich gewiß, daß ich damals eine ande„re heftige Neigung hatte, die nicht glücklich „war, und der ich um eben die Zeit entsagen „mußte, als ich Sie der Mamsell F*** „vorstellte. Aus dem, was ich Ihnen da„mals anvertraute, konnten Sie den Zustand „meines Herzens vollkommen beurtheilen. „Ich glaubte zu bemerken, daß Sie beyde „glücklich seyn würden, und das war mein „Trost. Ihre Heyrath selbst war eine Zer„streuung für meinen Kummer und Balsam für „mein krankes Herz. In meinem Unglück „fand ich ein wahres Labsal darinn, zwey „Personen glücklich zu sehen, die ich liebte, „und denen ich durch Blut und Freundschaft „verwandt war. Ich dachte oft darüber nach,

„und interessirte mich mit Enthusiasmus für „die Sache. Ich hatte mirs in den Kopf „gesetzt, daß Ihre Verbindung glücklich aus„fallen, und keins von beyden mir Vorwürfe zu machen haben sollte. Die Art, wie „meine Cusine erzogen worden war, und bis „jetzt gelebt hatte, machte mich etwas besorgt. „So gern sie Ihre Bitte zu bewilligen, und „mit so großem Vergnügen sie sich zu Ihrer „Heyrath zu entschließen schien, so muß ich „doch gestehen, liebster Freund, daß es mir „vorkam, als ob keine Leidenschaft bey ihr im „Spiele wäre, und ihre Zärtlichkeit und Achtung für Sie nichts von den lebhaften Gefühlen hätten, die das Glück der Ehe machen. „Ich überraschte sie oft in Augenblicken von „Nachdenken und Traurigkeit, die nicht natürlich sind, wenn man seine Einwilligung ohne alle Schwierigkeit gegeben hat: ich fürchtete eine von den seltsamen Launen, denen „das Herz junger Personen nur zu sehr unterworfen ist. Ich dachte über die Gefahr „nach, die man läuft, wenn man plötzlich „aus der tiefsten Eingezogenheit, und einem „gezwungenen und strengen Leben, in eine

„glänzende Welt und einen Wirbel von Zer„ſtreuungen übergeht; ich fürchtete, dieſe Klip„pen möchten der Tugend meiner Euſine ge„fährlich werden. Ich ſah alle Gefahren „der Verführung und Verirrungen vor mir, „gegen welche die Weiber, oft ſelbſt mit ei„nem tugendhaften Herzen und einer edlen „Seele, ſich nicht ſchützen können; kurz, ich „hielt mich für die Aufführung der Madam „v. St. Martin verantwortlich, und war „für ihren Kopf beſorgt. Sie ſelbſt ſchie„nen mehr beſchäftigt, die Annehmlichkeiten „Ihrer Situation, und die Zerſtreuungen „und Vergnügungen, die damit verbunden „waren, zu genießen, als die Schritte einer „jungen Frau zu leiten, die Ihrer Eigenlie„be ſchmeichelte, und die Sie glänzen laſſen „wollten. Ich fühlte die Gefahr, die Ihe„nen beyden drohte, auf das lebhafteſte, und „zitterte vor dem Gedanken, der Schöpfer „des Unglücks von zwey Perſonen zu ſeyn, „die ich liebte. Es wäre verlorne Mühe ge„weſen, die Vernunft zu Hülfe zu rufen; „keins von beyden würde darauf geachtet ha„ben: ich wäre als ein läſtiger Sittenrich-

„angesehen worden, und Sie hätten vielleicht „einen Freund verloren, der auf nichts als „Ihre Rettung bedacht war. Ich faßte also „den Entschluß, selbst die Vormauer zu wer„den, die meine Cusine schützen sollte. Ihre „Schritte zu leiten, mußte ich mich zu ihrem „Freunde machen, ohne ihrer Eigenliebe et„was einbüßen zu lassen: ich sagte ihr also „alles, was ich nur von Schmeicheleyen auf„bringen konnte, und streute ihr Blümchen „und Weihrauch, wogegen keine junge und „artige Frau, die eben in die Welt eintritt, „unempfindlich ist; die sie wohl gar erwar„tet, ohne den verborgenen Gift zu ahnden; „die sie oft nur aus einer Art von Mistrauen „in sich selbst annimmt. Die Weiber ha„ben bisweilen einen Ehrgeiz, der sie „nach Siegen und Eroberungen geiten „läßt, die ihnen nur zu theuer zu stehen kom„men. Ich stellte mich also, als ob ich ihre „Fesseln trüge; ich kam allen ihren Wünschen „zuvor, und zeigte ihr den ganzen Triumph „ihrer Reitze; ich verschafte ihr Gelegenheit, „die Annehmlichkeiten ihres Geistes vor den „Augen der Welt zu entwickeln, und amüsir-

„te sie durch Munterkeit und Laune. In der „Gesellschaft fielen alle Beobachtungen, alle „Vergleichungen zu ihrem Vortheil aus: bey „mehrern von ihren freundschaftlichen Ver„bindungen folgte sie meiner Anleitung, ich „öfnete ihr die Augen über den größten Theil „der weiblichen Freundschaften. Ich ließ ihr „die Galanterieen der artigen Herrchen und „die angenehmen Gespräche von wirklich lie„benswürdigen Männern hören; bald aber „stellte ich mich eifersüchtig darüber, und fand „Mittel, sie durch Worte oder Blicke von „ihr zu entfernen. Mit unermüdlichem Ei„fer und Anhaltsamkeit folgte ich ihr in As„sembleen und auf Bälle, und verließ sie „niemals. Sie wissen, daß ich einige Lust„barkeiten gegeben habe, von denen sie im„mer die Königinn war; oft besang ich in „meinen Versen ihre Reitze und ihren Geist. „Kurz ich belagerte sie von allen Seiten mit „meiner vorgeblichen Leidenschaft, die aber „immer mit einem solchen Respekt, einem „so gewissenhaften Anstand und einer so be„ständigen Zurückhaltung begleitet war, daß „die Bosheit selbst nirgend anzusetzen wußte,

„und daß ich getroſt die Verläumdung heraus„fordern konnte. Hielt ich auch bisweilen für „nöthig, Eiferſucht blicken zu laſſen, ſo war „es doch immer ſichtbar, daß ſie die Ver„zweiflung, meine Abſicht nicht erreicht zu „haben, und keinesweges die Furcht, aus „dem Beſitz geſetzt zu werden, zum Grunde „hatte.

„Vielleicht hatte die Welt Urſache, mich „für einen Liebhaber der Madam v. St. „Marcin zu halten; nie aber hat doch die „giftigſte Bosheit einen Verdacht auf ſie „werfen können; ſorgfältig vermied ich die „kleinſten Umſtände, die ihn hätten erwecken „können. In meiner ganzen Aufführung, „und in meinen Manieren verrieth Al„les Achtung, Scheu und Furchtſamkeit; guts„artige, rechtſchaffene Leute werden mich imsmer als einen guten Verwandten, und vors„züglich als Ihren Freund gefunden haben. „Sehr oft hatte ich das Vergnügen, die Auf„führung Ihrer Frau rühmen zu hören. Man „ſagte, ſie wüßte ohne Koketterie zu gefal„len — (denn, Mamſell, ich wiederhohle Ihnen, ohne Beſcheidenheit, alles Gute, das

ich von mir rühmen hörte, und dieser Punkt schmeichelte mir nicht am wenigsten) — sie „ist munter, ohne Geräusch, fuhr er fort, sie „hört alle Mannspersonen ohne Vorzug und „Vertraulichkeit an; keiner ist zufrieden, und „keiner hat Ursache, sich zu beschweren. Alle Vergleichungen zwischen ihr und andern „Frauenzimmern, die ohngefähr mit ihr in „gleichen Umständen sind, fallen zu ihrem „Vortheil aus. Manche von ihnen waren „der Gegenstand von Anekdoten und Stadtgesprächen, und das vielleicht höchst unverdienterweise, und blos einiger kleinen Unbesonnenheiten wegen, vor welchen ich „Ihre Frau zu schützen glaubte.

„Und nunmehr bitte ich Sie, lieber Freund, „erinnern Sie sich an mein ganzes Betragen. „Sie haben alles gesehen, alles erfahren, „wir sind immer unter Ihren Augen gewesen. „Madam v. St. Marcin hat sich niemals „von Ihnen entfernt, nie werden Sie das „geringste Geheimniß bemerkt haben. Nichts „ist ohne Ihr Vorwissen geschehn, Sie sind „Zeuge von allem gewesen, und doch glaube „ich die Ränke und Nachstellungen jener ge-

„fährlichen Menschen, die auf alle Weiber „Speculation machen, vereitelt zu haben; „alles Bestreben jener unnützen, parfümirten „Geschöpfe, deren ganzer Beruf in der Ge„sellschaft darinn besteht, daß sie sich allent„halben zur Schau zu stellen suchen, um sich „und ihre Eroberungen in der Leute Mund „zu bringen; jener Wollüstlinge unter der „Maske der feinsten Lebensart, die sich für „Verführer halten, und die Miene geben, „Schöpfer von der Renommee der Weiber „in Rücksicht auf Tugend und Verstand zu „seyn. Kriechende Insekten, denen es bis„weilen gelingt, ein schwaches Köpfchen zu „bethören, und die den niederträchtigsten Ge„brauch von dieser Gabe machen! Mehr als „einmal habe ich ihnen den frechen Mund „gestopft, und vielleicht sind Sie der einzige „in der ganzen Stadt, der es nicht weiß, „daß ich mich einmal bey einer solchen Ge„legenheit geschlagen habe. Ich führte Ma„dam v. St. Marcin auf den Ball; Hr. „v. G... der wegen seiner galanten Epi„gramme so bekannt ist, erlaubte sich einen „von seinen plumpen Ausfällen gegen die Wei-

„der, die man sich in ausschweifenden Gesell„schaften einander mit dem größten Vergnü„gen nachbetet. Da er mit Fleiß laut ge„nug sprach, so nahm ichs auf, und sagte, „indem ich ihm steif ins Auge sah: nach ein „paar Augenblicken würde ich ihn bitten, mir „seinen artigen Einfall noch einmal zu wieder„hohlen. Kurz darauf gingen wir aus der „Gesellschaft an einen einsamen Ort, und mei„ne gute Lehre fruchtete so viel, daß er wenig„stens zwey bis drey Monate lang etwas vor„sichtiger wurde, und man weniger witzige „Einfälle von ihm zu hören bekam.„

„Sie wissen, liebster Freund, daß die „Eroberungen selbst den Weibern niemals „Schaden thun, sondern ihr Betragen bey „denselben, selbst bey denen, die ihnen am „wenigsten am Herzen liegen; der übel ange„brachte Vorzug, den sie dem und jenem er„weisen, die übelverstandene Eigenliebe, und „Unvorsichtigkeiten, die oft aus wahrer Un„schuld entspringen. Ein Frauenzimmer, „die aus der Einsamkeit in die Welt tritt, „sieht sich in Schlingen verwickelt, ehe sie „noch die Gefahr ahnden konnte. Das

„war es, ich wiederhohle es, was ich für „meine Cusine fürchtete; ihr lebhafter und „munterer Geist hatte noch nie freyen Spiels „raum, ihre Eigenliebe noch keinen Genuß „gehabt, ihr unerfahrnes Herz konnte sich „leicht von einem falschen Schimmer blenden „lassen, und wer weiß dann nicht, wie weit „Eine Verirrung ein Frauenzimmer bringen „kann, die sonst die herrlichsten Anlagen zur „Rechtschaffenheit und Tugend hatte?

„Hier, lieber Freund, haben Sie die ge„naue Geschichte von dem, was sich mit Ihs„nen und ihr zugetragen hat. Untersuchen „Sie nun, ob der geringste Umstand dem wi„derspricht, was ich jetzt vorgebracht habe, „und urtheilen Sie selbst, ob Sie mit irgend „einem vernünftigen Grunde nur den gering„sten Argwohn in Ihrer Seele aufsteigen las„sen können? Ich zeige Ihnen das Innere „meines Herzens, und, die Wahrheit zu ge„stehen, ich weiß nicht, wer den ersten Platz „darinn einnimmt, Sie oder meine Cusine. „Sagen Sie nun selbst, ob Sie es rathsam „finden, daß ich etwas in meinem Benehmen „ändere. Ich halte, vor der Hand, jede

„Veränderung für gefährlich; man könnte dem „äußern Schein die giftigste Ausdeutung geben: mich würde man für einen abgedankten oder flatterhaften Liebhaber halten; Sie „würden vielleicht in den Verdacht der Eifersucht gerathen. Man würde den Grund „davon auszuforschen suchen, und wir gäben „der Bosheit und Verläumdung hinlänglichen „Steff zu Muthmaßungen, bey denen wir „alle drey verlieren müßten. Ich bitte Sie, „überlegen Sie vorher alles auf das reiflichste, „ehe Sie einen Entschluß fassen. Sie sind „in einen Wirbel von Vergnügungen und „Zerstreungen gerathen, aus dem Sie sich so „leicht nicht herausarbeiten werden; es ist gefährlich, vielleicht unmöglich, eine Frau „herauszuziehen, der Sie Geschmack daran „beygebracht haben, und die alle Vortheile „genießt, die mit Annehmlichkeiten der Figur und des Geistes verbunden sind. Jede „Reform ist nur auf Unkosten Ihres Glücks „möglich. Mein Vorschlag ist also, wir machen gemeinschaftliche Sache, Frau v. St. „Marcin zu hüten, ihre Schritte zu leiten, und sie auf der glänzenden Laufbahn,

„von der sie noch verblendet ist, vor Fehltrit„ten zu bewahren. Lassen Sie mich den ange„fangenen Plan verfolgen; ich richte mich „ganz nach Ihrer Vorschrift; ich bleibe im„mer fort der anhängliche Liebhaber, der Ci„cisbeo, wenn Sie wollen, und Sie immer „fort der geliebte Mann. Gestehen Sie nur, „lieber Freund, daß Sie hierüber immer „ganz ruhig gewesen sind; Sie genossen das „Vergnügen, die Empfindungen, die man „gegen Sie hegte, einzig Ihrem guten Zu„trauen und Ihrer feinen Gefühlsart zu ver„danken zu haben. Ich habe an Ihrer Frau „Aeußerungen von Vorzug und von Zärtlich„lichkeit gegen Sie bemerkt, die einen wah„ren Liebhaber zur Verzweiflung gebracht „haben würden, und mein Herz freute sich „darüber.

„Eine Frau zu regiren, glaub' ich, ist es „immer besser, ihr Freund als ihr Mann „zu seyn, und ich bin fest überzeugt, daß „Sie sich nicht über mich zu beschweren ha„ben. Ich wiederhohle es, Ihre Verbin„dung ist mein Werk; ich bin Ihnen beyden „gleich zärtlich zugethan, und ich würde trost-

„los ſeyn, wenn Ihre Verbindung unglück„lich ausſchlüge. Und nun vergönnen Sie „mir nur noch einige Vorſtellungen über den „Aufwand, den Sie machen. Ich weiß, daß „Sie von Ihrem Onkel ein unermeßliches „Vermögen erwarten, ich glaube auch, daß „es Ihnen gewiß iſt; bey dem allem, worauf „kann man rechnen, wenn man von dem Wil„len der Menſchen abhängt? Sie ſind ein „Verſchwender, Sie laſſen ſich ein gewiſſes „Vermögen aus den Händen gehen — überle„gen Sie, was für ein Schickſal Ihrer war„tet, wenn Ihre Hofnungen getäuſcht wür„den. Vergnügen, Wohlſtand und Pracht „ſind Ihnen zur Gewohnheit worden, und „Sie können leicht in den Fall kommen, „dem allem auf Einmal entſagen zu müſſen. „Hätten Sie den Muth dazu, hätte Ihre „Frau Stärke genug, einen ſolchen Sturz „auszuhalten? Folgen Sie mir, liebſter „Freund, ſchränken Sie Ihre Lebensart, Ih„ren Aufwand ein, ſo lang es noch von Ih„nen abhängt; warten Sie nicht, bis die „Umſtände Sie dazu zwingen. Ich will Ihnen „dabey an die Hand gehen, und Sie können

„doch, mach wie vor, ein angenehmes und „vergnügtes Leben führen.„

Hier schwieg Hr. v. Verseuil. Ich konnte die Mienen und die Fassung meines Mannes nicht beobachten; aus der langen Pause aber, die erfolgte, schloß ich, er müsse in einiger Verlegenheit seyn. „Ich „gestehe, sagte er endlich, daß ich, seit dem „Augenblick unserer Verbindung, an meiner „Frau nicht die geringste Veränderung ihres „Betragens gegen mich wahrgenommen ha„be. Ich weiß, daß ich ihr nie eine heftige „Leidenschaft einflößte, und doch habe ich im„mer allen möglichen Grund gehabt, zu glau„ben, daß ihr Herz mir so sehr als möglich „zugehöre; und dankbar muß ich bekennen, „daß die Welt und die Vergnügungen es ih„rem Manne niemals abwendig gemacht „haben.

„Dagegen werden Sie mir aber auch ein„räumen, mein theuerster Herr Cusin, daß „Ihr System ein wenig außerordentlich ist. „Hätten Sie mich vorher darum befragt, so „dürfte ich schwerlich meinen Willen dazu ge„geben haben, und überhaupt dürften wohl

„nur wenig Männer Ihrer Manier, die weibs
„liche Tugend zu retten, Geschmack abges
„winnen. Unmöglich kann ich über Ihre
„Zuthulichkeit und Galanterieen in öffentlichen
„Gesellschaften gleichgültig hinweg gehen,
„oder sagen, daß es mir Vergnügen mache,
„irgend jemand für den Anbeter meiner Frau
„gelten zu sehen. So wie Sie aber jetzt die
„Sachen eingerichtet haben, fällt es mir freys
„lich selbst schwer, zu bestimmen, was ich
„lieber möchte. Ich gebe zu, daß es viels
„leicht gefährlich ist, Sie von meiner Frau
„zu entfernen; sie ist an Ihre Freundschaft
„gewöhnt, und Ihre Stelle darf durch keis
„nen andern ersetzt werden. Ich kenne die
„Weiber nicht genug, um hier das klügste
„Theil zu erwählen, ich verlasse mich also
„ganz auf den Antheil und die Freundschaft,
„die Sie bis jetzt gegen uns bewiesen haben;
„ich habe immer in Ihren Gesinnungen die
„Wahrheit und Aufrichtigkeit erkannt, die
„Zutrauen einflößt, und fusse mich auch jetzo
„gänzlich darauf. Ich liebe meine Frau, ich
„glaube an ihre Tugend, und bin selbst rechts
„schaffen genug, um meinem Freunde Recht-

„schaffenheit zuzutrauen. Sie kennen die „Welt, ich überlasse mich Ihrer Klugheit „und Vorsicht; vergessen Sie nur niemals, „daß ein Mann, der seine Frau liebt, und „nur sie liebt, über alles, was sie betrift, „äußerst empfindlich ist. Vor allen Dingen, „glaube ich, darf sie durchaus nichts von unserer jetzigen Unterredung erfahren; unser „Benehmen muß sich vollkommen gleich bleiben, und Ihre Cusine muß immer sehen, „daß Sie ihr und mein Freund sind. Was „meinen Aufwand betrift, so ist es freylich „wahr, daß ich durchaus auf die Erbschaft „meines Onkels rechne; allein ich muß nunmehr unumgänglich bey der Einrichtung „bleiben, die ich einmal getroffen habe, und „auch meine Frau soll nichts an der ihrigen „ändern. Wollte ich hierinn Einschränkung machen, so würde ich im Ernst befürchten müssen, daß sie sich vielleicht auf eine andere Art schadlos zu halten suchen „möchte. Lassen Sie uns ihr alles verbergen, was jetzt zwischen uns vorgefallen ist; „sie darf nicht das geringste merken. Die „Confidencen der Männer über ihre Weiber „haben selten eine gute Wirkung.„

Jetzt ſtanden ſie auf. Ich machte mich davon, ohne daß ſie mich bemerkten. Was ich noch hören konnte, waren Freundſchafts-verſicherungen, die ſie ſich gegenſeitig machten. Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, den Kopf ganz voll von dem, was ich gehört hatte. Es würde mir viel Mühe koſten, Ihnen die Gedanken zu beſchreiben, die in meiner Seele aufſtiegen. Anfangs zürnte ich ein wenig mit Verſeuil, auch mit meinem Mann war ich unzufrieden; indeß, da ich geſtehen mußte, daß ich bis auf dieſen Augenblick nichts zu meinem Glück vermißt hatte, ſo vergab ich beyden, und fühlte mich ſogar gerührt. Beklagen konnte ich mich nicht über das uneigennützige Syſtem, das mein Cuſin mit ſo vieler Beſtändigkeit befolgt, und das mich bisweilen hintergangen hatte; mein Mann hatte mir gleichfalls Gerechtigkeit widerfahren laſſen; allein das Mißtrauen, das man in mich geſetzt hatte, war mir empfindlich. Dieſe Männer, ſagte ich, rechneten alſo mehr auf ihre Tugend, als auf die meinige. Der Betrug, den man mir geſpielt hatte, war mir ſehr empfindlich, und

ich fand meinen Cuſin einer recht verſtockten Falſchheit ſchuldig. Mit mir ſelbſt hingegen war ich ſehr zufrieden, daß ich nicht mehr Gewißheit hierüber zu erhalten geſucht hatte. Was würde ich in den Händen dieſer beyden böſen Männer worden ſeyn, die ſo ſehr geſtimmt waren, gemeinſchaftliche Sache gegen eine arme Frau zu machen, die leicht im Zutrauen zu weit gehen konnte. Ich geſtehe, im erſten Augenblick empfand ich ein Verlangen, mich zu rächen, und hatte einige Luſt, ihnen fühlen zu laſſen, daß es gefährlich iſt, ſein Spiel mit unſerer Eigenliebe zu treiben. Doch das war nicht der Hang meiner Seele; ich fühlte nicht Kraft genug, ſtrafbar zu werden, und da ich mein Schickſal beſſer überlegte, ſo fand ich mich glücklich genug. Mein Leben war frey von Unruhe geblieben, und mein Herz hatte ſich nichts vorzuwerfen. Verſeuil war einer von den Männern, die in der Welt wegen ihrer liebenswürdigen Eigenſchaften, wegen ihrer Verdienſte und Figur ausgezeichnet werden; ſeine Freundſchaft und ſein Umgang waren unendlich angenehm. Es wird wenig Weiber geben, die ſich nicht

durch ſeine Anhänglichkeit, und durch die Ehre, von ihm allen andern vorgezogen zu werden, würden geſchmeichelt gefunden haben. Hr. v. St. Marcin machte mir das Leben ſehr angenehm; er liebte das Vergnügen und die Fröhlichkeit, und alles wurde ihm leicht, wenn es auf dieſe beyden Punkte ankam; ich hatte alſo nicht Urſache, eine Aenderung zu wünſchen, und beſchloß, auch in der Folge mich dieſen beyden Männern anzuvertrauen, die ſo viel für mich thaten. Die Schwierigkeit war nur, ſo zu ſcheinen, als ob ich ganz und gar nichts von dem wüßte, was zwiſchen meinem Mann und Hrn. v. Verſeuil vorgefallen war. Es fiel mir ſehr ſchwer, in Geſellſchaft des letztern die vorige Ungezwungenheit und Behäglichkeit anzunehmen, und unvermeidlich war es, daß ſich nicht ein gewiſſer Froſt zwiſchen uns hätte einſchleichen ſollen. Vorzüglich fürchtete ich eine Erklärung, die äußerſt unangenehm und ängſtlich hätte werden müſſen, und ging jedem Anlaß, ſo weit als möglich, aus dem Wege. Indeß, was ich vorher geſehen hatte, geſchah: jene Freymüthigkeit und Offen-

heit, die über unsere Gespräche Leben und Munterkeit verbreitet hatte, verschwand nach und nach zwischen ihm und mir. Es machte uns nicht mehr dasselbe Vergnügen, beysammen zu seyn, das ehemalige Zutrauen war dahin. Seine Aufmerksamkeiten für mich hatten etwas Steifes und Gezwungenes, er fiel in die faden Gemeinsprüche der Galanterie. Unvermerkt entfernten wir uns von einander, und ich ließ meinen Hüter gehen, ohne daß er mir sonderlich leid that. Ich weiß nicht, ob es nicht Eitelkeit von mir war, zu zeigen, daß ich keines Aufsehers bedürfe; doch will ich Ihnen gern einräumen, Mamsell, daß es vielleicht alles dessen, was vorhergegangen war, bedurfte, meine Schritte zu sichern. Eine Frau hat viel zu thun, der Verführung zu widerstehen, wenn beym Austritt aus einem langweiligen und zwangvollen Leben, wo sie nichts als Sittensprüche und Verweise zu hören bekommen hat, auf einmal ihre Ohren von lauter angenehmen und schmeichelhaften Dingen gekitzelt werden, wenn sie allenthalben das Bestreben ihr zu gefallen gewahr wird, wenn ihr Wille nirgend

Schwierigkeiten zu überwinden findet, und das Gift ihr unter der reitzendſten Hülle dargeboten wird. Das Beyſpiel und die Ueberredung anderer Weiber, die das Leben genießen und genoſſen haben, laden ſie dazu ein, und man rechnet ihr nicht ſelten ihre Uebergabe zur Ehre an. Ohne Zweifel würde ich immer der Gefahr widerſtanden haben, aber jetzt überſehe ich ſie in ihrem ganzen Umfange. In den nächſtfolgenden Jahren trug ſich nichts Merkwürdiges zu; mein Weg war gewählt, und ich entfernte mich nicht davon. Nach und nach dünkte es mich, als wenn auch die Eitelkeit, meinem Cuſin zu zeigen, daß ich mir ſelbſt Schutz und Schirm genug wäre, nicht mehr mit ins Spiel käme; doch brach ich mir nichts von den Vergnügungen und Zerſtreuungen ab, in denen wir bis jetzt gelebt hatten. Wir erzeigten dem Onkel, der immer noch lebte, und auf deſſen Vermögen wir hoften, alles, was die Pflicht mit ſich brachte. Ich hatte keine Kinder, hierüber gab er mir oft ſeinen Kummer zu erkennen. Endlich ſtarb er, und wir fanden uns in unſern Hofnungen auf das ſchrecklichſte betro-

gen; er vermachte ſein Vermögen viel entfernten Anverwandten, als wir waren, und wir ſahen uns ganz um die reiche Erbſchaft gebracht. Dieſes Unglück verſetzte uns in eine fürchterliche Lage. Gläubiger, die auf dieſe Erbſchaft vertröſtet worden waren, bemächtigten ſich unſerer Güter, ſo daß wir mit Einem Schlag von allem Vermögen entblößt waren. Nach langen Unterhandlungen und Vorſchlägen, nahmen unſere Verwandten alle unſere Schulden unter der Bedingung auf ſich, daß wir in die Schweiz gingen, um auf einem entlegenen Gütchen zu leben, das man miethen oder kaufen, und das Hr. v. St. Marcin zu einer Quelle unſers Unterhalts zu machen ſuchen ſollte. Als einen Beytrag fügte man noch eine ſehr geringe Penſion hinzu. Hr. v. Verſeuil, den eigene Umſtände von uns entfernt hatten, und der anderwärts in Geſchäften verwickelt geweſen war, eilte auf das Gerücht von unſerm Unſtern herbey. Wir fanden auch jetzt einen eifrigen Verwandten und Freund in ihm, der uns zu tröſten und in unſerm Unglück beyzuſtehen kam. Der Einrichtung unſerer Ge-

ſchäfte nahm er ſich mit größtem Eifer an, und widerſetzte ſich anfänglich der Art von Verbannung, zu welcher wir von unſern Anverwandten und den Perſonen, die den Verfolgungen unſerer Gläubiger Einhalt gethan hatten, verurtheilt worden waren. Da ſie dieſelbe aber als eine Bedingung vorſchrieben, ohne die für uns alle Hülfe verloren wäre, ſo that er ſein möglichſtes, dieſe Verbannung uns ſo erträglich, als möglich, zu machen, und ließ uns durch einen Freund in Yverdon das Landhaus beſorgen, in welchem wir wohnen. Die Lage deſſelben iſt ſehr angenehm, und unſere Beſtimmung vor der Hand iſt, ſo lange, als unſere Gläubiger beruhigt und befriedigt ſeyn werden, das heißt, vielleicht unſer ganzes Leben, hier zuzubringen. Als ein treuer Verwandter entſchloß ſich Hr. v. Werſeuil uns hieher zu begleiten, und bey unſern erſten Einrichtungen an die Hand zu gehen. In einigen Tagen wird er uns verlaſſen, und wir ſind dann allein. Bis jetzt war mir in unſerm Unglück und bey unſerer veränderten Lebensart die Einſamkeit gerade die wünſchenswertheſte Sache, und mein Kum-

mer rührt von nichts weniger als von der Entfernung von der Welt, vom Geräuſch und Vergnügen her. Ich beklage den Verluſt von Freunden, die Theil an meinem Schickſal zu nehmen ſchienen; doch gibt es auch ſo viel falſches Mitleid, und der Triumph der Feinde über unſer Unglück iſt ſo demüthigend, daß ich mich mit Vergnügen aus einem Lande entfernte, wo für mich nichts mehr als Kummer und Verdruß zu hoffen war. Die Veränderung des Orts, die Neuheit der Einrichtung haben mir eine kleine Zerſtreuung meines Kummers verſchaft; Hr. v. St. Marcin zeigt mehr Philoſophie, als ich von ihm erwartet hätte, und flößt auch mir Muth ein. Wir ſind ſo glücklich geweſen, liebenswürdige Nachbarn voll Leutſeligkeit und Geſelligkeit zu finden, und wenn Sie unſere Erkenntlichkeit und Freundſchaft annehmen wollen, ſo wird das unſer erſter Troſt ſeyn.„

Mit dieſen Worten, liebſte Freundinn, endigte Madam v. St. Marcin ihre Geſchichte. Ich ſagte ihr alles, was mir die Theilnahme eingab, die ſie mir in der That eingeflößt hatte. Wir wurden beſſere Freun-

stimmen als vorher, wenigstens versprachen wir uns, einander recht lieb zu haben; ich war das ihrem Zutrauen schuldig, und wirklich empfand ich ein aufrichtiges Freundschaftsgefühl gegen sie.

Auf dem Rückweg erreichten uns Hr. v. St. Marcin und Hr. v. Versenil wieder. Der letzte bemerkte es gleich, daß wir den Kopf voll trauriger Gedanken hatten, und daß Madam v. St. Marcin mir etwas von ihrer Lage vertraut haben müsse. Er sagte mir etwas über mein empfindsames Herz, über das, was er von einer Freundinn, wie ich seyn könnte, erwartete, und wünschte, daß ich es von Madam v. St. Marcin werden möchte. Ich antwortete: wer einen Freund, wie ihn, hätte, würde bey der Wahl eines neuen Freundes schwer zu befriedigen seyn. Er sah mich an, und schien in Verlegenheit zu gerathen.

Während dem hatten wir unser Haus erreicht. So bald ich allein war, dachte ich an Sie, meine Beste, und machte mir das Vergnügen, Ihnen die Geschichte mitzuthei-

len, die ich gehört hatte. Sagen Sie mir Ihre Meinung darüber, ich bitte Sie. Glauben Sie, daß die Absichten dieses Mannes wirklich so edel und uneigennützig gewesen sind? Wie finden Sie die Idee, den Liebhaber einer Frau zu machen, um ihre Tugend zu schützen? Das ist eine Männergroßmuth, in die man ohne Zweifel kein Mißtrauen setzen darf. Ich enthalte mich aller weitern Betrachtungen, da mein Brief ohnehin lang genug ist. Dießmal werden Sie mir nicht vorwerfen können, daß ich blos von mir selbst spräche, und ihn also mit weniger Langeweile lesen. Leben Sie wohl, liebste Freundinn; ich erwarte ständlich Briefe von Ihnen.

Siebenter Brief.

Laura an Sophie.

Sie wollen sich also wieder mit mir aus-söhnen, liebste Freundinn, und aus Ihrem artigen und schmeichelhaften Briefe sehe ich, daß Sie mich durch gewisse Injurien, die Sie mir sagten, ein wenig beleidigt zu haben glauben. In ihrem letzten Briefe bey ehren Sie mich sogar mit dem Titel eines verständigen Mädchens, aber wenigstens geben Sie nicht allen Glauben auf, daß ich es mit der Zeit werden könnte. Sollte denn das so schwer seyn? Kostet es wirklich so große Anstrengung, dahin zu gelangen? Verständig seyn, heißt das nicht eben so viel, als der Natur der Dinge und seinem Character gemäß denken und handeln? Nun ist aber mein Character, unabhängig zu seyn, und einen gewissen Stolz im Herzen zu haben, der jede Art von Unterwürfigkeit zurückstößt. Von meinen Pflichten werde ich mich nicht loszumachen suchen; im Gegentheil, ich hänge an ihnen, und werde sie mit Eifer er

ſſen. Mein Herz wird ganz meinen Eltern, meinen Freunden und jedermann, der meine Hülfe bedarf, zugehören. Das iſt mein ganzer Plan. Soll es mir nicht erlaubt ſeyn, ihn zu verfolgen, und den Entſchluß zu faſſen, mich gegen alles, was ſich ihm entgegen ſetzen möchte, zu vertheidigen und zu verhärten? Verſchonen Sie mich künftig, ich bitte Sie, mit Ihren Apologien für Neigung, Liebe, Ehe, Verſorgung; die bloßen Wörter bringen mich ſchon auf, und meine ganze Seele empört ſich dagegen. Ich mag ganz und gar nichts davon wiſſen; ich bin glücklich, und will es bleiben, und die Vernunft iſt hierinn ganz auf Seiten meiner Empfindung.

Je mehr ich nachdenke, je mehr finde ich, daß in dieſer Welt alles zum Nachtheil empfindſamer Seelen eingerichtet iſt: auf allen ihren Wegen finden ſie nichts, als Schlingen, Irrthümer und liebloſe Urtheile. Es gehört ſo viel Geſchicklichkeit dazu, ſich beym geringſten Herzenshandel auf eine erträgliche Art zu benehmen, und juſt hier, wo man ſich ſo gern ſich ſelbſt und dem Hange ſeines

Herzens überliefe, muß man sich gerade vor allem hüten, gegen alles zur Wehre stellen. Zutraulichkeit und Unerfahrenheit sind der Weg zum Verderben. Dieser Tyranney nun will ich mich widersetzen, und das Joch von mir stoßen, dem die furchtsamen und zärtlichen Seelen entgegen fliegen, und die schwachen Herzen sich unterwerfen. Noch hat es nicht den geringsten Reiz für mich gehabt, und auch für die Folge werde ich mich zu sichern wissen. Täglich wird man in seiner Meinung betrogen, und läßt sich durch Schimmer, Ruf und Ansehn blenden. Wie klein wird manches große Licht, wenn man's in der Nähe betrachtet! Diese Erfahrung habe ich schon oft gemacht. Unter den Reisenden, die unsere Gegenden besuchten, sind mir verschiedene von jenen Wundermännern vorgekommen, vor denen der Ruf von Liebenswürdigkeit und Galanterie hergegangen war. Der Eindruck, den sie auf die Weiber machten, hatte Aufsehn erregt, und unsere Erwartung war gespannt. Ihr ganzes Bestreben war, zu gefallen; sie mußten ihre Eigenliebe so gut als möglich zu verstecken; sie waren allerliebst. Was geschah?

Ich sah sie mit leichtem Herzen vorüberziehn. Meine Neugier war befriedigt, und meine Gleichgültigkeit blieb, nach wie vor, dieselbe.

Ich hörte einmal einen sehr geistreichen Mann sagen: die berühmten Leute, von denen jedermann spräche, wären gar nicht so, wie die Kirchthürme, die immer größer werden, je näher man ihnen kömme. Dieser Gedanke däuchte mich so einleuchtend wahr, daß ich mir Jedermann so klein, als möglich, vorstelle, um mich nicht zu betrügen; und daß ich mich an alle denen übe, die um mich herum sind. Gewiß hat Sie das, was ich Ihnen von meinem System sagte, auf den Argwohn gebracht, als hätte ich Anlage zur Koketterie; denn es ist mir unmöglich, daß ich nicht wieder hierauf zurückkommen soll. Sagen Sie mir nun aber auch, ich bitte, ich beschwöre Sie, was ist Koketterie? Ich habe keinen deutlichen Begriff davon. Ist es ein Bestreben, jedermann zu gefallen, und zu diesem Zweck die geringen Vorzüge, die man von der Natur erhalten hat, geltend zu machen? Ist es ein Verlangen, seine Eigenliebe zu befriedigen, ohne eben der Eigenliebe der andern zu schmeicheln?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Mit Einem Worte, heißt es ſo viel, als: gefallen und nichts lieben; ſo kann ich unmöglich das große Laſter darinn finden. Wahrſcheinlich hat man aus eben den Gründen eine Sünde daraus gemacht, als die Andächtigen die Philoſophie zur Sünde gemacht haben. Beyde haben ihre Mißbräuche, die ich aber ſchon vermeiden will. Mein ganzes Leben ſoll ein Gewebe von Fröhlichkeit und Leichtſinn ſeyn; verbannt aber ſey jene zärtliche Theilnahme, die es auf immer vergiftet, jener ſympathetiſche Zug der Empfindung, der uns ſo oft täuſcht. Bisweilen ſchleicht ſich eine Neugier und Unruhe wegen der Zukunft in meine Seele; eine unangenehme Empfindung, die Sie nicht zu kennen ſcheinen. Wie fangen Sie es nur an? Das iſt ein Feind, dem ich beſtändig entgegen arbeiten muß. Ich glaube meiner Sache gewiß zu ſeyn, und die quälende Unruhe kömmt doch wieder. Man iſt wirklich gar zu wenig Herr über ſein Schickſal; wenigſtens will ich es in dem Vorſatz bleiben, nichts zu ſeyn. Ich werde mich nicht von den Umſtänden beſtimmen laſſen, ich fürchte

nicht, daß mein Herz mich verrathe. Liebſte Freundinn, verdammen Sie mich nicht zu ſehr, ich bitte Sie; gönnen Sie mir immer das Vergnügen, laut mit Ihnen zu denken. Der Antheil, den Sie an mir nehmen, reizt mich dazu an. Unſere Denkungsart iſt ein wenig verſchieden; ſollten wir uns aber deſs halb weniger lieben?

Um Ihnen alle Beſorgniſſe meinetwegen zu benehmen, muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich täglich dem ſtillen und ruhigen Leben mehr Geſchmack abgewinne. Die Tage, die ich im Schooße meiner Familie zubringe, ſind für mich die glücklichſten. Der Friede, der hier herrſcht, iſt ein herrlicher Genuß, der keinen Augenblick für mich verloren geht, und wenn ich bisweilen durch eine Sehnſucht nach Abwechſelung, oder durch Geſellſchaft herausgeriſſen werde; ſo geſchieht es doch nur äußerſt ſelten, daß ich mich nicht nach ihm zurückſehnen ſollte. Mit einem geheimen Verdruß ſehe ich die Zeit herbey kommen, wo ich unſere Einſamkeit verlaſſen, und in die Stadt zurückkehren muß. Mamſell Mirfort,

ven der ich oft Briefe bekomme, ist dort schon eingerichtet. Sie denkt nicht ganz so, wie ich, und scheint sich dort so wohl zu gefallen, daß sie des Hrn. v. Flamacour nur obenhin erwähnt. Sie sieht ihn oft, und kömmt in ihren Briefen oft auf ihn zurück. Sie erzählt mir, wie er ihr einmal den Arm gegeben; sie beschreibt mir sehr ausführlich, wie er ein andermal von ihrer Spielpartie gewesen; wie er über ein gewisses Buch, mit welchem man sich eben beschäftigt, einerley Meinung mit ihr gehabt. Sie versichert mir, er wäre äußerst liebenswürdig; sie will mir seine Bekanntschaft machen, und spricht oft mit ihm von mir. Wie Sie sehen, geht sie mit der Sprache noch nicht ganz heraus; es liegt aber nur an mir, alles zu errathen, was sie nicht gerade zu gestehen will.

Vielleicht erinnern Sie sich, liebste Freundinn, daß Hr. v. Flamacour aus einer guten, alten, aber nichts weniger als reichen Familie stammt; und so sehe ich nicht, was aus dieser Neigung, wenn es anders eine ist,

werden soll. Gewöhnlich haben arme Edelleute nicht die zärtlichsten Herzen: um so mehr ihr alter Adel das einzige ist, was sie haben, nehmen sie es mit den Mitteln, ihn zu behaupten, nicht so genau. Ich ließ ein paar Worte hiervon gegen meine Freundinn fallen, indem ich ihr zu ihrer Eroberung Glück wünschte. Sie dringt in mich, nach der Stadt zu kommen; sie versichert, es gäbe dort schon viel Zeitvertreib, und ich müßte ja auf dem Lande, wo kein Mensch wäre, Langeweile haben. Ich habe sie dagegen eingeladen, noch einmal aufs Land zu gehen, wo man keine Langeweile hat, auch wenn uns kein Mensch den Arm gibt, und wenn man schon mitunter einen kleinen Widerspruch hinnehmen muß. Ich zweifle sehr, daß sie Lust haben wird, meine Einladung anzunehmen: desto sicherer erwarte ich eine kleine Beichte von ihr, wenn wir uns wieder sehen werden. Heute weiß ich Ihnen nichts von unsern fremden Nachbarn zu sagen, von denen ich Ihnen in meinem letzten Brief so viel erzählte. Wir haben uns einigemale

gesehen; Madam v. St. Marcin bezeigt mir immer mehr Freundschaft. Ihr Mann macht sich viel mit der Einrichtung seines kleinen Guts zu schaffen, und scheint diese Beschäftigung als ein Mittel der Zerstreuung anzusehen. Madam v. St. Marcin ist viel ruhiger, aber auch viel trauriger: Sie spricht viel von Philosophie, und läßt merken, daß sie sehr wenig besitzt. Nicht selten scheint es, als ob sie an ihrem Unglück hinreichende Gesellschaft habe, und als ob es ein förmliches Geschäfte wäre, unglücklich zu seyn. Unterdessen gewöhnt sie sich mit der besten Art an die Sitten unsers Landes. Das Vesperbrod, diese Mahlzeit gegen fünf Uhr Abends, kam ihr anfangs seltsam vor, jetzt aber thut sie's uns in allem gleich; sie pflanzt sich an den Theetisch, trinkt den Thee sehr gern, und fängt schon an, diesen Augenblick, vernehmlich im Herbste, sehr angenehm zu finden. Es war ihr immer unbegreiflich gewesen, wie die englischen Romane ihn als einen interessanten Umstand behandeln konnten; jetzt sagt sie, es fehle ihr nichts mehr, als einen

Lovelace oder Grandison hier seine Rolle spielen zu sehen. Weit vernünftiger spricht sie von den Vergnügungen, die sie eingebüßt hat; sie seufzt, wenn sie daran denkt. Hr. v. Versenil wird nächstens abreisen. Dieser Verlust ist sehr beträchtlich, und Madam v. St. Marcin scheint ihn in seiner ganzen Größe zu fühlen. Vielleicht wäre es seine Pflicht, sie nunmehr auch gegen die Gefahren der Einsamkeit zu schützen.

Freylich sollte ich meinem Briefe einmal ein Ende machen, allein ich muß Ihnen noch sagen, daß mir mein Vater gestern von einem seiner Bekannten, einem Freunde, der eine Stunde von hier wohnt, erzählt hat. Er sagte mir Dinge von ihm, die mir große Lust machten, ihn aufzusuchen. Er ist ein außerordentlicher Mensch, der allein im Walde wohnt, ein sonderbarer Philosoph, der Abentheuer erlebt hat, die niemand weiß. Ich hatte Lust, auf der Stelle hinzugehen, und drang in meinen Vater; wir machten uns auch wirklich auf den Weg, überlegten aber,

daß es für heute zu spät wäre, einen so weiten Marsch anzutreten. Wir gaben also den Plan auf, und beschlossen uns heute bey früher Tageszeit aufzumachen: da mein Vater aber durch Geschäfte abgehalten wurde, so gehts morgen vor sich. Ich zittere nur, daß nicht wieder etwas dazwischen kömmt. Eine große Promenade bis nah an den Berg! die Hofnung, einen interessanten Menschen zu sehen, das ist mehr als genug, mich ungeduldig zu machen. Ich hoffe Ihnen recht viel erzählen zu können. Werden Sie sich aber auch darum bekümmern? Sagen Sie mirs; wo nicht, so sage ich Ihnen kein Wort von meiner Expedition. ——

Heute war mirs ein wahres Bedürfniß Ihnen zu schreiben, um nur meine Ungeduld zu vergessen, und hierzu war nichts fähig, außer meine Freundschaft für Sie. Ich bin mit Allem, was ich Ihnen gesagt habe, nur halb zufrieden; allein ich habe ja mit einem so guten und nachsichtigen Herzen, wie das Ihrige, zu thun, und lasse der Feder ihren

Lauf. Schreiben Sie mir indeß bald, um mir allen Argwohn zu benehmen: ich bilde mir sonst ein, Sie verlangen weiter keine Briefe von mir. Der heutige ist sehr lang gerathen, desto geschwinder will ich abbrechen. Leben Sie wohl, beste Freundinn, und lieben Sie immer Ihre u. s. w.

Achter Brief.

Sophie von St. Aubin an Laura von Germosan.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen nicht weiter zu schreiben, meine Liebe! weil ich merkte, daß wir anfingen, einander nicht mehr zu verstehen. Wir verloren uns in Untersuchungen, von denen ich nichts mehr begriff. Ihre Ideen sind durchaus weit über meine Fassungskraft: sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie sind dazu gekommen? Sie hatten sie, wenn mir recht ist, damals noch nicht, als ich bey Ihnen war. Ihre Einbildungskraft hat einen gewissen Schwung genommen, Sie haben sich selbst Ihrer Leichtigkeit im Denken und Schreiben überlassen — und ich, der es an beyden fehlt, kann Ihnen nichts geben, als gemeine Gedanken, angenommene Meinungen, die Dinge, wie sie sind, die Welt, wie sie geht. Weiter erstrecken sich meine Kenntnisse nicht: darüber wagt sich mein Geist nicht hinaus; und so sah er sich bald weit von dem Ihrigen ge-

trennt. Unsere Herzen indeß werden immer vereinigt bleiben; unsere Freundschaft ist nicht in ein paar flüchtigen Augenblicken geschlossen worden, und wird, wenigstens meiner Ueberzeugung nach, ewig dauern. Vor drey oder vier Jahren, als ich im Bade Ihre Bekanntschaft machte, hatte ich schon von Ihnen reden hören. Man sagte, Sie hätten für Ihr Alter beträchtliche Fortschritte gemacht, sie wären Ihren Eltern schon sehr nützlich und eine angenehme Gesellschaft für sie; man sagte mir auch verschiedenes von Ihrem Verstand und dem Ansehen, worein Sie sich gesetzt hätten. Ich gestehe, daß ich mich ziemlich vor Ihnen fürchtete, und wär ich nicht drey Jahre nach einander ins Bad gekommen, so wären wir, glaube ich, einander noch immer fremd. Und das würde mir sehr leid thun, denn ich liebe Sie mit einer Aufrichtigkeit, die nichts ändern kann. Habe ich Ihnen eine Weile nicht geschrieben, so geschah es blos, weil ich abwarten wollte, bis Sie sich zu gewöhnlichern und faßlichern Gegenständen herablassen würden. Sie machten mich für meine Briefe fürchten; ich hatte nicht mehr das

Herz, Ihnen zu schreiben. Ihr Geist hat auf Einmal einen sonderbaren Schwung genommen: fast sollte man auf den Verdacht kommen, es wäre Ihnen etwas begegnet, Sie wären in Ihren Erwartungen getäuscht und in Ihren Hofnungen hintergangen worden; kurz, Sie hätten gegründete Ursachen gegen den bessern Theil des menschlichen Geschlechts einen kleinen Groll zu nähren. Hab ichs errathen, so sagen Sie mirs, ich beschwöre Sie: ich würde das besser verstehen, als alle Ihre schönen Ideen, die mir sehr unnatürlich vorkommen. Vielleicht können Sie sich nicht überwinden, es mir zu schreiben, und so erzählen Sie mirs wenigstens einmal mündlich. Ich wiederhohle es zum letztenmale, meine Liebe, ich verstehe nichts von alle dem, was Sie mir über die Romane, über die Mannspersonen, über Unabhängigkeit sagen, und deshalb gab ich Ihnen Falschheit, Koketterie Schuld. Das war die Idee, die Sie mir von sich beybrachten, und zum Widerspiel unterhielt ich Sie von nichts, als von Heyrath und Versorgung. Ohne den Unwillen, den Sie dagegen äußerten, hätte

ich kaum daran gedacht. Fast sollte man glauben, Sie hätten ein Gelübde gethan, ledig zu bleiben. Ich glaube nicht, daß das große Ueberwindung kosten kann; doch, was kümmerts mich? Ich habe drey alte, unverheyrathete Tanten, und zwey Vettern, alte Junggesellen, die gewohnt sind, für nichts, als für sich selbst zu sorgen. Ihr eigenes Wohlseyn liegt ihnen sehr am Herzen; um die ganze übrige Welt bekümmern sie sich nicht weiter, als in Gesellschaften, die ihnen ein immerwährendes Bedürfniß sind, der Langenweile zu entgehen; und doch scheint sie dieses Uebel sehr oft heimzusuchen. Uebrigens mögen sie ziemlich glücklich leben; ich dürfte nicht klagen, wenn ich es einmal so hätte, wie sie, und doch möcht' ichs weit lieber anders haben. Ich versichere Ihnen, meine Beste, die Männer — Sie mögen auch dagegen sagen, was Sie wollen, behalten doch ihren Werth. Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, ihnen die Fehler zu verzeihen, die sie als Männer haben. Ueberlegen Sies nur recht, Sie werden gewiß finden, daß sie nicht ohne Verdienst sind. Noch wes

niger kann ich die Ehe für eine so gefährliche Sache ansehen. Dieses Joch, diese Abhängigkeit, diese Unterwürfigkeit, vor denen Sie zurückbeben, kommen mir bey weitem nicht so furchtbar vor: im Gegentheil bin ich überzeugt, daß es uns gar nicht an Mitteln fehlt, bisweilen auch die Herren zu spielen. Ich mag es angreifen, wie ich will, so kann ich die Gefahr nicht entdecken; drum mag ich auch nicht eher auf Vertheidigung denken, als bis ich sie ganz in der Nähe sehe. Außerordentliche Begebenheiten gibt es im menschlichen Leben nur zu wenig; ich sehe allenthalben nichts als eine Ruhe, die uns ganz zufrieden stellen, und eher einschläfern, als besorgt machen kann. Sie suchen Chimären in Romanen auf, schwerlich aber wird es Ihnen so gut werden, sie auch in der wirklichen Welt zu finden. Hier müssen Sie den Verstand anwenden, den ich an Ihnen kenne, und der sich in Ihrem Betragen ungleich mehr, als in Ihren Briefen äußert. Ich ergreife die Gelegenheit mit Vergnügen, Ihnen diese Eigenschaft zuzugestehen, weil es mir leid thun sollte, wenn meine Antworten,

die vielleicht ein wenig zu lebhaft waren, Sie auf die Gedanken gebracht hätten, als wollte ich sie Ihnen streitig machen. Nicht Sie haben Ursache auf meinen Verstand eifersüchtig zu seyn, ich muß es über Ihren Geist und Witz seyn, und ich hoffe es immer bleiben zu können. Wie aber, wenn Sie sich selbst betrögen? Wenn dieses schöne Projekt der Verachtung, der Gleichgültigkeit und Unabhängigkeit, nichts als eine tiefversteckte Empfindsamkeit, nichts als eine Anlage zur Zärtlichkeit wäre, die vor Verlangen stirbt, sich zu entwickeln? O, gewiß würden Sie es dann bereuen, daß Sie mich in Irrthum verleiteten. Diese Besorgniß bestärkt mich in meiner schlichten und ganz gewöhnlichen Art zu denken. Nein, meine Liebe, Sie werden mir sie nicht zuwider machen; ich habe es Ihnen schon oft gesagt, und ich wiederhohle es noch einmal: ich heyrathe, so bald ich kann. Kein Gedanke an Tyranney, Tyrannen und Leidenschaften soll mir das geringste in den Weg legen. Derjenige, der sich für meine Situation schickt, der wird sich wohl auch zu meinem Manne schicken,

und ich traue mir Tugend genug zu, daß ich auch glücklich mit ihm seyn werde. Ich ermahne Sie noch einmal, so wie ich zu denken; und nun stille hievon! Wir wollen die Sachen gehen lassen, wie sie gehen können. Eben fällt mir bey, daß ich bey meinem Aufenthalte in Ihrem Hause mehrmals an Ihnen ein Betragen gegen die Mannspersonen, die uns besuchten, bemerkt habe, aus welchem man alles, was Sie jetzt im Schilde führen, hätte errathen können. Sie waren sehr liebenswürdig, ohnerachtet eines gewissen, fast möchte ich sagen, übermüthigen Stolzes, der mir oft auffiel. Die geringste Prätension war in Ihren Augen ein Ridicül, das sich die Person gab, nirgend durfte sich Eigenliebe zeigen, ohne sogleich auf das schrecklichste gedemüthigt zu werden; Sie erriethen sie sogar, wo sie im Hinterhalte versteckt lag, und warteten es nicht ab, bis sie sich zeigte. Der arme Hr. v. Marville z. B.! wie haben Sie den nicht mißhandelt! wie machten Sie ihm seine Eleganz zum Verbrechen! wie zwangen Sie mich nicht, über ihn zu lachen, wenn er alles aufbot, Ihnen

durch seinen Witz und seine Talente gefällig zu werden! Sollte er jemals geschieden werden, so hat ers Ihnen allein zu verdanken, und wirklich verzweifle ich nicht ganz daran, denn ich habe bemerkt, daß er Sie von Herzen liebte. Haben Sie die Güte, allen denen, die sich meiner erinnern, etwas von mir zu sagen; wiewohl ich immer glaube, daß außer Ihnen niemand mehr an meinen schönen Verstand denken wird. Sie schwatzen mir so oft davon vor, daß ich fast geneigt bin, ihn für ein Laster zu halten. Und doch werde ich ihn nicht ablegen; er und meine Freundschaft für Sie hängen zu genau zusammen. Sie drohen, mir nicht mehr zu schreiben, wenn ich Sie nicht bald und ausdrücklich darum ersuchte. Sie nahmen den Verdacht, als könnten Ihre Briefe mir Langeweile machen, zum Vorwand; das aber war mir so undenkbar, daß ich nicht die geringste Rücksicht weiter darauf nahm. Voll Mißmuth, nichts von Ihnen zu bekommen, las ich Ihren letzten Brief noch einmal, und glaubte die Ursache Ihres Stillschweigens zu finden. Ich eile, diese Hinderniß aus dem

Wege zu räumen. Ja, meine Beste, der Verdacht, mir Langeweile zu machen, ist ein wahres Verbrechen, und mein Herz verlangt die schnellste Rache. Ihre Briefe haben mich, wie ich gern gestehe, einigemal verdrüßlich, auch wohl mit unter im Ernst böse, und vorzüglich die Antworten sauer gemacht: bey alle dem fühle ich immer das lebhafteste Interesse, alles zu wissen, was Sie denken und treiben. Lassen Sie mich also nicht länger warten, beschenken Sie mich bald mit der Fortsetzung Ihrer ausführlichen Nachrichten, ich verlange es ausdrücklich. Auf den Besuch bey dem Freunde Ihres Vaters bin ich sehr, sehr neugierig. Ich habe immer gesehen, daß die Freunde Ihrer Eltern auch die Ihrigen sind, und daß Sie sich, trotz Ihrer kleinen Bosheit, bey ihnen gefällig und beliebt zu machen wußten, und zwar noch weit mehr, als bey den Personen, mit denen Sie allein in Verbindung stehen. Ich erwarte also einen recht langen Brief, der, wie ich hoffe, die Beschreibung einer Reise, einer Promenade zu

Fuß von einigen Stunden enthalten wird. Mehr brauchen Sie nicht, Sie, die Sie alles sehen, alles fühlen, und also gewiß auch meine Freundschaft nicht übersehen werden. Leben Sie wohl, meine Beste.

Neunter Brief.

Laura an Sophie.

Recht sehr freut es mich, meine Liebe, daß Sie mir doch endlich einmal antworten. Ihr Stillschweigen kam mir unendlich lang vor, und machte mich unruhig und verdrüßlich. Zwölf Tage ohne eine Zeile von Ihnen zu sehen! Ich fing an Verdacht in Ihre Freundschaft zu setzen, und um Ihnen nichts mehr von mir zu schreiben, nahm ich mir vor, Ihnen von Niemand mehr zu schreiben.

Und doch hatte ich ein brennendes Verlangen, Ihnen den Spatzierweg zu beschreiben, den ich in meinem letzten Brief schon mit ein paar Worten erwähnte. Ich wollte aber doch wenigstens dazu aufgefordert seyn. Sie sagen mir, daß Sie neugierig wären. Das ist gerade, was ich will, und wofür ich schönstens danke. Künftighin will ich Sie nicht mehr von meinen Thorheiten unterhalten; ich sehe, daß es mir nicht gelingt, sie in Ihren Augen zu rechtfertigen, noch Ihren harten Richter-

ſpruch zu mildern. Sie faſſen von mir eine Idee, gerade ſo, wie ich ſie nicht wünſchte: allein ich mag nicht alle Ihre Vorwürfe und argwöhniſche Vermuthungen beantworten: ich bin empfindlich darüber, und zu Ihrer Strafe ſollen Sie weiter nichts davon zu hören bekommen.

Heute habe ich Ihnen eine ganze Geſchichte zu erzählen, und fühle das heftigſte Verlangen, Ihnen meinen Einſiedler bekannt zu machen. Dieſe Entdeckung, die ich gemacht habe, hat mich bis zu einem Enthuſiasmus entzückt, den ich Ihnen gern mittheilen möchte. Ich machte meinem Vater Vorwürfe, daß er mir dieſe Bekanntſchaft erſt ſo ſpät verſchaft hätte. Er beſuchte dieſen Mann immer allein, und ſprach niemals auf eine Art von ihm, die unſere Neugier hätte erwecken, oder uns Luſt machen können, ihn ſelbſt aufzuſuchen.

Wie mir mein Vater den erſten Vorſchlag deshalb that, verſprach ich mir nichts, als das Vergnügen, einen großen Spatziergang mit ihm zu machen. Der Ort liegt über ei-

ne Stunde weit von hier, und ich machte Anſtalten, wie zu einer förmlichen Reiſe.

An einem von den ſchönen Herbſttagen, die den Reiſenden weder Hitze noch Kälte befürchten laſſen, traten wir unſern Marſch früh gegen acht Uhr an. Wir gingen durch das Dorf Belmont, das eine halbe Stunde von hier liegt, und ſprachen in einigen Bauerhäuſern ein, wo mein Vater Geſchäfte hatte. Die Herzlichkeit, die ungezwungene Freundlichkeit, mit denen man von dieſen guten Leuten empfangen wird, rührt und intereſſirt. Nicht die Höflichkeit der Weltleute, von denen wir nur geſchmeichelt ſeyn wollen, ſondern die Sprache des Herzens iſt es, die feſſelt. Jenſeits des Dorfes geht man über eine große Wieſe, die ſich bis an den Fuß des Berges erſtreckt, und am Ende von einem Buchenwäldchen eingefaßt iſt. Hinter dieſem Wäldchen findet man eine zweyte Wieſe, in deren Mitte man ein Haus, halb zwiſchen Bäumen verſteckt, gewahr wird. Dieſer wirklich wilde und ländliche Anblick verſetzt die Seele in einen Zuſtand von Empfindſamkeit und Rührung. Dieſe große mit Bäu-

men eingefaßte Wiese, diese Wohnung, die von allen andern getrennt zu seyn scheint, ist das wahre Bild der ernsten und traurigen Einsamkeit.

Wir gingen schweigend über die Wiese und kamen an die Thüre einer Stacketen-Wand, die wir ohne Mühe öfneten. Eine Hecke lief rund um das Haus, und schien einen Obst- und Gemüsgarten einzuschließen. Wir traten in einen Hof, der aus einem leeren Rasenplatz bestand, wo man nichts als das Geplätscher eines Brunnens hörte, der an einer Seite angebracht war. Wir öfneten die Hausthüre, gingen durch einen kleinen Vorplatz, und traten in einen ziemlich großen Saal, ohne uns nach jemand zum Anmelden umzusehen. Das Holzwerk, das die Mauern bedeckte, hatte seine natürliche Farbe behalten; die Möbeln waren simpel und altväterisch, standen aber in der größten Ordnung. Bis hieher hatte eine Stille geherrscht, die großen Eindruck auf mich machte. Wir gingen nun mit eben so wenig Umständen in ein zweytes Zimmer. Ein Mann, der in einem Lehnstuhl am Kamin saß, in welchem ein großes Feuer

kannte, kam uns entgegen; empfing meinen Vater auf das freundschaftlichste, und bezeigte sein Vergnügen, ihn zu sehen. Der Mann war ziemlich groß, und hatte eine schöne Physiognomie, aus der Herzlichkeit und Offenheit sprach. Eine Art von Turban-Mütze versteckte seine weißen Haare nicht ganz; er hatte ein langes Gewand aus einem weichen und feinen Stoffe von grauer Farbe an, der mir von Seide zu seyn schien. Eine Art Pantalon von demselben Stoffe reichte bis über die Beine herab, und verlor sich in kleine Stiefeln, die mit Band zusammengeschnürt waren. Die Möbeln dieses Zimmers, worunter sich auch ein Bett befand, waren weit ausgesuchter, als die im vorigen; zwar ganz simpel, aber gut und bequem. Alles, was ich an dem Herrn und in seinem Hause sah, zeugte von einer ausgesuchten und zweckmäßigen Einfalt.

Sie können sich leicht denken, liebste Freundinn, wie sehr das alles die Neugier eines Landmädchens reitzen mußte; wie ich lauschte, wie ich umher gaffte, und musterte. Ich wollte alles sehen, alles hören, und wirk-

lich ist mir auch nicht das geringste entgangen. Ich habe alles so gut behalten, daß ich mir getraue, den Einsiedler redend einzuführen.

Stellen Sie sich eine sanfte und sonore Stimme, und einen edlen und natürlichen Anstand vor, der Theilnahme und Zutrauen erweckt. Gleich auf dem ersten Augenblick liebte ich den Mann von ganzem Herzen; ich wünschte, seine Freundinn zu seyn, und ihn immer zu hören.

Er sagte uns viel Verbindliches und Freundschaftliches über unsern Besuch, und die Müdigkeit, die ein so langer Weg uns verursacht habe müsse; er ließ uns in sehr gute Lehnstühle um das Feuer herum niedersetzen, und sagte dann zu meinem Vater: „wirklich, lieber „Freund, Sie besuchen mich sehr selten: Sie „verlassen Ihren Freund Einsiedler. Hat aber „nichts zu bedeuten, meine Freundschaft für „Sie bleibt sich immer gleich. Sie sind einer „von denen Menschen, die man liebt, wenn „man sie sieht, und die man auch in der Abwesenheit nicht vergißt. Was sollten Sie „überdieß bey einem armen Klausner machen, „der von der ganzen Welt geschieden ist? Sie

„haben interessantere Gegenstände um sich her„um. Das hier ist ohne Zweifel Ihre „Mamsell Tochter: Sie haben mir von ihr „gesagt, aber nicht, daß sie so reitzend wäre. „Ja, sagte er, indem er mich ein wenig auf„merksamer betrachtete, hier ist mehr als ge„nug, um eine ganze Menge Männer zur „Verzweiflung zu bringen, und Einen glück„lich zu machen. Wenigstens auf eine Weile, „setzte er lächelnd hinzu.„

„Freund, fuhr er fort, wer eine solche „Tochter hat, der bekömmt auch bald einen „Sohn; ich wünsche Ihnen zum Voraus „Glück dazu. Auf diesen Vorfall müssen „Sie sich gefaßt machen. Vorfälle und Ab„wechselungen müssen im menschlichen Leben „seyn, aber — hier unterbrach er sich selbst — „ich vergesse ganz, daß wir frühstücken müs„sen.„ Er zog an einer Schnur, und gleich darauf trat eine ländlich aber sehr sauber gekleidete Frauensperson herein. „Luise, sag„te er, wir haben Fremde bekommen, und „diese Fremden sind Freunde. Du mußt ein „Frühstück zurecht machen; Thee, Kaffee, „auch Chocolade, daß sie nach Belieben wäh-

„len können. Nachher mußt du für ein gutes „Mittagsmahl sorgen. Du hast Tauben und „junge Hühner: du kannst deinem Mann „sagen, daß er dir hilft.„

„Da haben wir, sagte mein Vater, einen „Vorfall, der viel angenehmer und viel sicherer ist, als jener, von dem Sie sprachen.„

„Wenigstens ist er sehr glücklich für mich, versetzte der Einsiedler. So sehr ich von den „Menschen entfernt bin, so liebe ich sie doch. „Denjenigen, die mich besuchen, traue ich „die Menschenfreundlichkeit und Güte zu, die „den Umgang so glücklich und angenehm machen könnten, und die man so selten findet.

„Ach! ich bin nicht besser, als die andern, „und nur die Ueberrechnung meiner Fehler „hat mich bewogen, mich in dieser wilden und „einsamen Hütte niederzulassen. Ich thue „so wenig Böses, als ich kann, das ist mein „ganzer Ehrgeitz, und darum lebe ich auch „fast ganz allein. Die Menschen, sagt man, „bedürfen der Gesellschaft, und doch rennen „und stoßen sie an alles, was in ihre Nähe „kömmt. Ich habe mich also blos von den „Menschen entfernt, ohne mich von ihnen zu

„kennen. So habe ich nicht mehr nöthig, sie „zurückzustoßen; und wenn ich mir ja ein„fallen lasse, ihnen nahe zu kommen, so bin „ich wenigstens sicher, daß die Mühe, die ich „mir gebe, nicht darauf abzielt, ihnen unan„genehme Empfindungen zu machen.

„Ich habe Ihnen eine neue Einrichtung „zu zeigen, die Sie noch nicht kennen. Wirk„lich, Sie haben mir Zeit genug dazu gelas„sen: das ist kaum der zweyte Besuch, den „Sie mir dieses Jahr schenken. Sie verdien„ten, daß ich Ihnen Vorwürfe machte, wenn „ich das Vergnügen, das Sie mir gönnen, „nicht besser zu benutzen wüßte.„

Während diesem Gespräche hatte ich mei„ne Augen auf die Gegenstände, die sich im Zimmer befanden, gerichtet. Ich sah keinen Büreau, keinen Schreibtisch, keine Bücher, blos einige historische Gemählde, eine Laute, eine Zitther, ein Pult mit Noten, worinn manches ausradirt und geändert war.

Was mir vorzüglich ins Auge fiel, und meine Neugier reitzte, war ein Rahmen, der neben dem Kamin über der Stelle hing, wo der Einsiedler in seinem Lehnstuhl saß. Dies

ser Rahmen war sauber geschnitzt und an einem Lila und schwarzen Bande befestigt. Oben hatte er, statt einer Blumen-Guirlande, Dornenzweige, die rund um die Einfassung liefen. Das übrige Schnitzwerk war schwarz und golden. In diesem Rahmen befand sich nichts, als ein Glas, und ein weisses Papier, auf dem man Spuren verloschener Schriftzüge entdeckte. Man wußte nicht, ob ein Gemählde in diesen Rahmen kommen sollte, oder ob schon eins herausgenommen worden. Meine Einbildungskraft arbeitete vergeblich, diesen leeren Platz auszufüllen.

Doch, ich habe Ihnen den Nahmen unsers Helden noch nicht gesagt. Er ist unter dem Nahmen des Hrn. v. Noirval bekannt. Sind Sie neugierig, seine Geschichte zu erfahren, so vernehmen Sie zu Ihrem Troste, daß Sie sie aus seinem eigenen Munde zu hören bekommen sollen; wenigstens werde ich mir alle Mühe geben, sie mit den Ausdrücken, die er brauchte, zu wiederholen. Jetzt lassen Sie mich in der Geschichte unsers Tages fortfahren. Sie werden finden, daß es kein verlorner Tag war.

Die Frau, die wir schon gesehen hatten, brachte das Frühstück. Es wurde auf einem sehr niedlichen, englischen Theebrete, in weissem Porzellan, und mit einer Reinlichkeit servirt, die den Appetit, den wir uns unterwegs geholt hatten, noch vermehrte. „Mamsell, sagte Hr. v. Moirval zu mir, ich „habe selten die Ehre, Frauenzimmer bey „mir zu sehen: kömmt aber eins, so ist sie „jedesmal Frau vom Hause. Sie sind also „heute in der Nothwendigkeit, die Honneurs „zu machen; und ich bitte Sie, Ihrem Herrn „Vater das Frühstück zu serviren.„ Wir setzten uns um den Theetisch, und frühstückten mit der besten Laune. Hr. v. Moirval bezeigte bald sein Vergnügen, uns zu sehen, bald unterhielt er meinen Vater vom Feldbau, und von verschiedenen ländlichen Gegenständen; während dem ich oft meine Blicke auf den Rahmen ohne Bild richtete. Hr. v. Moirval bemerkte es; ein paarmal lächelte er, wahrscheinlich über meine Neugier; mit unter aber sah er selbst dahin, und ich glaubte zu bemerken, daß er seufzte. Nach dem Frühstück sagte er zu uns: „Wenn man

„einen Einsiedler besucht, so muß man sich „darauf gefaßt machen, sich blos mit ihm zu „beschäftigen. Ich habe nichts von andern „Leuten zu erzählen: ich erfahre nichts von „dem, was außer diesem Hause vorgeht; ich „kann Sie also nur von Dingen unterhalten, die „in meinem Kreise liegen. An Ihrer Mamsell Tochter bemerkte ich eine Neugierde, von „der ich sie abbringen will. Es ist ein Fehler, für den sie wenigstens ein paar Stunden büßen muß. Jetzt will ich Ihnen meine Beschäftigungen, und meine Freunde zeigen. Ich möchte nicht gern, daß Sie vor „Langerweile an das Mittagessen dächten, „wozu wir der armen Luise ohnehin Zeit „lassen müssen.„ Mit diesen Worten öfnete er eine Glasthüre, und wir sahen in einen großen Garten, der uns natürlich Lust machte, darinn spazieren zu gehen. Es war ein Gemüsegarten mit großen, reinlichen Gängen. Die Beete waren mit Erdbeeren, Veilchen und Lavendel eingefaßt. Der Buchsbaum war daraus verbannt, und ob wir gleich mitten im Herbste standen, so gab es doch hier noch sehr gutes Gemüse. Ein Grabscheit,

das in einem zur Hälfte umgegrabenen Beete steckte, bewies, daß man noch vor kurzem hier gearbeitet hatte.

„Hier sehen Sie, sagte Hr. v. Moirval, „den Ort, wo ich mir die nöthige Bewegung „verschaffe: hier finde ich Stärke, Appetit, „und zugleich das, was zu seiner Befriedi„gung dient. Peter macht das vollends fer„tig, womit ich nicht zu Rande kommen kann. „Wir bauen diesen Garten gemeinschaftlich, „und geben uns Mühe, ihn so fruchtbar und „so mannichfaltig zu machen, als die Jahres„zeiten und das Clima es nur erlauben wol„len. Das ist meine Beschäftigung für den „Körper.„

In diesem Augenblick standen wir eben am Ende eines Gangs; eine grüne, ziemlich hohe Hecke schien uns zu hindern, weiter fortzugehen, und verbarg uns, was dahinter lag; ein weggezogener Pflock aber, that die Hecke, die nur an eine bewegliche Stackete befestigt war, auf, und wir traten in einen sehr geräumigen, mit den schönsten Bäumen bepflanzten Obstgarten. Die Aepfelbäume bildeten unermeßliche Sonnenschirme, die Birnbäu-

me erhoben sich wie Pyramiden, und da sie in der größten Ordnung gepflanzt waren, so erblickte man regelmäßige Gänge von dem schönsten Rasen. Die Bäume waren fast gänzlich von Blättern entblößt, und doch bildete das Ganze ein ländliches Gemählde von Friede und Ruhe, wofür die Seele immer empfänglich ist.

Wir brachten einen Augenblick in Stillschweigen zu. Ich unterbrach es zuerst, und erkundigte mich, wozu die kleinen Sandwege dienten, die mitten durch den Rasen liefen, und von denen jeder zu einem gewissen Baum führte, ohne daß er weiter zu gehen schien. „Ich gestehe Ihnen, Mamsell, antwortete „mir der Einsiedler, daß hier alle meine Neigungen beysammen sind; hier bringe ich die „glücklichste Zeit meines Lebens zu. Sie sehen da meine Freunde. Diese schönen Bäume bedecken sich im Frühling mit den schönsten Blüthen, sie verbreiten einen so köstlichen Wohlgeruch, und tragen im Herbst so „schöne Früchte, daß ich ihnen immer Verbindlichkeiten schuldig bin. Im Sommer „schützt mich ihr Schatten gegen die Strahlen

„der Sonne, und sie bieten mir eine angenehme Kühlung dar. Ja, Monsieur, ich „wiederhohle es Ihnen, das sind meine „Freunde; ich pflege sie, und sie vergelten meine Sorgfalt. Sehen Sie, wie sie ihre „Zweige ausbreiten, wie sie sich in einander „schlingen, wie sie sich vereinigen, ihren „Schatten zu verdichten, und einen reihenden Anblick zu geben. So bald der Frost „und die Strenge des Winters vorüber sind, „bringe ich fast meine ganze Zeit in ihrer Gesellschaft zu.„

Während Hr. v. Noirval mir dieß sagte, hatte ich bemerkt, daß an dem Fuß der schönsten Bäume (und das waren sie fast alle) Arten von Bänken angebracht waren. Bey einigen waren es alte Stämme von Bäumen, die man in der Form von Armsesseln ausgehöhlt hatte; bey andern ein gefüllter Stamm, dessen Zweige zur Lehne dienten; bey andern war es der Baum selbst, der auf seinen verflochtenen Zweigen einen bequemen Sitz darbot. Einige hatten Rasenbänke in der Form von Canapé's, mit Moos bedeckt. Neben jeden Baum, und hinter

den Blasen, sah man eine Art von grün gemalten Kessern, über welchen sich gewisse Klappen befanden, die man auf und zu machen konnte, und die bestimmt zu seyn schienen, sie gegen den Regen zu schützen. „Meine Freunde, fuhr Hr. v. Noirval fort, können „nichts zu meiner Unterhaltung beytragen, „so sehr sie mich auch mit den Annehmlichkeiten des Lebens versorgen. Sie lassen mich „mitten unter den Wohlthaten, die sie mir „erzeigen, allein. Diesem Mangel abzuhelfen, bin ich auf folgendes Mittel gefallen: „ich beschäftige mich bey ihnen mit dem, was „die Menschen gedacht und gethan haben. „Die Kästen, die Sie sehen, enthalten Bücher, und jeder Baum hat seine eigene Klasse. Dieser große Apfelbaum, hier rechter „Hand, ist der Baum der Geschichte; dieser Birnbaum, hier links, der Baum der „Romane; jener etwas entfernte und „noch zarte Stamm, ist der Baum der Naturgeschichte. Dort bey jenen Hecken „liegen die Journale. Jener Kirsch- und „Pflaumenbaum, die ihre Zweige in einander schlingen, und mit Rosen und Schneeb

„büschen umgeben sind, enthalten die Er„zählungen. Dieser schöne Aprikosen„baum deckt die Komödien und Theaters„schriften. Jener große Baum in der Mit„te, der so blätterreich, von so großem Um„fange und mit mehrern Arten verschiedener „und mannichfaltiger Früchte bepfropft ist, „dessen Zweige sich zurückbiegen und eine „Menge Gruppen bilden, die mehr durch die „Mannichfaltigkeit der Blüthen, als durch „die Güte der Früchte gefallen, ist der Baum „des Voltaire. Der Koffer, der seine „Werke verschließt, ist mit Schnitzwerk gezi„ert, und mit dem schönsten Lack überzogen. „Das Canape unter ihm ist das zierlichste „und gemächlichste, und rings herum ste„hen die wohlriechendsten Blumen. Der „Baum in jenem entlegenen Winkel, der „schon ein paar abgestorbene Zweige trägt, ist „der Baum der Moral. Der Fußsteig, „der dahin führet, ist am wenigsten betreten, „und lockt mich am wenigsten. Jeder Mensch „hat seine Moral im Herzen: er sey gut oder „böse. Bücher werden ihn weder viel besser, „noch viel schlimmer machen.„

„Hier verstreichen die angenehmsten Au„genblicke meines Lebens. Sie sehen, daß „ich hier gegen die Strahlen der Sonne und „die Unannehmlichkeiten der übeln Witterung „gesichert bin. Wenn die Arbeit mich ermü„det hat, so gehe ich in meinen Obstgarten, „und erhohle mich, je nachdem es meine Lau„ne will, bey Hume oder Robertson; „bald lese ich die Grausamkeiten Heinrichs „des Achten, bald die Liebesabentheuer „Karls des Zweyten. Ich werfe meine „Augen auf die Geschichte Karls des Er„sten, wenn ich mich erinnern will, wie „weit das Unglück eines Menschen gehen „kann. Ich nehme den Velly in die Hand, „mich zu unterrichten, und den D'Aubi„gne', wenn ich in Gesellschaft eines Man„nes zu seyn wünsche, der Naivetät, Frey„müthigkeit und Wärme verbindet. In die„sen Augenblicken der Lectüre und des Nach„denkens scheint es mir, als nähere ich mich „den Menschen, Helden und Schriftstellern; „ich glaube, sie vor mir zu sehen, und wage „es, sie zu beurtheilen. Sehr selten aber „machen sie mir Lust, sie selbst aufzusuchen.„

„Allenthalben ſtudiere ich die Menſchen, „und faſt immer finde ich Urſache, ſie zu be„klagen. Habe ich Luſt über ſie zu lachen, „ſo gehe ich zu meinen Baum der Erzähs„lungen. Hier ſehe ich die Menſchheit im „Nachtkleide, und ſicherlich iſt das nicht die „ſchlechteſte Art, ſie kennen zu lernen. Sie „ſehen, daß dieſer Fußſteg ziemlich betreten „iſt. Zum Unglück iſt der Schatz nur klein. „Sie finden nur einige wenige Bände in dem „Kaſten, den Boccaz, den La Fontais„ne. Den Rabelais habe ich auch hinein„gelegt, er klebt aber immer auf dem Boden. „Wenn es dem Manne, mit dem ich mich „unterhalten ſoll, an Geſchmack und Anmuth „fehlt, ſo geht das Salz und die Moral ſei„nes Unterrichts für mich verloren. Dorat „hat hier auch einen Platz, unglücklicherwei„ſe aber gibt er nichts, als glänzende und leichte „Farben; dem Grunde, auf welchen ſie auf„getragen ſind, fehlt das Intereſſe, das an„zieht und feſſelt. Die unſterbliche Jeans„ne D'Arc tröſtet mich, daß man ihres glei„chen ſo ſelten findet.„

„Will mein Geist sich ohne Anstrengung „beschäftigen, und auf eine angenehme Art „an das erinnern, was er schon weiß; suche „ich Worte, die den Gesang der Vögel begleis „ten: so gehe ich zum Baum des Voltaire. „Es däucht mir, als käme ich geschmeidiger „von ihm zurück, als verlöre mein Geist in „seiner Gesellschaft die Rauhigkeit, die er in „der Einsamkeit leicht annimmt. Hier finde „ich Näschereyen für den Geist, und Nahrung „für die Seele. Liege ich bisweilen an einem „Mangel von neuen Ideen krank, und sehne „ich mich nach fremden Ideen, die diesen „Reiz der Neuheit haben, so gehe ich zur „Hecke der Journale. Ich laufe sie durch, „ich blättere hin und wieder, und finde nichts. „Neulich erzählten sie mir, daß die Menschen „das wunderbare Geheimniß gefunden haben, „in der Luft zu schiffen: wir werden sehen, „wie viel es zum Glück der Menschheit beys „tragen wird. „

„In jenem entlegenen Orte, dessen Um„fang sich in der weiten Ferne verliert, sehen „Sie eine schattige Buchenlaube, die weder „Eingang noch Ausgang zu haben scheint,

„und den Sitz, der zum Ruheplatz bestimmt „ist, in sich faßt. Dieß ist das Kabinet der „Metaphysik. Dort liegt ein einziges „Werk, das die Stelle einer ganzen philoso„phischen Bibliothek vertritt; ich rede von „dem Werke des unsterblichen Philosophen „Carl Bonnet. Das, was er über die „Natur, und verschiedene Gegenstände der „natürlichen Geschichte geschrieben hat, sollte „das Handbuch aller derjenigen seyn, die den„ken und sich unterrichten wollen. Sein „Genie hat den dichten Schleyer weggenom„men, der die Metaphysik verhüllte: er hat „uns alles von der Seele bekannt gemacht, „was sich von ihr erkennen läßt. Sein Buch, „dessen Tiefsinn viele zurückschreckt, ist bey „alle dem vollkommen faßlich für jeden, der „Stärke des Geistes genug besitzt, seine See„le zu studieren. Dieses Studium ist schon „wegen seines Gegenstandes äußerst anzie„hend. Von Ideen zu Ideen geht man wei„ter zu metaphysischen Speculationen fort.„

„Bisweilen fühle ich einen geheimen „Hang, der mich an diesen einsamen Ort „zieht. Ich nehme das Buch auf, ich zer-

„gliedere meine Gedanken, aber bald fühle ich „meine Seele meinen Sinnen ſo nahe, daß „ich mich ſchäme, und davon gehe. Man „muß mehr Tugenden beſitzen, als ich, um „die innerſten Tiefen ſeiner Seele durchfor„ſchen und ihre Triebfedern aufdecken zu dür„fen. Nur den Reichen macht es Vergnü„gen, die Details ihrer Geſchäfte zu unter„ſuchen. Ich ſpeculire wohl mit unter auch; „mehr aber noch ſuche ich den gegenwärtigen Au„genblick zu genießen, und den folgenden vor„zubereiten. Ich begnüge mich am Schein „des Glücks, welches, meiner Meynung nach, „alles iſt, was wir fordern können.„

Seit einigen Augenblicken gingen wir auf einem Fußſteige, der um eine Hecke lief. Wir kamen an eine durchflochtige Thüre, zu welcher Hr. v. Noirval den Schlüſſel bey ſich hatte. Er öfnete ſie, und ſagte: „Ich „ſchränke nicht alle meine Zuneigungen und „Beſchäftigungen auf meine beyden Gärten „ein, ich bin auch Beſitzer von dieſer Wieſe „hier. Die kleinen Wege, die Sie hier vor „ſich ſehen, führen zu drey Häuſern, die Sie „zwiſchen den Bäumen erblicken, und die

„ohngefehr zwey hundert Schritte von hier „liegen. Doch es ist zu weit, um jetzt hin„zugehen; wir wollen es bis nach Tische ver„sparen. Jetzt wollen wir das Mittagessen „aufsuchen, das uns erwartet; unterwegs „erzähle ich Ihnen die Geschichte dieser An„lage, die ich dieses Jahr gemacht habe, und „woran ich schon seit mehrern Jahren arbei„tete.„ Er verschloß die Thüre wieder.

„Nicht Zerrüttungen meines Wohlstan„des, fuhr er fort, indem er uns auf dem„selben Wege, den wir schon gemacht hatten, „zurück führte, sind es, die mich zu dem „Entschluß bewogen, mich von der Welt zu„rückzuziehen. Nicht aus Armuth habe ich „die Einsamkeit aufgesucht, und den Umgang „der Menschen gemieden. Reichthümer ver„hindern ein fühlendes Herz nicht, im Un„glück zu erliegen; im Gegentheil, sie ver„mehren die Empfindung und die Last deſſel„ben. Glücksgüter scheinen uns zu Anspru„chen auf stetes Glück zu berechtigen, man „glaubt, es erkaufen zu können, und gewöhn„lich stehen die Reichen in dem Wahne, Kum„mer und Sorgen wären Ungerechtigkeit und

„Plagen, von denen sie billig verschont blei„ben sollten. Der Kummer, den ich erfah„ren habe, hat meine Seele in eine Traurig„keit versenkt, die machte, daß ich allen mei„nen Verbindungen entsagte. Ich wünschte „sie abzubrechen; ich hätte allein in der Welt „seyn mögen; ich haßte alle Menschen, nahm „mein ganzes Vermögen zusammen, und „suchte lange Zeit nach einem Ort, der so wild „und einsam wäre, als ich ihn zu haben „wünschte.„

„Ich wanderte über Berge und durch öde „Thäler, und ließ mich endlich hier nieder, „ermüdet von meinem Herumschweifen, und „unzufrieden, nichts gefunden zu haben, das „traurig und von allen menschlichen Wohnun„gen entfernt genug wäre. Ueberdieß hatte „dieser Meierhof ehedem meiner Familie ge„hört, es kostete mir also nicht viel Schwie„rigkeiten, wieder zum Besitz desselben zu „gelangen.„

„Dieser Obstgarten, der von meinen Vor„fahren gepflanzt worden war, lockte mich „vorzüglich. Ich glaubte hier, die Einsam„keit und die Ruhe zu finden, die ich suchte.

„Es sind nunmehr zwölf Jahre, daß ich in „dieser Wohnung lebe, ohne die mindeste „Reue über meinen Entschluß oder die geringste „Langeweile empfunden zu haben. Meine „Lebensart, die ganz nach meinem Geschmack eingerichtet ist, erfordert wenig Aufwand, so daß ich niemals die Renten meines Kapitals verzehrte. Speculationen und „günstige Umstände haben es noch vermehrt. „Seit einigen Jahren habe ich jährlich hundert Louisdor übrig. Ich überlegte, wie „ich es auf eine Art anwenden könnte, die „zu meiner Zufriedenheit beyträge, zugleich „aber mich den Menschen näherte, und in „den Stand setzte, ihnen wesentliche Dienste „zu leisten.„

„Es hält nicht schwer, Unglückliche im „Elend zu finden; aber keine leichte Sache ist „es, sie aus ihrem Zustand zu ziehen. Die „menschliche Gesellschaft ist so fein eingerichtet, daß die Armuth ihr zum Bedürfniß „worden ist. Der Mensch scheint sich mit einer ganz sonderbaren Gefälligkeit darein zu „ergeben, und man glaubt alles verbessert zu

„haben, wenn man nur das Wort Mild-
„thätigkeit im Munde führet.„

„Unter allen Menschenclassen ist keine un-
„glücklicher, als die Classe der Taglöhner.
„Diese Leute ernten und säen nicht, sind nie-
„mals Eigner der Hütte, worin sie wohnen,
„besitzen nichts, sind immer ohne Hofnung,
„und niemals ohne Furcht. Sie bringen
„sich durch ihrer Hände Arbeit von einem
„Tage zum andern hin. Das ist ihr einzi-
„ges Hülfsmittel für den Unterhalt ihrer
„Weiber und ihrer oft so zahlreichen Kinder.
„Sie begnügen sich an der elendesten und
„schlechtesten Nahrung, um ihren Verdienst
„ihrer Familie bringen zu können. Nahrung,
„Quartier, Nachtlager, alles ist von der
„armseligsten Beschaffenheit. Und nicht ge-
„nug, ihr elendes Leben hängt außerdem noch
„von tausend Umständen, von der Witterung,
„von der Theurung, von ansteckenden Krank-
„heiten ab. Die geringste Krankheit des ar-
„men Taglöhners setzt seine ganze Familie in
„Furcht, Hungers zu sterben. Kummer und
„Mangel verlängern das Uebel des Vaters,
„und oft verkommen ihre Kinder mit ihnen

„zugleich. Von allem diesem Elend bin ich „Zeuge gewesen, und die zu schwache und „oft misleitete Mildthätigkeit kann ihm nicht „Einhalt thun.

„Dieser Klasse der Unglücklichen habe ich „nun die hundert Louisdor von meinen Rente „ten, die ich entbehren konnte, bestimmt. „Ich nahm mir vor, sie auf eine Art anzu„wenden, die ihnen wahrhaft nützlich würde; „und da Krankheiten gerade das sind, was „sie am meisten zu fürchten haben, so beschloß ich, ihnen vornehmlich unter diesen „Umständen zu Hülfe zu kommen. In dies„sen Augenblicken der Unthätigkeit ist ihnen „Unterstützung und Versorgung am unentbehrlichsten. Hierzu wurde eine Einrichtung erfordert, die vor allen Dingen die unglückli„chen Personen aus ihren elenden Wohnungen entfernte. Man darf sie nur in eine Art „von Wohlstand versetzen, so hat man zugleich den ersten Grund zu ihrer Genesung „gelegt.„

„Zu dieser Absicht kaufte ich die Wiese, „die über meinem Obstgarten liegt, und ließ „da drey Häuser bauen. Jedes besteht aus

„einer Küche und zwey Stuben, in denen vier „Betten stehen, und alles Geräthe befindlich ist, „was zu einer anständigen Bauernwirthschaft „gehört. Ich erkundigte mich nach allen ar„men Taglöhnern, die eine halbe Meile in „der Runde wohnen, und besitze nunmehr ei„ne sehr genaue Liste davon. Man hat ihnen „gesagt, daß sie mir melden können, sobald „sie krank werden, und ich schicke sogleich ei„nen Wagen, der die ganze Familie abholt, „und in eins von den Häusern bringt, die „immer zu ihrem Empfange bereit sind. Zu „ihrer Nahrung bekommen sie täglich zwey „Pfund Fleisch, ein Pfund Brot für die „Person, und Gemüse von einigen Beeten aus „meinen Gärten, die von denjenigen aus der „Familie, die nicht krank sind, bearbeitet wer„den müssen. Ueberdem ist in jedem Hause „eine Kuh, deren Ertrag gleichfalls den Be„wohnern zu gute kömmt. Die Priester und „Aerzte aus den benachbarten Flecken sind ge„beten, mir von den Armen und Kranken, „die dahin zu kommen verdienen, Nachricht „zu geben. Die Veränderung der Luft, die „gute Beschaffenheit der Lebensmittel, die

„Ruhe des Geistes, tragen viel dazu bey,
„diese armen Leute bald wieder herzustellen.
„Die Weiber und Kinder, die im Elend ver-
„schmachtet seyn würden, erhalten ihre Ge-
„sundheit und vermehren ihre Kräfte. Ich
„habe das Vergnügen zu sehen, daß sie mei-
„ne kleinen Häuser mit neuen Kräften, mit
„neuer Lust und froherem Muth zur Arbeit
„verlassen.„

„Zu diesen Häusern führen die drey klei-
„nen Wege, die Sie von der Thüre meines
„Gartens an gesehen haben. Alle Nachmit-
„tage wende ich dazu an, meine Gäste zu be-
„suchen. Es ist ihnen verboten, von Dank
„und Erkenntlichkeit zu sprechen, oder sich
„nur im geringsten um mich zu bekümmern,
„wenn ich sie besuche. — Nach Tische gehen
„wir zusammen dahin.„

Diese Erzählung, liebste Freundinn, brachte er auf eine so simple und natürliche Art vor, daß mir einigemale die Thränen in den Augen standen. Ich bewunderte das mildthätige Genie dieses vortreflichen Mannes; ich erstaunte, daß er nicht allgemein als der Wohlthäter unsers Cantons be-

kannt war. Ich ward nicht müde, ihm zuzuhören, ihn anzusehen, und das Herz war mir so voll, daß ich kein Wort vorbringen konnte, meine Bewunderung an den Tag zu legen.

Wir kamen ins Haus zurück, und fanden das Essen im Vorsaal bereit. Unsere Bedienung bestand in einen muntern und reinlich gekleideten Bauerburschen. Der Kopf war mir so voll, daß ich kaum etwas von der Mahlzeit genießen konnte, obgleich alle Gerichte sehr gut zubereitet waren.

Ich wunderte mich, die gewöhnliche Gesellschaft der Einsiedler nicht zu sehen, und machte die Anmerkung, daß wir im Hause, wo wir wären, noch kein Thier zu Gesichte bekommen hätten. „Sie haben Recht, „Mamsell, antwortete Hr. v. Noirval, „sonst liebte ich den Umgang der Thiere sehr. „Ach! ich hatte vorzüglich einen Hund, der „lange Zeit mein Freund und der Gefährte „meiner Einsamkeit gewesen war. Er liebte „mich, und ich betrachtete ihn wie ein vernünftiges Wesen, von dem ich nichts befürchten zu dürfen glaubte. Vergangenen

„Sommer ward er auf einmal niedergeschlas„gen, und floh mich; ich ging ihm nach, „ich wollte ihm schmeicheln, er wollte mich „beissen: ich sah, daß es nöthig war, ihn „todtschlagen zu lassen. Ich hatte auch eine „Katze, deren Munterkeit und Schönheit mei„nen Schwermuth bisweilen zerstreuten. Es „schien, als suchte sie mir zu gefallen. Ihre „schmeichlerische Geschmeidigkeit hatte ihr „meine Zuneigung erworben. Unglücklicher„weise reitzte die Bewegung meiner Augen„lieder ihren Instinkt, und sie kratzte mir „ein paarmal nach den Augen. Diesen Feh„ler konnte ich ihr nicht abgewöhnen. Ich „sah ein, daß man sich kein Geschöpf zum „Freund wählen dürfe, das Klauen hat, oder „wüthend werden kann. Ueberhaupt kann „ich nichts um mich herum in der Sklaverey „sehen: wahrscheinlich leben die Thiere nur „unter den Menschen, weil ihre Natur aus„geartet ist; und ich mag kein Geschöpf zu „einer Verbindung mit mir zwingen. Wüßte „ich, daß Peter und Luise anderwärts „glücklicher seyn würden, ich behielt sie kei„nen Augenblick länger.„

So munter und aufgeräumt wir uns zu Tische gesetzt hatten, so nahm doch das Gespräch bald eine ernsthaftere Wendung. Wahre Theilnahme und Neugier beschäftigten mich wechselsweise. Ich bezeigte endlich Hrn. v. Noirval mein Erstaunen über alles, was ich gehört und gesehen hatte. Ich verbarg mein Verlangen nicht, ihn näher kennen zu lernen, und vorzüglich die Umstände zu erfahren, die ihn in eine so sonderbare und außerordentliche Lage versetzt hätten. „Ich „sehe wohl, Mamsell, war seine Antwort, „daß ich Ihnen seltsam genug vorkomme: „in Ihrem Alter glaubt man geschwind an „Romane, und Sie sind neugierig, den meis„nigen zu erfahren. Was hindert mich, ihn „zu erzählen? Sie sollen nicht glauben, als „hätte ich etwas zu verheimlichen, und im „Grunde ist es eben so wichtig, die alltägliche Geschichte seiner Freunde anzuhören, „als romanhafte Erdichtungen zu lesen, die „ein höchst vergebliches Interesse erregen. „Gut, Mamsell, Sie sollen meine Geschich„te zu hören bekommen; Sie sollen mich nicht „eher verlassen, als bis Ihre Neugier ganz

„befriedigt ist. Vorher aber müssen wir die „Gäste in unsern kleinen Häuschen besuchen. „Ich möchte meine Schuldigkeit nicht gern „versäumen, und zu gleicher Zeit hören, ob „mein Freund meine Ideen und meine Einrichtung billigt.„

Wir machten uns auf den Weg und gingen noch einmal durch den Obstgarten. Ich lief an alle Bäume, setzte mich auf alle Bänke, öfnete die Kästen, blätterte in den Büchern, und es kam mir sehr sauer an, diesen Ort zu verlassen, um meinen Vater und Hrn. v. Noirval wieder einzuhohlen.

Wir kamen an eins von den kleinen Häusern, und fanden einen Kranken, der in der Besserung stand, in einem Lehnstuhl an der Thüre sitzen. Hr. v. Noirval erkundigte sich nach seinen Umständen und seiner Diät. Wir traten ins Haus. Hier spielten vier oder fünf Kinder zusammen in einer Stube, und die Mutter war mit der Wirthschaft beschäftigt. Wir hörten weder Complimente, noch Danksagungen, noch Lobeserhebungen; blos als wir fortgingen, hörte ich, daß sie mit leiser Stimme ihren Wohlthäter segs

neten, und für ihn beteten. Wir gingen ins zweyte Haus, wo ein Mann und eine Frau erhalten wurden. Sie hatten ein Mädchen von funfzehn, und einen Knaben von zehn Jahren bey sich; beyde beschäftigt, ihre Aeltern zu pflegen, die an der Seuche, die dieses Jahr irre gegangen war, krank lagen. Im dritten Hause sahen wir eine Frau und fünf Kinder in Thränen schwimmend um das Bett eines alten Mannes, der das Ansehen eines Sterbenden hatte. Die Frau und die Kinder warfen sich zu den Füßen des Hrn. v. Noirval, und schrieen ganz verzweifelnd, ihr Vater wollte sterben. Hr. v. Noirval hob sie auf, sprach ihnen Trost ein, und trat zu dem Kranken hinzu. Dieser bekam einen neuen Anfall, der die armen Leute in das größte Schrecken setzte, so wenig er zu bedeuten hätte. Er schickte eins von den Kindern in das benachbarte Dorf, den Arzt zu hohlen, und wir verließen das Haus nicht eher, als bis wir sie beruhigt und getröstet hatten.

Beym Herausgehen hätte ich mich dem Hrn. v. Noirval zu Füßen werfen, und

ihn wie einen wohlthätigen Engel anbeten mögen. Es war mir unmöglich, die Empfindungen, die er mir einflößte, zu unterdrükken. Im Enthusiasmus meiner gerechten Bewunderung faßte ich ihn bey der Hand, und sagte ihm: „Sie sind ein Schutzgott der „Menschheit, wir sollten Sie anbeten.„ Er lächelte über meine Begeisterung. „Ach, „Mamsell, sagte er, ohne das Gute, das „ich hier thue, und das mir so wenig kostet, „würde ich in meiner Einsamkeit das lästigste „Pflanzenleben führen.„ Er wendete sich hierauf gegen meinen Vater, dem er, wenn ich nicht irre, mein weiches Herz rühmte, — doch ich war zu sehr außer mir, als daß ich's genau hätte hören können.

Unterwegs erzählte Hr. v. Noirval meinem Vater ausführlich, wie viel ihm diese Anstalt koste, und bewies, daß der Aufwand nicht einmal die ihm übrigen hundert Louisdor betrage. „Sagen Sie mir nun, lieber „Freund, fuhr er fort, ob ich mir in der „Stadt mit dieser Summe eben so viel Vergnügen machen, und meine Eitelkeit eben so „leicht befriedigen könnte?„

Er gab uns den Grund an, warum er lieber drey Häuser statt eines hätte bauen lassen. „In der Klasse der Armen, sagte er, „darf man gesellschaftliche Tugenden nicht su„chen. Unter drey vereinigten Familien wür„de bald Neid, Eifersucht und wechselseitige „Eingriffe eingerissen seyn, und eine Art von „Obrigkeit nothwendig gemacht haben, was „ich aber durchaus vermeiden wollte.„

Als wir auf dem Rückweg wieder in den Obstgarten kamen, sagte ich: „die Witterung „ist nicht danach, eine Lectüre unter diesen „Bäumen vorzunehmen; aber eine Geschichte „könnten wir wohl anhören, die interessanter „seyn müßte, als alle Bücher in der Welt; „und zwar, wünschte ich, unter dem Baume „des Voltaire. Es würde ihn sehr schmei„cheln! Ich bitte Sie, mein Herr, setzte „ich mit Feuer hinzu, erzählen Sie uns die „Begebenheiten, die einen so seltnen Wohl„thäter der Menschheit in unsere Nähe führ„ten.„ — „Mamsell, Sie könnten leicht in „Ihrer Erwartung getäuscht und der Baum „entweiht werden, sagte Hr. v. Noirval, „überdieß ist es ziemlich um die Zeit, wo

„man die Gärten verlassen muß. Im Hau„se werden Sie bequemer ausruhen. Ihr „Verlangen erfülle ich um desto lieber, da „sich seit einiger Zeit seltsame Gerüchte von „mir verbreitet haben. Der Pöbel und die „Bauern begreifen nicht, daß man sich so mit „ihnen beschäftigen könne, wie ich thue. Ei„nige sagen, ich wäre der wandernde Jude; „andere geben mich für einen Hexenmeister „aus, der Gold und Silber machen könne, „und sich wieder mit dem Teufel aussöhnen „wolle. Der übrige Theil der Leute hält mich „für einen Avantürier, der nicht wisse, was „er mit seinem übelerworbenen Vermögen „anfangen solle, und es auf eine lächerliche „Art verschwende.„

Unter diesen Gesprächen hatten wir das Haus erreicht. Hr. v. Notrval setzte sich an seinen Platz neben den leeren Rahmen, legte Holz in das Kamin, und sagte: „Ich „mag Ihnen leicht als ein seltsamer, sonder„barer Mensch vorkommen, ich versichere „aber, daß ich nichts weniger, als das bin. „Jedermann könnte es wissen, daß ich aus

„Vevai bin, und zehn Meilen weiter würs
„de ich ſelbſt kein Geheimniß daraus machen.
„Meine Familie iſt ausgeſtorben, der Name
„v. Car... aber noch ſehr bekannt. Mein
„Vater, der ein artiges Vermögen beſaß, verſ
„äumte nichts an meiner Erziehung, die er
„ganz unabhängig von der Wahl meines Beſ
„rufs machte. Ich konnte mich zu nichts beſ
„ſtimmen. Gegen den Soldatenſtand empörs
„te ſich mein Herz und meine Vernunft. Ich
„konnte mich nicht entſchließen, meine Zeit
„und mein Blut einer Macht zu verkaufen,
„für die ich kein näheres Intereſſe und nicht
„die geringſte Zuneigung hätte, noch eine Leſ
„bensart zu erwählen, deren große Kunſt darſ
„in beſteht, die Menſchen zu Marionetten
„zu machen, und ſie wie Maſchinen agiren
„zu laſſen. Den Tempel der Gerechtigkeit
„ſah ich mit ſo viel Dornen und Klippen umſ
„geben, daß ichs nicht wagte, ihn zu betreſ
„ten. Der gerechteſte Mann macht ſich da
„verhaßt, oft wird nach einem bloßen Wahn
„und Irrthum über das Leben und Schickſal
„der Bürger entſchieden. Die Kirche erfors
„dert eine Ueberlegenheit an Talent und Einſ

„ſicht, und eine Selbſtverläugnung, zu der „ich mich durchaus unfähig fühlte.„

„In dieſer Unentſchloſſenheit ſchickte mich „mein Vater nach Amſterdam zu einem „ſeiner Freunde, einem Kaufmann, der ein „ſehr großes Vermögen beſaß. Ich war noch „auf der Reiſe, als mein Vater ſtarb, und „erfuhr dieſe traurige Nachricht bey meiner „Ankunft. Dieſer Freund hatte gegen meinen „Vater wirklich Verbindlichkeiten gehabt, allein „ſeine Dankbarkeit erſtreckte ſich nicht bis „auf mich. Seine Anerbietungen, für mich „zu ſorgen, waren äußerſt unbedeutend, und „ließen mich in der größten Verlegenheit, was „ich in einem Lande, wo mir die ganze Welt „fremd war, anfangen ſollte. Ich blieb eine „Weile in Amſterdam und ging hierauf in „den Haag, wo mirs ſo wohl gefiel, daß „ich beſchloß, mich ſo lange da niederzulaſſen, „bis ich mündig ſeyn würde. Bis dahin hat„te es noch anderthalb Jahre Zeit.„

„Auch nach dieſem Zeitpunkt blieb ich noch „einige Jahre dort, ohne einen andern Beruf „als den Genuß dieſes angenehmen Aufent-

„halts zu haben. Ich liebte die Lectüre sehr, „und suchte die geringen Kenntnisse, die ich „mir in meinen Schuljahren erworben hatte, „zu erweitern. Ich ging oft zu einem ange„sehenen Buchhändler, wo ich Gelegenheit „hatte, über neue Bücher zu sprechen. Ich „räsonnirte und disputirte mit den Personen, „die ich da fand. Eines Tages nahm mich ein „Mann, mit dem ich mich oft über die neue„sten Schriften unterhalten hatte, bey Seite, „und sagte zu mir: Ich sehe, daß Sie sehr „gründliche Urtheile über die Bücher fällen, „die Sie lesen. Ich bin der Herausgeber ei„nes Journals, das wirklich in großem Anse„hen gestanden hat, seit einiger Zeit aber et„was eingeschlafen ist: ich thue Ihnen den „Vorschlag, sich mit mir zu associiren. Er„hält sich das Journal, und findet von neuem „Beyfall, so bekommen Sie einen Theil des „Ertrags. Ich verlange nicht mehr, als „zwey Anzeigen wöchentlich.

„Eine Beschäftigung dieser Art kam mir „sehr angenehm vor, und ich ging den Vor„schlag mit Vergnügen ein. Meine Anzei„gen wurden gedruckt, und ich weiß nicht,

„machten sie's, oder kam sonst ein Umstand „mit ins Spiel, genug, das Journal bekam „einen neuen Schwung, und täglich mehr „Käufer und Leser. Ich machte meine An„zeigen mit Gewissenhaftigkeit und Unpar„theylichkeit. Ich behandelte die Schriftstel„ler mit der Achtung und dem Anstande, der „ihnen vorzüglich von den Journalisten ge„bührt, die eine weit geringere Beschäftigung „treiben. Ich las jedes Buch, das ich anzei„gen wollte, von einem Ende bis zum an„dern; ich suchte den Zweck des Verfassers „auf, und setzte ihn in das hellste Licht. Hier„auf untersuchte ich die Mittel, die er zur „Erreichung desselben angewendet hatte. Mei„ne Critik war ohne alle Bitterkeit und Per„sönlichkeiten. Ich verweilte mich länger bey „den Schönheiten, als bey den Fehlern: der „Styl war das letzte, worauf ich sah. Die „Leser sind schon von selbst allzu sehr zum „Tadel aufgelegt: bey der Anzeige von Feh„lern bedarf es nur einen Wink, da die „Schönheiten hingegen leicht übersehen „werden.„

„Ich hatte mir Bekannte in der Stadt „gemacht, die mir einen angenehmen Um„gang verſchafften. Der Holländer iſt nicht „verſchwenderiſch mit ſeiner Freundſchaft, da„für aber hängt er feſter an ſeinen Freunden, „als manche andere Nation, die weit zuvor„kommender iſt. Ich ging oft zu einem ge„wiſſen Hrn. van der Elp, der eine ſehr „liebenswürdige Frau und eine reitzende Toch„ter von vierzehn Jahren hatte. Fünf Jah„re nach einander ſah ich ſie wachſen und „ſchöner werden, und faßte endlich eine hef„tige Leidenſchaft für ſie, die ich nicht zu „verbergen ſuchte, und ob ich gleich faſt funf„zehn Jahr älter war, als ſie, ſo hielt ich es „doch für keine unverhältnißmäßige Ehe. „Hr. van der Elp hatte ſich ein großes „Vermögen durch Handel erworben, den er „nunmehr aufgegeben und ein obrigkeitliches „Amt angenommen hatte. Ich meiner Seits „hatte ein ganz anſehnliches Vermögen, und „mir überdieß die Achtung der Perſonen, mit „denen ich umging, erworben: ich hatte mich „ganz nach den Sitten des Landes bequemt, „und mir Mühe gegeben, zu gefallen, und

„mich beliebt zu machen. Mamsell van der „Elp, mit dem Vornamen Amalie, war „ziemlich streng erzogen worden. Man erlaubte ihr wenig Vergnügungen; sie kam „ihrer Mutter nicht von der Seite, und hatte keinen Umgang außer dem Hause. Ich „war fast die einzige Mannsperson, die sie „zu sehen bekam; sie bezeigte mir viel Freundschaft, die ich nicht ermangelte, auf das „vortheilhafteste für mich auszulegen. Ich „setzte nichts davon auf Rechnung des Zwangs „und der Langenweile, und bildete mir ein, „ihr Neigung genug eingeflößt zu haben, „um sie zu einer, für uns beyde vortheilhaften, Heyrath zu vermögen. Ihre Verlegenheit, ihre Zerstreuung schob ich auf die „in ihrem Alter so natürliche Schüchternheit „und Zurückhaltung, und lebte der festen Ueberzeugung, daß alles meine Wünsche begünstige. Ich glaubte den Augenblick ganz „nahe, wo mein Glück entschieden werden „würde.„

„Zwölf Jahre war ich nun im Haag. „Meine Lebensart war die ruhigste und angenehmste von der Welt; ich hatte mir

„Freunde erworben; meine litterariſchen Be„ſchäftigungen hatten mir nichts, als Ver„gnügen gemacht. Ich hatte die Satisfac„tion, das Journal, an dem ich arbeitete, „im beſten Gang zu ſehn; meine Anzeigen „wurden durchgehends gelobt. Bisweilen „machte ich Auszüge aus Büchern, die gar „nicht exiſtirten. Das war mir ein angeneh„mer Erſatz für die Mühe, mich immer mit „fremden Ideen beſchäftigen zu müſſen. Ich „liebte Mamſell van der Elp mit der „größten Wärme. Sie war ſo ſchön, ſo „ſanft, ſo naiv, daß ich mir nicht den ge„ringſten Zweifel gegen ihre Empfindſamkeit „und Aufrichtigkeit erlaubte. Meine Leiden„ſchaft für ſie ſollte im kurzen durch eine „Verbindung gekrönt werden, in die ihre „Aeltern auf eine für mich äußerſt ſchmeichel„hafte Art gewilligt hatten. Mit Einem „Worte, ich glaubte dem Glück im Schoos „zu ſitzen.„

„Einige Zeit vorher hatten meine Ver„wandten und Freunde in Vevai einen „jungen Menſchen an mich addreſſirt. Er „war mir vorzüglich empfohlen, und ich ſoll-

„te ihn irgendwo anzubringen ſuchen. Es „war ein artiger Menſch, von ſehr guter Fi„gur, aber ohne Vermögen. Ich machte „ihn einem Manne bekannt, der bey der „oſtindiſchen Compagnie angeſtellt war, und „ihn in ſeinen Abſichten beförderlich ſeyn „konnte. Dieſer Mann war ein ziemlich be„tagter Kaufmann, der eine einzige Toch„ter hatte, die mit der Zeit auf ein anſehn„liches Vermögen rechnen konnte, allein, die „Wahrheit zu geſtehen, ſehr häßlich und un„angenehm war. Mit alle dem hielt ich die „Partie für ſehr vortheilhaft für meinen jun„gen Landsmann. Ich ermahnte ihn, dar„auf zu denken und alles aufzubieten, um „die Sache glücklich durchzuſetzen; ich wen„dete unterdeß allen meinen Einfluß bey den „Aeltern an; es gelang mir auch, ihre Ein„willigung zu erhalten, und es freute mich „von Herzen, dieſe Heyrath zu Stande ge„bracht zu haben. Ich ließ mir nicht träu„men, daß dieſer Menſch, während ich ſein „Glück gründete, das meinige zerſtören „würde. „

„Ich selbst hatte ihn bey Hrn. van der „Ely eingeführt: er kam oft in das Haus, „ohne daß ich den geringsten Verdacht schöpfs „te. Wir sprachen von seiner Heyrath, als „von einem glücklichen Eräugniß. Sie sollte „fast zugleich mit der meinigen vollzogen wer„den, die ganz nah beyerstand, und wozu „nur noch die letzten Formalitäten fehlten. „Der Tag zur Unterzeichnung des Contracts „war angesetzt, der Contract selbst war schon „fertig, und ich erwartete diesen Augenblick „mit der Ungeduld eines leidenschaftlich Ver„liebten. Amalie aber, die grausame „Amalie, trieb ihr Spiel mit meiner „Leichtgläubigkeit. Sie war so schön, hatte „so viel Grazie, und in ihrem Character und „Geist eine so verführerische Sanftheit, daß „es unmöglich war, das geringste Mistrauen „in sie zu setzen; (hier erhob er seine Augen „auf den Rahmen, und stieß einen tiefen „Seufzer aus.) Der Tag, der zu meinem „Glück bestimmt war, wurde der Tag mei„ner Verzweiflung.„

„Ich war sehr früh in Geschäften aus„gegangen, um zehn Uhr ging ich zu Hrn.

„van der Elp. Das ganze Haus war im „Aufruhr, die Bedienten liefen gegen einan„der; alles, was ich auf meine Fragen zur „Antwort bekam, war: Mamsell Amalie! „Mamsell Amalie! Ich trat in den Saal, „wo sie gewöhnlich war, und fand Madam „van der Elp, die die Hände gen Him„mel streckte, und Zeichen des größten Kum„mers von sich gab. So bald sie mich ge„wahr ward, rief sie aus: „Meine Tochter, „Herr, meine Tochter! Man hat noch „nichts entdecken können; Sie werden seit „diesem Morgen gesucht.„ Ich frage, was „vorgefallen ist. Alle antworten auf ein„mal: Seufzer und Wehklagen verhindern „mich zu hören, was sie sagen: endlich er„rathe ich mit Mühe, daß man nicht weiß, „wo Amalie hingekommen ist. Sie ist „verschwunden, man hat die Nacht das Ge„räusch eines Wagens gehört, und die Haus„thüre offen gefunden. Ich begreife nichts, „thue hundert Fragen, will da — dorthin ei„len. Die Anverwandten, die Nachbarn „versammeln sich. Der junge Mensch, der „mir so viel Verbindlichkeit schuldig ist, fällt

„mir gar nicht ein. Indeß nennt man doch „seinen Namen, schöpft Verdacht, führt „diese und jene Umstände und Anzeigen an. „Ich war die einzige Person, die nichts von „der geheimen Verbindung zwischen ihm und „Amalien bemerkt hatte. In meiner „Abwesenheit, und während ich an seiner „Heyrath gearbeitet hatte, waren sie immer „beysammen gewesen.„

„Man hatte nach ihm geschickt, und be„kam die Nachricht: er wäre verreist; man „wüßte nicht wohin? und hätte den größten „Theil seiner Sachen mit sich genommen. „Jeden Augenblick erfuhren wir einen nähern „Umstand, endlich blieb es nicht dem gering„sten Zweifel mehr unterworfen, daß Ama„lie entführt worden, oder wenigstens mit „dem jungen Menschen davon gegangen wä„re. Meine Verzweiflung raubte mir alle „Ueberlegungskraft; ich wußte nicht, was „ich thun sollte. Aus der Niedergeschlagen„heit ging ich plötzlich in Wuth über. Ich „faßte den Entschluß, Amalien nachzu„fliegen, und sie und ihren Liebhaber mei„ner Rache aufzuopfern. Einen Augenblick

„darauf verachtete ich die Treuloſe, und er „wartete ihre Beſtrafung von ihrem Liebha„ber ſelbſt. Ich wollte meine Thränen mit „den Thränen ihres Vaters vermiſchen; er „ſtieß mich aber zurück, legte mir höchſt un„billigerweiſe alles Vorgegangene zur Laſt, „und klagte mich als den Urheber ſeines Un„glücks an. In der Hitze hieß er mich ſo „gar gehen, und ſein Haus nie wieder be„treten.„

„In dieſem Augenblick trat die Neben„buhlerinn ſeiner Tochter herein, die der „Entführer heyrathen ſollte. Sie wußte von „nichts. Sie kam auf ein Billet, worin „man ſie erſucht hatte, ſich dieſen Morgen „in dieſer Stunde bey Hrn. van der Elp „einzufinden. Ich erkannte die Hand, und „ſah nun, daß Amalie boshaft und treu„los zugleich war. Dieſes junge betrogene „Mädchen machte mir gleichfalls die bitter„ſten Vorwürfe. Ich war an allem Schuld, „hatte die ganze Verrätherey angezettelt. „Auf Vorwürfe folgten Beleidigungen; ich „wurde von allen Seiten angegriffen: nie„mand wollte mich anhören, niemand ein„

„sehen, daß ich der unglücklichste unter ihnen „allen war.„

„Ich verließ endlich dieses traurige Haus, „ganz zu Boden gedrückt von Schmerz und „Verzweiflung, und ging in mein Quartier, „ohne zu wissen, was für einen Ausweg ich „einschlagen, oder was aus mir werden sol„le. Ich fand einen Brief von dem jungen „Menschen, voll der giftigsten Bosheit. Er „warf mir vor, ich hätte ihn verleiten wol„len, ein wahres Ungeheuer zu heyrathen; „er versicherte, daß er mir sie gern abträte; „er rieth mir, diese schöne Heyrath an sei„ner Statt zu treffen, wo sich alles weit bes„ser zusammen schicken würde. Mein Zorn „verwandelte sich in Abscheu; ich verachtete „die niederträchtigen Geschöpfe, die mich so „schändlich betrügen, und eine so ungeheure „Treulosigkeit begehen konnten.„

„Ich hatte ein Portrait von Amalien, „das ihr zum Sprechen ähnlich sah. Ihre „Züge, ihre Naivete', ihr sanftes Wesen, „ihre verführerische Physiognomie, alles „war meisterhaft ausgedrückt. Ich heftete „meine Augen darauf; sie schienen den ihri-

„gen zu begegnen. Der Gedanke, daß ein „anderer sie besitzen sollte, war mir unerträg„lich; tausendmal lieber hätte ich sterben „wollen. Ich entschloß mich, ihr nachzuei„len, bestellte Pferde, und suchte den Weg „den sie genommen, ausfindig zu machen. „Ich war eben mit den Anstalten zur Reise „beschäftigt, als der Herausgeber des Jour„nals mich zu sprechen verlangte.„

„Ich hatte einen Auszug aus einem Ro„man gemacht, der nicht existirte, und durch „puren Zufall gewisse Umstände erfunden, die „grose Aehnlichkeit mit der Geschichte einer „bekannten Person hatten. Man behaupte„te, ich habe diese vor Augen gehabt. „Mein Auszug ward für ein Pasquill er„klärt, und die Fortsetzung des Journals un„tersagt. Diese Nachricht brachte mir der „Herausgeber, und äuserte zugleich seine „Besorgniß, man möchte weitere Untersuchun„gen gegen ihn und mich anstellen. Er rieth „mir, den Haag zu verlassen. Dieser Ver„fall, sagte er, thäte ihm grosen Schaden, „wenn ich aber sonst einige Auszüge verrä„thig hätte, so bäte er mich, sie ihm zu über-

„lassen, weil er wenigstens in der Folge Gebrauch davon machen könnte.“

„Dieser neue Zug von Ungerechtigkeit „vermehrte meinen Unwillen. Ich sagte ihm, „er wisse wohl, daß ich ganz unschuldig, und „meine Absichten die lautersten von der Welt „wären. — Ich kenne nicht einmal den Namen der Person, von der die Rede wäre; „aber Bosheit und Verläumdung hätten „sich gegen mich verschworen — und so „schickte ich ihn fort, nachdem ich ihm in heftigen Ausdrücken versichert hatte, daß ich „mit Niemand mehr das Geringste zu thun „haben möchte, und mich für immer von ihm „und seinem Journal lossage.“

„So wenig dieser neue Verdruß im Ganzen Eindruck auf mich machte, so bestätigte „er mich doch in meinem Entschluß, Amerika „lien oder den Tod zu suchen. Alles war „zur Abreise fertig, ich stieg mit dem festen „Vorsatz zu Pferde, nicht abzulassen, bis „ich sie gesehen, und ihr die verdienten Vorwürfe gemacht hätte. Ich jagte die Pferde „fast zu Tode, und kam noch denselben Abend, „aber sehr spät zu Moordik an. Es war

„kein Fahrzeug bey der Hand, mich über das „Wasser zu setzen, ich sah mich also genöthigt, „zu warten, und in einen Gasthof einzutre„ten. Ich war in einer Bewegung, die mir „nicht verstattete, Betrachtungen anzu„stellen. Nach und nach fanden sie sich doch „ein. „Was soll ich, dachte ich, bey Ama„lien machen? Sie wird ihren Spott mit „meiner Wuth und Eifersucht treiben. Es „wird ihnen beyden nicht an Mitteln fehlen, „meine Anstalten zu vereiteln. Wie läßt sich „von einer Frau, deren Herz dahin ist, Mit„leid und Empfindung erwarten?„ Ich schäm„te mich, einer Unwürdigen nachzulaufen. „Geht, schwarze treulose Seelen, sagte ich, „ihr sollt euren Triumph nicht vor meinen „Augen genießen. Ich will euch nicht über „die Martern, die ihr in mir erregt hat, la„chen sehn.„

„Der Tag brach an, und noch war ich „unschlüssig, was ich thun sollte. Endlich „entschloß ich mich, vom Nachsetzen abzulas„sen. Gern hätte ich Amalien aus mei„nem Gedächtniß verbannen mögen, allein

„Ihr Bild ſchwebte mir auf jedem Tritte vor. „Ihr Portrait fiel mir ein; ich wollte es aufs „heben, um mich an die ſchreckliche Verräthe„rey der einzigen Frau, die ich jemals geliebt „hatte, zu erinnern. Ich hatte es mit dem „größten Theil meiner Sachen zurückgelaſſen; „allein ich mochte den Ort nicht wiederſehen, „wo ich ſo unglücklich geweſen war, und „ſchickte alſo einen Bedienten ab, der mir „alles, was dort geblieben war, nachbrin„gen ſollte. Ich erwartete ſeine Zurückkunft „im Gaſthofe. Während dieſer Zeit wur„de ich viel ruhiger, und beſchloß in mein „Vaterland zurückzukehren, wo ich nun„mehr ſeit ſechzehn Jahren nicht geweſen „war.„

„Mein Bedienter richtete den Auftrag „pünktlich aus, und kam zurück. Ich ſah „das fatale Portrait wieder, und tauſend „widerſprechende Empfindungen zerriſſen mein „Herz. Ihre naive ſanfte Miene ſchien mei„ner Leichtgläubigkeit zu ſpotten. Ich ſchwur, „dieſes Portrait mein Lebelang zu behalten, „um immer das Bild der Falſchheit und Treulo„ſigkeit vor Augen zu haben. Es ſollte Zeuge der

„Qualen werden, die ich um ihrentwillen „duldete, ich wollte ihm ihre Grauſamkeit „und Ungerechtigkeit vorwerfen. Ich ſetzte „meinen Weg bis Anvers fort, wo ich Ex„trapoſt nahm. Das Portrait hängte ich ne„ben mir auf, und reiſte ſo mit der Pein im „Herzen, die mir die Abweſenheit und Ent„fernung des Originals verurſachte. Ich „ging nach Paris, doch war mirs nicht „möglich, an einer von den unzähligen Zer„ſtreuungen, die dieſe groſſe Stadt darbietet, „Theil zu nehmen. Alle Männer ſchienen „mir treulos oder Betrüger: die Weiber „flößten mir einen geheimen Abſcheu ein; ich „nahm mir vor, ſie auf ewig zu fliehen. Ich „ſehnte mich nach einer Wildniß, und ſuchte „ſie in dieſem Lande auf. Ich habe Ihnen „ſchon geſagt, wie ich hier fand, was ich „ſuchte. Die Menſchen waren mir, bis auf „die Domeſtiken herunter, ſo fürchterlich „worden, daß ich ihrer nur ſo viel behielt, als „mir unumgänglich nöthig waren.„

„Ich ſah mich nach einem Bauerburſchen „um, der noch ganz neu in der Welt, und von „eingeſchränktem Verſtande wäre. Sein

„Hauptverdienst sollte ein ausnehmend ruhi„ger und sanfter Charakter seyn. So wie ich „ihn gefunden hatte, gab ich ihm eine Frau, „die nicht mehr jung, niemals in der Nähe „in der Stadt gewesen war, und sich gutwil„lig dazu verstand, mit ihrem Manne in der „Einsamkeit zu leben, und mir zu dienen. „Das sind die beyden Domestiken, die Sie „gesehen haben, und die ich mir nach der „Hand zog. Ich habe meinen Charakter nach „dem ihrigen gebildet, und so vegetiren wir „zusammen in der größten Ruhe.„

„Nun wissen Sie auch Mamsell, was es „mit der Einfassung, die Sie mit so neugie„rigen Augen betrachteten, für eine Bewands„niß hat. Ja! es ist Amalfens Portrait. „Ihre Züge sind nicht aus meinem Gedächt„nisse verwischt; sie leben immer noch in mei„nem Herzen. Ich gestehe Ihnen, meine „Rührung ist oft so lebhaft, daß ich den An„blick dieses zauberischen Gemähldes nicht „aushalten kann. Das Alter macht mich „nicht ruhiger hierin, und ich bin oft ge„zwungen, das Bild aus meinen Augen zu „schaffen, wenn ich mein Unglück nicht zu

„tief fühlen will. Ich verſuche dann, ob die „Entfernung vielleicht den Eindruck ſchwächen „könne; ich fange an zu hoffen; der geringſte „ſte Umſtand aber, der eine Beziehung auf „Amalien hat, belehrt mich, daß ich mir „vergeblich geſchmeichelt hatte.„

„Es hat mir wahres Vergnügen gemacht, „Ihnen meine Geſchichte zu erzählen, weil „es eine Gelegenheit war, von ihr zu ſpre„chen. Mit dieſem Andenken nähre ich meinen „Geſchmack für die Einſamkeit, für die Ent„fernung von der Welt, und den Umgang „mit Menſchen. Sie ſollen ſelbſt urtheilen, „Mamſell, ob meine Schilderung von den „Reizen dieſes grauſamen Geſchöpfs übertrie„ben iſt.„ Hier ging er an einen Schrank in der Tapete, und hohlte ein Portrait heraus, das uns entzückte. Stellen Sie ſich die ſchönſten himmelblauen Augen vor, aus denen Zärtlichkeit und Empfindung ſprechen; ein feines Lächeln voll Grazie, eine ſanfte, geiſtreiche Phyſiognomie, und die Farben und Friſche der Jugend. Wir konnten uns nicht ſatt daran ſehn.

„Ich fürchte, fuhr Hr. v. Roirval „fort, Sie kennen mich jetzt nur zu gut. „Die Bereitwilligkeit und Geschwätzigkeit, „womit ich Ihnen von mir vorerzählt habe, „hat Ihnen vielleicht nicht die beste Meinung „von mir beygebracht; allein, es war mir „drum zu thun, Ihnen nicht länger unbe„kannt zu bleiben. — Sie sind ein Nachbar, „sagte er zu meinem Vater, dessen Achtung „ich zu erhalten wünschte, und ich möchte „Ihre Besuche nicht blos der Neugier zu ver„danken haben. Gern möchte ich Ihnen ein „Interesse für mich einflößen, und ich bitte „um Ihre Freundschaft. Nicht, als ob ich „des Umgangs von irgend jemand bedürfte; „nein! aber die Tugend wird immer Reihe „für mich haben. In dieser Qualität haben „Sie mir zutrauen und den Wunsch einge„flößt, ganz von Ihnen gekannt zu seyn. „Vielleicht war ich es bis jetzt nicht von der „vortheilhaftesten Seite, und, wie Sie wis„sen, behält die menschliche Eitelkeit immer „ihre Rechte. Ich wünschte, wenigstens in „Ihren Augen nicht schlechter zu scheinen, als „ich bin.„

„Doch, ich sehe, daß der Tag sich neigt, „und daß Sie noch einen weiten Weg zu „machen haben. Ich habe ein Fuhrwerk, „das Sie nach Hause bringen soll. Freylich „ist es keine Caroſſe à l'angloiſe; ein simpler „bedeckter, eingehängter Wagen, der Ihnen „aber doch Müdigkeit und die Unannehmlichs „keit, bey Nacht nach Hause zu kommen, „ersparen wird. Ich würde mich dieſes uns „ansehnlichen Fuhrwerks wegen bey Ihnen „entschuldigen, Mamſell, wenn auf dem Lans „de die simpelſten und leichteſten Mittel nicht „immer die beſten wären.„

Ich kann Ihnen, meine Theuerſte, ohns möglich alle Eindrücke und Empfindungen beſchreiben, die ich von dieſem Beſuch mit hins wegnahm. Ich wußte nicht, ob ich geträume, oder ein Feenmährchen gehört hatte. Noch schwebt mir alles, was ich sah, lebhaft vor Augen. Ich werde nicht müde, mit meinem Vater davon zu sprechen, so sehr die Fremden über meinen Enthuſiasmus lachen. Sie sind überzeugt, ich übertriebe die Sachen sowohl, als meine Bewunderung. Daß die Menſchen doch alles für unmöglich halten, was ſie ſelbſt

nicht zu thun im Stande sind! Ich liebe, ich schätze den Mann; er interessirt mich von Herzen. Ich möchte bey ihm leben, und seine Einsamkeit und seine Beschäftigung mit ihm theilen. O gewiß, ein Mann, der seine Wohlthaten mit so viel Genie und Beharrlichkeit ausübt, verdient Anbetung. Und was sind, mit ihm verglichen, jene Mänzer, die auf nichts als die Befriedigung ihrer Eitelkeit denken, und die wir dennoch hochachten? Doch, meine Liebe, ich überlasse Sie Ihren eigenen Betrachtungen, die leicht mehr werth seyn können, als die meinigen. Ich konnte meine Erzählung nicht abbrechen; Sie werden sie wenigstens nicht kurz finden. Sie haben nichts gesehen, und ich werde alles mit Wasserfarbe gemahlt haben: allein, ich rechne auf Ihr Herz. Adieu, meine Beste.

Zehnter Brief.

Laura an Sophie.

Wie, meine Liebe, Sie mögen den Hrn. v. Roirval nicht leiden? Mein Einsiedler hat Sie nicht bezaubert? Sie finden zu viel Sonderbarkeiten an ihm, und mögen von solchen sonderbaren Menschen nichts wissen? Aber nein, ich verstehe: mich selbst mögen Sie nicht leiden. Oder sollten Sie gar unter jene Geister des Widerspruchs gehören, die der Enthusiasmus anderer toll macht? Das will ich nicht hoffen; denn ich habe die tiefste Ehrerbietung für Ihren Verstand, so wenig ich ihm alle Aussprüche des meinigen unterwerfen mag.

Das aber kann ich Ihnen nicht vergeben, daß Sie dem Hr. v. Roirval ein Verbrechen daraus machen, uns einen ganzen Tag von sich selbst unterhalten zu haben. Sie finden darin zu viel Eigenliebe und wünschen, er möchte uns nicht so genau alles Gute, was er thut, vorgerechnet haben. Für

diese Anklage, die Sie gegen ihn erheben, muß ich stehen. Ich habe unsere minder interessanten Gespräche übergangen, die ihn gleichwohl nöthigten, fortzufahren, und sich auf die Details einzulassen, die ich Ihnen so erzählte, als wär er von selbst darauf gekommen. Ueberdieß herrschte in seinen Erzählungen eine Freymüthigkeit, die mir ein gröſserer Beweis für die Aechtheit seiner Tugend zu seyn scheint, als jene falsche Bescheidenheit, die unser Lob erpressen will. Ich für mein Theil gestehe gern, daß ich nicht aufhöre, an ihn zu denken; ich bin fast überzeugt, er verdient ein besser Loos. Desto schlimmer denke ich von seiner Amalie. Sie ist der beständigen Liebe, die sie eingeflößt hat, ganz unwürdig. — Und so gibt es wirklich Männer, die einer dauerhaften, uninteressirten Leidenschaft fähig sind? das hätte ich nicht geglaubt, noch weniger konnte ich mir vorstellen, daß sie im Stande wären, eine Ungetreue lange zu lieben. Also ist doch Eigenliebe nicht immer der Grund vor allen ihren Zuneigungen und Empfindungen? Oder Hr. v. Meirval ist vielleicht ein Wesen ei

gener Art? Glauben Sie nicht auch, daß er wirklich einzig ist? — Aus allem, was er sagte, leuchtete wahre Leidenschaft hervor; er erzählte uns von Amalien, zeigte uns ihr Portrait, machte uns auf ihre Schönheit und jeden einzelnen Zug aufmerksam, und alles das mit der hinreissendsten Wärme. Mit dem rührendsten Ton der Stimme stieß er Schmähungen gegen sie aus. Alles trug den Charakter der Zärtlichkeit und des Unglücks. Und es sind zwölf Jahre, daß er von ihr getrennt ist, ohne Hofnung, sie wieder zusehen; daß er jedem andern Gegenstande entsagt hat!

Liebste Freundinn, es gibt nicht viel Männer, wie diesen. Kommen Sie nicht auf den Argwohn, ich möchte Ihnen vielleicht nur eine Fabel erzählt haben? Ich selbst glaub es manchmal, ob ich ihn gleich gesehn und gehört habe. Ich will auch wirklich meine Bewunderung aufgeben, oder wenigstens viel davon ablassen. Dieser Mann ist vielleicht nichts, als ein stolzer Hypochondriste, der aus Eitelkeit, und weil seine Eigenliebe einmal zu sehr gedemüthigt worden, einen

gewaltſamen Entſchluß gefaßt hat. Als wenn es ein ſo großes Verbrechen wäre, einen Mann zu hintergehen! Er wäre vielleicht ſelbſt wunderlich, eiferſüchtig, unbeſtändig und herriſch worden. Seine Mildthätigkeit hat vielleicht keinen andern Grund, als ſeine Ueberlegenheit über andere Menſchen zu zeigen, und ſie von ſich abhängig zu machen. Muß man nicht gegen alle menſchliche Tugenden mistrauiſch werden? Aber nein! ich mache mir ſelbſt Vorwürfe über dieſe Ideen, ſie ſind boshaft; ich will meinen lieben Einſiedler nicht mit den übrigen Sterblichen vermengen. Er iſt in meinen Augen ein Weſen eigner Art, das Auszeichnung verdient. Ich glaube feſt an ſeine Tugend; ich habe ihm Unrecht gethan, und bitte ihn demüthig um Verzeihung.

Ich werde ihn ſo bald nicht wieder zu ſehen bekommen. Schwerlich wird es die Witterung erlauben, dieſen Weg noch einmal zu machen, und wir ſind im Begriff, nach der Stadt zu gehen. Er iſt mir ſchon ſehr werth, und ich möchte ihn gern näher kennen lernen. Er verdient von jedermann gekannt zu ſeyn;

man läßt seiner Wohlthätigkeit nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren. Mein Vater ärgert mich recht; er denkt fast, so wie Sie. Er sagt eine Menge sehr vernünftige Dinge, die mich außer Fassung bringen. Er gibt den Leuten, die sich durch irgend eine Sonderbarkeit auszeichnen, Schwäche und falsche Selbstliebe schuld. Er behauptet, kein tugendhafter Mann dürfe sich von der Gesellschaft trennen, und Hr. v. Noirval würde besser gethan haben, wenn er, statt den Sonderling und Einsiedler zu machen, den Entschluß gefaßt hätte, ein guter Mann, ein guter Vater, ein guter Diener des Staats zu werden. Er rechnet es den Menschen für eine Schuldigkeit an, alles das zu seyn, was sie seyn können. Ich bat ihn, wenigstens in Rücksicht seines Freundes eine Ausnahme zu machen, und er mußte mir versprechen, daß wir ihn recht oft besuchen wollten. Was für eine Freude wird mirs seyn, wenn ich künftiges Frühjahr seinen Obstgarten wieder zu sehen bekomme! Wie schön wird er nicht seyn! Ich dringe in meinen Vater, den unsrigen eben so einzurichten; doch — Nachah-

mungen taugen nichts, und wir könnten doch die Ruhe und ländliche Einsamkeit nicht haben, die den Zauber jenes seltnen und kostbaren Ortes ausmachen.

Ich wallfahrte oft im Geist dahin, und dann dünkt mich nichts wünschenswürdiger, als die Einsamkeit. Ich sehe tausend Mittel, sie auszufüllen, tausend interessante Beschäftigungen, und anziehende, angenehme Gegenstände. In der Welt hängt man so sehr von andern ab! Das Vergnügen wird so oft verbittert, so oft entschlüpft es unter den Händen. Mamsell Mirfort freylich denkt nicht ganz so; sie ist ausnehmend zufrieden, daß sie in der Stadt ist. Sie hat Beschäftigungen und Vergnügungen, die sie außerordentlich interessant findet, und die mir, die Wahrheit zu gestehen, sehr läppisch vorkommen. Sie erzählt mir viel von einer Madam Taninge, die seit einigen Monaten verheyrathet ist, die ein sehr gutes Haus ausmacht. Man soupirt oft bey ihr; wie sollte sie also nicht eine allerliebste Frau seyn? Ich kenne sie nur wenig, obgleich unsere Aeltern mit einander in Verbindung stehen.

Da meine Freundinn in der Stadt mich von allem unterhält, was sie sieht, so schreibt sie mir auch bisweilen von dem Hrn. v. Marsville. Sie haben ihn hier gesehn. Wir bewunderten seine Eleganz, seinen Anzug, sein Wisket, seinen Jokey und sein Pferd. Da Sie ihn zum erstenmale sahen, sang er ein neues Liedchen. Er hatte die Hochzeit des Figaro spielen sehen, von der er bezaubert war. Seit Ihrer Abreise hat er uns noch einigemale besucht.

Und doch glaube ich, daß Sie ihm in einem Ihrer Briefe, wo Sie von ihm sprechen, Unrecht thun. Sonst gehört er eben nicht unter die, die am meisten von Ihnen eingenommen sind. Ich kann nicht rathen, warum er gegen mich so verlegen und furchtsam ist. Er scheint sich sehr mit meinem Vater zu gefallen; sie haben oft lange Unterredungen zusammen. Meine Mutter findet ihn sehr liebenswürdig, nur daß sie den Ambra, mit dem er sich parfümirt, nicht recht leiden kann. Es gehört zum guten Ton, einer ganzen Familie zu gefallen, und da er diese Absicht zu haben scheint, so hat er sicherlich das

rechte Mittel gewählt, sich in Achtung zu setzen. Seine Eleganz ist so gütig, sich nach unserer ländlichen Einfalt zu richten. Er wird eine von unsern Bekanntschaften in der Stadt werden, und er spricht schon oft im Voraus davon.

Mamsell Mirfort hat mir viel vom Hrn. v. Flamacour zu erzählen. Bey jeder Veranlassung wird er erwähnt, sein Name fließt ihr mit einer liebenswürdigen Gefälligkeit aus der Feder. Den Antheil, den sie an ihm nimmt, verräth sich in jedem Worte. Man sieht leicht, daß diese Eroberung sie sehr schmeichelt, daß der Vorzug, den er ihr erzeigt, ihr nicht gleichgültig ist, und daß sie, wenn sie wirklich einige Leidenschaft eingeflößt hat, nicht undankbar ist. Doch das ist eine Geschichte, die mich schon herzlich gähnen macht. Ich kenne ihn, diesen Hrn. v. Flamacour, es ist eine hübsche Figur, er besitzt, ohne eben sonderlich viel Verstand zu haben, alle Annehmlichkeiten eines Mannes von Welt. Er hat alles, was nöthig ist, Personen zu gefallen und gefährlich zu werden, die sich an die

äußere Schaale hängen. Man kann leicht verführt werden, die Mienen, die er sich gibt, für Erziehung, sein Gedächtniß für Witz, seine Ungezwungenheit für Geschmack, seine seichten Kenntnisse für Talent zu nehmen. Im ersten Augenblick gefällt er, im zweyten gewöhnt man sich an ihn, im dritten macht er Langeweile, und endlich fürchtet und flieht man ihn.

Er hat eine Schwester, mit der ich genau verbunden war, die aber jetzt verheyrathet ist, und in Paris lebt.

Ich halte ihn einer ernstlichen Leidenschaft ganz unfähig. Er ist ein Edelmann, hat Einbildung auf seine Geburt, und die ganze Familie hat den Fehler, auf ihren Adel stolz zu seyn. Sie sind stolz, und arm. Wenn er heyrathet, so geschieht es gewiß nach Convenienzen, und bey Mamsell Mirfort kann er nicht finden, was er sucht. Ich fürchte, der Ausgang und die Entwickelung dieser Intrigue wird nicht sehr glücklich für sie ausfallen. Ich will ihr schreiben, was ich davon denke, und mir Mühe geben, sie dem Projekt der Freyheit und Unabhängigkeit,

das wir zusammen entworfen haben, treu zu erhalten. Ich baute gleich nicht sehr auf ihren Entschluß, und ohne übertriebene Vorliebe darf ich mir wohl schmeicheln, ein wenig mehr Kraft und Festigkeit zu haben, als sie. Ich halte es für eine Freundschaftspflicht, sie vor der Gefahr zu warnen, der sie sich aussetzt. Ich will die Zeit nicht versäumen, wo ein guter Rath vielleicht noch einige Wirkung haben kann.

Ich verlasse Sie deshalb. Die Unternehmung ist ein wenig schwer, ich gebe sie aber darum nicht auf. Ich schicke Ihnen eine Abschrift meines Briefs: ich muß Ihr Urtheil und Ihren Beyfall bey allem haben, was ich thue. Sie haben diese Herrschaft einmal über mich gewonnen, und ich will mich ihr nicht entziehen. Werden Sie aber nicht auch bald einmal ein Urtheil bey mir einhohlen? Ich gestehe, ich kann mich nicht enthalten, es zu wünschen. Es würde mir Vergnügen machen, wenn Sie auch einmal einen guten Rath von mir verlangten, der doch seinen Zweck verfehlt, wenn er nicht das rathet, was man ohnehin zu thun Lust hat.

So ein Rath ist allenfalls der einzige, den ich Ihnen geben könnte. Zum Unglück hat Ihr Verstand niemals den Verstand anderer Leute nöthig, denn er ist unumschränkter Gebieter über alle Ihre Ideen und Empfindungen. Täglich werde ich eifersüchtiger über diesen Verstand; er hält mich in Respekt, und macht, daß ich wider meinen Willen Ihren Tadel fürchte, und Ihren Beyfall suche. Das ist freylich ein Vorzug, den ich nicht abläugnen kann. Ich vernünftle viel, und Ihnen kömmt die Vernunft ungesucht. Sind Sie glücklicher, als ich, so verzeih ichs Ihnen gern. Was ich an Sie verliere, muß ich von andern zu gewinnen suchen. Adieu, meine liebste Freundinn, ich umarme Sie zärtlich.

Eilfter Brief.

Laura an Mamsell Mirfort.

Ihre Briefe, meine Beste, haben ein doppeltes Interesse für mich. Sie sind die schmeichelhaftesten Beweise Ihres freundschaftlichen Andenkens, und da sie mir von Ihren Beschäftigungen in der Stadt Nachricht geben, so belehren sie mich zugleich, was ich selbst zu erwarten habe. Ich fürchte mich, dort wieder zu erscheinen. Ich fürchte, seit meiner Abwesenheit, eine Neigung für Freymüthigkeit und Wahrheit gewonnen zu haben, die gewöhnlich in der Welt schlechtes Glück macht. In der ruhigen und eingezogenen Lebensart, die ich seit Anfang dieses Jahres führe, legt man jene Falschheit ab, die im Umgang mit Personen, die uns weiter nicht interessiren, so nothwendig ist. Man lebt unter Büchern, die man wegwirft, so bald sie Langeweile machen; unter ehrlichen Landleuten, die nichts als Gutmüthigkeit fodern; unter Nachbarn, die wenig oder keine Ansprüche machen. Unvermerkt erlaubt

man ſichs, frey und natürlich zu ſeyn. Eine Stimmung, die, in die Geſellſchaft übergetragen, ein Laſter wird. Dort muß man gefallen, es koſte, was es wolle. Man muß ſchmeicheln, und die Wahrheit aufopfern.

Ich rechtfertige meinen Fehler, meine Beſte, damit Sie mir verzeihen, wenn ich ihm einen Augenblick gegen Sie nachhänge. Aber ich kann nicht anders. Das Intereſſe, das uns verbindet, nöthigt mich dazu, und ich würde es ſonſt nicht wagen, Ihnen ferner den ſüßen Namen Freundinn zu geben. Suchen Sie alſo hier nichts, als die Sprache der Freundſchaft, und hören Sie mich mit eben der Empfindung an. Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen, daß Sie mir eine Confidence gemacht haben. Je weniger Sie es ſelbſt bemerkt haben, deſto zuverläßiger muß ſie ſeyn. Sie haben ſich verrathen, und Sie mußten es gegen eine Freundinn, wie ich bin. Sie haben mir Ihr Geheimniß geſagt, ohne mirs anzuvertrauen, und ich ſage Ihnen meine Meinung, ohne Ihrer zu ſchonen.

Der Mann, von dem Sie obenhin, aber ſo oft ſprechen; dieſer Name, der Ihr

nen ſo natürlich aus der Feder fließt, der im-
mer wieder zum Vorſchein kömmt, auch da,
wo ich ihn am wenigſten erwarte — was
wollen Sie, daß ich davon denken ſoll? Iſt
es mir nicht erlaubt, aus dieſer anhaltenden
Aufmerkſamkeit, aus dieſem unvermutheten
Zuſammentreffen, aus dieſen ſo natürlichen
Kennzeichen der Theilnahme auf Zuneigung
und Sympathie zwiſchen Ihnen zu ſchließen?
Ich ſehe es nur zu deutlich, und betrübe mich
im ganzen Ernſt darüber. Sie haben alſo
unſere Unterredungen vergeſſen? alles, was
wir im Erguß unſerer Herzen, am Rande
unſers Bachs, einander ſagten, iſt aus Ih-
rem Gedächtniß vertilgt? Iſt es vielleicht
ſchon zu ſpät, Sie an das zu erinnern, was
wir über den angenehmen Zuſtand unſerer
Freyheit dachten? Ich weiß wohl, Sie
fühlten die Vorzüge deſſelben nicht ſo lebhaft,
als ich; Sie gaben mir aber doch unbedingt
zu, Unabhängigkeit wäre das ſicherſte Mittel,
glücklich zu ſeyn, und im vollen Gefühl der
Ueberzeugung entſchloſſen wir uns, ihr ewig
treu zu bleiben. Haben Sie ihre Denkungs-
art ſchon geändert? War ein einziger Mann

genug, Sie einem Syſteme untreu zu machen, das wir ſo ganz ins Reine gebracht hatten? Wie? Sie ſollten ſich ſchon durch die Unterwürfigkeit und Schmeicheleyen eines Weſens haben verſtricken laſſen, das darauf ausgeht, erſt zu feſſeln, und dann unumſchränkt zu gebieten? So verleitet wirklich Ihre Eigenliebe Ihr Herz, ſich in den Irrthum zu ſtürzen? Armes Mädchen! Ich ſehe, wie Sie den Gift mit langen Zügen trinken: ich ſeh ihn von hier aus, den Zauberer, er iſt ſo ſanft, ſo geſchmeidig, er will nichts, als was Sie wollen; er liebt nichts, als was Ihnen gefällt; er lacht über Ihre Einfälle; was Sie rührt, fühlt er im Innerſten der Seele. Ich bin ſo gar überzeugt, daß er auch Ihre Freundinn liebt; er ſpricht gut von ihr, er lobt Ihre Wahl, Ihre Freundſchaft, und alles das ohne die Miene des Schmeichlers zu haben. Wie könnte Ihr gutes Herz da widerſtehen? wie könnte Ihre edle Seele den verborgenen Gift ahnden? O nein! auf mich wird der Verdacht fallen; ich bin die Feindinn, die Sie haſſen werden. Sie werden über meine Vorſicht,

über meine Beſorgniſſe ſpotten: Sie werden mich fragen, ob Sie ſich haſſenswürdig machen ſollen, um zu hindern, daß man Sie nicht liebe. Sie werden mir ſagen, man verſpreche Ihnen alles, ohne etwas dafür zu verlangen; man gebe Ihnen, ohne Ihre Eigenliebe zu ſchonen, Winke, wie ſie nur die aufrichtigſte Theilnahme geben könne; man verlange nichts, als Sie glücklich zu ſehen, und ſonſt nichts, gar nichts. Sagen Sie mir das wirklich, ſind das die Gründe, die Sie mir entgegen ſetzen, dann lebe wohl, Freundſchaft, dann ſind Sie für ſich und für mich verloren. Sie werden ſich Ihrem Hange überlaſſen, ohne zu ahnden, wo er ſie hinführt. Schmeichelhafte Hofnungen, falſche Vorſtellungen werden Sie hindern, den Unbeſtand, die Treuloſigkeit, oder das Joch zu ſehen, das Sie erwartet. Sie werden die Geſetze eines Tyrannen annehmen, oder ſich den Launen eines Untreuen ausſetzen; glücklich genug, wenn Ihr natürlicher Leichtſinn Sie dann nicht ganz ohne Troſt läßt. Jetzt freylich zeigt Ihr Herz und Ihre Tugend Ihnen die Gegenſtände aus einem ganz

andern Lichte; Sie schaffen sich Ihr Leben zum anmuthigsten Roman von der Welt. Sie erzählen mir mit großer Gefälligkeit alle Umstände her, die ihn interessant machen sollen, und die Sie vielleicht nie erleben werden, weil alles vom Ohngefehr, vom Glück und von der Tugend der Menschen abhängt. Ich weiß, daß Sie jetzt nur wenig glücklich sind, und daß Sie Ihr Loos gern vertauschen möchten. Ich beklage Sie, liebste Freundinn, und fürchte, ich werde Sie der Veränderung halber, die Sie suchen, noch mehr beklagen müssen. Ich bin überzeugt, Sie werden Ihrem Glück nichts als neue Hindernisse in den Weg legen.

Sicher wird Ihnen das alles sehr seltsam und wunderlich, und meine Art zu denken überhaupt lächerlich vorkommen. Was ist natürlicher, sagen Sie, als dem Hange seines Herzens folgen? Was vernünftiger, als seinen Empfindungen nachgeben, wenn man sie in den Schranken der Tugend hält, und auf die Tugend der Andern rechnet? Was sollte sonst aus der Gesellschaft werden?

Das weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß sie jetzt nichts, als eine Vereinigung unglücklicher Personen ist, die ihre drückenden Ketten schütteln, und sich auf eine gewaltsame Weise bewegen, um sich zu betäuben. Ich läugne es nicht, ich habe glückliche Weiber gesehen, allein ihr scheinbares Glück dauerte nur kurze Zeit, und nie war es im Stande, meinen Neid zu erregen. Nennen Sie mir, ich bitte Sie, den Mann, der vier bis fünf Jahre in der Ehe gelebt hat, und dessen Frau Sie seyn möchten? Zeigen Sie mir den, der eine treue und beständige Geliebte verdient, oder sie nur zu haben wünscht. Jetzt freylich glauben Sie nicht sich, sondern mich auf dem falschen Wege. Der Zauber blendet Sie; Sie sind überzeugt, die Natur habe für Sie eigens ein Wesen geschaffen, eine Ausnahme von der Regel, die Ihnen allein vorbehalten war. Ihr Herz überredet sich, den rechten Gegenstand gefunden zu haben, der seine Liebe verdient. Ach! es war einmal eine Zeit, meine Beste, wo ich Ihnen mehr Stärke, mehr Philosophie zutraute. Ich beschwöre Sie noch einmal,

hören Sie mich an. Machen Sie einen Versuch, so glücklich wie ich zu seyn; Sie haben weit mehr Verstand, weit mehr Hülfsmittel. Ist es denn so schwer, den Reitzen einer artigen Figur zu widerstehen, und sein Ohr für süße Schmeicheleyen zu verschließen? Wär es durchaus unmöglich, bey so lebhaften Betheuerungen, so zärtlichen Blicken, so rührenden Seufzern, bey jener zuvorkommenden Aufmerksamkeit unempfindlich zu bleiben? Ich geb' es Ihnen zu; es ist ein liebenswürdiger, vortreflicher Mann, er gefällt Ihnen mit Recht; wie aber, wollen Sie das mit Ihrem ganzen Glück bezahlen? Wollen Sie diese Annehmlichkeiten so lange genießen, als sie möglicherweise zu genießen sind; so bleiben Sie frey, so widerstehen Sie Ihrem Hange. Brauchen Sie Ihren Witz, zu schmeicheln, Muth zu machen, liebzukosen; fesseln Sie sich aber an nichts! Trauen Sie Ihrem Herzen nicht, wenn Sie nicht alles verlieren wollen, was Ihnen gefällt; wenn Sie sich erhalten wollen, was Sie lieben.

Ohne Zweifel, meine theuerste, beste Freundinn, wiederhohle ich nur zu oft, was

Sie doch nicht thun werden; allein die Freundschaft gibt mirs ein. Sie wird ewig dauern. Halten Sies, wie Sie wollen; sie wird Sie stillschweigend in den Augenblicken des Glücks begleiten, und auch dann wird sie sich gleich bleiben, wenn das Unglück sie Ihnen nothwendig macht. Ich werde immer frey bleiben, immer wird mein Herz Zeit genug haben, Theil zu nehmen an der Lage meiner Lieben. Noch einmal muß ichs sagen; folgen Sie meinem Beyspiel; Sehen Sie nur, wie glücklich ich bin, wie empfänglich für Vergnügungen aller Art, wie Freude und Munterkeit mich allenthalben begleiten, wie ich meine Freyheit ohne Reue, ohne Unruhe, ohne Langeweile genieße. Ich weiß nicht, was Eifersucht ist. Ich kenne die Kümmernisse, die bangen Sorgen nicht, die ein zu sehnlich gewünschter Gegenstand schaft. Nie quält mich die Abwesenheit einer Person, nie fühl' ich mein Herz beym Anblick irgend eines Menschen lauter klopfen. Ich suche nicht mit ängstlicher Unruhe in seinen Augen, in seiner Laune, ob er heut noch so denkt, wie gestern. Der Friede, der süßeste Friede

läßt mich alles genießen. Doch — Sie hören mich nicht an, mein Brief fällt Ihnen aus der Hand; denn ein Einziger Gegenstand beschäftigt und zerstreut Sie. Vielleicht lesen Sie ihn nicht einmal ganz; doch ich fordere es auch nicht, meine Liebe. So ein schwaches Gefühl Ihnen die Freundschaft, jetzt scheinen mag, so vergessen Sie wenigstens die nicht ganz, die ich Ihnen gestanden habe. Beurtheilen Sie sie nicht nach dem Verdruß, den ich Ihnen in diesem Augenblicke mache, noch weniger nach dem Stillschweigen und der Entfernung, in der ich so lange bleiben werde, als sie Ihnen unnütz ist. Ich hoffe indeß doch, wir werden uns bisweilen in der Stadt sehen: freylich nicht so, wie am Rande unsers Bachs, doch immer mit Vergnügen.

Ich rechne nicht sehr auf eine günstige Antwort, ja ich spreche Sie sogar davon los. Vor allen Dingen, glauben Sie sich nicht zu einem Geständniß verbunden; ich beschwöre Sie darum. Ich weiß nicht, ob ich genug Discretion dazu habe, und ich

möchte gerade nicht mit Ihnen den Versuch machen. Nur lassen Sie sich meine Aufrichtigkeit nicht zu sehr mißfallen. Dieß ist der Charakter der Freundschaft, die mich an Sie bindet, und die so lange dauern wird, als mein Leben. Meine letzte Bitte, theuerste Freundinn, ist, keinen Zweifel gegen die Wahrheit meiner Gesinnungen zu hegen.

Zwölfter Brief.

Mamsell Mirfort an Laura.

Es wunderte mich im Geringsten nicht, meine allerliebste Freundinn, als ich Sie in Ihrem schönen Briefe so gründlich über die Stadt, das Land und über meine Wenigkeit disseriren hörte. Sie schöpfen die Annehmlichkeiten Ihres Geistes aus der Güte Ihres Herzens. Ich lege den größten Werth auf alles, was aus dieser Quelle fließt, ob Sie mir gleich mit unter Dinge sagen, die etwas schwer zu verdauen sind. Doch, die Freundschaft ist ein so entzückendes Gefühl für mich, daß man mir unter diesem Schleyer alle mögliche Wahrheiten ungestraft sagen kann. Das ist ein unläugbares Recht, das Sie für immer haben, und dessen Sie sich, wie ich überzeugt bin, nie überheben werden. Freylich scheint es beym ersten Anblick, als ob die veraltete Simplicität des Landlebens die Lebhaftigkeit Ihrer Imagination über die gehörigen Schranken geführt habe; Sie sehen die Sachen, wie sie viel

leicht in der guten alten Zeit waren, aber nicht, wie sie in diesem Jahrhunderte sind, das kein goldenes Jahrhundert ist. Doch es sey, von welchem Metall es wolle; davon bin ich überzeugt, daß man mitgehen muß, wie die Welt geht. Es ist wahr, am Rande Ihres Bachs, der auf eine so rührende Art murmelte und seufzte, ließ ich mich von Ihrer einschmeichelnden Beredsamkeit ein wenig hinreissen. Ich bildete mir ein, Sie zeigten mir die Wahrheit in ihrer ganzen Nakтheit; vielleicht war aber auch das die Schuld des Bachs. Die Seufzer haben immer eine große Ueberredungskraft für mein Herz gehabt.

Genug, meine allerliebste Freundinn, kommen Sie nur in die Stadt. Sie werden bald finden, daß hier alles eben so ist, wie auf Ihren Fluren und Wiesen. Man liebt sich mit derselben Aufrichtigkeit; die gesellschaftlichen Vergnügungen sind nichts, als eine Gelegenheit, es sich zu betheuern. Vielleicht besteht der ganze Unterschied darin, daß hier die Wahrheiten ein wenig leiser auftreten. Hüten Sie sich wohl, alles das für

Wahrheit zu halten, was Ihre fruchtbare Phantasie gebiert. Ihre Augen, die so schön in der Nähe sind, sehen nicht gut in die Ferne. Sie haben fast ein wenig Aehnlichkeit mit dem Publikum, das immer etwas sieht, wo oft nichts zu sehen ist. Zuneigung, Sympathie! diese süßen, kostbaren Empfindungen sind heut zu Tage zu selten, als daß man so leicht daran glauben sollte.

Wenn ein liebenswürdiger Mann — und wirklich ist es Hr. v. Flamacour im hohen Grade — sich bey irgend einem weiblichen Geschöpfe zu gefallen scheint, so schiebt man im Augenblick romanhafte Ideen unter. Ich versichere Sie, daß bis jetzt, wenigstens so weit ich sehen kann, nichts unter uns ist, als ein durch Munterkeit belebter Umgang, und wenn ja bisweilen ein lautes, herzliches Gelächter von unserer Seite die Traurigkeit und Langeweile der übrigen Damen unterbricht, so bin ich nicht Schuld daran, auch mache ich mir nicht im Geringsten Vorwürfe darüber. Sie rächen sich durch Geschwätze, dessen Gegenstand sie lieber selbst wären. Es ist nichts, meine liebe Freundinn, gar nichts,

als ein Vorzug, den man wohl sehr unschuldigerweise gewissen Personen erzeigen kann, die man liebenswürdiger, als andere, findet. Mein Herz hat der Freundschaft nicht das geringste Geständniß zu machen; seyn Sie versichert, daß das kein Winkzug der Koketterie ist. Ihre guten Lehren kann ich mir indeß auf eine bessere Gelegenheit aufheben.

Ihre Vermuthung hat Sie nicht getäuscht, meine süße Freundinn, ich spreche wirklich oft mit Hrn. v. Flamacour von Ihnen. Er hat Sie vergangenes Jahr ein oder zweymal gesehen; ich versicherte ihn aber, Sie hätten in Absicht auf guten Ton, Eleganz und Feinheit des Verstandes unendlich viel gewonnen. Sie werden gewiß auch mit dem seinigen zufrieden seyn. Er hat ganz den Ton und die Manieren eines Hofmanns. Die neuesten und interessantesten Vorfälle weiß er immer zuerst, und seine Urtheile darüber verrathen, daß er zuverlässiger Richter ist. Bey unsern kleinen Abendgesellschaften macht er die niedlichsten, drolligsten Calembours von der Welt.

Eben habe ich Hrr. v. Marville gesehen; ich sagte ihm, ich würde an meine Freundinn Laura schreiben, und erbot mich, meiner Epistel ein Wörtchen von ihm einzuverleiben; er hat mir aber nichts aufgetragen. Diesen Winter werden wir Sie hier haben, oder wenigstens bisweilen sehen, denn er ist auch ein Landjunker. Vielleicht kennen Sie ihn; ich weiß nicht, was ich von ihm sagen soll. Er gehört zu den Männern, die nicht allen Frauenzimmern gefallen, die aber sehr gefallen, wenn sie wollen. Ich schreibe Ihnen, indeß ich auf meinen Friseur warte, der lange auf sich warten läßt, wie Sie aus der Länge dieses Briefs schließen können. Heut ist öffentliches Concert; es wird sich einer von den Virtuosen hören lassen, die wie die Weiber singen. Ich freue mich sehr darauf, denn das muß sonderbar genug lassen. Das Concert geht frühzeitig an. Von da gehe ich in die Assemblée zu Madam du Torrent, und zum Souper bey Madam Taninge. Alle diese Vergnügungen würden weniger Reiz für mich haben, wenn ich nicht vorher jenes Vergnügen ge-

nissen hätte, worauf mein Herz den grösten Werth legt. Sie wissen, daß das nichts anders ist, als das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, und Sie meiner Liebe und Freundschaft zu versichern.

Dreyzehnter Brief.

Laura an Sophie.

Der Augenblick ist da, liebste Freundinn, wo ich das Land verlassen soll. In wenig Tagen gehen wir in die Stadt, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen noch einmal von hier schreiben werde. Der größte Theil unserer Nachbarn ist uns schon zuvorgekommen. Der Abschied aus diesem ruhigen Aufenthalte wird mir nicht leicht werden. Ich weiß nicht, warum ich dieß Jahr eine heimliche Furcht vor der Stadt und der Gesellschaft habe. Der achtmonatliche Aufenthalt auf dem Lande muß meine Furchtsamkeit vermehrt haben; ich fürchte, dort die Gutmüthigkeit und Ungezwungenheit nicht zu finden, an die ich mich hier gewöhnt habe. Die Entfernung, in der man von seinen Bekannten und Nachbarn lebt, begünstigt jene Unabhängigkeit, die mir so theuer ist; in der Stadt hingegen ist man, als wenn man sich immer so nahe wäre, und dieser Gedanke macht mich nieder geschlagen. Ich sehe eine Menge Schuldige

seiten vor mir, nach denen ich mich werde bequemen, eine Menge Vorschriften, die ich werde befolgen, eine Menge Dinge, die ich werde sagen, und noch mehr, die ich werde verschweigen müssen. Alles das, fürchte ich, ist mir fremd werden. In der That, könnten meine Eltern den Winter hier zubringen, ich glaube, ich würde mich darüber freuen. Von der andern Seite verspreche ich mir kein geringes Vergnügen davon, wenn ich meine Bekannten wiedersehen, meine Freundinnen, die ich so lange nicht gesehen, wiederfinden werde. Ich rechne auch darauf, die Vergnügungen, die sich darbieten werden, die Assamblées, Soupers und Bälle zu geniesen. Ich freue mich sogar, wenn ich daran denke.

Ich ärgere mich über diesen Widerspruch, den ich mir selbst nicht erklären kann. Solche Widersprüche sind bey mir nichts Seltnes. Sagen Sie mir, liebste Freundinn, sind sie nur meinem persönlichen Charakter oder der ganzen Menschheit eigen? Ich halte es noch für weit schwerer, mit sich selbst, als mit andern einig zu seyn. Das ist ein ewiger Streit,

der ermüden würde, wenn er bey mir wichtige Gegenstände beträfe. Zum Glück haben die Details meines Lebens wenig zu bedeuten. Wenn sichs am Ende auch ganz anders fügt, als ich vermuthet oder beschlossen hatte, so ist das Unglück so groß nicht. Sie, meine Liebe, haben Ursache immer mit sich einig zu seyn, und doch geht es Ihnen vielleicht mit unter eben so, wie mir. Vertrauen Sie mirs; ich bitte Sie, wenn ich nicht gar zu schlimm von meinem Kopfe denken soll. Hier habe ich Gewohnheiten angenommen, an denen ich hänge; ich werde andere annehmen müssen, und mich eben so wohl dabey befinden, wenn sie angenommen sind. Allein das kostet Mühe, und ich habe gerade die Biegsamkeit nicht, die sich geschwind in jede Lage findet. Ich will sie mir aber erwerben; ich fühle, daß sie nöthig ist, besonders zu meinem System. Ich will lernen, ohne unangenehmes Gefühl, aus der Einsamkeit in die Welt, aus der Stille des Landes in das Geräusch und den Wirbel der Stadt, aus der Ruhe des Geistes zur Bewegung der Seele überzugehen. Es gibt allenthalben Genuß;

die Kunst ist, ihn ausfindig zu machen. Dazu gehört nichts, als daß man sich eine gewisse Vernunft, eine Stärke des Geistes zu erhalten sucht, durch die wir über den Augenblick gebieten. Die Empfindsamkeit ist freylich ein Hinderniß, allein auch darüber läßt sich Herr werden. Man muß bis auf einen gewissen Grad auf seiner Huth dagegen seyn, und ich kann gleich jetzt den Anfang machen. Was bedeutet nun aber diese Traurigkeit, diese Schwermuth, die sich in die Tiefen der Seele nistet, und aus der man selbst nicht weiß, was man machen soll? Gewiß ist das nichts anders, als was man Laune nennt; sie macht uns der ganzen Welt unerträglich, und das mag ich nicht. Auch an Dingen, die ich nicht leiden kann, will ich doch mit Lust arbeiten. Seit Ihrer Abreise habe ich mich oft auf dieser ärgerlichen Laune ertappt. Ich bin geschickt genug, sie zu vertheidigen, besser freylich wärs, ich hätte Stärke genug, mich davon los zu machen. So bald es mir nur rechter Ernst ist, finde ich bald Mittel und Wege. Es braucht nichts weiter, als eine Zerstreuung, eine Beschäftigung, ein

bischen Muſik. Steigt das Uebel bis zur Traurigkeit, wozu ich dann die gerechteſte Urſache von der Welt zu haben glaube, ſo mach' ich mich ins Freye und laufe, bis ich vor Müdigkeit nicht mehr kann, und ſpreche bey dem und jenem Bauer ein, der mich wegen ſeiner Armuth oder ſonſt eines Unglücks wegen intereſſirt. Dieſe Fühlbarkeit, die auf mich ſelbſt wirkte, die mich misvergnügt, ungerecht machte, leite ich dann auf Gegenſtände des Mitleids und der Theilnahme, die mir fremd ſind, und gleich iſt mir geholfen. Nichts betrübt und demüthigt mich mehr, als wenn ich merke, daß dieſe üble Stimmung ſich oft an dem vergreift, was meinem Herzen am nächſten liegt, an meinem Vater, zum Beyſpiel. Ein paarmal überraſchte ich mich darüber, und o! wie aufgebracht war ich da gegen mich ſelbſt. Zum Glück kennt mein Vater meine Geſinnungen: ſtatt böſe zu werden, ſieht er mich an, und lacht. Statt einer Antwort, führt er mich ans Clavecin, und bittet mich, ein munteres Stückchen zu ſpielen. Der Wink entgeht mir nicht, ich falle ihm mit weinenden Augen um den Hals.

„Arme Laura, sagt er dann bisweilen, dein „fühlbares Herz : : „ Er schüttelt den Kopf, und geht. Ihre Entfernung ist Schuld an diesem Fehler: ich fühle oft das Bedürfniß mit einer Freundinn, wie Sie sind, zu plaudern; man hat eine Menge dunkler Ideen, die man sich selbst nicht auseinander wickeln kann, und die die Freundschaft so gern in den Schoos einer Person ausschütten würde, die mein ganzes Zutrauen hat, und die vielleicht in derselben Lage mit mir ist.

So wären Sie mir gestern ein großer Trost gewesen. Wir hatten verschiedene Besuche bekommen, und also eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Unter andern Hrn. v. Marville, der seitdem noch viel zuthunlicher worden ist, mit noch einigen andern Personen. Der Zufall hatte sie zusammengebracht; einige davon kannte ich kaum. Die Abwesenden waren, wie gewöhnlich, der Gegenstand des Gespräches. Man sprach mit mir von meiner Freundinn St. Aubin, die man nicht vergessen hat, an die man noch mit Vergnügen denkt. Ueberzeugt, daß man

nur aus Freundschaft für mich von ihr spräche, vergab ich ihnen gern alles Gute, was sie von ihr sagten. Ein gewisser Herr, der Briefe aus **r hatte, erzählte, sie würde sich verheyrathen. Ich fiel ihm hurtig ins Wort und fragte: wann? wie? mit wem? Es fand sich, daß es nichts, als ein unbestimmtes Gerücht war, worüber man weiter keine Auskunft geben konnte. Man nannte einen Hrn. Dubourg, den Sie nie mit einer Silbe erwähnt haben, und nun glaubte ich gar nichts mehr davon. Der einzige unter allen Abwesenden, von denen man sprach, und von dem man nichts übels sagte, war jener St. Ange, von dem ich schon ein paarmal habe sprechen hören, und von dem Mamsell Mirfort mir eine ziemlich unverständliche Schilderung gemacht hat. Alle Mannspersonen loben ihn mit einer sonderbaren Gefälligkeit, die ich noch gegen keinen andern bemerkt habe. Ich möchte wohl wissen, wem er dieses Glück zu danken hat; ohne Zweifel ist er von einer ganz eigenen Sorte. Wenn ich irgend einer Neugier fähig wäre, so, glaub' ich, könnte ich sie nach

seiner Bekanntschaft haben. Im Grunde aber liegt mir gar nichts dran. Ich werde Gelegenheit genug haben, ihn bey den Frauenzimmern von meiner Bekanntschaft zu sehen, mit denen er in Verbindung steht. Hr. v. Marville scheint eine vorzügliche Freundschaft und Achtung für ihn zu haben. Ich möchte wohl wissen, worauf sie sich gründet?

Seitdem ich nur über Meinungen und Urtheile, wie sie in der Welt entstehen, und wie man sie wechselsweise über einander fällt, nachdenke, habe ich mich schon so sehr und so oft betrogen, daß ich glaube, daraus schliessen zu müssen, daß ich es bin, die falsch sieht, und falsch urtheilt. Doch ich will besser sehen, und besser urtheilen lernen. Bis dahin hoffe ich wenigstens vor groben Fehlern sicher zu seyn. Für Mamsell Mirsfort ist mir weit mehr bange, ob sie gleich mehr Erfahrung hat, als ich. Ich habe Ihnen ihren Brief geschickt; an ihren gesuchten Ausdrücken werden Sie ihre Ansprüche auf Geist und Witz bemerkt haben. Aus der Art, wie sie sich vertheidigt, ist es nur zu sichtbar, wie gegründet unsere Vermuthung

gen ſind. Mir kömmt es ſo vor, als bewieſe das, was ſie vorbringt, gerade das Gegentheil von dem, was ſie beweiſen will. In ihrem ganzen Briefe herrſcht ein Zwang und eine Verlegenheit, die mich für die gute Wirkung meines Briefes beſorgt machen. Ich habe ihr auf der Stelle ein paar Zeilen geantwortet und ſie verſichert, ich wäre von allem überzeugt, was ſie ſage. Faſt zweifle ich, ob ſie damit zufrieden ſeyn wird. Es gibt ſo viel Dinge, die man behauptet, ohne die Leute davon überzeugen zu wollen. Vor allen Dingen habe ich ſie gebeten, dieſen kleinen Vorfall nie wieder zu erwähnen. Ich will durchaus allen Confidencen zuvorkommen, ich haſſe ſie, und die Rolle einer Freundinn, zwiſchen zwey Liebenden, iſt mir immer lächerlich vorgekommen. Leute, die man Verliebte nennt, ſind mir immer unerträglich geweſen. Ich rechne darauf, bey unſerer erſten Zuſammenkunft ihr alles das deutſch heraus zu ſagen. Ich denke, wir werden uns ſehr wenig ſehen; wenigſtens iſt es meine Abſicht. Das iſt nun eine Freundſchaft, die mich wirklich ein wenig in Verlegenheit ſetzt.

Es ist recht mühselig, mit Leuten, die man eben nicht sonderlich liebt, in Verbindung zu stehen.

Auch daran sind Sie Schuld. Sie haben mich das Vergnügen und das Bedürfniß der Gegenwart einer Freundinn kennen gelehrt. Mamsell Mirfort kam mir in den Weg, und ich nahm sie, wie man auch schlechte Speisen nimmt, wenn man Hunger hat. Demohngeachtet werde ich ihre Freundinn bleiben, und ihr bey jeder Gelegenheit Beweise davon geben.

Wir haben von Hrn. und Mad. v. St. Marcin Abschied genommen. Ich habe Ihnen lange nichts von diesen Personen gesagt, weil ich nichts von ihnen zu sagen hatte. Es ist bey einzelnen Besuchen zwischen uns geblieben, ihre Lage hat keine Veränderung erhalten. Männer haben doch im Unglück manchen Vortheil, wie ich denn glaube, daß sie ihn allenthalben haben. Sie können sich durch tausend verschiedene Beschäftigungen zerstreuen. Neue Entwürfe trösten sie über die mißglückten; ihr Geist ist einer mannichfaltigern Richtung fähig.

Eine arme Frau hingegen iſt immer ganz allein mit ihren Gedanken an das, was ihr fehlt, und was ſie eingebüßt hat. Hr. v. St. Marcin ſcheint mir überhaupt ſeinen Verluſt weniger zu fühlen. Er findet Geſchmack an Feld und Ackerbau, er ſorgt für das Nöthige, geht auf die Jagd, kömmt ermüdet und voll von dem, was ihm begegnet iſt, zurück. Indeß bleibt Mad. v. St. Marcin mit ihrem Kummer zu Hauſe, ohne eine andere Geſellſchaft, als ihre traurigen Erinnerungen, und eine Silhouette von Mad. Ihr trauriges, nachläßiges Weſen iſt wirklich ſehr rührend. Es iſt ſchon eine Weile, daß Hr. v. Verſeuil ſie verlaſſen hat. Jetzt wäre ihr ein wahrer Freund weit nützlicher und nothwendiger, als in der großen Welt, wo er dieſe Stelle vertreten zu haben glaubt. Ohne Zweifel denkt ſie eben ſo, wie ich: ſie erregt mein Mitleid und meine Theilnahme. Es wird ihr ſchwer werden, dieſen Winter auszuhalten, den ſie ſo traurig hinbringen muß, und den ſie mit den vergangenen vergleichen wird. Ich fürchte ſehr, ſie hat nicht Stärke genug dazu.

Sie erzählte mir, sie habe einige Aussicht, im Frühjahr nach Lyon zu gehen, und ich bat sie, mich in der Stadt zu besuchen. Wir haben einander Freundschaft und Liebe zugesagt, wiewohl das auch eine von den Vertraulichkeiten ist, gegen die ich auf meiner Huth werde seyn müssen. Ich will durchaus mit keinem romanhaften Handel etwas zu thun haben, und besonders nichts von fremden Angelegenheiten dieser Art wissen. Uebrigens liegt es nur an mir, mich mit Hofnungen auf eigene Rechnung zu schmeicheln. Sie sind nicht ohne Grund, und ich habe sie aus guter Hand. Hr. Rath du Terrier hat uns die Abschiedsvisite gemacht. Er sagte mir in einem sehr feinen und sehr zuversichtlichen Tone, sein lieber Sohn würde im kurzen von seinen Reisen wieder eintreffen; seine erste Sorge würde seyn, mir ihn vorzustellen, und er traue ihm guten Geschmack genug zu, daß er keiner andern, als mir, den Hof machen würde; die Damen in Paris würden ihn schon gebildet haben. Dann warf er mir so hin, ein einziger Sohn, wie er, wäre doch eine ganz gute Partie, und

die Frau, die er wählen würde, könne nicht unglücklich seyn. Ich konnte daraus abnehmen, daß man mich dieser großen Vortheile nicht ganz unwerth achte; kurz, ich hörte Dinge, die mich zu den schmeichelhaftesten Hofnungen berechtigen. Es ist wirklich nicht gleichgültig, eine so schöne Aussicht zu haben, es wird mich recht stolz machen, und sollte ich Nebenbuhlerinnen bekommen, so werde ich sie durch meine ruhige Miene zur Verzweiflung bringen.

Sehr nahe, recht sehr nahe geht mir die Entfernung von meinem lieben Einsiedler. Ich werde ihn nicht noch einmal sehen können, ehe ich seine Nachbarschaft verlasse, und das thut mir sehr leid. Ich muß dieses Vergnügen auf den Frühling versparen. Ich erwarte diese Jahrszeit mit Ungeduld, und schmachte vor Sehnsucht, den schönen Baumgarten wiederzusehen. Wie reitzend muß er nicht in der Blüthenzeit seyn! Er ist unglücklich, daß er ihn allein genießen, und nur traurige Ideen mit sich dahin bringen kann. Dieser liebenswürdige, interessante Mann, der nun allein in seiner Einsamkeit

ist, dauert mich von Herzen, und doch ist er vielleicht glücklicher, als alle diejenigen, die Gesellschaft und Vergnügen im Geräusche der Welt suchen. Ich will ihm schreiben und Abschied von ihm nehmen. Adieu, meine Liebe, ich verlasse Sie für das Wesen, das mich nächst Ihnen am meisten interessirt. Ich hoffe, gleich bey meiner Ankunft in der Stadt Briefe von Ihnen zu bekommen; ich erwarte sie mit der größten Ungeduld. Ihre Freundschaft und Ihre Theilnahme begleite mich nun auch in der neuen Lebensart, die ich führen soll. Warum muß es immer so fern von Ihnen seyn? Ich würde Ihnen öfter sagen, wie sehr ich Sie liebe.

Vierzehnter Brief.

Laura an Sophie.

Es ist recht lange her, meine liebste Freundinn, daß ich Ihnen nicht geschrieben. Ich habe Ihren Brief erhalten, und nicht beantwortet. Ich habe recht sehr darüber mit mir gezürnt, ich versichere Ihnen. Seit meiner Rückkehr in die Stadt hab' ich viel Dinge vorgenommen, bin sehr beschäftigt gewesen, und weiß Ihnen doch nichts zu sagen. Indeß hab ich nicht aufgehört an Sie zu denken. Ich erwartete einen interessanten Vorfall, um Ihnen den Beweis davon zu geben; es wollte sich keiner finden. Ich fürchte, die Freundschaft gibt unserm Briefwechsel nicht Interesse genug. Wir werden uns lieben, und uns nichts sagen; so aber habe ich die Rechnung nicht gemacht. Ich hätte große Lust jetzt mit Ihnen zu plaudern, und — das Merkwürdigste, was ich vorzubringen habe, ist, daß ich Sie liebe. Und doch bin ich in einer neuen Welt!

Seit vier Wochen ſind wir nun wieder in der Stadt eingerichtet. Auf dem Lande, bilde ich mir ein, würde ich Ihnen mehr zu ſchreiben gehabt haben, wenn ich ſchon viel weniger gethan hätte. Meine Gedanken, denk' ich, ſind mehr werth, als meine Handlungen, und ich fürchte, ich werde mitten unter Geſchäften und in dem Wirbel der Stadt müſſiger ſeyn, als ich in der Einſamkeit war. Bewegung iſt nicht Beſchäftigung, Ruhe nicht immer Müſſiggang. Nach den Verdrüßlichkeiten und der Unruhe einer neuen Einrichtung kam die Reihe an die Staatsviſiten, nach den Staatsviſiten an die Erneuerung alter Freundſchaften, und hierauf an die neuen Bekanntſchaften. Meine liebe Freundinn, ich habe viel Freundinnen. Soll ichs Ihnen geſtehen, ich erſchrecke über die Anzahl, wenn ich ſie überſchlage. Iſt die Freundſchaft nicht eine Art von Religion, die viel Tugenden, viel Gefälligkeit, Nachſicht, Aufopferung, und ſelbſt etwas Heucheley erfordert? Ich geſtehe, daß ich eben keine Freundinn von ſolchen Tugendübungen bin: Sie haben mich nicht dazu gewöhnt, und ich

denke immer, Sie sind es, um derentwillen ich meine übrigen Freundinnen fürchte. Immer werde ich meine liebe Sophie lieben, und erwiedert Sie meine Liebe, so ist mein Herz und meine Eigenliebe zufrieden. Ueberdieß gibt es ja Freundschaften, die sich mit so geringen Kosten unterhalten lassen, und hier mag ich keine andern, als solche.

Wie gesagt also, ich habe viele von meinen lieben Freundinnen wieder gefunden, und so lange wir einander auch nicht gesehen hatten, so war doch unsere Zärtlichkeit immer noch die alte. Diese Verbindungen, denen die Abwesenheit nichts schadet, die man mit gleicher Leichtigkeit verläßt und wieder anknüpft, sind doch sehr bequem: man genießt sie in der Nähe, man entbehrt sie in der Entfernung, und die Freundschaftsbezeugungen gehen immer ihren Weg fort. Nicht wahr, das ist es, was man Gesellschaftlichkeit nennt? Freylich hab' ich mit unter gesehn, daß solche Bekannten blos für den Umgang, bey Gelegenheit, die erbittersten Feinde wurden; doch in diesem Fall werden wenigstens Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit

auf den höchſten Grad getrieben, und die Herzlichkeit iſt geborgen. Mir muß es leicht werden, die kleine Inconvenienz, die an ſolchen Verbindungen hängt, zu vermeiden. Mindeſtens will ich mir Mühe geben, und im Grunde, glaub' ich, habe ich gar nichts an mir, wodurch ich mir eine Feindinn machen könnte. Zu meinem Glück genügt mirs an der Sympathie, die zwiſchen uns herrſcht. Sie, meine liebſte Freundinn, und mein Vater füllen mein Herz vollkommen aus: Sie allein beſitzen mein Zutrauen und haben Empfindungen erweckt, die es Ihnen für mein ganzes Leben ſichern. Alle übrigen Menſchen begreife ich unter der Benennung des Nächſten, den ich lieben ſoll, wie mich ſelbſt, und den ich lieben werde, ſo lang ich kann. Ihre Entfernung iſt mein Unglück. Was würde ich anfangen, wenn ich Ihnen nicht ſchreiben, nicht alles mittheilen könnte, was ich denke und thue? O ſeyn Sie eben ſo gegen mich geſtimmt: o daß unſere Herzen ſich immer verſtehen möchten! Es iſt mir gar nicht recht, daß Sie mir mehr von mir, als von ſich ſelbſt ſagen. Ich verlaſſe mich auf

den Antheil, den Sie mir bezeigen, und das Zutrauen, das Sie mir einflößen: ich sage Ihnen alles, und es macht mir sogar viel Vergnügen, Ihnen alles zu sagen. Rechnen Sie diese Geschwätzigkeit unter die Gebrechen, die die Freundschaft ertragen muß. Ich denke ganz laut mit Ihnen, und da muß ich Sie wohl von allem unterhalten, was ich thue.

Erst von diesem Winter kann ich meinen wirklichen Eintritt in die Welt an rechnen. Bis hieher sind mir alle Gegenstände ganz anders vorgekommen, als jetzt: ich habe sie nur halb, ich habe nichts gesehen, und mich doch zu denken und zu urtheilen erkühnt. Alle Augenblicke finde ich mich einmal auf dem falschen Wege. Bisweilen nehm' ich mir aus Ehrgeiz vor, bey meiner Idee zu bleiben, am Ende aber findet sichs, daß die Sachen ihren Gang fortgehen, und daß ich mit meinen Gedanken und Vermuthungen hundert Meilen von der Wahrheit weg gewesen war. Meine Irrthümer können zwar nicht gefährlich werden; allein ich möchte doch noch lieber frey von Irrthümern seyn. Auf diese

Art habe ich eine groſse Arbeit vor mir: zu ſehen, zu unterſuchen und dann zu überlegen. Wären Sie hier, ſo könnten wir zuſammen denken; Sie würden mir helfen Erfahrung einſammeln, und die Erfahrung zweyer Mädchen von zwanzig Jahren hat doch wirklich etwas auf ſich. Unterſtützen Sie mich, ich bitte Sie, dadurch mit der Ihrigen, daſs Sie mir recht oft ſchreiben. Alles, was ich ſeit meiner Ankunft in der Stadt bis jetzt gethan habe, paſst ſich ſehr gut zu meiner Abſicht, obgleich von meiner Seite alles ganz abſichtslos geſchah. Ich darf mich nur mit Ihnen unterhalten, um mich zum Nachdenken aufgelegt zu fühlen. Vorzüglich mache ich heut dieſe Erfahrung, wo ich doch von der ſtarken Bewegung, die ich mir gemacht habe, ganz ermüdet bin. Sie hatte mir den Kopf ein wenig wüſte gemacht, und ich hatte Ruhe nöthig. Meine Mutter, die ich bey allen Ceremonienviſiten, die wir machten, und in alle Aſſembleen, wo wir waren, begleitet habe, hat auch etwas davon getragen. Ihre Geſundheit iſt ein wenig geſtört, und wir hüthen das Zimmer.

Ich wiederhohle in Gedanken alles, was ich gethan habe, und bin gar nicht sonderlich mit mir zufrieden. Ich habe die Vorschriften, die ich mir machte und als wahre Verbindlichkeiten betrachtete, ziemlich schlecht befolgt: ich habe Freundschaftsbezeugungen und manche zuvorkommende Artigkeit gar nicht so aufgenommen, wie ich gesollt hätte: ich habe gewisse Ansprüche gemacht, die mir nicht gelungen sind, und Erwartungen von Vergnügen gehegt, die getäuscht worden sind. Ich sehe nun, daß ich alles das, ganz aus einem falschen Lichte betrachtet habe. Man hofft viel, man fordert noch mehr, und maßt sich Rechte an: man erwartet, die ganze Welt soll uns entgegen fliegen, man will gewisse Empfindungen einflößen, die man zu verdienen glaubt. Die Eigenliebe reiht das alles in die schönste Ordnung, aber die Eigenliebe anderer ist nicht um Rath gefragt worden, und man beklagt sich höchst ungerechterweise über Ungerechtigkeit, oder wenn man das auch nicht thut, so nimmt man sich doch vor, sich bey Gelegenheit zu rächen. Am besten ists, glaube ich, man nimmt mit dem

vorlieb, was man gewöhnlich erhält, und ſtellt ſich ſogar, als erhalte man mehr, als man gäbe. In die Welt muß man durchaus mit dem Vorſatz treten, mit allem zufrieden zu ſeyn. Freundſchaften und Bekanntſchaften müſſen gleichen Schritt mit den übrigen Vorfällen des menſchlichen Lebens halten, die von Zeit und Umſtänden abhängen. Es iſt Thorheit, ſich an ſeine Nüancen zu hängen; ſeinen Geiſt und ſeine Geſchicklichkeit muß man dazu brauchen, den gegenwärtigen Augenblick zu verſchönern; man darf ſich ihn nicht von der eklen Empfindlichkeit vergiften laſſen. In dieſem Stück habe ich mir manchen Vorwurf zu machen: ich habe Geſpräche zurückgeſtoßen, die vielleicht in der beſten Abſicht von der Welt auf die Bahn gebracht wurden, und ſicherlich oft nicht die beſte Meinung von mir erregt. Neulich, zum Beyſpiel, war eine große Geſellſchaft auf dem Schloſſe; ich war mit meiner Mutter da, und der Zirkel war ſchon formirt. Eine gewiſſe Madam v. Miolan trat neben mich, ich bot ihr den Armſeſſel an, in dem ich ſaß, und ſetzte mich auf den Stuhl, der

dabey ſtand. Sie nahm meinen Platz faſt ohne das geringſte Gegencompliment ein; das fuhr mir ſchon etwas vor die Stirn: hierauf ſprach ſie mit einem gewiſſen Ton von Affection und Gefälligkeit von dem Lande und der Zeit mit mir, die ich dort zugebracht hätte. Es kam mir vor, als ſähe ſie mich für ein kleines Landmädchen an, die ſie in ihren Schutz nehmen wollte: das reitzte mich noch etwas mehr. Nun fuhr ſie fort und ſagte, ſie wäre eine Liebhaberinn der Einfalt und Naivetät, die man auf dem Lande erhielte, und ſetzte hinzu, mein Kopfputz wäre von ſehr gutem Geſchmack, wenn gleich nicht nach der neueſten Mode. Das brachte mich ganz auf. Ich antwortete halb zwiſchen den Zähnen, in der Stadt mache man ſich oft dadurch lächerlich, daß man der Mode zu genau folge, und der Tadel falle oft auf den zurück, der ihn anſtelle. Ich weiß nicht, ob ſie mich verſtand, wenigſtens fuhr ſie in einem freundſchaftlichen, gütigen Ton fort: „Ich verſichere Ihnen, Mamſell, Sie thun „recht wohl daran, daß Sie Ihre ſchönen „Haare zeigen, und ſie nicht hinter den groſ

„sen Hüten verstecken, wie man sie jetzt „trägt.„ Meiner Meinung nach war das nichts als eine Spötterey, daß ich keinen modischen Hut aufhätte, und so, glaubte ich, wäre mirs erlaubt, sie zu persifliren, ja ich wäre mirs so gar schuldig, es zu thun.

Diese Madam v. Miolan ist nicht mehr jung, ein wenig stark, blond, gar nicht hübsch, hat ein rundes, rothes, ein bischen aufgedunsenes Gesicht. Sie trug einen durchsichtigen, hellblauen Hut, weit aus dem Gesichte, der ihr gar nicht sonderlich stand. Ich war für Zorn vielleicht röther, als sie, und dankte ihr mit einem sehr pikirten Tone für ihr Lob. Ich bewunderte ihren Kopfputz, ich bat sie um Erlaubniß, ihn zum Muster nehmen zu dürfen, ich versicherte, das Durchsichtige stände ihr gar vortreflich, sie müßte große Stücke darauf halten. Es kam jemand, der mit ihr sprach, und unsere Unterredung wurde unterbrochen. Sie entfernte sich, indem sie mich mit einer Miene voll Erstaunen betrachtete, die mich wirklich in Verlegenheit setzte. Demohngeachtet würde ich in diesem ironischen

Tone fortgefahren haben, und ich konnte mich nicht enthalten, meiner Nachbarinn, die ich ein wenig kannte, zu sagen: „Finden „Sie nicht, daß Mad. v. Miolan mit ihr„rem himmelblauen Hute der Venus beym „Untergang der Sonne gleicht?„ Sie antwortete mir mit einer sehr ernsthaften Miene, ohne sich irre machen zu lassen, und indem sie mit dem Fächer spielte, Mad. v. Miolan wäre eine sehr liebenswürdige, vortrefliche Frau. Nun reute es mich fast, was ich gesagt hatte, und mein Verdruß wurde noch größer, als mein Vater, den ich alles anvertraue, mir sagte, diese Mad. v. Miolan wäre eine von seinen Bekannten, die er sehr schätze, und der er manche Verbindlichkeit habe. Ich bin also in der demüthigenden Lage, einen Fehler gut machen zu müssen. Man hält mich ganz gewiß für ein böses Geschöpf, und es ist nicht leicht, sich aus diesem Verdacht zu bringen. Was für Vorwürfe hab' ich mir nicht darüber gemacht! Ich glaube, meine Beste, es fehlt mir an dem, was man Weltbrauch nennt, gern möcht' ich mir ihn erwerben, ich weiß aber

nicht, wen ich mir zum Muster nehmen soll. An allen Personen um mich her sehe ich nichts als Zuversichtlichkeit, und in mir nichts, als Furchtsamkeit. Ich sehe, daß eine gewisse Manier, Aufsehen zu erregen, leere Worte zu sagen und Niemand anzuhören, großes Glück macht. Ich will mich überreden, man mache es immer recht, wenn man's so macht, wie andere Leute. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie machen Sie es? ich würde viel besser dran seyn, wenn ich Ihre Meinung erfahren könnte.

Ein paarmal habe ich außer dem Hause gegessen: ich habe Pracht, Ceremonieen, nirgend aber Vergnügen gefunden. Und doch mußte gewiß welches da seyn, denn man sprach davon, und alles war so schön, so gut eingerichtet. Mein Vater hunzt mich aus, daß ich mich nicht aufs Loben, aufs Bewundern verstünde. Meine Aeltern, die ich gewöhnlich begleite, sind immer zufrieden. Daß ich es nicht eben nicht so sehr bin, als sie, daß ich statt dessen Langeweile und Ermüdung fühle, kömmt ohne Zweifel daher, daß ich noch nicht weiß, worinn eigentlich

das gesellschaftliche Vergnügen besteht. Ich stand in dem Wahne, man bäte seine Freunde nie blos aus Eitelkeit zusammen; die Sucht sich zu zeigen mische sich nicht in das Vergnügen, sie bey sich zu sehen; das Vergnügen, mit ihnen beysammen zu seyn, wäre immer Veranlassung zur Fröhlichkeit, und da hab' ich Soupers gesehen, so schön, und so langweilig, daß nichts drüber geht! Weder unser Vermögen, noch der Character meiner Aeltern erlaubt es, uns etwas auf Luxus und Verschwendung zu Gute zu thun, und so habe ich auch niemals den Reitz und die Annehmlichkeiten davon einsehen lernen. Wollte ich alles sagen, was ich hierüber denke, so würde man mich vielleicht für sehr neu, für einen sehr eingeschränkten Kopf halten. Aber nur Geduld, meine Liebe, ich will mich schon machen, das verspreche ich Ihnen. Hören Sie nur, was vielleicht etwas dazu beytragen kann.

Vor ein paar Tagen ging ich auf einen Ball, wo ich Sie denn gern vorher über meinen Putz zu Rathe gezogen hätte. Es war keine Kleinigkeit für mich: ich kannte

die neuen Moden noch sehr wenig, ich fürchte sie, und traue meinem Geschmack nicht. In bloßen Haaren zu erscheinen, dafür nahm ich mich wohl in Acht. Eben so wenig Lust aber hatte ich, einen von den großen Hüten zu wählen, die sich, meiner Meinung nach, besser aufs Land als auf den Ball schicken, und doch mußt' ich mich entschließen. Ich nahm einen von weissem Flor. Ich garnirte ihn mit sehr niedlichen künstlichen Blumen mit Moos untermischt. Mein Kleid war auch weiß in Bogen aufgeschlagen, und mit Röschen besetzt. Ein großes Rosenbuket hatte ich vorgesteckt. Ich glaubte ziemlich geschmackvoll gekleidet zu seyn, meine Mutter dachte eben so, und ich ging mit ziemlicher Zuversicht auf die Fete. Beym Eintritt war ich ein bischen scheu und furchtsam, die Art aber, wie man mich empfing, änderte die Sache bald. Ich vernahm ein gewisses Geräusch, das der Eigenliebe nicht entgeht, auch wenn man's noch nie gehört hat. Die Männer erkundigten sich sehr angelegentlich, wer ich wäre: die Weiber betrachteten mich mit einem gewissen Blick, der

mir gar nicht unangenehm war, so wenig er mir auch ihren Beyfall versprach. Bescheiden machte ich keine Ansprüche, als auf Amüsement, ich hatte mich von der Maxime überzeugt, daß, wer Vergnügen sucht, sich bisweilen überreden muß, es zu haben, und in der Wahl dessen, das ihm aufstößt, nicht zu ekel seyn darf. Ich tanzte mit allen, die mich haben mochten; ich schmeichelte allen Weibern, ich wollte lustig seyn, und die Lust kam. Ich war sehr zufrieden, und wer weiß, ob nicht gar im Begriff, eitel zu werden.

In der Pause zwischen einem Contretanz sprach ein gewisser Mensch mit mir, und sagte mir Dinge vor, die man recht gern entbehrt, und worauf man doch antworten muß. Hinter mir bemerkte ich eine andre Mannsperson mit einer Dame, die zusammen sprachen, indem sie auf mich sahen. Sie glaubten, ich sähe sie nicht, und wäre ganz bey meinem Gespräch. Ich hörte nicht, was der Herr der Dame ins Ohr sagte, von der Antwort aber verlor ich nicht ein Wort. „Gewiß, sagte sie, ist es ein Landmädchen,

„ſie hat ja eine ganze Wieſe auf dem „Kopf — oder, antwortete man ihr, oder „eine Wald-Nymphe; ſie hat ganze Büſche „auf ihrem Kleide, und einen Baum an der „Seite.„ Ich ſah die Perſonen nicht an, ich wurde roth, und dieſe kleine Demüthigung wirkte auf meinen ganzen Anſtand. Derjenige, der mit mir ſprach, bildete ſich ein, es wäre die Wirkung von dem, was er mir ſagte, und hielt ſich für verbunden, die Doſis ſeiner Galanterieen zu verdoppeln. Ich änderte meinen Platz, um mich nach den Namen der Perſonen zu erkundigen, die ſich auf meine Koſten luſtig gemacht hatten, und die ich nicht kannte. Man ſagte mir, ſie gälten für Leute von Verſtand, es wären ſehr angenehme Perſonen, die des Balls wegen von B*** gekommen wären, und morgen wieder zurückgingen. Ich brannte für Verlangen, ſie kennen zu lernen, mit ihnen zu ſprechen, und auf irgend eine Art Rache zu nehmen. Zum Unglück konnte ich nicht an ſie kommen, und ihre Einfälle blieben mir auf dem Herzen. Der Hut wurde mir ſchwer, und es war mir, als trüge ich

wirklich eine Wiese auf dem Kopfe. Nach und nach warf ich die Hälfte meines Bukets weg. Unterdessen war der Mensch, mit dem ich die Unterhaltung angefangen hatte, mir nicht von der Seite gegangen; er sprach weiter mit mir, und verfolgte seine Idee. Ich mochte betheuern, wie ich wollte, ich hätte kein Wort von allen seinen Reden verstanden: er nahms ein für allemal für eine bloße Ausflucht, und ließ nicht ab, mich mit seinen Schmeicheleyen und den Betheuerungen seiner Gefühle zu verfolgen. In diesem Augenblick begegnete ich den Blicken der Mamsell Mirfort, die sich mit Hrn. v. Marville zu unterhalten schien, mit dem ich zwey oder dreymal getanzt hatte. Der Ball wurde mir unerträglich, und ich entfernte mich weit eher, als ich mir vorgenommen hatte. So bald ich in mein Zimmer trat, nahm ich geschwind meinen Hut ab, und suchte die vorgebliche Wiese, die mir nicht auf dem Kopfe gekommen war. Ich fand das Moos, und die kleinen Blumen, wie ich sie angebracht hatte, sehr artig. Auch an meinem übrigen Anzug konnte ich

nichts lächerliches sehen: ich that endlich den Ausspruch, die guten Leute, die kritisirt hätten, müßten einen sehr schlechten Geschmack haben, und da sie aus einer deutschen Stadt waren, so gab ich ihn nun der ganzen Nation Schuld. Demohngeachtet konnte ich den Tadel nicht vergessen, und so gar im Schlummer hörte ich die Wörter Wiese und Büsche. Die Lobeserhebungen, die so viel andere Personen meinem Putze gegeben hatten, waren verschwunden; vergebens wiederhohlte ich mir sie selbst, ein kleiner Scherz hatte alles vernichtet. Im Schlafe ging mirs nicht besser. Ich hatte einen Traum, in dem gleichfalls von der Wiese die Rede war. Ich sah eine große Frau mit majestätischer Taille. Der Schleyer, der sie umwallte, hinderte mich nicht die Schönheit ihrer Züge zu entdecken. Zu ihren Füßen sah man alle Arten von Thieren, die sie zu füttern schien. Mit einer Hand streute sie Saamen, der beym Herabfallen auf die Erde zu Pflanzen und Blumen wurde. Sie zeigte mir eine Wiese mit den frischesten, lebhaftesten Blumen geschmückt, und sagte mir

mit einer ſüßen Stimme, die zum Herzen drang: „Ich gebe dir dieſe Wieſe, die das „Schickſal deines Lebens beſtimmen ſoll. Al„les hängt von der Art ab, mit der du dieſe „Blumen, die ſie verſchönern, genießeſt. „Pflückſt du ſie ohne Mäßigung, ohne Fein„heit, mißbrauchſt du ſie mit der Begierde des „Genuſſes, ſo werden ſie zu Dornen und „Stacheln werden, von denen du dich nicht „wirſt losmachen können. Vernachläßigſt du „ſie, läßt du ſie aus Stolz oder Gleichgültig„keit verwelken, ſo werden ſie Stoppeln und „häßliche Diſteln hervorbringen, und ſind dann „auf immer für dich verloren. Brauche dei„nen Verſtand und deine Einſicht, dieſe Blu„men zu pflegen, und ſie ſo zu brechen, wie „ſie einander folgen, und beſtändig nachzuma„chen. Traue denen nicht, deren Glanz dich „blendet, ſuche vielmehr jene, die ſich bey„ſcheiden unter dem Graſe verbergen; ihr „Geruch iſt immer weit angenehmer.„ Hier ward mein Schlummer unterbrochen, und ich erwachte. Ich entdeckte einen moraliſchen Sinn in dieſem Traum; ich wollte Ihnen

gleich darüber schreiben, er kam mir aber ganz aus den Gedanken.

Doch ich darf Mamsell Wirfort nicht vergessen. Wir empfingen einander mit wirklicher Freundschaft; da ich mir aber eben so wenig etwas aufheften lassen, als die Vertraute zu machen mag, so herrscht ein wenig Zurückhaltung und Ceremoniel zwischen uns, das einem Stillstand in der Vertraulichkeit verursacht hat. Ich kann Ihnen also nichts sagen, als was das öffentliche Gerücht sagt, von dem sie ein Gegenstand worden ist. Man erzählt sich eine Menge besonderer Umstände: allenthalben erscheinen sie zusammen, und wenn Hr. v. Flamecour ein eifriger, geschäftiger Liebhaber ist, so scheint Mamsell Wirfort nicht weniger gärtlich. Man hält die Neigung wenigstens für gegenseitig. Gutdenkende Personen sehen diese Verbindung für so gut als richtig an: man untersucht die Convenienzen, und hat Mühe, sie zu finden, denn auf beyden Seiten ist das Vermögen sehr mäßig, und die Flamecours haben viel Stolz und Ehrgeiz. Man fragt mich bisweilen, wann meine Freundinn sich ver-

hervorthun werde? Man wiederholt das Wort Freundinn so oft, so wenig ich auch jetzt die Miene und das Ansehn haben habe, daß ich mich verbunden glaubte, noch einmal die Pflichten einer Freundinn zu erfüllen. Ich entschloß mich, ihr einen Wink von den Reden, die über sie herumgehen, und von dem üblen Eindruck zu geben, den ihr Betragen auf die Welt macht.

Eines Morgens nahm ich mein Kopfzeug und meinen Mantel, versah mich mit einer sehr schönen Rede, und ging in der Absicht zu ihr, sie an den Mann zu bringen, und ihr die freundschaftlichsten Dinge, so wie ich sie für die nöthigsten fände, zu sagen. Sie schien anfangs entzückt, mich zu sehen, und machte mir die größten Freundschaftsbezeugungen. So wie ich aber auf den Gegenstand meines Besuchs kam, änderte sich ihre Miene und ihr Ton ein wenig. Erst schien sie erstaunt, dann sagte sie mit einem spöttischen Lächeln: „Ja, ich weiß es, man sin„det es wunderbar, daß Hr. v. Clemacone „einigen Antheil an mir nimmt; ich sollte „ihn wohl, wie es scheint, zurückweisen. Ich

„habe bemerkt, daß mehrere mittelmäßige Per„sonen mir diese Verlegenheit abzunehmen „wünschten. Ich weiß, was ich hierinn zu „thun habe, und will das Publikum sich bey„mit ermüden, daß ein Mann mir einigen „Vorzug erzeigt, so kann ich ihm nicht wehren. Ich versichere Ihnen, es thut mir „sehr leid, daß meine Freundinnen Langeweile haben, und nicht auch vorgezogen werden. „Sollten sie in meinen Fall kommen, so werde ich sie gewiß nicht stören; denn in fremden Angelegenheiten ist man immer ein „schlechter Richter.„ Ich wollte ihr verbieten, ich sprächte nur vom äußern Schein, und von einem gewissen Betragen, nach welchem das Publikum seine Urtheile einrichtet: wenn es auf eine Heyrath abgesehen wäre, so müßte man desto mehr das Ansehn einer Intrigue vermeiden. „Einer Intrigue, meine „Liebe? verletzte sie sehr bitter; ich glaube, „niemand kann auf einen solchen Verdacht „gerathen, als wer selbst einer solchen Schritte fähig ist.„ Ich gestund ihr zu, sie hatte Recht, ich umarmte sie, und machte mich hurtig wieder auf den Weg. Ich machte

mir Vorwürfe über meine Albernheit und meinen unbescheidenen Eifer, und nahm mir vor, durch diese Erfahrung über unerbetene Freundschaftsdienste klüger zu werden. Ich wurde überzeugt, daß man, auch um den wichtigsten guten Rath zu geben, wenigstens aufgefordert seyn müsse. Ich fuhr fort, Mamsell Mirfort, ohngefähr auf den Fuß wie vorher, zu sehen, und wir stehen uns so, als hätt' ich ihr keinen Rath gegeben, was denn freylich ein sicherer Beweis unserer guten Gesinnungen ist. Es würde mir schwer fallen, Ihnen alles zu sagen, was ich von dieser Heyrath denke, und was unsere Vermuthungen hierüber sind. Es ist besser, man schweigt, als daß man sich betrügt.

Hr. v. Flamacour ist nichts weniger, als ein liebenswürdiger Mann; er hat wenig Geist und Annehmlichkeiten, und nach allem, was ich von ihm weiß, scheint er mir sehr überzeugt, daß er verdiene geliebt zu werden, und daß er es sehr natürlich findet, wenn es geschieht. Er gibt sich nur wenig Mühe zu gefallen, und scheint zu glauben, es sey ihm allenthalben gelungen. Als ein gewiß

senhafter Beobachter der gesellschaftlichen Gebräuche bildet er sich ein, das wäre es, was den Mann von Stande charakterisire, und man besitze Talente genug, wenn man die Neuigkeit des Tages weiß, das Räthsel im Merkur errathen und die Modeschrift beurtheilen kann, ohne sie gelesen zu haben. Ich möchte daraus nicht auf die Dauer seiner Gesinnungen gegen Mamsell Mirfort schließen, so viel höre ich indeß, daß seine Familie mit den Gesprächen über diese Heyrath sehr unzufrieden ist, und das verdrüßt mich im Namen meiner Freundinn — Doch, meine Liebe, statt Ihnen von den Eroberungen anderer zu erzählen, könnte ich mich mit meinen eigenen groß machen, und ich begreife nicht, wie mir das so spät einfällt. Vielleicht wird man auch davon sprechen, indessen bin ich gar nicht in Verlegenheit. Ich bin ganz ruhig, und Sie mögen daraus schließen, was Ihnen beliebt.

Wir haben schon von Hrn. v. Marville gesprochen. Er fährt so fort, wie er auf dem Lande angefangen hat. Dreymal gab er mir die Hand; dreymal tanzte er mit mir;

dreymal ſah ich ihm das Verlangen an, das er hatte, mir etwas zu ſagen; dreymal ſtammelte er, wenn er mir antworten wollte, und ſehr oft war er meiner Meinung. Sind das nicht die ächten Kennzeichen von dem Anfang einer Leidenſchaft? und darf ich nach dieſem noch an dem Eindruck zweifeln, den ich gemacht habe? Dieſer Hr. v. Marville, den Sie kennen, verdoppelt hier ſeine Eleganz: er iſt immer muſterhaft gepudert und friſirt, hat immer die ſchönſten Manſchetten, trägt zwey Uhren mit großen ſchönen Ketten, die ein mächtiges Geräuſch machen, führt ſein Rohr mit aller möglichen Grazie, ſein Schnupftuch verbreitet einen köſtlichen Wohlgeruch, er ſpricht von allem, und beſchäftigt ſich mit nichts. Er ſagt die artigſten Dinge von der Welt, alles in Wortſpielen. Seine Unterhaltung iſt eine Reihe von Tönen, die das Ohr füllen; kurz, meine Beſte, er iſt ein allerliebſter Mann; eine Eroberung, auf die ein junges Mädchen ſtolz ſeyn kann. Noch habe ich meine Eitelkeit nicht recht zu Rathe gezogen: vors erſte will ich ſehen, ob ich nicht Eiferſüchtige ma-

chen kann, dann, ob er Nebenbuhler hat — es ſollte mir leid thun, wenn er der einzige wäre — dann, wie ich nun die Umſtände finde, will ich ihn mehr oder weniger mißhandeln, und ſo, daß er nicht weiß, was er glauben, und die andern nicht wiſſen, was ſie denken ſollen. Die Hauptſache iſt, mich dabey zu amüſiren und darüber zu lachen, das iſt alles, was ich davon haben mag. Allein ich ſehe, daß Sie nicht mit mir zufrieden ſind; Ihre Vernunft verdammt mich. Sie wünſchen, ich möchte eine ernſthaftere, geſetztere Denkungsart haben, und ſchon haben Sie Luſt, mich nach ſeinem Vermögen, ſeinem Charakter und den übrigen Convenienzen zu fragen. Alles iſt für ihn, meine Beſte, aber das kümmert mich wenig, wird mich nie kümmern. Nie bin ich weniger aufgelegt geweſen, meinem Syſtem zu entſagen; ich bin glücklich, bin zufrieden, ich mag keinen Einſchnitt in mein Leben: es geht ſo gut, und Hr. v. Marville ſoll es nicht aus ſeiner Ordnung bringen. Er ſucht mit Bedacht Gelegenheiten, von Ihnen zu ſprechen, er ſcherzt über unſere Freundſchaft, und macht

meiner Freundinn Lobeserhebungen. Er möchte sie recht genau kennen, er wünscht, sie wäre hier. Was kann er darunter haben? Und wirklich, ich weiß nicht, warum ich Ihnen davon vorschwatze; das Bedürfniß und die Gewohnheit, Ihnen alles zu sagen, mag wohl Schuld daran seyn. Legen Sie weiter nichts auf diese Confidence, ich bitte Sie.

Man spricht von der Errichtung eines Gesellschaftstheaters. Madam v. Tanings betreibt die ganze Sache, und will ihr Haus zum Theater hergeben. Wir werden eine gut zusammenpassende Truppe machen, es wird eine vollkommene Einigkeit herrschen, man wird sich ganz unvergleichlich verstehen, vorzüglich wird sie aus lauter Freundinnen und guten Freunden bestehen. Die Weiber schreyen überlaut nach dem Hrn. v. St. Ange, von dem ich einigemal habe reden hören. Sie sagen, er wäre ein vortreflicher Acteur, er verstünde das Theater, und läse und spielte die Komödie meisterhaft. Er hat die besten Schauspieler in Paris gesehen. Man spricht niemals von diesem Mann, ohne ihn zu rühmen. Man lobt seine Figur,

seinen Geist, seinen Charakter, er scheint mit allen Weibern in freundschaftlichen Verbindungen zu stehen, und die Männer widersprechen dem Guten nicht, was diese von ihm sagen. Hr. v. Marville ist sein Freund, er will mir ihn durchaus bekannt machen, und manchmal sagt er, er fürchte sich, daß ich ihn kennen lernen möchte. In der That, ich bin fast neugierig, diesen seltnen Menschen zu sehen, oder besser zu sagen, ich sehe ein Mistrauen in diese allgemeinen Reputationen, die oft nichts als eine Art von Sonderbarkeit zum Grunde haben, die amüsirt, ohne die Eigenliebe der Andern zu beleidigen, und schon bin ich ganz gegen diesen von allen Weibern geliebten Mann eingenommen.

Mamsell Mirfort, die bey allem seyn will, verlangt auch Rollen. Sie bittet, man möchte ein Drama wählen, um eine empfindsame Rolle darinn spielen zu können. Dazu kömmt noch, daß sie alles von andern lernen will, wer ihr aufstößt, soll sie repetiren lassen; ich denke aber, man wird das dem Hrn. v. Flamacour überlassen. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er bey der Trup-

pe seyn wird; da er erwartet, daß man ihn ansprechen soll, so hat man schon eine kleine Cabale gemacht, ihm nichts davon zu sagen. Weiter ist bis jetzt von diesem Projekt, das noch auf schwachen Füßen steht, nichts zur Wirklichkeit gediehen: vielleicht kömmt es auch gar nicht zu Stande. Ich werde mich weder dagegen setzen, noch dazu aufmuntern. Das Vergnügen, in Gesellschaft Komödie zu spielen, ist mir immer ein wenig ängstlich vorgekommen; es erfordert zu viel, und zieht zu viel nach sich. In meinen Augen besteht der Werth des Vergnügens darinn, daß es ohne Mühe entsteht und die Eigenliebe nicht zu sehr interessirt, und hier scheint mirs immer mit all zuviel Vorbereitungen verknüpft. Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber; ich lasse die meinigen fahren, wenn sie nicht Ihren Beyfall haben.

Meine Eltern lassen mir vollkommne Freyheit; oft kömmt mirs vor, als ob mein Vater mich mehr studiere als leite; das beunruhigt mich, und ich mache ihm manchsmal Vorwürfe darüber. Er sagt mir, in vielen Dingen müsse man sich durch Erfah-

rung unterrichten, und Fehler lehrten die Menschen und die Welt besser kennen als Unterweisung. Man sollte fast glauben, er würde es gar nicht ungern sehen, wenn ich Fehler begienge. Da er mein Herz und meinen Charakter gebildet hat, so glaubt er sich darauf stützen zu können, und läßt mir in allen meinen Handlungen unumschränkte Freyheit. Er behauptet, im zwanzigsten Jahre müßte ein Frauenzimmer im Stande seyn, sich und andere zu regieren, und will nicht, daß seine Tochter, auf deren Erziehung er so viel Mühe verwendet hat, ihn von diesem Gedanken abwendig machen soll. Ich erstaune oft über diese gute Meinung, die er von den Weibern hat. Wo wären denn ihre Mittel zur Herrschaft; sie, die so wenig Kraft haben! Es ist wahr, diese Idee meines Vaters bleibt sich nicht immer ganz gleich, und gewöhnlich betrachtet er die Weiber als sehr schwache Wesen. O, meine liebste Freundinn, es ist ein großes Vergnügen für mich, mit meinem Vater zu plaudern, und zu räsonniren. Ich setze ein gänzliches Zutrau-

en in ihn, er ist ein zärtlicher Freund, mit dem ich denke, der mich beichtet und meine Ideen bestreitet, ohne mir die Last des väterlichen Ansehens fühlen zu lassen. Bey ihm finde ich die Heiterkeit und Ruhe wieder, die die kleinlichen Plane der Eigenliebe, und unsre Lieblingswünsche uns bisweilen rauben. Man ist oft mit sich selbst, und noch mehr mit andern unzufrieden, durch die Vorstellungen eines kaltblütigen Freundes aber versöhnt man sich mit der ganzen Welt wieder. Sagen Sie mir, bemerken Sie eben diese Empfindungen an sich? ich wünschte es zur Ehre meines Charakters und meines Gefühls. Sie sprechen gegen mich auf eine so sorglose Art von sich selbst, ja, Sie scheinen sich selbst so wenig mit sich zu beschäftigen, daß ich Ihnen billig nicht so viel von mir sagen sollte. Ich schmeichle mir mit der Hofnung, Sie für alles zu interessiren, was ich thue, und das Verlangen verläßt mich nicht, mich mit alle dem zu beschäftigen, was Sie thun. Ich sehe, daß Sie mit Ihrer Einfalt, mit Ihrer Ruhe in dem Laufe des Lebens glücklich sind; und gern möchte ich

Ihnen zeigen, daß ich es, mit meiner Art zu denken und zu empfinden, nicht weniger bin. Ich denke, wir werden es beyde immer seyn, obgleich unsere Ideen und Charaktere etwas verschieden sind. Mein Glück läßt sich ohne das Ihrige nicht denken, und dann gar nicht, wenn Sie mich nicht fast eben so sehr lieben, als ich Sie liebe. Leben Sie wohl, meine Theuerste.

Funfzehnter Brief.

Laura an Sophie.

Endlich meine Liebe, sagen Sie mir doch auch etwas von sich. Ich versichere Ihnen, ich sehe das als den ersten Beweis Ihrer Freundschaft an. Bis jetzt mußte ich mich begnügen, Sie zu errathen, und Ihre Handlungen nach dem zu beurtheilen, was ich von Ihrem Charakter wußte. Sie werden gestehen, daß ichs Ihnen nicht sehr sauer mache, ich lasse Ihrem Scharfsinn nichts übrig, ich sage Ihnen alles. Sie haben mich wegen der Meinung, die Sie von mir fassen konnten, besorgt gemacht, ich beruhige mich dadurch, daß ich Ihnen gestehe, was ich denke, und sage, was ich thue. Sie beschuldigen mich der Sonderbarkeit, und ich gehe doch gewiß nicht darauf aus. Eben so wenig möchte ich freylich mit dem großen Haufen der Weiber vermengt werden, und da bin ich denn sehr verlegen, was ich eigentlich seyn möchte? Ich wage keine entscheidende Erklärung mehr; Sie beurtheilen mich

zu streng. Aus dem, was Sie mir sagen, liebste Freundinn, sehe ich wohl, daß die Welt allenthalben dieselbe ist, daß man allenthalben ohngefehr dasselbe Leben führt, und daß, wenn es auch einige Verschiedenheit in den Stunden, doch gewiß nicht in den Beschäftigungen selbst gibt. Allenthalben macht der Müßiggang die Gesellschaft zum Bedürfniß, und hat man nur seinen Müßiggang mit dem Müßiggang der andern zusammengebracht, so bildet man sich schon ein, etwas gethan zu haben. Ist das nicht eine wichtige Bemerkung, die ich da mache? Dieses Bemerken ist eine Gewohnheit, eine Anlage, oder ein Fehler, wenn Sie wollen, den ich mir bey meinem Vater angewöhne. Ich rede mit ihm, wie ich Ihnen schreibe, das bringt uns denn auf Untersuchungen und Bemerkungen. Nicht immer bin ich damit zufrieden; was mich aber am meisten aus meinem Concept bringt, sind gewisse Wahrheiten, von denen ich lieber wollte, sie wären gar nicht da, und denen ich mich nicht unterwerfen mag. Mein Vater hat eine Philosophie und eine Vernunft, die die artig-

ſten Phantaſieen verderben. Immer raubt er mir dieſe oder jene Täuſchung, doch ſtehle ich mich ins Geheim zurück, und treffe immer Geſellſchaft an, deren ich mich nicht zu ſchämen habe. Sie bringen in Ihre Lebensart eine Simplicität, die Sie ſo nah bey der Vernunft erhält, daß Ihre Ideen ſich nie von ihr verlaufen. Ihre Eigenliebe, Ihr Gefühl machen ſich nur mit weſentlichen Sachen, nicht mit unbedeutenden Nebendingen zu ſchaffen. Sie bringen ſo wenig Anſprüche mit ſich in die Geſellſchaft, daß die der andern ſich ſehr wohl dabey befinden. Dabey verlieren Sie aber nichts, meine Liebe: am Ende findet ſichs doch, daß Sie es ſind, die man liebt, an die man ſich attaſchirt. Die andern werden bemerkt, Sie werden geſucht. Bey Geſchwätzen und Tändeleyen der Mode wird man Sie nicht erwähnen, Ihr Lob aber wird in Aller Herzen ſeyn. O möchten Sie doch nicht alles das dem Glück eines Einzigen aufopfern! Ich ahnde es, Jemand wird zwiſchen meine Freundinn und mich treten; Ihr Verſtand wird Sie verleiten, ſich allen Pflichten des Lebens, als einer natürlichen

Folge der Menschheit, zu widmen. Wenn das geschehen soll, so sagen Sie mirs wenigstens ein bischen vorher, ich möchte gern alle Nüancen der Empfindungen, die Ihr Herz erfahren wird, und den Genuß, den der Verstand erlaubt, kennen lernen. Und das, bilde ich mir ein, können Sie mir allein sagen. Sie sprechen von allen Personen, die Sie sehen, so überein, daß ich nichts unterscheiden kann. Sind denn Ihre Neigungen gegen Jedermann sich gleich? Sollten wir wohl gar beyde auf verschiedenen Wegen nach Einem Ziele gehen? Ich wage nicht, mich dessen zu schmeicheln; ich vermuthe diesen Winter eine Begebenheit, die Ihre Lage verändert; ich zittere dafür, ich mag nicht daran denken.

Ich hatte wohl Recht, meine Liebe, mit meinem Mistrauen in den schönen Ruf dieses Hrn. v. St. Ange, von dem ich bisweilen hatte sprechen hören. Ich lerne täglich mistrauischer gegen alles werden, was man sagt, und vorzüglich gegen die Urtheile, die man über die Leute fällt. Dieser Hr. v. St. Ange, den man für so liebenswürdig aus-

gibt, der so viel Vorzüge und Tugenden besitzen soll, ist, in meinen Augen, nur ein sehr gewöhnlicher Mensch. Es ist wahr, seine Figur hat etwas Edles, seine Physiognomie Ausdruck und Feinheit, seine Stimme ist angenehm, sanft und rührend: das übrige habe ich nicht genau untersucht. Vor einiger Zeit fand ich ihn bey Madam v. Cleri, der ich eine Staatsvisite machte. Ich wußte nicht, wer es war, und da er eine sehr gleichgültige, zerstreute Miene hatte, so gab ich auch wenig Acht auf ihn. Er war so gütig, ein paarmal zu lächeln, das machte mich eher noch ernsthafter. Ich unterhielt mich blos mit Madam v, Cleri, und da sein fremdes Wesen und seine übermüthige Unachtsamkeit mich incommodirte, so machte ich meinen Besuch sehr kurz. Ich erlaubte mir nicht die geringste Neugier, und würde seinen Nahmen noch nicht wissen, hätte er nicht vor ein paar Tagen einen sehr angenehmen Abend gestört, den wir bey Madam v. Taninge zubrachten. Die Gesellschaft war klein, wir hatten den Thee mit sehr guter Laune getrunken, und berath-

ſchlagten uns eben, ob wir Wiſt ſpielen, oder eine Lectüre vornehmen wollten. Hr. v. Marville, der dieſen Abend von ohngefehr ziemlich angenehm war, ſuchte die Sache zu Jedermanns Zufriedenheit einzurichten, und man wollte eben an den Spieltiſch gehen, als ſich auf einmal Hr. v. St. Ange melden ließ. Alle Frauenzimmer ſagten ſich vom Spiel los, und ſo wie er herein trat, hatte ihm jede etwas zu ſagen und zu fragen. Er kam vom Lande, die Witterung war ſchlecht geweſen, man war ſeiner Geſundheit wegen beſorgt, man wollte wiſſen, was er gemacht habe, was er machen werde? Man kann ſich für einen Bruder, für ſeinen beſten Freund nicht mehr intereſſiren. Alles das nahm er mit einer Ruhe an, die die Aeußerungen der Freundſchaft nur zu verdoppeln ſchien. Ich ſah ſtillſchweigend und lächelnd zu. Ich hatte ſchon zu mir geſagt: und das iſt es Alles? und ſagte es noch, als während einer gleichgültigen Unterhaltung, die ganz an Hrn. v. St. Ange gerichtet war, Hr. v. Marville ſich mir näherte, und mir mit einer zufriedenen Mie-

ne halb laut sagte: „ich will Ihnen meinen „Freund vorstellen.„ Ich verbot es ihm. „Ich bin überzeugt, fuhr er fort, Sie wer„den ihn allerliebst finden.„ Ich versicherte ihm, das wäre weit gefehlt; ich wäre keine Freundinn von neuen Bekanntschaften, am allerwenigsten hätte ich Lust, diese zu machen. „Ah, versetzte er, Sie sind eingenommen, „Mamsell, Sie werden aber Ihre Meinung „ändern.„ Ich nahm mir fest vor, sie nicht zu ändern. Ich zog mich aus der Unterredung zurück, und mochte keinen Theil daran nehmen; ich wollte hören und urtheilen. Hr. v. St. Ange sah kaum nach mir hin. Er dachte ohne Zweifel, ein Mädchen, das so wenig Verlangen bezeige, ihn zu hören, und kennen zu lernen, verdiene seine Aufmerksamkeit nicht. Man unterhielt sich von verschiedenen Gegenständen, und vorzüglich von der Komödie, die man spielen wollte. Ich gestehe, er sprach über alle diese Dinge sehr angenehm, er verrieth Geschmack und Verstand, alles aber auf eine so kalte, gleichgültige Art, als ob er nicht den geringsten Werth darauf lege. Bey alle dem veranlaß

te das, was er sagte, Gedanken und Munterkeit: in seiner Gesellschaft schien Jedermann mehr Geist zu haben, man war mehr bey dem, was man sprach und hörte. Die Gegenstände waren wichtiger, wurden mehr entwickelt, und man dachte weder ans Spiel, noch ans Lesen. Es ist sonderbar, daß Ein Mann so viel Einfluß auf die Gesellschaft haben kann. Er ging endlich hinweg, und man beschäftigte sich noch mit ihm. Er wohnt hier bey einer Schwester, die er verheyrathet hat, hält sich aber viel auf einem ziemlich entlegenen Landgute auf, das ihn seit einiger Zeit sehr beschäftigt. Das sonderbarste für mich war, daß alle Frauenzimmer, die da waren, einen gleich großen Antheil an ihm zu nehmen schienen. Es ist wahr, man erzählte einige Züge von Menschlichkeit und Edelmuth von ihm, die alle Achtung verdienten, aber welche Nothwendigkeit für alle diese Frauenzimmer, so viel Freundschaft für ihn an den Tag zu legen? Man dringt in ihn, eine Rolle zu nehmen, er kehrt aber auf sein Gut zurück, und ich zweifle, daß man ihn wiedersehen wird. Gewiß hat er

nicht die beste Meinung von mir; doch, das ist mir schon recht. Zweymal habe ich ihn nun gesehen, und er hat mich nicht Eines Wortes gewürdigt. Es ist mir sehr gleichgültig, und ich habe große Lust, darüber zu lachen. Was mich mehr interessirt, ist die Bekanntschaft zweyer Engländer, mit denen wir auf einmal durch einen sonderbaren Zufall in Verbindung gekommen sind.

Ich erinnere mich nicht, ob Sie bey Ihrem Aufenthalte in unserm Hause von einem Anverwandten, den wir in England haben, reden hören. Mein Vater hatte eine Tante, die sich dort verheyrathete. Sie bekam eine Tochter, diese Tochter einen Sohn, der den Namen Oldcomb führt, und allein noch von der Familie am Leben ist. Wir sind seine nächsten Verwandten; er lebt auf einem Gute einige Meilen von York. Mein Vater hat ihm sonst geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Alle Schritte, die er that, mit ihm in Verbindung zu kommen, waren fruchtlos, und er dachte schon längst nicht mehr daran. Vorgestern meldete man zwey Engländer, die meinen Vater sprechen

wollten. Wir waren ganz erstaunt. Sie traten herein, und der älteste von ihnen sagte, er käme von Seiten des Hrn. v. Oldcomb, der ihm ausdrücklich aufgetragen habe, sich nach seinen Anverwandten v. Germosan zu erkundigen; er wünsche, so viel als möglich, alles zu erfahren, was sie betreffe, und ihre Portraits zu erhalten. Hierauf hohlte er ein Papier aus seiner Brieftasche, das er uns auf englisch verlas. Mein Vater weiß englisch genug, um den Inhalt davon zu verstehen. Es hieß ohngefehr so:

„Ich bitte meinen Freund, Hrn. Allwell, sich auf seiner Reise in die Schweitz „nach meinen Verwandten v. Germosan, „die in Yverdon wohnen, zu erkundigen. „Ich bitte ihn, sie zu besuchen, und mir alles mitzutheilen, was er von ihnen erfahren wird. Vorzüglich gebe ich ihm den „Auftrag, ihre Portraits machen zu lassen, „das vom Vater, von der Mutter und Tochter. Er wird so gut seyn, mir dieselben „so bald als möglich zukommen zu lassen, „und sie an die Herren Atkins und Comp.

„in London zu addreſſiren. Ich hoffe, „mein Freund Allwell wird mir dieſen Beweis ſeiner Freundſchaft nicht verweigern. „Ich bin der Seinige.„

Oldcomb.

Dieſer Auftrag kam uns ganz ſonderbar von einem Manne vor, der ſich in keine Verbindung mit uns hatte einlaſſen wollen, und wir ſprachen lange darüber. Hr. Allwell ſagte uns, ſein Freund, Hr. Oldcomb, hätte ein wenig Fantaſterey in ſeinem Charakter: er wäre nunmehr acht und funfzig Jahr alt, und wohnte allein auf einem Landgute dreyßig Meilen von York. Dieſes Landhaus wäre ſehr ſchön, er wende aber nicht die geringſte Sorge darauf. Er hätte die Fantaſie, oder vielmehr die Thorheit, alles wachſen zu laſſen, wie es will, nichts beſchneiden oder abhauen zu laſſen, weder Gras, noch Baum, noch Strauch. Es wären ſonſt Obſtgärten und Pflanzungen da geweſen, die man ganz ungeſtört fortwachſen laſſen, ſo daß das Haus jetzt in einer Art von dichtem Buſchwerk liegt, durch das

man sich mit Mühe hindurch arbeiten muß. Hr. Oldcomb mag keinen Garten haben, er ißt kein Gemüse, als solches, das von selbst unter den wilden Kräutern wächst. Man sät und pflanzt nicht bey ihm, die Pferde, die Kühe und die Schafe weiden allenthalben frey, ohne geführt und gehütet zu werden. An verschiedenen Orten gibt es große Schoppen, wo sich diese Thiere nach Gefallen hinmachen können, wo man Milch hohlen kann, wenn man sie braucht, und die Pferde, wenn man sich ihrer bedienen will. Uebrigens liebt er die Gesellschaft; er hat Freunde, die er oft besucht, und man ist sehr angenehm in seinem Hause, wo man immer gut aufgenommen wird. Wenn man ihn über die Art aufzieht, wie er sein Gut hält, so sagt er: sein Wille sey, sich der Natur so viel als möglich zu nähern, und die wahre Weise, die Freyheit zu genießen, wäre, alles in seiner Freyheit zu lassen. Hr. Allwell fügte noch hinzu, dieses Gut, das einen vortreflichen Boden habe, gleiche vollkommen einer neu entdeckten fruchtbaren Insel, wo noch kein Mensch hingekommen wä-

re; dieser Anblick habe etwas Romantisches und Interessantes, das sehr gefalle. Das einzige, wofür Hr. Oldcomb Sorge trägt, ist, sein Gut durch große Gräben und sehr dichte Hecken außerordentlich verschlossen zu halten. Die Pferde, Kühe und Schafe vermehren sich da nach Gefallen, man sorgt blos dafür, die Schoppen den Winter über mit Futter und Stroh zu versehen, und zwey oder drey Domestiken haben das Geschäfte, sie mit allem Nöthigen zu versehen, ohne ihnen den geringsten Zwang anzuthun. Diese Beschreibung belustigte uns sehr, und wir erkundigten uns nach den geringsten Umständen, die unsere Neugier befriedigen konnten. Hr. Oldcomb würde sich gewiß verheyrathet haben, die Frau aber hätte dann freywillig und von selbst in sein Haus kommen, und eine Einsegnung unter freyem Himmel die ganze Ceremonie ausmachen müssen. Er genießt ohngefehr funfzehn hundert bis zwey tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte.

Die Rede kam nun auf die Portraits. Hr. Allwell bat sehr, sie ihm zukommen zu lassen. In der That, meine Liebe, wür-

de es mir nicht zuwider seyn, mein Portrait in diesem Hause der Freyheit zu wissen. Ohne Zweifel wird man weder Rahmen noch Glas darum machen, aus Furcht, es zu geniren. Ich glaube wirklich, ich möchte in Person dort seyn. Wenigstens liebe ich meinen Vetter Oldcomb wie eine Närrinn. Mein Vater ist noch nicht entschlossen, ob er uns mahlen lassen will. Wenn mein Portrait gemacht wird, so will ich schon sorgen, daß man mich recht sehr schmeichelt. Ich liebe die freye Luft, unterdessen will ich englisch lernen. Dieser Vorfall hat uns seit zwey Tagen unaufhörlich im Sinne gelegen. Acht und funfzig Jahre, zwey tausend Pfund Sterling Einkünfte, seine nächsten Erben, unsere Portraits! Alles das hat uns viel zu denken gegeben. Es ist ein Mahler hier, der sehr gut trift. Ich dringe in meinen Vater. Hr. Allwell und Hr. Iberton, sein Freund oder sein Zögling, kommen heute wieder; ich hoffe, man wird sich entschließen, und die Portraits morgen anfangen. Es würde mir großes Vergnügen machen, meine Mutter gemahlt zu sehen; sie hat eine so

schöne Physiognomie! Sie ist auch der Meinung, die Portraits machen zu lassen.

Seit einigen Tagen habe ich von Mamsell Mirfort, nichts gesehen noch gehört. Ich schickte zu ihr, man sagte mir, sie wäre krank. Ich verlasse meinen Brief, um mich anzuziehen und diesen Nachmittag hinzugehen; ich will auch beym Mahler einsprechen. Wenn ich die beyden Engländer empfangen habe, will ich meinen Brief schließen. Adieu, meine Liebe, bis für diesen Abend.

Die Bekanntschaft, an der mir so wenig gelegen war, habe ich doch nicht vermeiden können; ich mußte sie wider meinen Willen machen. Uebrigens bereue ichs eben nicht. Ich war vielleicht ungerecht gegen diesen Hrn. v. St. Ange; sein Ansehn, glaubte ich, wäre, wie's bey so vielen andern der Fall ist, erschlichen. Er ist aber wirklich ein ganz angenehmer Mann. Er war mit Hrn. v. Marville bey Mamsell Mirfort: anfangs wars mir sehr zuwider, diese Gesellschaft zu finden. Mamsell Mirfort hatte sich in ihre Nachthaube gehüllt, und sprach wenig: ich sah mich also genöthigt, allein

das Wort zu führen. Hr. v. St. Ange machte die Unterhaltung sehr angenehm und munter. Er war weniger zerstreut, bezeigte gegen Jedermann viel Aufmerksamkeit, und war höflich und bescheiden. Die geringsten Gegenstände der Unterhaltung wußte er durch Witz, Munterkeit und Interesse zu erheben, und anziehend zu machen. Er scherzte über die Bekanntschaften, die ich nicht machen möchte; Hr. v. Marville muß ihm also das hinterbracht haben, was ich über ihn hatte fallen lassen. So wie Hr. v. St. Ange artiger und aufgeräumter ward, ward Hr. v. Marville ernsthafter, und nahm bald nur durch einsylbige Worte Theil an der Unterhaltung. Der Vater der Mamsell Mirfort, der einen Augenblick nach meiner Ankunft ausgegangen war, kam wieder zurück. Ich ergriff diese Gelegenheit fortzugehen, und Hr. v. Marville wollte mich durchaus begleiten. Er sagte mir eine Menge Sachen, während dem ich durchaus zerstreut war. Und doch mußte ich antworten, von Zeit zu Zeit sagte ich Ja und Nein, was sich aber, wie ich glaube, mehr auf das,

was ich dachte, als was ich hörte, paßte. Ich war ganz erstaunt, als Hr. v. Marville mir beym Abschied sagte: „Wahrhaftig, Mamsell, wenn Sie das denken, was „Sie mir die Güte gehabt haben zu sagen, „so sollen Sie mirs noch einmal wiederhohlen. Auch der kleinste Schimmer ist für „mich schon eine große Hofnung.„ Ich wollte antworten, er war aber schon weit weg. Ich lachte wenigstens so laut, daß ers hören konnte. Ich empfand eine Unruhe, aus der ich nur durch die beyden Engländer gezogen wurde, die ich beym Hereintreten bey meinen Aeltern fand.

Mit den Portraits ists richtig. Der Mahler kömmt morgen früh, und fängt bey meiner Mutter an. Meins wird zuletzt gemacht. Ich denke schon ans Costume. Ich bitte Sie recht sehr, sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Ich muß mich bey diesem Engländer, der die Natur so sehr liebt, wohl in Acht nehmen, die jetzige Modetracht zu wählen, ob es gleich auch in der Natur ist, daß die Weiber sich immer nach der neusten Mode tragen. Doch will ich ihr nur so weit

folgen, als ich glaube, daß mirs steht. Der Haarputz muß ganz simpel und natürlich seyn, ein Hut würde die Stirn und die Augen verstecken, und man muß sich nicht die Miene geben, seine Reitze verstecken zu wollen. Mein Vetter sieht es vielleicht gern, wenn ich meinen Haaren so viel Freyheit lasse, als er seinen Bäumen. Kurz, meine Liebe, ich habe eine große Eigenliebe über mein Portrait: ich wünsche, daß es meinem lieben Verwandten gefallen mag; doch, wer kann wissen, was einem Sonderling gefällt? Die beyden Engländer tranken den Thee bey uns. Hr. Allwell ist ein sehr geschickter Mann. Er ist nicht der besoldete Hofmeister eines schwachköpfigen Zöglings; er ist ein Freund, der den Charakter seines Freundes bey jeder Gelegenheit bildet. Er ist viel gereist, und seine Unterhaltung ist interessant. Er hat sonderbare Ideen über die Gesetze, die Erziehung und die Weiber. Er behauptet, sie attaschirten sich nie anders als aus Eigenliebe. Da ich noch nicht viel über das Attaschement der Weiber nachgedacht habe, so setzten mich seine Ideen eben nicht in Ver-

legenheit. Was ſagen Sie aber dazu, meine Liebe? Die Engländer, dünkt mich, haben eine Art zu räſonniren, die imponirt, und ein gewiſſes Zutrauen einflößt. Dieſe werden wir bey ihrem hieſigen Aufenthalte oft ſehen, und bey Gelegenheit der Portraits kann ich ſie zu meinem Unterricht im Engliſchen benutzen. Leben Sie wohl, meine Beſte; finden Sie ja an allem Spaß, was ich Ihnen ſage, oder ich müßte mirs vorwerfen, daß ich Ihnen alles ſage.

Sechszehnter Brief.

Laura an Sophie.

Ja, meine Liebe, auch diesmal werde ich Sie nur von mir unterhalten. Ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen, oder wenn Sie lieber wollen, eine Begebenheit, ein Abentheuer. Erst lachte ich darüber, dann griff mich's ein wenig an, und jetzt bin ich ganz unruhig über das, was ich gethan habe. Ich fürchte, mich gar nicht gut benommen zu haben. Ich lachte, weil ich mir von gewissen Sachen, die uns Weibern gewöhnlich sehr wichtig sind, nichts als Amusement versprach; ich ließ mirs nahe gehen, weil es eine Art von empfindsamer Eigenliebe gibt, von der man sich nicht immer los machen kann; und wenn ich jetzt in Verlegenheit bin, so ist es nicht über den Entschluß, den ich faßte, sondern weil ich wissen möchte, ob ich das auch gut genug gesagt und gethan habe, was ich sagen und thun wollte. Uebrigens glaube ich, daß man bey Vorfällen des Lebens, die ein gewisses Ver-

nehmen erfordern, sich nur an die Wahrheit zu halten, und mit sich selbst einig zu seyn brauche. Nichts ist mir in dem Fall leichter worden. Der Hr. v. Marville, über den ich mit Ihnen scherzte, und dem ich wenig Aufmerksamkeit zu gönnen entschlossen war; der, können Sie glauben, hat sich damit nicht begnügen wollen. Er hat Ernst aus der Sache gemacht, und sich förmlich verliebt. Er hat alles angewendet, mir zu gefallen; jene Zudringlichkeit, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, jene Höflichkeit, die freylich den Augen Nichts, und dem Gegenstand, den sie betrift, Alles, was man will, sagt. Bald zeigte er eine ehrerbietige Zurückhaltung, eine Furchtsamkeit, die sich wider ihren Willen äußerte, bald Verlegenheit, bald einen geschäftigen Eifer, bald eine Aufmerksamkeit, die auf alles lauerte, was ich sagte und machte, bald eine Geschicklichkeit, alles zu seinem Vortheil zu benutzen. Keine Gelegenheit ließ er vorbeygehn, eine Menge hoher Gefühle auszukramen, die ich auf mich ziehen konnte. Meine Gleichgültigkeit, dachte ich, muß die beste Antwort auf alles

das ſeyn. Die Langeweile, die ich nicht verheimlichte, und die Luſtigkeit, mit der ich alles hinnahm, hatten wenigſtens ganz das Anſehn davon; und ich verbarg meine üble Laune und meine Ungeduld keinen Augenblick, wenn er mich zwingen wollte, ihn anzuhören. Alles das, und die anſtehende Kälte, die ich gegen ihn äuſſerte, konnte ihn nicht abwendig machen; er ging ſeinen Weg fort, ſuchte mit meinen Aeltern in Verbindung zu kommen, und gab ſich Mühe, ihnen bekannt zu werden, und ſich beliebt zu machen. Er ſchien ſehr gern in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, und vertraute ſich meinem Vater, der ein paarmal ernſtlich mit mir von der Sache ſprach. Ich antwortete im Scherz, und bezeigte die gröſte Entfernung. Das dauert nun über zwey Monate, und wirklich, ich könnte es Ihnen nicht umſtändlich erzählen; ich habe alles vergeſſen. Nichts iſt mir an die Seele gekommen, und in gewiſſen Dingen, glaub' ich, iſt Gedächtniß und Empfindung ſo ziemlich einerley.

Ehegeſtern brachte ich den Abend bey Frau v. Clerl zu. Die Geſellſchaft war

zahlreich. Hr. v. St. Ange ließ sich einen Augenblick sehen, als man beym Spiele saß. Man bemerkt ihn leicht an seiner ausgezeichneten Figur. Er trat hinter meinen Stuhl, während ich spielte. Ich weiß nicht, warum ich darüber in eine Art von Verlegenheit und Unruhe gerieth. Ich möchte nicht gern, daß der Mann sich einbildete, ich bewundere ihn, wie alle andern Weiber, und ich möchte es ihm das gern zu verstehen geben. Ich machte zwey große Fehler im Wisk, mein Mitspieler beklagte sich darüber: ich behauptete ganz recht gespielt zu haben. Man wollte Hr. v. St. Ange zum Richter nehmen; ich sagte, ich möchte keinen Richter. Ich glaube, er war selbst ein wenig verlegen; ich hörte nicht, was er im Fortgehen sagte; nur das Wort Stolz, mit einem gleichgültigen Tone ausgesprochen, fiel mir ins Ohr. Wie? ich wäre stolz? Ich glaube von diesem Fehler frey zu seyn, ich halte ihn für ein Laster, und mag ihn nicht an mir haben: schon der bloße Verdacht würde mich sehr kränken. Glauben Sie nicht, daß ich Recht habe? Hr. v. Marville näherte sich in

diesem Augenblick, er schien ernsthafter und mehr, als gewöhnlich, in Gedanken; er spielte nicht, und war immer um mich herum. Zwischen dem, was er mir über das Spiel und den und jenen andern Gegenstand sagte, ließ er einige Worte fallen, die verriethen, er habe einen großen Plan, oder irgend eine wichtige Handlung unternommen, von der er viel erwarte. Ich achtete darauf so wenig, als auf die Art, wie er mich gehen ließ, ohne mir den Arm zu geben, oder mich zu begleiten. Erst nachher fiel mirs wieder ein. Solche Kleinigkeiten, auf die ich oft einen Werth lege, und wogegen meine Freundinnen, wie ich höre, Männer empfindlich sind, entgehen mir immer, und fallen mir niemals auf. Ich habe aller Empfindlichkeit in der Gesellschaft entsagt; ich gehe hin, mit der Absicht mich zu amüsiren, und mit dem Verlangen zu gefallen, ohne zu untersuchen, wie weit mirs gelingt. Ich kam also mit der Ruhe nach Hause, in der gleichgültige Dinge uns gewöhnlich lassen. Da ich den Abend in mein Zimmer komme, sehe ich auf dem Kamin einen kleinen Brief,

der einen artigen Umschlag hat, weit gebrochen und gesiegelt. Ich erkundigte mich, wer ihn gebracht hätte. Man sagte mir, Hr. v. Merveille wäre bey meinen Aeltern gewesen; beym Fortgehen hätte er gebeten, den Brief dahin zu legen, wo ich ihn gefunden habe. Das war mehr als genug, mich auf tausend Vermuthungen zu bringen: ich glaube sogar, ich gerieth ein wenig in Bewegung, so unmöglich mirs wäre, den Grund davon anzugeben. Am Ende war es wohl nichts, als liebe Neugierde, die sich regte. Warum schreibt er mir nach einem Besuch bey meinen Aeltern? Hat er ihnen das versagt, wars über er sich nie bestimmt gegen mich selbst zu erklären wagte? Gibt er mir von ihrer Einwilligung Nachricht? Warum haben sie mir nichts davon gesagt? Hab' ich etwas gethan, das ihn zu einem solchen Schritte veranlassen konnte? — Nicht weniger war ich verlegen, was ich thun sollte? Soll ich den Brief erbrechen? Soll ich antworten? Ist es nicht schicklicher, ihn meinem Vater zu bringen, oder ihn gar zurückzuschicken? Indeß alle diese Ideen mir durch den Kopf

gingen, hielt ich immer den Brief und drehte ihn in der Hand herum. Ich las die Adresse: An Demoiselle Laura von Germosen, zu Hause. Ich untersuchte das Petschaft. Es war ein Liebesgott, der in einen Felsen pickte, mit der Umschrift: Hier werde ich sterben. Der arme Mensch, sagte ich, hat sich viel Mühe gegeben. Kann ich was dafür? Es hat nur an ihm gelegen, meine gänzliche Gleichgültigkeit gegen ihn zu bemerken. Vielleicht aber glauben die Mannspersonen nicht an die Gleichgültigkeit, die sie einflößen, so lange sie schöne Manschetten, zwey Uhren mit großen und schönen Ketten tragen, und immer nach der neuesten Mode gekleidet sind. Seit einiger Zeit hatten sich seine Ansprüche, so wie seine Aufmerksamkeit gegen mich verdoppelt. Indessen kann man doch mit geringen Ansprüchen auf Liebenswürdigkeit ein rechtschaffener Mann seyn, und Hr. v. Marville verdient alle Achtung von einer Person, die er vielleicht aufrichtig liebt, und gegen die er nie etwas anders als das ehrerbietigste Verlangen, ihr zu gefallen, gehabt

fert hat. Den Brief zurückschicken, heißt deutlich zu verstehen geben, daß ich den Inhalt beschlafen habe: ihn meinem Vater bringen, heißt ihn zum Herrn über meine Antwort machen, oder mich wenigstens verdächtig machen, einer bloßen Thorheit Gründe entgegen zu setzen. Warum sollte ich nicht selbst dem Hrn. v. Marville sagen, was ich ihm heute, als sonst Jemand sagen kann? Warum sollte ich ihm nicht geradezu die Wahrheit gestehen? und — hier war das Siegel schon halb erbrochen. Ich hielt inne; ich überlegte, wenn ich den Brief öffne und kennenlerne, so laß' ich mich dadurch in eine Unterhandlung ein, die ich nicht mag, die sich nicht für mich schickt, die gar nicht hätte sollen angefangen werden. Sie glauben nicht, meine Base, wie verlegen so etwas macht! Wenn doch die Mannspersonen, die man nicht lieben kann, sich die Mühe des Schreibens ersparten! Ich nahm mir vor, es ihm ganz trocken ins Gesicht zu sagen, ich gerieth ein wenig in Zorn, und warf den Brief auf den Kamin. Aber, sagte ich mir dann, wenn man gegen einen

Mann aufgebracht seyn, wenn man ihn mis handeln will, so muß man doch wissen, was er sagt — und auf einmal war der Brief wieder in meine Hände gekommen. Gewiß soll er mir zum letztenmale geschrieben haben, und nun — so viel lag mir daran, den Inhalt zu wissen — und nun war das Siegel gebrochen. Zwar rannte mich gleich auf der Stelle wieder, allein der Fehler war einmal begangen, und umsonst wollt' ich ihn doch nicht begangen haben. Hr. v. Marwille ist ein sehr braver Mann; hören Sie nur, wie er mir schreibt.

Mademoiselle!

„Wenn ich Sie von den Empfindungen, „die Sie mir eingeflößt haben, unterhalte, „so sage ich Ihnen, glaub' ich, nichts „Neues. Meine Ehrerbietung und mein „Stillschweigen haben sie Ihnen gewiß hinlänglich zu erkennen gegeben. Sollten Sie „aber dieselben noch nicht bemerkt haben; so „wird auch kein Brief im Stande seyn, Sie „davon zu überzeugen, und ich würde doch „nur schlecht schildern, was über alles

„Ausdruck geht. Ich glaube, daß solche „Empfindungen Ihrer nicht unwerth sind, „und das gibt mir zugleich Muth, Ihnen „ein Geständniß zu thun, und um die Er„laubniß zu bitten, Sie lieben zu dürfen. „Von Ihrem Herzen erwarte ich mein „Schicksal. Möchte es doch gegen Aufrich„tigkeit und Beharrlichkeit nicht unempfind„lich bleiben! Wie glücklich würde ich seyn, „wenn sonst nichts erforderlich wäre, Ih„nen zu gefallen. Die ganze Welt läßt „Ihren Vollkommenheiten Gerechtigkeit „widerfahren, nie aber wird es eine feu„rigere, aufrichtigere Leidenschaft geben, als „die ist, die Sie eingeflößt haben Ih„nen u. s. w.

Marville.

Nicht wahr, meine theuerste Freundinn, das ist, was man eine förmliche Liebeserklärung nennt, und Sie werden einstimmen, daß man nicht mit mehr Feinheit, mit mehr Anstand, fast hätte ich gesagt, mit mehr Tugend schreiben kann. Sicher sind Sie mit diesem Billet vollkommen zufrieden: ich sehe von hier, aus Ihre ernsthafte Miene; ich

höre Ihren Verſtand mir alles ſagen, was Freundſchaft und Theilnahme Ihnen für mich eingeben. Er iſt ein Mann von guter Geburt, hat ein anſtändiges Auskommen und gute Eigenſchaften. Iſt er nicht vollkommen, ſo muß man rechnen, daß Niemand es iſt: hat er Lächerlichkeiten an ſich, ſo werden ſie ſich ſchon mit der Zeit verlieren: hat er nicht alle mögliche Gewandtheit des Geiſtes, ſo kann man für ſeinen Verſtand deſto eher gut ſagen. Kurz, Sie ſuchen und finden alle mögliche Convenienzen; aber, meine liebſte Freundinn, ich liebe die Convenienzen nicht, ich betrachte ſie wie Schlingen, die das Unglück vielleicht erträglich machen, die es aber nicht verhüthen können. Ich ſehe in dem ganzen feinen Billet nichts, als einen Mann, der die Güte haben will, etwas zu lieben; der ſich ein Verdienſt daraus macht, folglich auch Anſprüche darauf gründet, und Rechte zu haben glaube. Er zweifelt nicht, daß ich ſeine ſchönen Empfindungen bemerkt habe, als ob ich ſonſt nichts zu thun hätte, als ſie zu unterſuchen. Ihnen verdanke ich ſeine Achtung, gleich als

ob ich nicht für mich selbst Achtung verdiente. Er rechnet sein Schweigen für etwas an, gleich als ob ich ihn nicht zum Schweigen gebracht haben würde, wenn er hätte reden wollen. Er macht seine Aufrichtigkeit, seine Beherzlichkeit geltend, gleich als ob ich mich darum bekümmerte. Er erwartet sein Schicksal von mir, das heißt, ich soll ihm mein Leben, meine Freyheit, mein Glück anvertrauen, damit er unumschränkt darüber disponiren könne; und das ist nun der Preis der Empfindungen und der Leidenschaft, die ich die Ehre habe, ihm einzuflößen; und das ist es alles, was dieser so feine, so leidenschaftliche Mann fühlen und sagen kann! Wie sie doch immer das Joch der Tyranney zwischen ihrer Unterwürfigkeit durchschimmern lassen! Wie ihre sanften, demüthigen Reden doch immerfort ihre Ansprüche auf unumschränkte Gewalt verrathen. Alles ist für sie, die angenommene Meinung und die Macht, und damit verbinden sie noch Kunstgriffe. O ich will mich schon in Sicherheit setzen. Mein lieber Hr. v. Marville, Sie hätten mir erst gefallen, mich erst fesseln müssen,

ehe Sie von Ihren Empfindungen hätten sprechen sollen. Sie hätten mich blind machen müssen, wenn Sie mich betrügen, und mir Glauben an Sympathie geben müssen, wenn Sie mich verführen wollten. Mit Schmeicheleyen allein ist es nicht gethan. Ich habe freylich Eigenliebe, diese Eigenliebe aber hat nichts mit meinem Herzen zu thun. Sie sind mir Nichts, Sie werden mir nie Etwas seyn, und wären Sie der Phönix unter den Männern. Der Himmel hat mich mit einer Kraft und einer Gleichgültigkeit beschenkt, für die ich ihm täglich danke, und ich werde mich von allen übrigen Weibern zu unterscheiden wissen. Bey alle dem bin ich gegen das Verdienst nicht ungerecht: ich erkenne, daß die Absichten des Hrn. v. Marville die Absichten eines rechtschaffenen Mannes sind. Er strengt alle Kräfte an, mir zu gefallen, er bewarb sich um die Bekanntschaft meiner Aeltern, er bemühte sich, ihnen gefällig zu werden, und wendete sich an mich, als ob er dazu befugt zu seyn glaubte. Seine Bitte beweist, daß er sich nicht große Hofnungen macht, ich muß

ihm also mit aller Schonung, die er verdient, antworten. Mein Herz ist nicht schlecht, ich finde kein Vergnügen, Jemand mehr, als nöthig ist, leiden zu lassen. Nach diesem Grundsatz habe ich meine Antwort an ihn eingerichtet. Und doch stiegen mir noch Zweifel auf. Gern hätte ich meinem Vater alles gesagt; doch schien es mir nachher wieder, als dürfte ich mich wohl in einer Sache, die mich so persönlich anginge, allein bestimmen, und es wäre schon genug, wenn ich ihm nach der Antwort alles mittheilte. Ich schrieb sie ziemlich auf der Flucht hin.

Mein Herr!

„Ich habe Ihr Billet mit der Neugierde „und dem Mistrauen einer Person geöfnet, „die niemals Billete erhält. Durch die Er„kundigungen, die ich einzog, erfuhr ich, „daß es von Ihnen käme, und nun konn„te ich ohne großen Scharfsinn merken, daß „es Sachen enthielte, die eine ganz bestimm„te Antwort forderten, die Ihnen niemand „besser, als ich selbst geben könnte. Diese „Vorsicht glaube ich Ihnen schuldig zu

„seyn, da ich die Feinheit Ihres Betra„gens anerkenne. Das ist der einzige Punkt, „worinn ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen kann; alles übrige hat keinen „Werth für mich, und wird ihn nie haben. „Meine Freyheit, meine Unabhängigkeit ist „mir so theuer, daß ich jeden, der es wag„te, daran zu rühren, hassen und verab„scheuen würde. Sie erwarten Ihr Schick„sal von Jemand, ich erwarte das Meinige „von Niemand: es ist schon ganz auf mein „Lebelang entschieden, und nichts in der Na„tur kann mich auf andere Gedanken bringen. „Ich kann nicht glücklicher seyn, als ich „bin; Verdruß und Langeweile aber „kann man mir leicht machen. Daß Sie „das nicht thun werden, mein Herr, davon „bin ich überzeugt; Sie werden bald aus „Ihrem Irrthum zurückkommen, und ohne andere Ansprüche Ihre freundschaftli„che Verbindungen mit meinen Aeltern fort„setzen. Der gesellschaftliche Umgang verträgt keine Verschiedenheit der Empfindun„gen, und in diesem Fall werden Sie ge„wiß immer Ursache finden, mit denjeni-

„gen zufrieden zu seyn, mit welchen ich die „Ehre habe zu seyn u. s. w.„

Hab' ich meine Denkungsart deutlich genug ausgedrückt? Liegt meine Gleichgültigkeit, mich gelinde auszudrücken, deutlich genug am Tage? Es kostete mir grose Ueberwindung, eh ich die Feder ansetzte: ich wußte nicht, wie ichs angreifen müsse, einem Manne zu schreiben, der Ansprüche macht. Jedes Wort wird wichtig, und man möchte doch gern den Schein haben, als hätte man sich keine Mühe damit gegeben. Das Papier, das unsere Gedanken enthält, wird ein Denkmal: mit Einem Worte, das Schreiben ist für ein Frauenzimmer ein sehr wichtiges Geschäfte. Ich hätt' es nicht gedacht. Ich konnte mirs nicht vergeben, daß ich das Billet erbrochen hatte. Ich sah den Mann im Geist vor mir, wie er mein Billet hinnahm, als wenn er sicher gewesen wäre, eine Antwort zu erhalten; wie er die besten Hofnungen hatte, eh er es öfnete; wie er beym Oefnen und Lesen sich schmeichelte. Seine Eigenliebe wird den Ausdrücken eine

Wendung geben, wie ſie ihr am beſten gefallen: er wird ſie nach ſeinem Belieben anderuten, und einen Sinn darinn finden, der ihm ſchmeichelt. Ich glaube wirklich, er hat gerade, als er las, daß ich meine Denkungsart niemals ändern würde. Wie haſſenswürdig kömmt er mir nicht in dieſem Augenblick vor, dieſer Hr. v. Waerſtite! Ich überlas mein Billet, ich wollte noch einen beiſſenden Zug, der der Verachtung nahe käme, hinzuſetzen. Alles mögliche, ſogar die Orthographie machte mich jetzt zum erſtenmal unruhig. Ich glaubte, er würde allenthalben noch Veranlaſſung zu Zweifeln finden, und ich wünſchte, daß ihn Alles von der größten Gleichgültigkeit überzeugen ſollte. Dieſe Antwort hat mich wirklich unglücklich gemacht. Feſt nahm ich mir vor, nie wieder eine zu geben, und niemals wieder ein Billet zu eröfnen. Alles das erhielt mich bis gegen Morgen munter; kaum ſchlief ich ein paar Stunden. Den folgenden Morgen ging ich, ſo bald mirs möglich war, zu meinem Vater. Ich fand ihn an ſeinem Schreibtiſch bey der Arbeit: ich kniete neben ihn hin,

und überreichte ihm, ohne ein Wort dazu zu sagen, das Billet und die Antwort, so wie ich sie eben fortgeschickt hatte. Er erstaunte über das, was ich that; er durchlief das, was ich ihm gegeben hatte; dann umarmte er mich, und hob mich auf. Ich trat ans Feuer, ließ mich nieder, und fühlte mich in einer Art von Bewegung, die ich nicht beschreiben kann. Ich wollte lachen, ich betrachtete meinen Vater mit Ungeduld und Unruhe. Er las die Papiere zweymal durch, und ging dann die Stube auf und ab, als wenn er nachdächte. Mitunter ließ er einige Worte von sich hören: Hr. v. Marsville :: aber bey alle dem ::: mir kömmt er doch als :: man hätte wenigstens ::: — auf einmal blieb er gerade vor mir stehen, und sagte mit einer Art von Anstrengung: „Wirklich, Mamsell, ich begreife nicht „— ich ging schnell auf ihn zu, und sagte: „Nein, mein Vater, mein guter Vater, „nicht Mamsell; ich bin Ihre Tochter, Ihre zärtliche, gehorsame Tochter.„— „Nun „gut, meine Tochter, fuhr er etwas sanfter „fort; ich finde deine Denkungsart etwas

„sehr sonderbar: du solltest doch nun einmal „anfangen nachzudenken: in deinen Jahren „ist es nicht mehr erlaubt, die Ohren vor „der Stimme der Vernunft zu verstopfen. „Du nimmst einen Geist des Leichtsinns und „der Unabhängigkeit an, der dich nicht glückslich machen wird. Der Beruf des Mädchens ist, Frau zu seyn; und wenn ein „Mann von guter Geburt, von einem ehrlichen Auskommen, von einem empfehlenswürdigen Charakter„ .... „Vater, bester „Vater, hören Sie mich an.„ Ich faßte ihn bey der Hand, wir setzten uns: er in seinen Lehnsessel, ich mich in einen Stuhl neben ihn. Er schien aufgelegt, mich anzuhören. Ich sagte ihm: „Sie lieben Ihre Tochter, „mein Vater; Beweise davon habe ich in jedem Augenblicke meines Lebens erhalten. „Sie wollen mein Glück, und danach habe „ich auch mein Betragen eingerichtet. Sie „heißen mich der Vernunft Gehör geben; „heißt das aber nicht ihr pünktlich folgen, „wenn man sein Leben nach seinem Charakter „regelt? Ich gestehe, der meinige ist nicht „für Unterwürfigkeit und Abhängigkeit ge-

„macht. Ich betrachte meine Freyheit als ein „Recht, das ich genießen darf; und kein Ge„schöpf scheint mir würdig, es ihm aufzu„opfern. Ich kenne keine Schuldigkeiten, „als die, welche meine Empfindungen gegen „Sie mir auflegen; ich fühle, daß ich jeder „andern widerstehen werde; ich habe weder „im Geist noch im Herzen irgend ein Bedürf„niß nach einer Neigung andrer Art, und „noch weniger nach Zärtlichkeit. Das aber „fühle ich wohl, daß ich ohne den Besten der „Väter und ohne eine Mutter, deren Güte „und Nachsicht mich glücklich machen, nicht „leben könnte. Sie allein füllen mein gan„zes Herz, und neben Ihnen ist die übrige „Welt Nichts in meinen Augen. Ja es däucht „mir sogar, als ob eine Kluft mich von ihr „trenne. Die Gesellschaft ist mir eine Art „von Schauspiel, das mich amüsirt, je nach„dem die Schauspieler sind, die mir vorkom„men. Freundschaft und Bekanntschaften „sind in so vielen, unzähligen Fällen, dem „persönlichen Interesse und andern kleinli„chen Rücksichten unterworfen, daß man nie„mals sicher darauf rechnen kann. Sie wer-

„den aufgelöst, wie sie geschlossen werden, — „nach den Umständen, — und ich habe „selbst erfahren, daß es eine Thorheit ist, „an irgend einer fest zu hangen. Ueberdieß, „mein theuerster Vater, ist unser Vermögen „mittelmäßig. Entweder würde ein reicher „Mann mein Glück machen wollen, und das „gegen empört sich alles in mir: oder Sie „müßten sich viel abgehen lassen, um mich „einzurichten.„ — „Ich weiß nicht, fiel mir „mein Vater etwas lebhaft ins Wort, wo „du alle diese Ideen hernimmst. Ist denn „deine Mutter etwa zu beklagen? Sind wir „denn etwa bey unserer einfachen Lebensart „so unglücklich? und muß man durchaus „übermäßig reich seyn, um glücklich zu „seyn?„ — „Mein Vater, sagte ich, ich „bin so zufrieden, so glücklich, daß ich bey „Ihnen bin! Lassen Sie mich immerfort „nichts, als Ihre Tochter seyn. Warum „sollten wir unser Glück stöhren? Ich mag „kein anderes versuchen.„ — — „Ich weiß „nicht, was Sie sagen wollen, Mamsell; „das aber weiß ich, daß ich eine schlechte „Meinung von Personen hege, die so viel

„von andern fordern, und die nicht nach dem „gewöhnlichen Lauf der Dinge leben wol„len.„ — Hier rollten mir die Thränen über die Wangen: „Vater, sagte ich, ich will „nichts, ich begehre nichts: ich bitte nur, „daß Sie mir erlauben, auch künftig so mit „Ihnen zu leben, wie ich bis jetzt gelebt ha„be. Ich mag kein anderes Schicksal. Schon „der Gedanke an eine Veränderung ist mir „unerträglich — und ich bringe eine schlech„te Meinung von mir bey?„ — Hier ver„doppelten sich meine Thränen. „Als ob „wir immer zusammen leben könnten! ver„setzte mein Vater.„ — „Ich, ich bleibe „immer bey meinen Aeltern, das weiß ich „gewiß, und ich verlange nichts weiter.„ — — „Wirklich, meine Tochter, du machst mein „Mitleid rege. So? Blos darum, weil „Hr. v. Marville ein paar galante Aben„theuer gehabt hat; einen kleinen Handel, „für den kein junger Mann sicher ist? O du „wirst es einmal bereuen, und die Vorwür„fe werden auf mich fallen. Es ist sehr ge„fährlich, seinem Beruf zu widerstreben. „Natur und Vernunft haben uns Wege vor-

„gezeichnet, und wer ſich von ihnen entfer„nen will, der wagt nichts geringers, als in „ſchreckliche Abgründe zu ſtürzen. Jetzt wi„derſteht dein Herz, vielleicht aber wird es „einmal zu ſchwach dazu ſeyn. Wenn ich „über deinen Charakter nachdenke, ſo fürchte „ich die Zukunft für dich. Noch einmal, mei„ne Tochter, überlege es wohl. Ganz ge„wiß iſt es ſehr gefährlich, ſich gegen ſeinen „Geſchmack zu entſchließen, und ſeine Nei„gung zu zwingen; noch ein größer Unglück „aber iſt es, nicht auf Vernunft und Convе„nienz zu hören. Es iſt lächerlich, den glück„lichen Vorfall, der ſich darbietet, aus der „Acht zu laſſen; das iſt alles, was ich ſagen „kann. Ich muß dich freylich nach deiner „Empfindung handeln laſſen. Ohne deine „Antwort an den Hrn. v. Marville zu „billigen, laſſe ich dir alſo ganz deinen Wil„len. Möchteſt du es nur niemals be„reuen!„ — Ich umarmte ihn, ohne et„was zu ſagen, und es erfolgte ein Still„ſchweigen, das einige Minuten dauerte. Ich trocknete meine Thränen. Mein Va„ter fuhr fort: „Es iſt unnütz, dir etwas

„von unserm guten Nachbar, dem Rath du
„Terrier zu sagen. Du erfährst nichts
„Neues, wenn ich sage, daß er Absichten
„auf dich hat, die er mir gestern, mit großer
„Freude, und vieler Wärme, fast gerade zu
„entdeckte. Er benachrichtigte mich von der
„Zurückkunft seines Sohnes: er will ihn
„herbringen, und ich mußte ihm versprechen,
„daß du ihn annehmen wolltest. Sie wer-
„den heute kommen. Ich verlange, daß du
„sie mit aller Politesse und Artigkeit, deren
„du fähig bist, empfängst. In den Verbin-
„dungen, worinn wir stehen, bin ich ihm al-
„le nur mögliche Beweise von Freundschaft
„und Herzlichkeit schuldig. Dieser junge
„Mann wird einmal sehr reich werden. Er
„ist einziger Sohn, und man versichert, er
„habe viel Verdienste. Bey deiner Den-
„kungsart aber kann man sich nicht schmei-
„cheln, daß er dir gefallen werde. Ich wie-
„derhohle es, meine Tochter, mit der Zeit
„wird die Reue kommen, und ich fürchte sehr,
„dein System wird dich anführen. Du hast
„dir schimärische Ideen in den Kopf gesetzt,
„von denen du nur zurückkommen wirst, um

„unglücklich zu seyn.„ — Ich umarmte meinen Vater, ich sagte ihm mit Rührung, ich könnte nicht unglücklich seyn, so lang er mir seine Freundschaft und Zärtlichkeit nicht entzöge: ich versicherte ihn, die Natur habe mir ein Herz gegeben, das keiner andern Empfindung fähig wäre; ich hätte nichts mehr zu meinem Glück zu wünschen, und ich bäte ihn, es mich so genießen zu lassen, wie ich es aus seinen Händen bekäme: den Hrn. du Terrier und seinen Sohn würde ich übrigens mit aller der Politesse und Artigkeit, die er von mir verlangte, empfangen. Ich setzte lachend hinzu, ich würde mich den Eindrücken, die sein lieber Sohn auf mich machen dürfte, nicht widersetzen. Gestern war eine Assemblee bey Madam D'Arcis, der Tante des Hrn. v. Marville. Ich bezeigte gegen meinen Vater mein Verlangen dorthin zu gehen: ich möchte den Hrn. v. Marville gern so bald als möglich wiedersehen, um allen Folgen, und allem Verdachte, den dieser Vorfall nach sich ziehen könnte, vorzubeugen: ich wünschte, daß er, nach wie vor, auf demselben Fuße

mit uns stehen möchte. Zugleich erzählte ich meinem Vater, daß Madam du Taninge mir den Vorschlag gethan, Komödie mit ihr zu spielen: ich früge ihn also um seinen Rath, und bäte ihn, mir die Erlaubniß dazu zu geben, wenn er keine Gründe hätte, sich dagegen zu setzen, und wenn er fände, daß die Truppe und das Schauspiel auf eine schickliche Art eingerichtet wären. Er antwortete mir ein wenig mürrisch: „Wer so „unumschränkt über sein Schicksal disponire, „der könne wohl auch über seinen Zeitvertreib „disponiren: übrigens sähe er gar nicht ein, „was ein Gesellschafts-Theater bey meinem „strengen, unerschütterlichen Charakter, bey „meiner Gleichgültigkeit und Philosophie für „böse Wirkungen auf mich haben könne?„ Nachdem er einen Augenblick geschwiegen und nachgedacht hatte, setzte er mit einem ernsthaften und gerührten Tone hinzu: „Gott „gebe, meine liebe Tochter, daß du es nicht „einmal zu sehr bereust, und daß deine „Denkungsart sich nicht auf Selbstbetrug „gründe. Er könnte dir gar zu theuer zu ste„hen kommen.„ — Ich fiel ihm um den

Hals, und sagte: mit einem Freund, wie er wäre, hätte ich nichts von Selbstbetrug zu fürchten. Wir wurden hierauf einig, daß er meiner Mutter etwas von dem, was ich gesagt hatte, mittheilen, und daß ich dann selbst mit ihr davon sprechen sollte. Ich hatte wohl bemerkt, daß ihr die Absichten des Hrn. v. Marville nicht entgangen waren, daß sie sie sehr zu billigen schien. Da eine Heyrathspartie für ihre Tochter, für ihren Ehrgeiz und ihre Zärtlichkeit gewiß nicht die gleichgültigste Sache ist; so versprach mein Vater, sie darüber zufrieden zu stellen. Ich hatte also genug zu thun. O wirklich, diese Mannspersonen, die die Güte haben, ein Auge auf mich zu werfen, machen mir gar zu viel zu schaffen; und doch, glaube ich, würde ichs sehr übel nehmen, wenn sie gar kein Auge auf mich würfen. Ich mag diesen Widerspruch nicht ergründen.

Ich mußte mit meiner Toilette eilen, um den Hrn. Rath und seinen Sohn empfangen zu können. Er gehört zu den Leuten, die ihre Besuche immer bey früher Tageszeit abstatten, und ich wollte doch besser angezogen und

mehr geputzt, oder wenigstens eben so gut, als gewöhnlich in der Assemblee erscheinen. Vor allen Dingen hatte ich mir vorgenommen, recht munter zu seyn. — Ich habe die Bemerkung gemacht, daß der Anzug immer ein wenig Einfluß darauf hat. Mein Kopfputz und Anzug waren also gestern ein wahres Geschäfte für mich; ich war niemals damit zufrieden: endlich schien es doch, als wollte ich mich dem Ende meines Kummers und meiner Arbeit nähern, als mir mein Vater sagen ließ, die Herren du Terrier ließen sich eben melden. Ich eilte in das Besuchzimmer, nicht mit der besten Laune, und doch mit dem Vorsatz, zu lachen und mich zu amüsiren. Es währte nicht lange, so erschien der Herr Rath. Noch niemals war seine Perucke so schön gepudert, noch sein schwarzes Kleid glänzender gewesen. Hinter ihm her trat sein Herr Sohn, ein großer schöner junger Mann, in einem schönen Kleide von Lila-Satin. Er hatte anfangs viel Mühe mit seinem großen Degen übereinzukommen, der ihm immer wider seinen Willen zwischen die Beine kam, und ihn hinderte, sich mit

der Grazie und der Ungezwungenheit zu nähern, die er ausserdem gehabt haben würde. Ich unterstützte meinen Vater in der freundschaftlichen Aufnahme und den Höflichkeiten, die er ihnen erwies. Man setzte sich, man sprach von alter Freundschaft, man behandelte sich ganz auf nachbarlichen Fuß, man erinnerte sich an die Vergnügungen des letzten Sommers, endlich kam man nach und nach auf die Geschichte des lieben Sohnes. Ich weiß sie von einem Ende bis zum andern, und da ich die Geduld gehabt habe, sie mit der Miene von Theilnahme anzuhören, so müssen Sie nun auch die Geduld haben, sie zu lesen. Doch bleibt Ihnen unverwehrt, eine Miene dazu zu machen, wie Sie nur wollen. Der Held saß auf dem Rande des Stuhls, hübsch gerade, in einem feinen Anstand, die Hände auf die Kniee gestützt, oder wenn man gerade zu von ihm sprach, beschäftigt, alle Taschen zu durchsuchen, oder seinen Hut fallen zu lassen, ihn aufzuheben, und zu der Erzählung seines Vaters ein paar Worte hinzuzusetzen, die seine Freude an den Tag legten. Man warf ganz nachläßig hin,

die du Terriers wären von einem sehr alten Adel: hätten ihre Vorfahren nicht die wahre Religion und das Paradies den irdischen Gütern vorgezogen, so würden sie jetzt ansehnliche Chargen in Frankreich bekleiden: sie hätten immer die besten Verbindungen getroffen, und würden sich niemals auf andere einlassen. Hier wurde die Absicht durch Ton und Geberde deutlich gemacht. Der liebe Sohn ist der letzte Zweig der hochansehnlichen Familie, und man eilt, ihm eine Frau zu geben, um eine so gute Rasse nicht aussterben zu lassen. Bey allen diesen Vortheilen ist er keinesweges ein verzogenes Kind: im Gegentheil hat er die beste Erziehung genossen, und einige Monate auf der Akademie in Strasburg zugebracht; mit einer guten Gelegenheit ging er von da nach Nancy, und so immer mit einer Gelegenheit nach der andern gar bis nach Paris, wo er vier Monate zugebracht hat. Er war an Correspondenten empfohlen, und sah die beste Gesellschaft; beständig hat er eine Lohnkutsche gehalten: er hatte Cameraden unter der Schweitzergarde, die ihm zu vortreflichen

Bekanntſchaften verhalfen, und ihn in gute Häuſer führten, wo er etwas Geld ſitzen ließ: (denn junge Leute müſſen nun einmal dumme Streiche machen.) Wenn er aus den Theatern kam, ſahen die Weibsperſonen ſehr nach ihm; und diejenigen, die ihn kannten, nannten ihn nur den artigen Schweitzer. Allein er hat ſich ritterlich vertheidigt; nie wird er eine Frau lieben, die kokett iſt; er wünſcht ſich ein ſanftes, haushälteriſches, eingezogenes Weibchen, und wenn ſie gleich eben nicht reich iſt; damit würde man's ſo genau nicht nehmen. Man ließ etwas von Kindern, von Witwengehalt, alles geſprächsweiſe, fallen: bey den Hauptſachen wandte man ſich gegen meinen Vater, und gegen mich, wenn von dem Vortheil eines guten Etabliſſements, und dem Glück einer ſchönen Verbindung die Rede war. Die Scene ward unerträglich, ich wollte ihr ein Ende machen, und meinen Spaß damit treiben: aber umſonſt. Der gute Rath ſtrengte ſeine hellgellende Stimme an, und überſchrie uns alle. Niemals iſt mir ein Beſuch länger vorgekommen. Endlich nahm er ein Ende, und die

tiefen und steifen Bücklinge wieder ihren Anfang. Zum Unglück verwickelte sich der große Degen, der eben einmal nicht an seiner Stelle war, in meine Florfalbel. Man stürzte sich bald bis auf die Erde, ihn loszumachen. In eben dem Augenblicke näherte sich auch der Hr. Rath mir sein Abschiedskompliment zu machen; ich wollte beyden antworten, und in der Lebhaftigkeit der Bewegungen hätte nicht viel gefehlt, wir wären alle drey auf die Erde gefallen. So weit ging indeß der Choc nicht, und alles lief noch ziemlich gut ab. Man bat und versprach gegenseitig, sich oft und auf einen freundschaftlichen und vertrauten Fuß zu besuchen. Der Hr. Rath trat auf die Spitze seiner großen Füße, um mich zu umarmen, wobey er sagte, er bliebe bey der alten Sitte. Als sie fort waren, lachte ich laut auf, und sagte: „Nu, Was„ker?„ Er runzelte die Stirn, und antwortete mit einem ernsthaftern Gesicht, als ich gewöhnlich von ihm zu sehen bekomme: „Frauenzimmer, die wirklich tugendhaft sind, „hängen sich nicht so sehr an die äußere „Schale. Diese Herren sind Leute, die alle

„Achtung verdienen; es ſind Freunde von „mir, und ich bitte dich, ernſthafte Ueberle„gungen anzuſtellen.„ — „O beſter Vater, „fiel ich ihm ins Wort, bleiben Sie immer„fort auch mein Freund, oder ich werde „das unglücklichſte aller weiblichen Geſchö„pfe.„ Und ich umarmte ihn. „Jetzt iſt „nicht die Zeit, antwortete er, eine ſo wich„tige Sache zu verhandeln; ich hoffe aber, „daß du daran denken wirſt. Ich geſtehe, „deine Ideen und deine Art zu denken, ſetzen „mich oft in ein wahres Schrecken: ich ſehe „nicht ab, wohin ſie dich führen können.„ — Es war nun Zeit in die Aſſemblee zu gehen; ich hatte mir vorgenommen, dort recht munter zu ſeyn, und mein Vater hatte mich ganz traurig gemacht. Ich ſagte ihm: „ich bürge „für Ihre Tochter und für ihr Herz.„ — „Ein ſchöner Bürge, verſetzte er, das Herz „eines zwanzigjährigen Mädchens!„ Glücklicherweiſe war die Geſellſchaft ſo zahlreich, daß es vollkommen gleichgültig war, ich mochte aufgeräumt oder niedergeſchlagen ſeyn. Ich ſah Hrn. v. Marville unter der Menge: er war einfacher gekleidet, als

gewöhnlich, faſt im Negligé. Ich hingegen hatte nichts von meinem Putz vergeſſen, und noch war er mir nicht ausgeſucht genug. Dieſer Kontraſt entging mir nicht, ob ich ſchon nicht ſagen kann, warum ſich dieſe Betrachtung mir eben darbot. Selten fällt mir in der Geſellſchaft an fremden Perſonen das Aeuſſerliche auf, und bin ich einmal darinn, ſo denke ich auch nicht mehr an das Meinige. Und doch ſtellte ich jetzt eine Vergleichung an, eben als ob ich einiges Intereſſe dabey hätte. Die Eigenliebe treibt da ihr Spiel, doch — das will ich ein andermal unterſuchen. Vor der Hand ſagen Sie mir doch, ob es eine Gattung Menſchen gibt, gegen die man, ſo zu ſagen, gar keine Eigenliebe hat? Hr. v. Marville näherte ſich mir mit einem ziemlich geſetzten und gefaßten Weſen; er ſagte mir mancherley, was ich aber vor dem Geräuſch nicht hören konnte; ich antwortete eben ſo, und ich glaube, eins von uns verſtand ſo wenig davon, als das andere; als Madam v. Taninge zu uns trat, und uns von dem Projekt, Komödie zu ſpielen, unterhielt. Sie nimmt ſich der

Sache mit Eifer an, ſie will alle Einrichtungen treffen. Ich mußte ihr verſprechen, morgen früh zu ihr zu kommen. Man will ſich über die Wahl des Stücks, der Aktöre und die Austheilung der Rollen vergleichen. Es iſt noch nicht entſchieden, ob Mamſell Mirfort dabey ſeyn ſoll; die Rede kam auch auf Hrn. v. Flamacour. Mamſell Mirfort kam gerade zu uns, als wir davon ſprachen. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich mich gar nicht um ſie bekümmere; ſie freute ſich über die Komödie, die Gelegenheit geben würde, uns oft zu ſehen: ſie war überzeugt, daß ſie empfindſame Rollen gut ſpielen würde; ſie ſchien ſehr vergnügt, und machte gleich darauf verſchiedene Bemerkungen und Kritiken über einige Frauenzimmer und einige Anzüge. Sie erzählte von zwey oder drey kleinen Intriguen, die ſie errathen habe, und zeigte uns die Perſonen. Hierauf ging es zum Spiel: ich ſpielte mit Hrn. v. Marville. Er ließ im Geſpräche fallen, ſein Freund wäre aufs Land zurückgegangen, er hätte Langeweile in der Stadt gehabt. Es iſt doch ſonderbar, mitten im

Winter aufs Land zu gehen. Mamſell Mirfort, die nicht weit von uns ſtand, beobachtete uns, und warf neugierige Blicke auf uns. Nach dem Spiel, das ſehr traurig und langweilig war, näherte ſie ſich mir, und ſagte mir halblaut mit dem Ton der Vertraulichkeit: „Meine liebe Freundinn, „finden Sie nicht auch, daß Hr. v. Marville ſehr liebenswürdig iſt? es iſt ein „herrlicher Mann; ein eleganterer läßt ſich „nicht denken.„ — „Ja, Mamſell, fiel „ich ihr ins Wort, er iſt göttlich, aber hier „iſt jemand, der auf Sie wartet, Ihnen „den Arm zu geben.„ Wirklich ſtand Hr. v. Flamacour hinter ihr, ſie kehrte ſich gleich nach ihm um, und ich benutzte dieſen Augenblick und entfernte mich. Die Vorfälle des Tages hatten mich recht müde gemacht. Das, was mir die beyden Tage über begegnet war, raubte mir dieſe Nacht den Schlaf. So ſehr ich mir vorgenommen hatte, mirs aus dem Sinn zu ſchlagen, ſo dachte ich doch unaufhörlich daran. Wie ärgerlich iſt mirs, daß ich nicht Herr über die Ruhe meines Geiſtes bin; daß ich von Dingen abhän

gt, die mich so wenig interessiren. Vergebens suchte ich mich davon loszureissen, eine Betrachtung führte die andere herbey, bis es endlich Tag ward, ohne daß mir der Schlaf die Augenlieder zugedrückt hatte. Die Worte meines Vaters fielen mir oft wieder ein, ich gab mir Mühe, sie zu bekämpfen, und den Eindruck zu vernichten, den sie auf mich gemacht hatten. Die Idee von Stolz, die ich von mir erregt habe, kam mir in die Gedanken, und wurde der Gegenstand einer beunruhigenden Untersuchung. Ich möchte wohl wissen, was man eigentlich von einem stolzen Frauenzimmer denkt. Bis auf einen gewissen Punkt sind uns die Urtheile anderer doch nicht ganz gleichgültig; das erfahre ich jetzt. Mit dieser Unruhe stand ich auf, ich konnte nichts vornehmen. In Ihrer Gesellschaft muß ich Ruhe und Stille suchen. Ich gebe mich ganz dem Zutrauen hin, das Ihre Freundschaft mir einflößt, und bringe so meinen ganzen Lebenslauf zu Papier. Leben Sie wohl, meine theuerste Freundinn, es wird nicht lange währen,

so fange ich wieder an, an Sie zu schreiben. Schaffen Sie sich Muth und Geduld an. Sie sehen wohl, daß ich mehr als einmal angefangen und aufgehört habe zu schreiben. Fast einen ganzen Tag habe ich mit Ihnen zugebracht.

Siebenzehnter Brief.

Laura an Sophie.

Als ich Ihnen vor einigen Tagen schrieb, meine Beste, so war ich so sehr mit den Personen beschäftigt, die sich mit mir beschäftigten, daß ich Ihnen nichts von den Portraits sagte. Sie rücken indeß immer weiter, und sind bald ganz fertig. Noch zwey Sitzungen, und sie gehen nach England ab. Wirklich, ich hätte große Lust, sie dahin zu begleiten. Das von meiner Mutter ist recht gut gegückt, ihr sanftes, heiteres Wesen ist vortreflich ausgedrückt: das von meinem Vater ist schon nicht so gut: er sieht aus, als wenn er Langeweile und Sorgen hätte. Ich will nicht hoffen, daß man daraus etwas gegen seine Tochter schließen wird. Mit dem meinigen bin ich nicht sonderlich zufrieden; es ist noch nicht fertig. Der Mahler verspricht, es soll vollkommen ähnlich werden, und ich bin noch nicht zufrieden. Es währte lange, eh ich mit mir selbst über das Costüme einig werden konnte:

jetzt liegen die Haare, wie ich sie des Morgens trage, nachläßig und doch ordentlich: ein simples Florhalstuch, man sieht etwas von der Taille. Ich wählte mein gewöhnliches Negligé; das Costüme sollte mein Vermögen zu erkennen geben. Mein Stolz ist, das zu scheinen, was ich bin.

Gestern Morgen schickte ich mein Kammermädchen nach dem Mahler, ob er kommen würde? Ich fragte sie, so wie sie zurückkam. Die drey Portraits, sagte sie, hingen auf der Staffeley: es war ein Mannsbild, der das meinige mit Aufmerksamkeit betrachtete. Sie kannte ihn nicht. Er hatte einen Reitrock und Stiefeln an. Er wandte sich nicht um, und sprach mit den Mahler, der verdrüßlich zu seyn schien. Ich gestehe, ich war neugierig zu wissen, wer dieser Mann gewesen wäre. Ich nahm mir vor, es vom Mahler herauszubringen, der heut Morgen kam, und der mirs nicht sauer machte, ihn zum Sprechen zu bringen. Er sagte mir, es wäre ein Mann, der nichts von Mahlerey verstände. Kaum habe er die andern Portraits angeblickt, sondern sich blos

damit abgegeben, das meinige zu kritiſiren. Er findet, daß es ſo ohngefehr meine Züge wären, ſeiner Meinung nach aber fehlt es ihnen an Ausdruck. Die Augen ſagen nichts, und ſind ohne Seele — „gleichſam, verſetzte der Mahler mit Unwillen, als ob man „den Zügen nicht dadurch auch den Ausdruck „gäbe, daß man ſie ähnlich macht. Er iſt „der gröſte Ignorante, der Herr, ſagte er „fort, und wäre er nicht wieder zurück aufs „Land, ſo hätte ich ihm zeigen wollen, ob „es dieſen Augen an Seele fehlen wird, „wenn ſie fertig ſind. Ich möchte wohl wiſ„ſen, was er mit ſeiner Seele und ſeinem „Ausdruck haben will? Was ſoll denn „das Portrait ausdrücken? Die Kritiken „dieſer Neugierigen, die von der Sache „nichts verſtehen, bringen mich manchmal „um meine Geduld. Dieſes Portrait muß „mir in England einen Namen machen. „Vielleicht kennen Mamſell dieſen Herrn!„— Nun ſagen Sie mir, meine Beſte, warum ich ein wenig verlegen war, als ich verſicherte, daß ich den Herrn nicht kenne, und ſagte: es müſte ſicher jemand geweſen ſeyn, der

mich niemals gesehn habe? Ich mochte nicht weiter fragen, noch sonst die geringste Neugier blicken lassen; was liegt mir am Ende dran, wer er auch ist? Mit ein wenig Scharfsinn sollte es sich indeß wohl erraten lassen, wer der Mann ist, der vom Lande kömmt, und dahin zurückkehret. Woher aber weiß er, was ich in den Augen habe? Weiß er denn überhaupt, ob ich eine Physiognomie habe? Kaum hat er mich angesehen, und wenn er mich recht ansähe, so würde er keinen sonderlich schmeichelhaften Ausdruck finden. Ich gewisse sehe, daß er mit dem Werth, den ich auf seine schönen Manieren lungern lege, zufrieden seyn würde. Ich gestehe, ich wünschte eine Gelegenheit zu bekommen, mir auf Kosten dieses so schwer zu befriedigenden Mannes einen Spaß zu machen. Wenn ich nicht schon stolz wäre, so könnte er mich machen. Er ist durch ein paar Weibchen verdorben worden; ein paar eitle Triumphe haben ihm diesen Stolz, diese Selbstzufriedenheit gegeben. Er verdiente, Weiber anzutreffen, die ihn dafür züchtigten.

Die Portraits werden morgen fertig werden, und übermorgen nach England abgehen. Man wird nicht mehr davon sprechen, sie nicht mehr examiniren, noch kritisiren. Eben läßt sich Hr. Allwell mit seinem Freunde melden. Ich entferne mich von Ihnen, sie zu empfangen. Ich werde mit ihnen von meinem Herrn Oldcomb sprechen. Ich bekomme eine mehre Zuneigung zu diesem guten Verwandten, der unsere Portraits zu besitzen wünscht. Ich habe noch eine Menge Fragen über ihn auf dem Herzen. Die beyden Engländer reisen in drey Tagen von hier ab, und wollen sich in Lausanne nur verlassen. Wir geben ihnen morgen ein Souper: ich muß mir so wohl um das Souper, als um die Gesellschaft Mühe geben. In dieser Jahrszeit ist alles schwer zu haben, man muß eine ganze Correspondenz wegen der guten Speisen sowohl, als wegen der guten Gesellschaft führen; und da wir eben nicht an große Mahlzeiten gewöhnt sind, so wird das ein ernstliches Geschäfte für mich seyn. Ich wollte Ihnen noch etwas von unserer Komödie sagen, doch das bis hernach.

weiß ich meinen Brief wieder aufnehme. Adieu, meine Liebe — —

Drey Tage liegt der Brief nunmehr auf meinem Tische, und ich habe nicht wieder dazu kommen können. Für heute unterhalte ich Sie von nichts, als von unserer letzten komischen Zusammenkunft. In den vorhergehenden hat man über nichts einig werden können, jeder suchte nur seine Meinung zu sagen, ohne auf die Meinungen der übrigen zu hören. Im Grunde ist es aber auch keine Kleinigkeit für eine Gesellschaftstruppe, über die Wahl eines Stücks, und die Austheilung der Rollen einig zu werden. Es kostete viel Mühe, ehe man dahin brachte. Ueber das erste entstand anfangs ein großer Aufstand und ein großer Streit. Die Mannspersonen wollten mannere, komische Stücke; die Frauenzimmer empfindsame Stücke, Stücke von Marivaux, vorzüglich Dramen. Einige Stimmen vereinigten sich über den Barbier von Seville: ich sagte meine Meinung nicht, und hörte blos zu. Während dem Lärm stelle ich verschiedene Betrachtungen an, bis ich endlich

noch nicht hinlänglich untersucht haben. Die Neigung, öffentlich Komödie zu spielen, auf einem Theater zu erscheinen, auf einem Gerüste durch Figur, Action, Declamation, durch Geist und Empfindung, die man in eine Rolle legen muß, gefallen zu wollen, stellt sich mir unter einer sonderbaren Gestalt vor. Ich weiß, daß es eine angenehme Beschäftigung ist, die den Verstand und das Gedächtniß übt, und eine Abwechslung in das enge Einerley der täglichen Zerstreuungen bringt. Ich gebe es zu, man spielt nur vor seinen Freunden, für eine kleine auserlesene Gesellschaft: allein das sind doch immer Leute, die man bewundern will, um ihnen zu gefallen, und sich von ihnen beurtheilen zu lassen. Braucht man sie denn erst aufzufordern? Ich fing an, mißtrauisch gegen dieses Vergnügen zu werden; Furcht und Besorgniß raubten ihm noch mehr von seinem Reize. Indeß hatte mich mein Vater doch erinnert, und meine Freundinnen mich dazu aufgemuntert. Ich änderte also meinen Entschluß nicht, ich bat nur, man möchte ein Theaterstück wählen,

das die Sitten der wirklichen Welt schildere, und dessen Plan und Intrigue nicht gegen den Ton der guten Gesellschaft wäre; wo der Witz nicht blos in Worten, und die Laune nicht in Possen bestünde. Die Frauenzimmer waren sämtlich meiner Meinung, und man schlug verschiedene Stücke von Destouches und la Chaussée vor. Sie wurden gröstentheils als zu bekannt oder zu lang verworfen. Man entschied sich endlich für die Amans genereux*) und die Mariage de Julie. Diese beyden Stücke haben viel Interesse, Charaktere und komische Laune. Sie sind zwar in Prosa, und also schwerer zu lernen, allein dafür auch leichter zu spielen. Es gehört viel Uebung und Gewohnheit dazu, Versen den natürlichen Conversationston zu geben. Die Gesellschaftstruppen geben sich gewöhnlich nicht viel Mühe, jedes hat seine kleine Eigenliebe für sich; man kümmert sich sehr wenig, ob andere Beyfall erhalten; das

*) Amans genereux. Eine Nachahmung der Lessingischen Minna v. Hrn. Roche de Chabaud.

Spiel geht wie es kann, oft mit ziemlich schlechtem Akzente und falscher Pronunziation. Hr. v. Flamacour hat sich nicht gemeldet, bey der Gesellschaft zu seyn. Mamsell Mirfort hat die Rolle der Liebhaberinn im ersten Stücke. Sie sah niedergeschlagen und ernsthaft aus. Man gab ihr schuld, sie bereite sich vor, interessant in ihrer Rolle zu seyn; indeß sprach man sich viel ins Ohr. Ich forschte weiter nicht nach dem, was man sagte; so viel merkte ich wohl, daß man Vermuthungen über sie äußerte, und daß sie der Gegenstand des Gerede war. Man ist einig worden, sich in zwey Tagen zu versammeln, die Rollen zu lesen, die Proben einzurichten, und den Tag der Aufführung zu bestimmen. Die Truppe ist zahlreich, und die beyden Stücke erfüllen ihre Bestimmung, recht viel Personen Rollen zu geben, vollkommen. Im ersten Stücke habe ich die Rolle der Fanchette, und im zweyten die Rolle der Madam v. Altin. Hr. v. Marville sollte erst den Werner spielen, es that mir aber gar nicht leid, als er sich genöthigt sah, die Rolle des Tells

Heim zu übernehmen. Die Zusammenkunft im Ganzen war munter und angenehm, man sagte viel Interessantes und Unterrichtendes über die Komödie und über verschiedene Stücke. Hr. v. Marville zeigte bey dieser Gelegenheit mehr Geist und Geschmack, als ich ihm zugetraut hätte: er würdigte das Verdienst von mehrern Stücken recht gut. Fast hat er uns gegen die empfindsamen Spitzfindigkeiten des Marivaux einen Ekel beygebracht, und den Regnard und Boissi lehrte er uns weniger oberflächlich kennen, als wir sie kannten. Zum erstenmal machte mir seine Unterhaltung Vergnügen, zum erstenmale hörte ich ihm ohne Langeweile zu. Ich glaube wirklich, meine liebste Freundinn, die Art von Leichtsinn, von Galanterie und Munterkeit, die man von den Mannspersonen in Gesellschaft der Frauenzimmer und im Umgang überhaupt fordert, thut ihren sonstigen Verdiensten, die sie haben mögen, viel Schaden. Unser erstes Urtheil richtet sich nach einem gewissen Firniß, der uns gefällt, oder misfällt, vor dem übrigen verschließen wir die Augen.

Oft ziehen wir einen leichten, seichten Witz nützlichen und interessanten Kenntnissen vor. Ich fange an, zu bemerken, daß es Männer gibt, die unerträglich sind, wenn sie uns gefallen wollen, und deren Unterhaltung sehr angenehm und unterrichtend ist, wenn sie von Dingen sprechen, die sie wissen, die sie verstehen und die sie interessiren. Das wäre keine kleine Kunst, die verschiedenen Arten von Verdienst an den Leuten, die uns aufstoßen, zu benutzen. Ich will der Sache weiter nachgehen: haben Sie niemals daran gedacht, oder haben vielleicht dieselbe Bemerkung gemacht, wie ich? Wir sollten uns einander darinn helfen. Ich glaube, das wäre das Mittel, vieler Langenweile in der Welt zu entgehen, und überhaupt kein kleiner Vortheil. Die Langeweile verleitet uns zu so vielen Thorheiten. Doch, wo bin ich hingerathen? Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück, um Ihnen eine Frage vorzulegen. Sagen Sie mir, warum bleibt mir doch immer noch im Herzen ein Skrupel über dieses Komödienspielen, das mir Vergnügen macht und verspricht? Es fehlt nicht viel,

so mache ich mir Vorwürfe. Ich entdeckte mich meinem Vater, der mir sagte, er wäre sehr wohl mit meinen Bedenklichkeiten zufrieden. Es würde ihm leid gethan haben, wenn ich in meinen Jahren nicht Ueberwindung nöthig gehabt hätte, ein Theater zu besteigen. Uebrigens, sagte er, wäre das Komödienspielen ein Kitzel der Eigenliebe, und diese Kitzel flößten immer mehr oder weniger Furchtsamkeit ein. Ich sagte ihm, es wäre bey mir mehr als das, und ich wünschte außerordentlich, daß die Proben und die Vorstellung in seinem Hause und unter seinen Augen vor sich gehen könne: ich fühlte, seine Gegenwart würde mir Zuversicht und Ruhe geben. Meine Mutter, die dabey war, setzte hinzu, zu ihrer Zeit würden ledige Frauenzimmer es nie gewagt haben, Komödie zu spielen; doch hätte sie nichts dawider einzuwenden, daß ich es thäte. Ich bat meinen Vater, er möchte erlauben, daß der größte Theil der Proben in unserm Hause gehalten würden, und mich zu den übrigen begleiten. Ich bin überzeugt, es wird ihn amüsiren; und meiner Mutter, die wes

nig auskömmt, wird es Vergnügen machen. Ich werde Ihnen den Erfolg von alle dem, und unsern Beyfall erzählen. Die Engländer und die Portraits sind fort; wir werden ziemlich lange warten müssen, ehe wir etwas davon zu hören bekommen. Leben Sie wohl, meine Theuerste. Es kostet mir immer viel, wenn ich Sie verlassen muß.

Achtzehnter Brief.

Laura an Sophie.

Malpire, am 18. Febr. 1795.

Die Ueberschrift dieses Briefs, meine Beste, wird Sie ein wenig in Verwunderung setzen. Aus dem letztern, den ich Ihnen schrieb, konnten Sie nicht vermuthen, daß mein nächster Brief vom Lande kommen würde. Ja, liebste Sophie, seit gestern Abend bin ich auf dem Lande, mitten unter Schnee und Frost und Eis, nachdem ich die Stadt und ihre Vergnügungen plötzlich verlassen hatte. Erschrecken Sie nur nicht. Der Vorfall, der mich hergebracht hat, geht mich nicht persönlich an; indeß bitte ich Sie doch, Antheil dran zu nehmen. Die Sache betrift meine Freundinn, Mamsell Mirfort; meine Freundinn, verstehn Sie? Ich möchte gern da fortfahren, wo ich Sie vor acht Tagen verließ; ich besinne mich aber nicht genau mehr, wo ich stehen geblieben bin. So viel erinnere ich mich, daß ich Ihnen von unserer Komödie

und den Proben erzählte. Ach! diese Komödie gehört auch unter die Plane, die man entwirft, und die zu Wasser werden. Und doch ging dem Schein nach alles so gut. Die Frauenzimmer, die die Mütter spielten, hatten ihren Theil ergriffen; diejenigen, die nur kleine Rollen bekommen hatten, waren getröstet; man war sehr mit sich zufrieden, und theilte den andern guten Rath mit. Die erste Probe ward bey meinem Vater gehalten: das Ganze wollte sich noch nicht recht zusammen passen, indeß amüsirte man sich doch. Ich glaube, ich habe Ihnen gesagt, daß Mamsell Mirfort bey der ersten Zusammenkunft niedergeschlagen und traurig war, von der Zeit an schien sie immer unruhig und in Gedanken. Ich achte wenig auf Stadtgespräche, ich erkundige mich niemals danach, und höre sie selten an. Ich wußte also auch nicht, daß man viel von der Intrigue und Heyrath der Mamsell Mirfort sprach: man sprach von den kleinsten Umständen, und erzählte sich Anekdoten. Die Verwandten hatten sich in die Sache gemischt, und man hatte von beyden Seiten verschie

dene Schritte gethan. Man glaubte, der Roman wäre der Entwicklung nahe, und schrieb deshalb auch eine gewisse Entfernung, die Hr. v. Flamacour seit einigen Tagen affektirt hatte, auf diese Rechnung. Man urtheilte sehr schlecht nach dem Schein, doch darum kümmerte sich niemand. Man traf im Namen von beyden Partien alle möglichen Einrichtungen, man prophezeyte schon in die Zukunft hinaus, man trug sich mit Vermuthungen, niemand aber zweifelte an der Vollziehung der Heyrath.

Vorgestern kam Madam Arsilli zu einer Probe, die bey meinem Vater gehalten wurde. Das ist eine Frau, die vom Morgen an herumstreift, allenthalben Zutritt hat, alle Histörchen erzählt, alle Neuigkeiten weiß, und alle Leute von innen und von außen kennt. Sie tritt herein, will die Probe sehen, verlangt eine Rolle, will fussliren, wiederhohlt hundertmahl, daß es ein herrliches Vergnügen ist, in Gesellschaft Komödie zu spielen: sie wünschte nur, man möchte aus dem Kopfe spielen, damit man der Mühe des Lernens

überhoben wäre; sie spricht mit jedem, und erkundigt sich, was die Abwesenden machen. Wir standen um sie herum, ihr zuzuhören und zu antworten. Auf einmal sagt sie mit einem gleichgültigen Tone: „Eben höre ich „eine große Neuigkeit. Hr. v. Flamacour „heyrathet Mamsell Balloton: die Sache „ist schon in Richtigkeit, der Kontrakt unterzeichnet, die Heyrath deklarirt.„ Sie erzählte nun, Mamsell Balloton bekomme eine Mitgabe von hundert tausend Thalern, ihre Familie wäre sehr vergnügt, ihrem unermeßlichen Vermögen durch den schönen Nahmen Flamacour einen neuen Glanz zu geben, man habe herrliche Bedingungen gemacht, die Flamacours zu disponiren. Sie erzählte alles das mit ihrer gewöhnlichen Schnellzüngigkeit ausführlich, wir hören ihr zu, und bemerken nicht, daß Mamsell Mirfort ohnmächtig in einem Lehnstuhl lag. Ich wende mich um, und sehe sie wie tod da liegen. Ich gehe zu ihr, suche ihr Hülfe zu leisten, und sie vor allen Dingen in das nächste Zimmer bringen, um sie, indeß man noch auf Madam Arsilli höre, dem allge-

meinen Erstaunen zu entziehen, und alles Aufsehn zu vermeiden. Allein es glückte mir sehr schlecht. Man richtete bald die Augen auf sie, man errieth, was vorging, und das arme Mädchen war nunmehr die dritte Person in der Geschichte der Ballotons. Madam Arsilli benutzte die Abwesenheit der Mamsell Mirfort, die Gesellschaft von noch mehrern Dingen, die man nicht wußte, zu benachrichtigen. Die Flamacours hatten sich mit vielem Stolze und sehr wenig Anstand über das Gerücht, das über ihren Sohn herumging, erklärt. Der Vater Mirfort, ein halber Narrkopf der seine Tochter sehr scharf hält, hatte es wieder erfahren, Feuer darüber gefangen, und sich vorgenommen, den Hochmuth der Flamacours mit Gewalt zu demüthigen. Mamsell Mirfort hatte ihren Vater zurückgehalten, und das durch besänftigt, daß sie versicherte, die Bewerbungen des jungen Flamacour wären ernstlich, er würde alles Unrecht seiner Aeltern gut machen, ein zu lebhafter Auftritt, ein paar zu hitzige Reden aber könnten alles verderben, und ihn von seinen Absichten ab-

wendig machen. Gemeinschaftliche Freunde hatten sich bey den Aeltern Mühe gegeben, man hatte Zusammenkünfte angestellt; die Flamacours behandelten die Verbindung ihres Sohnes, als wenn vom Maltheserorden oder von einer Stelle in einem Domkapitel die Rede wäre. Sie zählten die Quartiere, machten Schwierigkeiten über Urgrosmütter und — auf einmal machen sies mit den Ballotons richtig. Die Eitelkeit wich der Habsucht.

Madam Arfilli wußte das alles bis auf die kleinsten Details, und versicherte, man spräche in der ganzen Stadt von nichts anderm. Sie schwatzte noch, als ich bat, daß die Probe ausgesetzt werden möchte; ich ersuchte die ganze Gesellschaft nichts von dem Vorgefallenen zu sagen. Bald war ich mit Mamsell Mirfort allein. Diese unerwartete Nachricht hatte heftig auf sie gewirkt. Die Ohnmacht dauerte lang, und wie sie wieder zu sich kam, schwamm sie in Thränen. So bald sie sprechen konnte, beklagte sie ihr Unglück. Sie versicherte mir, nie wäre ihr

meine Freundschaft so unentbehrlich gewesen. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich sie verlassen habe, und behauptete, sie würde diesen Verdruß nie erlebt haben, wenn ich sie mit meinem guten Rathe unterstützt hätte. Ich versicherte ihr, ich wäre immer noch so ihre Freundinn wie jemals, gestand ihr aber zugleich, daß es mir unmöglich wäre in gewissen Affären die dritte Person zu spielen. Meinem Kopfe und Charakter wäre alles Romanhafte so entgegengesetzt, daß ich mich nicht enthalten könnte, wie weit davor zu fliehen. Doch setzte ich hinzu, in dieser Lage könne sie auf mich rechnen, ich würde sie nicht verlassen, sie dürfe nur sagen, was ich thun solle, ihr zu helfen, und sie zu trösten. Nun machte sie mir eine umständliche Erzählung von allem, was vorgefallen war. Sie sagte mir, Hr. v. Flamacour habe ihr gestanden, und versichert, er fühle die heftigste Leidenschaft für sie: er habe ihr geschworen, und mehrmals geschrieben, er werde nie eine andere, als sie lieben, nie einer andern angehören. Ihren Vater zu besänftigen, habe sie ihm diese Briefe gezeigt; blos

die wahrscheinliche Aussicht auf eine Heyrath habe ihn bewogen, gewisse Manieren und gewisse Reden der Flamacours zu übersehen; und sie selbst wäre deshalb in öffentlichen Gesellschaften weniger zurückhaltend gewesen: die Reden, die man hierüber führen würde, brächten sie zur Verzweiflung, sie wisse gewiß, daß sie vor Kummer sterben würde. Sie gestand, seit einiger Zeit bemerkt zu haben, daß Hr. v. Flamacour sein Betragen gegen sie geändert, daß er einen Plan im Werke habe, den er ihr nicht mittheilen wolle; ihre Beschwerden habe er nur durch Murren und Entfernung beantwortet: dieses habe sie seit einiger Zeit so niedergeschlagen gemacht. Alles das sagte sie unter Vergießung eines ganzen Thränenstrohms, und unter Betrachtungen und Seufzern über die Untreue der Männer, den niedrigen Geitz nach Geld und Vermögen, und die Thorheit, an uneigennützige Empfindungen zu glauben. Ich gestehe, so aufrichtig ich Mamsell Mirfort beklagte, so spürte ich doch im Grund des Herzens eine kleine Zufriedenheit. Ich sagte zwar nicht: das hab' ich Ihnen ja zum voraus

gesagt, aber ich dachte es doch, und that mir nicht wenig darauf zu gute. Im Grunde bedurfte es dieses Beyspiels nicht, mich in meinen Ideen zu bestärken. Ich that mein möglichstes, Mamsell Mirfort zu trösten: ich versicherte ihr, das Publikum wäre doch bisweilen auch gerecht, und in diesem Falle müßte durchaus alle Theilnahme auf ihrer Seite seyn.

Sie konnte sich nicht zufrieden geben, daß sie nun allen öffentlichen Gesprächen Preis gegeben wäre; eben so wenig konnte sie die Idee ertragen, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen, vorzüglich da sie es wirklich durch ihre Unvorsichtigkeit verschuldet zu haben glaubte. Bey dieser Gelegenheit machte ich die Bemerkung, daß der äußerliche Schein hier viel gefährlicher wäre, als das Uebel selbst. Das ist eine Regel der Moral, auf die ich bis jetzt noch nicht Acht gehabt. Ich glaube auch, daß Hr. v. Flamacour ihr wirklich nahe geht; doch, ich mochte nicht die Vertraute ihrer Empfindungen gegen ihn werden.

So viel sah ich indeß wohl, daß der Haß und die Verachtung, die sie gegen Mamsell Balloton äußerte, mehr von einer beleidigten Eigenliebe als von einer gekränkten heftigen Leidenschaft zeugte. Vorzüglich fürchtete sie sich, vor ihrem Vater zu erscheinen: sie zitterte vor seiner Hitze: sie hatte sich ihm zu sehr widersetzt, und ihre Hofnungen für zu gewiß ausgegeben; alle diese Besorgnisse quälten sie unendlich, sie flößte mir das stärkste Mitleid ein. Lange war mirs unmöglich, nachzudenken und einen Entschluß zu fassen. Endlich erhohlte ich mich bey meinem Vater Raths; ich schlug ihm vor zu Hrn. v. Mirfort zu gehen, seine Gesinnungen zu erforschen, und Vorbitte für seine Tochter einzulegen: allein er hatte keine Lust, sich der tobenden Hitze eines Mannes auszusetzen, der ihn vielleicht außer Fassung gebracht haben würde. Er setzte hinzu, der glückliche Erfolg in solchen Dingen hinge ganz von einer gewissen Geschicklichkeit und Gewandtheit ab, deren Frauenzimmer gewöhnlich weit fähiger wären, als

Mannspersonen, und er rieth mir, selbst einen Versuch zu machen. Ich ging wieder zu meiner Freundinn. Ihre Verzweiflung hatte eher zu als abgenommen: sie sagte, sie habe alles von der Strenge ihres Vaters zu fürchten. Sie sprach von Mitteln sich zu retten, und suchte einen Ort auszumachen, wo sie hin fliehen könnte. Ich sagte, sie irre sich in ihren Aeltern: ich wollte mich selbst davon überzeugen, und gleich zu ihrem Vater gehen. Ich zweifelte nicht, ihn in einer guten Stimmung gegen sie zu finden.

Ich ging zu ihm. Er war schrecklich aufgebracht. So wie er mich erblickte, fing er an auf die Flamacours, seine Tochter, die Heyrath, und alle die Personen, die sich hinein gemischt hätten, zu fluchen. Er hatte eben gewisse Nachricht von der Verbindung erhalten, die der Gegenstand seines Zornes war. Seit einigen Tagen hätte man ihm hinterbracht, die Sache wäre im Werk; seine Tochter, die gewiß darum gewußt, hätte es nicht Worts haben wollen, und ihm

heilig versichert, es wäre ganz unmöglich. Er verlangte Erklärung über gewisse Reden, die ihm waren hinterbracht worden, er steckte seinen großen Degen an, und setzte seinen Hut mit der weißen Cocarde auf.

Ich hatte schon ein paar mal angesetzt zu sprechen, ich sagte, ich schrie, er habe Recht, es wäre ein wahres Glück für ihn, daß er mit so eigennützigen Personen nicht in Verbindung gekommen wäre, er unterbrach mich immer wieder, und stieß fürchterliche Verwünschungen gegen die Flamacours aus. Er sagte, sie möchten sich aufblasen, wie sie wollten, so wären sie doch um nichts besser, als die Mirforts: hätten sie gleich einmal den preußischen Orden gehabt, so habe er dagegen den Orden pour le merite. Nun kam die Reihe an die Schmähungen gegen die Wallotons, darauf ergoß sich seine Galle gegen seine Tochter, die ihn, wie er sagte, dem niederträchtigen Verfahren aller dieser Leute ausgesetzt habe, und Schuld sey, daß er und seine Familie ein Gegenstand des Gespöttes werden würde.

Ich erwartete einen Augenblick von Ruhe, um ihn zu bewegen, meine Freundinn gelaſſen wiederzuſehen, und ihr zu verzeihen. Ich glaubte ihn dadurch zu rühren, daß ich ihm die Verzweiflung ſchilderte, in der ſie ſich befände; weit gefehlt; das machte ihn nur noch wilder: er ſchwor, ſie ſollte ihm nie wieder vor die Augen kommen, er möchte ſich nicht von ihrem Weinen und Klagen und ihren traurigen Geſichtern incommodiren laſſen. Sie möchte ſehen, wo ſie ſonſt damit unterkäme. Es fehlte nicht viel, ſo hätt' er mich ſelbſt mishandelt, wenigſtens mußte ich ziemliche harte Ausfälle gegen die Mädchen, über die Schwierigkeit, ihnen Männer zu ſchaffen, und ihre Capriſen und Grillen in dieſem Punkte anhören. Das war alles, was meine Geſchicklichkeit und Gewandtheit erhalten konnten. Ich kehrte ziemlich traurig zu meiner Freundinn zurück; ich fand ſie ganz zu Boden gedrückt, und unfähig, eine Entſchließung zu faſſen. Wir gingen mit meinen Aeltern zu Rathe. Vor der Hand war es unmöglich, ſie dem Zorn

der ihrigen auszusetzen: sie mußte nothwendig der Gegenstand aller Gespräche werden. Sie fühlte diese grausame Lage tief in der Seele. Mein Vater hatte Geschäfte auf dem Lande, die ihn ein paar Tage dort aufhalten mußten, und sein Plan war, übermorgen dahin abzugehen. Ich that den Vorschlag, ihn mit Mamsell Mirfort dorthin zu begleiten, bey ihr zu bleiben, und diesen Nachmittag schon abzureisen. Mein Vater, der beste aller Väter, der seine Güte über alles, was mich interessirt, verbreitet, billigte meine Idee. Alles wurde in der Geschwindigkeit zurecht gemacht, und so sind wir ohne irgend eine andere Rücksicht hieher gekommen, und haben uns hier niedergelassen. Wir litten unterwegs ein wenig von der Strenge der Jahrszeit: allein die Hauptsache war, zu entkommen, ohne jemand zu hören, noch zu sehen. Mein Vater wird morgen in die Stadt gehen, Erkundigungen einziehen, und zurückkommen, die Zeit unsers Aufenthalts zu bestimmen. Man muß Hrn. v. Mirfort sich beruhigen, und die

Gespräche über die Verbindung der Flamacours vorübergehen lassen. Stolz und Eigenliebe, hoff ich, sollen meiner Freundinn Stoff zum Troste geben: sie wird sich ermannen, den Geschwätzen der Boshaften Trotz bieten, und ihre Entschädigung in der Nachsicht gutgesinnter Personen suchen. Das Lächerliche muß ganz auf die Flamacours fallen, die so stolz, so hochmüthig sind, und das Geld so tief suchen. Da die Reichthümer sie weder bescheidener, noch artiger machen werden, so wird man sich durch Einfälle und Epigramms rächen. Mamsell Mirfort kann sicher auf diese Rache rechnen, und ich hoffe bey unserer Rückkehr in die Stadt wird sie ihre Aeltern und Freunde in der besten Stimmung finden, sie freundschaftlich aufzunehmen. Unterdessen ist mirs lieb, daß mein Vater nicht allein hier ist; wir wollen alles thun, uns zu trösten. Vielleicht wird es ohne ein paar Thränchen nicht abgehen; man macht niemals einen so beträchtlichen Fehler in der Rechnung, ohne daß es hinterdrein schmerzt; doch werden wirs schon dahin

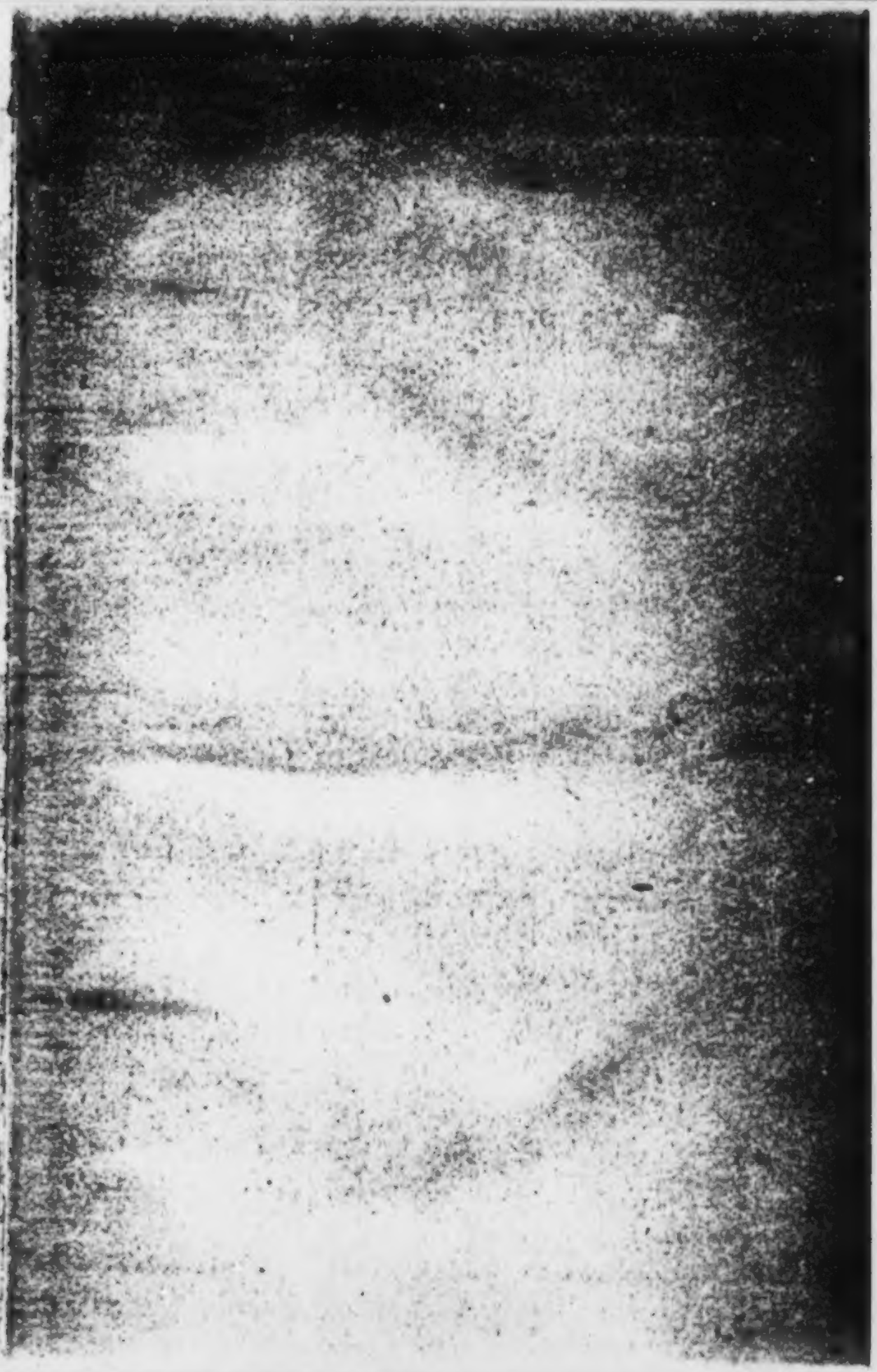
bringen, uns zu zerſtreuen, und ſo wie immer eins auf das andere folgt, werden wir vielleicht am Ende gar lachen. Für eine fehlgeſchlagene Heyrath, für einen verlohrnen Corydon wird es ja noch einen Troſt geben. Glauben Sie nicht auch, daß wir ihn finden werden? Vor der Hand haben wir noch nicht auf Zerſtreuungen denken können, doch werden wir ſchon Zeit bekommen, zu überlegen und Betrachtungen anzuſtellen. Das kömmt immer ein bischen ſpät. Mamſell Mirfort hat Erfahrung, ich Vorſicht, das muß ein dauerhaftes, zuſammenhängendes Syſtem geben. Ich fürchte nicht, meine theuerſte Freundinn, daß Sie mich je in einer ähnlichen Verzweiflung ſehen ſollen.

Bey meiner Ankunft hier dachte ich gleich an Madam v. St. Marcin, und beſonders an Hrn. v. Noirval. Ich hätte gewünſcht, auf der Stelle Nachricht von ihnen zu bekommen. Ich habe einige Hofnung, ſie zu ſehen, was mir viel Vergnügen macht. Doch das Wetter iſt ſchlecht und

die Wege sind abscheulich. Heute werden sie's erfahren, daß wir hier sind, und sich gewiß sehr darüber wundern. Einige Tage lang will ich mich ganz meiner Freundinn widmen, dann kömmt es auf den Schnee und Frost an, was ich weiter thun werde. Jetzt sind alle Wege verschneyt. Da man in der Einsamkeit an seine Nachbarn denkt, so hat sich meine Gefährtinn auch nach der Wohnung des Hrn. v. St. Marcin erkundigt. Sie liegt anderthalb Stunden von hier, und jetzt ist alle Communication abgeschnitten. Ich hoffe hier einen Brief von Ihnen zu bekommen. Ich erwarte Ihre Briefe immer mit der größten Ungeduld, und wenn ich sie habe, so hab ich doch immer nicht genug daran. Ich wünschte, Sie antworteten auf alle meine Ideen, auf alle meine Anekdoten, und theilten mir mehr von sich selbst mit. Sie beschäftigen sich zu viel mit mir, davon möchte ich Sie zwar nicht abbringen, glücklicher aber würde ich doch seyn, wenn ich besser von alle dem, was eine so geliebte Freundinn betrifft, unterrichtet wäre. Erwiedern

Sie mir meine Freundschaft kräftiger, ich beschwöre Sie, oder ich glaube künftig nur an die meinige. Sie können es nie genug fühlen, wie herzlich und aufrichtig sie ist. Leben Sie recht wohl.

Ende des ersten Bandes.



58, 5015

Laura,

oder

Briefe

einiger Frauenzimmer

in der franzöſiſchen Schweiz.

Vom Verfaſſer der Camille.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zweyter Band.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
Mit Churfürſtl. Sächſiſ. Privilegio.
1788.

2374

Laura.

Zweyter Band.

Neunzehnter Brief.

Laura von Germoſan an Sophie von St. Aubin.

Valaire den 27 Febr. 1785.

Ich bilde mir ein, meine Liebe, daß Sie Wunder wie neugierig ſind, zu erfahren, was wir in unſerer Einſamkeit vornehmen. Ich will Sie nicht ſchmachten laſſen; ich will Ihre Neugierde ſo befriedigen, als wenn ich gewiß wäre, daß Sie recht viel davon hätten. Sie wiſſen wohl, was zwey Mädchen thun, die mit einem Gegenſtande beſchäftigt ſind, der wechſelsweiſe ihren Zorn, ihren Unwillen, ihren Schmerz, ihre Vermuthungen rege macht? Sie ſchwatzen. Und das, meine Liebe, thun wir auch. Wir ſchwatzen. Mamſell Mirfort triebe es gern die ganze Nacht hindurch, allein ich ſetze mich dagegen, und zwar aus zwey wichtigen

Gründen. Einmahl, weil ihr die Ruhe nöthig iſt, und dann, weil alle Geſtändniſſe und Bekenntniſſe die Kraft haben, mich vollkommen einzuſchläfern. Den Tag über, wo mein Vater mit ſeinen Geſchäften zu thun hat, und wir ruhig bey unſrer Arbeit ſitzen, denken wir beſtändig überlaut, und die Augenblikke des Stillſchweigens ſind ſelten und kurz. Mamſell Mirfort wird alle Tage ruhiger, und fängt an gegen das Vergangene etwas gleichgültig zu werden. Wir ſagen nicht mehr ſo viel Böſes von den Männern, dafür macht ſie ſich ſelbſt mehr Vorwürfe über ihre Unbeſonnenheit. Sie hatte eine wahre Neigung für Herrn von Flamacourt gewonnen, ſie geſteht es, und gibt mir zu, daß ſie ſeinen Worten zu viel Bedeutung mag untergeſchoben haben. Sie hatte ſich überzeugt, Lieben und Heirathen wäre ein und dieſelbe Sache, und wenn man ſchwört, immer zu lieben, ſo müſſe man mit der Zeit auch heyrathen. In dieſem Glauben hatte ſie ihren Vater bewogen, alles zu ertragen, und ſo gar gewiſſe Schritte zu thun, die ihnen nichts als Verdruß zugezogen haben. Bey der

ganzen Sache war nicht das geringste Geheimniß beobachtet worden, man hat Stoff genug zu Geschwätzen gegeben, und auf einmahl sah sie sich Weibern zum Raube überlassen, die sie als ihre Widersacherinnen kannte. Das war der Grund ihres heftigen Verdrusses. Sie preißt sich glücklich, daß sie entfernt ist, und nichts davon hört. Dieß muß zugleich unsere Flucht rechtfertigen; denn ich gestehe Ihnen, daß ich mich nicht ohne alle Bedenklichkeiten dazu entschlossen habe. Eigentlich kam es doch nicht mir, einem Mädchen von zwanzig Jahren, zu, mich der Mamsell Mirfort anzunehmen, sie zu leiten und führen: ich sollte ihre Fehltritte scheuen, vorzüglich aber mich nicht in den Verdacht setzen, als billigte ich sie. Die Medisance, die mit so herzlichem Vergnügen aus Allem Gift saugt, wird vielleicht auch mich nicht verschonen. Ganz gewiß wird eine Menge Personen mich verdammen, man wird mich bey den Anstalten, den Geheimnissen, die man sich einander leise ins Ohr sagt, und durch die man bey jeder Gelegenheit den guten Nahmen eines Frauenzimmers

zu Boden schlägt, mit eine Rolle spielen lassen. Gewiß hätte ich mit mehr Vorsicht zu Werke gehen können und sollen. Doch, vor meinen Augen stand nichts, als das unglückliche Mädchen, das von ihren Aeltern und Freunden ohne Mitleid verstoßen werden sollte. Es kam alles darauf an, sie vor dem Moment zu schützen; durch eine Flucht aufs Land entging sie dem, was zu ertragen ihr am schwersten hätte fallen müssen. Es war das sicherste Mittel, den Sturm vorübergehen zu lassen, ohne zuviel davon zu leiden. Ich glaube nicht, daß meine Reputation an der Reputation einer Person hängt, die für die ihrige nicht besorgt genug gewesen ist. Die Verdammungsurtheile der Frauenzimmer vereinigen sich zu schnell mit dem Unheil, das die Männer anstiften. Ihre Opfer finden nichts als strenge Richter, nicht einen großmüthigen Versprecher. Ist uns aber vielleicht diese Grausamkeit nöthig, wenn wir nicht straucheln sollen? Sie wird so oft im Umgang ausgeübt, daß sie ohne Zweifel da nöthig seyn muß. Die Umstände, in denen sich Mamsell Mirfort befindet, sollten

ihr Nachsicht verschaffen; im Schoos ihrer Familie ist sie nicht glücklich, und hat auch sonst keine angenehme Aussicht. Es ist nicht zu läugnen, daß sie sich zu schnell den ersten Hoffnungen überlassen, nicht genug Mißtrauen in die Absichten eines Mannes gesetzt hat, den sie sogleich, als sie die Widersetzlichkeit seiner Aeltern erfuhr, von sich hätte entfernen sollen. Wir haben alle diese Materien erschöpft. Entfernen wir uns gleich davon, uns zu zerstreuen, so kommen wir doch immer unvermerkt darauf zurück, und am Ende eines Gesprächs von mehrern Stunden, wiederhohlen wir immer noch, was wir schon mehrmals wiederhohlt hatten. Ich muß Ihnen eine von diesen Unterhaltungen, von Wort zu Wort, mittheilen. Diejenige, die wir gestern Nachmittag zusammen hatten, ist mir im Gedächtniß geblieben, und hat eine Unzufriedenheit und Unruhe in mir erregt, gegen die ich Ihre Hülfe sehr nöthig habe. Sie sind es schon gewohnt, daß ich Ihre Meinung über alles zu wissen verlange. Sagen Sie mir sie auch dießmahl: ich bitte Sie. Mamsell Mirfort hat mehr Erfahrung,

als ich; ihr Herz steht nicht bey seiner ersten Neigung. Sie konnte mich belehren, und ich wollte belehrt seyn. Man sagt oft, es wäre eine große Klugheit, sich durch fremdes Unglück zu belehren: es müsse uns zum Vorspiel dienen. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, und lernen, wie Frauenzimmer unglücklich werden. Nicht, als ob ich fürchtete, es jemahls zu werden: ich wünschte bloß diese Art von Unglück nicht ohne alle Kenntniß zu beurtheilen. Hier ist unsere Unterredung. Sie sehen uns beide arbeitend, Mamsell Mirfort mit Stricken, ich mit einer Stickerey beschäftigt, nahe beysammen. Sie hatten wir uns vorgenommen, den Nachmittag zuzubringen. Nach einer kurzen Pause schlug ich das Gespräch an.

Laura. Aber sagen Sie mir, liebste Fremdinn, glauben Sie nicht auch, daß das erste Gefühl von Zuneigung und Zärtlichkeit bey uns immer aus Eigenliebe entsteht?

Mamsell Mirfort. Es ist sehr schwer, darüber etwas auszumachen. Selten kann man sich selbst Rechenschaft davon geben. Wenn man den Ursprung seiner

wird, ſo iſt der erſte Augenblick ſchon längſt vorüber, und man weiß nicht mehr, was ihm eigentlich ſein Daſeyn gegeben hat.

Laura. Ich glaubte, es wäre immer die Eigenliebe, weil doch das Frauenzimmer niemahls zuerſt liebt. Die Mannsperſonen können freylich, wie jedes andere Ding, wie Blumen, Gemählde, gefallen, allein ſie intereſſiren nicht eher beſonders, als bis ſie einer Perſon vorzugsweiſe eine Aeußerung des Vorzugs erweiſen, die ihr ſchmeichelt, und die ſie für aufrichtig hält. Da man aber auch nicht geſchmeichelt werden, und eine Denkungsart beſitzen kann, die dagegen ſchützt, ſo muß es auch möglich ſeyn, ſich in einer Geſellſchaft liebenswürdiger Männer zu gefallen, und dennoch keinen zu lieben.

Mamſell Mirfort. Ich weiß nicht, was man kann, überzeugt aber bin ich, daß es in der Tiefe unſers Herzens einen gewiſſen Reitz giebt, der ſich nach den Gegenſtänden, die uns gefallen, entwickelt, allein nicht immer von der Hoffnung, geliebt zu werden, abhängt. Ich glaube, die Natur hat das ſo eingerichtet.

Laura. Nein, meine Liebe, ich glaube nicht an die Natur. Entſchiede ſie über unſere Herzen, ſo würde man niemahls etwas von unglücklichen Leidenſchaften, ſeltſamen Geſchmack, und dem romantiſchen Vorzug Eines Gegenſtandes hören: alles würde weit natürlicher gehen. Ich verſichere Ihnen, Eigenliebe iſt die Quelle aller unſerer Thorheiten; durch Räſonnement allein kann man ſich davon los machen, und glücklich leben, ſo lange man ſein Herz ruhig erhält.

Mamſell Mirſort. Ich wünſche, daß es Ihnen ſo wohl werden mag, wenn Sies glauben; aber, was Sie Thorheit nennen, iſt juſt das, was das vollkommenſte Glück hervorbringen kann. Es geht nichts über die Wonne, die zwey Perſonen genießen können, die die Sympathie verbunden hat, die in ihrem Geſchmack, in ihren Neigungen, in ihrer Denkungsart Uebereinſtimmung entdecken, deren Seelen mit ſammt ihren Empfindungen und Ideen in einander flieſſen.

Laura. Das begreife ich nicht, und werde es nie begreifen; denn am Ende gefallen die Männer doch nicht anders, als jede an-

dere Sache, durch ihre Figur, durch ihre Stimme, durch das, was ſie ſagen, mit Einem Wort durch das, was uns in die Augen fällt, wie ein Gemählde durch ſeine Farben, ſeine Zeichnung; und wenn ein Gemählde ſich zu meinen Füſſen werfen und ſchwören könnte, es bete mich an, ſo würde mir das vielleicht Vergnügen machen: aber ich glaube doch, ich würde es wieder an ſeinen Platz hängen.

Mamſell Mirfort. O wenn Sie in dieſem Gemählde eine Empfindung ſähen, die eingeflößt zu haben Ihnen Vergnügen machte, wenn Ihre Augen einem gewiſſen Feuer begegneten, wenn es Ihnen eine Bewegung verurſachte, gegen die Sie ſich nicht vertheidigen könnten — vielleicht würden ſie dann das Gemählde ſo bald nicht wieder aufhängen. Aber wie, meine Liebe — (hier legte ſie ihre Arbeit bey Seite, und ließ ihre Arme ſinken) — Sie hätten nie einen Gegenſtand geſehen, mit dem Sie gewiſſe Ideen verbinden könnten?

Laura. Nie, meine Beſte, nie! Und auch für die Zukunft ſage ich für mich gut.

Geſicht aber, ich empfände wirklich alles, was Sie ſagen, ſo müßte es doch wieder ein Ende nehmen. Es dürfte nur halbweg etwas dauern, ſo würde ich Langeweile bekommen, gähnen, und mit einem Fußtritt alles weit von mir weg ſtoſſen. Ich wüßte nicht, wie auf dieſe Art der Roman lange dauern könnte.

Mamſell Mirfort. Meine liebſte Freundinn, wenn Ihr Mund ſich öffnete, ſo wär es gewiß nicht um zu gähnen, Ihre Füße würden nicht viel Kraft haben. Liebe Laura! ein geliebter Mann iſt kein Menſch mehr, er iſt ein Weſen, das mit den übrigen Menſchen nichts gemein hat, er iſt mit einer Wolke umgeben, die in unſern Augen alles verſchönert, er ſcheint ſich bis zum Himmel zu erheben, und uns nach ſich zu ziehen; alles verſchwindet, alles wird klein um ihn her; wir leben in einer Schöpfung, die für uns allein gemacht iſt.

Laura. Und das alles, weil dieſes göttliche Weſen zu unſern Füßen gekrochen hat? Und meine Liebe, dieſes vollkommene Geſchöpf ſagt doch nichts als gemeine Dinge,

Dinge, die hundertmahl da gewesen sind, die man in allen Romanen finden kann, und endlich küßt es uns die Hände, wie der irrdischste, alltäglichste Mensch. Ich gestehe, daß ich da nichts Verführerisches finden kann, nichts, das mir nicht verhaßt und zuwider wäre.

Mamsell Mirfort. Wenn die Empfindungen gegenseitig sind, wenn Zärtlichkeit Zärtlichkeit einflößt, dann sind auch unsere Organen verwandelt. Man möchte gern tausendmahl hören, was Ihnen so gemein und alltäglich vorkömmt; alles wird Lust und Wollust zwischen zwey Personen, die sich lieben; alles ist bedeutungsvoll für sie. Die Gegenwart reißt hin, die Abwesenheit verzehrt, das Herz hat nur Eine Empfindung, die Seele nur Eine Idee; es bleibt selbst nur Eine Art sinnlichen Eindrucks.

Laura. Ach, was hätten die sinnlichen Eindrücke hier zu schaffen? Ich begreife es nicht. Können Sie mirs erklären?

Mamsell Mirfort. Nein; auch ich hab' es nie begriffen. Ich weiß nur so viel, daß alles sich auf den geliebten Gegenstand bezieht. Die Musik ist nichts als ein leeres

Geräusch, wenn sie nichts von dem ausdrückt, was wir denken. Der Tanz ist nichts als eine langweilige Bewegung mit einem gleichgültigen Geschöpf; das Land, die ländlichen Aussichten sind öde und tod, wenn man nicht einen schattigen, einsamen und versteckten Ort findet, wohin man sich verbergen möchte: die Gesellschaft und ihre Convenienzen werden unerträglich, wenn man nicht Hoffnungen, Plane, Gewißheiten mit sich bringt: kurz für eine zärtliche Seele, ein beschäftigtes Herz ist die Welt ganz ein ander Ding, als für die übrigen Menschen.

Laura. Meine Liebe, Ihre Phantasie leiht Ihrem Herzen ihren Schwung, und so sind Sie wirklich sehr zu beklagen. Ich kann nicht sagen, daß ich Sie ganz verstehe, allein es muß doch sicher ein Ersatz dabey seyn, da für die schönen Neigungen gewöhnlich alles so übel geht, und sie doch ausdauern. Wenn zwey Personen zusammen sind, so gibt es weder Tanz noch Musik, die Gegenstände der Unterhaltung sind bald erschöpft, Verehrung und Zurückhaltung sind uns zu ange-

nehm, als daß uns die Vertraulichkeit gefallen könnte. Gewiß geſchieht es immer in Augenblicken dieſer Art, daß man einander ſatt wird. Wer es am erſten wird, gilt für den Leichtſinnigſten, dann kömmt es zu Zwiſtigkeiten, Untreue, Meineid, — — ich möchte nur wiſſen, wer die erſte Veranlaſſung gibt?

Mamſell Mirfort. Die Mannsperſonen, meine Liebe: allemahl ſind ſie es, die zuerſt das Band zerreißen. Sie legen einen großen Werth auf das, was man ihnen verſagt, und ſchätzen niemahls den Werth von dem, was man ihnen verwilligt. Sie ſind wunderlich, eigenſinnig, wetterwendiſch. Ihr größtes Vergnügen iſt, uns Mädchen das Herz zu brechen.

Laura. Aber, meine Liebe, wer zwingt uns, ihnen etwas zu verwilligen, das uns kein Vergnügen macht? — — —

In dieſem Augenblick hörten wir das Geräuſch eines Pferdes, dann das Geräuſch eines Mannes; ich glaubte, eine bekannte Stimme zu hören, wir ſahen beyde von unſerer Arbeit auf; eine leichte Röthe flog über

unſere Wangen, als ob wir fürchteten, man habe uns gehört. Es währte nicht lange, ſo meldete man Hrn. v. Marville an. Das Erſtaunen ſetzte uns in Bewegung. Das erſte Wort war, wir wollten Niemand ſehen; doch überlegten wir bald, daß es ſehr kalt, die Witterung ſehr ſchlecht wäre, daß er nicht anders als in guter Abſicht gekommen ſeyn könnte. Wir glaubten, es würde hart und unanſtändig ſeyn, ihn zurück zu ſchicken, und jetzt wollten wir das eben nicht ſeyn. Es wurde alſo beſchloſſen, den Beſuch anzunehmen. Mamſell Mirfort voll Furcht und Beſorgniß wollte ſich nicht ſehen laſſen, ob ſie gleich ihren Kopfputz zurecht machte; ich proteſtirte gegen das Tete — a — Tete. Während dem Streit trat Herr von Marville herein. Er brachte uns bald wieder ins Gleis, da er mit vieler Munterkeit und Laune von ſeinem Beſuche, und von ſeinem Verlangen ſprach, uns zu ſehen, und Neuigkeiten aus der Stadt zu bringen. Er gehe, erzählte er, zu einem Freund, der drey Stunden von hier wohnt; er habe mehr als eine Stunde umgeritten, in der Hoffnung: daß

wir ihn ohne Verdruß annehmen würden. Nach den ersten Complimenten sagte er: Er mache sich ein Vergnügen, uns von dem zu benachrichtigen, was man in der Stadt über einen Gegenstand spräche, der uns nicht gleichgültig wäre. Ohne unsere Antwort zu erwarten, die wahrscheinlich ohne Stottern nicht zu Stande gekommen wäre, fuhr er fort: in der Ferne kämen uns alle Sachen schlimmer vor, als sie wären. Ohne ein Recht zu irgend einer Vertraulichkeit zu haben, und ohne sich auf besondere Umstände einzulassen, könne er uns versichern, daß jedermann Mamsell Mirfort beklage, man setze sich in ihre Lage, und interessire sich durchaus für sie. Die Schande falle ganz auf die Männer zurück, die sich kein Gewissen machen, Familien zu betrügen, um ihre Weiber desto besser zu betrügen. Man wünsche ihr Glück, daß sie eine warme, theilnehmende Freundinn besitze, und billige ihren Gedanken, ihr auf das Land zu folgen. Er erzählte, die Verbindung der Flamacours und Ballotons beschäftigte das Publikum und alle Stadtgespräche so sehr, daß man sich glück-

lich preisen müsse, nicht dort zu seyn. Er setzte hinzu, alle Freundinnen der Mamsell Mirfort hoften, sie bald wieder zu sehen; mehrere hätten ihm aufgetragen, es ihr besonders zu sagen: er vermuthete, man habe uns schon fleißig geschrieben. Wir sahen beyde einander an, und verstanden uns sehr gut. Niemand hat uns ein Wort geschrieben; allein wir mußten uns mit der Voraussetzung befriedigen. Es ist schon viel für gute Freundinnen, wenn sie nur diejenige, die abwesend und unglücklich ist, nicht verdammen. Weiter erzählte er uns, die Hochzeit würde in vier Tagen vor sich gehen: die Ballotons hätten verlangt, sie nicht länger hinaus zu schieben. Man mache Anstalten zu Feten, Bällen, die aber erst nach der Ceremonie vor sich gehen sollen. Sie kaufen ein Landguth, das den Titel eines Ritterguths bekömmt. Man nennt sich schon von Baloton, man hat einen Stammbaum, wer weiß wo und wie? gefunden, die Heyrath ist also für die Flamacours keine Mißheyrath mehr. Die Mitgabe, das Guth, das prächtige Haus sind nicht die Hauptsache; man

behauptet, es herrſche wahre Zuneigung zwiſchen dem neuen Paare: alles das ſagt man ſich lachend, und Herr von Marville machte uns auch herzlich lachen, da er uns dieſe Umſtände mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt erzählte. Kurz, ſein Beſuch machte uns viel Vergnügen, und trug nicht wenig zu unſerm Troſt bey. Wir erkundigten uns, wo Herr von Marville hinginge, und ob er wirklich nur im Vorbeygehn eingeſprochen wäre. „Meine Damen, ſagte er, „ich beſuche meinen Freund St. Ange, den „Mann, deſſen Bekanntſchaft man nicht machen will, und der indeß doch einige Verdienſte hat.“ — „„Das iſt ein Sonderling, ſagte Mamſell Mirfort, den ein paar Weiber verzogen haben, und der für die übrigen nicht die geringſte Aufmerkſamkeit „hat.“ — „Mamſell, fiel ihr Herr von „Marville lebhaft ins Wort, er iſt ein ſehr „liebenswürdiger Mann, deſſen Seele voll „Rechtſchaffenheit keiner Falſchheit fähig iſt. „Erlauben Sie mir zu glauben, daß er es „iſt, der den Frauenzimmern Zutrauen einge„flößt hat. Sie haben ihn nicht verzogen,

„ſie haben ihm Gerechtigkeit wiederfahren „laſſen. Es iſt eine ſeltne Sache, ſo viel „Geiſt mit ſo viel Tugenden verbunden zu „ſehen.“ — „„Ja, die Männer ſind die rech„„ten mit ihren Tugenden, verſetzte Mamſell „„Mirfort mit Bitterkeit. Sie koſten „„das Vergnügen, wo ſie es finden, und „„bleiben immer tugendhaft dabey.““ Herr von Marville wendete ſich zu mir, und ſagte: „Nichts anſtändigeres, nichts ehrwürdigeres „als das Leben und Betragen des Herrn von „St. Ange. Er hatte ſich in Paris nie„dergelaſſen, wo er ſeinen Geſchmack für die „ſchönſten Künſte ausbildete, und wo er in „den angenehmſten Verbindungen war. Als „les das verließ er, um einer kranken Mut„ter willen, die er bis den letzten Augenblick „ihres Lebens wartete. Man hielt ihr Ver„mögen für größer, als es ſich nach ihrem „Tode fand. Seine Schweſter ſtand im Be„griff eine Heyrath zu thun, die dieſer Irr„thum hätte rückgängig machen können. Er „richtete die Sachen ſo ein, daß er faſt der „ganzen mütterlichen Erbſchaft entſagte. Sei„ne Schweſter erhielt alſo das Vermögen,

„auf das ſie rechnete, und verheyrathete ſich „nach ihrer Neigung. Ihm ſelbſt blieb nichts „als ein Landguth, das nicht ſonderlich einträglich iſt, und viel Mühe und Sorgfalt „erfodert. Er hat ſich hier niedergelaſſen, und „ſeinen Lieblingsneigungen und Beſchäftigungen entſagt. Und doch hat er eine ſo „gefühlvolle Seele, und iſt der Zärtlichkeit „und ſelbſt einer romantiſchen Leidenſchaft fähig. Er hat ſich dem Landleben gewidmet, „und wird von allen Perſonen, die um ihn „herum ſind, geſchätzt und geliebt. Mamſell „Mirfort kennt ihn ſehr übel: mein „Wunſch, das Sie, Mamſell, ihn kennen „lernen möchten, gründete ſich auf die Ueberzeugung, daß Sie ihm mehr Gerechtigkeit „widerfahren laſſen würden. Ohne Zweifel „iſt er ein Freund vom Vergnügen geweſen. „Hat ſein Verſtand dieſen Geſchmack etwas „lebhaft bey ihm gemacht, ſo hat doch die Rechtſchaffenheit ſeines Herzens ihn immer in den „Schranken des Anſtandes gehalten. Ich „beſuche ihn jetzt in der Abſicht, ihn aus ſeiner Einſamkeit zu ziehen, und wenigſtens, „ſo lange als der Froſt und Schnee anhält,

„in die Stadt zurück zu bringen. Das Le„ben, das er auf dem Lande führt, ist höchst „interessant. Er hat sich auf Oekonomie ge„legt, er hilft allen Landleuten, seinen Nach„barn, ihre Länderey auf das vortheilhafteste „benutzen.“ Wir machten die Bemerkung, er schiene ein sehr warmer Freund zu seyn. „Ja, sagte er mit einer ernsthaften, niederge„schlagenen Miene, ich kann lieben, aber das „ist kein Grund, geliebt zu werden.“ Mamsell Mirfort glaubte, er ziele auf sie, und verlohr sich in eine ausführliche Vertheidigung ihrer Art zu lieben, worauf wir aber beyde aus Zerstreuung nicht hörten. Herr von Marville verließ uns, und wir sprachen von ihm. Ich gestehe, daß ich Verdienste an ihm finde. Er kann Freund seyn, und benimmt sich gegen mich und meine Familie so, wie ich es wünschte. Mamsell Mirfort ging wieder an ihre Arbeit, und sagte mit einer ernsthaften Miene: „Wirklich, Herr „von Marville ist ein liebenswürdiger „Mann, er hat ein sehr gutes Herz, und „ich glaube, daß er einer ernstlichen Neigung „fähig ist. Schade, daß seine Sitten ... —

»»s gewiß, fiel ich ihr hurtig ins Wort, er »»ist ein herrlicher Mann, ich glaube, daß »»er eine Leidenschaft im Herzen nährt. Wär' »»es für mich, ich würde ihn nicht lange »»schmachten lassen ——— Ich weiß nicht wie weit ich die Persiflage getrieben haben würde, hätte ich nicht glücklicher Weise in dem Augenblick einen Brief von meiner Mutter bekommen. Sie bestätigte fast alles das, was Hr. v. Marville uns gesagt hatte. Sie setzte noch hinzu, sie habe Hrn. v. Mirfort gesehen; sein Zorn gegen seine Tochter scheine sich zu legen; gemeinschaftliche Freunde arbeiteten an einer Art von Frieden und Versöhnung zwischen ihm und den Flamacours; man hoffe, daß die Sache zu Stande kommen werde. Auf diese Weise würde unsere Rückkehr in die Stadt keine Schwierigkeit finden. Ich gestehe, daß ich diesem Augenblick mit Vergnügen entgegen sehe, ob ich mir gleich die Aufnahme, die wir erhalten werden, so ziemlich denken kann. Ich sehe alle unsere Freundinnen herbey eilen. Eine wird uns mit viel Prüderie ärgerlichen Trost einsprechen, eine andere uns in ihre

Arme schließen, und uns ein demüthigendes Mitleid schenken. Madam Arsilli mit ihrer Schnellzüngigkeit wird uns alles sagen, was sie denkt, alles, was man gesagt hat, alles, was man sagen wird. Madam du Tanins ge wird uns von allen Frauenzimmern, die ähnliche Historien gehabt haben, erzählen, um uns über die unsrige zu trösten. Die großen Fräulein du Pattin mit ihrer gravitätischen Miene werden uns tiefe Verbeugungen machen, und geschwind vor uns vorüber gehen, weil junge Personen, die so fest entschlossen sind zu heirathen, wie sie, nicht Zurückhaltung und strenge Sittsamkeit genug zur Schau legen können. Es gibt so viel Weiber, die die Fehltritte anderer nöthig haben, ihre Tugenden glänzen und leuchten zu lassen, und die auch so glücklich sind, Schlachtopfer zu finden, an denen sie ihre Bosheit unter dem Schein des strengsten Anstandes auslassen können. Ich hörte bisweilen die strengen Urtheile dieser feyerlich tugendhaften Weiber; sie haben mir aber immer Zweifel gegen ihren Charakter beygebracht. Ich beklage Mamsell Mirfort,

daß sie noch alle diese Auftritte auszuhalten hat. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr zürne ich mit ihr, daß sie sich mit so vieler Unvorsichtigkeit blos gegeben hat. Sie hat sich äußerst thöricht der eitlen Hofnung einer Heyrath hingegeben, den äußern Schein nicht im geringsten beachtet, ihre große Zufriedenheit über eine Auszeichnung, die sie nicht hätte annehmen sollen, blicken lassen. Ich beklage sie, ohne sie deshalb weniger strafbar zu finden. Doch vergesse ich alles das bald wieder, um blos allein an ihr Unglück zu denken. Ich werde der Zufriedenheit genießen, es einigermaßen verringert zu haben, und außerdem habe ich ja den Beyfall meines Vaters. Mehr brauche ich nicht. Ich bin ganz getröstet: ich freue mich so gar über unsern ländlichen Aufenthalt. Das Leben kann hier sehr interessant, und muß immer weit weniger ermüdend seyn, als in der Stadt.

Madam v. St. Marcin und Hr. v. Moirval habe ich nicht vergessen. Es ist von neuem Schnee gefallen, und die Com-

munication ist noch schwerer worden. Das macht mir wahren Verdruß. Madam v. St. Marcin hoffte ich indeß doch zu sehen, allein sie hat einen Catarrh, und kann also nicht ausgehen. Ich habe mich der Einsamkeit und der Mamsell Mirfort gewidmet, und will meiner Bestimmung nachkommen." Noch näher geht mirs, daß ich nichts vom Hrn. v. Moirval erfahre: morgen schicke ich einen expressen Boten nach ihm. Dieser arme Einsiedler, ganz unter dem Schnee begraben, seufzt nach dem Frühling, der ihm den Genuß seines Gartens und seines Landhauses wieder vergönnt. Gewiß spüren in der jetzigen Strenge des Winters die Armen seiner Nachbarschaft die Wirkungen seiner Wohlthätigkeit. Ich möchte ihn gern besuchen, und es schmerzt mich sehr, daß es für heute unmöglich ist. Wahrscheinlich würde ich das Portrait im Rahmen finden. Bey jetziger Jahrszeit muß ihm diese Gesellschaft nothwendig seyn. Ich denke nicht anders, als mit Rührung und Mitleid an ihn; er verdiente so sehr, glücklich zu seyn.

Mit dem nächsten Boten aus der Stadt hoffe ich Briefe von Ihnen zu erhalten. Ich schmachte vor Verlangen zu erfahren, was Sie von unserer Geschichte und unserm hiesigen Aufenthalt denken. Ich muß Ihre Meinung über alles wissen, was ich thue. Sie wissen es, lassen Sie mich also nicht warten. Leben Sie wohl, meine Liebe; ich umarme Sie zärtlich.

Zwanzigſter Brief.

Laura an Sophie.

Wie vergnügt machen Sie mich, meine Beſte, daß Sie mein Betragen und meine ganze Denkungsart gegen Mamſell Mirfort billigen. Das Lob, das Sie mir geben, iſt eine Folge ihrer Freundſchaft; Ihre Meinung aber, Ihr Urtheil iſt die Folge Ihres richtigen Verſtandes, jener Vernunft, die ich verehre, und um deren Beyfall ich buhle. Ich vermuthete gleich, daß Sie, ſo wie ich, Mamſell Mirfort mehr beklagen als verdammen würden. Ein Herz, wie das Ihrige, weiß ſich in die Lage der Unglücklichen, die einen Fehltritt gethan, zu verſetzen, und weit entfernt, ſie durch eine ſtrenge Gerechtigkeit ganz danieder zu ſchlagen, haben Sie Mitleid mit ihnen. Ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß wir wohl daran gethan haben, hieher zu gehen, um den Sturm vorüber gehn zu laſſen. Alles wird in Ordnung kommen. Mein Vater, der vor einigen Tagen in der Stadt war, beſtätigt uns in unſern

Hoffnungen. Man ſpricht faſt nicht mehr von Mamſell Mirfort. Die Verhandlungen zwiſchen ihrem Vater und den Flamascours ſind zu Stande gekommen. Man hat ſie ziemlich nahe zuſammen gebracht, ſie werden einander durch Billette beſuchen, und bey allen Gelegenheiten die gewöhnlichen Höflichkeiten erzeigen. Der Haß wird immer bleiben; genug aber, daß die Zänkereyen doch wegfallen. Hr. v. Mirfort verlangt, ſeine Tochter ſoll wieder zu ihm kommen; er will ſie freundlich empfangen, und das Vergangene ſoll nicht erwähnt werden. Die Hochzeit geht morgen vor ſich: wir laſſen die Viſitentage und einen großen Ball vorüber, zu welchem Mamſell Mirfort eingeladen wird, den ſie aber nicht beſuchen will, ohne es jedoch auszuſchlagen. Mein Vater war genöthigt, vorgeſtern in die Stadt zurückzukehren, erlaubt aber, daß wir noch einige Tage hier zubringen dürfen. Er kömmt wieder, ſeine Geſchäfte zu beendigen: und wir kehren dann mit ihm zurück. Gern würde ich unſern hieſigen Aufenthalt verlängern; ich gewöhne mich daran, und glaube, ich

werde ihn ungern verlassen. Wir genießen mit großer Behaglichkeit einer ungestörten Muße, der Geist ist in voller Freyheit, man träumt köstlich, die Seele verfolgt ihren Gegenstand, ohne die Augenblicke zu zählen, die verfließen. Ich verdanke unserer Einsamkeit verschiedene Betrachtungen, die ich bis jetzt noch nicht angestellt hatte. Nunmehr ist Mamsell Mirfort voll Ungeduld, wieder in die Stadt zu kommen. Ihre Grundsätze widersprechen sich durchaus: sie fürchtet ganz vergessen zu werden, und ich bin überzeugt, es verdrüßt sie, daß man nicht mehr von ihr spricht. Ich ereifere mich oft nicht wenig über die Sucht, die man hat, sich mit andern zu beschäftigen, um sie zu verdammen, zu zerfleischen. Eben so, will man, sollen die andern sich mit uns beschäftigen, ohne zu überlegen, daß sie uns wenigstens das vergelten, was wir ihnen thun. Fast kömmt es so heraus, als bestünde unsere Existenz nur in der Einbildung anderer. Wir haben eigene Ideen, Empfindungen, und unterwerfen sie, ich weiß nicht welcher, fremden Meinung. Doch bin ich überzeugt, daß es

gewiſſe Pflichten der Menſchlichkeit gibt, die vor allen Meinungen vorausgehen, und vorzüglich in dieſem Punkte will ich mich unabhängig zu machen ſuchen. Wie lächerlich iſt es zum Beyſpiel, ſeine Empfindungen des Mitleids, die im Grunde wahre, chriſtliche Barmherzigkeit ſind, nach den Ideen ſolcher Leute beſtimmen zu wollen, die nichts fühlen! Nach dieſem Grundſatz habe ich mein Betragen gegen Mamſell Mirfort eingerichtet, und werde es in jedem Fall darnach einrichten. Unglückliche Perſonen haben Rechte an mir, und ich bin nicht fühllos genug, ſie den Convenienzen und meinem perſönlichen Intereſſe zu unterwerfen. Billigen Sie nicht dieſe Art zu denken und zu fühlen? Sie ſcheint mir der Vernunft gemäß, und ein Vorfall, den ich Ihnen mitzutheilen im Begriff bin, überzeugt mich vollkommen. Es gibt doch ſchreckliche, grauſame Zufälle in der Welt.

Ich habe Ihnen, glaub' ich, ſchon geſagt, daß wir einen Expreſſen an Hrn. v. Moirval ſchicken wollten. Ich war ſehr ungeduldig, etwas von ihm zu hören. Ich hörte,

er wäre bettlägerig und sehr krank. Man wußte seiner Krankheit keinen Nahmen zu geben. Seine Domestiken schienen besorgt; er hatte noch Niemand als den Chirurgus aus dem benachbarten Dorf befragen können: die Gefahr seines Zustandes war also nicht entschieden. Meine Unruhe war sehr groß, ich entschloß mich, ihn auf der Stelle zu besuchen. Mein Vater erlaubte mirs, und würde mich selbst begleitet haben, wenn er hätte bey uns bleiben können. Der Schnee war ein wenig geschmolzen, auf den gewöhnlichen Wegen aber kein Fortkommen. Man mußte auf der Landstraße einen Umweg von wenigstens zwey Stunden machen, um auf die Nebenstraße zu kommen, die auch sehr schlecht ist, und wo ein Fuhrwerk kaum von der Stelle kömmt. Alle diese Hindernisse schreckten mich nicht ab. Die Vorstellung, daß ein Mann, der andern so viel Gutes gethan, ohne die nöthige Pflege und Wartung bleiben sollte, war mir zu quälend. Ich ließ also einen alten leichten Wagen, der gewöhnlich hier bleibt, zurecht machen; man spannte drey Pferde davor, und gestern traten wir

bey früher Tageszeit mit unſern Landdomeſtiken die Reiſe an. Wir blieben länger als vier Stunden unter Weges. Ich fühlte eine ſtarke Beklemmung, als ich mich der Wohnung unſers lieben Einſiedlers näherte; ich flog in ſein Zimmer und an ſein Bett. Unſere Unterhaltung war in der That ſehr intereſſant. Er war gegen meine Sorgfalt nicht unempfindlich, und gab mirs auf die rührendſte Art zu verſtehen. Ich fand, daß er an einer Art von Bruſtfieber danieder lag, doch ſchien es keine Gefahr zu haben. Er behandelte ſich recht gut nach ſeinem Tiſſot und den Vorſchlägen des Chirurgus von Belmont. Die beyden Domeſtiken ließen ihren Herrn nicht einen Augenblick aus dem Geſichte. Sie machten die Arzneymittel und Tränke mit größter Sorgfalt zurecht. Hr. v. Notval war in ſeinen Bette, ruhig, heiter, dankte den Domeſtiken für die Sorge, die ſie auf ihn wendeten, und beſchäftigte ſich ſehr mit einer armen Familie, die den Winter in einem von ſeinen kleinen Häuſern zugebracht hatte. Ich ſtellte ihm Mamſell Mirfort als meine Freundinn vor; wir

aßen den Mittag vor ſeinem Bette. Alles, was er ſagte, hatte das Gepräuge der Güte und Sanftmuth, die das Herz in eine ſüſſe Ruhe wiegt. Krank, allein, abgeſondert von aller Geſellſchaft mußte man ihn doch noch für einen glücklichen Menſchen halten. Das Portrait war wirklich im Rahmen; da ich es beym Abſchied betrachtete, ſo ſagte er: „Hieher ſollen meine letzten Blicke fallen, und „der Tod wird mir ſüß ſcheinen.„ Es war mir unmöglich, ein paar Thränen zurück zu halten, als ich ihn verließ. Mamſell Mirfort war erſtaunt und betroffen über alles, was ſie geſehen hatte, und im Wagen hörten wir nicht auf von ihm zu ſprechen.

Wir mochten ohngefehr zwey Stunden gefahren ſeyn, als der Kutſcher den Vorſchlag that, die Pferde, die durch den böſen Weg abgemattet wären, in einem Bauerhauſe, das eine Art von Wirthshaus für Fuhrleute iſt, ausruhen zu laſſen. Wir ſtiegen ab, und traten in das Haus, uns zu wärmen. Beym Eintritt fanden wir jedermann in großer Bewegung, man kam, man ging, niemand bekümmerte ſich um uns, wir ſahen die Wir-

thinn vor einem Schranke ſtehen, und mit weinenden Augen Linnen ausſuchen. In einem Winkel beym Feuer ſprachen drey oder vier Bauern mit niedergeſchlagenen Mienen zuſammen: wir hörten, daß ſie von Unglück, von einem traurigen, betrübten Zufall ſprachen. Ein Mann gieng ſchnell durch die Küche mit einer Bouteille in der Hand, und rief: „Ach Gott! der arme Hr. v. St. Ange! Wir näherten uns der Wirthinn, und hoften von ihr zu erfahren, was ſich zugetragen habe. Sie ging fort, ohne uns anzuhören, beyde Hände voll leinene Lappen, und ſagte blos im Gehen: „das „Unglück! der brave Hr. v. St. Ange!„ Alles ging in eine Stube, wo wir das Geräuſch mehrerer Perſonen hörten, die mit einem Kranken beſchäftigt zu ſeyn ſchienen. Wir waren in großer Unruhe. Endlich kam eine Frau heraus. Wir baten ſie, uns zu ſagen, was der Grund dieſes Aufſtandes wäre. Sie erzählte uns ſchluchzend, Hr. v. St. Ange habe einen alten kranken Bauer, der ſein Pachter geweſen wäre, beſuchen wollen, ſey mit dem Pferde auf dem

Eile gefallen, habe eine groſſe Wunde am Kopfe bekommen, und ein Bein zerbrochen. Gerührt von dieſer Erzählung, fragten wir noch weiter, als wir nach Hülfe rufen hörten. Mamſell Morfort trat ſo gleich in die Stube, ich folgte ihr zitternd. Wir ſahen einen Mann auf einem ſchlechten Bauernbette liegen. Durch die Miene eines Sterbenden leuchtete eine edle, ſanfte, geiſtreiche, unendlich intereſſante Phyſionomie hindurch. Die Augen waren geſchloſſen. Er ſchien nicht mehr zu athmen. Zwey Weiber waren beſchäftigt, die Kopfwunde zu verbinden, und das Blut, das über das Geſicht herabfloß, zu ſtillen: ein paar Männer unterſuchten den Fuß, von dem ſie den Stiefel abzuziehen ſuchten. Der Schrecken war auf allen Geſichtern gemahlt, wir wagten es nicht, uns zu nähern. Mamſell Morfort gab einen Flacon mit Kölner Waſſer her. So wie ich meine Blicke auf dieß rührende Schauſpiel heftete, empfand ich eine heftige Bewegung, die mir faſt das Athemholen raubte. Mein Herz war gepreßt, ich hatte keine Kraft mit Hand anzulegen.

Die Weiber, die den Kopf hielten, äuſſerten ihre Beſorgniß, der Verwundete möchte den Geiſt aufgeben; ſie forderten Weineſſig und warmen Wein. Mamſell Mirfort ging hinaus, es zu hohlen; ich blieb unbeweglich mitten in der Stube, in Traurigkeit verſenkt. Ich wagte es kaum mich zu bewegen; ich konnte die Augen nicht von dieſem rührenden Gegenſtand entfernen. Eine von den Frauen wendete ſich zu mir: „o Gott, Madam, fühlen Sie einmahl den Puls. Ich, glaube, er ſtirbt.„ Ich ſtürzte hinzu, ohne eigentlich zu wiſſen, was ich thun ſollte. Der eine von ſeinen Armen lag auf dem Bette ausgeſtreckt; ich wagte es nicht, ihn zu berühren. Die Frau, die beyde Hände voll hatte, ſagte noch einmahl mit leiſer Stimme: „Madam, ſeyn „Sie ſo gütig, und befühlen Sie den Puls: „ich fürchte, es ſteht ſehr ſchlecht mit ihm.„ Durch ein Zeichen mit dem Kopfe wies ſie auf die Hand. Ich berührte ſie, ich fühlte nichts, Hr. v. St. Ange aber hätte leicht meinen Puls fühlen können, denn nie hatte er noch in meinem Leben ſo heftig ge-

ſchlagen. „Ich fühle nichts„ ſagte ich mit zitternder Stimme zu der Frau, die mich anſah, und lauſchte, was ich ſagen würde. „Sie müſſen ſtark drücken„ verſetzte ſie. Sie ſah, daß ich mich verfärbte, und rief: „mein Gott, Madam ſind ſehr empfindlich!„ Ich that mir Gewalt, faßte die Hand von neuem, und ſagte: „ich fühle den Puls, er iſt ſehr ſchwach, aber es ſcheint, er wird ſtärker.„ In den Augenblick brachte Mamſell Mirfort den Weineßig und den warmen Wein. Man wuſch die Wunden damit, man ließ ihm den Dunſt davon einziehen. Einen Augenblick darauf öffnete er die Augen, und richtete ſie auf mich, die ich nahe bey ihm ſtand, und ſeine Hand noch feſt hielt. Ich ließ ſie fahren, und dieſer ſterbende Blick verurſachte mir eine neue Bewegung. Seine Augen hafteten ſtarr auf mir, ich wollte mich entfernen, man bat mich aber die Taſſe mit dem warmen Wein zu halten. Nie, meine Theureſte, nie war ich noch ſo tief von Mitleid und Wehmuth gerührt worden; freylich aber habe ich auch noch nie einen ſterbenden, aber nur ſo viel leidenden Mann

geſehen. Es war nicht mehr Hr. v. St. Ange, den ich in Geſellſchaften geſehen, ſondern ein Geſchöpf, als durch die Ruhe, mit der es litt, äuſſerſt intereſſant war. So wie er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſuchte er ſein Dankgefühl an den Tag zu legen. Die Hülfe, die man ihm leiſtete, that immer beſſere Wirkung. Hr. v. St. Ange erhielt bald den ganzen Gebrauch ſeiner Sinne und ſeines Verſtandes wieder. Sein erſtes Wort, mit einem tiefen Seufzer begleitet, war: wo bin ich? — Hierauf wendete er ſich zu den Perſonen, die ſich Mühe gaben, ihm den Stiefel abzuziehen, und ſagte mit groſſer Sanftmuth: „Meine Freunde, ihr macht „mir viel Schmerzen: ſo zerbrecht ihr das „Bein vollends: ihr müſt den Stiefel aber „ſchneiden.„ Dieſe Operation war nicht leicht, und er ſtund viel aus. Das Blut floß noch immer aus der Kopfwunde: man hatte alles Leinenzeug verbraucht, und forderte noch mehr. Ich gab ein Halstuch, das ich im Wagen unter dem Mantel umgethan hatte, her. Hr. v. St. Ange bemerkte es, und richtete nachſtdem die Blicke auf Mamſell

Wirfort und mich. Sie gab ſich viel Mühe, that manchen guten Vorſchlag, und ſtöhnte ihn aus. Ich that nichts. Nachdem er uns ein wenig betrachtet hatte, ſagte er: „Es ſind Engel zu meinem Beyſtand geſen„den!„ Man ſagte ihm noch nichts, man antwortete ihm nicht, jedermann war beſchäftigt ihn zu warten, zurecht zu legen, das Nöthige zuzubereiten. Das Blut floß noch. Er bat, man möchte das letzte Tuch, das man ihm gegeben, feſter zuſammenziehen, und wirklich ſchien es das Blut ein wenig zu ſtillen. Man that den Vorſchlag, ihn ins Bett zu legen; wir beſtanden aber darauf, nicht eher eine Bewegung zu machen, bis der Chirurgus käme, nach dem man geſchickt habe, und der nicht lange mehr ausbleiben könne. Auch zum Hrn. v. St. Auge hatte man geſchickt, und erwartete ſeine Leute. Sie kamen wirklich ein paar Augenblicke nachher. Es waren zwey von ſeinen Bedienten und eine alte Haushälterinn. Sie hatten die traurige Nachricht von Jemand gehört, der ihn vom Herrn hatte fallen ſehen, und kamen zu Pferde mit verhängtem Zügel. Die alte

Frau hatten ſie durchaus hinwegbringen müſſen. Sie ſchrien laut auf und ſchwammen in Thränen, als ſie in die Stube traten, und Hrn. v. St. Ange in ſeinem Blute liegen ſahn. Sie warfen ſich vor ſeinem Bette auf die Knie. Sie beteten und riefen einmahl über das andere: „unſer Herr! unſer „guter Herr!„ Er reichte ihnen die Hand, ſie zu tröſten; zum Sprechen aber hatte er nicht Kraft genug. Man machte ihnen begreiflich, daß ſie ſich ruhig halten müßten, und beſchäftigte ſie auf verſchiedenerley Art. Ihr Eifer und ihre Empfindungen leuchteten aus allem hervor, was ſie thaten. Dieſe rührende Scene lockte uns Thränen in die Augen. Indeß brach die Nacht herein, wir hatten einen Weg von wenigſtens zwey Stunden vor uns, der Kutſcher beym der Kälte, und des böſen Weges halber in uns, aufzubrechen. Wir hatten uns aber vorgenommen, nicht eher fortzugehen, bis wir wüßten, was der Chirurgus zu den Umſtänden der Verwundeten ſagen würde. Wir erwarteten ihn. Mamſell Mirfort beſorgte indeß den Kranken mit vieler Thätigkeit, während ich ruhig

auf einem Stuhl saß, jede seiner Bewegungen beobachtete, und so erstaunt war, als hätte ich allein gethan. Endlich kam der Chirurgus, und sondirte die Wunden. Die am Kopfe war fürchterlich tief; Er sprach von Trepaniren. Das Bein war nicht gar brochen, aber stark verrenkt. Er glaubte, der Hauptnerven sey verletzt, was ihm große Schmerzen verursachen müßte. Während er alles das sagte, empfand ich einen heftigen Schauder. Die Kräfte verließen mich, es fehlte wenig, so wär ich in Ohnmacht gefallen. Ich stützte meinen Kopf in den Schoos der Mamsell Mirfort. Wir verließen die Stube, indeß man Anstalten zur Operation machte. Als sie vorüber war, befand sich Hr. v. St. Ange viel besser. Die Schmerzen nahmen ab. Der Chirurgus kam und sagte uns, er glaube, es habe nun keine Gefahr mehr, die Wunden aber würden so bald nicht geheilt werden. Der ganze Auftritt hatte mich in eine Bewegung versetzt, aus der ich mich kaum erholen konnte. Ich empfand einen tiefen Schmerz in der Seele, und eine unaussprechliche Beklemmung. Ich

habe nie den Anblick einer Wunde aushalten können. Der bloße Gedanke an vergossenes Blut macht mich zittern. Wirklich, ich bin sehr schwach. Als wir endlich aufbrachen, mußte mich Mamsell Mirfort fortziehen. Ich fand es hart und grausam, daß wir uns entfernten, und einen so kranken Mann unter den Händen von Bedienten und Bauern zurückließen. Man mußte mich fortreißen, und weg tragen. Wie wir die Stube verließen, in die wir wieder getreten waren, wandt' ich mich um, Hrn. v. St.-Ange noch einmahl zu sehen. Er verfolgte uns mit den Augen, und meine Blicke begegneten den seinigen. Der Gedanke, daß es vielleicht die letzten wären, daß wir vielleicht bey unserer Ankunft die Nachricht von seinem Tode erhalten würden, raubte mir vollends alle Kraft. Ich konnte nicht mehr gehen, und weiß nicht, wie ich in den Wagen gekommen bin. Man setzte mich hinein und ich war in einem Zustand, als könnte ich weder denken noch fühlen. Mamsell Mirfort fing verschiedene mahle an mit mir zu sprechen, ich hörte aber nichts als leere Töne, und konnte nicht ant-

worten. Meine Ideen entschlüpften mir und vermischten sich, es war mir unmöglich, auch nur eine auszudrücken. Erst nach einer Viertelstunde preßte mir ein starker Stoß des Wagens ein paar Worte aus. „Gott, rief ich überlaut, was muß er nicht leiden: so nehmt euch doch in Acht!„ Mamsell Mirfort bildete sich ein, ich habe vom Stoß gelitten und fragte mich, wo mirs weh thäte. Hierauf sprach sie vom Hrn. v. St. Ange. Sie sagte, wir wären da zu einem sonderbaren Auftritt gekommen. Der Zufall könne traurige Folgen haben. Sie habe seine Physiognomie ganz verändert gefunden, er könnte leicht sehr entstellt werden. „Was liegt an der Physiognomie, sagte ich, wenn er nicht wieder aufkömmt?„ Sie antwortete, ich wäre zu besorglich, solche Fälle kämen alle Tage vor, Hr. v. St. Ange würde gewiß nicht daran sterben. „Er wird nicht daran sterben! versetzte ich lebhaft; woher wissen Sie das?„ Sie versicherte mich, der Chirurgus habe es mit Zuversicht behauptet, und überdieß stürbe ein junger Mann von dreyßig Jahren nicht so leicht an einer Kopf-

wunde. Mamſell Mirfort ſagte das mit einem Ton von Härte, der mich beleidigte; doch ließ ich ihrs nicht merken. Ich nahm mir blos vor, ſo bald wir nach Hauſe kämen, oder wenigſtens morgen mit Tages Anbruch einen Expreſſen nach ihm zu ſchicken.

Wir erreichten unſere Wohnung ziemlich ſpät, und fühlten nun die Kälte erſt recht. Ich war äußerſt abgemattet, ich ergriff dieſen Vorwand allein zu ſeyn, und entfernte mich, zu Bette zu gehen. Ich hofte, Ruhe und Schlaf ſollte auch in meine Seele die Ruhe zurückbringen, und die Beängſtigung, die ich noch ſpürte, heben. Ich wollte mich ſelbſt über meinen Zuſtand prüfen, allein der Schlaf drückte mir die Augenlieder zu. So wie ich ein wenig eingeſchlummert war, ſah ich Hrn. v. St. Ange vor mir, bleich, abgefallen und mit Blut bedeckt. Ich fuhr aus dem Schlaf auf, und hörte, daß ich einige mahle voll Schrecken ausrief: „Gott, er iſt todt!„ Dieſe Idee verließ mich bis an den Morgen nicht. Weit entfernt die Ruhe zu finden, die ich gehoft hatte, war ich noch niedergeſchlagener, noch abgematteter, als

den Abend vorher. Ich ſtand vor Tagesanbruch auf, den Expreſſen zu beſorgen, der mir Nachricht vom Hrn. v. St. Ange ſchaffen ſollte. Durch eine Reihe von Hinderniſſen, und ohnerachtet meiner Ungeduld, konnte er nicht eher als um 8 Uhr abgehen. Unterdeſſen ſchlief Mamſell Mirfort ruhig. Ich fand ſie grauſam, barbariſch. Einen armen Mann der bewieſen hatte, daß ihm unſere Pflege nicht gleichgültig geweſen war, zwiſchen Leben und Tod zurückzulaſſen, und nicht um ihn beſorgt zu ſeyn, und in einem tiefen, ſorgenloſen Schlaf zu liegen, heißt das nicht, eine harte Seele haben, oder vielmehr gar keine Seele haben? Der Schlaf der Mamſell Mirfort kam mir endlich zu lang vor, und ich trat in ihr Zimmer. So wie ſie mich hörte, rief ſie mir entgegen: „Mein Gott, Sie ſind ſchon aufgeſtanden? Haben Sie wohl geruht? Ich hoffe, wir werden bald frühſtücken.„ Ich zog die Bett- und Fenſtervorhänge auf. „Sie ſehen ſehr abgemattet aus, fuhr ſie fort, gewiß haben Sie ſich geſtern erkältet. Aber a propos, der arme St. Ange! Werden wir heute etwas

„von ihm hören? Das kalte Wetter muß ihm „in seinen Umständen sehr schädlich seyn. Wie „leicht kann der kalte Brand dazu schlagen, „und dann treibt ers nicht weit. Aber, fuhr „sie gähnend und halb im Schlafe fort, er „wird ohne Zweifel einen Arzt aus der Stadt „kommen lassen: doch da muß er heute noch „dazu thun.„ Ich weiß nicht, was ich antwortete. Ich gieng hinaus, und machte die Thüre wenigstens nicht sanft zu. Ich interessire mich für Hrn. v. St. Ange nicht mehr, als für jeden andern; allein das Leben eines Menschen ist doch keine Kleinigkeit. Wenn er für sein Lebenlang ein Krüppel würde, wenn sein Gesicht gezeichnet und verunstaltet wäre, wenn es Einfluß auf seinen Kopf hätte, oder — wenn er gar stürbe. Wär es nicht ein schreckliches Unglück? Ein junger Mann von dreyßig Jahren, der der Welt so viel nützen kann, der erst am Eintritt der Laufbahn steht! Denken Sie nicht eben so, liebste Freundinn? Ich bin überzeugt, dieser traurige Zufall rührt Sie eben so tief. Vielleicht seh ich Hrn. v. St. Ange nie wieder, nie werde ich in nähere Ver-

bindung mit ihm kommen. Alles das ist mir gleichgültig, aber ich gestehe, brächte man mir schlimme Nachrichten von ihm, es würde mich tief in der Seele schmerzen. Es wäre ein großer Verlust für seine Leute, die ihn so zärtlich lieben, für seine Freunde, denen er äußerst nahe liegen muß, und er hat deren viel. Man muß gestehen, seine Physiognomie kündigt gleich einen wirklich liebenswürdigen Charakter an, und ich wundere mich nicht, daß Hr. v. Marville mit so vieler Theilnahme von ihm sprach. Sie begreifen leicht, daß das Ausbleiben des Expressen mir ewig lang dünkte, ich habe zwanzigmahl nachgesehen, ob er noch nicht komme. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, daß er heute zurückkommen würde; es war schon über vier Uhr Nachmittags. Endlich kam er doch. Er begegnete Hrn. v. St. Ange auf dem Wege. Man trug ihn auf einem bedeckten Tragstuhl. Eine Menge Männer und Weiber aus den benachbarten Dörfern folgten ihm nach. Die Träger lößten sich ab. Die Weiber trugen die Arzney, die er unterwegs hätte nöthig haben können. Verschiedene von ihnen weins

ten. Er selbst befand sich wohl, dankte den Leuten, die ihm folgten, und tröstete sie. Man hatte ziemlich lange mit dem Tragstuhl geruht. Der kranke Pachter, den er vor seinem Fall besucht hatte, bestand darauf ihn vorübertragen zu sehen. Er hatte sein Bett verlassen, und kam auf zwey von seinen Söhnen gestützt, dem Zuge weit entgegen, sich mit eignen Augen zu überzeugen, daß sein ehemaliger Herr noch am Leben sey. Der gute Alte scheute sich nicht, sich der Kälte ausgesetzen. Die Unterredung war sehr rührend gewesen, unser Bote hatte so wie alle Umstehenden mitgeweint. So wie Hr. v. St. Ange hörte, daß sich jemand besonders nach seinen Umständen erkundigte, wollte er wissen, wer es wäre. Als man ihm sagte, es wäre ein Bedienter, den die Damen, die er den Tag vorher im Gasthof gesehen, abgeschickt hätten, zog er den Vorhang auf, der ihn bedeckte, sprach mit ihm, that verschiedene Fragen über uns, und erkundigte sich besonders, ob wir auf dem Rest des Weges nicht von der Kälte gelitten hätten. Seine Mattigkeit erlaubte ihm nur noch mit schwacher

Stimme hinzuzuſetzen, er hoffte uns bald ſelbſt ſeinen Dank abzuſtatten. Ich mag ſeinen Dank nicht, und wenn er hofft, ihn bald ſelbſt anzubringen, ſo mag er ſich leicht ſehr betrügen. In jetziger Jahrszeit gehört eine unendlich lange Zeit dazu, ehe eine Wunde heilt, und überdieß kehren wir auch in die Stadt zurück, wo er gewiß ſo bald nicht hinkommen wird. Ich wünſche blos Nachricht von ſeiner Geneſung zu erhalten, und Gewißheit, daß dieſer Unfall keine böſen Folgen nach ſich zieht. Mehr verlange ich nicht, und in ein paar Tagen hoff ich alles vergeſſen zu haben. Mamſell Mirfort dringt in mich, nach der Stadt zu gehen, ich empfinde aber jeden Augenblick weniger Trieb dazu. Ich gewöhne mich ganz an die ruhige Lebensart, die ich hier führe, und wären meine Aeltern nicht, die freylich zu weit von mir entfernt ſind, ſo glaube ich, würde ich ſie jeder andern vorziehen. Ich erwarte die Rückkunft meines Vaters, mich darüber zu entſchließen. Wär er bey uns geweſen, er hätte Hrn. v. St. Ange gewiß ſelbſt beſucht, ob er ihn gleich nur wenig kennt.

und ihm diesen Beweis seiner Theilnahme gegeben. Sein Landhaus liegt sehr weit von hier, mehr als anderthalb Stunden, und er ist lange Zeit nicht hier gewesen. Möglich auch, daß seine Bekanntschaft meinem Vater nicht die angenehmste wäre, doch was liegt endlich daran? Der Vorfall hat uns einen Augenblick interessirt, weil wir Zeugen davon waren. Mamsell Mirfort wird ihn bald vergessen, und wir sprechen dann nicht mehr darüber. Sagen Sie mir, was Sie davon denken, und vor allem sagen Sie mir ein Wort von Ihrer Freundschaft. Mir dünkt, ich habe sie jetzt nöthiger als jemahls. Leben Sie wohl. Ich denke Ihnen vor unserer Abreise noch einmahl zu schreiben.

Auch hoffen wir heut noch einmahl Nachricht von Hrn. v. St. Ange zu erhalten.

Ein und zwanzigſter Brief.

Laura an Sophie.

Ich erwartete einen Brief von Ihnen, meine beſte Freundinn, erhielt ihn aber nicht. Ich fürchte, er iſt in der Stadt liegen geblieben; ich werde ihn alſo ſelbſt ſuchen müſſen, ſo gern ich ihn auch hier gehabt hätte. Ich fühle ein Bedürfniß nach allem, was Sie mir ſagen. Wie glücklich wäre ich, wären Sie hier! Ich glaube, ich könnte Ihnen mündlich hundert Dinge vertrauen, die nicht aus der Feder fließen wollen. Machen Sie mir dadurch Muth, daß Sie mir öfter ſchreiben, daß Sie mir auch alles ſagen, was Sie denken. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich zu viel ſchreibe, Sie müſſen mich für eine große Schwätzerinn halten. Ich denke künftig vorſichtiger und wortkarger zu werden, vielleicht iſt Ihnen das ſehr lieb, doch fühle ich mich gar nicht aufgelegt, heut den Anfang damit zu machen. Sie müſſen mich noch einmahl anhören. Seit den drey Tagen, wo ich Ihnen ſchrieb, daß ich nichts vom Hrn. v. St. Ange gehört. Ob man uns gleich die beſten Hofnungen

gemacht hat, so wäre es doch sehr interessant, etwas näheres zu erfahren. Ich hatte Mas dam v. St. Marcin noch nicht gesehen, ich bildete mir ein, die Zeit, die Wege und ihre Unpäßlichkeit würden nicht erlauben, daß wir uns sehen könnten. Das hatte sich eins mal so fest in meinen Kopf gesetzt, daß ich Ihnen nur gestehen will, ich hatte sie ganz vergessen. Gestern Früh trat sie in mein Zimmer; und — was ich mir selbst nicht vergeben kann — ich fühlte mehr Erstaunen als Vergnügen über diesen unerwarteten Besuch. Ich habe gewiß Freundschaft für sie, meine Freundinn aber ist sie nicht, ich kann mich nicht anders als von gleichgültigen Dingen mit ihr unterhalten; ich bin ein wenig schwer zu befriedigen, wenn es Freundschaft und Vertraulichkeit betrift. Ihre Sanftheit, Ihr Verstand, Ihre zärtliche und nachsichtige Seele sind die Ursache davon. Täglich werden Sie mir mehr zum Bedürfniß, und die Einsamkeit, in der ich hier lebe, trägt auch etwas bey. Eben so wenig ist Mamsell Mirfort meine Freundinn; unsere Denkungsarten stimmen nicht zusam-

men. Was ſie intereſſirt, iſt mir gleichgültig; was ſie beſchäftigt, iſt ohn' Bedeutung für mich. Unſere Ideen begegnen ſich niemahls, ſie begreift nichts von meinen Empfindungen. Daraus entſteht ein Zwang und andere Unannehmlichkeiten, die dem Umgang allen Reiz benehmen, ihn ängſtlich und ſteif machen. Die Verbindungen werden ſchwächer, und man behält den Nahmen der Freundſchaft bey, ohne ſich zu lieben oder zu ſuchen. Ich möchte aufbrechen, ich möchte hier bleiben, ich möchte allein ſeyn, oder die Wahrheit zu geſtehen, ich weiß ſelbſt nicht, was ich möchte. Geht es Ihnen nicht bisweilen eben ſo? Sehn Sie, das iſt gleich etwas, das Sie mir ſagen könnten, wenn Sie bey mir wären! Die Freundinn, die ich gern hören möchte, iſt weit von hier, und ich bin gezwungen, mit der Miene der Freundſchaft Dinge anzuhören, die ich nicht wiſſen mag. Dieſer Falſchheit muß man wie einer Tugend nachſtreben, Freymüthigkeit würde ein Laſter ſeyn. Faſt hätte ich Luſt, gegen die Tugend überhaupt mißtrauiſch zu werden. Es iſt ſo ſchwer zu erfahren, wo

ſie iſt, ſie erfodert eine Geſchmeidigkeit und eine Falſchheit, für die ich nicht immer gut ſagen will, ſie in meiner Gewalt zu haben. Madam v. St. Marcin brachte den Tag bey mir zu, es ſchien ihr Vergnügen zu machen mich zu ſehen, und ich hoffe, ſie iſt überzeugt worden, daß mir ihre Freundſchaft nicht gleichgültig iſt. Sie können ſich leicht denken, meine Beſte, was an einem Tag zwiſchen zwey Frauenzimmern vorgefallen ſeyn kann, die ſich nicht kennen, und auf die Freundſchaft der dritten rechnen. Madam v. St. Marcin und Mamſell Mirfort ſchienen ſich gleich beym erſten Anblick wenig zu behagen. Madam v. St. Marcin machte ein paar leichte Reverenzen á la françoiſe, und Mamſell Mirfort die ihrigen rückwärts nach der Sitte unſers Landes, die nicht immer voll Grazie iſt. Sie betrachteten ſich, ſie examinirten ſich, und nahmen eine kalte und zurückhaltende Höflichkeit gegen einander an. An mich wurden alle Fragen gerichtet, eben ſo antwortete man immer der dritten Perſon. Ich mußte alle Koſten der Unterhaltung tragen. Da ſie faſt nits

mahls einerley Meinung waren, ſo fielen auch die Widerſprüche auf mich. Es gelang mir nicht, ſie nur im geringſten näher zuſammenzubringen, und meine Rolle war äußerſt beſchwerlich. Mamſell Mirfort ging hinaus, ich ſah mich gezwungen zu ſagen, wer ſie wäre, was ſie wäre, und ehe ich noch hinzuſetzen konnte, daß ſie meine Freundinn wäre, bekam ich ſchon eine wiewohl ziemlich gemäßigte Kritik, wie ſie der Anſtand nur erlauben konnte, zu hören, und das dauerte, bis Mamſell Mirfort zurückkam. Madam v. St. Marcin benutzte einen ſchicklichen Augenblick, mich bey Seite zu ziehen und zu fragen: ob Mamſell Mirfort dieſelbe Perſon wäre, die eine Avantüre mit Hrn. v. Klamacour gehabt. Aus der Art, wie ſie davon ſprach, ſah ich, wie man ſich allenthalben mit öffentlichen Gerüchten und beſonders mit dem, was in der Stadt vorgeht, beſchäftigt. Sie mußte ſo gar gewiſſe Details und Umſtände, die mir durchaus unbekannt waren, und erzählte ſie mit einem ſichtbaren Vergnügen, das mich ein paarmahl faſt beleidigt hätte. Ich verſicherte ihr, ſie

sie wäre ganz falsch berichtet, Mamsell Mirfort hätte nicht den geringsten Fehler begangen, und verdiene nicht den mindesten Vorwurf. Ueberdieß wäre sie meine Freundinn, und schon in dieser Rücksicht sey sie ihr Achtung schuldig. Sie wollte lachen und scherzen, ich beklagte mich sehr ernstlich über ihre Unbescheidenheit, vermochte aber nicht ihre vorgefaßte Meynung zu ändern. Die Reihe kam nun auch an sie. In einem Augenblick, wo sie bey Seite gegangen war, erzählte ich nun auch der Mamsell Mirfort mit wenig Worten die Geschichte von Madam v. St. Marcin. Sie fragte, ob es dieselbe Frau wäre, die viel von sich reden gemacht, und wegen der Zerrüttung ihrer Vermögensumstände mit ihrem Mann und Liebhaber von L*** hieher gekommen wäre? Sie wunderte sich außerordentlich, daß sie nicht schöner wäre. Sie konnte nicht begreifen, wie sie mit so wenig Schönheit so viel Aufsehen erregen können. Sie trieb es so weit, sie so gar für häßlich und ganz verblüht auszugeben. Sie hielt sich über ihren Anstand und ihr Betragen auf, sie machte ihren Accent

und ihre leichten Reverenzen nach, sie fand sie unhöflich. Nun sah ich mich in der Nothwendigkeit die Partie der Madam v. St. Marcin zu nehmen. Ich sagte ihr, ihre Situation mache sie interessant, und uns kam es gar nicht zu, die Sprache und Politesse der Franzosen zu kritisiren. Dieses Amt eines Generaladvokaten war ermüdend, und ich fühlte sehr wohl, daß diese Damen, hätten sie nur in einiger Verbindung zusammen gestanden, ein Portrait von mir gemacht haben würden, das nicht vortheilhafter ausgefallen seyn dürfte, als das ihrige. Wie sie wieder zusammen waren, betrachteten sie sich mit einer Miene, die deutlich genug sagte: „Ich weiß nun, wer Sie sind.„ Ich war schon besorgt, ich möchte zu viel gesagt haben. Dieses gegenseitige Mißtrauen brachten einen Zwang hervor, der unsern Tag nicht zu dem angenehmsten machte. Die Unterredung stockte ganz, oder war höchst gleichgültig; nicht einmahl zu einem kleinen Streit kam es. Beym Mittagsessen, in einem Augenblick, wo man sprach, ohne sich anzuhören, sagte Madam v. St. Marcin: „A pro-

„poß, haben Sie nicht von dem Unglück ge„hört, daß einem gewissen Herrn d'Ange „de Lange — ich weiß nicht recht mehr, „wie er heißt, begegnet ist? Man sagt, er „habe den Hals gestürzt, da er eben einen „Bauer, oder vielmehr irgend ein artig Bau„ermädchen besuchen wollen. Ich erinnere „mich eigentlich nicht mehr, was man mir „davon erzählte, aber er sollte sich so schlimm „befinden, daß er jetzt schon todt seyn muß. „Es thut mir leid; man sagte mir, er wäre „viel in Paris gewesen, vielleicht hätte ich „seine Bekanntschaft gemacht. Ich hab Sie „niemahls von ihm sprechen hören; kennen „Sie ihn nicht?„ Mamsell Mirfort fing nunmehr eine ausführliche Beschreibung von Hrn. v. St. Ange an; sie erzählte sehr umständlich alle Mühe, die sie sich mit ihm gegeben, nicht einmahl das Köllner Wasser und die Halstücher, die wir gegeben hatten, wurden vergessen. Ihrer Erzählung nach hatte sie allein Hrn. v. St. Ange wieder ins Leben gebracht. Ich gestehe, diese Erzählung machte mir fürchterliche Langeweile; ich suchte sie einigemahl zu unterbrechen,

Kaum fand ich einen Augenblick, Madam v. St. Marcin zu fragen, woher ſie es wiſſe, was ſie von Hrn. v. St.-Ange erzählt habe. Sie hatte es von Leuten aus der Nachbarſchaft durch unbeſtimmte Gerüchte erfahren; ſie wußte nichts Gewiſſes. Ich erſtaunte, daß man mit ſo großer Gleichgültigkeit von einem ſo tragiſchen Auftritt ſprechen konnte. Was nennt man denn Menſchlichkeit? Wo iſt denn die thätliche Barmherzigkeit, wenn man fremde Uebel und Unglücksfälle ſo leichtſinnig behandelt? Dieſe Damen lachten, ſchwatzten, erzählten noch hundert andere Dinge und doch iſt dieſer verunglückte, verkrüppelte, ſterbende Mann ihr Nachbar. Mamſell Mirſoor hat ihn geſehen, Madam v. St. Marcin hofft ihn zu ſehen, vielleicht iſt er ein intereſſanter Mann, und das ſind Frauenzimmer, die ſich rühmen empfindſam zu ſeyn, oder wenigſtens vorgeben, es geweſen zu ſeyn. Meine Empfindſamkeit gleicht der ihrigen nicht, eben ſo wenig als die Ihrige, meine Theuerſte, davon bin ich überzeugt. Sie intereſſiren ſich für den armen Hrn. v. St. Ange, Sie wün-

schen voll Ungeduld zu hören, daß er außer Gefahr ist, selbst daß sein Körper keinen Schaden genommen. Weiß ich einmahl, daß ich Sie durch meine Beschreibung für ihn interessiret habe, so werde ich nicht ermangeln, sie fortzuführen. Wir empfinden übereinn, Sie und ich; das ist mein Glück. Gleiches Interesse nehme ich an Hrn. v. Noirval, ich werde nicht in die Stadt zurückkehren, ohne mich auf das genaueste von seinen Umständen unterrichtet zu haben. Ich schicke heut noch einen Expressen ab. Er soll ein gutes Pferd bekommen, und so kann er leicht ein wenig vom Wege ausbeugen und nach dem Landhaus des Hrn. v. St. Ange zu reiten. Ich befehle ihm, Niemand zu nennen, und sich nicht aufzuhalten. Nicht aus Aufmerksamkeit geschieht das, blos aus einer mitleidigen Neugierde. Ich möchte nicht, daß er sich mir dafür verbunden glaubte. Im Grund ist mir Hr. v. St. Ange sehr gleichgültig. Sein Unglück macht, daß ich an ihn denke, und ich werde nicht mehr an ihn denken, so bald er wieder gesund ist. Den Nachmittag kam Hr. v. St. Marcin

ſeine Frau abzuholen. Er unterbrach eben zur rechten Zeit unſer einſchläferndes Trio, doch machte er es nicht ſonderlich viel lebhafter. Den Anfang machte er mit einer genauen Schilderung der Witterung, der Kälte, des Eiſes und der böſen Wege: hierauf richtete er ſeine verbindlichen und galanten Einfälle an Mamſell Mirfort. Die Bekanntſchaft machte ſich ſehr geſchwind, und die gegenſeitigen Geſinnungen waren ganz verſchieden von denen zwiſchen Madam v. St. Marcin und ihr. Sie bemerkte das bald, und war boshaft genug, darüber zu ſcherzen. Hr. v. St. Marcin fing an, von Hr. v. Verſeuil zu ſprechen: er ſagte, ſein Freund erwähne meiner oft in ſeinen Briefen, und verlange, daß man ihm Nachricht von mir gäbe. Madam v. St. Marcin hatte beſtändig dazu geſchwiegen, und ſagte auch jetzt nichts. Ihr Mann fuhr fort, Hr. v. Verſeuil würde im Frühjahr wieder kommen. Dieſe Begebenheit wird uns erſtaunend gleichgültig ſeyn. Ich verſichere Ihnen, meine Liebe. Sie können ſich nicht mehr nach dem Ende dieſes Briefes ſehnen,

als ich mich nach dem Ende dieſes ermüdenden Tages ſehnte. In einer ſolchen Verlegenheit hatte ich mich noch niemahls befunden. Gewöhnlich bin ich aufgelegt, alle mögliche Szenen der Geſellſchaft zu benutzen: ich amuſire mich damit, und vergeſſe ſie. Dieſer Tag, den ich in beſtändigem Zwang zubrachte, ohne der Freundſchaft, der Vertraulichkeit Einen Augenblick ſchenken zu können, hat eine unangenehme Leere in mir zurück gelaſſen. Ich ſuchte Sie, ich ſehnte mich nach Ihnen. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, woher kömmt mir das dringendere Bedürfniß, mich Ihnen zu nähern, mich mit weſentlichen Dingen zu beſchäftigen? Alles, was nicht ſo iſt, kömmt mir langweilig vor. Ich hoffe, es iſt eine Folge der Einſamkeit mitten im Winter, des Kummers der Mamſell Mirfort und ihres Leichtſinns. Es dünkt mich, ich war glücklicher in der Stadt, und doch ſehne ich mich nicht dahin zurück. Mamſell Mirfort iſt ſchon in Gedanken dort, und macht Anſtalten zur Abreiſe. Bis dahin entwirft ſie Projekte zu ihrer erſten öffentlichen Erſcheinung. Sie fragt

mich über ihren Kopfputz, ihre Roben; sie will die neuste Mode haben, und ist sehr bekümmert darum. Ich bewundere diesen Leichtsinn, und hüthe mich wohl, sie davon zurückzubringen. Nicht Sie, ich allein habe ein ängstliches Gefühl über die ersten Blikke, die auf sie fallen werden. Ich sehe, wie man sie von der Seite anschielt, wie man sich in die Ohren flüstert — an ihrer Stelle würde ich vor Entsetzen schaudern. Ich schreibe Ihnen während ihrem Morgenschlaf, der immer sehr lange dauert; Ich bin im Begriff, den Expressen an Hrn. v. Noirval abzuschicken. Er muß heute wiederkommen, der Umweg kostet ihm auch Zeit. Ich kann es nicht länger verschieben, etwas von ihm zu erfahren. Mamsell Mirfort läßt mich zum Frühstück rufen. Ich habe viel zu thun. Ich verlasse Sie deshalb, und schließe meinen Brief nicht eher, als diesen Abend oder morgen früh.

Meine Beste, es ist neun Uhr Abends, und der Expresse ist noch nicht wieder da. Ich bin in der größten Unruhe wegen Hrn. v. Noirval; er ist vielleicht sehr krank.

Man hat den Bedienten vielleicht dort behalten; ich hatte ihm indeß doch befohlen, ſich nicht aufzuhalten. Ohne Zweifel ward es ihm zu ſpät, zum Hrn. v. St. Ange zu reiten, doch es iſt auch möglich, daß er bey ihm aufgehalten worden. Er iſt vielleicht ſehr ſchlecht, man hat ihm keine Antwort geben können, man hat ihn warten laſſen, und er wartet es geduldig ab. Die Domeſtiken ſind ſo albern, ſie nehmen nicht den geringſten Antheil an den Commiſſionen, die man ihnen aufträgt. Vielleicht ſitzt der Kerl in einem Wirthshauſe, vielleicht iſt ihm der Weg zu unbequem geweſen, und er iſt Hr. v. St. Ange vorbeygeritten. Wir bekommen alſo keine Nachricht ; ; doch ich höre das Geräuſch eines Pferdes, es ſprengt in den Hof ; ich muß zuſehen, was es iſt, wo der Menſch ſich aufgehalten hat. In einem Augenblick bin ich wieder bey Ihnen.

Ich hatte Unrecht. Der arme Diener war vor Kälte faſt erſtarrt. Er mußte erſt aufthauen, ehe man etwas von ihm erfahren konnte. Und nun gehörte eine lange Zeit dazu, ausfindig zu machen, ob er von

Hrn. v. Noirval oder von Hrn. v. St. Ange ſpreche. Er ſagte mir endlich, er habe ein eigenhändiges Billet von ihm. Ich erſtaunte, daß er ſchon wieder ſchreiben könnte, allein es war vom Hrn. v. Noirval. Sein Bruſtfieber iſt nichts als ein ſtarker Catarrh, der alle Tage abnimmt. Dieſer Expreſſe iſt ihm ein Beweis meiner Theilnahme, für die er mir mit vieler Rührung dankt. Der Bediente hat ſich lange bey Hrn. v. St. Ange aufgehalten. Er verſichert, er hätte es nicht anders machen können, und eh ich etwas erfahren konnte, mußte ich vorher die Beſchreibung von der Aufnahme, die man ihm gemacht hatte, anhören. Der Kutſcher hielt das Pferd und nöthigte ihn abzuſteigen, der Bediente Peter führte ihn ins Haus, die Köchian wärmte ihn, die Haushäiterinn gab ihm zu eſſen und zu trinken: kurz, ſagt er, noch in keinem Hochzeithauſe bin ich ſo bewirthet worden. Erſt nach einer Stunde wollte man ſeinen Auftrag beantworten. Als Hr. v. St. Ange erfuhr, daß er von uns käme, wollte er ihn ſelbſt ſehen und ſprechen; allein der Chirurgus kam dazu, fand, daß er

Fieber habe, und wollte nicht zugeben, daß er auch nur mit einem Domeſtiken ſpräche. Man drang in ihn, bis den folgenden Tag zu bleiben, er ließ ſich aber durchaus nicht bewegen. Der Herr ließ ihm darauf viel Empfehlungen an die Damen ſagen, und er befände ſich ziemlich wohl. Alle Domeſtiken verſicherten ihm, ihr Herr befände ſich viel beſſer: man ſah es gleich allen an den Mienen an, daß es wahr war, und daß ſie nichts mehr für ihren Herrn fürchteten. Er wollte nun noch alles erzählen, was er von dieſen Leuten gehört hatte, da das aber nicht der eigentliche Gegenſtand ſeines Auftrags war, den er überdieß nicht zum beſten beſorgt hatte, ſo ſchickte ich ihn fort, ohne ihn weiter anzuhören. Ich fürchte, das Fieber kann gefährlich werden, und ich hätte gern noch einige nähere Umſtände erfahren. Ich kann nicht alle Tage hinſchicken, und wir werden lange warten müſſen, eh wir etwas hören. Im Winter iſt alles ſo ſchwer! Indeß will ich den Bedienten doch noch einmahl rufen laſſen.

Meinen Vater erwarte ich morgen Abends. Er wird den Augenblick unſerer Abreiſe be-

ſtimmen. Mamſell Mirfort gibt ſich gar keine Mühe, ihre Sehnſucht zu verbergen; ſie kömmt jede Minute darauf zurück. Die Wahrheit zu ſagen, ich ſchickte ſie gern allein fort. Ich muß das lebhafte Gefühl, das mich zu meinen Aeltern ruft, zu Hülfe nehmen, um ein gewiſſes Mißvergnügen, das ich mir ſelbſt nicht erklären kann, zu bekämpfen. Wenn ich nicht irre, ſo iſt es im Grunde bloße Trägheit. Man hat immer ein Laſter zu bekriegen, doch am Ende hoff ich noch den Sieg davon zu tragen. Leben Sie wohl, meine theuerſte Freundinn. Vergeſſen Sie das Vergnügen nicht, das mir Ihre Briefe machen, und laſſen Sie mich nicht lange, ohne mir zu ſchreiben. Mich dünkt, Sie ſind mir mehr als Eine Antwort ſchuldig. Ihr Herz mag Sie erinnern, Ihre Schulden abzutragen; das meinige gehört Ihnen für Lebenslang.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Laura an Sophie.

Meine Liebe, ich fange hier einen Brief an, den ich erſt in der Stadt endigen werde. In ein paar Stunden kehren wir dahin zurück, allein ich kann meinen Büreau nicht zuſchließen, ohne Ihnen vorher noch ein Wort zu ſagen. Geſtern erhielt ich Ihren Brief, mein Vater brachte mir ihn. Sie haben mir dadurch eine Wohlthat erzeigt, die Sie mir jedesmahl erzeigen, ſo oft Sie mir ſchreiben, und dieſe beſteht darinn, daß Sie mich Ihnen ſo viel näher bringen. Aber ich bitte Sie, woher auf einmahl dieſe Neugierde über Hrn. v. St. Ange? Es iſt das erſtemahl, daß Sie welche über die Perſonen äußern, von denen ich Ihnen erzähle. So viel dient zur Nachricht — ich werde ſie nicht befriedigen. Ich weiß nichts weiter von Hrn. v. St. Ange, als was ich Ihnen ſchon geſagt habe, und mehr habe ich nicht zu erfahren geſucht. Er wird noch lange krank ſeyn, das iſt es alles. Was kümmert

Sie sein Charakter, sein Vermögen, und die übrigen Umstände seines Lebens? Sie machen, daß ich erstaune; ich begreife den Antheil nicht, den Sie so plötzlich an einem Manne nehmen, den weder Sie noch ich kennen, der uns sehr gleichgültig ist, und um den wir uns ohne den Unfall, der ihm zugestoßen, niemahls bekümmert haben würden. Doch sie wer mag das seyn, mit dem Mamsell Mirfort seit einem Augenblick spricht? Ich kenne die Stimme nicht: ich muß doch sehen.

Es war ein Bote vom Hrn. v. St. Ange. Er schickt einen seiner Leute seinen Dank abzustatten, und Mamsell Mirfort nahm ihn allein hin, ohne ein Wort davon zu sagen. Dieser Bediente scheint ein verschlagener Kopf zu seyn, er ist einer von denen, die wir an dem Tage, als ihrem Herrn der Unfall zugestoßen war, im Wirthshaus sahen. Er dankte Mamsell Mirfort sehr für die Sorge und Mühe, die sie gehabt, sein Herr habe ihm das vorzüglich eingeschärft. Sein Dank dafür wäre der lebhafteste, so wie für die Aufmerksamkeit, die sie gehabt, sich zweymahl nach ihm erkundigen zu lassen.

Er brachte auch viel Complimente an mich. Da alles an Mamſell Mirfort gerichtet war, ſo hatte ich nichts zu ſagen, und ſagte auch nichts. Hr. v. St. Ange ſchickte den Flacon, in dem Kölner Waſſer geweſen war, und die Halstücher, die man geliehen hatte, zurück. Mamſell Mirfort grif hurtig nach dem ihrigen, eins blieb für mich. Und doch iſt mir, als hätte ich zwey hergegeben. Ich befahl, den Domeſtiken eben ſo gut zu bewirthen, als der meinige bewirthet worden war. Wie ich wieder ins Zimmer kam, fragte ich Mamſell Mirfort, was er von ſeinem Herrn geſagt habe. Sie hatte vergeſſen nach den Umſtänden zu fragen. Sie rief ihn alſo zurück und that einige Fragen an ihn über die Wunden und Geſundheit ſeines Herrn. Er iſt noch ſehr ſchwach, hat heftiges Kopfweh, und es iſt ihm verboten, viel zu ſprechen. „Der arme Mann! ſagte Mamſell Mirfort, ohne ſich in ihrer Arbeit „ſtören zu laſſen, er wird ſo bald nicht geſund werden, und vielleicht auf ewig verunſtaltet bleiben.„ — „O Mamſell, erwiederte der Bediente, das kann man nicht

„wiſſen. Hr. v. St. Ange hat den Kopf „und das Geſicht beſtändig in ein weiſſes „Tuch gehüllt, daß man ihn faſt nicht ſehen „kann.„ Mamſell Mirfort ſchickte ihm mit dem Auftrag an ſeinen Herrn fort, er möchte es ja nicht verſäumen, ſie, ſo bald er wieder hergeſtellt wäre, in der Stadt zu beſuchen. Ich hielt es für billig, auch etwas zu ſagen. Alles was ich verbringen konnte, war, daß ich den Bedienten ermahnte, Sorge für ſeinen Herrn zu tragen, und alle Hülfe, die er nöthig haben könnte, aus der Stadt kommen zu laſſen. Ich mißbilligte alles, was Mamſell Mirfort geſagt hatte, ſo ſehr, daß ich weiter nichts als das ſagen mochte. Ich machte mir ſo gar Vorwürfe, daß ich ſchon das geſagt hatte. Ich bin ſehr zufrieden, daß man dem Hrn. v. St. Ange nur von Mamſell Mirfort ſpricht, und wirklich kann er ſich auch nur Ihrer erinnern. Sie that alles, ſie hat mehr Erfahrung als ich, und ihr Herz iſt nicht ſo reizbar, daß es ihr in irgend etwas hinderlich ſeyn ſollte. Jetzt, wo unſere Abreiſe entſchieden iſt, dringt ſie ſehr in mich, meine Paketc zu ma-

den. Die übrigen ſind ängſt gemacht, ſie iſt ganz fertig zum Aufbruch. Ich möchte mich nicht gern überreden; und doch muß ich mich nach ihrer Ungeduld richten. Sie kann es nicht erwarten, bis dieſer Auftritt ihres Lebens vorüber iſt, und ich verſichere Ihnen, ich wünſche es nicht weniger, als ſie. Ich will alſo Hand anlegen. Adieu, meine Beſte. Faſt hätte ich geſagt, ich ſehe Sie in der Stadt wieder, wenigſtens will ich dort meinen Brief fortſetzen. Mein Vater iſt ſehr beſchäftigt, ſeine Sachen zu beendigen. Er dringt auch in uns, zu eilen. Der Unfall, der dem Hrn. v. St. Auge begegnet iſt, ließ ihn ganz gleichgültig. Ich verwundre mich darüber.

Aus der Stadt.

Es iſt ſehr lange, daß ich Sie verlaſſen habe, meine Beſte. Seit mehrern Tagen, die ich in der Stadt bin, machte ich vergebliche Verſuche, wieder an meinen Brief zu kommen. Bey meiner Ankunft fand ich meine Mutter krank. Ihre Unpäßlichkeit hatte anfangs wenig zu bedeuten, bald aber ſah ſie

ſich genöthigt das Bett zu hüthen. Sechs ganzer Tage bin ich nicht von ihrem Kopfkiſſen gekommen. Auch ungerechnet die Liebe zu meiner Mutter, die mich daran feſſelt, bin ich ſehr vergnügt, ein wenig von der Welt getrennt zu ſeyn. Ich würde nichts als Langeweile gefunden haben. Ich weiß nicht, es ahndete mir, als würde ich bey meiner Ankunft in der Stadt nichts als Unglück finden, und die Krankheit meiner Mutter beſtätigte gleich dieſe Ahndung. Ich hielt ſie für ſehr krank, ob es gleich nichts als ein ſtarker Schnupfen und ein leichtes Seitenſtechen war, wofür ſie nichts brauchen wollte. Doch ich ließ gleich unſern guten Doktor den Hrn. Purget hohlen. Es ſtellte ſich ein Fieber ein, ſie hatte heftige Schmerzen; heut aber iſt ſie beſſer, und fängt an ſich zu erholen. Jetzt ſind zwey Freundinnen bey ihr, und ich benutze dieſe Zeit, Ihnen zu ſchreiben. Bisher habe ich mich nur mit ihr beſchäftigen können, und noch darf ich ſie nicht anders als um meine beſte Freundinn verlaſſen. Arme Mutter! dieſe Krankheit hat mich belehrt, wie ſehr ich ſie liebe; ſie iſt ſo

gut, ſo ſanft, ſo mitleidig, ſo theilnehmend! Eine gute Mutter iſt ſicherlich die beſte Freundinn. In dem Augenblick, wo ſie nicht Schmerzen hatte, erkundigte ſie ſich, wie wir unſere Zeit auf dem Lande zugebracht hätten. Sie iſt der Mamſell Wirſort nicht ſonderlich gewogen. Ob ſchon das, was ich für ſie gethan, ihren Beyfall hat, ſo wünſcht ſie doch nicht, daß ich ſie zu meiner vertrauten Freundinn machen möchte, und ſie fand mich ziemlich aufgelegt, ihren Wunſch zu erfüllen. Ich habe ihr alles erzählt, was mir gemacht haben, vorzüglich unſern Beſuch beym Hrn. v. Noirval, und den Unfall, der dem Hrn. v. St. Ange begegnet iſt, und von dem wir beynahe Augenzeugen waren. Sie ward ſehr dadurch gerühret, o! meine Mutter hat ein ſo fühlbares, theilnehmendes Herz! vor ihrer Verheyrathung hatte ſie den Vater des Hrn. v. St. Ange genau gekannt; ſie machte mir eine Lobeserhebung von ihm mit ſo großem Intereſſe, daß ich beynahe auf den Gedanken gerieth, es könnte wohl einige Zuneigung zwiſchen ihnen geweſen ſeyn. Es iſt ſchon lange, daß er todt iſt, und ſie hat den Sohn

ſeit ſeiner Kindheit nicht geſehn. Sie hat ihn als einen ſonderbaren Mann beſchreiben hören, der Vorzüge und Verdienſt beſäße. Er hat gelernte Abentheuer gehabt, die in der Leute Mund gekommen ſind. Er ging denn nach Nevis, ſich fort von dem Vorurtheil, den ſie ihm zugezogen, zu erholen: die Freunde, die er ſich dort machte, hielten ihn dort zurück; er opferte denn, wie Sie ſchon wiſſen, ſein Vermögen auf, ſo daß er ſich nicht, wie erſt ſeine Abſicht war, in Paris niederlaſſen konnte. Die Lebensgeſchichte des Hrn. v. St. Auge lag mir eben nicht ſehr am Herzen, am wenigſten aber hätte ich ſie aus dem Munde meiner Mutter zu hören erwartet. Wir ſprachen einigemahl im Vorſaal meines Vaters darüber, der ſich aber nicht ſonderlich dafür intereſſirte. Ich fragte ihn, ob er nichts weiſſer erfahren habe? Er ſtand beym Camin, machte das Feuer zurecht, und antwortete mit großer Gleichgültigkeit: man habe hier nichts erfahren, als was wir ſchon wüßten; er habe ſich beym Herabſpringen vom Pferde den Kopf verſtaucht, man glaubte, er würde nicht daran kommen, ſein

ne Schwester würde das Landgut erben; sie brauche es sehr nothwendig. Mein Vater hat ganz sonderbare Augenblicke von Härte und Unempfindlichkeit. Finden Sie's nicht so, meine Liebe? Wie können doch die Männer das Leben und die Laster ihrer Brüder mit solcher Gleichgültigkeit ansehen. Wenn man sie bisweilen so reden hört, so sollte man glauben, getödtet oder verwundet werden, wäre nichts schlimmer als gesund und frisch sein. Wenn aber die Sache sie selbst persönlich betrift, dann geht es auf einen andern Ton, dann finden sie wohl der Mühe werth, Rührung und Theilnahme zu empfinden, vielleicht verachten sie dann diese Reizbarkeit zum Mitleid nicht mehr, die sie gewöhnlich an uns Weibern für eine Schwachheit ausgeben. Mein Vater könte sich gewis enthalten, wenn ich über das Leben des Hrn. v. St. Ange einige Besorgnis äusserte könte; ich habe also nur mit meiner Mutter davon gesprochen. Was Hrn. Purget betrift, dem hat sein Geschäft als Arzt, und die Gewohnheit Leidende zu sehen, das Gefühl abgestumpft, und doch sitzt mich der Verdrus, den

er uns diesen Morgen davon gab, ein wenig in Erstaunen. Gestern hatte er meine Mutter nicht besucht, ich machte ihm Vorwürfe darüber; er entschuldigte sich damit, daß er genöthigt gewesen wäre aufs Land zu gehen, wohin man ihn zum Hrn. v. St. Ange gerufen habe. Eh er die Umstände erwähnte, in denen er ihn gefunden, ergoß er sich in lange und bittere Klagen über die Kälte, die bösen Wege; er wäre, sagte er, schrecklich zusammen gestossen worden, und so ermüdet zurück gekommen, daß er keinen von seinen Patienten besuchen können, so schlimm es auch noch um einige darunter stünde. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er auch die Verwüstung seiner schönen Perücke, die immer so schön gepudert ist, unter seinen Unfällen mit aufzählen würde. Endlich, nachdem er uns lange von sich selbst unterhalten hatte, erzählte er, er habe Hrn. v. St. Ange sehr krank gefunden; seine Lage wäre sehr gefährlich, weil seine Wunden im Anfang schlecht verbunden worden: es wäre leicht möglich, daß er stürbe. Diese Nachricht grif mich gewaltig an, ich fühlte mein Herz beklemmt, und

ich hatte Mühe, meine Unruhe zu verbergen. Es ist so natürlich, bey einer so traurigen Begebenheit heftig gerühret zu werden. Ein wenig nachher wollte ich Hrn. Purget fragen, was er gethan, was er verordnet habe, wie lang er dort geblieben wäre; seine Antwort darauf war, er habe sehr gut zu Mittag gespeißt, dann dem Chirurgus seine Anweisung gegeben, und wäre gleich darauf wieder zurückgekehrt. Er gab zu verstehen, Hr. v. St. Ange wohne ziemlich weit von hier, und wäre nicht sonderlich reich, er sey also nicht gesonnen, ihn oft zu besuchen. Ich konnte mich nicht erwehren, meinen Unwillen laut zu äußern. Wie, sagte ich zu ihm, Sie könnten einen Menschen in einem so schrecklichen Zustand verlassen? Er antwortete durch eine Gebehrde, die seine Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit deutlich genug ausdrückte. „Ich habe viel zu thun, überdieß, fuhr er „fort, indem er den Finger auf die Stirn legte, überdieß glaube ich, daß der gute Hr. v. „St. Ange hier nicht ... Er schwatzte immer vom Petrarch; ich sollte auch von „ihm schwatzen, und ihm Wasser aus der

„Quelle von Vauclüse verschreiben.„ Mit diesen Worten hatte sich Hr. Purget der Thüre genähert, und verschwand mit der letzten Sylbe. Wider meinen Willen hatte ich bey dieser Erzählung die Achseln gezuckt, auf einmahl gerieth ich in ein kurzes Nachsinnen, das ich mir selbst nicht erklären kann. Ich mußte zerstreut seyn, denn einen Augenblick nachher hörte ich meine Mutter laut rufen: „Lerchen, gib mir meine Arzney, hörst du mich nicht?„ Ich fuhr wie aus einem Traum auf, und eilte zu ihr. Sie fragte, worein ich mich so sehr vertieft habe. Sie hatte schon drey bis viermahl gerufen, ohne daß ich sie gehört hatte. Ich weiß nicht, was ich ihr antwortete, und wirklich weiß ich auch nicht, was ich hätte antworten sollen. Es war mir, als hätt ich an nichts gedacht, und der Arzt wäre erst den Augenblick hinausgegangen. Doch muß ich gestehen, daß die Erwähnung des Petrarch mich stutzig gemacht hatte, so natürlich auch alles das zusammenhängen mag. Hr. v. St. Ange hat wahrscheinlich gefragt, wer die Frauenzimmer gewesen wären, die er im Wirthe-

haus angetroffen. Die Bedienten und Bauern, die die Leute gern bey ihren Taufnahmen nennen, haben ihn mit ihrer Pünktlichkeit berichtet, es wäre Fräulein Mariane v. Mirfort, und Laura v. Germosan gewesen. Die Kranken beschäftigen sich auf ihrem Lager mit allem, und so hat Hr. v. St. Ange auch an die Laura des Petrarch, wie an die Mariane des Marivaux gedacht, und eben so zufällig ist er gegen Hrn. Purget auf den Petrarch zu sprechen gekommen. Indeß gesteh ich Ihnen doch, meine Liebe, daß ich weder den Petrarch noch die Vergleichung liebe; fast hätte ich mich geärgert, daß ich Laura heiße. Was hat Hr. v. St. Ange mit diesen beyden Nahmen zu schaffen? was sucht er darunter? Seine Phantasie hätte sich diese Ideenverbindung wohl ersparen können. Er mag sorgen, daß er wieder gesund wird, und die Poeten und die Poesie immer in Frieden lassen. Durch unsern Arzt können wir Nachricht von seinem Befinden haben, und keine andere mag ich sonst. Der Zustand, in dem wir ihn sahen, flößt natürlich Mitleid und Interesse ein, das

aber eben ſo geſchwind wieder verlöſchen muß, als er wieder hergeſtellt iſt. Ich verlaſſe Sie einen Augenblick, um Mamſell Mirfort zu empfangen, die mich zu ſprechen wünſcht. Seit unſerer Ankunft vom Lande hab ich ſie nicht geſehen — — —

Ich ſchlieſſe nun meinen Brief nach dem Beſuch von Mamſell Mirfort. Sie kam, mich zu bedauern, daß ich ſo lange im Hauſe eingeſchloſſen bleiben müſſen. Sie warf ein paar flüchtige Worte über meine Mutter hin, und hielt ſich deſto länger bey einem Hut von der neueſten Façon auf, in dem ſie dieſen Abend bey Madam du Taninge erſcheinen will. Der übrige Theil unſerer Unterhaltung betraf Bälle und Soupers, die gegeben worden, und noch gegeben werden ſollen. Ich hörte nur mit halben Ohren auf ſie. Das, was in ihren Augen Vergnügen iſt, reizt mich ſehr wenig. Wie ich ſie beym Abſchied begleitete, ſagte ſie, Hr. v. Marville beklage ſich ſehr, daß er mich nicht zu ſehen bekäme. Er beſucht Hrn. v. St. Ange oft, und erzählt, daß er viel leiden müſſe, aber außer Gefahr ſey. Er ſpräche viel von uns

beyden; das nächſtemahl, daß ich ſie wieder ſähe, ſollte ich viel von ihr erfahren. Und doch habe ich nie weniger Luſt gehabt, als jetzt, jemand zu ſehen. Die ganze Welt kömmt mir langweilig vor. Die Gewohnheit hat doch eine groſſe Gewalt über mich: Es ſind nun faſt drey Wochen, daß ich in der Einſamkeit lebe, und ich ſehe voraus, daß es mir ſchwer werden wird, ſie zu verlaſſen. Ich befinde mich ſo wohl bey meiner Mutter. Ich ſpreche gern mit ihr, unſere Ideen ſtimmen überein, ſie iſt gut, nachſichtig, dieß ſind die Eigenſchaften ihres Geiſtes, und gewiß ſind das die beſten unter allen möglichen. Mit ihrer Geneſung geht es langſam, der Arzt wird unſer Haus ſo bald nicht verlaſſen, und ich werde nicht eher ausgehen, als bis meine Mutter vollkommen wieder hergeſtellt iſt. Ich habe ein ſehr freundſchaftliches Billet von Madam du Taninge erhalten. Sie ladet mich ein, ſie ſo bald als möglich zu beſuchen. Sie wiſſen, daß ſie öfters und angenehme Geſellſchaften hat. Madam Arſilli hat mich beſuchen wollen, ich konnte ſie aber nicht annehmen. Ich

will warten, bis ich weniger mit meiner Mutter beſchäftigt bin, ehe ich dieſe Damen und meine Freundinnen ſehe. Mein Vater, der alle Tage ausgeht, erzählt uns, was in der Stadt vorgeht. Geſtern regalirte er uns mit der Beſchreibung einer groſſen Fete bey den Flamacours, ein Ball und Souper! Die Neuverheirathete war mit allem Puh, mit allen Moden, die die Galanteriehändler von Lyon nur liefern konnten, bedeckt. Sie ſchwebte in einer Wolke von Blumen, Federn, Bändern und Flor, und doch ſah ſie, wie mein Vater ſagt, ganz artig aus. Ihr Mann war kalt, ſtill, trocken und ſchien Langeweile zu haben. Morgen iſt ein groſſes Souper bey der Ballotons; mein Vater iſt dazu eingeladen. Ich werde es ihm einbinden, auf alles zu achten, um uns alles wiederſagen zu können. Das iſt vielleicht eine kleine Neigung zur Bosheit. Man ſucht immer über die Eitelkeit anderer zu lachen, das iſt der Hang der Demüthigen. Ueberdieß ſind alle dieſe Perſonen ſo glücklich, daß ein bischen Lächerlichkeit ihnen nicht ſchaden kann. Sie fühlen es nicht: der Taumel des

Glücks und der Reichthümer verſchönert alles. Ich erwarte einen Brief von Ihnen. Seit langer Zeit habe ich keine Zeile von Ihnen geſehen. Woher kommt dieß Stillſchweigen? Was für eine wichtige Beſchäftigung haben Sie denn? Was kann Sie von Ihrer Freundinn zerſtreuen und abziehen? Sagen Sie mirs bald, ich bitte Sie, oder ich argwöhne allerhand. Ich gebe Ihrem Herzen ſonſt alles Schuld, was mir in den Kopf kömmt. Ich empfehle mich ihm, meine Beſte. Ich bitte Sie, laſſen Sie es ſich nie gegen mich ändern. Das meinige gehört Ihnen ganz, und auf ewig.

Drey und zwanzigſter Brief.

Laura an Sophie.

Das iſt es alſo, meine Liebe, warum Sie mir nicht ſchrieben? Sie leiteten dieſe ſo wichtige, ſo intereſſante, ſo entſcheidende, ſo gefährliche Begebenheit, mit einem Wort die Begebenheit ein, die Sie mir mit einer Gelaſſenheit ankündigen, die mich in Erſtaunen ſetzt. Sie ſagen ganz kurz, ich bin verſprochen, und heirathe Hrn. Dubourg. Kaum ſetzen Sie hinzu, daß er ein Mann von Stande iſt, der Vermögen und Verdienſte beſitzt, und ſagen mir nicht, was Sie denken, was Sie fühlen, was in Ihrem Geiſt, in Ihrem Herzen, in Ihrer Seele vorgeht. Ich nehme es nicht auf den Fuß, ich bin nicht ſo ruhig wie Sie, ich, die ich mich nicht verheirathe. Wiſſen Sie, meine Liebe, daß Sie künftig ganz, ganz einem Manne zugehören, daß dieſer Mann Rechte, einen Willen, eine Herrſchaft hat, daß er über Ihr Leben, über Ihr Schickſal, mit einem Wort über alles entſcheiden wird?

Erweckt das keine Ideen, keine Furcht, keine Besorgniß in Ihnen? Sagen Sie mir, was Sie davon denken, ich beschwöre Sie, verheimlichen Sie mir nichts. Vor allen Dingen machen Sie mir ein Portrait von diesem glücklichen Manne. Ist er groß? ist er klein? blond? braun? Trägt er eigen Haar? Ich hoffe Ja. Hat er ein zärtlich Herz, eine empfindsame Seele, sanfte Sitten, einen richtigen Verstand? Sie haben mir gar nichts gesagt, meine Liebe, gar nichts. Spricht man so mit seiner Freundinn über die interessanteste Begebenheit seines Lebens? Sie schreiben mir vier Worte, und Sie hätten mir einen ganzen Roman schicken können; ja, meine liebe Sophie, einen ganzen Roman. Ich behaupte, man kann keinem Manne seine Hand geben, sein Schicksal und ganze Existenz überlassen, ohne tausend Ideen, tausend Empfindungen, tausend Zweifel, tausend Hoffnungen zu haben, und ich möchte sie gern alle, eine nach der andern hören. Wenigstens theilen Sie mir einige davon mit, ich bitte Sie. Frey heraus, meine Beste, ist dieser Mann nicht anfangs

recht demüthig geweſen, hat er nicht ſeine Perſon, und ſein Glück zu Ihren Füßen gelegt, hat er Ihnen nicht irgend Etwas eingeflößt, und was iſt das für ein Etwas? Er hat geſchworen, Sie ewig zu lieben, ſah er recht aufrichtig dabey aus? Glauben Sie es? Triumphirt er, daß er Sie überredet hat? O es muß eine recht ſüße Empfindung ſeyn, wenn man ſich ſo hat überreden laſſen! Ohne Zweifel genießen Sie dieſes Glück. Und Sie, was haben Sie ihm geſagt? Ich begreife nicht, was man bey einer ſolchen Gelegenheit ſagen kann. Wenn man ſchweigt, glaub ich, ſo iſt ſchon genug geſagt. Aber er wird in Sie geſetzt, Sie verfolgt haben. Arme Sophie! Sie ſind gezwungen worden, mit Ihrem eigenen Mund zu geſtehen, daß Sie lieben, wieder lieben, daß Ihr Herz ſich ergiebt. Es mag ſchwer ſeyn, ſo etwas zu ſagen, und man mag in groſſer Unruhe und Bewegung ſeyn, wenn man es geſagt hat. Kurz, meine Liebe, der Gedanke an Sie verläßt mich nicht: ich verfolge Sie in jedem Augenblick. Es wird Zeit koſten, ehe ich mich an Ihren neuen Stand gewöhne. Ich

nenne Sie Madam Dubourg, und ich zittere, ich möchte meine Freundinn, meine zärtliche Freundinn Sophie v. St. Aubin nicht wiederfinden. Der Mann, den sie liebt und lieben wird, wird mich von ihr entfernen. Ich werde nicht Ihre ganze Freundschaft mehr besitzen, in meine Gesinnungen gegen Sie muß ich eine andere Person mit einschließen, die mich nicht kennt, die mich nicht begreifen, und vielleicht eifersüchtig über unsere Verbindung seyn wird. Wahrlich, jetzt macht Ihr Glück mein Unglück. Sagen Sie mir wenigstens recht oft, daß dieses Glück da ist, dauert, wächst, und ich will mir Mühe geben, mich zu trösten. Jetzt können Sie fremde Angelegenheiten nicht mehr interessiren, wenn Sie auch noch Zeit haben sollten mich anzuhören; ich muß Ihnen langweilig vorkommen. O meine Beste, haben Sie Mitleid mit mir, und geben Sie sich wenigstens Mühe, mich künftig noch zu lieben. Sie werden nie mit mir die Mühe haben, die Sie mir verursachen: immer werden Sie nur mich allein zu lieben haben. Das Glück, das Sie leicht auf

Treu und Glauben dafür hinnehmen, wird nie ein Glück für mich ſeyn. Ich werde es nicht ſo leicht finden können. Ehrgeiz, Mißtrauen, Liebe zur Unabhängigkeit ſind die Schranken, die mein Schickſal für immer beſtimmen.

Jetzt begreife ich erſt, warum Sie mir die Fragen über Hrn. v. St. Ange vorlegten. Sie thaten nichts, als daß Sie wiederhohlten, was man Ihnen ſagte. Wenigſtens hatten Sie keine andere Veranlaſſung, dieſe Fragen an mich zu thun. Der Antheil, den ich an ihm nahm, iſt zugleich mit der Gefahr, in der er ſich befand, verſchwunden. Ich könnte kein Thier ohne Schmerz und Rührung ſterben ſehen, warum ſollte mich alſo der Zuſtand eines Mannes mit gefährlichen Wunden nicht erſchrecken, mir nicht Mitleid einflößen? Sein Charakter, ſein Vermögen, ſeine Situation haben nichts mit dieſem Gefühl zu ſchaffen. Durch Hrn. v. Marville und unſern Arzt habe ich Nachricht von ihm erhalten. Alles iſt glücklicher abgelaufen, als man nur hoffen konnte; er wird kaum eine Narbe auf der Stirn behal-

ten. In einiger Zeit kömmt er in die Stadt, das ſagte mir geſtern Hr. Purget, der vor zwey Tagen dort geweſen war. Hrn. v. St. Ange hatte ihm weit mehr für zwey oder drey kranke Bauern, als für ſich ſelbſt zu thun gegeben. Ich möchte wiſſen, ob er ſich auch um die Kranken in der Stadt bekümmert: man ſpricht doch bisweilen mit den Aerzten von ihren Kranken. Die Umſtände meiner Mutter waren intereſſant, vielleicht hat ſich Hr. v. St. Ange nach ihnen erkundigt. Aber daran hat Hr. Purget mit keiner Sylbe gedacht. Dieſe Aerzte ſagen doch niemahls, was man zu wiſſen Luſt hat. Meine Mutter iſt ihrer vollkommenen Geneſung nahe, ich glaube aber doch, es iſt gut, daß der Arzt ſie noch nicht verläßt: ich werde dafür ſorgen, daß er von Zeit zu Zeit wieder kömmt. Sie nimmt wieder Beſuche von ihren Freundinnen an, und ich benutze bisweilen dieſe Zeit, die meinigen zu ſehen. Unſer Zuſammentreffen mit Hrn. v. St. Ange hat Aufſehen gemacht. Mamſell Mirfort hat es der ganzen Welt erzählt. Vorzüglich hat ſie viel von ihrem Flacon mit Köllner

Waſſer geſprochen, der den Verwundeten ins Leben zurück gebracht haben ſoll. Madam Arſillt will alle Details wiſſen, ſie hat hundert Fragen an mich gethan, und mir tauſend luſtige Dinge über Mamſell Mirfort geſagt. Madam de Taninge, die vertraute Freundinn des Hrn. v. St. Ange, hat faſt die ganze Verantwortung für den Unfall, der ihm begegnet, auf uns laden wollen. Sie findet es ſehr ſonderbar, daß wir gerade bey der Hand geweſen wären, ihm Beyſtand zu leiſten, und beklagt ihn, daß er keinen beſſern gefunden. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, was heißt das, die vertraute Freundinn eines Mannes ſeyn? Von Madam de Taninge kann ich nicht ſchließen. Sie iſt jung, hübſch, ſeit kurzem verheyrathet, liebt ihren Mann, und hat doch verſchiedene vertraute Freunde, die aber freylich, die Wahrheit zu geſtehen, dem Hrn. v. St. Ange wenig gleichen. Ich habe wohl gemerkt, daß ſie viel Freundſchaft gegen ihn äußerte, daß ſie ihn ſehr ſchmeichelte; ſie hatte das Anſehen, als ließe ſie ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren: allein ich glaube, das

heißt die Männer verziehen, und bekümmerte mich also wenig darum. Hr. v. Marvil[le] sprach neulich auf diesen Ton mit mir; er ist oft bey Hrn v. St. Ange gewesen, die erste Zeit über hat er ihn nicht verlassen. So bald er seinen Unfall erfuhr, eilte er zu ihm. Auch der nimmt eine ungewöhnliche Miene an, wenn er von ihm spricht. Es ist allemahl eine Ernsthaftigkeit und Verlegenheit, die ich noch nicht an ihm bemerkt hatte. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit kömmt mirs vor, als wenn die ganze Welt etwas mit Hrn. v. St. Ange vor hätte: es ist als wenn ein Geheimniß darunter wäre, das ich nicht erfahren dürfte. Ich versichere Ihnen aber, ich bin nicht im geringsten neugierig darauf.

Man sucht das Projekt Komödie zu spielen wieder hervor. Einige Mitspieler haben fortgefahren ihre Rollen zu studiren, und bestehen auf der Vorstellung. Ich habe meine wenige Lust vollends verloren; ich müßte gewiß wissen, daß dieses Vergnügen den Beyfall von Jedermann erhielte, und jetzt hoffe ich meinem Vater ein Vergnügen zu machen, wenn ich nicht spiele. Ich habe Lust meine

Rollen der Mamſell Mirfort zu geben, die die ihrigen abgegeben hatte, und deren Platz erſetzt worden war. Die Flamacourtſche Hochzeit macht viel Geräuſch und Bewegung, und gibt Veranlaſſung zu Aſſembleen, Soupers und Tanzpartien. Zu einigen davon bin ich eingeladen. In einigen Tagen würde ich vielleicht aufgelegter ſeyn, davon zu profitiren. Es herſcht eine groſſe Zufriedenheit zwiſchen den beyden Familien, vorzüglich auf Seiten der Ballotons. Der Vater nennt niemand mehr Herr, er nennt ſie alle nur bey den Vornahmen, er hat eine reizende Familiarität, und man lacht darüber.

Mein Vater hat mit einem gewiſſen Hrn. de la Hauſſe Bekanntſchaft gemacht, mit dem er auch oft Geſchäfte hat, die, wenn ich nicht irre, Speculationen auf öffentliche Fonds in Frankreich und England betreffen. Dieſer Hr. de la Hauſſe iſt ein lediger Mann von ohngefehr vierzig Jahren, der keinen andern Gedanken hat, als Zahlen und Rechnungen. Schon ein paarmahl iſt er nah dran geweſen reich zu werden, auch jetzt hat er einigen Credit, und unter andern

meinen Vater bewogen, zu ſeinen Projekten ſich mit ihm zu aſſociiren. E ſpricht bisweilen mit uns, und addreſſirt mitunter gewiſſe rechenmeiſteriſche Galanterien an mich, die mir äußerſt zuwider ſind. Aus ſeiner guten Laune könnte ich auf den Wohlſtand von Frankreich oder England, auf Krieg oder Frieden ſchließen. Mein Vater ſchont ihn ſehr, und wir machen es, wie er. Mit unter gibt es Poſttage, wo ſeine Zufriedenheit uns große Hoffnungen gibt. Ich weiß nicht, was daraus kommen wird. Doch ich werde gewahr, daß ich keinen Brief, ſondern eine Zeitung ſchreibe. Als ob Sie Zeit hätten, ſich mit ſolchen Dingen zu beſchäftigen! Schaffen Sie ſich nur Zeit, mir meine Fragen zu beantworten, ich bitte Sie. Ich ſpreche zwar nur von mir, allein ich verſichere Ihnen, ich denke nur an Sie. Ich ſetze voraus, ich ſchreibe noch an Sie allein; ich bin noch nicht mit Hrn. Dubourg bekannt. Ich hoffe, er wird ein gutes Vorurtheil für die Freundinn einer Perſon haben, die er anbeten muß. Leben Sie wohl, beſte Freundinn; ich fühle, daß ich Sie immer lieben werde, ſelbſt dann, wenn Sie ein Anderer lieben wird, und Sie mich weniger lieben ſollten.

Vier und zwanzigster Brief.

Sophie an Laura.

Nein, meine liebe Freundinn, ich werde nicht auf alle Ihre Fragen antworten: dazu habe ich nicht Phantasie genug. Die meinige reicht nicht so weit, als die Ihrige. Nichts ging natürlicher zu, als meine Heirath. Ich bekam Gelegenheit Hrn. Dusbourg in Gesellschaften kennen zu lernen. Er ist ein Mann von guter Figur, 36 Jahr alt. Er trägt eine Perücke, sie steht ihm aber gut. Er ist ein Mann von vielen Verdiensten, und sehr beschäftigt, weil er die Wissenschaften liebt, und sich seinem Vaterlande und vorzüglich unserer Stadt nützlich zu machen sucht. Er ist auf dem Wege zu öffentlichen Ehrenämtern, und man sieht schon im Voraus eine unserer ersten Magistratspersonen in ihm. Er wird von jedermann geliebt, und die Weiber haben ihn nicht verzogen. Er hat weder die Grazie noch die Artigkeiten, die sie reizen: nie hat er ein Gedichtchen oder ein Epigramm ge-

macht. Er hat einen trefflichen Verſtand, aber keinen glänzenden, unterhaltenden Witz. Er hat mir nicht den Hof gemacht, iſt nicht in mich verliebt geweſen. Wie es ſchien, gefiel ihm meine Unterhaltung, und die ſeinige mißfiel mir nicht. Ich bemerkte immer Verſtand, Gelehrſamkeit, aber niemahls die geringſte Bosheit an ihm. Ein paar Jahre hat er in Kriegsdienſten geſtanden, er fand aber, daß dieſe Beſtimmung zu arm an nützlichen und wichtigen Beſchäftigungen wäre. Er liebt die Wiſſenſchaften und cultivirt ſie aus Geſchmack und zu Anderer Vortheil. Man erhohlt ſich bey ihm über alle Materien Raths. Seine Einſichten und ſeine Bibliothek ſtehen jedermann, der ihrer bedarf, zu Dienſten. Er iſt der Freund meiner Brüder, neben denen er gedient hat, und die einen großen Werth auf ſeine Freundſchaft legen. Er iſt auch der Freund meiner Aeltern, deren Umgang er ſehr zu lieben ſcheint. Hier iſt ſein Portrait — den Roman errathen Sie gewiß. Er iſt außerordentlich kurz. Bey einer gewiſſen Gelegenheit ſuchte er ohne Affectation eine beſondere Unterredung mit mir anzu-

knüpfen: er fragte mich mit vielem kalten Blute, ob das Heyrathen mir Furcht machen würde? Ich antwortete ihm, ich fürchtete mich noch weniger, ledig zu bleiben — „ob mir ein Mann zuwider ſeyn würde, der mehrere Jahre älter wäre, als ich?„ Ich antwortete: Verdienſte und Verſtand hätten einen großen Reiz für mich; und ſo bald er anfing gerade zu von ſich ſelbſt zu ſprechen, ſo machte ichs wie alle Mädchen, die ſo ſimpel ſind, wie Ihre Freundinn; ich legte alles in den Willen meiner Aeltern. Von dieſem Augenblick an habe ich nichts als vollkommen zufriedne Geſichter geſehen: Hr. Dubourg, mein Vater, meine Mutter, meine ganze Familie iſt vergnügt. Mehr brauchte ich nicht, um vollkommen von meinem Glück überzeugt zu ſeyn: ich hoffe, auch Hr. Dubourg ſoll es ſeyn. Uebrigens, meine Liebe, bringe ich keine großen Forderungen in meine neue Lage. Ein gut eingerichtetes Haus, ein ruhiges Leben, Ein Mann, der mich liebt, der beſchäftigt iſt, und an deſſen Geſchäften ich ſo viel als möglich Theil nehmen kann — das iſt alles, was ich wünſche. Sie verach-

ten mich vielleicht ohne Gnade, wenn ich Ihnen ſage, daß mein großer Wunſch, mein größter Plan — Kinder ſind. Ich ſehne mich darnach, welche zu haben, ich freue mich darauf, ſie zu warten, zu liebkoſen, zu pflegen: es muß eine herrliche Beſchäftigung ſeyn. Ich fühle ſehr gut, daß meine Ideen nicht vom beſten Geſchmack ſind; ich ſollte vielmehr an die Freyheit denken, die ich nun erhalte, an das Vergnügen, das ich meinen Freundinnen verſchaffen könnte; ich ſollte mich mit dem Plan beſchäftigen, ein angenehmes Haus für meine Freunde einzurichten, allerliebſte Soupers zu geben, und von den Bällen und Aſſembleen zu profitiren. Ich freue mich auch darauf, aber dieſe Vergnügungen werden nicht mein Glück machen. Ich bin überzeugt, daß ich es nirgend als im häuslichen Leben finden kann, und hierauf ſchränke ich auch alle meine Entwürfe ein. Ich geſtehe, daß ich mich jetzt mit Projekten aller Art trage, manche davon kann ich Ihnen unmöglich mittheilen, und doch mache ich mir keine Vorwürfe darüber. Man

ſchwärmt ein wenig im Lande der Ideen herum, die Vorfälle und Begebenheiten gehen und kommen doch, wie ſie wollen. Die Sache, die mich beſchäftigt, und die Ihre Theilnahme und Neugierde rege macht, hat einen ſo ſimpeln Gang genommen, daß ſich ihr nichts in den Weg legt, daß nichts leichter iſt, als ſie zu Stande zu bringen. Das Jawort und die Einwilligung ſind von beyden Seiten gegeben. Uebermorgen, als den Sonntag, wird unſre Verbindung bekannt gemacht, den Donnerſtag oder Freytag wird der Contract unterzeichnet, ein paar Tage darauf bin ich Frau, und Sie addreſſiren dann Ihre Briefe an Madam Dubourg, geborne St. Aubin. Unterdeſſen mache ich Bekanntſchaft mit der Familie des Hrn. Dubourg. Es ſind gute Leute von ſchätzbarem Charakter. Ich werde viel mit ihnen leben; mein Wunſch iſt, von ihnen geliebt zu werden. Wir haben keinen Ueberfluß, nichts mehr als ein bequemes Auskommen, das das Leben angenehm macht, und einfache gewöhnliche Vergnügungen erlaubt. Die Hochzeit wird blos als Familienfeſt gefeyert, ein

paar Freunde werden dazu gebeten, und ich hoffe, es ſoll alles recht vergnügt ſeyn.

Das iſt meine ganze Geſchichte, meine liebſte Freundinn. Sie ſehen, daß ſie nichts weniger als einem Roman ähnlich ſieht. Sie werden mir erlauben, daß ich ſie Ihnen ohne Ausſchmückung zukommen laſſe. Das ſind meine Geſinnungen, meine Empfindungen alle. Ich wünſche, Sie möchten den Verſtand darinn entdecken, deſſen Lobrednerinn Sie von jeher waren. Es freut mich ſehr, wenn er Ihnen gefällt, ich geſtehe auch, daß er mich glücklich macht, und wenn er mir Ihren Beyfall und Ihre Freundſchaft verdient, ſo werde ich ihn immer beybehalten. Ich liebe Sie, wie Sie mich lieben, und ich wünſchte, daß dieſe Aehnlichkeit ſich auf unſer Schickſal erſtrecken möchte. Ich verheimliche Ihnen nicht, daß ich Ihr Benehmen gegen Hrn. v. Marville nicht gebilligt habe. Nach allem, was Sie mir von ihm ſagen, ſcheint es, daß er eine Frau glücklich gemacht haben würde, wenigſtens geben alle Umſtände ein Recht, es zu vermuthen, und ich geſtehe, daß ich auf die Umſtände baue. Sie

ſprechen vom Hrn. v. St. Ange mit einem gewiſſen Ton des Intereſſe, der mich wohl etwas argwöhnen laſſen könnte, wenn mich nicht Ihre Art zu denken, und das, was Sie Ihr Syſtem nennen, ein wenig beruhigte. Dieſer Hr. v. St. Ange, der in Paris geweſen iſt, den die Weiber ſo ſehr lieben — ich kann ihn nicht lieben. Doch ich kann mich irren, er kann ein ſehr rechtſchaffener Mann ſeyn, und ich hoffe, Sie werden mir nie etwas anders von ihm ſagen dürfen. Ich geſtehe, es freut mich ſehr, daß Hr. Dusbourg nicht in Paris geweſen iſt. Ich glaube, man muß dort Grundſätze annehmen, die ſich für unſer Land gar nicht ſchicken. So viel ich noch von allen Perſonen, die dort geweſen ſind, gehört habe, muß ich vermuthen, daß die Weiber dort ſehr ſonderbare Sitten haben. Man ſollte glauben, es müßte dort mit Geld alles leicht ſeyn, und hier gibt es weder Leichtigkeit noch Geld. Und doch ſehe ich eine Menge Weiber, die es den Pariſerinnen nachthun wollen, die alle Moden mitmachen, wie in Paris, die Soupers geben, die Nächte durchwachen,

und die Tage verſchlafen, wie in Paris, die mit ihren Männern auf denſelben Fuß ſtehen, wie die Weiber in Paris, und doch verträgt ſich alles das im geringſten nicht mit dem Geiſt und der Oekonomie, die wir befolgen müſſen. Wir Schweizer dürfen uns nicht einer knechtiſchen Nachahmung der großen Hauptſtädte ergeben. In Rückſicht der Moden mache ich es, wie jedermann, vorzüglich jetzt bey meiner Heyrath. Die Gattinn des Hrn. Dubourg ſoll ſo geſchmackvoll geputzt ſeyn, wie Eine. Nur dann komm' ich mir ein bischen lächerlich vor, wenn ich in vollem Staat doch unſere ſchmutzigen Straßen wandere, und den Abend mit einer Laterne nach Hauſe komme. Indeß, man iſt niemahls lächerlich, wenn man es macht, wie jedermann. Im Aeußerlichen werde ich immer dem allgemeinen Gebrauch folgen.

Ich bitte Sie, meine theuerſte Freundinn, fahren Sie fort, mir mit derſelben Freundſchaft, und demſelben Zutrauen zu ſchreiben, wie bisher. Alles, was Sie mir ſagen, intereſſirt mich unendlich. Ich wünſchte, Sie gingen noch weiter in die Details hinein. Mein

Schickſal mag ſeyn, welches es will, Sie werden immer eine wichtige Rolle dabey ſpielen. Hr. Dubourg ſoll nicht mehr Antheil an unſerer Correſpondenz haben, als Sie ſelbſt wünſchen. Meine Freundinnen haben Ihr Recht für ſich, und nie werde ich es andern aufopfern. Laſſen Sie uns alſo ja nichts an unſern Verhältniſſen ändern, ich beſchwöre Sie. Reden Sie, ſchreiben Sie, denken Sie mit mir mit derſelben Zuverſicht. Ich hoffe, ich habe Ihre Freundſchaft eben ſo wohl meinem Charakter, als den Umſtänden, die uns zuſammen brachten, zu danken. Kein Vorfall, keine Veränderung der Umſtände darf alſo Einfluß auf ſie haben. Ich würde anders urtheilen, ich würde unglücklich ſeyn, wenn Ihre Briefe künftig kürzer und weniger ausführlich würden. Ich würde die Schuld auf Hrn. Dubourg ſchieben, und Sie hätten eine böſe Ehe auf dem Gewiſſen. Ich hoffe, dieſe Vorſtellung ſoll ihre ganze Kraft bey Ihnen äußern, und erwarte alſo Ihren nächſten Brief mit Ungeduld u. ſ. w.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Herr v. Marville an Herrn v. St. Ange.

Schon mehrere Tage nach einander nahm ich mir vor, Dich zu beſuchen, lieber Freund, Die Zeit wird mir ſo lang, eh ich mich ſelbſt von Deinen Geſundheitsumſtänden unterrichten kann. Das letztemahl, als ich Dich ſah, warſt Du noch weit von vollkommener Geneſung entfernt. Seit dem ich eine Stelle in unſerm Rathe erhalten habe, bin ich ſo oft mit dem Intereſſe fremder Perſonen beſchäftigt, daß ich keine Zeit habe, auf mein eignes, und noch weniger auf mein Vergnügen zu denken. Lange aber kann ich nicht warten, eh ich etwas von Dir erfahre, Ich ſchicke Dir deshalb meinen Bedienten. Ich bin nicht der einzige, der ſich nach Deiner Geſundheit und Zurückkunft ſehnt. Alle Frauenzimmer von deiner Bekanntſchaft beſchäftigen ſich damit. Geſtern bey Madam Taninge ſprach man faſt von nichts, als von Dir, und von der Narbe, die Deine Wunde

im Geſicht zurücklaſſen müßte. Madam d' Arſilli behauptet, ſie müſſe Dich entſtellen, Du würdeſt abſcheulich ausſehn. Sie iſt keine Liebhaberinn von zerfetzten Geſichtern, und mag unter ihren Freunden kein Geſicht der Art haben. Sie ſagt, Narben wären nicht von der guten Geſellſchaft, und ſetzt noch hundert luſtige Sachen in dieſem ſcherzhaften Ton hinzu, der faſt gegen die Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme Zweifel erwecken könnte. Madam du Taninge verſichert, Du würdeſt nur eine deſto intereſſantere Miene bekommen, und es wäre kein großes Uebel, wenn auch die Regelmäßigkeit Deiner Züge etwas geſtört würde. Man bedauert Dich über das, was Du ausgeſtanden haſt, man kümmert ſich über Deine Abweſenheit; jedermann ſpricht von Deinem Unfall wie von einem allgemeinen Unglück. Vorzüglich ſieht man die Damen ſehr gerührt, wenn ſie denken, wie die Sache hätte ablaufen können. Alles, was Dich von Deinen Freunden entfernt, ſcheint ein Unrecht zu ſeyn, das man ihnen zufügt; man lehnt ſich gegen Dein

Einsiedlerleben und gegen alles, was Dich verdrüßlichen Zufällen aussetzen kann, auf. Doch kann ich nicht sagen, daß alle Frauenzimmer gleichen Antheil nähmen. Einige von ihnen sagen gar nichts, und ich weiß nicht, was das bedeutet. Mamsell Mirsfort indeß gehört nicht unter diese Zahl, sie spricht viel von der Hülfe, die sie Dir geleistet, und behauptet, Du hättest ihr allein Dein Leben zu danken. Mamsell Germosan aber, die wohl auch etwas erzählen könnte, sagt nichts. Ich glaube, sie will dadurch zu verstehen geben, ihre Freundinn sage zu viel. Diese Mamsell Germosan ist eine Person von sehr eigenem Charakter. Ich kann mir nicht einbilden, daß sie Dir gefallen könnte, oder daß Du jemahls suchen solltest, ihr zu gefallen, so reizend auch ihre Figur ist. Sie ist eine seltsame Mischung von Eigensinn und Vernunft, von Witz und Simplicität. Oft sollte man ihr Bestreben zu gefallen für Koketterie und ihre Munterkeit für Geschmack an Vergnügungen halten, allein noch öfter flieht sie dieselben, und zieht ihnen die Einsamkeit

und das häusliche Leben vor. Sie beobachtet ihre Pflichten gewiſſenhaft, und lacht über alles, was man Anhänglichkeit, Empfindung, Leidenſchaft nennt. Sie hat Sanftheit und ein fühlbares Herz, im geſellſchaftlichen Umgang begleitet ſie natürliche Grazie, die verführt, ohne zu blenden. In allem, was ſie thut und ſpricht, iſt etwas Pikantes, das intereſſirt und unvermerkt an ſie feſſelt. Uebrigens betrügt man ſich immer in ſeinen Urtheilen über diejenigen Frauenzimmer, die am meiſten gefallen. Mamſell Germoſan hat mich zu einer Thorheit verleitet, die ich Dir aber heute nicht erzählen werde. Eben ſo wenig will ich Dir die Empfindungen beſchreiben, die bey mir zurückgeblieben ſind. Ich liebe ihre Familie, und bin ihr ſehr zugethan. Ich werde immer ihr Freund bleiben, nachdem ich einmahl gewünſcht habe, ihr etwas mehr zu werden. Ich bitte Dich lieber Freund, ſetz Dich auf der Stelle hin, und antworte allen denen, die ſich nach Dir erkundigen. Ich hoffe, Deine Antwort ſoll

uns sagen, daß wir nicht mehr lange zu warten haben, daß Du uns bald wiedergegeben seyn wirst. Unsere Vergnügungen vermissen Dich sehr. Lebe wohl, bester Freund, und schicke meinen Expressen mit guten Nachrichten von Deiner Gesundheit zurück.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Herr v. St. Luze an Hrn. v. Mareille.

Wirklich, mein beſter Freund, faſt habe ich Urſache, mich über den ſchrecklichen Unfall, der mir begegnet iſt, zu tröſten. Zwey reizende Geſchöpfe haben mich bemitleidet und gewartet, und der Antheil, den Du an meinen Umſtänden nimmſt, rühret mich innig. So etwas läßt ſich ſelbſt mit unſerm Blute und unſerm Kopfe nicht zu theuer bezahlen, und mein Kopf iſt überdieß jetzt mehr mit dem beſchäftigt, was er geſehen und gehört, als was er gelitten hat. Bis jetzt habe ich mir der Narbe wegen eben keinen Kummer gemacht, und wenn ſie vielleicht ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Damen wird, die einige Freundſchaft für mich haben, ſo will ich mir die Wunde ſelbſt deſto weniger leid ſeyn laſſen. Madam d' Arſilli iſt zu guter Laune, als daß ſie ſich mit Empfindungen bey unangenehmen Vorfällen abgeben ſollte. Ich bitte Dich, ſag ihr, ein Freund mit einer Schwarte klaue doch

ein ſehr gutes Herz haben; die Wunden, die man ſähe, wären viel zuverläſſiger, als jene, von denen man bloß ſpräche, und verdienten ihr Mitleid noch weit mehr. Verſichere Mademoiſelle de Taninge, daß ich mich bemühen würde, das Gebrechen meines Kopfs vergeſſen zu machen. Ich hoffe bey dieſem Damen etwas mehr Mitgefühl zu finden, als Du mir von ihnen zeigſt. Man ſollte glauben, wenn man Dich hört, Du wolltest mich mißtrauiſch gegen ſie machen. Du kannſt glauben, daß ich die Aeußerungen von Theilnahme und Freundſchaft, die man im Umgang mit der Welt erhält, auf ihren wahren Werth zu ſchätzen weiß. Ich nehme ſie dankbar an, ich freue mich darüber, bin aber auf nichts ſtolz, als auf einen wahren Freund, wie Du biſt. Die Frauenzimmer ſind der Reiz des Lebens, und die anziehendſte Seite des geſellſchaftlichen Umgangs. Es iſt ſchmeichelhaft, ihnen zu gefallen, es iſt ſüß, ſie zu lieben, ſelten aber iſt man glücklich mit ihnen. Ich ſuchte dieſes Glück Anfangs in einer Art von Sympathie zwiſchen mir und der Perſon, die ich liebte, ich hab' es aber bis jetzt noch

nicht gefunden, und glaube, dieſe Sympathie iſt eine Chimäre, die nirgend vorhanden iſt. Die Empfindungen, die man einflößt, und die man zu genießen hofft, entſpringen aus einer Eigenliebe, die ſie immer wieder vergiftet. Weit ſicherer iſt es, nichts als Vergnügen zu ſuchen. Ich geſtehe Dir, beſter Freund, ſeit meiner erſten Erfahrung, ſeh ich die Weiber alle aus dieſem Geſichtspunkt an. Pauline, deren Nahmen Du mich bisweilen mit Rührung nennen hören, war nur ein Landmädchen. Bey der Friſche einer Roſe hatte ſie eine ſanfte und zärtliche Seele; ſie flößte mir Liebe ein, ich wähnte, ſie ſey einer wahren und zärtlichen Leidenſchaft fähig — in der Folge glaubte ich doch Intereſſe und Eitelkeit zu entdecken. Vielleicht wachte auch ihr Leichtſinn oder der meinige — Kurz, mein Beſter, ich bin nunmehr überzeugt, die Natur hat mich nicht für ſtarke Anhänglichkeit und ſtarke Leidenſchaften beſtimmt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich nicht fähig bin, mein Leben und mein Glück dem zufälligen Gang einer Leidenſchaft zu unterwerfen. Es iſt

mehr, ein paar Augenblicke lang habe ich mich getäuscht, aber die Illusion dauerte so kurze Zeit, daß ich die Schuld auf die Welt der schob. Ich überredete mich, es fehle ihr nun entweder an Kräften, oder an Willen, diese Kräfte zu brauchen. Ich hing mich an ihren Leichtsinn, und so ward ich weniger betrogen. Der Umgang mit ihnen ist für mich ein bloßer Gegenstand der Belustigung worden, ich suche nichts als Vergnügen, und fliehe alles, was nicht Vergnügen ist. Da man indeß nicht von bloßem Vergnügen leben kann, so widme ich die Einsamkeit ernsthaftern Beschäftigungen, und finde in derselben mehr Nahrung für die Empfindungen und Gefühle meines Herzens. Das ist der Grund, warum mir das Landleben täglich anziehender wird. Hier sind nicht wie in der Stadt alle Gegenstände in Eigenliebe und Eitelkeit gehüllt. Ich beschäftige mich mit der Oekonomie, und vorzüglich mit den Landleuten, denen sie Beruf und Bestimmung des Lebens ist. Ich versuche es, ihnen Ideen zu geben, die ihre Arbeiten erleichtern können. Ich bin oft unter ihnen: sie hören mich an, weil ich

mehr das Ansehen habe, von ihnen lernen, als sie belehren zu wollen. Das letzte würde mir nicht gelingen, sie hängen zu fest an ihren hergebrachten Gewohnheiten. Bisweilen bin ich so glücklich, ihnen helfen, sie unterstützen zu können. In diesen Augenblicken glaube ich der wahren Geselligkeit zu genießen. Ich interessier mich für alles, was sie machen, ihr Genuß ist leicht zu befriedigen, ihre Zufriedenheit erregt keine Eifersucht. Bey ihnen ist die Armuth ohne Stolz, das Glück ohne Eitelkeit, und der Unglückliche erhält Unterstützung, ohne sich schämen zu dürfen. Ich lese wenig mehr, dafür denke ich, sinne nach, überlege das, was ich gesehen und gelernt habe. Bisweilen bekomme ich den Einfall, meine Ideen niederzuschreiben, und mit unter kömmt mir auch wohl die Lust an, meine Gedanken über Armuth, Erziehung, über Diebstahl und Diebe drucken zu lassen. Ich will Dich darüber zu Rathe ziehen. Diese Gegenstände gehören vor Deinen Richterstuhl, und stehen mit Deinem Amte in Verbindung, und Du wirst mir manchen Aufschluß geben können. Dieses Inter-

esse, das ich an meinen guten Nachbarn den Bauern nehme, fesselt mich an das Land. Hier glaube ich Freunde, in der Stadt nichts als Bekanntschaften zu haben. Das tröstet mich auch über alles, was ich in Paris zurücklassen mußte. Dort hing ich mit Leidenschaft meinem Geschmack für die schönen Künste nach, ich überließ mich diesem Hange ohne Einschränkung, und ich hatte herrliche Augenblicke des Genusses. Hier erst habe ich mir gestanden, daß von jeder Entzückung, in die ein Meisterstück der Mahlerey oder Bildhauerkunst mich versetzte, daß von jedem Gefühl des erhabensten musikalischen Ausdrucks, im Grunde nur wenig in der Seele zurückblieb: ich fühlte wohl gar eine Leere, die ich durch andere Illusionen ausfüllen mußte. Und doch konnte ich mich zu dieser Aenderung meiner Lebensart nicht ohne Schmerz entschließen. Anfänglich kam mir alles langweilig vor, unvermerkt aber sah ich um mich herum, und entdeckte fühlende Wesen, und in ihnen die Wirklichkeit dessen, was ich bis jetzt nur aus Nachahmungen kannte. Ich suchte auch meine Freunde und Bekanntschaft

ten in der Stadt auf, ich liebe sie und nehme genau das von ihren Neigungen und Eigenheiten, was ich als ein Mittel brauchen kann, mich ihnen gefällig zu machen, und mir ein Recht auf ihren Umgang zu verschaffen. Ich baue auf Freundschaft und freundschaftliche Gesinnungen, und um das desto sicherer zu können, setze ich weder diese noch jene auf die Probe. Allein meine Vorstellungen ändern sich etwas, wenn ich an die beyden neuen Bekanntschaften denke, die mein Unfall mir verschafft hat. Mamsell Mirfort kannte ich ein wenig, Mamsell Germosan aber hatte ich kaum gesehen. Beyde haben mich auf eine Art, wie ich sie nur von der besten Schwester hätte erwarten können, gepflegt. Mamsell Mirfort zeigte Eifer, Mamsell Germosan, viel furchtsamer, und vielleicht nur desto gefühlvoller, ließ ihr Mitleid und die Güte ihres Herzens sehen. Ich habe Dir schon von dem Eindruck gesagt, den sie auf mich machten: ich fühle wahre Dankbarkeit gegen Mamsell Mirfort, das Betragen ihrer Freundinn aber schwebt mir noch weit deutlicher vor den Au-

gen. Aus ihren Mienen sprach Schrecken und Schmerz: ihre Züge waren zerstört, und doch kam sie mir nur desto schöner vor. Ihre schönen Augen, deren Blicke, wie ich bemerkte, auf meine Wunden geheftet waren, linderten meine Schmerzen. Alle diese Umstände haben mir die größte Idee von dem Charakter der Mamsell Germosan beygebracht. Du kennst sie mehr, als ich. Wir haben von ihr gesprochen, und werden noch mehr von ihr sprechen. Ich schließe aus dem, was Du mir sagst, und aus dem, was Du mir nicht sagst, daß Du eine große Anlage zum Romantischen, und irgend eine erhabene sentimentale Leidenschaft mit Dir herum trägst. Warum soll ich nicht Dein Vertrauter seyn? Ich verspreche Dir guten Rath und Verschwiegenheit. Ich hoffe, mein Zufall soll mich in angenehme Verbindungen mit diesen Damen bringen. Ich mag kein Spiel mit der Empfindsamkeit der Weiber treiben, es ist möglich, daß sie dadurch unglücklich werden: das ist mir genug, sie in meinen Augen zu heiligen. Allein diese Empfindsamkeit ist so oft nichts als interessirte Eigenliebe oder verstecks-

te Koketterie, daß ich ſie, aus Furcht mich zu betrügen, immer nur dafür nehme, und in gleicher Münze zurückzahle. Um mich nicht mehr zu täuſchen, reduzire ich alles auf das Vergnügen. Es iſt ſo angenehm, ſich gegenſeitig zu gefallen. Indem man ſich ſchmeichelt, indem man ſich amuſirt, kömmt man einander näher, ohne ſich zu feſſeln, und die Folge davon iſt eine Zuneigung, die aber von aller Sklaverey frey iſt. Ich denke nicht klein genug, durch Qualen und Leiden intereſſiren zu wollen, nie habe ich meine Zuflucht zu den Mienen eines Unglücklichen, Verzweifelnden genommen. Nie hat mir mein Glück eine Thräne, und ich darf wohl hinzuſetzen, auch keine Falſchheit gekoſtet. Oft hat man mich zurückgeſtoßen, mißhandelt, ohne daß es mich ſonderlich unglücklich gemacht hätte. Ich laſſe die Sympathie des Vergnügens und die Empfindung der Wolluſt von ſelbſt kommen, ich ſuche ſie nie zu erzwingen. Der verführeriſche Reiz eines ſanften ruhigen Hingebens iſt der einzige Roman, den ich einfädeln, das einzige Band, das ich zwiſchen zwey Perſonen, die die Um-

ſtände zuſammenbringen und vereinigen, entdecken kann. Nie hat mich weder das Aufſehen eines Triumphs gerührt, noch die Ehre einer Eroberung geſchmeichelt. Den Augenblick genießen, dem Vergnügen nachgeben, die Süßigkeit der Liebe genießen, ohne die Schwere ihrer Feſſeln zu fühlen, das iſt mein ganzer Ehrgeiz und die Philoſophie meines Herzens. Weder das Geräuſch einer Leidenſchaft, noch die Heftigkeit einer Anhänglichkeit, noch Beharrlichkeit in ſtarken Empfindungen haben meinen Ruf vergrößert. Nie habe ich durch kecke Zudringlichkeit einen Mann die Stirn zu runzeln, noch einen Vater zu einem ſtrafenden Blick bewogen. Meine Seele, die der ſanften Freundſchaft, dem zärtlichen und allgemeinen Gefühl der Menſchlichkeit offen iſt, ſchließt kein Individuum aus dem Zirkel aus, in dem ich mein Leben zubringen muß. Das angenehme Gefühl von Jedermann geſchätzt und geliebt zu werden, tröſtet mich über die Mühe, mich zu überreden, daß Jedermann mir gefalle. Ich habe keinen Feind, ob ich einen Freund habe? — das mußt Du wiſſen. Dieſe Art zu

denken, deren Beschreibung Dir schon oft aufgefallen ist, muß Dir meine Ideen über die Weiber und den gesellschaftlichen Umgang begreiflich machen. Sie haben ohne Zweifel Einfluß auf mein Leben, allein das Glück desselben erwarte ich nicht von ihnen, ein mehr umfassenderes Gefühl erfüllt meine Seele, und begreift die ganze Menschheit. Ich sehe sie oft unglücklich und leidend, ich möchte ihr beystehen; das Glück nützlich zu seyn ist für mich wahre Wollust, und da die Liebe und Koketterie der Weiber auch zur Menschheit gehört, so achte ich sie, suche, schmeichle sie, und nehme die Belohnung dafür gern an.

Sicher erscheine ich in Deinen Augen wenig interessant. Strebte ich nach Deiner Bewunderung, so müßte ich heroischere, romantischere Gesinnungen hegen. Verzeihe mir, mein Lieber, wenn ich, statt mich zu dem Erhabenen zu erheben, das immer außer der Natur liegt, ganz natürlich die Lage der Sachen so nehme, wie sie ist. Wär ich dem ersten Hang meines Herzens gefolgt, was

würde dieß moraliſche Phantom, dieß blendende Phänomen für Folgen gehabt haben? Eine unglückliche Heldinn, die am Ende des Romans ſich und mich entehrt, und deren Schickſal auf meinem Gewiſſen gelegen hätte. Ich habe kein Mädchen unglücklich gemacht. Selbſt Pauline iſt nicht unglücklich worden: auch ich bemühte mich es ſo wenig als möglich zu ſeyn. Ich habe das Glück nur theilweiſe kennen lernen, und ich beneide das nicht, was mir noch zu wünſchen übrig iſt. Sey glücklicher, als ich, und laß mir mein Syſtem und meine Philoſophie. Ich werde ſie für den Reſt meiner Tage nicht verlaſſen. Ich weiß nicht, ob ich Dir mein Geheimniß entdeckt habe, aber auf keinen Fall verlange ich, daß du es verſchweigen ſollſt. Du wirſt geſtehen, daß das ein Zug von Größe iſt. Ein Mann, der für keine ſtarken Eindrücke von Sympathie empfänglich, der einer erhabenen und metaphyſiſchen Leidenſchaft unfähig iſt, der ſein Leben keinem Roman aufopfern würde, iſt in weiblichen Augen ein ſehr wenig intereſſantes, wenig ſchätzenswerthes Weſen.

Ich wenigſtens bin offenherzig genug, dieſes Geſtändniß zu thun. Du ſelbſt, wenn Du von Deinem Freunde ſprichſt, ſage, daß er nie kriechen, ſchmachten, ſeufzen, noch ausdauern wird. Wenn Du willſt, kannſt Du hinzuſetzen, daß er nichts fühlt, und daß zum Uebermaaß der Verderbniß, der Geſchmack am Vergnügen ſeine einzige Triebfeder iſt. Sage indeß aber auch, daß dieſes ſo wenig zur Zärtlichkeit geſchaffene Herz in ſeinen Tiefen nicht von allen Tugenden leer iſt. Sage, daß ſeine Seele für Freundſchaft empfänglich und Aufopferungen fähig iſt, daß er mit Gefahr ſeines eigenen Lebens den Liebhaber einer Perſon retten würde, von der er ſich geliebt glaubte, und ſelbſt dann, wenn er ihn betrogen hätte. Sage, daß dieſer flatterhafte Mann ein wahrer Freund ſeyn kann. Ich vertraue Dir jetzt alles, mein lieber Marville, weil Du bey unſerer letzten Unterredung von Zeit zu Zeit eine geheimnißvolle zurückhaltende Miene annahmſt, die bewies, daß Du Dich in mir geirrt zu haben glaubteſt. Ich dachte nachher drüber nach, und nahm mir vor, Dich aus-

Deinem Wahn zu reißen. Mein Freund ſoll alle Falten meines Herzens kennen, beſonders aber werde ich nicht zugeben, daß er irgend jemand ſich in mir zu irren verleite. Ich bin feſt in meinen Grundſätzen, und mein Leben wird ſich immer gleich bleiben. Ich mag der Illuſion und dem Vorurtheil nichts zu danken haben.

Meine Geſundheitsumſtände laſſen mich fürchten, daß ich nicht ſo bald, als ich wünſchte, in die Stadt werde kommen können. Und doch ſehne ich mich ſo ſehr darnach; ich geſtehe ſo gar, daß ich wahres Bedürfniß ſpüre. Ich ſchmachte, dieſe Damen wieder zu ſehen, die an mich denken und von mir ſprechen: ich habe ihrer Geſellſchaft ſo lang entbehren müßen. Mein Landhaus iſt eine wahre Einſiedeley worden, und meine Veränderlichkeit gewöhnt ſich nicht an dieſe Lage. So bald es nur möglich iſt, komme ich und zeige meine Narbe. Ich hoffe, ſie ſoll noch Mitleid erregen. Sie iſt wirklich fürchterlich. Die Stirn ausgehöhlt, die Augbraun

nen getrennt! Gehören die Narben wirklich nicht in die gute Geſellſchaft, ſo werde ich mich an die ſchlechte gewöhnen müſſen. Es wird mir leid genug thun, doch die Philoſophie, von der ich Dir eben das Geſtändniß gemacht habe, wird mich auch hier nicht verlaſſen. Unter vierzehn Tagen oder drey Wochen werde ich es ſchwerlich wagen dürfen, meine Stube zu verlaſſen. Komm Du alſo wenigſtens noch einmahl her, und laß uns zuſammen über Vergnügen und Empfindſamkeit plaudern. Lebe wohl, beſter Freund, ich rechne auf Deine Freundſchaft, ſo wie Du, glaub' ich, der einzige biſt, dem ich die meinige für immer verſprechen kann.

Sieben und zwanzigster Brief.

Madam Dubourg an Laura v. Sermosan.

Es ist nunmehr über drey Wochen, daß ich verheyrathet bin, und fast vier Wochen, daß ich nichts von Ihnen bekommen habe, liebe Laura. So glücklich ich bin, so kann ich mich doch nicht an das Stillschweigen meiner Freundinn gewöhnen. Ich wünschte, sie wäre Zeuginn meines Glücks: wenigstens will ich mich mit ihr davon unterhalten, ihr davon vorerzählen, und da sie mich nicht mit der Fortsetzung ihres Romans beschenkt, so will ich ihr meine Geschichte erzählen. Ich hoffe, sie wird sich einiges davon zu Nutze machen, und unsere Art zu denken und unsere Situationen sollen sich künftig einander näher kommen.

Ich begreife nicht, warum man so viel Böses über den Ehestand sagt; ich gestehe Ihnen so gar, aber ganz leise ins Ohr, daß ich ihn vortrefflich finde. Sagen Sie niemand etwas davon, ich beschwöre Sie, man würde sich über mich lustig machen. Wahr-

lich es sollte mir leid thun, wenn er noch gar nicht erfunden, oder wenn er anders eingerichtet wäre, als er ist, und besonders wenn er nicht auf Lebenszeit dauerte. Warum habe ich so viel scherzhafte und boshafte Einfälle über die Männer, die Weiber, ihre Banden, über die Dauer und Schwere der Ketten des Ehestandes gehört? Ich finde nicht so viel Wahres in alle dem, ich hatte nichts als falsche Ideen, und so wie Ihnen hatten sie mir einige Furcht eingeflößt, mich Lebenslang mit einem Manne zu verbinden, mich seiner Stärke, seinem Willen, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Das Beyspiel meiner Aeltern beruhigte mich etwas, doch nicht ganz, und da ich in meine Verbindung willigte, gab ich immer noch mehr ihren als meinen Wünschen nach. Ich erinnerte mich, daß man die Ehemänner so oft als Tyrannen ausgeschrieen habe, jetzt aber seh ich meinen Irrthum ein. In Ihrem Kopfe ist er noch stärker, als er in meinem war; ich möchte Sie gern eines Bessern belehren. Liebste Freundinn, glauben Sie meinem Beyspiel, und den Wahrheiten, die ich Ihnen

ſage. Ich rede aus eigner Erfahrung, und verſichere Ihnen, es wird gar nicht viel Zuneigung erfordert, um im Eheſtand glücklich zu leben. Ich hatte keine für Hrn. Dubourg, ganz und gar keine, und jetzt herrſcht eine vollkommene Sympathie zwiſchen uns. Er iſt für mich der einzige Mann in der Welt, ich kann mir gar nicht einbilden, daß es auſſer ihm noch andere gebe, oder daß etwas ihn aus meinem Herzen reißen könne. Ich kenne Männer, die man liebenswürdige Männer nennt, die guten Anſtand, guten Ton haben, die ſich ſo vortrefflich tragen, deren Negligé ſelbſt ſo viel Sorgfalt verräth, die ſo vortrefflich parfumirt ſind, die ſich niemahls einem Frauenzimmer nähern, ohne ihr etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen, o! und wie ſehr ziehe ich ihnen meinen guten, lieben Mann vor, der nichts von alle dem iſt. Er liebt mich ſo ſehr, hat einen ſo richtigen Verſtand, einen ſo ſanften Charakter. Es fällt mir nicht ein, daß er Rechte, daß er mehr Gewalt hat als ich, noch weniger, daß er mir befehlen kann, daß er mein Herr iſt, und doch ſoll er es immer

ſeyn. Er ſcheint glücklich zu ſeyn, wenn ich ihn anſehe, und ich ſehe ihn oft an. Mit Wohlgefallen betrachte ich ſeine edle Phyſiognomie, auf der die Heiterkeit und Sanftheit ſeiner Seele abgebildet iſt. Ich bilde mir ein, auch etwas dazu beyzutragen, und die Zufriedenheit geht in meine Seele über. Vielleicht glauben Sie, ich wüßte mir mit meinem Manne nicht viel. Wahr iſts, es kümmert mich wenig, ob die Weiber von ſeinem Verſtand, ſeinem angenehmen Weſen, ſeiner Figur ſprechen; allein auf ſeinen Charakter, auf ſeine Tugenden und Eigenſchaften bin ich ſtolz. Bey Gelegenheit unſerer Verbindung erhielt er Beweiſe davon, die meinem Herzen wohl thaten. Glauben Sie nicht, meine Beſte, daß wir immer zuſammen ſind; ſo ſehr ich es wünſchte, ſo leid würde mirs von der andern Seite thun. Er hat ſeine Beſchäftigungen, ſeine Studien, denen er einen großen Theil des Tages widmet. Niemahls ſtöre ich ihn darinn; ich erwarte ihn, und wie ich gern geſtehe, ſelten ohne ein wenig Ungeduld. Er hat bisweilen Verdruß, aber niemahls die Langeweile,

die aus Müßiggang entsteht, und ich bin sehr der Me[illegible]ung, es ist leichter einen Mann zu trösten, als ihn zu amüsiren, und gegen Langeweile zu schützen. Bisweilen kömmt Hr. Dubourg mit gerunzelter Stirn und niedergeschlagenen Augen auf meine Stube, und spricht kaum ein paar Worte. Er nähert sich mir, ich liebkose ihn, er erwiederts mir, und ich sehe die Heiterkeit auf sein Gesicht zurückkehren. Wir haben noch nicht alle Zurückhaltung gegen einander abgelegt, ich bin immer furchtsam und besitze sein ganzes Zutrauen noch nicht: allein was ich nicht habe, will ich mir erwerben. Mein Mann soll nie Ursache haben, mir etwas von dem zu verbergen, was in seinem Kopf und Herzen vorgeht. Im Leben gibt es mehr Verdruß als Vergnügen, und ich will alles theilen. Habe ich nur einmahl das, wovon ich Ihnen sagte, die Kinder, von denen ich mir eine so entzückende Idee mache; o meine liebste Freundinn, dann gestehen Sie mir selbst, daß kein Glück über eine glückliche Ehe geht! Jeden Augenblick werde ich mehr überzeugt, daß alles, was man gegen das Heyrathen

ſagt, nichts als pure Verläumdungen ſind, und daß es im häuslichen Leben weit mehr Glück und Zufriedenheit gibt, als man gern behaupten möchte. Warum ſollten Mann und Frau nicht immer ſuchen, glücklich zuſammen zu leben? Dieſe Glückſeligkeit iſt zu groß, als daß man ſie je zu theuer bezahlen könnte, daß man nicht ſuchen ſollte, ſie zu erlangen, es koſte, was es wolle. Und gewiß kann mans dahin bringen? Fehler und Mängel ſind kein Hinderniß. Iſt es nicht, wenn man ſich liebt, eine angenehme Empfindung, eine Ehre ſogar, ſie gegenſeitig zu ertragen. Würde man Tugenden haben, wenn andere nicht Fehler hätten? Was ich aber ganz und gar nicht begreife, iſt der Gedanke an Veränderung. Wie iſt es möglich, daß man mit einer andern Mannsperſon wie mit ſeinem Manne leben kann? Kann man eben ſo offen, ſo vertraut ſeyn, ſich ihm eben ſo hingeben? Außer dem Schoos ſeiner Familie kann man nur in ſehr ſchwachen Verbindungen ſtehen, und das, glaub ich, iſt auch der gewöhnliche Fall. Das Verlangen zu gefallen, die Ungewißheit ob es bey Perſo-

nen, die man nur wenig kennt, und die durch nichts an uns gefesselt sind, glücken werde, machen, daß man alle Annehmlichkeiten seines Geistes, alle Ressourcen der Gesellschaft aufbietet. Die Vergnügen des Umgangs veranlassen Bekanntschaften, die endlich zu Freundschaften werden, die Liebe aber bleibt dem Manne immer allein. So verstehe und erkläre ich mir alle Verbindungen verheyratheter Frauenzimmer, von denen man so oft spricht. Abscheulich wär es mit einem Manne zu leben, und sich mit einem anders zu gefallen. Das Leben muß dann eine unaufhörliche Unruhe werden, und der Leichtsinn kann dieses Uebel nicht ganz verbannen.

Ich sage Ihnen alle meine Ideen, liebste Freundinn. Mein Verstand ist vielleicht eben so neu als mein Ehestand, wiewohl ich doch anfange, Erfahrung zu bekommen, und das gibt mir ein Recht, gemeinschaftlich mit Ihnen zu vernünfteln, fast hätte ich gesagt, Ihnen gute Lehren zu geben. Ich gestehe, ich bedaure den Hrn. v. Marville; Sie haben sich von Ihrer schnellen, fast möcht' ich

ſagen romanhaften Empfindlichkeit hinreißen laſſen. Sie hielten ihn für einen ſeichten Kopf, der zu ſehr an den Moden und dem Aeußerlichen hinge; er ſchien Ihnen wenig Geiſt, einen großen Mangel an wahrer Feinheit und deſto mehr Einbildung von ſich ſelbſt zu haben. Hätt' er ſich aber nicht beſſern können? Solche Fehler verſchwinden mit den Jahren. Wie es ſcheint, iſt er ein guter Freund, er würde auch ein guter Mann worden ſeyn. Verzeihen Sie mir meine ſimpeln und gemeinen Ideen. Ich befinde mich jetzt ſo wohl dabey, und möchte ſie nicht gegen andere vertauſchen. Vom Hrn. v. St. Ange weiß ich weder, was er jetzt iſt, noch was er werden kann und werden wird. Hr. Dubourg kennt ihn ein wenig. er hat ihn einmahl hier, und ein andermahl in Yverdon geſehen, wo er ohnlängſt geweſen iſt. Er nennt ihn einen vortrefflichen Mann, der die angenehmſte Figur von der Welt, und einen ſimpeln und edlen Anſtand habe. Und doch, meine Liebe, würde ich den Sohn des Hrn. Rath du Terrier vorziehen, dieſen jungen Mann, der ganz eingezogen bey ſeinen

Aeltern lebt und von ihnen geliebt wird, aus dem einmahl etwas werden wird, der das Verdienst und vorzüglich die Verdienste meiner Freundinn aufsucht: aber — ich sehe, wie Sie die Stirn runzeln, ich höre, wie Sie mitleidig lächeln. So seyd denn, ich sage nichts mehr davon. Sie haben mehr Geist als ich, ich gesteh es: ich würde mich sogar hüten, Ihren Fehlern zu nahe zu treten, doch Fehler werden Sie nicht begehen. Uebrigens ist meine Hochzeit sehr lustig vollzogen worden, mit viel Geräusch, Tanz und Musik. Jedermann war munter und guter Dinge, was mir viel Vergnügen machte, und etwas beytrug, mich zu betäuben. Sogar die ziemlich starken Scherze meines guten alten Onkels des Obristen Desbarreaux waren mir erträglich, sie waren Zeugen seiner Lustigkeit und Zufriedenheit; aus diesem Gesichtspunkte sah ich alles an. Meine ältester Bruder hatte Urlaub beym Regiment erhalten, und brachte einige Zeit bey uns zu; ich wünsche außerordentlich, daß Sie einmahl seine Bekanntschaft machten. Ich weiß nicht, ob er ein sehr reizender Mann ist, ein vortrefflicher Bruder

aber iſt er gewiß. Was mich ſehr ermüdete, war das Beſuch Geben und Nehmen. Neulich ſtattete ich eine Viſite ab, wo ich während einer langen Hiſtorie, die die Frau vom Hauſe zum Beſten gab, ſanft und ſelig einſchlummerte. Zum Glück ſind die Ceremonien nun vorbey, und ich beſchäftigte mich ohne Verdruß und Langeweile mit der Einrichtung meiner neuen Wirthſchaft. Ich ſehe, daß Hr. Dubourg alles billigt, was ich thue, und das macht mich vollkommen zufrieden. Lang aber wird dieſe Zufriedenheit nicht dauern, wenn ich nicht ſehr bald Briefe von meiner lieben Laura bekomme. Ich kann unmöglich Ihrer Freundſchaft, Ihrem Briefwechſel entſagen. Geben Sie mir alſo ja bald einen Beweis, daß ich noch auf beydes rechnen kann. In dieſer Hoffnung umarme ich Sie zärtlich.

Acht und zwanzigſter Brief.

Laura v. Germoſan an Sophie Dubourg.

Allerdings, meine Beſte, wollte ich meine Briefe und mein Geplauder nicht unter das Getöſe Ihrer Hochzeitfeyer miſchen. Alles was ich hätte ſagen können, würde Ihnen ſchaal und unſchmackhaft vorgekommen ſeyn: ich beſchloß die Zeit abzuwarten, wo Sie wieder ruhig und frey ſeyn würden. Aber nein, meine liebe Frau, ich begreife Ihr Glück nicht. Durchaus von einem Manne abhängen, für den man keine Neigung hat, und glücklich dabey ſeyn, das iſt ein für mich völlig unbegreifliches Räthſel. Genug, Sie ſind glücklich, mehr verlange ich nicht. Unſere Herzen können verbunden ſeyn, ohne daß unſere Situationen ſich gleichen, und da ich an Allem, was Sie betrifft, den lebhafteſten Antheil nehme, ſo werden auch Sie alles, was ich Ihnen ſage, mit einigem Intereſſe anhören. Mein Zutrauen hat freylich durch Ihre Heyrath einen kleinen Stoß erlitten, allein die Freundſchaft wird alles wiederherſtellen und meinen Widerwillen bald beſiegen,

eine dritte Person in den Bund unserer Freundschaft aufzunehmen. Wenn ich nicht auf Ihre Discretion rechnete, so würde ich Sie nicht mehr lieben, und wenn Sie sich je in Betracht meiner in diesem Punkt gegen Ihren Mann vergehen, so sollen Sie mir schon dafür büßen. Ich fahre also in meinem Briefwechsel nach Ihrem Verlangen fort.

Indeß werde ich Ihnen wenig zu sagen haben. Seit meinem letzten Brief ist nichts vorgefallen, und es konnte nichts vorfallen. Ich habe Ihnen weder von Hrn. v. Marsville, noch von Hrn. du Terrier noch von Hrn. v. St. Ange, noch von sonst jemand etwas zu sagen. Diese Herren sind vollkommen ruhig, und ich bitte Sie inständigst, sich nicht mit ihnen zu beschäftigen, wenn Sie nicht wollen, daß ich sie gar hassen soll. Glauben Sie mir ein für allemahl, meine Beste, ich werde Ihnen nie ei.. Abenteuer dieser Art zu erzählen haben. Hr. v. Marville möchte mir bisweilen gern zu verstehen geben, daß ihn seine großen und schönen Gefühle noch nicht verlassen haben. Ich sehe mit

Vergnügen, daß er der Mamsell St. Ceran etwas Geschmack abgewinnt. Sie ist eine junge, liebenswürdige Person, auf die er keine andern, als ernstliche Absichten haben kann. Ich möchte ihm gern Muth machen, und da ich es ungern sehen würde, wenn er seinen Umgang mit meinen Aeltern darüber vernachläßigte, so habe ich schon oft den Einfall gehabt, mich ihm zur Vertrauten anzubieten. Wiewohl ich mir kaum Ueberwindung genug zutraue, durch ein Mittel der Art meinen Aeltern einen Gesellschafter, der ihnen zu gefallen scheint, zu erhalten. Ich mag Ihnen kein Geheimniß draus machen, daß der gute Marville mir bisweilen sehr langweilig vorkömmt. Er kann ein guter Freund seyn und Verdienste haben, demohngeachtet kann ich es nie vergessen, daß er etwas Linkisches in seinem Verstande hat; seine Ideen sind gemein, er kann nichts denken, ohne es auch zu sagen; er setzt Werth auf Dinge, die keinen haben; er ist nicht im geringsten angenehm, und das kann man ihm höchsten einiger guten Eigenschaften wegen vergeben. Seine Gesellschaft ist ermüdend,

und ſicherlich würde es in genauerer Verbindung noch ſchlimmer ſeyn. Seine Neigung zu meinen Aeltern iſt in meinen Augen ſein einziges Verdienſt. Doch, auch dafür weiß ich ihm Dank, daß das, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, ihn nicht beleidigt noch vor den Kopf geſtoßen hat. Mehr habe ich mit Hrn. de la Hauſſe zu ſchaffen, mit dem mein Vater immer noch in wichtigen Geſchäften ſteht. Sie ſind Urſach, daß er häufiger in unſer Haus kömmt. Es käme nur auf mich an, zu glauben, daß ich die Haupturſache dieſer häufigen Beſuche wäre. Seine Munterkeit iſt ſo ſchwerfällig und tölpiſch, daß es Mühe koſtet, ihn zu ertragen, und doch iſt es nothwendig, da mein Vater ſagt, daß wir ſeiner ſehr nöthig haben. Hr. de la Hauſſe ſieht den Grund dieſer Schonung nicht; er nimmt es ſogar recht ſehr wohl auf, wenn er lächerlich gemacht wird. Er iſt ſo ans Calculiren gewöhnt, daß er durchaus alle ſeine Geſchäfte und Neigungen auf dieſen Fuß behandelt. Er hat einen Tarif für alles, was ihm Vergnügen macht. Er würde zehn Procent aufopfern, wenn er eine

Frau hätte, wie ich: lieber wollte er ſeine Capitalien nur auf vier Procent ausleihen, als mir mißfällig werden: er möchte lieber zehn Louisdor einbüſſen als ſich dieſe oder jene Beleidigung anthun laſſen; funfzehn Louisdor würde er drum geben, wenn ſeine kranke Schweſter nicht ſtürbe; zwanzig Louisdor würden ihn nicht ſchmerzen, wenn er damit einer Frau, die er liebte, das Leben retten könnte. Neulich fragte ich ihn, wie viel er geben würde, um einen Freund zu bekommen? Im Vertrauen geſtand er mir, er ſähe nur die für ſeine gute Freunde an, mit denen er gute Geſchäfte machte; die andern brächten nichts ein, und koſteten wohl noch obendrein. „Aber, ſetzte er auf eine äußerſt „galante Art hinzu, für eine Freundinn, wie „ein gewiſſes Frauenzimmer, das ich kenne, „würde ich gern das erſte Quartal meiner „Leibrenten einbüßen, die, im Vorbeygehn „geſagt, ziemlich anſehnlich ſind. Sehen Sie, „Mamſell, fuhr er mit halblauter Stimme „fort, Geld und Leben iſt nur Ein Ding; „glücklich iſt, wer welches durch Speculatio„nen zu erwerben weiß, und Gott ſey ewig

„gedankt, es geht recht gut. Ich habe Ih„ren Hrn. Vater in Compagnie genommen, „das wird Ihr Heyrathsgut nicht schmählern, „und Sie werden einmahl einen hübschen „Sparpfennig finden. Vielleicht regt sich „dann auch in Ihrem Herzchen ein bischen „Freundschaft für mich; doch ist es gar nicht „nöthig, bis dahin zu warten. Ich will ein „Bettler werden, Mainsell, wenn mein Herz „nicht Ihnen ganz und gar ergeben ist.„ Ich unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter, das meine ganze Verachtung ausdrückte. Wären meine Aeltern nicht am andern Ende des Zimmers gewesen, ich hätte ihn hinausgehen heißen. Seine Figur entspricht seinem Charakter. Da er so etwas von einem Edelmann ist, so trägt er einen Degen und eine Art von militärischer Perucke, deren Zipfel über die Schultern herabfallen. Alle seine Züge sind rund, sein Gesicht ist dick und platt; man sieht, daß er Anlage hat, stark zu werden, und daß er nur aus Oekonomie und Speculation mager ist. Sein rother und sein zimmtfarbner Rock, die er bey gutem Wetter anzieht, sind beyde abgetragen, aber

immer stark und sauber gebürstet. Seine Manschetten liegen immer gut in Falten, man sollte schwören, er habe beständig Ein Paar an. In allen seinen Bewegungen herrscht große Oekonomie, nie macht er eine umsonst. Und doch gilt er nicht für einen vollkommenen Geizhals; er macht einen gewissen Aufwand, und ist blos ein ökonomischer Speculator. Er hat ein sehr artiges Haus, und einen sehr schönen Garten. Seit einiger Zeit erscheint er öffentlich, und in einigen Assembleen. Da man seine Verbindungen mit meinem Vater kennt, so hat man mich einmahl an Einen Spieltisch mit ihm gesetzt. Sie können sich leicht denken, meine Beste, wie unendlich unangenehm die Gesellschaft dieses Mannes seyn muß. Ich konnte mich nicht enthalten, deshalb bey meinem Vater Klage zu führen; er antwortete, er wäre in beträchtlichen Speculationen mit ihm associirt, die sein Vermögen auf eine fast unglaubliche Art vergrössern würden. Diese Geschäfte wären jetzt durch die Sorgfalt und Klugheit des Hrn. de la Hausse auf dem besten Wege; unsere Einkünfte würden ansehnlich ver-

mehrt werden, er ſey willens in unſerm Landhauſe in Valaire ſehr angenehme Veränderungen vornehmen und unſer Wohngebäude um vieles vergrößern zu laſſen. Die Verbindungen mit Hrn. de la Hauſſe müßten natürlicher Weiſe einmahl ein Ende nehmen, er bäte mich alſo, bis dahin Geduld zu faſſen, und ihm immer mit Höflichkeit zu begegnen. Wirklich macht mein Vater auch Anſtalten zum Bauen, er handelt Materialien, ſpricht von Firniß, Marmor, vergoldeten Conſolen. Das iſt mir gar nicht recht; ich befand mich ſo wohl bey unſerer Simplicität; wir haben keine beſchwerlichen Sorgen, keine Unruhe über Unfälle. Die Veränderung unſerer Vermögensumſtände wird uns eitler, aber nicht glücklicher machen. Wenn ich das meinem Vater ſage, gibt er mir Federhüthe, Flor, Spitzen: meine Mutter iſt in allen dieſen Dingen glücklicher als ich. Ihre Gutmüthigkeit bleibt ſich in jedem Augenblicke gleich. Die Biegſamkeit ihres Charakters macht, daß die Gegenwart ihr nie unangenehme Empfindungen verurſacht; ſie hofft nichts zu dem hinzu, was ſie beſitzt,

und genießt, was ihr vorkömmt. Sie hat niemahls Langeweile. Sie unterhält ſich mit Hrn. de la Hauſſe ſo gut wie mit einem andern; der Witz des Hrn. v. Marville widerſteht ihr nicht. Sie ſpricht oft von ihm, und behauptet, er habe recht viel Witz; ewig Schade nur — — hier ſchwieg ſie. Und was denn, liebe Mutter, ich bitte Sie? Sie wollte es nicht ſagen. Ich glaubte, es wäre von etwas die Rede, das mich beträfe; ich bat, ich drang in ſie. „Nu, ſagte ſie „endlich, es iſt Schade um ihn, daß er mit „ſchlechten Weibsperſonen umgeht. Er gilt „dafür, daß ſein Geſchmack in der Liebe „nicht der feinſte und anſtändigſte iſt.„ Ich verſtand meine Mutter ſehr wenig, und ärgerte mich nun, daß ich ſo ſehr in ſie geſetzt hatte. Sie meinte ohne Zweifel die Sitten einiger jungen Leute, über die ich häufig klagen höre. Es iſt ſchon einige Zeit, daß ich dieſes Geſpräch mit meiner Mutter hatte. Vorzüglich hielt ſie ſich bey Hrn. v. Marville auf, und kam auf das zurück, was ſich mit ihm zugetragen hatte. Sie denkt eben ſo wie Sie über ihn. Alles, was

ſie vorbrachte, war nicht im Stande mich zu beruhigen. Ich geſtehe, die Sache kam mir unbegreiflich vor. Sie behauptet, es ſey ſchon genug, wenn eine Mannsperſon einen richtigen Verſtand und ein gutes Herz habe, das übrige müßten die Tugenden der Weiber gut machen. Ich erinnere mich, daß dieſe Unterredung meinen Unwillen und Zorn rege machte; ich fühle nun vor noch weit mehr Abneigung gegen Hrn. v. Marivillie, und mein Haß gegen Hrn. de la Hauſſe hat auch zugenommen. Er allein könnte nur den Reichthum zuwider machen, und ich fürchte mich gewaltig vor den Spekulationen, Projekten, und dem Ehrgeiz meines Vaters. Seine Freundſchaft, ſeine Zärtlichkeit beruhen mich über Dinge, die mich betreffen, ich bin nur ſeinethalben beſorgt. Mein Leben wollte ich drum geben, ſein Glück zu ſichern, und ich wünſche von Herzen, daß er es nicht dem blinden Zufall anvertrauen mag. Werden ſeine Hofnungen getäuſcht, ſo iſt er unglücklich. Alle dieſe Ideen beſchäftigen mich und beunruhigen mich. Uebrigens ſchleicht mein Leben den beſchriebenen Gang

fort: meine Mutter geht bisweilen aus, und ich bin immer um ihr. Ich liebe den Umgang ihrer Freundinnen, und kann fast drauf rechnen, daß ich ihnen gefalle. Die gesellschaftlichen Vergnügungen nehmen nicht ab. Es sind verschiedene Bälle angestellt worden, auf einigen davon bin ich gewesen. Ich habe mich geputzt, ohne drauf zu studiren, ich habe getanzt, ohne zu wissen mit wem; ich erinnere mich nicht mehr, ob ich mich dabey amüsirt habe oder nicht. Ich bin bey Soupers gewesen, an denen man Pracht und Geschmack rühmte, wo man die Personen zählte u. s. w. Von andern sprach niemand, so viel Fröhlichkeit ich auch hier fand, die ich dort vermißte.

Mit dem Projekt Komödie zu spielen will es nicht recht fort; indeß spricht man doch bisweilen davon. Die Unruhe mit den Bällen und Soupers läßt es nicht dazu kommen. Vor einigen Tagen kam Hr. v. St. Ange in die Stadt, unser Arzt hatte uns schon gesagt, er wäre ganz hergestellt. Er blieb nur zwey Tage hier; er war zweymahl in unserm Hause, ohne daß ich ihn zu sehen bekam-

Das erstemahl war ich bey Mamsell Mirfort, die mich hatte bitten lassen, den Abend bey ihr zuzubringen. Um eben diese Zeit hatte er meinen Aeltern einen Besuch gemacht. Er war auch bey ihr gewesen, sie sagte mir sehr hurtig, er wäre lange da geblieben, sehr liebenswürdig, und vorzüglich sehr dankbar gewesen. Er habe nicht das geringste von dem vergessen, was mir für ihn gethan: von mir habe er kaum gesprochen, sie glaube kaum, daß er sich noch an mich erinnere. Indeß habe er gewünscht, mich zu sehen. Mamsell Mirfort that ihm zu wissen, ich wäre keine Freundinn von neuen Bekanntschaften, ich würde ihn nicht annehmen, es wäre genug, wenn er eine Karte schickte. Alles das erzählte sie mir mit der größten Ausführlichkeit, und machte sich ein Verdienst daraus, daß sie mir die Langeweile erspart haben, eine Visite anzunehmen, und Danksagungen anzuhören, die nichts bedeuteten. Ich gestehe, daß es mir unmöglich war, ihr großen Dank zu bezeigen. Woher weiß sie denn, daß Hr. v. St. Ange eine neue Bekanntschaft ist, mein Vater kennt ihn? und

noch mehr meine Mutter, die mit seiner Familie in genauer Verbindung gestanden hat. Hab' ich ihn gleich nur einigemahle gesehen, so ist er mir doch sicher nicht unbekannt. Natürlich ists freylich, daß Mamsell Mirfort allen Dank allein erhält; sie allein hat alles gethan, allen Rath und Hülfe gegeben: ihr ist Hr. v. St. Ange alles, mir nichts schuldig. Ich versichere Ihnen, liebste Freundinn, es freut mich unendlich, es würde mir äußerst verdrüßlich seyn, wenn alles Vorgefallene eine andere Wendung genommen hätte. Ich antwortete der Mamsell Mirfort nichts; ich konnte nichts, als sie bemitleiden. Mit dieser Empfindung kam ich nach Hause. Ich war neugierig, dieses schöne Wistenbillet, das man gebracht oder geschickt hatte, zu sehen. Es steckte unter einem Spiegel im Zimmer meiner Mutter. Ich konnte es in der Ferne lesen. Die Rede kam nicht so bald darauf. Ich weiß nicht, warum es meiner Mutter schien als wär' ich übler Laune. Vielleicht kam es daher, weil Hr. v. Morville und Hr. de la Hausse bey uns speisten, und der Abend eben so lange

weilig ausfallen sollte, als der Tag bereits gewesen war. Man fand viel Vergnügen, mir Zerstreuung und eine nachdenkende traurige Miene vorzuwerfen. Ich schwieg und man beschwerte sich über mein Stillschweigen. Das alle machte mir die Langeweile nur desto drückender; es ward mir nicht eher wohl, als bis ich mich allein in meinem Zimmer befand. Ich dachte an Sie, theuerste Freundinn, ich wünschte mit ihnen plaudern zu können, ich hatte Ihnen eine Menge Sachen zu sagen, ich nahm mir vor an Sie zu schreiben; allein die Langeweile raubt bisweilen alle Kraft zum Schreiben. Am folgenden Morgen kam Hr. v. St. Ange zum zweytenmahl seinen Besuch zu machen, wir kleideten uns aber eben an, und konnten ihn also nicht annehmen. Meine Mutter schien just diesen Tag ausgelesen zu haben, sich später als gewöhnlich anzukleiden. Er ist zurück aufs Land, er wird aber bald wieder kommen, und einige Tage bey seiner Schwester zubringen. Das war es alles, was Hr. v. Marville während des für mich so langweiligen Soupers zu sagen wußte. Ich höre sehr oft von Hrn.

v. St. Ange sprechen, die Weiber vorzüglich bedauern ihn, und beschäftigen sich immer mit ihm. Neulich beklagten sie sich sehr über seine Abwesenheit, und ihr Enthusiasmus stieg so hoch, daß ich alle Augenblicke glaubte, sie würden sich sämtlich anfressen, und ihn besuchen. Es war mir unmöglich, nicht überlaut zu lachen. Doch ich sehe, daß ich lang genug geschwatzt habe, und ohne Zweifel haben Sie es noch weit eher bemerkt als ich. Ich sage ihnen in aller Eil Lebe wohl.

Dem Hrn. Duburg möchte ich gern noch viel Schönes sagen; Sie mögen es auf sich nehmen. Was für eine Idee hat er von mir? Haben Sie ihm Ihre Freundinn bekannt gemacht? Sollte sie nicht auch ein wenig die seinige seyn?

Neun und zwanzigster Brief.

Laura von Sermosan an Sophie Dubourg.

Bey Gott, liebste Freundinn, sagen Sie mir, was ich bin, was aus mir wird, was in mir vorgeht? Ich kenne mich nicht mehr, ich bin für mich besorgt, und ich sehe, daß jedermann mich außerordentlich findet. Mein Vater fragt mich den Tag oft, warum ich traurig und zerstreut wäre? Meine Mutter klagt, ich höre nicht auf das, was ich sage. Ich weiß nicht, was sie gegen mich haben. Man sollte fast glauben, wir wären sämtlich verwandelt. Mein Vater ist in seine Plane zur Vergrößerung seines Vermögens vertieft: er hat mit Banquiers, Baukünstlern, Meistern, Arbeitern zu thun. Bisweilen möchte man auf die Gedanken gerathen, er liebe uns nicht mehr. Unsere Mahlzeiten werden fast immer stillschweigend eingenommen: sagt er ja etwas, so ist es blos, die Gerichte zu tadeln, über die Bedienten zu klagen, deren Zahl er vermehren will, oder über unsere Zimmer, die er zu klein

findet. Der Geruch von der Küche belästigt ihn, er will sie an einem andern Orte anbringen lassen. Ein andermahl hat er Augenblicke von guter Laune, dann denkt er an Feten, an Möbeln und eine gute Tafel. Er will uns nach Paris führen. Neulich fragte er mich, ob ich den Sohn des Landvoigts kennte, er legte mirs sehr ans Herz, ihn gut aufzunehmen, wenn er uns besuchen würde. In einer fröhlichen Aufwallung klopfte er in die Hände und rief laut: Gesteh nur, daß Du Dich gern nach Bern verheyrathetest? — Mein Vater hört mich nicht mehr an, wir haben keine Unterhaltungen mehr zusammen, er spricht immer von seinen Projekten, und erwartet niemahls eine Antwort. Wir genießen die Ruhe und den sanften Frieden nicht mehr, der sonst unter uns herrschte. Wir wußten wohl, was uns fehlte, unsere Wünsche aber waren so schwach, daß sie uns nicht hinderten, das zu genießen, was wir hatten. Jetzt quälen wir uns etwas zu erlangen, was wir noch nicht haben, und da mein Vater die Macht hat, sichs zu verschaffen, so ist er immer unruhig, besorgt und ungeduldig. Oft

kann ich mich nicht enthalten, meinem Vater meine Verlegenheit vorzuhalten; denn aber wird er böse, sagt, ich hätte üble Laune, den Geist des Widerspruchs; er sey Herr, und kann verfügt er mich. Ich ging zu meiner Mutter; ihre Gelassenheit beruhigt mich, ihrer guten Seele fehlte es nie an Trostgründen: ich konnte denken, schweigen, mich mit dem beschäftigen, was ich im Kopf hatte. Jetzt ist sie nicht mehr so nachsichtig. Doch, was liegt mir nur eigentlich im Sinne? Ich kann es selbst nicht sagen. Bald ist es nichts, ganz und gar nichts, bald ist es die ganze Welt. Es gibt Augenblicke, wo sie mir sehr schlimm zu gehen scheint, diese Welt. Man findet nichts als Hindernisse, Schwierigkeiten, Verlegenheiten. Sie gleicht einem Meer, das sein Ufer hat, dessen Grösse in Erstaunen setzt, dessen Klarheit und Wogen Furcht einjagen. Mein Vater und seine stürmischen Launen haben mich in diese Unruhe versetzt, über die ich klage. Denn gesetzt auch, mein Geist wäre selbst mit etwas beschäftigt, woher käme diese Unruhe? Warum sollten die Gegenstände sich für mich so

ändert haben? Eine Idee ändert nicht die ganze Natur, und doch kömmt sie mir so vor. Warum sollte ich aber diese Idee nicht haben? Ich will alle mögliche Ideen haben, die in den Kopf eines Menschen kommen können. Ich will wissen, was man daraus machen, was aus ihnen werden kann. Wenn man so viel Stärke hat, als ich, so fürchtet man seine Ideen nicht. Eine Idee ist nur ein Punkt, den man immer nach Gefallen lenken kann, wenn man nur ein wenig Kraft und Festigkeit in der Seele hat. Ich scheue mich nicht, Ihnen alle diejenigen, die mir einkommen, mitzutheilen. Sie sind eine Folge der Umstände, die sich an einander ketten, eine macht stärkern Eindruck als eine andere, eine zerstört immer die andere, und am Ende bleibt nichts übrig. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen hierinn eben so geht, wie mir. Man verknüpft eine gewisse Empfindung mit gewissen Gegenständen, die aber wie so viel andere wieder erlöscht. Es war sehr natürlich, daß der Unfall des Hrn. v. St. Ange einige Folgen nach sich ließ. Man sprach davon, man beschäftigte sich das

mit, man intereſſirte ſich dafür. Wer Zeuge von dem Auftritt geweſen, mußte natürlich auch ſtärker angegriffen werden, und ſo ging es der Mamſell Mirfort und mir. Sie ſprach viel davon, ich ſagte nichts, und verſichere Ihnen, daß ich gar nicht mehr davon ſprechen würde, wenn man, ich weiß nicht warum, nicht wieder darauf zurückgekommen wäre. Es gibt Leute, die ſich einmahl darauf geſetzt haben, ihren Empfindungen freyen Lauf zu laſſen, und ſich feſt an einen Gegenſtand ſchmiegen, der Eindruck auf ſie gemacht hat. Ich empfand Mitleid, und wahrſcheinlich verſchwindet es darum weniger ſchnell, weil ich den Vorfall, der es erzeugte, ſelbſt ſah. Was noch übrig iſt, ſcheint eine Anlage zum Intereſſe an der Perſon zu ſeyn, die der Gegenſtand dieſes Mitleids geweſen war. Vielleicht kann eine Freundſchaft daraus werden, die etwas mehr zu bedeuten hat, als die gewöhnlichen Freundſchaften. Ich ſage Ihnen alles das, meine Beſte, um den Lauf ihrer Phantaſie zu zügeln, die Sie vielleicht zu weit tragen würde. Bey Ihrer Art zu denken würde ſie Dinge ſehen, die nicht da ſind.

Das was Sie mir schon einigemahl über gewisse Personen, von denen ich Ihnen erzählte, sagten, läßt mich fürchten, daß Sie wieder Plane und Einrichtungen machen möchten, die am Ende nichts als Schimären seyn würden. Dies um Ihnen diese Mühe zu ersparen, erzähle ich Ihnen alles Vorgefallene. Ich bitte Sie, verlieren Sie kein Wort weiter darüber.

Zwey Tage nach dem letzten Brief, den ich Ihnen schrieb, war ich allein in meiner Mutter Stube, die in ihrem Cabinet mit Schreiben beschäftigt war. Ich wärmte mich aus bloßer Zerstreuung, und nahm das Visitenbillet des Hrn. v. St. Ange, das auf dem Kamin liegen geblieben war, in die Hand. Ich betrachtete es, ohne zu wissen, was ich dabey dachte. Ich hörte nicht, daß die Thüre aufging und jemand auf mich losskam. Auf einmahl frappirte mich eine Stimme, die ich nicht kannte, ich erwachte wie aus einem Schlaf, stand eilig auf, und in der Bewegung, die mir die Ueberraschung verursacht, lasse ich das Billet fallen. Die Person, die da war, eilte so wie ich es auf-

zuheben, ohne daß ſie wiſſen konnte was es war. Sie war ſchneller als ich, hob es auf, und las es. Ich hatte ſchon ein paarmahl angefangen zu ſtammeln: Herr — es thut mir ſehr leid, Herr — ich begreife nicht — man hat ſie angenommen, und die Bedienten ... Hier ging ich nach der Klingel und klingelte aus Leibeskräften. „Ich weiß nicht, „Mamſell, ſagte er mir, ob ich Ihnen dieſe „Karte wiedergeben ſoll.„ „Ich fürchte, Sie „nehmen meine Billete lieber an, als mich „ſelbſt.„ — Seine Augen waren auf mich geheftet — „Wenigſtens mag ſie dazu dienen, „fuhr er fort, daß Sie jemand wieder erken„nen, den Sie vielleicht ohne das nicht wie„der kennen würden.„ Es kam ein Bedienter, ich befahl ihm, meine Mutter zu holen, Feuer zu machen, einen Stuhl zu geben. In der Bewegung, in der Unruhe und Verlegenheit, worin ich war, veränderte ich gewiß die Farbe; ich ſah nichts, dachte an nichts, ich ſchalt den Bedienten, ich murrte, daß meine Mutter ſich nicht ſehen ließ. Es währte lange, ehe ich mich ein wenig beruhigte, und wieder zu mir ſelbſt

kam. Nun quälte mich aber das Billet, das mir entfallen war. Ich war ganz trostlos über alles Vorgefallene. Hr. v. St. Ange, denn Sie haben es doch schon errathen, daß er es war, Hr. v. St. Ange also war viel ruhiger, obgleich auch etwas verlegen und furchtsam. Er schien keine Acht auf meine Unruhe zu haben, er gab sich Mühe mich dadurch zu beruhigen, daß er mir mit Laune und einer reizenden Gutmüthigkeit die Art und Weise erzählte, wie er eingeführt worden war. Meine Liebe, er ist doch ein liebenswürdiger Mann, gar nicht so wie die übrigen, er hat etwas sanftes, einschmeichelndes, er ist durchaus Simplicität ohne die geringsten Ansprüche auf Witz, erweckt Interesse und Freundschaft, und ich fange nun an, das Betragen der Weiber gegen ihn zu begreifen. Ihre Achtung hat wirklich einen guten Grund. Er kam bald auf seinen Unfall, und auf alles, was bey dieser Gelegenheit vorgefallen war, zu reden. Ich sprach alles Verdienst der Mam, sell Mirfort zu; ich versicherte ihm, sie allein verdiene seinen Dank. „Ich weiß „nicht, versetzte er mit einer ernsthaf-

„tern Miene, was Mamſell Mirfort ver„dient, wohl aber fühl' ich, daß der Eindruck, „den Sie, Mamſell, gemacht haben, nies„mahls verlöſchen wird„ — und als ob er zu viel geſagt habe, fuhr er noch weit lebhafter fort: „Ich werde es nie vergeſſen mit weis„cher Milde Sie ſich einem Verwundeten, eis„nem Sterbenden näherten„ — meine Mutter erſchien in dieſem Augenblick, und er ſtand mit den Worten auf: „oft will ich mit Hrn. „und Frau v. Germoſan davon ſprechen.„ Er ging auf ſie los, und ſo wie ſie beyde ins Geſpräch kamen, ging ich einen Augenblick hinaus, den Domeſtiken einen Verweis zu geben, daß ſie den Hrn. v. St. Ange hatten zugehn laſſen, ohne ihn vorher zu melden. Es fand ſich, daß meine Mutter, die eine ihrer Freundinnen erwartete, den Befehl gegeben hatte, gleich zugehn zu laſſen. Sie waren eben beſchäftigt, als Hr. v. St. Ange kam, und ließen ihn dem erhaltenen Befehl gemäß hineingehn. An dieſer Unregelmäßigkeit hatte alſo der Zufall und das Unglück allein Schuld. Ich hatte meine Nachtkleider an, und hätte gern manches an meiner Toilette

geändert; ich ging etwas übellaunig zurück ins Zimmer und ärgerte mich, daß ich so im Neglige überrascht worden war. Meine Mutter und Hr. v. St. Ange waren im vollen Gespräch. Sie sprach von seinem Vater, und von allen Umständen, die auf sie beyde Bezug hatten; sie erinnerte sich mit Wohlgefallen daran. Hr. v. St. Ange ergriff daher die Gelegenheit um die Fortsetzung dieser Bekanntschaft und Verbindung zu bitten, die nur durch seine Abwesenheit unterbrochen worden. Die Rede kam nun auf die Wunde und die Narbe. Es ist wahr, man schaudert, wenn man sie sieht, und doch finde ich nicht, daß sie ihn verstellt: im Gegentheil seine Physiognomie scheint dadurch nur desto interessanter worden zu seyn. Er bat um Erlaubniß, bisweilen wiederkommen zu dürfen; meine Mutter ersuchte ihn recht sehr darum. Das Billet war auf dem Kamin liegen geblieben. Ich hatte große Lust es ins Feuer zu werfen, und that es auch, so bald Hr. v. St. Ange fort war. Meine Beste, ich habe viel über alle Umstände nachgedacht, die diesen Besuch begleiten; ich weiß, daß sie an und für sich

nichts bedeuten, und denke auch nur blos in ſo fern daran, als ich mich mit allem beſchäftige, was mir vorkömmt; Und doch kann ich nicht läugnen, daß das Billet, das ich in den Händen hatte, zu einiger Vermuthung Veranlaſſung geben kann. Ich beſinne mich gar nicht, warum ich es in der Hand hatte: doch, was kann Hr. v. St. Ange daraus ſchlieſſen? Gewiß ganz und gar nichts. Er iſt ſo beſcheiden, daß er ſicher nichts von Eigenliebe weiß, und er wird alſo auch einem unbedeutenden Schein nicht zu ſeinem Beſten auslegen. Wäre das, er hätte es gewiß mehr geäußert, und ſich nicht begnügt zu ſagen, daß der Eindruck niemahls verlöſchen werde. Er iſt der erſte Mann, von dem ich das gehört habe, und ich bin überzeugt, daß weder Eitelkeit noch Eigenliebe dabey im Spiel waren. Immerhin! was will er mit dieſem Eindruck machen? kann er einiges Recht geben? Ich denke, der Eindruck wird nicht ſtark ſeyn, und er wird ſich geſchwind genug davon loszumachen ſuchen. Ich wünſchte, Sie gäben mir eine deutliche Erklärung von dem, was man Eindrücke nennt. Ich begreife

es nicht recht. Da Hr. v. St. Ange ein sehr angenehmer Mann ist, und ein sehr unterhaltender Gesellschafter zu seyn scheint, so wünschte ich wohl, daß sie zu genauerm Umgang und Freundschaft den Weg bahnten. Es gibt so wenig liebenswürdige Männer, so wenig, deren simpler und bescheidner Charakter Zutrauen einflößt, daß es sehr natürlich ist, wenn man sie den übrigen vorzieht. Ich gestehe Ihnen, meine Beste, daß es mir den folgenden Tag viel Vergnügen machte, als Hr. v. St. Ange in einer Assemblee bey Madam de Clerl einen kleinen Zirkel, der nicht spielte, und worunter ich mit war, der Spielpartie vorzog. Sein Witz und seine Munterkeit machte uns alle sehr aufgeräumt. Jedermann war bey guter Laune, jeder sprach frey und seine Ueberlegenheit hatte für niemand etwas Drückendes. Man hatte von mancherley gesprochen, und kam nun auf die neuen Romane zu reden. Einer davon, dessen Titel etwas Zurückstoßendes hat, und dessen Plan so außerordentlich ist, die Briefe zweyer Mädchen aus ein

ſerm Zeitalter*) ward vorzüglich kritiſirt, und zwar beſonders, weil er wegen der Manier, in welcher er geſchrieben iſt, etwas Anziehendes hat. Man behauptete, der Verf. habe Witz an die Stelle der Empfindung ſetzen wollen; ſeine immerwährenden Räſonnements wären langweilig, er habe über Dinge vernünfteln wollen, über die ſich nicht vernünfteln laſſe; die Entwickelung wäre ſo romanhaft, daß ſie das geſunde, richtige Gefühl empöre. Hr. v. St. Ange ſagte, ein falſches Frauenzimmer könne nicht intereſſant ſeyn; Verſtellungskunſt könne unmöglich den Mangel der Sittſamkeit und jenes feinen Anſtandes, der ſich nicht ſtudiren laſſe, erſetzen. Der Charakter einer wahren Leidenſchaft ſey Naivetät und Freymüthigkeit. Einſtimmig gab man der Caroline** den

*) Dieſes Zurückſtoßende liegt blos in den Worten des Originals: Camille ou Lettres de deux *Filles*. Man weiß, daß Fille nicht blos ein Mädchen überhaupt, ſondern auch ein Mädchen aus einer beſondern, nicht ſehr preiswürdigen, obgleich ſehr beliebten Klaſſe bedeutet.

**) Wenn es wahr iſt, daß man die Beſcheidenheit zu weit treiben kann, ſo macht ſich hier der Verf.

Vorzug. In diesem Roman wäre das Interesse so gut erhalten, der Styl so simpel, so natürlich und anziehend, daß man das Buch nicht weglegen könne, wenn man einmahl zu lesen angefangen habe. Hr. v. St. Ange verwarf die Romane überhaupt; er behauptete, sie wären höchstens eine Lectüre für müßige Leute; sie verfinsterten den Verstand mehr, als daß sie ihn aufhellten; sie stellten die Menschen nicht so dar, wie sie wären, und da die geringern Stände heutzutage viel lasen, so brächten sie ihnen fast alle eine üble Meinung von den höhern Ständen bey. Wir stritten, und sämmtliche Frauenzimmer nahmen die Partie der Romane. Diejenigen, die im Spiel begriffen waren, kehrten sich nach unserer Seite, und hörten uns zu. Verschiedene schlugen sich zu uns,

dieses Fehlers schuldig. Seine Camille ist gewiß einer der besten, einer von den wenigen vortreflichen Romanen, die die Franzosen aufzuweisen haben, da hingegen Caroline v. Lichtfield (mit der Erlaubniß der Pariser Welt, und der ganzen liebenswürdigen Gesellschaft bey Mad. de Cleri sey es gesagt) ein ziemlich schales und fahles Histörgen ist.

man ſetzte den Streit fort und verſicherte, die Romane wären das einzige Mittel für das weibliche Geſchlecht, die Männer kennen zu lernen; wenn man ſie alle für Lovelace nähme, ſo wäre man deſto ſicherer, nicht betrogen zu werden. Sie können denken, meine Liebe, daß ich das nicht ſagte. Madam Arſilli ſagte es, die ſich etwas ſpät in den Streit gemiſcht hatte. Sie hatte gehört, daß ich mit Lebhaftigkeit gefochten hatte, und fuhr mit ihrer gewöhnlichen Schnellzüngigkeit fort: „Geſtehen Sie nur, Hr. v. St. „Ange, daß Fräulein von Germoſan ein „liebenswürdiges Frauenzimmer iſt; ſie hat „ſo viel Geiſt, und Sie wollten ihre Bekanntſchaft nicht machen! Ich weiß gewiß, „Sie würden es einmahl ſehr bereut haben, „wenn Sie ſie nicht gemacht hätten. Sie „haben ſich ein bischen geſtritten, aber ich „wette, Sie werden am Ende gute Freunde. „Liebenswürdige Perſonen ſind gemacht, einander kennen zu lernen; ich bitte, daß Sie „mich übermorgen beſuchen, wo Sie nach Herzensluſt ſtreiten können.„ Nun lud ſie auch die übrigen von der Geſellſchaft ein; dies ver-

änderte die Unterhaltung. Hr. v. St. Ange näherte sich mir und sagte: „Mamsell, „ich werde Madam d'Arsilli zur Vertrauten von allem machen, was ich denke, das „ist das sicherste Mittel, es zu Ihrer Kundschaft zu bringen.„ Ich weiß nicht, versetzte ich, ob es mir großes Vergnügen machen würde, es zu erfahren — einige Personen, die auf uns zu kamen, unterbrachen uns. Ich bemerkte, daß er noch einige mahle Gelegenheit suchte, mit mir zu sprechen. Seine Augen folgten mir allenthalben. Madam de Taninge, die ihm viel, sehr viel zu sagen hatte, nahm ihn fast für den ganzen übrigen Theil des Abends in Beschlag. Madam de Taninge ist ein sehr artiges, angenehmes Frauenzimmer; sie benimmt sich sehr freundschaftlich gegen mich, allein ich zweifle, daß ich ihre Gesinnungen erwiedern könnte. Sie hat eine gewisse Freyheit in allem was sie thut, die mir nicht gefällt: sie sagt alles, was sie will, sie thut alles, was ihr beliebt, sie spricht mit allen Männern, gegen mehrere hat sie eine gewisse vertrauliche Miene, und Freunde für jeden Augenblick; kurz es scheint

als ob sie auf jedermann Ansprüche habe, die man ihr nicht streitig machen könnte. Sie geht ihren Weg fort, und läßt sich gar nicht einfallen, daß etwas anders gehen könne, als sie will. Es ist wahr, sie liebt das Vergnügen, sie weiß es hervorzubringen, und man findet es oft bey ihr. Sie spricht über alles, versteht sich auf alles, versucht sich in allem, hat alles um sich, Bücher, Gemählde, Musik, Spiel und Tanz, und vorzüglich alle Männer, die ganz natürlich durch die Unterhaltung, die sie sicher sind dort zu finden, hingelockt werden. Sie muß recht glücklich seyn, und erregt gewiß den Neid vieler Weiber. Von mir indeß wird sie wegen keinem von diesen Vorzügen beneidet. Nein, aber ihre freye Art zu reden, zu sprechen, zu handeln, die Leichtigkeit, die Zuversicht, die in ihrem ganzen Betragen herscht, möcht' ich mir wohl zu eigen machen. Man hat eine Sorgsamkeit, eine Furcht, eine Zurückhaltung, die Worte und Ideen aufhält: man hängt ganz von den andern ab, und sagt niemals seine Gedanken, so wie man will, noch wenn man will; man denkt ganz für die Langeweile.

Sollte es lächerlich seyn, wenn ichs auch ein wenig so machte wie Madam de Taninge, ich sehe nicht, daß man sie deshalb tadelt. Sie hat sich ihre eigene Manier gemacht, und man respektirt sie. Zum Beyspiel, wenn sie lange an einem Spieltisch gestanden und ihre Meinung über alles gesagt hat, geht sie durch die ganze Gesellschaft, tritt zu Hrn. v. St. Ange und unterhält ihn eine lange Zeit. Ich glaubte zu bemerken, daß er sehr zufrieden damit war, daß es ihn schmeichelte. Das war es ohne Zweifel, was sie wollte. Sie ist artig, hat Grazie, würzt alles, was sie sagt, mit Witz, zeigt Verstand in allem, was sie thut — ich fürchte, es möchte gefährlich seyn, ihr nachzuahmen. Ich denke also, es ist besser, sich von seiner Furchtsamkeit und Zurückhaltung zügeln zu lassen. Sie kam auch zu mir, sagte mir viel Schönes, beklagte sich zu wiederhohlten mahlen, daß sie mich nicht sähe, ich wäre viel schöner worden, ich wäre zu liebenswürdig, als daß mich nicht jedermann vermissen sollte, der mich einmahl kennen gelernt habe. Sie bot mir Musik an; sie hat eine neue Arie, die sie mir singen

laſſen will; ich mußte ihr verſprechen, ſie zu beſuchen, ſie zählte die Tage, welche ſie ſchon verſagt wäre; der vierte war frey. Hr. v. St. Ange kam auch dazu, ſie ſprach von mir, von ſeinem Unfall, von der Wunde, von den Damen, die ihn ſo ſchlecht gewartet hätten, und nahm ihn endlich mit ſich fort, als wenn er ihr ganz zugehöre. Er kehrte ſich indeß noch einmahl um und ſagte zu mir: „Mamſell, ich hoffe die Erlaubniß Ihrer „Frau Mutter, ſie beſuchen zu dürfen, fleiſ„ſig zu benutzen.„ Ich ging zu meiner Mutter, die in dieſem Augenblick Anſtalt zum Aufbruch machte. Sie betrachtete mich mit einer Miene des Erſtaunens, die mich überraſchte, ohne mir eine Art von Munterkeit und Zufriedenheit, die ich bis jetzt noch nicht empfunden hatte, zu rauben. Ich geſtehe Ihnen, meine theuerſte Freundinn, das war der erſte Abend, wo ich wirklich vergnügt geweſen bin. Er ließ nicht wie die übrigen eine Leere nach ſich, die mich immer etwas übler Laune machte. Wie ich nach Hauſe kam, umarmte ich meinen Vater mit wahrer Freude; er ſchien auch zu erſtaunen, ſah mir ſteif

ins Geſicht und ſagte: „Aber, Laura, Du „ſiehſt ja fröhlich, ſo zufrieden aus: das iſt „nicht alle Tage der Fall, deine Augen ::: „„Ja, ja, ſagte meine Mutter, es fiel mir „„gleich in der Geſellſchaft auf. Ich weiß „„nicht, was daran Schuld ſeyn mag, ich „„habe doch nichts außerordentliches bes „„merkt.““ Ich verſicherte ihnen, daß nichts vorgefallen wäre; die Aſſemblee wäre mir heut nur glänzender und angenehmer als jes mahls vorgekommen: jetzt freute ich mich, wies der bey ihnen zu ſeyn. Mein Vater, der Papiere in den Händen hatte, ſagte nichts dazu. Als er ſich aber zu Tiſche ſetzte, fragte er: „Nu ich höre, Hr. v. St. Ange iſt „wieder vom Lande zurück gekommen; an „was für ein Frauenzimmer hat er ſich denn „gemacht? Er iſt ein Liebesritter, der immer „einer Schönen den Hof macht. Ich geſtehe, „fuhr er fort, dieſer Menſch, von dem man „ſo viel Gutes ſagt, iſt in mir in ſeinem Be„nehmen gegen die Weiber ziemlich verdächs „tig. Er verſteht die Kunſt, ſie in ſich ver„liebt zu machen, und ſchont dann keine.„ Meine Mutter vertheidigte ihn; ſie ſagte, er

habe einen rechtschaffenen Charakter, blos seiner angenehmen Unterhaltung wegen suche man seinen Umgang. Der Streit dauerte die ganze Tischzeit über, von beyden Seiten erzählte man Anekdoten. Ich hörte stillschweigend zu, ich weiß selbst nicht, was ich davon dachte, genug aber meine Munterkeit verwandelte sich in Niedergeschlagenheit. Die ganze Nacht hindurch verscheuchten mir tausend verschiedene Ideen den Schlaf. Ich finde jetzt meine Lage sehr ängstlich, sehr grausam. Alles schlägt mich nieder, die Thätigkeit und Unruhe meines Vaters über seine Projekte und Veränderungen; die ganz neue Art zu leben, die diese Vermehrung unsers Vermögens nach sich ziehen muß; dieser Hr. de la Hausse, der immer zudringlicher, immer begehrlicher in seinen Ansprüchen wird; meine Mutter, die ohne einen sehr thätigen Willen zu haben, doch immer mit meinem Vater, von Etablissements, Heyrathen und von hundert Dingen der Art spricht. Ich finde mich ganz allein mitten in dieser Unruhe, ich brauchte einen Rathgeber, eine Stütze, auf die ich mich ver-

lassen könnte. Ich suche und sehe nichts um mich her. Sie, meine zärtliche, theilnehmende Freundinn, sind entfernt; Sie schreiben mir nicht, Sie sagen mir nichts von alle dem, was ich so nöthig hätte zu erfahren. Ich suche ein Wesen, an das ich mich anschließen könnte, und fürchte alles, was mich umgibt. Alle diese Betrachtungen dringen sich mir haufenweise auf, und lassen eine Aengstlichkeit zurück, die mich unglücklich macht. Heute nahm ich mir vor, mich auszuruhen, ich bin nicht ausgegangen. Ich suchte Trost und Erleichterung bey Ihnen; von Ihren Antworten kann ich mir beydes versprechen. Den ganzen Morgen über war mein Vater mit Hrn. de la Hausse beschäftigt; heut ist der Tag, wo die Französische Post ankömmt. Den Mittag aß er mit uns, und niemahls ist er so unerträglich gewesen. Er ließ nicht ab von gewissen Personen zu sprechen, für die man arbeitete, für die man Vorschüsse und Auslagen machte, und die nicht die geringste Dankbarkeit bezeigten. Er sagte, er wollte gern 10 von 100 drum geben, wenn er ein wenig Erkenntlichkeit

bemerkte. Den Abend trank ich den Thee allein mit meiner Mutter; ich glaubte, es würde vielleicht jemand kommen. In der Zwischenzeit schrieb ich Ihnen. Eben höre ich, daß es Achte schlägt, das ist die Stunde, wo die Briefe auf die Post müssen. Ich habe keinen Augenblick verloren, habe aber auch keinen mehr zu verlieren. Leben Sie wohl, meine Beste.

Dreyßigster Brief.

Laura von Germosan an Sophie Dubourg.

Gestehen Sie, theuerste Freundinn, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage sehr gut eine Person brauchen könnte, die meine Stütze, meine Vertraute wäre, der ich alles mittheilen könnte, was ich dächte, die jeden Augenblick die Umstände, unter denen ich mich befände, sehen und mir darnach ihren Rath ertheilen könnte, die Verstand und Erfahrung hätte, die mich zurecht weisen und im Nothfall auch mit meinen Eltern sprechen könnte. Jetzt sind sie eben in einer wahren Gährung. Meine Mutter läßt sich nun auch von eben den Projekten und von eben dem Ehrgeitz, wie mein Vater, hinreißen: ich höre, daß sie oft von meiner Versorgung sprechen; sie sind nicht vollkommen einig, keins von beyden aber läßt sich nur träumen, daß ich einen andern Willen haben könne, als den seinigen: sie halten es für meine Schuldigkeit, eben so wie sie zu denken. Ist das die erste Wirkung des Reichthums, daß er

die Aeltern von ihren Kindern trennt, ſo verabſcheue ich ihn. Die Langeweile und der Verdruß, den mir der Gewinn, den mein Vater täglich macht, verurſacht, haben mir ſchon lange Widerwillen dagegen eingeflößt. Dieſer Hr. de la Hauſſe, der jede Verbindlichkeit, die man ihm hat, auf eine ſo plumpe Art geltend macht; die Zerſtreungen, die Unzufriedenheit meines Vaters mit allem, was wir haben; die Geſpräche und Vermuthungen des Publikums, das ſich ſchon mit dem beſchäftigt, was uns begegnet, was wir thun, und thun werden, alles das verſetzt mich in eine wirklich peinigende Unruhe, die mich unglücklich machen muß, wenn ich nicht von einer andern Seite wieder gewinne, was ich von der Seite meiner Aeltern verliere. Und das kann ich nirgend anders als in der Freundſchaft eines Geſchöpfs, das ſich für mich intereſſirt. Sie müſſen mich verſtehen, Sie, die Sie dieſes Glück ſo ſehr fühlen, ohne in einer ſo unangenehmen Lage zu ſeyn, als die meinige iſt. Sind wir drey allein beyſammen, und mein Vater und meine Mutter verlieren ſich in ihre Plane, ſo geſtehe ich gern, ſo beſchäftige ich

mich zu meinem Troste mit Dingen, die der Gegenstand meiner Plane werden können. Wir waren viel glücklicher, als wir uns in der Stille nur mit uns selbst beschäftigten, da wir keine Aenderung wünschten, und unsers süßen Friedens genoßen. Das Leben ist allen möglichen Vorfällen unterworfen, und wir sind auf einem Wege, wo sie am häufigsten vorkommen. Vielleicht verschafft mit der Zeit der Genuß uns die Ruhe wieder. Im Gedränge sehnt man sich nach Stille, und man findet sie im Geleite der Freundschaft. So ist mirs z. B. unmöglich, kein Vergnügen über die Freundschaft zu empfinden, die Hr. v. St. Ange gegen uns äußert. Mein Vater, der ziemlich gegen ihn eingenommen war, ist ganz bekehrt. Neulich war er bey uns, sie kamen bald auf Baukunst, Verschönerung und englische Gärten zu reden. Hr. v. St. Ange versteht alles das vollkommen; er hat in Paris die neueste Einrichtung der Gärten und Landhäuser studirt. Mein Vater hat eine große Leidenschaft für englische Gärten gewonnen; er will die Gegend um unser Landhaus in englischem Geschmack einrichten,

auf unſere Wieſen ſoll Buſchwerk gepflanzt werden, unſer Bach ſoll einen andern Lauf bekommen, und unſere Hecken in einen Park umgeſchaffen werden. Alle dieſe Ideen gefallen meinem Vater, er findet, daß Hr. v. St. Ange Geiſt, Verſtand und gründliche Kenntniſſe beſitzt, und ſchon fängt er an, ihn zu brauchen. Morgen gehen ſie zuſammen nach Valaire, die Lage der Oerter in Augenſchein zu nehmen, und Plane danach zu machen. Hr. v. St. Ange wird welche von Paris kommen laſſen. Sie wollen auch die nöthigen Aenderungen im Hauſe in Ueberlegung nehmen. Das Letztere hat mich ein wenig unruhig gemacht. Ich möchte nicht, daß er in mein Zimmer käme. Es iſt ganz in Unordnung, und überdieß habe ich eine Zeichnung auf einem Tiſche liegen laſſen, die ich ihm ſehr ungern ſehen laſſen möchte. Mamſell Mirfort und ich hatten einmahl den Einfall, die Situation, worinn wir Hrn. v. St. Ange in dem Bauernhauſe gefunden, könne einen ſehr intereſſanten Stoff zu einem Gemählde abgeben: ich weiß nicht wie es kam, daß ich eine ſehr flüchtige Skizze da-

von aufs Papier warf. Mamsell Mirfort fand viel daran zu tadeln, weil ich nicht genug Handlung in ihre Figur gebracht, wir stritten uns darüber, und ich ließ die Arbeit liegen und vergaß sie. Es fällt mir nun ein, daß sie offen da liegt, es würde mich sehr ärgern, wenn er sie sähe; doch ich hoffe nicht, daß sie in mein Zimmer gehen werden. Wahrscheinlich beschäftigen sie sich nur mit der Außenseite des Gebäudes. Doch was könnte man auch weiter aus dieser Sudeley schließen? Höchstens, daß der Vorfall unsere Einbildungskraft rührte, und daß wir einiges Mitleid empfanden. Das ist ein Gefühl, das man nicht nöthig hat zu verbergen. Mein Vater war so sehr mit der Unterhaltung und den Ideen des Hrn. v. St. Ange zufrieden, daß er ihn und die ganze Gesellschaft, die den Abend bey uns war, zum Essen behalten wollte. Ehe wir uns versahen, that er den Vorschlag. Anfangs war mirs gar nicht recht, unser Haus ist nicht darauf eingerichtet, zehn Personen zum Souper zu haben. Man bemerkte meine Verlegenheit und lachte darüber. Meine Mutter wollte im Ernst schmollen, sie

gab ihren Verdruß deutlich zu erkennen, allein man achtete nicht darauf: man machte sich, wie man sagte, ein Vergnügen daraus, der Familie ihr Souper vor dem Munde wegzuspeisen. Die gute Laune der Gäste machte die Sache möglich, und niemand hatte Lust fortzugehen. Mein Vater gab Befehle, und versprach, daß wir nicht Hunger leiden sollten. Meine Mutter gab mir die Schlüssel und sagte, sie wolle nichts mit der Sache zu thun haben. Ich machte zurecht was ich konnte, wir aßen ein wenig spät, hatten aber eine gute Mahlzeit, und mein Verdruß verwandelte sich in Fröhlichkeit. Hr. v. St. Ange saß neben mir; er war der einzige, der bisweilen eine ernsthafte, nachdenkende Miene hatte. Alles, was er that und sagte, hatte etwas Anziehendes, wobey niemand kalt blieb. Seine Munterkeit sogar gefiel den Herzen eben so wohl als dem Verstande. Keinen Augenblick versäumte er, sich meinen Aeltern durch irgend etwas gefällig zu machen, mit mir beschäftigte er sich wenig. Nach Tische spielte man das Fragspiel, wo ein Wort, das man ins Ohr gesagt hat, der Frage, die

ein anderer aus der Gesellschaft thut, zur Antwort dienen muß. Hr. v. St. Ange sagte mir: Mein Leben um Ihnen zu gefallen — Mein Herr, sagte ich, Ein Wort ist genug — Mamsell, erwiederte er, Sie können eins davon nehmen, welches Sie wollen. Man fragte mich: was kann Sie glücklich machen? Ich fühlte, daß die Röthe mir ins Gesicht stieg, und doch antwortete ich: was mir gefallen kann. Aus Scherz sollte ich ein Pfand geben. In dem Streit, der darüber entstand, benutzte Hr. v. St. Ange einen günstigen Augenblick, mir zu sagen: „Mamsell, Sie werden „sich des Worts erinnern, das Sie zurückbe„halten haben; Sie können für immer dar„über disponiren.„ Kurz darauf ward mir auferlegt ein Duett mit jemand, den ich wollte, zu singen. Ich sagte, ich hätte nie ein Duett gesungen, als mit meinem Musikmeister; ich wüßte keines mehr. Natürlich fragte ich nun Hrn. v. St. Ange, ob er keins von Paris mitgebracht habe. Er antwortete mir, er wisse ein ganz neues, er sagte den Text, und dieses ganz neue Duett war

ein uraltes Stückchen, wo die Worte: wir wollen uns lieben vorkommen. Man zwang uns, es zu ſingen. Unſere Stimmen accordirten ziemlich gut, aber mit dem Duett ging es ſchlecht. Die Worte: wir wollen uns lieben wurden immer ſchlecht und ganz falſch vorgetragen. Man behauptete, wir würden niemahls gut zuſammen ſingen, und ich hörte, daß ein Frauenzimmer ganz leiſe ſagte, ich hätte ganz falſche Töne in der Kehle. Es war meine Couſine de ***. Wie wir wieder allein waren, ſagte mein Vater mit einer freudigen Miene: „Wirklich, liebe „Laura, du biſt ganz dazu gemacht, ein „großes Haus zu halten; ich hoffe wir wer„den bald an ein glänzendes Etabliſſement „denken können; ich habe Abſichten ... end„lich werden wir doch alle glücklich werden ...“ hier brach er ab und entfernte ſich, ohne meine Antwort zu erwarten. Sie ſehen, meine Beſte, daß ich Ihnen alles erzähle, was in unſerm Hauſe vorgeht, und alles, was mir im Umgang mit der Welt begegnet. Sie ſcheint mir jetzt in der That eine andere Geſtalt gewonnen zu haben; alles iſt mir jetzt

wichtig worden. Ich finde jetzt mehr Interesse in ihr; auch wenn nichts in ihr vorgeht, scheint mir dieß Nichts doch Etwas zu seyn. Den Abend zum Beyspiel, den wir neulich bey Madam d' Arsilli zubrachten, gab es nichts als Geräusch, übelgewählte Partien, ein schlecht eingerichtetes Souper, man sprach viel und sagte doch wenig. Madam d' Arsilli wollte ihren Scherz mit Hrn. v. St. Ange treiben, und setzte ihn ich weiß nicht an welche Ecke der Tafel. Er schien sich allenthalben wohl zu gefallen, und doch war nirgend eine Spur von der Munterkeit zu entdecken, die die Souvers angenehm macht, und die Madam d' Arsilli vergeblich aufzuwecken suchte. Zum Glück sprach sie weder von mir noch von Hrn. v. St. Ange. Die Zeit schien mir lang zu währen, und doch wunderte ich mich am Ende, daß sie so geschwind verflossen war. Es war mir, als hätte ich nichts gethan, nichts gesehn, es reute mich sogar, daß ich nicht bey meinen Aeltern geblieben war. Sie erlauben mir, meine Freundinnen allein zu besuchen, ich verspreche mir immer recht viel Vergnügen

zu finden, und täuſche mich doch mit unter. Gewöhnlich bin ich zufriedner, wenn ich meine Mutter begleite. Man beſann ſich lange, ob man mich den beſtimmten Tag zu Madam de Tanings gehen laſſen ſollte. Sie hatte mich einladen laſſen, und noch einsmahl einladen laſſen. Man wollte vorher wiſſen, wer von der Geſellſchaft wäre. Mamſell St. Cyran und eine von meinen Cuſinen wollten hingehen, die Geſellſchaft war nicht zahlreich; man wollte Muſik machen. Meine Mutter brachte den Abend bey einer von ihren Freundinnen zu, wo keine jungen Perſonen hinkamen. Man beſchloß alſo, ich ſollte zu Madam de Tanings gehen, ob ich mich gleich erboten und gebeten hatte, zu Hauſe zu bleiben. Ich will nicht unterſuchen, was das Vortheilhafteſte für mich geweſen wäre. Man darf keinen großen Werth auf Sachen legen, die man im Geräuſch der Geſellſchaft hört und ſieht. Der Werth, den man darauf legt, iſt oft blos das Werk der Eigenliebe: was die Umſtände herbeyführen, das vergeht auch wieder mit ihnen. Ich bin für viele Perſonen eine neue Bekanntſchaft,

natürlich ists, daß man neuen Bekanntschaften bey Gelegenheit mehr Höflichkeiten erzeigt. Was Hr. v. St. Ange gegen mich ist, das ist er wahrscheinlich gegen alle Frauenzimmer, mit denen er in Verbindung steht. Ist die Bekanntschaft einmahl gemacht, so bin ich ihm gewiß nicht mehr als jede andere aus der Gesellschaft. Hr. v. Marville und fast alle, die man sieht, sagen höfliche und verbindliche Sachen, es ist wahr, jeder auf seine Art, allein die Absicht ist doch immer dieselbe. Es hieße auch den geringsten Grad von Beurtheilungskraft verleugnen, wenn man nur den geringsten Werth darauf legen wollte. Die Gesellschaft bey Madam de Taninge war diesen Abend sehr angenehm, man spielte nicht, man trank den Thee in einem kleinen Zirkel; Freundschaft und Vertraulichkeit herrschte unter den Damen; die Fröhlichkeit ward durch nichts unterbrochen. Die Herren kamen spät, man beklagte sich nicht darüber. Hr. v. St. Ange kam mit den übrigen. Er scheint ein sehr genauer Freund von Hrn. de Taninge zu seyn. Alle Mannspersonen, die wir sehen,

ſind ſeine Freunde; alle haben ihm etwas zu ſagen, oder zu fragen; man bemerkt weder Eiferſucht noch Rivalität. Iſt das nicht ein Beweis, daß er nirgend etwas anders als Freund iſt? Doch muß man geſtehn, daß ſeine Manier, angenehm zu ſeyn, die übrigen nicht ausſchließt, im Gegentheil, er macht ſie alle geltend; jedermann glaubt ſeine Rechnung zu finden, wenn er mit ihm in Geſellſchaft iſt. Eine Weile machte man Muſik, ich accompagnirte Mamſell St. Ceran bey zwey Arien. Sie hat eine ſehr ſchöne Stimme. Man nöthigte mich zu ſingen, ich kennte es aber nicht, meine Stimme verſagte mir durchaus. Ich wollte eine höchſt leichte Romanze, die ich ſehr liebe, verſuchen, ich kam nicht über die erſte Strophe: und doch hatte ich nie mehr Luſt gehabt zu ſingen. Warum ſah mich nur Hr. v. St. Ange an, ohne etwas zu ſagen? Warum war er der einzige, der mich nicht zum Singen nöthigte, der einzige, der keinen Verdruß äußerte, mich nicht zu hören, und doch liebt er die Muſik, und hatte ſelbſt von der Romanze geſprochen. Die Rede kam weiter auf ein neues Stück, das

Madam de Taninge aus Genf erhalten hatte. Es iſt dort mehrmahls mit Beyfall geſpielt worden. Der Verfaſſer deſſelben iſt ein Genfer, ein ſehr liebenswürdiger Mann von viel Verſtande. Man that den Vorſchlag, es zu leſen. Ueber den Vorleſer ward man bald einig. Es iſt wahr, er lieſt ſehr gut, er trifft vollkommen den Ton und Charakter jeder Rolle. Das Sonderbarſte dabey war, daß es ſchien, als wüßte er mehrere Scenen auswendig. Er trug ſie mit einer ganz eigenen Wahrheit vor. Ich ſtund ihm gegenüber. Bey zärtlichen Scenen hätte man weinen ſollen, er machte ſie eben auf der Scene ſelbſt. Ueber das Stück wurden einige Kritiken gemacht. Die Damen fanden die Liebhaberſcene zu lang; ich geſtehe, mir ſchien es nicht ſo. Eine junge Perſon, ſagten ſie, darf niemahls ſo viel Naivetät bey ihrer Leidenſchaft zeigen. Man ſtritt ſich über die Naivetät der Weiber in der Liebe. Alle Damen verſicherten, ſie wäre eine ſehr gefährliche Sache, und diejenigen, die Erfahrung hatten, behaupteten, man dürfe es niemahls ſagen, wenn man liebe, die Mannsſ

perſonen ſähen es ſelbſt, und zwar nur gar zu geſchwind. Das kam mir ſehr ſonderbar vor. Von dieſer Komödie kam die Rede auf unſer Projekt Komödie zu ſpielen; es waren mehrere Mitſpieler beyſammen, man that den Vorſchlag das zu repetiren, was wir wüßten. Madam de Tauinge ließ gleich Schirme herbey bringen, und ſo probirten wir mit Rollen und Büchern in der Hand die Amans gener eux. Hr. v. St. Inge erbot ſich zum Souffleur, da Hr. v. Marville aber eben nicht gegenwärtig war, ſo nöthigte man ihn, den Werner zu machen. In einem Augenblick, wo ich allein mit ihm hinter dem Schirm war, ſagte er mir: „Mamſell, ich „werde meine Rolle recht natürlich machen: „ich habe eben die Furchtſamkeit, eben die „Kleinmuth, eben die Gefühle„ ::: — „O ges „wiß mein Herr; ich weiß, daß Sie recht gut „Komödie ſpielen„ : : — „Ja Mamſell, machen Sie kein Spiel aus dieſer Ko„mödie, ſie wird ſo lange dauern als mein „Leben„ : : : Das Herz ſchlug mir fürchterlich. — „Mein Herr, ſagte ich ihm, ich „glaube, Sie müſſen nun auftreten.„ Er trat

gleich hervor, da aber die Reihe wirklich nicht an ihn war, und er das Buch in der Hand hatte, so fragte man ihn, was er wolle. Er machte die Akteurs irre, wußte nicht, was er sagen sollte, kam lachend mit Madam de Taninge wieder, und machte mir Vorwürfe, daß ich ihn zu bald fortgeschickt habe. Da es wirklich an uns war, zu erscheinen, wurden die Rollen sehr schlecht gesagt. Hr. v. St. Ange las schlecht, er traf niemahls den Ton von Werner, ich konnte mich durchaus nicht auf meine Rolle besinnen, und sah mich gleichfalls genöthigt zu lesen. Alle stimmten ein, daß wir die Probe verdorben hätten, Hr. v. Marville sollte seine Rolle wiedernehmen, und Hr. v. St. Ange nichts als Souffleur seyn. Dieser kleine Umstand störte meinen ganzen Abend. Ich war verdrüßlich über das, was ich gehört hatte; ich wußte nicht, wie ich mich dabey benehmen sollte. Thue ich, als ob ich nichts verstanden habe, so kann es das Ansehen eines Stillschweigens bekommen, aus dem sich auf Einwilligung schließen läßt. Sage ich etwas, so scheint es, als glaube ich allein,

als nähme ich alles nach dem Buchstaben an. Ich gerieth in große Verlegenheit, und hatte Augenblicke von Zerstreuung, deren ich mich nicht erwehren konnte. Ich lachte über die Munterkeit der Andern, ich selbst aber war nichts weniger als aufgeräumt. Nach Tische spielten wir wieder das Fragspiel, und ich nahm die Pfänder. Hr. v. St. Ange ging hinaus und kam nicht eher wieder, als bis das Spiel fast zu Ende war. Man nöthigte ihn, ein Wort zu geben, und eine Frage zu thun, er benahm sich aber so ungeschickt dabey, daß er ein Pfand geben mußte. Er hatte nichts, er wollte nichts geben. Endlich sagte er, er habe einen Geschäftsbrief, den er heut erhalten, und diesen warf er unter die übrigen Pfänder. Niemand achtete sonderlich darauf. Einen Augenblick drauf nahm ich aus Zerstreuung den Brief in die Hand, der ganz so aussah, als wenn er mit der Post gekommen wäre. Ein großes erbrochenes Siegel, das Wort franco, die Adresse schlecht geschrieben, der Umschlag zerknillt. Kaum konnte ich ein Wort lesen, je mehr ich aber las, desto weniger traute ich meinen Augen.

A Mademoiselle de Germeſan chez elle. Geſchwind miſchte ich den Brief unter die andern Pfänder. Ich wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, und doch glaubte ich in dem Geſicht des Hrn. v. St. Ange, der ſich auf das Kamin ſtützte, eine Miene von Verlegenheit und Verwirrung zu bemerken. Ich bat, man möchte die Pfänder ziehen, und gewiß wäre das erſte Pfand, das ich hergegeben hätte, der Brief geweſen, allein die Sache ging anders, als ich dachte. Man bemerkte, daß es ſchon ſehr ſpät war, jedes nahm ſeine Pfänder wieder, und man brach eilig auf. Hr. v. St. Ange führte ſchon ein anderes Frauenzimmer, ich konnte ihn nicht zurückrufen, ohne mich lächerlich zu machen, und ſo blieb der Brief in meinen Händen, ohne daß ich wußte, was ich damit machen ſollte. Voll Verlegenheit faltete ich den Brief, drückte ihn zuſammen, und wie ich in meine Stube kam, hatt' ich ihn noch immer in der Hand. Ich wollte ihn ins Feuer werfen, und vermocht' es nicht. Ein Brief! ſagte ich, wieder ein Brief! Ich war im Ernſt böſe und aufgebracht. Ich konnte nicht zu vorſichtig

zu Werke gehen. Und doch, dachte ich, was kann es mit diesem Brief viel auf sich haben? Ich mache damit was ich will, ich behalte ihn, verbrenne ihn oder gebe ihn wieder zurück, und die ganze Sache ist vergessen. Ich warf ihn auf das Kamin. Ueberdieß macht ja nur der Inhalt einen Brief zum Brief. Vielleicht steht gar nicht einmahl etwas darinn. Sicher ist es nur ein Scherz. Er ist ja ganz offen. Besser ists immer, ich sehe, was darinn steht. Weiß ich es, so kann ich mich auch besser dabey benehmen. Ich machte ihn auf, und las die Adresse noch einmahl. Ich erinnerte mich an die Entfernung des Hrn. v. St. Ange und an das, was er mir hinter dem Schirm gesagt hatte. Er hat es vielleicht bereut, und gibt sich nun die Mühe, mich um Verzeihung zu bitten. Wär es nicht lächerlich, wenn ich mehr Aufhebens von der Sache machen wollte, als er selbst? Während diesen Betrachtungen öfnete sich der Brief unvermerkt. Gern hätte ich ihn gelesen, ohne ihn aufzumachen. Ich bekam gleich mehr Muth, als ich sah, daß es Verse waren.

Deine Schönheit setzet jedes Herz in Gluth,
Aber deine Strenge raubet bald den Muth:
Dich zu lieben lehrtest du die Männer alle;
Willst du keinen lehren, wie er dir gefalle?

Ich gestehe, daß ich nicht weis, was ich aus diesen Versen machen soll. Vielleicht ist es der Anfang eines Lieds. Haben sie wirklich einigen Zusammenhang mit dem, was zwischen uns vorgefallen ist? Doch Poesie hat ja nichts mit der Wahrheit zu thun. Sagen Sie mir, beste Freundinn, was macht man mit Versen? Wird man böse, oder lacht man darüber? Antwortet man darauf? In Prose oder wieder in Versen? Schriftlich oder mündlich? Diese Unruhe verließ mich die ganze Nacht nicht, wenn ich schlummerte, hatte ich ängstliche Träume. Es war mir, als käme man und sagte, die Post ginge ab. Ich fuhr aus dem Schlafe auf, und stand müder auf, als ich mich niedergelegt hatte. Ich entschloß mich, zu meinem Vater zu gehen, mit ihm zu sprechen, zu plaudern, und seine Gedanken zu erfahren, ohne ihm den Fall bestimmt vorzutragen. Ich unterhalte ihn von Komödien, Versen, zu was für Reden

sie Veranlassung geben können, und so erfahre ich, was er davon denkt, was ich thun muß, und ob das, was mich so beunruhigt, der Mühe lohnt. Ich fand ihn in Rechnungen und Planen vertieft, von den er sich nicht einmahl durch das Frühstück abziehen lassen wollte. Ich war kaum einen Augenblick bey ihm, als er mir einige Rollen Papier gab, um sie gleich auf der Stelle zu Hrn. v. St. Ange schicken zu lassen. Ich kam auf den Einfall, die Verse in das Paket zu stecken. Dieser Gedanke schien mir sehr glücklich. Er wird glauben, mein Vater habe sie gesehn, und nicht rathen können, wie ich seine Freyheit aufgenommen? Er wird nicht wissen, ob ich sie als einen Scherz oder als Ernst betrachtet. Wenn es nöthig ist, kann ich ja wohl auch eine böse Miene über seine Verwegenheit hinzufügen. Ich wußte mir selbst nicht wenig mit diesem Einfall, gab dem Bedienten die Rolle, und band ihm ein, nicht auf Antwort zu warten. Bey seiner Zurückkunft mußte ich mich doch erkundigen, ob er seinen Auftrag gut ausgerichtet. Man war ihm nachgelaufen und hatte ihm gesagt, Hr. v.

St. Ange würde meinen Vater zu Mittag besuchen, er habe ihm wichtige Dinge zu sagen. Meine Unruhe wurde nun viel stärker als vorhin; wichtige Dinge zu sagen! Ich sah die Sache von hundert Seiten an, ich hörte ihn von diesem Brief, diesen Versen, diesem Zurückschicken sprechen. Ich hörte sie beyde über das lachen, was ich gethan, und nun reute mich der Einfall eben so sehr, als er mich vorher gefreut hatte. Ich warf mir meine Unbesonnenheit und meine lächerliche Sprödigkeit vor. Was kann unschuldiger seyn als ein Umschlag mit vier Versen? Thorheit wäre es gewesen, meinem Vater etwas davon zu sagen. Das hieße eine unbedeutende Sache bedeutend zu machen. Und was für eine Fassung werde ich behalten können, wenn mein Vater Hrn. v. St. Ange zu Tische behält? Ey nun, ich erscheine nicht, ich bin krank, sehr krank. Wenn aber mein Vater haben will, daß ich gesund seyn soll? Auf alle Fälle setzte ich mich an meine Toilette. Den ganzen Morgen hörte ich richtig jedermann, der ins Haus kam oder herausging. Ich hatte große Lust an der

Thüre zu lauschen. Endlich kam die Zeit zum Mittagessen herbey, und da fand sichs, daß man nicht Hrn. v. St. Ange, sondern Hrn. de la Hausse, mit dem mein Vater den Morgen über nicht fertig worden war, zu Tische behalten hatte. Ich kann selbst nicht sagen, ob ich ihn weniger unerträglich fand, doch war es mir fast lieb, daß er da war. Ich hatte desto mehr Freyheit, meine Neugierde über das, was Hr. v. St. Ange gesagt haben könnte, zu äußern, und ich muß gestehen, daß sie nicht klein war. Mein Vater gab nicht sonderlich Acht auf meine Reden. Hr. de la Hausse fiel jedesmahl ins Wort, so oft von Hrn. v. St. Ange gesprochen wurde. Er sagte mit einer mitleidigen Miene: „der hat doch niemals eine Speculation „zu machen verstanden, hat keine Fonds in „Frankreich, ein elendes Gütchen, das sich „nicht zu drey Prozent verintereſſirt, und „dazu verschenkt er noch alles an die Bauern „und Handwerksleute; er traktirt sie, als ob „die Victualien nichts kosteten. Ich borgte „ihm nichts auf sieben Prozent.„ Meine Mutter vertheidigte den Hrn. v. St. Ange,

und mein Vater sprach von seinem Verstande, seiner Geschicklichkeit in allem, was Planmachen, Verbesserungen und Verschönerungen beträfe. Ich gab kein Wort dazu, und ging ruhiger in mein Zimmer als ich seit vielen Stunden gewesen war. Diese Ruhe deste besser zu genießen nahm ich mir vor, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich dachte darüber nach, was ich Ihnen sagen wollte, und habe Ihnen nun alles gesagt, was ich gethan und gedacht habe. Ich bin heut nicht ausgewesen. Ich brachte meine Zeit größtentheils mit meiner Mutter und mit Ihnen zu. In einige Stunden denke ich diesen Brief zu endigen und zu schließen.

Ich lese jetzt meinen Brief wieder durch und erstaune, daß ich Ihnen so viel von Hrn. v. St. Ange erzählt habe. Ich begreife nicht, wie das zugegangen ist. Sollte vielleicht — — Ich möchte tausend Fragen an Sie thun. Ich untersuche mich und finde, daß meine Ideen, mein Geist, mein Kopf ein wenig eingenommen sind: ich sinne nach, und Schrecken ergießt sich in meine Seele. Gott! wäre es möglich, daß ich — — doch

nein! Ich fühle zu deutlich, daß ich meinen Gedanken noch gebieten kann. Ich könnte mich ihrer mit leichter Mühe entschlagen, wenn ich wollte. Man hört von Jemand sprechen, er hat Geist, Anmuth, man unterhält sich von seinen Tugenden, die Weiber rühmen seine Figur, ey nun man beschäftigt sich so mit ihm, wie sie alle. Der Umgang ist mehr oder weniger interessant, je nachdem die Personen, mit denen man lebt, Leute von Einsicht und Gefühl sind. Es ist vollkommen wie ein Drama, das uns interessirt hat. Man ist gerührt worden, hat wohl gar geweint. Der Eindruck dauert einige Augenblicke und wird dann durch ein anderes Drama verdrängt. Sagen Sie selbst, ist es nicht eben so? Hr. v. St. Ange ist kein Mann, wie alle sind. Er allein versteht wesentliche Eigenschaften mit Munterkeit und den Annehmlichkeiten des Umgangs zu vereinigen. Natürlich muß man das gewahr werden, und empfinden. Eine gewisse Rolle veranlaßt ihn gewisse Sachen zu sagen, Verse zu machen. Was beweißt das mehr als die Thätigkeit seines Geistes? Nur ich habe nicht viel

davon gezeigt, da ich diesen Vorfall nicht so leicht behandelte, als das übrige. Doch das wird schon kommen. Wären Sie nur hier, Sie würden sehen, daß ich vollkommen Wort halte. Kleinigkeiten bekommen unter der Feder ein wichtiges Ansehn. Ich habe mich einmahl gewöhnt, mit Ihnen zu denken, und überlasse mich diesem Hange. Suchen Sie ja nichts weiter dahinter, meine Beste, ich bitte Sie. Warum aber fällt mirs heute so schwer, Sie zu verlassen? Der Schrecken, der mich überraschte, als ich meinen Brief überlas, hat mich noch nicht ganz verlassen. Wie wünschte ich Ihre Arme in den meinigen zu haben! Wahrscheinlich kommt das von der übeln Nacht her, die ich zugebracht habe. Man ist weit schwächer, weit reizbarer, wenn man nicht geschlafen hat. Diese Erfahrung hab ich oft gemacht. Und doch will ich Sie verlassen, ja, ich will. Ich strecke meine Hände sehnlich nach Ihnen aus. Leben Sie wohl, meine zärtliche Freundinn.

Ein und dreyßigster Brief.

Sophie Dubourg an Laura v. Germosan.

Meine liebste Freundinn, wenn Sie mir noch ein Wort vom Hrn. v. St. Ange sagen, so mache ich mich auf, gehe gerade zu ihm selbst, falle zu seinen Füßen, bitte, beschwöre ihn, meine Freundinn zu schonen, seine Gewalt nicht zu misbrauchen, daß er sie unglücklich mache, und ihr Leben vergifte. Ich rufe sein Mitleiden an, ich fuße mich auf seine Tugend, und wenn er schwankt, wenn er einen Augenblick ansteht, wenn er ruhig bleibt, wenn ich ein Lächeln auf seine Lippen, Ironie in seinen Mienen, und Begierden und Verrätherey in seinen Augen sehe, so stoße ich ihm, wenn ich ihn habe, einen Dolch in seine Brust. O, liebe Laura, ich zittere für meine Freundinn: der Gift ist in ihr Herz gedrungen, schon hat er ihren Verstand verführt, schon sind ihre Augen bezaubert; ihre zärtliche und tugendhafte Seele überläßt sich dem süßen Hang der Liebe. Ja, meine Freundinn, Sie lieben Herrn

v. St. Ange, Sie lieben ihn, sage ich. Verstehen Sie mich, oder ich zittere über Ihr Loos. Sie sehen nichts als ihn, Sie hören nichts als ihn, in ihren Augen gibt es jetzt nur Einen Mann auf der Erde. Hr. v. Marville, die Herren du Terrier, mit einem Worte, alle Ihre Freunde sind verschwunden, sie sind nichts, als in so fern sie zu den Spielen Ihrer getäuschten Phantasie beytragen. Werden Sie noch mit mir streiten? Wollen Sie noch nichts zugeben? Ich werde Ihnen nicht antworten, aber Sie werden mich seufzen hören. Dieser reizende, angenehme Mann, der so artige Sachen sagt, so niedliche Verse macht, der die Eindrücke studirt, die er auf Sie macht, der Ihnen die Eindrücke bemerken läßt, die Sie auf ihn machen, der Ihnen nicht eine von seinen Tugenden und Eigenschaften verheimlicht, soll ichs sagen? dieser Mann liebt Sie nicht. Vielleicht — doch nein, liebe Laura, er liebt Sie wirklich nicht. Er hätt' es gestanden, er hätte nicht so viel Furchtsamkeit und Verlegenheit blicken lassen. Wahre und gute Gesinnungen verbirgt man nicht, man weiß sich

viel damit, man verwirrt sie nicht durch die kleinlichen Behelfe der Eigenliebe. Geradheit ist der wahre Charakter einer aufrichtigen Liebe. Sie aber, meine Liebe, Sie lieben ihn, ja, Sie lieben ihn. Daß dieses Wort tief in Ihr Herz dringe, daß es in Ihre Seele widerhalle, daß Sie die Uebel kennen lernen, die Sie bedrohen, daß Sie auf Ihre Vertheidigung denken. Gott! auf Vertheidigung! Ich kenne Sie, liebe Laura, je mehr Geist und Verstand Sie haben, desto mehr Täuschungen werden Sie sich über die Lage Ihres Herzens machen, desto mehr werden Sie sich über die Leidenschaft, die Sie hinreißt, betäuben. Es ist so süß zu lieben, und Ihr Herz ist so sehr dazu geschaffen, diese Süßigkeit zu schmecken! Ihre sinnreiche Seele wird sich selbst bekämpfen, um dieser nur nicht Widerstand thun zu dürfen. Doch es ist auch möglich, daß ich irre; dieser Hr. v. St. Ange ist vielleicht ein rechtschaffener Mann. Er hat sich darauf verstanden, meine Freundinn von den Weibern, die ihm selbst entgegen kommen, zu unterscheiden. Er hat Tugenden, und so mag er immer etwas ver-

zogen seyn, sie wird ihm die Empfindungen der Tugend einflößen, mit der Zeit wird er sie lieben, und gewiß immer hoch schätzen. Liebste Freundinn, ich denke jetzt nichts anders als mit Unruhe an Sie, ich beschäftige mich unaufhörlich mit Ihnen, ich möchte Sie ganz mit meiner Freundschaft umlagern. Das große Vermögen, das sich Ihr Hr. Vater erwirbt, macht mir mehr Vergnügen, als Ihnen: es wird ansehnlich genug werden, daß Sie nicht gezwungen seyn werden, sich in Ihrer Wahl Fesseln anzulegen. Sie werden das überaus große Glück haben, die Person, die Sie lieben, in die glänzendsten Umstände zu versetzen. Diese Glückseligkeit ist Ihnen vorbehalten. Mein Herz sagt mirs. Ihr Herz ist ihrer werth, und Sie werden sie nicht ungenossen lassen. Armer Marville! Er liebt Sie, er, der durch Ihre Zurückweisung nicht beleidigt worden, der so gern um Sie ist, trotz Ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn. Er sieht wohl, daß er Ihnen nicht gefällt, und nie können Sie sich über ihn beschweren. Er affektirt Neigung gegen eine Andere, um desto mehr Recht zu

haben, sich Ihnen zu nähern. Er sieht den, dem Sie den Vorzug geben, und haßt ihn nicht, er attaschirt sich an ihn, setzt seine Vorzüge bey jeder Gelegenheit ins Licht, und läßt ihn seine Rolle mit Ihnen probiren. Armer Unglücklicher! Aus dem, was Sie von ihm sagen, kann ich alles rathen, was in seiner Seele vorgeht. Ich beklage ihn aufrichtig. Ich stelle mir ihn fast wie Hrn. Dubourg vor. Die Wahrheit zu sagen, auch mein Mann ist nicht vollkommen. Er hat bisweilen üble Laune, läßt sich leicht gegen eine Sache einnehmen, hat nicht die beste Meinung von dem weiblichen Geschlechte. Er ist nicht ganz sicher über die Verwaltung des Hauswesens, mein Vergnügen ist nicht immer das seinige, und doch empfinde ich jedesmahl ein wahres Vergnügen, wenn ichs ihm in irgend einem von diesen Punkten zu Danke machen kann. Der erste Augenblick ist ängstlich und unangenehm, ist aber die Aufopferung geschehen, so entspringt ein Friede daraus, der meine Seele glücklich macht. Neulich hatte man einen großen Ball auf Subscription angestellt. Eine Mens

ge Menschen und viele prächtig geputzte fremde Damen wollten dabey seyn. Unser Freund, Hr. Darnais sollte mich abhohlen: ich war schon fast ganz angekleidet, eine neue Robe und ein neuer Hut standen mir vortreflich. Mein Mann fand, ich habe zu viel Roth aufgelegt, ob ich gleich überzeugt war, daß ich nicht mehr, als nöthig war, genommen hatte. Ich that mehr als drey Viertel hinweg, sehr überzeugt, daß ich auf dem Ball bleich aussehen würde. Die Zufriedenheit meines Mannes war mir hinreichender Ersatz; indeß sah er immer noch ernsthaft aus, ging im Zimmer auf und ab, und sprach in lauter einsylbigen Worten. Ich merke bald, daß dieser Hr. Darnois, dieser Schwarm Menschen, diese Fremden, daß alles das ihm nicht gefiel. Auf einmahl schien ich auch meinen Geschmack daran verloren zu haben, nach und nach gestand mein Mann seinen Verdruß, und entdeckte mir seine Art zu denken. Ich sagte ihm, es wäre mir auf einmahl nicht recht wohl, ich nahm mein Buket, meinen Hut, meinen Flor ab, und setzte mich im Neglige ans Feuer. Hr. Dubourg sah mich

an, examinirte mich, sprach ein paar Worte aber nur halb aus, endlich fiel er vor mir auf die Knie, ergriff meine Hände, küßte sie, und ich fühlte eine Thräne. Seine Wehmuth war mir mehr werth als alle Feten der Welt; den ganzen übrigen Theil des Tages war ich so glücklich; nichts schmerzte mich, als wenn mein Mann zu glauben schien, die Aufopferung wäre zu groß. Mit diesen Empfindungen verfloß uns der Abend, wir brauchten keine andere Gesellschaft, keine andere Beschäftigung. In meinen Augen war die Zufriedenheit meines Mannes das herrlichste Schauspiel. Alle Romane in der Welt wären mir in diesem Augenblick schaal vorgekommen. Wir lasen nicht, ob dies gleich bisweilen unser Abendzeitvertreib ist. Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch sagen, daß ich die Romane gelesen habe, von denen Sie neulich sprachen. Es gibt Augenblicke, wo eine Lektüre eine Idee, die uns beunruhiget, verscheuchen kann, doch habe ich bis jetzt dieses Mittel noch nicht nöthig gehabt. Ich muß Ihnen gestehen, daß diese Romane mir nicht das Vergnügen gemacht haben,

das man mir versprach, und das ich erwartete. Diese Camille, sie sey, wer und was sie wolle, ist mir im höchsten Grad zuwider und unleidlich. Ich kann es ihr nicht verzeihen, daß sie allen ihren Verstand anwendet, die Person, die sie liebt, zu betrügen. Man sieht hier den Geist des Verfassers, aber nicht den eines Weibes, und das ist der größte Fehler eines Romans. Jene andere Heldinn, die genau auf dem Wege ihres Geliebten einen Pavillon baut, und sich in den ersten Mann verliebt, der vor ihr vorüberreitet, hat mich eben so wenig befriedigt. Doch muß ich auch gestehen, daß ich eben jetzt gar keine Stimmung zur Romanenlektüre habe, ich hasse sie sogar. Ach, meine beste Laura, haben Sie viel Romane gelesen? Ich fürchte sehr: man sollte fast vermuthen, Ihr Verstand und Ihr Herz hätte jene Eindrücke noch nicht ganz verloren. Sonst schienen Sie mir so große Abneigung gegen alles, was einem Roman ähnlich sah, zu haben, und jetzt ... ach, Freundinn, möchten Sie doch niemahls erfahren, wie treulos die Männer werden können. Hören Sie mich. Wir

haben die Bekanntschaft eines gewissen Lord Crawfort gemacht. Ich weiß nicht, was ihn zu uns geführt hat, da wir wenig Fremde sehen, und unser stilles Leben und unser einsames Haus wenig Reize für sie haben. Dieser Lord ist über 31 Jahre alt, und in diesem Alter sind die Engländer sehr gute Gesellschafter. Ihr ausgebildeter Verstand ist der Wahrheit und Vernunft immer so nahe, daß sie sich in alle Situationen zu finden wissen, und auf ihre Freundschaft läßt sich bauen. Dieser Lord Crawfort schien Hrn. Dubourg sehr zu schätzen, und so entstand unsere Bekanntschaft. Er ist ein eigner aber kein grillenhafter Mann, frey ohne vorschnell, ernsthaft ohne traurig, eingezogen ohne mürrisch, rechtschaffen ohne höflich zu seyn. Er besucht uns bisweilen, trinkt den Thee bey uns, oft ohne zehn Worte zu sprechen. Wir sehen ihn immer gern. Die englischen Zeitungen und Journale erhält er sehr pünktlich. Es ist schon eine ziemliche Zeit, daß er uns eins davon, das zu London unter dem Titel der Handwerksmann erscheint, mitbrachte. Er las uns die

Geschichte einer Frau vor, die uns sehr merkwürdig und interessant dünkte. Er schrieb auf der Stelle nach Bristol, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, und alle mögliche Nachrichten von dieser außerordentlichen Frau zu erhalten. Neulich bekam er sie, ließ sie übersetzen, und theilte uns eine Abschrift davon mit. Jedermann hat diesen Aufsatz hier gelesen und sich sehr für die Person, die er betrifft, interessirt. Die Geschichte ist vollkommen an dem. Ich schicke Ihnen diesen Aufsatz, beste Freundinn, lesen Sie ihn. Es ist weiter nichts als eine Frau, die einen Mann liebt, sehen Sie aber, was daraus werden kann. Doch, es soll auch nur ein Roman seyn; Sie werden mir deshalb nicht leugnen, daß auch Romane bisweilen lehrreich werden können. Sie bedürfen keiner Lehre, das weiß ich wohl, ob ich gleich gestehen muß, daß Sie Ihre Freundinn in eine Verlegenheit und Besorgniß versetzt haben, die sie bisher nicht kannte. Sie sind schön, Sie sind liebenswürdig, und viel empfindsamer,

als Sie ſich einbilden. Bedarf es mehr, ein Mädchen unglücklich zu machen? Daß Sie es niemahls würden; Sie machten mich mit unglücklich. Lieben Sie mich ſtets, bleiben Sie die treue Freundinn Ihrer u. ſ. w.

Anekdote

aus einer englischen Zeitschrift, der Handwerksmann betitelt, genommen.

d. 17. Nov. 1771.

Die folgende kleine Erzählung ist so wahr, daß sie keiner fremden Zierrathen und keiner Ausschmückung bedarf, um den Leser zu interessiren. Diejenigen, denen die nackte Wahrheit schön genug ist, werden sie nicht ohne Rührung lesen, und nur für diese schreibe ich sie nieder. Ich werde die Geschichte so natürlich als möglich und mit der genauesten Beobachtung der Wahrheit erzählen.

Es sind ohngefähr vier Jahre, daß ein junges Frauenzimmer in einem kleinen Dorfe bey Bristol einsprach, und ein wenig Milch zur Erfrischung begehrte. In ihrem Ganzen Aeußerlichen herrschte etwas so Anziehendes, daß sie von allen Personen, die sie sahen, bemerkt wurde. Sie war noch jung und von einer auffallenden Schönheit. Ihr Betragen war voll Feinheit und Grazie, und ihre Physiognomie bis zum Uebermaas interessant.

Sie war allein, fremd und im äußersten Elende. Demohngeachtet ließ sie keine Klage von sich hören, und wandte keine Kunstgriffe an, Mitleid zu erregen. Ihre Sitten und ihre Reden verriethen eine mehr als gewöhnliche Erziehung, und doch bemerkte man in allem, was sie that und sprach, etwas Verwirrtes und Unzusammenhängendes.

Den ganzen Tag über lief sie umher, einen Platz zu suchen, wo sie ihren armen Körper ausruhen könnte. Mit einbrechender Nacht begab sie sich unter eine offenstehende Schoppe mitten im freyen Felde. Die Damen in der Nachbarschaft stellten ihr die Gefahren eines solchen Aufenthalts vor, aber umsonst. Ihre sorgfältige Menschenliebe verschaffte ihr den nothwendigen Unterhalt, allein weder Bitten noch Drohungen konnten sie bewegen, in einem Hause zu schlafen. Da sie bisweilen offenbare Beweise von Wahnwitz gab, so erhielt man endlich Befehl, sie einzuschließen. — Ich halte mich nicht bey dieser Epoche ihrer Geschichte auf, sie ist zu angreifend für mein Herz, und ohne Zweifel würde sie es für meine Leser nicht weni-

ger seyn. Endlich ließ man sie wieder los. Die wenigen Kräfte, die ihr noch übrig waren, wendete sie an, nach ihrer lieben Freystätte zu eilen, ob sie gleich drey Meilen von dem Orte entfernt war, wo man sie in Verwahrung gehalten hatte. Ihr Entzücken, als sie sich wieder in Freyheit und sicher unter dem elenden Obdach sah, das sie sich ausgesucht hatte, läßt sich nicht beschreiben. Fast sind es nun vier Jahre, daß dieses liebenswürdige und verlassene Geschöpf diese Lebensart ununterbrochen fortgesetzt hat, ohne ein Bett zu haben, auf dem sie ruhen, oder ein Dach, das sie bedecken könnte. Die harte Nothwendigkeit, das Ungemach, die große Kälte und das äußerste Elend haben nach und nach ihre Gesundheit geschwächt und ihre Schönheit verringert; indeß ist ihre Gestalt doch noch eine von der interessantesten. In ihrem Anstand und Geberden herrscht eine außerordentliche Sanftheit und Feinheit. Sie ist über alles hinaus, was die Eitelkeit ihres Geschlechts rege macht, und wahnwitzige Personen gewöhnlich zu reizen pflegt. Sie trägt nichts, ja sie nimmt nicht einmahl et

was an, das Staat oder Putz ähnlich sieht, sondern hängt es an die Hecken, die ihr auf ihrem Weg aufstoßen, gleichsam als ob sie ihre Aufmerksamkeit nicht verdienten. Sie weigert sich standhaft, die mindeste Nachricht von ihrer Existenz zu geben. Ihre Festigkeit ist in diesem Punkt unüberwindlich. Ihr Gedächtniß scheint geschwächt, und ihre Beurtheilungskraft sichtbar zerrüttet, demohngeachtet gibt sie ziemlich treffende Antworten, ausgenommen, wenn sie argwöhnen kann, daß die Frage, die man an sie thut, die Absicht hat, ihr Geheimniß herauslocken zu wollen. Ihr Leben ist so unschuldig, als man sich nur immer denken kann. Alle Morgen bey schönem Wetter irrt sie durch die Dörfer in der Gegend, unterhält sich mit den Kindern der armen Bauern, macht ihnen kleine Geschenke mit den Dingen, die man ihr gegeben, und läßt sich dafür Gegengeschenke gefallen. Sie nimmt aber nichts an, als Milch, Thee und die einfachsten Nahrungsmittel. Die Damen in der Gegend, und vorzüglich eine, *) die ihre beständige

*) Madam Hasting gestorben zu Lausane 1784.

Wohlthäterinn gewesen ist, haben alle Mittel angewandt, sie zu bewegen, in einem Hause zu leben. Umsonst. Ihre gewöhnliche Antwort ist — „In den Häusern wohnt „Unruhe und Elend, das Glück ist niraend „als in der Freyheit, und in der frischen „Luft zu Hause.„

Aus einer gewissen Eigenheit in den Ausdrücken, verbunden mit einer etwas fremden Aussprache und Manier in den Wendungen, haben einige Personen geschlossen, sie könne keine Engländerinn seyn. Hierauf hat man sich von verschiedenen Seiten, und zu wiederholtenmahlen Mühe gegeben, etwas von ihrer Abkunft zu erfahren. Es sind ohngefähr neun Monate, daß ein Edelmann sie in verschiedenen Sprachen anredete; sie schien unruhig, verlegen und außer sich: als er aber anfing Deutsch zu sprechen, nahm ihre Unruhe und Bewegung so sehr zu, daß sie sie nicht mehr verbergen konnte. Sie entfernte sich von ihm, und zerfloß in Thränen. Diese Begebenheit, die sich in der ganzen Gegend verbreitet hat, erfuhren vor einigen Tagen ein paar Herren von Adel, die tiefes Gefühl

des Mitleids und der Menschlichkeit zu dieſen armen Verlaſſenen hinführte. Einer von ihnen, der ſehr gut Deutſch ſpricht, wagte einen zweyten Verſuch. Sie ſchien ſichtbar ſich verwirrt, erröthete, und antwortete, es ſey nun daß ſie dieſe Sprache verſteht, oder durch bloßen Zufall, auf einige dieſer Fragen, allein engliſch. Augenblicklich aber, als ob man ſie zu dieſer Unvorſichtigkeit gezwungen oder verleitet habe, lenkte ſie künſtlich das Geſpräch auf einen ganz andern Gegenſtand, und leugnete, daß ſie das verſtanden, was man ihr geſagt habe.

Dieſe ſimple, kurze Erzählung iſt in keiner andern Abſicht, als in der Hoffnung niedergeſchrieben worden, daß ſie zur Kenntniß einiger in dieſe unglückliche Geſchichte verflochtenen Perſonen gelange, und in dem heißen Verlangen, ein junges liebenswürdiges, allein in das tiefſte Elend gerathenes Geſchöpf ihrer troſtloſen Familie wieder zu ſchenken. Nichts würde der Verfaſſer mehr wünſchen, als daß alles das eine bloße Erdichtung wäre, und daß er nicht mit ſeinen

eignen Augen das Unglück, das er erzählt, gesehen haben möchte. Das würde ihm mehr als Eine Thräne, mehr als Einen Seufzer erspart haben, die das tiefste Mitleid ihm auspreßte, und ob er gleich ein Mann ist, so hat er doch nichts thun können, als Thränen fruchtlosen Mitleids vergießen.

Mylord Crawfort, dem man gegenwärtige Anekdote geschickt hatte, schrieb nach Bristol, wo möglich nähere Nachrichten einzuziehen, und sich zu erkundigen, ob man nichts weiter von der Geschichte des armen verlassenen Mädchens erfahren habe. Einige Monate darauf erhielt er folgende Antwort.

* * *

»Ich wundere mich nicht, Mylord, daß die Geschichte des außerordentlichen Frauenzimmers, von der Sie mir sagen, bis zu ihren Ohren gedrungen ist. Sie beschäftigt jetzt die Theilnahme und die Neugierde der ganzen Provinz, in der sie sich aufhält. Sie

konnten ſich an niemand beſſer wenden, als an mich, um alle möglichen Umſtände zu erfahren.„

„Ich bin ſelbſt verſchiedenemahle danach geweſen, dieſe arme Verlaſſene zu ſehen. Anfangs flößte ſie mir Mitleiden ein. Ich betrachtete ſie als ein Geſchöpf, die durch die Zerrüttung ihres Verſtandes ein unglückliches Daſeyn duldete. Sie intereſſirte mich durch ihre edle Miene, durch ihre Züge, die den Stempel der Schönheit und der Verzweiflung tragen, ferner durch eine gewiſſe melancholiſche Ruhe in ihren Bewegungen, eine Abweſenheit von ihr ſelbſt und eine herrſchende Neigung zum Wohlthun. Es iſt unmöglich ſie zu ſehen, ohne gerührt zu werden. So ſehr ihr Aufzug der ſprechendſte Beweis ihrer Armuth iſt, ſo flößt ſie doch Achtung ein. Das erfährt jedermann, der ſich ihr nähert, ſelbſt der roheſte Bauer. Erſt lange nach ihrer Zurückkunft in die Schoppe hat man ihren Nahmen entdecken können. Sie ſelbſt hat ihn nie nennen wollen. Auf die Fragen, die man deshalb an ſie that, antwortete ſie blos durch Achſelzucken und Niederſchlagen der Augen. Ich ſelbſt habe mir

oft Mühe gegeben, ihn zu entdecken. Man kam auf den Einfall mehrere Taufnahmen in ihrer Nähe auszusprechen. Bey dem Nahmen Antoinette wendete sie sich zweymahl um. Von der Zeit an hat man ihr diesen Nahmen gegeben, und sie hat sich nie geweigert zu antworten, wenn man sie dabey ruft. Man bemerkte in der Folge, daß sie mit ihrem Stabe, die Buchstaben S. T. in den Sand schrieb; augenblicklich sagte man ihr alle Nahmen und Diminutiven vor, die sich mit diesem Buchstaben anfangen, ohne daß sie im geringsten darauf achtete. Endlich schrieb sie einmahl das ganze Wort Stella aus. Jemand, der es bemerkte, und den sie nicht in der Nähe vermuthet hatte, sagte ganz laut Stella! Sie wendete sich schnell um, und floh mit weinenden Augen, als wenn sie den heftigsten Verdruß erlitten hätte. Nach und nach nannte man sie bey diesem Nahmen, und sie gewöhnte sich daran.„

„Die Geschichte dieses armen Mädchens war in der Provinz herumgekommen; viele Personen stellten ihrenthalben Nachforschun-

gen an, und man entdeckte endlich ein Käst chen, das aller möglichen Wahrscheinlichkeit nach, ihr zugehören muß. Dieses Kästchen enthielt Briefe und Papiere, die sehr genaue en Bezug auf das unglückliche Geschöpf zu haben schienen, die Anzeigen, denen man nachging, bewiesen auch, daß sie ihr wirklich zugehörten und den größten Theil ihrer Geschichte enthalten. Der Anfang dessen, was Sie lesen werden, ist in schlechtem Englisch und schlechtem Französisch geschrieben, und scheint das Uebungsstück von jemand zu seyn, der beyde Sprachen lernt. Da sie sich vollkommen mit diesen Briefen zusammen reimen, so konnte man leicht sehen, daß es ihre Geschichte von ihr selbst beschrieben enthielt. Durch Hülfe dieser Briefe und einiger einzelnen Blätter hat man den Faden derselben bis auf heute verfolgen können. Demohngeachtet wollte man, und zwar mit allem Rechte, ihre Empfindlichkeit nicht dadurch auf eine allzustarke Probe setzen, daß man durch sie selbst Alles bestätigt, und ihr die Entdeckung der Papiere bekannt gemacht hätte. Eine zu heftige Bewegung, die keine andern Folgen has

ben würde, als daß sie sie kränkte und erbitterte, hätte ihren Verstand leicht gänzlich zerrütten können. Man zog also das Mittel vor, ohne ihr Vorwissen Maasregeln zu ergreifen, ihrer Familie ihre Lage bekannt zu machen, und sie wo möglich in ihr Vaterland und in den Ort, wo sie ehedem wohnte, zurückzubringen. Eben hofft man Antwort zu erhalten. Ich werde Ihnen alles mittheilen, was ich noch von der Folge der Geschichte erfahren dürfte. Unterdessen sehen Sie nicht den mindesten Zweifel in die Aechtheit der Nachrichten, die ich Ihnen jetzt gebe.„

„Miß Allfort begleitete als Hofdame ihre Prinzessinn nach C...., wo sie an den Erbprinzen vermählt werden sollte. Ohne eben schön zu seyn, besaß Miß Allfort eine sehr angenehme Physiognomie, und vorzüglich jenen edeln und interessanten Anstand, der mehr als Schönheit fesselt. So flößte sie dem Grafen von Waldbusch, der Kammerherr an demselben Hofe war, eine heftige Leidenschaft ein. Mit einer gefühlvollen

Seele und einem philosophischen Geiste, mußte er sich doch der Subordination, dem steifen Hofzwang und allen Lasten und Beschwerden seiner Charge zu unterwerfen. Er war überzeugt, daß die Menschen in allen Ständen die Pflichten der Menschheit ausüben und ihren Verstand cultiviren können. Das war ihm genug, mit seinem Loos zufrieden zu seyn. Er widerstand den Eindrücken nicht, die die Reize und der Charakter der Miß Allfort auf ihn machten. Er liebte von ganzem Herzen, und war so glücklich Gegenliebe zu erregen. Der Dienst an den deutschen Höfen ist so abgemessen, so methodisch, daß ein Mann in seinem Amte eine Art von unbelebter Maschine ist. Man sieht nichts als die Charge und die Decoration, der Mann selbst ist nichts und man bemerkt ihn nicht. Die beyden Liebenden benutzten diese Umstände. Bey Hof und während ihres Dienstes hätte man sie für zwey Wesen halten sollen, die einander gleichgültig, fast ganz fremd, und mit nichts als den Verrichtungen ihres Amtes beschäftigt wären, dessen Langweiligkeit nicht wenig dazu beytrug, ihren

ein kaltes und gleichgültiges Ansehn zu geben. Die Stunden der Freyheit wurden dadurch desto süßer, und diese Augenblicke, so selten und kurz sie waren, hatten sie ganz dem Ausdruck ihrer Empfindungen gewidmet. Sie liebten sich und hatten sich nun genug kennen lernen, um überzeugt zu seyn, daß sie glücklich zusammen seyn würden, allein ihr Glück und Auskommen hing ganz von ihren Stellen ab, mit denen sich die Ehe durchaus nicht verbinden ließ. Sich heyrathen, den Hof verlassen, und von einem Unterhalt entblößt seyn, war fast nur Eine Sache. Sie schlossen also während der Abwesenheit des Fürsten, der oft Reisen that, eine heimliche Ehe. Sie gingen heimlich nach Frankfurt, ließen sich copuliren, und kehrten auf verschiedenen Wegen an den Hof zurück, ohne daß das Geheimniß entdeckt wurde. So lebten sie mehrere Monate und genossen alle die Seligkeit, die sich jeder verstellen kann, der einmahl geliebt hat, und seine Liebe verheimlichen müssen.„

„Unglücklicherweise hatte Miß Allfort dem Fürsten gefallen. Er hatte sie gleich

als ſie an den Hof kam, bemerkt, und ſie unter die Zahl der Weiber geſetzt, mit denen er ſich einmahl beſchäftigen, und die er haben wollte. Die Feſte, die Promenaden und Jagden wurden ſo eingerichtet, daß er Gelegenheit bekam, ihr öfters zu begegnen, mit ihr zu ſprechen, und ſich zu erklären. Täglich bekam ſie ein neues Geſchenk, das von der Pracht und der Delicateſſe der Geſinnungen des Gebers zeugte. Das Gold war nicht geſpart. Die Lage der Madam v. Waldbuſch gab ihr ein furchtſames, verlegenes Anſehen, das der Prinz nicht ermangelte als die Wirkung der Empfindungen, die er einflößt habe, zu betrachten. Eines Tages trat er in ihr Zimmer, als ſie ganz allein war. Seine Augen kündigten ſeine Zärtlichkeit und ſeine Abſichten an. Er fing an, ſich zu erklären, als Madam v. Waldbuſch ihm zu Füßen fiel, und ihre heimliche Heyrath geſtand. Es iſt gefährlich, ſich den Neigungen eines unumſchränkten Herrn zu widerſetzen, und ſeine Plane zu vereiteln. Der Fürſt ging von Zärtlichkeit zum heftigſten Zorn über. Er fing ſeine Vorwürfe in ſtren-

zösischer Sprache an, und endigte mit deutschen Küssen. Der Gräfinn und ihrem Mann ward auf der Stelle angedeutet, den Hof zu verlassen, ihre Chargen wurden ihnen genommen; aus Gnade ließ man dem Grafen eine kleine Pension. Er hatte eine Schwester, die allein in Minden lebte, und zu dieser nahmen sie ihre erste Zuflucht. Ihr Vermögen war so unansehnlich als möglich, sie entschlossen sich also, auf ein Landhaus, oder vielmehr in eine Meyerey zu ziehen, die Hr. v. Waldbusch, einige Meilen von Marburg besaß. Sie richteten sich hier wie Philosophen ein, und lebten wie glückliche Leute. Dieß Glück aber dauerte nur kurze Zeit. Die Gräfinn kam mit einer Tochter nieder, die ihr das Leben kostete. Sie hatte verlangt, daß ihre Tochter in der Taufe den Nahmen Stella bekommen sollte. Der Graf hieß Anton, und so wurde das Kind Antoinette Stella getauft. Der Graf von Waldbusch, den das Unglück ganz zu Boden getreten hatte, beschloß sein Leben in seiner Einsamkeit hinzubringen, fast wie ein Bauer zu leben, und sich der Er-

ziehung seiner Tochter zu widmen. Der unruhige Wechsel menschlicher Dinge erlaubte es aber nicht. Der Krieg von 1756. nahm seinen Anfang, und er konnte sich nicht überwinden, allein in seiner Hütte ruhig zu bleiben, da das Feuer ganz Deutschland in Brand zu setzen drohte. Er entschloß sich, dem Könige von Preußen seine Dienste anzubieten, und war nur bedacht, seine Tochter so unterzubringen, daß er ihrenthalben ruhig seyn könne. In dem Dorfe Biereg, drey viertel Meilen von seinem ländlichen Aufenthalte, lebte ein Prediger, den er ehedem kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Er war ein rechtschaffener Geistlicher, der eine Frau und keine Kinder hatte. Sie vereinigten alle Tugenden ihres Standes, nur die nicht, in Frieden zusammen zu leben. Sie waren gut, wohlthätig, menschenfreundlich, wurden von den Einwohnern des Kirchspiels geliebt und geschätzt. So bald sie aber allein und zusammen waren, lagen sie in einem ewigen Streit, der bisweilen sehr lebhaft wurde. Eine andere Sonderbarkeit des Pfarrers bestand darinn, daß er eine ganz

außerordentliche Vorliebe für die bibliſche Geſchichte hatte. Bey allen möglichen Vorfällen, die ihm begegneten, ſuchte er darinn nach einem ähnlichen Beyſpiel, und wendete alle Begebenheiten, die ihm zu Ohren kamen, darauf an. Wenn ihm ſeine Frau widerſprach und zankte, ſo tröſtete er ſich, da er wußte, daß es den Patriarchen nicht beſſer gegangen war. Er hatte ehedem, und zwar mit Recht, einige Anfälle von Eiferſucht gehabt, die Lektüre der Propheten aber hatte ihn jedesmahl wieder beſänftigt. Niemahls las er die Geſchichte Abrahams ohne ſeiner, ihm den Hälfte den Vorſchlag zu thun, eine Magd zu nehmen. Allein ſeine Einkünfte lieſſen einen ſolchen Aufwand nicht zu. Ein günſtiger Umſtand ſtellte indeß doch bisweilen den Frieden ziemlich unter ihnen her. Der Hr. Pfarrer nehmlich war ein Leckerer, und die Frau Pfarrerinn eine gute Köchinn. Die Mahlzeiten wurden gewöhnlich in ziemlich gutem Vernehmen hingebracht, vorzüglich wenn ſie, was denn nicht ſelten geſchah, gut und reichlich waren. Wie geſagt, beyde Eheleute waren gute Perſonen, ihr Herz war.

gut, nur ihre Köpfe waren eigensinnig und widerspenstig. Vielleicht aber war das mehr die Folge des Ehestandes und der häuslichen Einsamkeit, als des Charakters. Der Graf, der sie nur von Seiten ihrer schätzenswerthen Eigenschaften kannte, glaubte, er könne nicht besser fahren, als wenn er ihnen den Gegenstand seiner Zärtlichkeit anvertraute. Er that ihnen den Vorschlag, seine Tochter mit der Amme, die immer bey ihr bleiben sollte, zu sich zu nehmen. Der Pfarrer erhohlte sich in seiner Bibel Raths, seine Frau aber nahm den Vorschlag an, ehe er zu einer festen Entschließung kommen konnte. Sie versprachen für das Kind zu sorgen, als wenn sie Vater und Mutter desselben wären. Der Graf setzte eine Pension für das Kind aus, die ihre Vorsorge noch mehr versicherte. Er gab ihnen auch ein Kästchen, das alle Papiere enthielt, die seiner Tochter nützlich seyn konnten. Er würde es seiner Schwester anvertraut haben, allein diese war mit der Prinzeßin von Soubise nach Paris gegangen. Der Graf schrieb an sie, und gab ihr Nachricht von seinem Plan und den getroffenen

Einrichtungen, machte dann sein ganzes übriges Vermögen, das ohngefähr 15,000 Gulden betrug, zusammen, übergab es einem Banquier in Frankfurt, und reiste nach Preussen, dem Könige seine Dienste anzubieten. Er ward sehr gnädig aufgenommen, erhielt den Posten eines Majors bey einem Husarenregimente, und trat seinen Feldzug bald an. In der Schlacht bey Lowositz, die dieses Jahr vorfiel, ward er tödtlich verwundet. Eh er starb, schrieb er an den Pfarrer in Biereg, empfahl ihm seine Tochter, meldete ihm, daß sein Testament in dem Kästchen, das er ihm zugestellt, befindlich sey, daß er ihn und noch eine Magistratsperson in Marburg zu Vormündern seiner Tochter ernenne. Weiter bat er den Pfarrer und seine Frau, seine Tochter so lange bey sich zu behalten, bis seine Schwester für ihre Erziehung sorgen könne.„

„Stella brachte die ersten zwölf Jahre ihres Lebens nach der Vorschrift ihres Vaters zu. Ihr Verstand und Charakter entwickelten sich täglich auf die vortheilhafteste Weise. Der Pfarrer und seine Frau bewunderten und

liebten das Kind. Oft wurde sie zwar der Gegenstand einiger Streitigkeiten, durch ihre Schmeicheleyen aber wußte sie beyde bald wieder zu befriedigen. Schon ihre ersten Augenblicke machten das Glück anderer Personen. Ihre Figur war reizend, sie hatte die schönsten blauen Augen, die schönste Gesichtsfarbe, eine weiße glänzende Haut. Von ihrer Mutter hatte sie die edle und kalte Miene, die die Engländerinnen charakterisirt; ihr Blick hatte etwas so Sanftes und Schmachtendes, daß er jedermann für sie interessirte und an sie fesselte. Das Fräulein von Waldbusch ihre Tante kam mit der Prinzeßinn Soubise nach Deutschland zurück, da aber gewisse Umstände nicht erlaubten, daß sie bey ihr bleiben konnte, so ging sie nach Minden, ihre ehemalige Lebensart wieder zu ergreifen. Ihr Vermögen war sehr klein, sie war fast arm, demohngeachtet entschloß sie sich auf der Stelle, ihre Nichte zu sich zu nehmen, sie wie ihre Tochter zu erziehen, alle Kenntniße, die sie in Paris erworben, auf ihre Erziehung zu wenden. Mit ihrem natürlichen Verstande

verband sie noch angenehme Talente, sie zeichnete, verstand Musik und verschiedene Sprachen und machte sich ein Vergnügen, alles das ihrer jungen Pflegtochter zu lehren. Die reizende Figur der Stella, der ihr Charakter vollkommen entsprach, munterte sie dazu auf.„

„So brachten sie acht Jahre zusammen zu in dem Verhältniß einer Tante und Nichte, die durch Sympathie des Geistes und Herzens verbunden sind. Stella hatte die glücklichsten Anlagen für alle Arten von Kenntniß und weiblicher Geschicklichkeit. Sie hatte ein gutes Gedächtniß, eine reizende Stimme, Grazie, Geschmack und ein vortreffliches Naturell. Das Fräulein von Waldbusch wurde durch den guten Erfolg für ihre Mühe belohnt. Außer dem Hause hatten sie keinen gesellschaftlichen Umgang; sie lebten fast allein, ihre Bekanntschaft schränkte sich auf sehr wenige Personen ein. Eine Streitsache, in die das Fräulein verwickelt wurde, machte sie mit dem Baron von Lisfeld, Burggrafen von Minden bekannt, und brachte eine gewisse freundschaftliche Verbindung zwi-

schen ihnen hervor. Dieser Burggraf hatte einem Sohn von sehr artiger Figur und einen interessanten Charakter. Er hatte bisweilen Gelegenheit gehabt, Stella zu sehen, und sich so unsterblich in sie verliebt. Auch sie war nicht unempfindlich gegen ihn. Das Fräulein von Waldbusch wurde es bald gewahr, und sprach mit ihrer Nichte wie mit einer Freundinn davon. Sie stellte ihr alle unangenehme Folgen vor, die daraus entstünden, wenn man den Bewegungen seines Herzens zu geschwind nachgäbe; sie stellte ihr vor, daß sie dieselben, besonders im gegenwärtigen Falle, ganz unterdrücken müsse. Der junge Lisfeld hätte sehr, sehr wenig Vermögen, und Stella gar nichts. Die Familie des Barons war sehr stolz; der Vater bemerkte die Neigung seines Sohnes zur jungen Waldbusch bald; er verbot ihm, sie ferner zu sehen, oder sich je die geringste Rechnung auf sie zu machen.„

„Stella und Lisfeld sahen sich indeß doch, zwar nur selten, nur auf kurze Zeit, allein ihre Liebe ward dadurch nur stärker.

Ihre Empfindungen hatten alle Lebhaftigkeit, alle Kraft der ersten Leidenschaft. Stella vertraute ihrer Tante alles, sie zeigte ihr den Grund ihres Herzens mit jener Gutmüthigkeit, die der Hauptzug in ihrem Charakter war, und die in ihrem Alter so selten ist. Sie verließ sich auf die Rathschläge, die man ihr gab, und befolgte sie pünktlich. Unglücklicherweise ward das Fräulein von Waldbusch von einer Krankheit befallen, die sie nach einiger Zeit ins Grab brachte. Die Verzweiflung über den Verlust ihrer Tante erlaubte der armen Stella in den ersten Augenblicken nicht, alle Unannehmlichkeiten ihrer Lage einzusehen. Ganz allein, isolirt, zwanzig Jahr, ohne Verbindungen, ohne Verwandschaft, ohne Vermögen, das Herz mit einer Leidenschaft beschäftigt, die die Vernunft misbilligte ... Es gibt Augenblicke, in welchen die Seele, auf dem Punkte, unter der drückenden Last von Jammer Elend und Besorgnissen unterzuliegen, eine Stütze sucht, an die sie sich halten könne. Ist es das Herz, das ihr dieselbe zeigt, so überläßt sie sich ihr ganz und ohne Rückhalt.

Stella indeß war stark genug, eine Weile zu widerstehen. Sie liebte, hatte aber ihre Neigung der Tugend und Vernunft unterworfen. Lisfeld, dessen Gesinnungen sich auf den Befehl seines Vaters nicht geändert hatten, und der täglich eine heftigere Leidenschaft für sie empfand, hatte sich bey ihrer Tante einzuschmeicheln und ihre Freundschaft zu erwerben gewußt. Er besuchte sie einmahl während ihrer Krankheit, und ergriff diese Gelegenheit, einen feyerlichen Schwur in ihre Hände zu legen, daß er ihre Nichte ewig lieben, und alle mögliche Mittel anwenden würde, sein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinigen. Er schwor, nie eine andere als sie zu lieben. Das Fräulein von Waldbusch stellte ihm die Unmöglichkeit vor, seine Schwüre zu erfüllen, und ließ sich von ihm versprechen, nichts gegen den Willen seiner Aeltern und das Glück ihrer Nichte zu unternehmen. Stella, die mit weinenden Augen Zeuginn dieses Auftritts war, gestand, daß sie Lisfeld liebe, versprach aber auch zugleich, daß sie die Befehle und Vermahnungen ihrer Tante ihr ganzes Leben lang

befolgen wolle. Das Fräulein von Waldbusch nahm diese Schwüre und Versprechungen mit gerührtem Herzen an, und gab einige Augenblicke nachher ihren Geist auf.„

„Während ihrer Krankheit hatte sie darauf gedacht, ihrer Nichte eine Stelle in einem adlichen Stifte zu verschaffen, und auch wirklich Plane gemacht, und einige Schritte gethan: der Tod aber ließ ihr nicht Zeit, diese Plane durchzusetzen, und ihr Testament, das Stella zur Erbinn ihres Vermögens machte, hatte nicht für ihr künftiges Leben gesorgt.„

„Lisfeld konnte die traurige Lage, in der Stella sich befand, nicht ertragen. Er nahm sich vor, sie zu ändern, es koste, was es wolle. Er wollte seine Schwüre, aller Hindernisse, die ihm im Wege standen, ohnerachtet, erfüllen. Stella setzte sich dagegen. Sie untersagte ihm anfangs in Briefen, sie zu besuchen, hierauf ließ sie sich noch einmahl vor ihm sehen, um ihm zu sagen, daß durchaus eins dem andern entsagen müßte, und daß sie sich nicht weiter sehen dürften. Sie that ihm zu wissen, daß sie zu ihrem

Vormund auf das Land ziehen, und eine ihren Vermögensumständen angemessene Lebensart führen würde. Sie bestand so fest auf diesem Entschluß, daß Lisfeld genöthigt war, nachzugeben, und sich ohne die geringste Hoffnung, doch mit der Gewißheit, sich ewig geliebt zu sehen, zu entfernen.„

„Stella hatte sich vorgenommen, den letzten Willen ihres Vaters zu befolgen, und sich zu dem Pfarrer zu Biereg zu begeben. Sie traf deshalb alle nöthigen Anstalten, schrieb an den Burggrafen und bat ihn, sie in den Maasregeln, die sie wegen der kleinen Erbschaft ihrer Tante nehmen wolle, durch sein Ansehn zu unterstützen. Der Burggraf, dem es äußerst angenehm war, daß sie Minden verlassen und sich aus der Gegend begeben wollte, that ihr allen möglichen Vorschub. Nach Verlauf von wenig Wochen sah sie sich wieder in ihrem ersten Aufenthalte eingerichtet. Der Pfarrer und seine Frau kannten sich vor Vergnügen nicht, ihre liebe Pflegetochter wieder bey sich zu sehen. Dieses Vergnügen aber machte Anfangs ihre Wortwechsel nur desto heftiger; die böse Laune der

guten Leute hatte mit den Jahren sehr zugenommen. Das, was Stella sonst wenig Kummer machte, das machte ihr jetzt viel Langeweile, und war vielleicht mit Ursache, daß sie öfter und lebhafter an das dachte, was sie in Minden zurückgelassen hatte. Ihr englischer Charakter wußte alles mit Sanftheit zu ertragen. Die Fehler der Personen, mit denen sie lebte, betrachtete sie blos als Gelegenheiten, sich in Geduld und Verträgsamkeit zu üben. Vorzüglich widmete sie sich der Oekonomie. Das geringe Vermögen, das ihr Vater ihr hinterlassen hatte, war noch überdieß durch verdrüßliche Vorfälle sehr vermindert worden. Bey dem Banquier in Frankfurt standen nicht mehr als zehntausend Gulden. Das kleine Gütchen bey Viereg war vernachläßigt und fast ganz verfallen. Sie beschloß, wenn sie mündig worden, sich dort niederzulassen, und bat den Prediger, an ihren andern Vormund nach Marburg zu schreiben, daß Anstalten gemacht würden, das Haus auszubessern und alles, was zu Grunde gegangen war, wieder anzuschaffen. Sehr oft erhielt sie Briefe,

von Liefeld, die ſie ſelten beantwortete, und immer nur in der Abſicht, ihn zu ermahnen, alle Hoffnung aufzugeben. Er kam nach Biereg, ſie ließ ſich nicht ſehen. Er ergab ſich in ihren Willen und ließ ein Billet zurück, worinn er ihr ſchwer, ſie ewig zu lieben, ſie möchte auch noch ſo grauſam gegen ihn ſeyn. Stella, gerührt von ſeiner Standhaftigkeit und Beſcheidenheit, antwortete ihm, ſie liebe ihn und werde ihn ewig lieben, allein es ſey höchſt unnütz, Plane zu machen, je mit einander vereinigt zu werden. Nie, ſagte ſie, nie ſoll meine Liebe zu Ihnen Ihren Angehörigen Verdruß machen. Liefeld kam ein paar Tage darauf wieder. Dießmahl erhielt er die Erlaubniß, ſie in Gegenwart des Pfarrers und ſeiner Frau zu ſehen. Dieſe Leute aber fürchteten den Burggrafen, und erklärten, ſie würden ſeinen Sohn nicht wieder zu ſich laſſen. Dieß war für Stella ein neuer Bewegungsgrund, ſich Beſuchen zu widerſetzen, die mehreren Perſonen nachtheilig werden konnten. So verfloſſen zwey Jahre, in denen ſie ſich oft ſchrieben, wenig ſahen, aber immer mit

gleicher Beſtändigkeit liebten. Lisfeld, voll Verzweiflung, keine Aenderung in ſeinem Schickſal wahrzunehmen, von ſeinem Vater beſtürmt, ein reiches Mädchen zu heyrathen, und voll Begierde ſich hervorzuthun, entſchloß ſich unter den Truppen, die der Landgraf von Heſſen dem König von England während des amerikaniſchen Kriegs überließ, Dienſte zu nehmen. Sein Vater konnte ſich nicht dagegen ſetzen. Faſt alle ſeine Freunde hatten ſich eifrig bemüht, unter die Zahl derſelben zu kommen. Er ſuchte darum nach, und ſagte Stella nichts von ſeiner Entſchlieſſung, bis er die Erlaubniß erhalten hatte. Sie zerfloß in Thränen, als ſie's hörte, doch ſuchte ſie ihn nicht von ſeinem Vorſatz abzubringen, ſie äußerte vielmehr ihre Zufriedenheit über ſeinen Ehrgeiz ſich hervorzuthun, und eben die Laufbahn zu betreten, wie ſeine übrigen Landsleute, die in ein ſo entferntes Land im Dienſte ihres Herrn die Waffen trügen. Er beſchäftigte ſich mit den Anſtalten zur Abreiſe, und eilte in ſeiner neuen Uniform vor Stella erſcheinen zu können. Sie ſah ihn nicht anders als mit

der größten Bewegung. Nach Amerika gehen, so vielen Gefahren Troz bieten, war eine grausame Idee, die sie vom ersten Augenblick an in Verzweiflung setzte. Sie dachte nicht ohne Schrecken und Schauder daran, und ward von der heftigen Unruhe krank. Demohngeachtet verheimlichte sie Lisfeld alle ihre Leiden, und da sie ihn zum letztenmahle sah, bewaffnete sie sich mit alle dem Muth, die der Ruhm ihres Geliebten ihr einflößte. Ohne ihre Seele durch allzuzärtliche Klagen zu entnerven, hielt sie seinen letzten Abschied mit einer Standhaftigkeit aus, der geschickt war, auch ihm welche einzugeben. Der Pfarrer und seine Frau waren immer bey ihren Zusammenkünften gegenwärtig gewesen, sie waren es auch in diesem letzten Augenblick. Lisfeld ergriff im Feuer der Leidenschaft und Zärtlichkeit eine Bibel, die beständig im Zimmer war, öffnete sie, ließ sich vor Stella auf die Knie nieder, legte die Hand auf die Bibel, und schwor, er werde nie einer andern als ihr angehören; er verbinde sich mit ihr auf ewig. Hierauf nahm er Stellas Hand, legte sie auch auf

die Bibel und bat sie, seine Schwüre anzunehmen und zu billigen. „Ja, Lisfeld, „sagte sie, ich werde nie eines andern seyn, „ich werde nie aufhören, Sie zu lieben. Sie „aber — seyn Sie einer andern, wenn Sie „hoffen, glücklicher durch sie zu werden.„

„Lisfeld bat den Pfarrer, ihren Schwur zu segnen. Der Pfarrer, dem die Gegenwart der Bibel alle Bedenklichkeiten auf einmahl benahm, that ein Gebet und Wünsche, daß sie mit der Zeit Ein Paar werden möchten. Lisfeld drückte Stella die Hand, badete sie mit Thränen, und entfernte sich unter einem Stillschweigen, das den ganzen Zustand seiner Seele ausdrückte.

Stella war nach Lisfelds Abreise noch lange krank. Sie bekam sehr oft Briefe von ihm. Alle sagten ihr, daß sie noch immer geliebt werde, und daß die Reise glücklich sey. Sie waren glücklich bey Neuyork gelandet. Nach der Schlacht bey Trenton meldete er ihr, der Hauptmann Domp sey getödtet worden, und er habe eine Wunde im Gesicht bekommen. „Ach, „sagte er, vielleicht werden Sie mich nicht

„wiedererkennen. Die Strapatzen des Kriegs „und der Wunden werden mich verändert ha„ben, und Sie, anbetungswürdige Stella, „werden Sie es nicht auch seyn? Wird eine „zweyjährige Abwesenheit nicht vielleicht mei„nem Schicksal nachtheilig seyn? Wenn ich „es auch nicht von Ihrem Herzen fürchten „darf, muß ich es nicht von Ihrer Lage fürch„ten? Können Sie sich eine so lange Zeit „hindurch darinn erhalten? Sagen Sie mir, „was ich zu erwarten habe. Ihr Ausspruch „soll entscheiden, ob ich den Tod aufsuchen „oder die Hoffnung nähren soll, nach meiner „Zurückkunft mein Leben und mein Loos zu „Ihren Füßen zu legen. Nichts soll mich „hindern, der Ihrige zu seyn; ich habe es „geschworen und schwör' es noch einmahl.„ Stella benetzte diesen Brief reichlich mit Thränen; auch sie schwor, nie einem andern als ihm zu gehören. Und bin ich nicht die seinige? rief sie aus. Wir haben auf das heiligste der Bücher geschworen, daß eines des andern seyn soll; ein Diener am Altar ist der Zeuge dieser Schwüre gewesen. Er hat unsern Bund gesegnet. Ich bin Lisfelds Gattinn, er ist mein Gatte; und bin ich nicht

die Urſache, warum er ſich in Gefahren ſtürzt, und ſein Leben wagt? Schon jetzt hätte ich das Recht ihm zu folgen — — Ihre Einbildungskraft wurde durch dieſe Empfindung noch höher geſpannt, ſie folgte ihm im Geiſt über die Meere: ſie begleitete ihren Geliebten durch Gefahren und Wüſten. Sie verband ſeine Wunden, und theilte ſeine Arbeit und Mühe. In der Unmöglichkeit dem Hang ihres Herzens zu folgen, that ſie wenigſtens ein Gelübde, Lisfelds Rückkehr in der Einſamkeit zu erwarten, in einer gänzlichen Eingezogenheit zu leben, ihre Tage und Stunden anzuwenden, an ihn zu denken, und ſich mit ſeiner Rückkunft und dem Glück, das auf ſie folgen ſollte, zu unterhalten. Sie ſchrieb einen Brief, worinn ſie zwar nicht alles, was ſie dachte, aber doch genug ſagte, Lisfelden von aller Treue und Beſtändigkeit, deren ihre zärtliche und edelmüthige Seele fähig war, zu überzeugen. Dieſer Brief ging verloren, und ſeit jenem letztern Brief erhielt ſie auch von Lisfeld weiter nichts. Sie erfuhr nicht einmahl, daß er zur Armee des General Burgoyne geſtoßen war. Die

Neuigkeiten, die sie begierig in den öffentlichen Blättern aufsuchte, meldeten ihr nichts.

Stella führte den Plan aus, den sie entworfen hatte. So bald sie ihr fünf und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, rechnete sie mit ihren Vormündern ab, und zog auf ihr Gütchen, das sie zu dieser Absicht hatte ausbessern lassen, und das sie in vollkommen gutem Stande antraf. Sie war ganz glücklich, da sie ihrem Geschmacke folgen, und Lichfelds Rückkehr in dieser ländlichen Einsamkeit abwarten konnte. Sie war von nichts sonst als von einigen Bauerhütten umgeben, und ihre Lage reizend. Sie lag weit von der Hauptstraße entfernt, ein einziger Weg führte darauf hin. Vor dem Hause war ein ziemlich großer Hof in ländlichem Geschmack, mit vier bis fünf alten Bäumen bepflanzt, die ihn fast gänzlich beschatteten. Das Haus war klein, zwey Stockwerke hoch, die zwey kleine Quartiere machten. Die Scheune und Ställe waren hinten angebaut. An diese stieß ein kleiner Gemüsgarten, und dann trat man in einen großen Baumgarten, der unregelmäßig mit schönen Fruchtbäumen aller Art bepflanzt war. Am Ende dieses Gartens floß

ein Bach vorüber, über den eine Brücke ging, die in ein kleines Buschhölzchen führte, worinn man viele Wege, aber keine geraden Alleen fand. Stella traf alle Anordnungen und Einrichtungen, die diesen Aufenthalt vollkommen angenehm machten. Gleich bey ihrer Ankunft nahm sie eine Bauernfamilie, die sie nach ihren Bedürfnissen ausgesucht hatte, in ihr Haus auf. Diese bestand aus einem Vater, einer Mutter, und zwey jungen Mädchen. Kühe und Ziegen versorgten sie beständig mit Milch und weideten das ganze Jahr in dem Baumgarten, wo das Gras niemahls gemäht wurde. Der Mann, Nahmens Peter, baute den Garten an, sorgte für die Früchte und Holz. Aus dem nächsten Flecken hohlte er Lebensmittel und sorgte für alles. Das älteste Mädchen brauchte Stella zur Bedienung, die jüngere half ihrer Mutter in der Küche, und hütete die kleine Heerde. Stellas Zimmer waren mit Simplicität und Geschmack eingerichtet: sie hatte hier alles beysammen, was zu ihrem Zeitvertreib und zur Uebung ihrer Geschicklichkeit dienen konnte; Bücher, musicalische

Instrumente, Modelle zu Zeichnungen. Sie war zufrieden mit ihrer Einrichtung, und ihre Wünsche wären nicht jenseits des Baches gegangen, hätt' es kein Amerika und darinn keinen Geliebten von ihr gegeben. Das Andenken an Lisfeld, der Gedanke, einmahl sein Glück zu machen, machte ihr alles interessant. Die Familie, die bey ihr wohnte, war ihr statt aller Freunde und Bekannten. Eine jährliche Rente von ohngefähr 400 Gulden war mehr als hinreichend, ihre sämmtlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Das war ihre ganze Habe, womit sie dennoch auch ihren Bedienten ein bequemes Leben verschaffte. Aber auch ohne das wären sie schon durch die Art, wie sie von ihr behandelt wurden, glücklich genug gewesen.

Lisfeld gehörte in alle ihre Plane, allenthalben hatte sie seine Stelle bezeichnet. Alle ihre Hoffnungen schränkten sich darauf ein, ihn zurückkommen zu sehen, und mit ihm diese simple und friedliche Wohnung zu genießen. Allein seit langer Zeit schon hatte sie keine Briefe bekommen. Sie glaubte, die große Entfernung wäre Ursache, daß sie nicht ankämen, und

dieser Kummer störte den Frieden ihrer Seele. Man erhielt unterdessen Nachrichten genug von den Hessischen Truppen, und machte alle erhaltenen Briefe bekannt. Der Pfarrer von Biereg machte sichs zum Geschäfte, diese Nachrichten so vollständig als möglich einzuziehen und Stella mitzutheilen. So erfuhr sie, daß Lisfeld sich sehr hervorgethan habe, daß er befördert worden war, eine Majorsstelle erhalten hatte, und daß die Winterquartiere in Philadelphia wären. Stella brachte ihr Leben ruhig hin, in einer tiefen Einsamkeit und Einförmigkeit, die aber nichts weniger, als Langeweile war. Indeß wurden in der zweyten Campagne die Briefe seltner, man erhielt sie mit mehr Schwierigkeit, und sie selbst bekam gar keine Briefe mehr. Das dritte Jahr erreichte ihre Unruhe den höchsten Gipfel; sie brauchte den Pfarrer von Biereg oft, etwas von Lisfeld zu erfahren, sie schickte ihn sogar nach Cassel, bey den Ministern des Fürsten Erkundigung einzuziehen. Alles, was man erfahren konnte, war, der Major wäre in Neuyork, und würde noch lange dort bleiben.

Stella war unglücklich, so gut sie auch alles eingerichtet hatte, um es nicht zu werden. Ihr Unglück kam aus Amerika, oder vielmehr aus ihrem Herzen, das dort den Gegenstand seiner Wünsche suchte. Ihr Leben war voll Ruhe, ihre Seele hingegen voll Unruhe und Qual. Der Schmerz der Abwesenheit vergiftete jeden Genuß des Augenblicks. Eines Tages ging sie traurig in ihrem Baumgarten spazieren, und sah auf der Straße einen Mann, der Mühe hatte zu gehen; er stützte sich auf einen Stab, und schien verkrüppelt zu seyn. Er hatte eine elende zerrissene Montur an. Sie nahete sich dem Busch, ihn zu betrachten, und fragte ihn aus Mitleid, wo er herkomme? Ehe er noch antworten kann, dringt sie in ihn, in ihr Haus zu treten. Der Soldat dankt ihr, und sagt, daß er aus Amerika komme. Bey diesem Worte schlug Stella's Herz hoch, sie wagt es nicht von Lisfeld zu sprechen, und doch entschlüpft ihr sein Nahme. Der Soldat erzählt, er sey in der Schlacht bey Trenton verwundet worden, wäre zu der Armee des General Burgoyne gekommen,

in der Action bey Saratoga habe er einen Schuß in die Bruſt erhalten, doch habe er die Gefangenen in Boſton erreicht, ſey in die Stadt geſchafft worden, habe ſich ſeithem da aufgehalten, und werde in kurzem nach Europa zurückkommen. Stella hörte kaum dieſe letztern Worte, ihre Unruhe war außerordentlich, kaum konnte ſie ſich aufrecht erhalten, ihre Füße verſagten ihr die Dienſte. Der Soldat erſchrickt und ruft nach Hülfe. Peter und ſeine Frau eilen herbey, der Soldat folgt ihnen. So er wie im Haus angekommen war, wiederhohlte ſie zitternd ihre Frage. Der Soldat erzählte weiter, daß er den Major Lisfeld faſt ganz von ſeinen Wunden geheilt geſehen habe; und daß er bey dem Rückzug von Philadelphia verwundet worden. Stella that alle Fragen an ihn, die die lebhafteſte und zärtlichſte Theilnahme nur eingeben kann, der Soldat mußte es noch einmahl wiederholen, daß er den Major Lisfeld mit eignen Augen geſehen habe. Von ſeiner Wunde wußte er nicht ganz beſtimmte Nachricht zu geben, doch verſicherte er, gegen das Ende des Herbſtes würde er mit noch

viel andern Verwundeten und Gefangenen nach Europa zurückkommen. Sie wollte ihn da behalten, um ihn noch weiter auszufragen: er eilte aber, ſeine Familie wieder zu ſehen. Doch ließ ſie ihn nicht eher fort, bis ſie ihm alle Freundſchaft, alle Liebkoſungen und alles Gute, das in ihren Kräften ſtand, erwieſen hatte. Lisfeld verwundet und krank in Amerika! das war ein ſchrecklicher Gedanke, den ſie nicht ertragen konnte. Ihre Unruhe, ihre Verzweiflung hatte nun den höchſten Gipfel erreicht. Sie dachte ſich ihn, wie er von Wilden geraubt und gefreſſen würde: die ganzen Nächte brachte ſie mit Thränen zu. Sie ließ den Pfarrer kommen, beſchwor ihn, nach Minden zu gehen, und ſich bey der Familie von Lisfeld nach allem zu erkundigen, was man von ihm wiſſe. Der gute Pfarrer brachte die Nachricht zurück, der Burggraf wäre ſeit einigen Monaten todt, ſeines Sohnes wegen wäre man ſehr beſorgt. Er beſtätigte die Nachricht von dem Unglück, das ihm begegnet wäre; man ſagte dort auch, man erwarte ihn gegen Ende des Herbſtes. Stella verlangte noch

zuverläſſigere Nachrichten; ſie beredete den Pfarrer zum zweytenmahl nach Caſſel zu gehen, und ſich genau beym Kriegscollegio nach allem zu erkundigen was Lisfeld beträfe, nach ſeiner Lage, nach ſeinen Verhältniſſen, ſeiner Zurückkunft, der Zeit, dem Ort und den Augenblick ſeiner Ausſchiffung. Er kam mit der Beſtätigung deſſen zurück, was man ſchon wußte. Die Wunde kam von einer Kugel her, die ihm gerade durch die Bruſt ging und ihn auf eine Weile zum Dienſt unfähig machte: ſeine gänzliche Wiederherſtellung abzuwarten werde er nach Europa kommen. Er werde einen Transport Verwundeter und Gefangener mit ſich bringen, die zu Anfang Oktobers von Neuyork abgehen, und zu Ende Novembers in Portsmouth eintreffen würden. Stella, voll Angſt und Beſorgniß über das Schickſal ihres Geliebten, konnte ſeine Ankunft im Vaterland nicht geduldig erwarten. Gern wäre ſie nach Amerika geflogen. Unaufhörlich ſchwebte er ihr vor Augen, als wenn er eben in England ankäme, krank, verwundet, ſterbend vielleicht von dem Ungemach der Reiſe,

ohne Hülfe, ohne eine Person zu haben, die sich für ihn interessirte, und ihm die nöthige Pflege verschaffte. Sie sah ihn mitten unter den übrigen Kranken und Verwundeten liegen. Diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen. Sie entschloß sich, nach Portsmouth zu gehen und die Ankunft der Schiffe, die den Transport bringen sollten, zu erwarten. Sie wollte ihn in ihren Armen empfangen. Sie machte sichs sogar zur Schuldigkeit. Sie hatten sich im Angesicht des Himmels geschworen, eins des andern zu seyn, ihr Schicksal zu verbinden, und das Glück und Unglück des Lebens zu theilen. Ihre Seele war zufrieden, den Anfang mit dem Unglück zu machen. Sie konnte sich nicht entschließen ruhig abzuwarten, daß man ihr den Tod oder die Genesung ihres Lisfeld meldete: sie hatte oft gesagt: er ist mein Gatte. Auch in diesem Augenblicke war sie noch davon überzeugt. Ihr Herz, ihre Tugend, ihre Religion stimmten ein, den Entschluß auszuführen, den diese Idee ihr eingab. Stella war eine von den Weibern, die alles, wozu sie sich einmahl be-

stimmt haben, lebhaft wollen, und die bey einer tiefen Empfindung, mit Muth und Geschicklichkeit an den Mitteln zu Ausführung ihrer Plane zu arbeiten verstehen. So bald sie sich fest vorgenommen hatte, nach Portsmouth zu gehen, beschäftigte sie sich mit nichts als den nöthigen Anstalten zur Reise. Sie wollte noch vor der Mitte Novembers dort seyn, um ja den Augenblick der Ankunft nicht zu versäumen. Sie schrieb gleich an den Banquier in Frankfurt, um ihre Gelder ausgezahlt zu bekommen, und verlangte, daß er die Summe in einen Wechselbrief an einen Londner Kaufmann verwandeln möchte. Peter ward zu ihrem Reisegefährten bestimmt. Er wurde als ein braver Bauer gekleidet und sollte ihr nicht von der Seite kommen. Auch sie richtete ihre Reisekleider verhältnißmäßig danach ein. Ein Hut der über das Gesicht hereingeschlagen war, bedeckte ihre Physiognomie, und machte sie vollends unkenntlich. Sie vermied alles, was die Aufmerksamkeit der Leute hätte auf sie ziehen können. Dem Pfarrer that sie den Vorschlag, sie nach Hamburg zu begleiten.

Er ergriff dieſes Anerbieten mit dem größten Vergnügen, da ihm beyfiel, daß ein Knecht Abrahams die Rebecca zum Iſaac geführt habe. Er ſagte ſogar, er wollte ſo gut wie der Prophet Jonas zur See gehen, und freute ſich ſehr darauf, ſeiner Stella einen Beweis ſeiner Liebe und ſeines Muthes zu geben. Die Aufſicht über ihr Haus vertraute Stella Peters Frau an, nahm ein Käſtchen mit Lisfelds Briefen und andern Papieren, die ihr nützlich ſeyn konnten, mit, und ſo reiſten ſie alle drey nach Hamburg ab. Peter ſorgte als ein braver Diener für ſeine Gebieterinn und ihre Equipage, ohne ſich zu bekümmern, wo der Weg ihn hinführte. Dem Pfarrer fiel es bisweilen ein, daß das Pökelfleiſch in Hamburg vortreflich wäre, und beklagte ſich oft über die ſchlechten Wirthshäuſer. Stella allein glaubte vor Unruhe und Ungeduld in einem Wagen, der ihr nie ſchnell genug lief, zu vergehen. Bey ihrer Ankunft in Hamburg flog ſie in den Hafen, ſich zu erkundigen, ob bald ein Schiff nach England abgehe? Sie war ſo glücklich eins zu finden, das den fol-

genden Tag unter Seegel gehen wollte. Sie machte in größter Geschwindigkeit ihre Anstalten, nahm einen Platz für sich und Peter, der sie beständig begleiten sollte. Ihre ganze Besorgniß war, der Wind möchte nicht stark genug seyn. Der Pfarrer wollte sich aus Liebe zu seiner Pflegetochter mit einschiffen, allein die Seekrankheit ergriff ihn gleich beym Eintritt ins Schiff so heftig, daß er glaubte, der böse Feind bemächtige sich seiner. Man mußte ihn in einer Schaluppe zurück ans Land schicken. Stella machte sich mit ihrem Peter in einen Winkel, verbarg sich vor der ganzen Equipage, und wußte sich den Blicken und der Neugier der übrigen Passagiere zu entziehen. Die See mochte ihr noch so viel Unbequemlichkeit machen, so dachte sie doch dabey nur an das, was der kranke Lisfeld auf einer so weiten Reise hätte ausstehen müssen. In den Augenblicken, wo sie mehr Stärke fühlte, suchte sie Englisch zu sprechen, und sich an das zu erinnern, was sie von ihrer Tante gelernt hatte. Sie hatte sich mit dieser Sprache vorzüglich viel Mühe gegeben, weil ihre Mutter eine

Engländerinn gewesen war. Die Ueberfahrt war ziemlich glücklich. Das Schiff langte den siebenten Tag zu Harwich an. Von da ging sie mit der Post nach London, wo sie sich in ein Bürgerhaus einmiethete und Nachrichten von den deutschen Truppen einzog, die von Amerika kamen und dahin abgingen. Man nannte ihr einen Commissionair, der vorzüglich mit ihren Geschäften zu thun habe. Sie erfuhr von ihm, daß der Major Lisfeld wirklich nach Europa zurückkomme, daß er schon bereits auf der See seyn und gegen Ende Novembers in Portsmouth eintreffen müsse. Das war ihr einziger Gegenstand, sie dachte an nichts anders, und machte nun alle Anstalten, Lisfeld gleich bey seiner Ankunft empfangen zu können. Sie miethete sich in einem Hause ein, das die Aussicht aufs Meer hatte, und nur von Frauenzimmern bewohnt wurde. Ihre beständige Beschäftigung war, die Augen auf die Fluthen zu richten, mit allen Matrosen zu sprechen, und sich nach allem zu erkundigen, was die Ueberfahrt von Amerika nach Europa betrifft. Bey früher Tageszeit ging

ſie mit Petern ans Ufer, und kam gleich wieder dahin zurück, wenn ſie es auf kurze Zeit verlaſſen hatte. Mitten in ihrer Unruhe und Ungeduld erfuhr ſie ein großes Unglück. Peter, der brave Peter, ihr Begleiter und Hüther ward krank, und ſie hatte den Schmerz, ihn ſterben zu ſehen. Sie beweinte ihn bitterlich, und beweinte ihn auch beym Getöſe der Wellen. Endlich gab man das Signal, daß verſchiedene Schiffe ankämen; man rief, es wäre der amerikaniſche Transport. Das Volk lief herbey, ihn landen zu ſehen. Stella brannte vor Ungeduld. Die Schiffe konnten denſelben Tag nicht einlaufen. Sie mußten die Fluth des folgenden Tags abwarten. Die Sonne war noch tief unter dem Horizont, und Stella war ſchon lange am Ufer. Unterdeſſen landen die Schiffe, man fängt an, Mannſchaft auszuſchiffen. Diejenigen, die ihre Geſundheit und Stärke erhalten haben, ſteigen mit Freude aus, ſie laufen, und zerſtreuen ſich durch die Stadt. Stella verſchlingt alle Vorübergehenden mit den Augen; ſie erkennt niemand. Bisweilen glaubt ſie,

das Klima, der Krieg, die See könne die Züge verändert haben; vielleicht habe sie sie gar vergessen: sie bemüht sich, sie auf den Gesichtern deren wieder zu finden, die über ihre glückliche Ankunft das meiste Vergnügen bezeigen — doch alles entwischt ihr, niemand achtet auf sie, niemand erkennt sie. Nun kommen die Kranken, die Verwundeten; einige können kaum gehen, andere werden von Matrosen unterstützt und gehen mit schwachen und wankenden Schritten einher. Ihr Herz bewegt sich bey diesem Anblick. Nun kömmt die Reihe an die Verwundeten, die man trägt. Sie sucht zwischen den Armen der Personen, die sie tragen, hindurch ihre Züge zu unterscheiden; sie erkennt nichts! bisweilen zittert sie, ihn in diesem und jenem Elenden zu erkennen. Doch jetzt kömmt ein Verwundeter, der von mehr Leuten getragen wird, als die übrigen. Man drängt sich um ihn herum, man hört, es sey ein Offizier, ein Major — sie nähert sich in der größten Bewegung, sie erblickt sterbende, fast geschlossene Augen, eine Todtenblässe, eine Magerkeit, eine Niedergeschlagenheit, daß

man gründen ſollte, es wäre ein Todter, und kein Sterbender. Sie wollte, wie ſie nah an ihn kam, den Nahmen Lisfeld ausſprechen — er ſtarb auf ihren Lippen; ſie wollte den Nahmen Stella ausſprechen und — fiel in Ohnmacht. Weiber kamen ihr zu Hülfe. Ihr edles, ausgezeichnetes Anſehn, das auch durch ihre Reiſekleider hindurchblickte, fiel allen auf, die ſie ſahen. Jedermann, der um ſie her ſtand, intereſſirte ſich für ſie. Bald kam ſie aus ihrer Ohnmacht zurück, riß ſich aus den Armen der Perſonen, die für ſie geſorgt hatten, los, und flog auf Lisfeld zu. Er war ſchon in einem Hauſe. Stella überlegte; es könne gefährlich werden, wenn ſie ſich ihm in ſeinem jetzigen Zuſtand von Schwäche zeigen wolle. Sie wagt es nicht ſich zu nähern, ſie geht nicht in ſein Zimmer, ſie bleibt an der Thüre, verſchlingt ihn mit ihren Blicken: ihre Thränen hindern ſie, ganz deutlich zu ſehen. Sie hört den Arzt ſagen, es habe keine Gefahr, ſein Zuſtand wäre nichts als die Folge ſeiner Wunden und der Strapatzen von der Reiſe: er brauche Ruhe, Stille. Sie wußte ſichs nun ſelbſt Dank,

daß sie sich nicht zu erkennen gegeben hatte. Nun sorgt sie für alles im Hause, wo er wohnt; sie gibt allen Personen, die ihn bedienen, Geld, gibt seine Speisen an, und geht nur blos in ihre Wohnung, eine Ruhe zu suchen, die sie entfernt von ihrem Geliebten doch nicht finden kann. Den Tag darauf kömmt sie wieder, und fährt in ihrer Besorgung fort, ohne sich zu erkennen zu geben. Man kann nicht begreifen, was das für ein Frauenzimmer sey, die so viel für einen Mann thut, dem sie sich nicht zu nähern wagt.„

„Lisfeld hatte vor seiner Einschiffung nach Amerika Schulden in Plimouth gemacht, ohne sie bezahlen zu können, und versprochen, seine Schuldner bey seiner Wiederkunft zu befriedigen. Seine Equipirung und auch das Spiel hatten ihm beträchtlichen Aufwand verursacht. So wie seine Gläubiger seine Rückkunft und Genesung erfuhren, beschlossen sie, sich bezahlt zu machen, und im Nothfall auf seine Equipage Arrest legen zu lassen. Stella erfuhr ihr Vorhaben bald: sie fürchtete, ein Verdruß der Art

möchte das Uebel Lisfelds vermehren und ihm vielleicht gar den Tod zuziehen. Sie hielt die Gläubiger zurück, gab ihnen ihre Wechsel, verpfändete ihre Effekten, sagte für alles gut, und fühlte sich dadurch belohnt genug, daß sie ihm diese Sorge erspart habe. Endlich am sechsten Tage hört sie den Arzt sagen, der Kranke befinde sich wohl, er habe wieder Kräfte genug und könne das Lager verlassen. Sie geht nach Hause, schreibt folgendes Billet, um eine zu heftige Ueberraschung zu vermeiden. „Stella, Ihre Stella ist nah „bey Ihnen. In einem Augenblick werden „Sie sie sehen. Ihr Herz hat sie niemahls „verlassen.„ Sie selbst folgte dem Billet gleich nach. Sie nähert sich Lisfelden mit klopfendem Herzen und in der größten Bewegung. Sie kann nicht sprechen, stammelt ein paar Worte: er erblaßt, erröthet, weiß nicht, was er vorbringen soll. Stella fürchtet noch für ihn. Sie nähert sich, ergreift eine von seinen Händen, Thränen fließen aus ihren Augen, ohne daß eins von ihnen ein einziges Wort sagen kann. In demselbem Augenblick hört man ein Geräusch

im Hause; ein Frauenzimmer meldet sich, und fragt nach dem Major Lisfeld. Sie tritt herein, nähert sich ihm mit Lebhaftigkeit, freut sich, ihn wiederzusehn, umarmt ihn, nennt ihn ihren lieben — Mann, wendet drauf ihre Blicke auf Stella, und scheint erstaunt, verwundert ein Frauenzimmer in einer so vertrauten Stellung bey ihrem Mann zu finden.„

„Stella wußte voll Erstaunen und Bestürzung nicht, ob sie ihren Augen, ob sie ihren Ohren trauen sollte? Sie wußte kaum, was um ihr vorging, doch war ihr, als sagte man mit einem verächtlichen Ton: „Wahrscheinlich eine von den Creaturen, die sich „an die zurückkommenden Offizire und Matrosen hängen, um ihnen ihr Geld abzunehmen.„ Drauf wendete man sich an sie selbst: „Liebes Kind, Sie hat hier nichts zu schaffen. Sie wird wohl thun, wenn sie „geht.„ und so führte man sie vor die Thüre. Sie blieb unbeweglich, erstaunt, versteinert stehen. Alle Besonnenheit verließ sie. Die Wirthinn des Hauses, die Zeuginn von allem gewesen war, was Stella für Lisfeld ge-

than hatte, kam zu ihr, wollte sie trösten, ließ ihr aber doch ihren Argwohn merken. Sie stellt ihr vor, ein rechtschaffenes Mädchen dürfe nicht den Mann einer andern verführen. Das Entsetzen gibt Stella neue Kräfte, sie kehrt in ihre Wohnung zurück. Qual und Schrecken waren in ihre Seele. Sie wollte nichts begreifen, nichts glauben, sie ging in der schrecklichsten Bewegung auf und ab, brachte den ganzen Tag zu ohne zu essen oder zu trinken, ohne ein Wort zu sprechen. Auch da sie wieder zu sich kömmt, kann sie nicht glauben, daß Lisfeld sie verlassen haben könne, ohne ihr den geringsten Beweis seines Andenkens zu geben. Die Nacht bringt sie in tödtlicher Beklemmung zu. Am Morgen schreibt sie ihm: „Lisfeld, „ist es möglich, daß Stella nichts mehr in „Ihren Augen ist! Sagen Sie mirs kurz, „bestimmt.„ Zur Antwort brachte man ihr die Nachricht, sie wären mit früher Tageszeit weiter gereist. Lisfelds Wirthinn kam und bestätigte diese Nachricht. Sie erzählte ihr weiter, daß er seit mehr als einem Jahre eine reiche Witwe in Neuyork geheyr

rathet habe. Mann und Frau hätten die Reiſe nicht auf Einem Schiffe machen können, weil auf Lisfelds Schiffe zu viel Soldaten und Kranke waren. Die Weiber hätte man in ein anderes Schiff vom Transport gethan, das auf ſeinem Wege Hinderniſſe gefunden, und darum zurückgeblieben wäre.„

„Die Gläubiger, die Stella zu befriedigen verſprochen hatte, kamen nun auch, bemächtigten ſich alles deſſen, was ſie fortbringen konnten, und ließen ihr nichts als ihr Käſtchen, nachdem ſie ſich vorher gewiß überzeugt hatten, daß es weiter nichts mehr, als für ſie ganz unnütze Papiere, enthalte. Weiber und neugierige Nachbarinnen vereinigten ſich mit dieſen grauſamen Männern. Während dieſem Auftritt hört ſie mehrmals ſagen, man müſſe ſolche Geſchöpfe, die anderer Weiber Männer verführen, züchtigen. Zugleich kündigt man ihr an, daß man ſie nicht länger im Hauſe behalten werde, ſie könne ſich nach einem andern Quartier umſehen oder lieber mit andern liederlichen Weibern gehen, die man nach Amerika ſchicke. Dieß traf ihre Seele zu gewaltig, ſie gab Zeichen von Ver-

zweiflung und Verwirrung von sich. Sie ergriff ihr Kästchen und nahm den ersten Weg den sie fand; sie ging oder lief vielmehr fünf Stunden lang, ohne inne zu halten. Endlich setzt sie sich auf einen Stein, und legt das Kästchen neben sich. Sie ruht eine Stunde aus, den Kopf auf ihre Hände gestützt, ohne ihre Stellung zu ändern. Nach Verlauf dieser Zeit wachte sie wie aus einem schreckhaften Traume auf, ließ aus Vergessenheit ihr Kästchen zurück, und ging noch zwey Stunden weiter. Mit Einbruch der Nacht kam sie zu einer Scheune, und fiel auf ein wenig Stroh, das sie vor der Thüre fand. Hier lag, sie wie todt, und brachte die Nacht zu. Folgenden Morgen machte sie sich wieder auf den Weg, und legte noch drey Meilen zurück. Endlich sank sie von Mattigkeit und Hunger überwältigt ohne Kraft und Bewegung nieder. Die Leute aus einem nahgelegenen Hause kamen ihr zu Hülfe, und da sie sie in diesem Zustande von Schwäche und Ermattung fanden, glaubten sie, sie wäre im Begriff den Geist aufzugeben. Indeß trug man sie ins Haus, und leistete ihr Bey-

ſtand. Sie kam wieder zu ſich, und ließ mit gänzlicher Gleichgültigkeit alles mit ſich vornehmen, was Mitleid den guten Leuten eingab. Sie antwortete ein paar Worte, aus denen man ſchloß, ſie müſſe eine Ausländerinn ſeyn. Ihre edle, unglückliche Miene nahm jedermann für ſie ein. Die ſchlechte Beſchaffenheit ihrer Kleider, und die Verwirrung, die in ihren Augen herrſchte, machten, daß man ſie für wahnſinnig hielt. Zwey Tage brachte ſie bey den guten Leuten zu, die ſie aufgenommen hatten. Von Zeit zu Zeit warf ſie ſich vor ſie auf die Knie, und brachte nichts als einzelne abgebrochne Worte vor, in denen ſie keinen Sinn finden konnten. Am Morgen des dritten Tages verließ ſie das Haus, und ſetzte ihren Weg fort. In allem was ſie that lag etwas ſo Edles und Großes, dem ſich niemand zu widerſetzen wagte. Ueberhieß reſpektirt man in dieſem Lande die Freyheit jedes einzelnen Menſchen ſo ſehr, daß man niemand zu etwas zwingt. Man iſt gewohnt, jeden machen zu ſehen, was er will; ſelbſt die auffallendſten Sonderbarkeiten finden weder Tadel noch Widerſetzung.

Man ließ sie also mit eben der Gefälligkeit wieder gehn, mit der man sie aufgenommen hatte. Sie ging zwey Stunden in einem fort, kam auf ein Fruchtfeld, und nahte sich einer Art von Schoppe, wo man die Früchte bey übler Witterung hinschafft, und die jetzt leer und verlassen war. Sie bestand aus Bretern, die gegen Bäume gelehnt, und von einigen schlechten Pfeilern getragen wurden. Die Wände waren übel verwahrt und verbunden. Auf der Erde lag noch ein wenig Stroh. Sie trat hinein, und setzte sich auf den Stamm eines Baumes, der an der Wand lag. Einen Augenblick darauf betrachtete sie diese Hütte mit Wohlgefallen, untersuchte sie aufmerksam, zog sich dann in einen Winkel, und blieb halb auf der Erde liegend, einige Stunden in dieser Stellung. Endlich ward sie von Schäfern entdeckt, die ihre Heerden in der Nähe weideten: sie näherten sich ihr, thaten verschiedene Fragen an sie, und da sie keine Antwort bekamen, liefen sie ins Dorf, und erzählten, es wäre draußen eine außerordentliche Frauensperson, die sich in die Schoppe verkrochen habe. Einige

Weiber kamen herbey. Stella ſchien ihnen außerordentlich ſchwach und abgemattet; ſie brachten ihr Brod und Milch. Sie aß das von und antwortete auf keine von ihren Fragen. Nur wenn man ihr ſagte, ſie möchte ins Dorf kommen, man wolle ſie in ein Haus unterbringen, ſagte ſie mit Vergießung einiger Thränen: „das hier wäre ihr Haus, hier wolle ſie wohnen.„ Man antwortete ihr, es wäre kalt, ſie würde die Nacht nicht an dieſem Orte zubringen können. Sie wendete ſich um, legte den Kopf auf einen Stein, und fiel in einen tiefen Schlaf. Aus ihren Kleidern und ihrem Anſtand vermutheten die Bauern, ſie würde bald von vornehmen Leuten aufgeſucht und zurückgehohlt werden. Sie ließen ſie in Ruhe und begnügten ſich, ihr ein wenig Streh und einige ſchlechte Decken zu bringen. Den folgenden Tag gab man ihr wieder Milch und Brod, das ſie annahm, und mit einer Ruhe und Miene von Gleichgültigkeit, die jedermann in Erſtaunen ſetzte, verzehrte.„

„Man erfuhr es bald in der ganzen Gegend umher, daß ein unbekanntes Frauen-

zimmer sich unter die Schoppe geflüchtet und Lust zu haben scheine, dabey zu bleiben. Einige verachteten sie, andere kamen aus Neugierde, sie zu sehen, einige die mitleidig gewaren, wollten für sie sorgen, und sie zu sich nehmen. Man bot ihr alle mögliche Unterstützung an. Sie antwortete mit niedergeschlagenen Augen, sie möchte kein anderes Haus, und brauche ganz und gar nichts. Der Ton ihrer Stimme war so rührend, ihr Betragen so anständig frey, daß man sie für eine Person von Stande hielt. Man legte Kleidungsstücke und alle Arten von Nahrungsmitteln und Getränken neben sie, sie achtete aber auf nichts und nahm nie etwas anders als Milch und Brod. Alles, was sie that, war, daß sie den Winkel, in welchem sie lag, ein wenig besser zurecht machte. Sie faßte ihn mit Stücken Holz ein, und legte das Stroh und die Decken, die man ihr gegeben hatte, dazwischen.„

„Die Neugierde ließ nicht ab, sich mit dieser seltsamen Person zu beschäftigen, man konnte nicht glauben, daß sie ganz isolirt und von

allen Menschen verlassen seyn könne. Man beobachtete sie, man belauschte sie bey Nacht, man hörte sie seufzen, sich beklagen, übrigens war sie auch hier eben so ruhig und stille. Fragte man sie um ihren Nahmen, so schlug sie die Augen nieder, betrachtete ihre Schoße mit einer Bewunderung und einer sonderbar ausdrucksvollen Miene von Zufriedenheit. Sie falkete die Hände, indem sie wieder hineinging, und blieb lange Zeit ruhig, ohne daß es schien, als habe sie die geringste Acht auf das, was um ihr herum war. Gegen Sonne, Kälte und Regen schien sie ganz unempfindlich zu seyn. Nach Verlauf von einigen Tagen wagte sie's bis ins benachbarte Dorf zu gehen, wo sie die Bauern auf eine so freundliche rührende Art grüßte, die machte, daß man sie lieb gewann und bedauerte. Sie fand Vergnügen darinn, sich mit den Kindern zu unterhalten, übrigens aber beantwortete sie alle Fragen, die man an sie that, mit Ja und Nein. Endlich gewöhnte man sich, sie zu sehen und ließ sie in Frieden. Nach einigen Wochen schien sie stärkere Beweise von Wahnsinn zu geben, sie brachte

ganze Stunden zu, den Flug der Vögel zu beobachten, sie streckte die Arme aus, als wenn sie's ihnen nachthun und ihnen folgen wollte. Drauf fing sie an zu laufen, und fiel in einen Graben oder über Steine. Oft verwundete sie sich, ohne daß es schien, als achtete sie darauf. Sie bemühte sich auch, auf Bäume zu klimmen. Einmahl brachte sie den ganzen Tag auf dem Dach ihrer Schoppe, die Augen gen Himmel gekehrt, zu. Kinder höhnten sie aus, sie jagte sie zornig fort, und verfolgte sie. Nun glaubten die Leute im Dorfe, ihr Verstand sey ganz zerrüttet. Man verlangte vom Hospital in Bristol, es sollte sie aufheben und einsperren lassen. Man kam auch wirklich und hohlte sie. Sie ließ sich ergreifen und fortführen, als sie aber sah, daß man sie in eine Stube zwischen vier Mauren einschließen wollte, überließ sie sich der Verzweiflung, zerfloß in Thränen, und bat, daß man sie gehen lassen möchte. Indeß brachte sie doch den Winter in diesem Armenhause zu. Im Frühling nahm sie wieder eine Ruhe an, die ohne Zweifel eine Folge ihrer Schwäche und Nie-

dergeschlagenheit war. Man bemerkte, daß sie kein Zeichen von Wahnsinn mehr von sich gab; und da sie nicht abließ unter Vergießung häufiger Thränen ihre Freyheit zu fordern, überdieß sich auch niemand meldete, der Ansprüche auf sie machte, oder eine Pension für sie bezahlen wollte, so stellte man sie im May nath April wieder auf freyen Fuß. Man bot ihr etwas Geld und Kleider an, sie nahm aber nichts an. So bald sie die Thüren offen sah, floh sie im vollen Laufen davon, und kehrte in der größten Geschwindigkeit und ohne sich unterwegs aufzuhalten, nach ihrer Schoppe zurück, die zehn Meilen von Bristol entfernt ist. Sie äußerte ein außerordentliches Vergnügen, sie wieder zu sehn, und erkannte mit einer sonderbaren Freude jedes Winkelchen wieder. Die benachbarten Bauern, die ihre Wiederkunft erfuhren, kamen und besuchten sie. Sie bezeigte sich äußerst freundlich gegen alle, die sie wieder erkannte. Alle hatten sie Mitleid mit ihr, achteten auf ihre Umstände, und gaben ihr einige hölzerne Möbeln, die sie annahm und die ihr Vergnügen zu machen schienen.„

„Die Bewohner der benachbarten Gegend nahmen sich vor, ihren Aufenthalt besser und bequemer einzurichten. Man schickte Zimmerleute, die Anstalten zur Ausbesserung machten: allein sie fiel vor sie auf die Füße, und bat und beschwor sie mit gefaltenen Händen, nichts an ihrer Wohnung zu ändern, sondern sie so zu lassen, wie sie wäre. Sie wiederhohlte oft: in den Häusern gibt es weder Ruhe noch Freyheit, und schickte sie wieder fort. Endlich brachte mans doch dahin, daß sie zugab, daß man ihr Bett und die Stelle, wo sie schlief, etwas bequemer einrichten durfte. Alles was sie annahm und zurecht machen ließ, war eine Art von bretenern Schirm, den man um diese Art von Alkoven stellte. Seit dieser Zeit führte sie beständig einerley Lebensart, und alles was Sie hier in dieser kleinen historischen Erzählung gelesen haben, ist die lautere, genaueste Wahrheit. Es währte lange, ehe man etwas von ihrer Herkunft erfahren konnte. Aus ihrer Sprache schloß man, sie müsse eine Deutsche oder eine Walliserinn seyn.„

„Da sie sich ohne die geringste Schonung der rauhesten Witterung aussetzt, und da sie sie gar nicht einmahl zu empfinden scheint, so sind ihre Züge sehr entstellt, doch entdeckt man auch jetzt noch Spuren ehemaliger Schönheit. Ihr edler und rührender Anstand interessirt jedermann, der sie sieht: alle Bauern lieben sie, und machen sichs zur Pflicht, ihr die Milch und das Brod, das sie zu ihrer Nahrung braucht, zu bringen. Jede andere Nahrung schlägt sie aus. Die Damen von den benachbarten Gütern besuchen sie sehr oft und lassen alle nöthigen Kleidungsstücke in ihre Schoppe tragen. Gewöhnlich gibt sie sie den Bauern, oder legt sie heraus vor die Schoppe. Man hat ihr seidne Kleider gegeben, diese zerriß sie, und machte Arten von Mänteln oder fliegenden Roben daraus, in die sie sich hüllt. Den Reisehut, den sie bey ihrer Ankunft trug, hat sie noch, und setzt ihn bisweilen auf. Sie hat sehr schöne blonde Haare, die sie gewöhnlich oben auf dem Wirbel mit einem Dornhaken aufheftet. In ihren ruhigen Augenblicken sitzt sie vor ihrer arm-

seligen Wohnung. Die Augen gen Himmel gerichtet, die Hände über den Knien zusammengeschlagen. In dieser Stellung hat sie etwas außerordentlich Rührendes, und könnte einem Mahler zum Muster eines sehr ausdrückvollen Gemähldes dienen. Seitdem man ihren Nahmen und ihre Geschichte weiß, hat man mit ihr davon sprechen wollen; bisweilen scheint es, als höre sie gar nichts von dem, was man ihr sagt; andremahle vergießt sie Thränen, die sie gern zurück halten möchte; sie fällt dann in eine tiefe Melancholie und gibt Zeichen der tiefsten, schwärzesten Traurigkeit von sich, so daß man sie aus Mitleid zufrieden läßt. Ihre Geschichte ist durch das Kästchen, das sie auf dem Wege liegen lassen, und das man vor ohngefähr sechs Wochen gefunden hat, bekannt worden. Man erkundigte sich auf der Stelle nach ihren mütterlichen Anverwandten, allein ihre Mutter war einzige Tochter einer armen Familie im nördlichen Schottland. Bis jetzt hat man noch niemand entdecken können, der mit ihr verwandt wäre. Man hat nach

Deutschland, an den Hof von Cassel, an die Verwandten ihres Vaters und den Baron von Lisfeld geschrieben, und erwartet nun Antworten. Ich werde Sorge tragen, Ihnen weitere Nachricht davon zu geben, so bald ich ihren Inhalt erfahre. Ich besuche selbst bisweilen dieses außerordentliche Frauenzimmer, und komme nie, ohne Thränen im Auge und die tiefste Schwermuth in der Seele, von ihr zurück.„

Zwey und dreyßigster Brief.

Laura an Sophie.

Nein, meine Beste, ich bitte Sie, bringen Sie den Hrn. v. St. Ange nicht um. Ich versichere Ihnen, er verdient es nicht. Er hat mir nichts gethan, und wird mir nichts thun. Ich weiß nicht, wie das, was ich Ihnen schrieb, Sie auf so arge Gedanken bringen könnte. Doch, lassen Sie uns auch das Schlimmste annehmen; glauben Sie, wenn Sie wollen, daß Hr. v. St. Ange eine Leidenschaft für mich habe, lassen Sie uns setzen, ich hätte Neigung zu Hrn. v. St. Ange — glauben Sie denn nicht, daß ich Kraft genug habe, mich fest zu halten? Grundsätze, die meine Schritte sichern? Sollte alles das, was ich gedacht und überlegt habe, mir auf einmahl unnütz werden? Habe ich nicht richtige Begriffe von meinem Glück? Kenn' ich nicht alles, was dieses Glück stören könnte? Beruhigen Sie sich, meine Beste; Ihre Freundschaft kann meinethalben außer Sorgen seyn. Ich bin ganz

ſicher. Trauen Sie dem Kopfe und dem Herzen Ihrer Freundinn mehr zu. Seyn Sie überzeugt, daß ich alles recht gut beurtheilen kann, und mich gewiß vor den gewöhnlichen Verirrungen der Weiber hüthen werde. Ich hab' es Ihnen schon gesagt, liebe Sophie, daß ich nie weiter von meinen Empfindungen abhängen werde, als es mir gefällt. Ich getraue mir zwar nicht zu behaupten, daß Hr. v. St. Ange mir nicht mehr seyn sollte, als alle übrigen Männer: er gleicht ihnen nicht, also muß auch die Art ihn zu beobachten und zu beurtheilen verschieden seyn; allein — was soll ich Ihnen sonst sagen? Alles, was ich erfahren, alles, was ich sehen werde. Sie werden mich errathen, und nicht verdammen: davon bin ich überzeugt. Ich liebe Ihre englische Bekanntschaft, den Lord Crawfort. Er muß von angenehmen und interessanten Umgang seyn. Erzählen Sie mir oft von ihm, ich bitte Sie. Hat er nicht auch ein gefühlvolles Herz? Sollte eine wegen ihrer Gesinnungen und Tugenden liebenswürdige Frau keinen Eindruck auf ihn machen? Es sollte mir leid thun.

Doch bey seiner Denkungsart wär er vielleicht im Stande sich selbst umzubringen, wenn er zu unglücklich wäre. Ich hoffe also, er soll sich wohl in Acht nehmen. Ich habe seine tragische Geschichte gelesen und sie hat mich sehr gerührt. Auch dem Hrn. v. St. Ange habe ich sie zu lesen gegeben. Er besinnt sich, von dieser sonderbaren Person sprechen gehört und selbst eine von den englischen Damen gekannt zu haben, die sie besuchten und unterstützten. Einige Umstände in ihrer Erzählung stimmen mit der Wahrheit überein, allein die ganze Geschichte hält er nicht für wahr. Er ist überzeugt, daß es nichts weiter als ein Roman ist. Die Wahrheit zu gestehen, seh ich das recht gern; ich mag nicht glauben, daß es so unglückliche Weiber geben kann. Ueberdieß ist es immer ihre eigne Schuld, oder vielmehr die Schuld liegt an ihrem Mangel von Geist und Kraft. Ein Frauenzimmer, das denkt, hat nichts von ihren Empfindungen zu fürchten, und Ihr ganzer Brief, dessen feuriger Ton mich wirklich lachen gemacht hat, brachte mich zugleich auf Betrachtungen, die mich in dieser Mei-

nung beſtärken. Sie gehen zu raſch vorwärts mit Ihren Ideen, liebſte Freundinn, Sie thun Hrn. v. St. Ange und mir zugleich Unrecht. Er treulos? Und worinnen? gegen wen? Sind ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften, ſein Verſtand, die Sanftheit ſeines Charakters, ſeine Tugenden, die er nur aus ſeinen Handlungen rathen läßt, Betrug oder Wahrheit? Doch, und wenn alles das nur Blendwerk wäre, was thut mirs? Ich verlange nichts von ihm, ich werde nie weder ſeine Tugenden noch ſeine Laſter brauchen. Sein Umgang iſt äußerſt angenehm, und deßhalb ſucht man ihn; er gefällt ſich beſſer bey einigen Perſonen, als bey andern, iſt er nicht Herr darinn? Er läßt ein paar Worte fallen, macht ein paar Verſe; auf jene hört man nicht, und dieſe ſchickt man ihm zurück. Er lacht, ſcherzt darüber, und nimmt Veranlaſſung davon, noch mehr verbindliche Sachen zu ſagen, die beweiſen, daß er ſtreng in der Wahl ſeiner Bekannten iſt, und daß das Vergnügen, nützlich zu ſeyn, ihm Freundſchaft und Wohlgewogenheit einflößt. Ich weiß gar nicht, warum ich ſo viel Ueberles-

gung brauchte, ehe ich mich entschließen konnte, die armen kleinen vier Verschen zurückzuschicken. Ich gestehe Ihnen, ich scheute mich, Hrn. v. St. Ange wiederzusehen: ich wollte wenigstens einige Zeit verstreichen lassen, und vermied sorgfältig ihn zu treffen, wenn er ins Haus kam. Er ist mit meinem Vater auf unserm Landhause gewesen, doch wegen den Aenderungen, die er machen will, ist noch nichts beschlossen. Er erwartet Pläne von Paris. Es waren schon viel Tage verflossen, daß ich Hrn. v. St. Ange nicht gesehen hatte, ich wollte noch einige hingehen lassen, ohne ihn zu sehen, und war überzeugt, wenn ich ihn dann wiedersähe, würde es mit Kälte und Gleichgültigkeit geschehen. Schon seit zwey Tagen war ich allein zu Hause geblieben: gestern blieb ich von einer Assemblee bey Madam de Clevi, von der ich mich unter dem Vorwande eines Catarrhs los machte. Mein Vater und meine Mutter gingen hin, ich blieb allein und ruhig beym Feuer sitzen, wollte erst an Sie schreiben und dann die Ueberraschung der Liebe von Marivaux lesen, die ich nicht

kannte, und die man zum Aufführen vorgeschlagen hatte. Ich glaubte, vollkommen Meisterinn meines Abends zu seyn, und fing schon an, ihn zu genießen, als ein Bedienter hereintrat, und Hrn. v. St. Ange meldete. Gleich hinter ihm kam er selbst. Seit einiger Zeit geht er bey meinem Vater ungemeldet ins Zimmer, und die Bedienten waren nicht so klug einzusehen, daß es für diesen Abend ein Unterschied wäre. Genug er kam herein und auf mich los, ehe ich Zeit hatte, zu überlegen und dem Bedienten zu antworten. Es ist fast, als ob zwischen Hrn. v. St. Ange und mir alles Ueberraschung seyn sollte. Ich konnte mein Befremden nicht verbergen, er fing aber das Gespräch an, ohne daß er that, als bemerke er es: „Mamsell, ich begehe ohne Zweifel ein „großes Verbrechen, daß ich Sie jetzt in Ihrer Einsamkeit störe; ich unterstand mich's, „weil ich Ihnen die wichtigsten Dinge zu sagen habe. Da ich niemahls die Ehre habe „Sie zu sehen, wenn ich in Ihr Haus komme, und da ich morgen wieder auf mein „Landhaus zurückgehe, so hab' ich es

„nicht länger verschieben können . . . . —
„Wichtige Dinge, mein Herr? — „Ja
„Mamsell, die Rede ist von Ihrem Hrn. Va-
„ter.„ Nun konnte ich wohl nicht anders,
als ihn setzen heißen. Sie würden eben das
gethan haben, wenn sie sein sanftes, furcht-
sames, ehrliches Gesicht gesehen hätten. Er
sagte mir, er habe sich dem Geschmack mei-
nes Vaters für die Verschönerung seines Land-
hauses, in der Hoffnung überlassen, ihm
nützlich zu werden, nicht sowohl aber durch
sich selbst, da er nichts von der Sache ver-
stünde, sondern durch die Plane und Anwei-
sungen, die er ihm von Paris aus zu ver-
schaffen hoffe. Er setzte hinzu, er fürchte,
mein Vater treibe den Aufwand in diesem
Punkte zu weit; er wünschte meine Meinung
darüber zu hören: er möchte nicht gern zu et-
was die Hände bieten, das gegen meinen
Geschmack seyn könnte. Er gestand, die
Hoffnung mich bisweilen zu sehen, hätte auch
viel zu den Anerbieten, die er gethan, bey-
getragen. Seit einiger Zeit glaube er zu be-
merken, das, was er thue, wäre mir nicht
angenehm. Wäre das, so wollte er der Sa-

che gleich entsagen, und auch meinen Vater das von abzubringen suchen, wenn ichs wünschte. Ich sagte ihm, es würde mir sehr leid thun, wenn ich meinem Vater eine Hülfe rauben sollte, die er bey seinen Planen nöthig haben könnte. Es wäre mir nicht möglich, irgend ein Mistrauen in die Klugheit meines Vaters zu setzen, oder einen seiner Plane zu misbilligen. „Sollte es Ihnen „also leid thun, fiel er mir ins Wort, meine „Bekänntschaft gemacht zu haben? Sollte „ich etwas Böses begangen haben, daß ich „Ihnen den Vorzug, den Sie vor allen andern Frauenzimmern verdienen, bezeigte? „Ist es ein Laster, merken zu lassen, was „man denkt?„ — „„Mein Herr, sagte ich, „„ich verlange keinen Vorzug, ich verdiene keinen„„ — „Ach, Mamsell, ich bin unglücklich, ich sehe es: der Eindruck, den Sie „gemacht haben, ist Ihnen zuwider, demüthigt sie. Und doch ist es nicht meine Schuld, „daß die Natur Sie so schön in meinen Augen gemacht hat, daß ich den Empfindungen, die Sie einflößen, unmöglich widerstehen kann. Wenn Ihre Reize, Ihr Ver-

„stand, Ihre Talente das heftigste Verlan„gen erwecken, Sie zu sehen, Sie kennen „zu lernen, und Ihnen seine Gedanken, seine „Gefühle an den Tag zu legen : : doch viel„leicht ist meine Empfindung zu lebhaft, zu „leidenschaftlich : : wenn das also ein Verbre„chen ist, Mamsell, so haben Sie Mittel „genug in den Händen, mich zu strafen. Sie „können ganz ruhig seyn„ — „„Ich wünsch„„te, mein Herr, wir sprächen weder von Ih„„nen, noch von mir.„„ — „Sie haben „Recht, Mamsell; ich frage also nur, ob „ich das fortsetzen soll, was ich mit Ihrem „Herrn Vater angefangen habe, und ob ich „für das, was Ihnen ohngefähr misfällig „seyn könnte, verantwortlich seyn soll? Das „möchte ich gern vermeiden.„ Ich antwortete, ich dürfte in den Sachen, die er mit meinem Vater vorhätte, gar nicht ins Spiel kommen. Ich wäre überzeugt, daß er wirklich Freundschaft für ihn hätte, und danach möchte er sein Verfahren einrichten. „O ja, „Mamsell, ich gäbe mein Leben darum, ihm „attaschirt zu seyn.„ Da dieser Ausdruck nichts bedeutete, so erfolgte eine kleine Pau-

ſe. Ich unterbrach ſie dadurch, daß ich von den projektirten Veränderungen unſers Landhauſes zu ſprechen anfing. Er war im Hauſe geweſen, ich konnte aber nicht erfahren, ob er auch in mein Zimmer gekommen war. Vergeblich erkundigte ich mich nach den Details des Innern vom Gebäude: ich führte ihn von Zimmer zu Zimmer, und erfuhr doch nichts. Er kam immer wieder auf die Außenſeite, die Gärten und Pflanzungen zu ſprechen. Der Bach entzückte ihn, vorzüglich hatte er einen Platz bemerkt, der im Sommer vortreflich ſeyn müßte, und das iſt genau das Fleckchen, das ich am meiſten liebe. Die Unterhaltung kam dann auf unſere Bekannten, die ich ſeine Freundinnen nannte. „Ja, Mamſell, ſagte er, Freunde und Freun„dinnen; man muß noch Glauben an Freund„ſchaft haben, doch geſtehe ich, daß ich das „Bedürfniß der Geſellſchaft nicht dafür gelten „laſſe. Man begegnet ſich oft, man prallt „bisweilen an einander, und es bleibt nichts „von dem verwirrten Getöſe, das man ge„hört oder ſelbſt erregt hat, zurück.„ — „„Wie, mein Herr, nichts? Und der tägliche

„„Umgang? die anhaltenden Attaschemens?„„ Er lachte, und gab mir nach einigen vorläufigen Bemerkungen zu verstehen, Madam d'Arsilli wäre zu lebhaft; sie sieht nichts, hängt an nichts. Madam de Taninge liebt die Zerstreuungen und vorzüglich das Spiel zu sehr. Sie gibt sich weit mehr mit Spielern, als mit ihren Freunden ab. Madam de Cleri ist so ceremoniös, so feyerlich. Ihre Soupers, ihre Assembleen sind Solennitäten, wo man Ordnung und Pünktlichkeit, aber niemahls Vergnügen findet. Man behauptet, Hr. v. B. ihr vertrauter Freund, würde es nicht mehr seyn, wenn er nicht beständig, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, bey ihr wäre. Mamsell Mirfort ist durchaus mit nichts als ihren Ansprüchen auf Putz, Mode, Schönheit, Witz beschäftigt. Sie hört auf nichts, als auf Lobeserhebungen; sie liebt nichts, als Schmeicheleyen. Ihre Munterkeit ist niemahls natürlich. Durch die Art, wie sie von ihrer Empfindsamkeit spricht, heilt sie alle andere davon. Sie hatte natürliche Anlagen, sehr artig, sehr liebenswürdig zu wer-

den, ihre Ansprüche aber haben alles verdor-
ben. Ich gestehe Ihnen, meine Liebe, Hr.
v. St. Ange ist in seiner Art zu schildern
so wahr, so natürlich, daß es schwer hält,
die Aehnlichkeit der Portraits abzuleugnen.
Und doch that ichs, und vertheidigte die gu-
ten Eigenschaften meiner Freundinnen mit vie-
ler Wärme. „Es ist gewiß, sagte er gegen
„das Ende unserer Unterhaltung, daß wir im
„gesellschaftlichen Umgang die Neigungen,
„Beschäftigungen, Zerstreuungen, Vergnü-
„gungen finden, die zu unserm Leben nöthig
„sind, aber alles das kömmt am Ende auf
„sehr wenig hinaus, wenn nicht Sympathie
„der Empfindungen, wenn nicht Gleichheit
„des Geschmacks, und Uebereinstimmung in
„Gedanken und Vorstellungen diese Bande
„fester ziehen. Ich kann mich nicht erweh-
„ren, Ihnen zu sagen, Mamsell, fuhr er
„mit einer Art von Bewegung und Lebhaf-
„tigkeit fort, niemand hat mir noch einen so
„lebhaften Begriff von diesem Glück gegeben,
„als Sie. Ihr Verstand, Ihre Reize, Ihr
„Charakter sind dazu gemacht, den heftig-
„sten, leidenschaftlichsten Wunsch danach zu

„erwecken. Sie mögen thun, was Sie wol„len, Mamſell, ſo werde ich Ihnen doch „mein Lebelang dieſe Leidenſchaft geſtehen, „und wie ich Ihnen ſchon ſagte, mein gan„zes Leben wird ein anhaltendes Beſtreben „ſeyn, Ihnen zu gefallen. Ich rechne zu „meiner Exiſtenz nunmehr nur diejenigen Au„genblicke, wo Sie ich ſehen, hören und mit „Ihnen beſchäftigt ſeyn werde. Ich fordere „nichts von Ihnen, Mamſell, Sie können „nach Ihrem Gefallen über mein Glück dis„poniren. Sie können auf tauſenderley Art „etwas dazu beytragen, und das überlaſſe ich „ganz Ihrer Willkühr. Ich wage es nicht, „Ihre Antwort zu erwarten, ſie würde ohne „Zweifel grauſam ſeyn. Genug daß ich mein „Herz durch das Geſtändniß meiner Geſin„nungen erleichtert habe. Ich mag in dies„em Augenblick nicht geſtraft ſeyn: Sie wer„den Mittel genug dazu haben, wenn Sie „finden, daß ichs verdiene — und wirklich entfernte er ſich mit einer ſo gerührten Mie„ne, daß mirs unmöglich war, etwas zu ſa„gen. Er war ſchon in der Thüre, kam aber eilig zurück und ſagte: „Mamſell, ich ſehe

„mich genöthigt, zwey oder drey Tage die „Stadt zu verlassen, und habe ihrem Herrn „Vater Papiere zu schicken; er sagt mir, er „habe Ursachen, warum er wünschte, daß sie „nicht gerade zu an ihn adressirt würden: „er verlangt, ich soll es an Sie thun. Ich „gestehe Ihnen, daß das eine Gelegenheit „für mich seyn wird, einen Gegenstand der „Unterhaltung, die nur mit meinem Leben „endigen wird, fortzusetzen. Sie können über „das, was ich schreibe, so gut disponiren, „als über das, was ich denke.„ Ich stand, mit der Hand aufs Kamin gestützt, ich weiß nicht, was vorging, alles aber, was ich hörte, ließ eine Unruhe bey mir zurück, die ich nur durch viele Ueberlegungen stillen konnte. Sie waren das erste, was mir einfiel. „Gewiß, sagte ich, würde sie mich nicht verdammen. Ich kann nicht hindern, daß Hr. v. „St. Ange zu mir herein tritt und mit mir „spricht. Und was hat er gesagt? daß das „Glück des Lebens in der Sympathie der Empfindungen bestehe! Das ist so seine Art zu „denken, die Frage ist, ob sie jemahls zwischen uns beyden Statt haben wird. Ich

„versichere Ihnen, meine Liebe, ich glaube „nicht, daß es geschehen wird. Ich kann „seine Ideen nicht hindern, ich kann seine „Verbindung mit uns nicht abbrechen, mein „Vater würde sehr verdrüßlich darüber seyn, „es würde eine schlechte Handlung seyn, und „sicher werde ich doch immer Herr über die „meinigen bleiben.„ Mit diesen Worten setzte ich die Lektüre des marivaurischen Stücks fort. Ich fand die beyden Hauptpersonen so glücklich, daß sie sich sehen konnten, wenn sie wollten, daß sie einander trösten, zusammenlesen, sich wechselseitig über ihre Lieblingsneigungen, ihre Entschließungen zu Rathe ziehen konnten. Es schien mir sehr unklug gehandelt, daß sie sich einfallen ließen, etwas an ihrer Lage zu ändern. Aber, sagen Sie mir nur, was ist eigentlich die Sympathie der Empfindungen? Ich möchte es gern recht bestimmt wissen. Doch Sie können mirs ja nicht sagen, Sie selbst haben es niemahls erfahren. Sey es was es wolle, so viel ist gewiß, Hr. v. St. Ange ist mit seinen Ideen gewiß kein gefährlicher Mann, er ist so sanft, so bescheiden, der kleinste Blick,

das kleinste Wörtchen würde ihn weit zurück scheuchen. Den Beweis davon würde ich leicht erhalten haben, wenn ich nur gewollt hätte. Ohne meinen Vater würde er vielleicht nicht mehr mit mir sprechen, und gewiß geschieht es dann, wenn sie nichts mehr mit einander zu thun haben. Mein Vater kam den Abend mit ziemlich übler Laune nach Hause. Er fragte mich ganz trocken, was ich hätte, woher die nachdenkend verlegene Miene komme, die er an mir sähe? ob ich krank wäre? Ach, meine Beste, die Unruhe und Sorgen, die steten Begleiterinnen des Reichthums, stören den Frieden unsers Hauses täglich mehr. Sie entfernen meinen Vater von seiner Zärtlichkeit gegen mich. Ehrgeiz, Lust und Ungeduld zu genießen, sind an ihre Stelle getreten. Ich wußte gar nicht, was böse Laune unter uns war, und jetzt sehe ich sie bey der geringsten Schwierigkeit, bey jedem kleinen Hinderniß sich zeigen. Glücklicherweise sind die Herzen nicht verändert, ich werde das Herz des besten der Väter immer wieder finden. Ueberm Abendessen erkundigte er sich mit einer verdrüßlichen Miene, ob

Hr. de la Hauſſe nicht gekommen wäre, ob ich ihn nicht geſehen hätte. Ich ſagte, nein und gab meine Zufriedenheit darüber zu erkennen. Ich wollte fortfahren, als er mich faſt im Zorn unterbrach, und ſagte: er finde es ſehr übel, daß ich die Perſonen, mit denen er zu thun hätte und die er brauchte, ſo übel aufnähme und ſogar haßte. Er hätte wohl bemerkt, daß ich auch Hrn. v. St. Ange ſeit einiger Zeit übel behandele; er habe ihn ſehr zerſtreut und freßig gefunden, als er ihn beſuchen wollen. Er habe ſich vorgenommen, ihn heute in der Aſſemblee aufzuſuchen und zu unterhalten, kaum aber habe er ihm ein paar Worte ſagen können, und er wäre verſchwunden. Hr. v. St. Ange hätte ihm wichtige Papiere zu ſchicken, ſich aber, er wiſſe nicht aus welchen Gründen, die Erlaubniß ausgebeten, ſie nicht gerade zu an ihn adreſſiren zu müſſen, und den Vorſchlag gethan, ſie meiner Mutter zu ſchicken. Er hätte es aber beſſer gefunden, daß ſie an mich geſchickt würden, weil er ihr vor der kleinen Reiſe, die ſie nach Watou vorhätten, nicht erſt die Mühe mal

chen möchte, sie zu expediren und zu beantworten. Er befahl mir, die größte Sorge für diese Papiere zu tragen, sie ihm durch einen Expressen nachzuschicken, und Hrn. v. St. Ange den Empfang zu bescheinigen. Alles, was ich da hörte, setzte mich in die größte Verlegenheit. Ich hatte nicht Zeit mich zu erholen und zu antworten. Mein Vater ging in sein Kabinet, nachdem er mir vorher noch einmahl eingeschärft hatte, seinen Befehlen zu gehorchen. Ich blieb sehr überrascht zurück und allein mit meiner Mutter. Sie sagte mir von Hrn. de la Hausse, der ihr von Zeit zu Zeit Sachen anzuhören gäbe, die seine Absichten auf mich deutlich genug machten; doch, sie lachte darüber. Sie machte dann eine Lobeserhebung von Hrn. v. St. Ange, der auf nichts dächte, als meinem Vater gute Dienste zu leisten, und den sie wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner Freundschaft für betagte Personen sehr liebe. Sie sagte mir darauf, es schiene, als fange das Vermögen, das mein Vater seit einiger Zeit erworben, an Aufsehen zu erregen. Man spräche oft mit ihm davon, man erzeige ihm mehr

Aufmerksamkeit als sonst, eine von seinen Freundinnen habe sich sehr erboten, mir eine sehr vortheilhafte Partie in Bern zu verschaffen. Meine Mutter gestand, es würde ihr kein kleines Vergnügen seyn, wenn sie mich als Landvogtinn in Y . . . sähe. Ich bat sie bey ihrer Liebe, keine Plane der Art zu machen, umarmte sie und entfernte mich. Ich gestehe Ihnen, meine Beste, daß ich selbst die Wirkung von der Meinung, die man von unserm Vermögen hat, spüre: man ist wärmer gegen mich, aufmerksamer, ich höre meinen Namen aussprechen; wenn ich erscheine, man thut mir Anerbietungen: meine Freundinnen sagen mir, was ich bey mir vornehmen müsse, wenn ich erst verheyrathet wäre. Der Hr. Rath du Verrier begegnet mir neulich, ohne mir den Arm zu geben. Er fragt, ob ich seinen Sohn nicht gesehen habe, und ergießt sich in eine Lobrede über ihn. Es ist wahr, wenn ich meinen Fächer fallen lasse, so erfahre ich allemahl ob er da ist, und ich sehe sie beyde, Vater und Sohn, auf der Erde. Hrn. v. Wattville sehe ich gar nicht so, wie Sie mir ihn

mahlen; bisweilen scheint es mir freylich etwas verlegener und furchtsamer; aber ich weiß sichere Ihnen, eine unglückliche Leidenschaft nährt er nicht. Ich bitte Sie, schenken Sie ihm nicht mehr Mitleid, als er nöthig hat. Hr. v. St. Ango und er sind sehr gute Freunde, sonst möchte ich nicht, daß etwas zwischen ihnen vorginge. Ihre Imagination ist in Absicht auf mich immer etwas verschwenderisch gewesen. Das können Sie selbst aus allen den Details sehen, die ich Ihnen mittheile. Vielleicht sind es die letzten, von denen ich Sie zu unterhalten Gelegenheit habe. Wenigstens werde ich Ihnen von meinem täglichen Leben nichts mehr sagen, es wird zu einförmig. Ich sehe den Frühling mit Vergnügen näher rücken, ich sehne mich nach ihm, mit unter kommen schon einzelne schöne Tage, die ein Vorbild von ihm abgeben. Ich denke aufs Land, und zähle alle Augenblicke zwischen hier und dem Monath May. Ich fürchte nur, die Geschäfte meines Vaters halten uns diesmahl länger als sonst zurück. Zur Gesundheit meiner Mutter machen wir oft Spatziergge im Wagen, und ich hoffe, sie

sollen noch häufiger werden. Sie sind eine Gelegenheit mehr das freye Feld zu sehen, das mir immer so lieb war. Heut sagt ich nichts von der Bewunderung, die Sie mir über ihre Entsagung des Balls eingeflößt haben. Ich denke dieser Vorfall wird Hrn. Dubourg etwas aufmerksamer auf seine Launen machen, er muß Ihre Gabe, Aufopferungen zu machen, fürchten. Wodurch und wie könnte er sie bezahlen? Ohne Zweifel sind Sie auch der größten Aufopferungen fähig, doch habe ich nie sagen hören, daß es ein Mittel wäre Zärtlichkeit einzuflößen, wenn man sie selbst fordert. Doch Ihre Zärtlichkeit hält sicher alle Proben aus. Ich hoff' es wenigstens gegen mich, und so umarme ich Sie mit gleicher Zärtlichkeit. Leben Sie wohl, meine Liebe.

Drey und dreyßigster Brief.

Herr v. St. Ange an Hrn. v. Marville.

Ich hab' es wohl bemerkt, mein lieber Freund, daß Du mich ziemlich gleichgültig abreisen sahst. Du schienst Dich nicht über meinen Aufbruch zu wundern, du erkundigtest Dich nicht, wann ich wiederkäme. Du erbotest Dich nicht, mich zu begleiten, Du erinnerst mich nicht, zu schreiben. Was bedeutet diese Aenderung in Deiner Freundschaft? hängt sie, ich weiß nicht von welchem unbedeutenden Umstande ab? Sind es vielleicht gar die Weiber, die die Gesinnungen gegen Deinen Freund bestimmen? Zeige mir Deine Seele ganz, ist sie der Eifersucht fähig, so sey offenherzig, und gestehe es. Ich wage es danach zu fragen, ich wage es, in dem Innern Deines Herzens den Grund Deiner Kälte gegen mich aufzusuchen. Doch nein, ich kenne Deine Tugenden, Deine Seele ist nachsichtig und edeldenkend, würden wir sonst Freunde seyn? Diese Eigenschaften haben mich von Jugend auf an Dich gekettet; Du bist weit

entfernt, unter die Zahl jener zu gehören, die die Vortheile anderer beneiden, die alles zu erniedrigen suchen, was über ihnen ist. Die meisten von diesen Leuten, die gegen bescheidene Personen eitel und aufgeblasen sind, die ein übermüthiges Stillschweigen affektiren, wenn sie loben könnten, was gelobt zu werden verdient, die nicht eher guter Laune sind, als wenn man von ihnen spricht, die elend genug denken, sich durch das Verdienst, dem man Gerechtigkeit widerfahren läßt, erniedrigt zu glauben. Jedem Lob haben sie einen beißenden Einfall, jedem Beyfall einen Tadel entgegen zu setzen. Durch ihren entscheidenden Ton, durch ihre Epigrammen, die fast nie etwas anders als frostige Quodlibets sind, erwerben sie sich eine Herrschaft in ihrem Zirkel. Diese Geschöpfe werden immer von einigen armseligen Weibern ohne Geist, und voll Begierde nach jeder Gesellschaft, geschmeichelt und verzogen. Laß sie, diese von Eigenliebe aufgeblasenen Geschöpfe, und menge Dich nicht unter sie. Lerne Deinen ganzen Werth kennen, und beurtheile Dich nicht nach der Meinung solcher

Leute, die keinen deiner Vorzüge beſitzen. Deine gute und beſcheidene Seele läßt ſich leicht verblenden, ich habe Dich Idole beräuchern ſehen, die Deiner nicht werth waren. Ich weiß, daß man Dir Schwachheiten Schuld gibt, daß man Dir Ausſchweifungen vorwirft. Wir haben oft von gewiſſen Intriken geſprochen. Aus Beſcheidenheit, vielleicht gar aus Tugend, haſt Du leichte Triumphe der Mühe der Verführung vorgezogen. Wer kann immer rathen, wohin die Liebe niſtet? Ich ſah ſie in Paulinens Augen, und fühlte ſie in meinem Herzen. Ich überließ mich dem ſtürmiſchen Feuer einer erſten Leidenſchaft, ich glaubte, das ſüße Gefühl meines Glücks würde ſo lange dauern, als mein Leben. Das war auch ein Irrthum, und ich kam endlich zurück, aber beladen mit bitterer Reue. In den Zwanzigen iſt die Täuſchung in den Sinnen, und die Natur empört ſich gegen die Vernunft. Doch, da das Uebel einmahl geſchehen war, gab es kein Mittel dagegen. Pauline war betrogen und für mich auf eine lange Zeit aller Genuß des Lebens verloren. Ich machte

te mein Verbrechen, ſo viel als möglich war, gut, ich opferte einen Theil meines Vermögens auf. Pauline lebt fern von mir, für ihren Stand ein bequemes Leben; ſie wohnt weit von hier, faſt am Fuße des Bergs, in einer ländlichen Wohnung, die ich ihr zurecht machen laſſen. Sie pflegt die alten Tage eines Vaters, der durch ſie glücklich iſt, und erzieht ein Kind, das ich ſie oft mit ihren Thränen netzen ſah. Dieſes Kind gilt für ihre Nichte. Niemand als Pauline und ich kennen die Mutter deſſelben. Pauline hat mir noch nicht vergeben, ſie beſteht auf meiner Entfernung, ſie flieht mich, ich bringe Jahre zu, ohne ſie zu ſehen. Ich weiß nicht einmahl, ob das Kind meinen Nahmen kennt, ſie konnte ſich nicht entſchlieſſen, es bey dem Nahmen Angelika, den ich ihm gab, zu rufen. Sie nennt es bey ſeinem andern Nahmen Henriette. Ich habe Dir oft von Paulinen erzählt, da ich Dir aber keine vollſtändige Confidence machen wollte, ſo hörteſt Du mich nicht an. Jetzt bin ich aufgelegt, Dir alle Falten meines Herzens aufzudecken. Weiſe mich nicht zurück,

laß uns Freunde seyn, lieber Marville, und daß nichts uns entzweye! diesen Antrag thut Dir mein Herz. Schlag' ihn aus, wenn Du willst, ich werde Dir doch mein Lebelang anhängen. Ich habe Dir meine Freundschaft einmahl gegeben, Du wirst sie immer auf Deinem Wege finden, Du magst glücklich oder unglücklich seyn. Komm, laß uns untersuchen. Wovon ist die Rede zwischen uns? von einem Weibe. Du liebst das Fräulein v. Germosan, und ich strebe, von ihr geliebt zu werden. Das ist mein Verbrechen: ohne Zweifel ist es eins, ich will es nicht bemänteln, aber ich hoffe es rechtfertigen zu können. Ich bekenne es, ich merkte wohl, daß mein Freund dieses Mädchen liebte, er hat mirs fast gestanden: ich hätte also seine Empfindungen respektiren sollen — allein bis auf welchen Punkt? Erstlich sind die Weiber ein Gut, das über die Erde verbreitet ist, an welches alle Männer gleiche Ansprüche zu machen haben. Jeder hat das Recht, sich um die zu bemühen, die er allen andern vorzieht. Und nun komme ich, lange nachher, als mein Freund seine Rechte geltend gemacht hat,

Wären sie anerkannt worden, so würde ich nicht an die meinigen gedacht haben. Er fing zuerst an, mich von den Reizen des Gegenstandes, der uns beyde gefesselt hat, zu unterhalten: er rühmte mir ihre Anmuth, ihren Verstand, ihre Schönheit. Er sagte, ich würde sie nicht lieben, aber ach! ich liebte sie schon. Von dem Augenblick an, wo ich sterbend die Augen öffnete und ihren himmlischen Blicken begegnete, ward meine Seele bezaubert. Der Eindruck, den sie machte, grub sich in Flammenzügen ein, und verlosch nie wieder, und wird nie wieder verlöschen: Als ich fühlte, daß ihre Hand meine Pulsadern drückte, schlugen sie alle bis im Innersten meines Herzens. Ihre letzten Blicke, die Mitleid und Bedauern so vortrefflich ausdruckten, sehe ich noch; ja, mein Freund, Laura v. Germosan hat mir einen Begriff von der höchsten Glückseligkeit beygebracht. Je mehr ich sie kennen lernte, je mehr ward ich in dieser Idee bestärkt. Ihre Sanftheit, ihre Munterkeit, ihr Verstand sind anbetungswürdig, ihre Seele ist mitleidig und gefühlvoll. Ihre Frische, ihre Far-

be, die Schönheit ihres Teint, ihre Züge, die, ohne den blendenden Glanz der Schönheit zu haben, fein, zart und voller Anmuth sind; ihre schönen schwarzen Augen, in denen sich ihre schöne Seele so schön mahlt, mit einem Worte, alles, was sie ist und hat, gab ihe eine Herrschaft über mich, der ich nicht widerstand. Sollen wir deswegen aufhören Freunde zu seyn, weil Du diese Herrschaft auch gefühlt hast? Sollen wir deswegen eifersüchtige Nebenbuhler seyn, weil meine Seele der Deinigen begegnete? Nein, mein Freund, wir wollen keine Nebenbuhler seyn, wir wollen uns lieben, indem wir das lieben, was uns beyde verführt hat. Würden wir durch Entfernung, durch den Tod eines von uns beyden, glücklicher seyn? Sollten wir uns ein Glück wünschen, das wir uns nicht selbst zu verdanken hätten? Glaube nicht, daß es Hoffnungen sind, die mir diese Großmuth eingeben. Ich habe keine. Ich sage noch mehr; ich würde Dich fürchten, wenn Du nicht mein Freund wärst, wenn Dein Glück mich nicht über ein anderes, das mir entgehen kann, trösten könnte. Sie

kennen Dich nicht, die Weiber: sie können die Stärke und Energie der Empfindungen Deiner Seele nicht beurtheilen: sie sehen nicht ein, daß Du genau so lieben könntest, wie sie geliebt seyn wollen, blos um ihrer selbst willen. Du hast eine Geradheit und Wahrheit in Deiner Art zu denken, die sie nicht schmeichelt: Du hast sehen lassen, daß Dein Bestreben, ihnen zu gefallen, immer von einer gewissen Methode abhängig war, um die sie sich wenig bekümmern. Du hast das seyn wollen, was man einen Elegant nennt, ohne deswegen aufzuhören, ein gründlicher Kopf zu seyn. Du hast dir eingebildet, der Leichtsinn dürfe nie so weit gehen, daß man an der Güte Deines Herzens zweifeln könne: Du hast Dich gut und mitleidig gezeigt, wo Du auf Unkosten anderer hättest glänzen sollen. In Deinem Tadel unterschiedest Du sorgfältig das Lobeswerthe von dem Tadelhaften, Du nahmst dir vor, diejenigen zu schonen, die man ohne Gnade dem Gelächter Preis gab. Vielleicht hast Du Dir dadurch Achtung erworben, aber man hat Dich für vernünftig und kalt genommen: man hat Dich beschuldigt, von al-

lem Leichtsinn frey zu seyn, und diese Verbrechen sind unverzeihlich. So wie ich Deinen Charakter kenne, so wette ich, Du hast nicht vorher untersucht, ob du dem Gegenstand Deiner Wünsche auch gefielst, Du hast Dir keine sonderliche Mühe gegeben, ihr zu gefallen, sondern bist gerade zu ihr gegangen, hast ihr gesagt, daß Du sie liebst, hast wohl gar um Erlaubniß gebeten, sie lieben zu dürfen, hast Deine ernstlichen, ehrbaren Absichten eröfnet, und auch ihren Aeltern kund und zu wissen gethan. Und, die Folge davon? Sie sagte, so ohngefähr: „Der arme Marville gibt sich die Miene, mich zu lieben, „ohne sich zu kümmern, ohne daran zu denken, ob es ihm auch gelungen ist, mir zu „gefallen:„ und schickte Dich mit Deinen stolzen Ansprüchen fort. Und Du liebst noch, wirst sie Dein ganzes Lebelang lieben, so etwas sieht Der ähnlich. Ich bemerke sogar, daß diese Leidenschaft Dein Herz gereinigt hat, du hast Deinen Ausschweifungen entsagt. Wahre zärtliche Liebe ist an die Stelle grober sinnlicher Lust getreten: Deine unglückliche Leidenschaft hat Dein Herz ganz in Besitz genom-

wen: Du liebst ohne Hoffnung. Du büssest für Deine Schwachheiten, aber das erfährt, das weiß niemand, und man läßt Deinem edlen Herzen, Deiner großmüthigen Seele keine Gerechtigkeit widerfahren. Und bedarf man es nun der Gerechtigkeit nicht? Sage mir; wenn Sie nun jemand liebte, der Deine Tugenden nicht hätte, wenn sie dadurch gestraft würde, daß sie sich, ich weiß nicht von welcher äußern Schale, blenden ließe, wäre das nicht billig? Glaube nicht, mein Bester, daß das, was ich hier sage, eine Prophezeihung seyn soll: ich bin weit entfernt es zu denken, und Laura von Germosan würde Tugend und Furcht einflößen, statt Hoffnung aufkommen zu lassen. Und das Glück von ihr geliebt zu werden ist doch so groß! Götter! welche Süßigkeit, welche Glückseligkeit, ihr Zärtlichkeit einzuflößen! Ach! in diesem süßen Wahne konnte ich mich nicht enthalten, ihr meine Leidenschaft zu gestehen, meine Liebe zu erklären. Sie weiß nun, daß es mein größtes Glück seyn würde, ihr zu gefallen, daß meine ganze Glückseligkeit von ihren Gesinnungen gegen mich abhängt. Das

alles sagte ich ihr den Abend vor meiner Abreise. Die Erlaubniß, die ich seit einiger Zeit habe, in ihr Haus zu kommen, machte, daß ich bis zu ihr selbst durchdringen konnte. Ja, mein lieber Freund, ich bin allein bey ihr gewesen, unter mancherley Vorwand sagte ich ihr alles, was ich dachte, alles, was sie mir eingab. Ich bin selbst blos deshalb hier, um Gelegenheit zu haben, ihr zu schreiben, und vorzüglich, um eine Antwort zu erhalten. Der Brief, den ich Dir schreibe, wird ein Paket begleiten, das ich ihr schicke. Wird es Dich eifersüchtig, unglücklich machen? Nein, ich beschwöre Dich. Was hab' ich Dir genommen? Wessen hab' ich Dich beraubt? Habe ich Deine Rechte usurpirt? Hast Du etwas genossen, das Du nun nicht mehr hast? Ueberlege, berechne, und laß uns ewig lieben. Laß uns unsere heiligen Verbindungen nicht den Launen eines Frauenzimmers, den Grillen der Liebe unterwerfen. Du wirst glücklicher seyn, als ich, ich seh es voraus. Du wirst nie das Unglück einer Person machen, Dir werden keine Vorwürfe gemacht werden, Du wirst keine Reue, keine

Gewissensbisse fühlen. Hüthe Dich, mein Bester, ich werde auf Dich eifersüchtig werden. Wie schön sie in ihrem Nachtkleide war, diese Laura von Germosan! Die Einsamkeit, der sie sich diesen Abend gewidmet hatte, gab ihr ein ruhiges gesetztes Ansehen, das ihre Reize noch mehr verschönerte. Ihre Seele schien ihre ganze Person zu umkleiden, man sah sie in ihren kleinsten Bewegungen. Ihre Sanftheit, ihre Furchtsamkeit würden der wildesten Seele Theilnahme und Zärtlichkeit eingeflößt haben. Mit welcher Wärme vertheidigte sie ihre Freundinnen, die ich zum Scherz der Reihe nach tadelte. Wie deutlich ließ sie mich sehen, daß man nicht nöthig habe, andere zu erniedrigen, wenn man sie erheben wolle; und da ich von den Empfindungen sprach, die sie mir einflöße, da leuchtete aus ihren Augen, ihren schönen Augen, abwechselnd, Sanftheit, Unruhe, Ungeduld, Zorn sogar — dann schlug sie sie nieder, als ob sie sich alles das vorwerfe. Ich ging mit dem Verdruß und der Besorgniß fort, nicht genug gesagt, es nicht feurig genug ausgedrückt zu haben,

Glücklicherweiſe konnte ich eine von ihren Händen faſſen: mein Herz ſchlug fürchterlich, aber ich drückte meine glühenden Lippen auf dieſe Hand, die ich zu feſt hielt, als daß ſie ſie zurück ziehen konnte. Liebſter Freund, haſt Du ihre Hand geſehn? haſt Du es gewagt, Deine Blicke auf ihren Arm zu werfen? Etwas ſchöners, etwas vollkommners muß es nicht geben. Weiße, Friſche, alles iſt hier vereinigt. Ein glühendes Feuer drang in meine Seele. Kennſt Du alle Reize, alle Macht einer ſchönen Hand? Es gibt keine mehr, die, wenn man ſie faßt, ſo wunderbare Wirkungen äußert. So weit geht meine Fühlbarkeit, liebſter Freund. Ich laſſe mich von allen Reizen, von einem nach dem andern, hinreißen, und Du, der Du Lauren von Germoſan kennſt, urtheile, wie ſehr ich es ſeyn muß. Allein, was ſoll aus dieſer Kette werden, die mein Herz mit ſolcher Gewalt feſſelt? das iſt der Gegenſtand meiner Beſorgniß, das ſtört meine Ruhe. Ich höre, was Du mir antworteſt. Laura v. Germoſan iſt einzige Tochter, und jetzt ein reiches Mädchen. Das iſt es eben, was

ich fürchte. Das wird mir vielleicht das Glück entreißen, dem ich nachjage. Man wird dieſes Vermögen für eine Triebfeder halten, und ich haſſe es, und würde es wegwerfen. Geldsintereſſe iſt in meinen Augen ein ſo häßliches Verbrechen, daß es ein Hinderniß wird. Ich habe es nicht verſäumt, dem Hrn. v. Germoſan meine Denkungsart in dieſem Stücke bekannt zu machen: er weiß, daß ich die Ketten Hymens ewig fliehen werde, und zweifelt nicht im geringſten daran. Ich warf ihm ſo wie von ohngefähr hin, daß ich meiner Schweſter dieſes Verſprechen gethan habe. Ihre Kinder ſind meine Erben. Er hat mir ſelbſt ſeine Plane mit ſeiner Tochter mitgetheilt. Seine Ideen ſind gut, aber er nimmt dabey zu wenig Rückſicht auf das Herz ſeiner Tochter. Dafür muß alſo ein anderer ſorgen. Uebrigens ſteht es mit ſeinen Projekten noch im weiten Felde; ſie ſind ganz die Früchte der augenblicklichen Eitelkeit. Er hat keinen beſtimmten Gegenſtand, und ſo kann mich nichts hindern, Lauren v. Germoſan zu lieben. Weißt Du, daß ich die Bemerkung gemacht habe, daß wir einen

Nebenbuhler an Hrn. de la Hausse haben? Ich sah, wie er mit Wohlgefallen seine Augen von Speculationen und Oekonomie weg auf dieses göttliche Mädchen richtete. Glaube nur, er hat Absichten, und die Verbindungen, in denen er mit dem Vater steht, könnten leicht ein Mittel werden, daß er sie wirklich erreichte. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er einmahl ein Stückchen von seiner Art machte. Ich nahm mir vor, mich diesem Mann, der von Rechnungen und Speculationen starrt, zu nähern: allein das Geldinteresse ist so sehr das Maas des Interesse seiner Seele, daß ich mich mit Verachtung von ihm entfernte. Er urtheilt von den Leuten nach den Stellen, die sie haben, nach ihrem Geld und Titeln, und da konnte ich bald merken, mit was für einer guten Meinung er mich beehrte. Adieu, mein bester Freund. Gib mir Nachricht von Fräulein von Germosan; ich beschwöre Dich. Siehst Du sie in Gesellschaften, so suche aus ihrer Miene zu schließen, ob jemand für sie abwesend ist. Ich glaube, ich werde länger ausbleiben, als ich anfangs dachte. Viel

Vielleicht wird gar ein Befehl, eine Einladung erfordert, eh ich zurück komme. Ich meine eben keine förmliche Einladung, aber doch so etwas, aus dem ich schließen kann, daß meine Zurückkunft nicht gleichgültig ist. Ich kann nichts gleichgültiges mehr vornehmen. Lieber will ich eine Entfernung, die mir quälend ist, als eine Rückkehr, die mir nicht mehr sagt, als ich weiß. Ich erwarte Deine Antwort: ich hoffe, es soll die Antwort eines Freundes seyn. Ich werde ewig der Deinige bleiben.

Vier und dreyßigster Brief.

Herr v. Marville an Herrn v. St. Ange.

Wie, mein lieber Freund, Du verlangst ich soll zugleich Dein Vertrauter, Dein Nebenbuhler und Dein Freund seyn? Ich bin Dir sehr verbunden, daß Du mich dessen fähig hältst; allein ist es auch sicher, daß ich Ueberwindung und Stärke des Geistes genug dazu habe? Sollte ich wirklich frey genug von allen Kleinheiten der Eigenliebe, von allen Schwachheiten der Eitelkeit, und dem heimlichen Sauerteig der Eifersucht seyn? Könnte ich, ohne einen geheimen Verdruß, Deine Fortschritte, Deine Vortheile, und den Vorzug, den man Dir geben wird, mit ansehen? Du denkst es, und machst mich so stolz, es selbst zu glauben. Ja, mein theuerster Freund, ich überlasse mich der Freundschaft, die ich für Laura von Germosan fühle. Denn, Du hast es errathen, ich liebe sie mehr als jemahls. Lange Zeit habe ich dieses Gefühl bekämpft; als ich sah, daß ich unterliegen müsse, gestand ich ihrs. Ich will Dir sogar

ſagen, daß ich deswegen ſo eilte, mein Geſtändniß zu thun, weil ich Dich fürchtete. Ach! ich fürchtete die ganze Welt, und ich ſah voraus, daß Du, wenn Du ſie jemahls kennen lernteſt, ein gefährlicher Feind werden würdeſt. Doch ich konnte meinem Schickſal nicht entgehen, und wenig fehlte, ich hätte meinen Freund gehaßt, ohne deshalb von meiner Geliebten geliebt zu werden. Nicht ohne Mühe ward ich über dieſe Empfindung Herr, die in meiner Seele gegen Dich entſtand. In meiner Verzweiflung war Dein Leben wenig in meinen Augen. Allein, Du haſt geſiegt, die Vernunft iſt Dir zur Hülfe gekommen, und Dein Brief bringt mich vollends wieder zu Dir zurück. Du ſprichſt ganz offenherzig mit mir, und ich verzeihe Dir die Wahrheiten, die Du mir ſagſt. O Grauſamer! die Freude, Dich geliebt zu ſehen, ſtrahlt aus deinen Augen: doch nimm dich in Acht, St. Ange, ich will wohl Dein Freund, Dein Vertrauter, aber nicht Dein Mitverbrecher ſeyn. Kannſt du Lauren v. Germoſan lieben, und Deinen verrätheriſchen Planen treu bleiben, ſo werde ich Dein

Feind. Es gelang mir nicht, ihr zu gefallen, folglich habe ich keine Ansprüche auf ihr Herz, doch werde ich mich nicht durch eine Gleichgültigkeit zu rächen suchen, von der ich sie nicht heilen konnte. Sie erweist mir Freundschaft, sie erlaubt mir, ihr Freund zu seyn, das ist ein Glück, ein Trost, den ich geniessen will. Die Leidenschaft für sie, die mich vielleicht nie verlassen wird, werde ich tief in meinem Busen verschließen. Eben so will ich Dir gern gestehen, daß die Empfindungen, die sie mir eingeflößt, eine große Revolution bey mir bewirkt haben. Ich weiß nicht, welch ein Lichtstrahl mir über tausend Irrthümer die Augen erleuchtet hat. Ich habe allen Tändeleyen, auf die ich sonst einen Werth legte, entsagt. Mode, Putz, Galanterie sind mir nichts mehr. Das Journal von Paris, der Merkur, die Charaden beschäftigen mich nicht mehr. Es gelang mir nicht, Liebe bey der Einzigen zu erwecken, die meinem Herzen und meinem Ehrgeiz geschmeichelt haben würde; alles übrige ist mir gleichgültig, und ich liebe sie noch. Ich habe schrecklich gelitten, und werde immer leiden. Die Beschäf-

tigungen und das Amt, dem ich mich widmete, habe mich etwas von meinen traurigen Gedanken zerstreut; Laura von Germosan aber bleibt immer im Innern meines Herzens. Es gibt sonst kein weibliches Geschöpf mehr für mich; mein größtes Vergnügen ist, sie zu sehen, sie zu hören, um ihr zu seyn. Ich bin unglücklich, aber mein Unglück ist mir theuer. Ich räume alles aus dem Wege, was mich von ihr, von ihrem Hause, von ihren Aeltern entfernen könnte. Um ihr allen Argwohn über meine Gesinnungen die ihr zuwider seyn könnten, zu benehmen, stelle ich mich, gegen sie, als empfände ich etwas für das Fräulein v. St. Ciran. Ja ich bin noch mehr fähig. Ich wünsche ihr Glück, ich kann dafür sorgen, ich möchte gern etwas dazu beytragen. Das wäre der einzige mögliche Trost dafür, daß ich nicht glücklich bin. Ich werde nicht geliebt, aber ich will verdienen geliebt zu werden. Ganz gewiß werde ich eifersüchtig, fürchterlich eifersüchtig seyn, das schwöre ich Dir: doch wenn ich sie nur glücklich sehe, will ich ruhig und zufrieden seyn. Ohne Zweifel können wir

Freunde bleiben, lieber St. Ange, ich hoffe es, ich wünsche es, ich bitte Dich darum. Ach! wenn ich Dich haßte, wenn Du nicht mehr wärst, würde ich drum glücklicher seyn? Ich liebe Deine Offenheit, Deine Vertraulichkeit; ich sehe Deine Freundschaft, Du verlangst die meinige, schon längst gab ich sie Dir, und sie wird sich nie ändern. Nicht Du machst mich unglücklich, das Schicksal thut es und Laura von Germosan. Ich weiß es, Du hast mir nichts geraubt, ich werde auch nicht ungerecht seyn. Liebe sie, mache, daß sie Dich liebt: ich will Zeuge davon seyn — aber mache sie auch glücklich, oder Du sollst mir dafür stehen. Hat Pauline Dir bittere Reue verursacht, was würdest Du hier fühlen? Für Dein ganzes Leben würdest Du Dir eine Qual zubereiten, und ich würde sie noch vergrößern, wenn ich könnte. Ich gestehe, jetzt können die Umstände den ernstlichen Absichten, die Du haben solltest, entgegen seyn; allein Du kannst sie überwinden, und gewiß wirst Du es auch wollen. Dann öfne mir dein Herz, und Du wirst das meinige finden. Ich gestehe, ich glaube

zwiſchen den Ausdrücken Deiner Leidenſchaft einen Leichtſinn bemerkt zu haben, den ich durchaus verdamme. Ich weiß nicht, ob meine Empfindungen den Deinigen gleichen, doch habe ich nie, ſo wie Du, alle Reize Laurens zählen können. Du haſt eine Empfänglichkeit für einzelne kleine Schönheiten, die nicht die meinige iſt. In meinen Augen war Laura v. Germoſan vollkommen, und ich liebte ſie. Ich möchte ihr ganzes Herz, ihre ganze Perſon beſitzen, und Du begehrſt ihre Reize ſtückweiſe, einen nach dem andern. Das iſt die Leidenſchaft nicht, die ſie verdient, ich bin überzeugt, Deine Lobpreiſungen würden ſie beleidigen. Sie iſt ohne Zweifel ſchön, aber ihre Seele iſt noch ſchöner. Alles um ſie her genießt ihre Vorzüge; ſie iſt ein Engel in ihrer Familie, in ihrem Hauſe, ſie iſt ein reizendes Frauenzimmer im Umgang, ſie beſitzt eine ſeltne Wohlthätigkeit gegen alle, die ihrer Hülfe bedürfen. Jetzt wo das Gerücht von dem Vermögen ihres Vaters ſich verbreitet, wird ſie von einer großen Menge Armen angegangen: ſie kann nicht allen helfen, ſie weißt aber keinen zurück. Mein Amt bringt mich oft in die

Nähe dürftiger Personen, und fast allenthalben finde ich Spuren ihrer Mildthätigkeit. Ich bin fast der einzige, der davon weiß, und Du kannst leicht rathen, ob dieß meine Neigung erhöht? Ich wünsche, daß es eben die Wirkung auf Dich haben möge. Das ist der Wunsch Deines Nebenbuhlers. Ach St. Ange! ich habe Dein Glück gesehn, es ist meinen interessirten Blicken nicht entgangen. Ich seh es in Laurens Augen, wenn Du erscheinst, wenn Du Dich ihr näherst: ich bemerke es in ihrer Stimme, in ihren Gebehrden, wenn Du mit ihr sprichst, oder wenn die Rede von Dir ist. Neulich schien sie eine sehr interessante Unterredung mit Fräulein v. St. Ciran zu haben; ich war boshaft genug, mit Mamsell Mirfort, die neben ihr stand, von Dir zu sprechen. Sie hörte geschwind auf uns. Es machte mir Spaß zu sehen, wie zerstreut sie auf einmahl ward, wie sie nicht mehr hörte, was man ihr sagte, wie die Ciran über ihre Antworten erstaunte, in denen auf einmahl kein Sinn mehr war. Ich entfernte mich, um sie wieder in ihr Gespräch kommen zu lassen, und beneidete Dein glückliches Loos, und

unterdrückte meine Eifersucht. Deine Schleichwege aber liebe ich gar nicht, daß Du suchst, Dich ihrem Vater nützlich zu machen, daß Du Dich von ihr entfernst um eine Aeußerung der Gesinnungen, die Du wünschest, zu erlangen. Ich gestehe zwar, da die Freymüthigkeit dem weiblichen Geschlecht untersagt ist, so darf man die Gelegenheit benutzen, die machen kann, daß sie sich verrathen; aber einen festen Plan darüber zu entwerfen, das ist weniger das Werk einer wahren Leidenschaft, als einer gefährlichen Politik. Ich gestehe ferner, daß der vergrößerte Ehrgeiz ihrer Aeltern in ihrigen jetzigen verbesserten Umständen ein Hinderniß ist, das Dich zu grösserer Vorsicht nöthigt; Dein Verdienst und Deine Geburt sind persönliche Vorzüge, Deine ganz isolirte Situation, die von allem entblößt ist, was die Aeltern bey der Versorgung einer einzigen Tochter reizen könnte, entfernen Dich von der Straße, die Du ohne das betreten müßtest. Du mußt ohne Zweifel darauf ausgehen, die Liebe des Fräuleins zu erwerben, in ihren Gesinnungen mußt Du die Mittel suchen, die Du nöthig hast — allein

das ſage ich Dir, blos nach Deinen Abſichten werde ich meine Diſcretion, die die Confidencen, die Du mir machſt, erfordern, einrichten. Dafür richte Du aber auch Dein Betragen gegen mich und ſie nach dem ein, was ich Dir von meinen Geſinnungen gegen beyde ſage. Meine Freundſchaft für dich, und der Antheil, den ich an ihr nehme, müſſen immer gleichen Schritt halten. Käme es drauf an, mich für eins von euch beyden zu beſtimmen, ſo würde ſie gewiß den Vorzug erhalten. Ich kann Dein Leben unter allen Umſtänden retten und vertheidigen, aber in keiner Lage könnte ich zugeben, daß Laura von Germoſan betrogen oder verrathen, oder unglücklich würde.

Um dieſen Plan zu befolgen, hätte ich vielleicht beſſer gethan, Dir meine Geſinnungen zu verbergen. Jetzt freylich iſt meine Freundſchaft für Dich der ſiegende Theil dafür laß Dir auch meine Freymüthigkeit, meine Art zu lieben zum Muſter dienen. Sieh die Liebe, mit der Laura von mir geliebt worden wäre, und denke an die,

die Du ihr schuldig bist. Du kannst leicht denken, was ich von Dir halten würde, wenn Du Dich scheutest, Dich mir zu zeigen, wenn Du nicht fortführest mir alles mitzutheilen, was zwischen euch vorfallen wird. Ich will wissen, was sie Dir antwortet. Kurz, ich werde sehen, welchen Werth Du auf meine Freundschaft legst. Unmöglich kann ich mich in der Freundschaft irren, die ich von Dir erwarte; Du sprichst zu bestimmt davon, als daß sie irgend einem besondern Interesse untergeordnet seyn sollte.

Ich hoffe, Deine Abwesenheit soll nicht lange dauern. Du wirst in unsere Mitte zurückkommen, und fortfahren Dich im Schoos der Familie Germosan mit Deinen Tugenden und Eigenschaften, kurz mit Allem zu zeigen, was die leere Täuschung des Interesse vergessen machen kann. Ich weiß nicht, warum ich es fast nie wage mit Lauren von Dir zu sprechen; doch ich will diese Furcht ablegen und ohne das Ansehn zu haben, als wäre ich der Vertraute eures Geheimnisses, will ich ihr ihre Besorgnisse be-

nehmen wenn sie ungerecht sind, oder ihr über ihre Hoffnungen die Augen öffnen, wenn sie sich darinn täuscht.

Ohne Zweifel ist Hr. de la Hausse ein Nebenbuhler. Viele Personen haben ihn schon an Fräulein von Germosan versprochen. Dieses Gerücht hat sich in einigen Gesellschaften verbreitet, wo man ihn nicht kennt. Oft kömmt mir die Lust an, mich mit diesem Original zu amüsiren. Ich bringe ihn auf das Kapitel von Speculationen, und wir wandern dann in Gedanken auf der Londner und Pariser Börse herum; wir kaufen und verkaufen, doch wenn ich einigen Antheil an seinen Geschäften nehmen will, so findet sichs, daß ich keinen Credit habe, oder daß ich Bürgschaft stellen, oder Caution ohne Ende machen soll. Ich bringe ihn dann auf sein Heyrathsprojekt, ich sage ihm, er müsse das Glück eines unbegüterten Mädchens machen, und dann lassen wir alle unsere Bekannten die Musterung passiren. Für jede hat er einen Tarif, nach Pfunden, Thalern, Groschen und Pfennigen. Eine ist zehn

Procent in der Wirthschaft werth, eine andere dreyßig wegen ihrer ökonomischen Kenntnisse. Für die Figur hat er keinen bestimmten Preis. Neulich kamen wir zuletzt auch auf das Fräulein von Germosan zu sprechen, und nun ergoß er sich in ein Lob über ihren Werth, so wohl in Rücksicht auf ihre Figur, als auf ihren Verstand und ihre Annehmlichkeiten, vorzüglich aber auf ihre ökonomische Einsicht und Geschicklichkeit. Ich ließ ihn bemerken, daß das Ganze beynahe 100 Procent betrage, und daß er folglich der Sache ernstlich nachdenken müsse. Er sagte mir, indem er mich verließ: „Wir werden sehen, jeder schließt seinen Handel, wie er kann.„

Wenn Du nicht augenblicklich zurückkömmst, so schreibe mir wenigstens noch einmahl. Auch meinetwegen wünsche ich Deine Zurückkunft. Außer dem Vergnügen, Dich wiederzusehen, habe ich auch noch in einer kützlichen Materie Deinen Rath einzuhohlen. Lebe wohl, bester Freund.

Fünf und dreyßigster Brief.

St. Ange an Marville.

Mein bester Freund, ich billige Deinen Entschluß, Dich den Geschäften der Magistratur unsers Landes zu widmen, vollkommen. Nichts kann Dich besser von einer Sache zerstreuen, mit der Du Dich doch nur umsonst beschäftigen würdest. Du hast Tugenden und wirst sie nun zum Besten der Unglücklichen anwenden. Du hast Kenntnisse, die Du zum Nutzen derer brauchen kannst, die sich in ihren Rechten irren, oder sie nicht kennen. Das wahre Glück des Menschen besteht in der Ausübung seiner nützlichen, wohlthätigen Kräfte, und wenn sie sich auf Freude und Mitbürger beziehen, so ist dieses Glück noch süßer. Der Stolz edler Herzen besteht darinn, seinem Vaterlande zu dienen, und es zu vertheidigen. Wenigstens verdient dies unsrige, worinn wir so frey und glücklich leben, diesen Beweis unserer Anhänglichkeit Und doch verliert sich diese Tugend freyer Männer unter uns. Das Ju-

tereſſe wird täglich perſönlicher, und tritt an die Stelle patriotiſcher Geſinnungen. Wir überlaſſen uns allmählich dem Hange, unſere gelinde Regierung, unſer ſchönes Klima und den Ueberfluß, der hier herrſcht, auf eine blos leidende Art zu genießen. Mit der Mittelmäßigkeit zufrieden, bleiben unſere Seelen ohne Energie, unſer Geiſt geräth in Schlafſucht, und unſer Ehrgeiz hat keine Gegenſtände, die ſeiner würdig wären. Doch, vielleicht ſind wir ohne die Thätigkeit und die Unruhe, die der Reichthum erzeugt, nur deſto glücklicher. Unſer ruhiges Glück iſt deſto ſicherer. Es iſt nicht groß, nicht erhaben, aber auch den gewaltſamen Veränderungen weniger unterworfen, und unſere Begierden ſind beſchränkt. Dafür ſind wir für das leichter zu haſchende Vergnügen und den ſimpeln Genuß des Lebens und der Geſellſchaft empfänglicher. Eine ſo ſanfte, ſtille und einförmige Regierung, wie die unſrige, müßte indeß doch ſehr geſchickt ſeyn, auf die Vortheile des Handels, der Induſtrie, des Genies und der Reichthümer aufmerkſam zu machen. Ein gewiſſes Maaß von Freyheit

gibt gewiß Kraft und lehrt einen Werth auf dieſe Vortheile legen; allein es muß ſo gut eingerichtet ſeyn, daß die Ausübung deſſelben weder der Ruhe des Staats noch der einzelnen Bürger nachtheilig werden kann. Eine Republik z. B. würde vollkommen glücklich ſeyn, wenn ſie unter einem Himmelsſtrich läge, der alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens und die ſchönſten Scenen der Natur darböte; wenn ſie die Ruhe, die Sicherheit und Gelindigkeit der Regierung, mit dem Ueberfluß und einem thätigen induſtriöſen Geiſt der Bürger verbände; wenn ſie, obgleich in enge Grenzen eingeſchloſſen, ein zahlreiches, arbeitſames Volk enthielte, das beſchäftigt wäre, den Ueberfluß und alle Künſte zu verſammeln. Die Regierung müßte durch ihre Geſchicklichkeit und Weisheit einen beſtändigen Frieden und Freundſchaft mit ihren mächtigen Nachbarn unterhalten und ihren Schutz zu verdienen wiſſen, ohne der politiſchen Freyheit zu ſchaden. Die Freyheit jedes einzelnen Gliedes des Staats müßte auf eine ſolche Art erhalten werden, daß ſie ein Genuß für Alle, und für Nie-

mand Unterdrückung würde. In dieser Lage käme es blos darauf an, die Bevölkerung, den Ueberfluß und die Leichtigkeit, die Bedürfnisse des Lebens zu erwerben, zu begünstigen. Deshalb müßte auch das Recht den Handel und jede Art von Industrie zu treiben, den wirklichen Einwohnern und Eingebohrnen vorbehalten bleiben. Allenthalben ist der Mensch auf das Recht, an den Geschäften des Staats Antheil zu nehmen, eifersüchtig: natürlich also müßte dieses Recht das Antheil derjenigen bleiben, die die Freyheit durch ihr Blut erkauft und erhalten haben. Es muß ihren Nachkommen und solchen Personen bleiben, denen man es zuzutheilen für gut und nützlich findet. Die ganze Versammlung der Bürger muß die wesentlichen Rechte der Souveränetät genießen. Diese Rechte bestehen in der Gewalt, Gesetze zu geben, und zu ändern, die ersten und wichtigsten Magistratspersonen zu wählen und einzusetzen, Impositen aufzulegen und über Krieg und Frieden zu beschließen. Dieß sind die Rechte, die die wahre politische Freyheit des Bürgers ausmachen, es kann keine

gröſsern geben, wenn man dabey ein ruhiges und geſetzmäſsiges Verfahren beobachtet, gegen Misbräuche und Uebertretungen der Geſetze Klage zu erheben. Dieſs ſind die einzigen Rechte, auf die ein freyer und vernünftiger Menſch als Bürger eiferſüchtig ſeyn darf. Die Verſammlung, die den Sitz der Souveränetät ausmacht, muſs aus allen Hausvätern, die Bürgerrecht, und ihren Kindern, wenn ſie die Jahre der Vernunft erreicht haben, beſtehen. Den Vorſitz führen die obrigkeitlichen Perſonen, die ſie ſelbſt gewählt hat. Sie wird in einem Tempel gehalten, um die Feyerlichkeit der Religion mit der Würde und dem Anſehn einer Verſammlung freyer Bürger zu verbinden. Sie iſt zu zahlreich, um Debatten zu erlauben; ſie bleiben alſo daraus verbannt, und alle Verhandlungen des Souveräns werden durch ein bloſſes Zeichen von Beyſtimmung oder Misbilligung beendigt. Die regelmäſsigen und nothwendigen Zuſammenkünfte dieſes groſsen Raths, der die Republik ausmacht, müſſen durch das Fundamentaledikt des Staats eingerichtet und beſtimmt werden, und dürfen auf keine Wei-

se von dem Willen einer Magistratsperson abhängen. Diese Versammlung kann nicht die ganze Menge in sich schließen; sie begreift ohngefehr den zwanzigsten Theil der Nation, die Unterthanen mit eingerechnet, oder ohngefehr den funfzigsten Theil von der Totalsumme aller volljährigen und minderjährigen Personen männlichen Geschlechts. Aus dieser Zahl von Bürgern wird ein großer Rath gebildet, der ohngefehr den sechsten Theil derselben beträgt. Er besteht also nothwendig aus dem Ausschuß der Bürger, aus Männern, die sich durch ihre Tugenden, ihre Einsichten, und die Lauterkeit der Sitten auszeichnen, und so muß der Ehrgeiz, in die Wahl zu kommen, die Reinigkeit der Sitten erhalten. Die Wahlen, um erledigte Stellen zu besetzen, werden durch diesen großen Rath vollzogen, zu dem man noch durch das Loos eine Anzahl Bürger fügt, die in keinem Rath sitzen. Männer die von ohngefehr dreyhundert ihrer Mitbürger gewählt werden, müssen eine Versammlung bilden, die das Zutrauen des ganzen Volks verdient. Es ist billig, und nützlich für das allgemei-

ne Veste, daß dieser große Rath einige Attribute der unumschränkten Gewalt besitzt. Seinem väterlichen und freyen Gutdünken wird die Austheilung von Gnadenbezeigungen, die Entscheidung wichtiger Processe, die Einrichtung von Policeyanstalten, von Mandaten den Handel und dergleichen betreffend, überlassen; kurz er entscheidet über das, was dem obersten Rath vorgetragen werden soll. Vorzüglich muß er das Recht haben, über das Betragen aller Magistratspersonen ein wachsames Auge zu haben. Alljährig untersucht er ihre Verwaltung, und setzt diejenigen ab, die es verdienen. Vor ihn werden die Klagen gegen Mißbräuche und Uebertretung der Gesetze gebracht; dieses Klagrecht wird vorzüglich einer Anzahl Bürger ertheilt, die eigentlich zu keinem Rath gehören, und die jährlich durch das Loos gewählt werden. Sie wohnen den gerichtlichen Verhandlungen und der Entscheidung der Criminalprozesse bey. Sie haben das Recht, alles in Vorschlag zu bringen, was ihrem Bedünken nach zum allgemeinen Besten beytragen kann. Jeden Monat können sie ihre Vorschläge dem

und ihre Klagen anbringen, denen der Rath, da er die ausübende Gewalt hat, zu antworten verbunden ist. Sind fünf und zwanzig Personen mit der Antwort unzufrieden, so ist der große Rath verbunden die Sache vorzunehmen und zu entscheiden. Dieser große Rath besitzt ferner das negative Recht, das heißt, das Recht, die vorgeschlagene Veränderung der Gesetze oder die Billigung der Beschwerden zu verwerfen. Da er natürlich aus lauter Hausvätern und solchen Bürgern besteht, die bey der Wohlfahrt und Ruhe des Staats am meisten interessirt sind, so werden ihre Entscheidungen immer patriotisch ausfallen. Er hat die Mittelgewalt, zwischen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt. Er ist das Herz des Souveräns, das niemahls etwas Uebels wollen kann, das immer das Beste will, und allen Gliedern Leben gibt. Die ausführende Gewalt, von der das Glück jedes Augenblicks abhängt, und die man als das Haupt und die Arme des politischen Körpers betrachten kann, muß in einem engen Kreis ihren Sitz haben, der aus den Gliedern des vorigen Raths gewählt wird.

Er darf der Natur seines Gegenstandes nach nicht zahlreich seyn, da dieser keine langen Untersuchungen verstattet. Er muß ohngefehr aus dem zehnten Theil des großen Raths bestehen, der die Wahlen und die Widerbesetzung der erledigten Stellen besorgt. Dieser kleine Rath hat zugleich die tägliche ökonomische und austheilende Thätigkeit der Regierung: er wacht über Sicherheit und Vermögen, die Glieder desselben müssen nothwendigerweise die angesehensten, geschicktesten und erfahrendsten Bürger des Staates seyn. Das Volk könnte auf keine andere Weise seine ersten obrigkeitlichen Personen wählen. Sie kennt er am meisten, von ihren Einsichten und Tugenden genießt er täglich die Früchte, sie kann er am besten beurtheilen. Aus diesem Rathe also muß er die Magistratspersonen wählen, die allen Tribunalen und der allgemeinen Versammlung vorstehen müssen. Sie übt dieses Recht alljährlich aus. Die ersten Staatsämter werden nie länger als auf ein Jahr vergeben: man betrachtet sie als Belohnungen für die Glieder dieses Raths. Ihre Mühe

waltung und ihr Fleiß wird vom Staat durch nichts als eine kleine Pension bezahlt, die nicht zu der geringsten Bedürfniß hinreichen würde. Dem Vaterland ohne Eigennutz dienen, ohne Partheylichkeit richten, ohne Leidenschaft herrschen, werden ihre natürlichen Erfordernisse seyn, und ihnen die Achtung und das Vertrauen der Bürger und Freunden verschaffen. Die Erkenntlichkeit gibt ihnen den Titel Väter des Vaterlandes. Dieß muß ihr größter Lohn seyn. Der Rath, der mit der ausübenden Gewalt begleitet ist, hat zur ersten Instanz einem Justiz- und Polizey-Collegium unter sich. Da er verbunden ist, es zu beschützen, und die Ausübung der Aussprüche desselben sowohl als seiner eigenen zu unterstützen, so muß er nothwendig auch einige Gewalt besitzen. Sie gehört zum Handeln und Ausführen, und in der Politik ist es immer gefährlich sich auf Voraussetzungen zu verlassen. Sie verschwinden bald oder spät, und alles was auf ein Grund gebaut wurde, der gar nicht vorhanden ist, oder sich doch ändern kann, stürzt ein, und kann den Umsturz des ganzen Körpers nach sich ziehen.

Der Richter muß gegen alle Furcht gesichert seyn, wenn er in seinen Aussprüchen frey und unbefangen seyn soll. Mancher gerichtliche Aktus der seiner Strenge wegen nothwendig, oder der der Billigkeit, die man aber im ersten Augenblick nicht bemerkt, gemäß ist, kann Zweifel gegen die Reinheit der Absicht erregen und schädliche Besorgnisse erregen; das Volk kann sich einem ihm selbst gefährlichem Antrieb überlassen; es muß in den Grenzen seiner Rechte, und den Schranken seiner Gewalt erhalten werden. Die Regierung muß also auch eine Macht besitzen, den Misbräuchen zu widerstehen, und der aufbrausenden Freyheitsliebe einen Damm entgegen zu setzen haben. Doch darf sie nicht freye und leichte Disposition darüber haben: es müssen eine Menge Umstände und mancherley Einwilligungen sich vereinigen, eh sie sich derselben bedienen darf. Sie wird durch ein Collegium dirigirt, das auf den übrigen Collegien zusammen gesetzt ist und einen Presidenten an der Spitze hat, den das Volk selbst gewählt hat. Dieser Rath wird fast unabhängig seyn, und keins von den Ins

tereſſe der andern Collegien haben. Sein ganzer Zweck beſteht darinn, Ordnung und Diſciplin zu erhalten. Kein Collegium allein, am wenigſten irgend eine Magiſtratsperſon, darf dieſe Gewalt brauchen oder darüber diſponiren. Ihr Gebrauch und der tägliche Dienſt derſelben ſind in dem Fundamentaledikt des Staats angegeben und beſtimmt; und die reſpectiven Gerechtſame der übrigen Collegien werden den Misbrauch derſelben hinlänglich verhüthen. Nur eine ſehr drohende und den Augen Aller einleuchtende Gefahr kann ſie in Thätigkeit ſetzen und in einem beſondern Fall anwenden. So hat die Freyheit ihre Stütze, und der Friede ſeinen Schild. Die allgemeine bürgerliche Freyheit eines jeden Glieds des Staates müßte vorzüglich durch Geſetze über die Verhaftnehmungen geſichert werden. Keine Magiſtratsperſon darf das unumſchränkte Recht haben, irgend jemand gefänglich einziehen zu laſſen. Jede in Verhaft genommene Perſon hat das Recht zu verlangen, daß ſie auf der Stelle von einem der oberſten Diener des Staats verhört werde. Die erſten Unterſuchungen

müssen spätestens binnen vier und zwanzig Stunden geschehen. Der Verklagte erhält einen Sachwalter, und die verklagte Unschuld Entschädigung. Jemand der Freyheit berauben ist eine so wichtige Sache, daß sie in einer Republik immer verschiedene Formalitäten erfordert. Selten werden Schuldner, die nicht bezahlen können, diese Strafe leiden. In einem Lande, wo der Geldcommerce die größte Thätigkeit, und folglich die Begierde zu erwerben tausend Mittel zur Befriedigung hat, wird man immer nur wenig Gefangene finden, die es Schulden halber sind. Die Achtung für die Freyheit eines Bürgers überwiegt die Leidenschaft der Gewinnsucht, und so ist der Geist dieser Gesetze. Einen Criminalcodex gibt es gar nicht, die Gesetze bestimmen nichts, als die Einrichtung der Untersuchung und das Verfahren. Die Richter folgen bey ihren Urtheilen, ihren Begriffen von Billigkeit, sie können dabey auf die Umstände des Verbrechens und des Strafbaren Rücksicht nehmen, so wie auf die jedesmahlige Nothwendigkeit, ein Exempel zu statuiren. Die Criminalju-

stiz wird im Nahmen der Republik, ohne Unkosten und Confiscationen ausgeübt. Gestohlne Sachen werden den Eigenthümern wieder gegeben. Die Prozesse werden kurz, ihr Gang sehr einförmig seyn, und die Nahmen Sporteln und Gebühren vor Gerichte nicht erhört werden. Die Anzahl der Familien, die das Recht der Bürgerschaft und damit Ansprüche auf die Verwaltung der Republik haben, könnte durch Aussterben, und andere Zufälle zu sehr eingeschränkt, und also die Beschaffenheit und der Geist der Regierungsform verändert werden. Diesem Nachtheil auszuweichen, werden alle Jahre eine gewisse Zahl von Familien, die der abgegangenen entspricht, mit dem Titel und den Vorzügen der Bürgerschaft beschenkt, so daß das Verhältniß zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen des Staats beständig dasselbe bleibt. Die Einkünfte des Staats werden vorzüglich aus seinen Domänen geschöpft, das übrige, was erforderlich ist, wird durch Auflagen zusammen gebracht, und diese Auflagen sind in dem Fundamentaledikt des Staats bestimmt. Sie können nicht an

ders, als mit allgemeiner Bewilligung des ganzen Volks verändert oder vermehrt werden. Der größte Theil derselben wird von den Reichen erlegt, und sie werden größtentheils auf Gegenstände des Luxus geschlagen. Nicht Grund und Boden, sondern baares Geld ist steuerbar. Waaren- und Lebensmittel, die durchaus unentbehrlich sind, geben keine Abgabe: die beständige Sorge der Regierung gehet dahin, diese Dinge immer im Ueberflusse vorräthig zu haben, er trift Anstalten, die dem Mangel vorbeugen und die Einkünfte des Staats vermehren. Diese sind so gut eingetheilt, daß sie den Ausgaben genau die Wage halten, welches eine beständige Oekonomie nöthig macht, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Einen öffentlichen Schatz gibt es nicht; der Staat ist nicht reich genug einen anzulegen. Sein Schatz liegt in den Herzen der Bürger, die also die Regierung durch Gelindigkeit und Aufmerksamkeit auf die Erhaltung und Errichtung solcher Anstalten, die zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Publikums beytragen, sich zu Freunden machen muß. In uns

serer Republik kann es weder Bedrückung noch Veruntreuung noch öffentliche Monopole geben. Da Oekonomie die Grundlage der Sicherheit der Regierung ist, so sind alle Glieder derselben interessirt auf die Verwaltung der Finanzen ein wachsames Auge zu haben. Jährlich wird dem Volke Rechnung abgelegt. Die Erhebung der Abgaben geschieht ohne Strenge, und der Genuß des Friedens macht, daß man sie mit Vergnügen erlegt. Da die Einkünfte des Staats sich größtentheils auf die Reichen gründen, auf die Abgaben, die sie zahlen, auf den Handel, den sie unterhalten, auf ihre großmüthige Bereitwilligkeit im Fall der Noth Hülfe zu leisten: so erfordert das Interesse der Regierung, ihnen durch den ruhigen und gesichersten Genuß ihres Eigenthums, durch Auszeichnungen, die man der Großmuth widerfahren läßt, durch die Zulassung öffentlicher Vergnügungen, durch eine gänzliche Freyheit im bürgerlichen Leben, ihr Vaterland lieb und werth zu machen. Die Reichthümer eines handelnden Staats können leicht aus dem Lande gehen, und man würde sie ge-

wiß verscheuchen, wenn man die Vergnügungen, die Eitelkeit und den gesellschaftlichen Umgang zu sehr einschränken wollte. Die Religion, zusammenwirkend mit dem Geist der Regierung, trägt denselben Charakter der Sanftheit; sie ist tolerant, einfach, erfordert keine abergläubischen Uebungen. Ihr Dienst ist einfach, wie sie selbst. Man beurtheilt die Religion mehr nach Tugenden als nach Grundsätzen. Sie zeigt sich vorzüglich durch eine beständige anhaltende Mildthätigkeit, durch Allmosen und Beystand, die man den Armen und Unglücklichen in bösen Zeiten in Ueberfluß und mit Zuvorkommung ertheilt, durch den Frieden, der in den Familien herrscht, und durch die Erziehung der Kinder. Dieß ist der wahre Zweck der Unterweisung in der Religion. Die Diener derselben haben keinen Einfluß in die Regierung des Staats, als durch ihr Beyspiel, und die Achtung, die ihrem Charakter und ihren Tugenden erwiesen wird. Sie widmen sich dem Trost der Unglücklichen und der geistlichen Hülfe. Ihr Beruf ist ein edler, schöner Beruf. Die Kette, die durch

die bürgerlichen Gesetze geschlossen ist, verbindet und umfaßt alle Stände des Staats, alle Individuen der Nation, vom untersten Einwohner bis zur ersten Magistratsperson. Jeder ihrer Ringe enthält Rechte und gesicherten Genuß, jede Gewalt hat ihr Gleichgewicht, die die Freyheit des Staats ungekränkt erhält. Ein Volk, das nach diesen Gesetzen beherrscht wird, muß so glücklich und frey seyn, als die Menschheit es nur erlaubt, es muß die höchste Stufe des Wohlstandes erreichen: es kann ihm weiter nichts fehlen, als die Kunst, sein Glück zu genießen, die sich nicht vorschreiben läßt, die man selbst lernen muß. Glückliche Republik! dich hat der Himmel erwählt, zum Beyspiel der Glückseligkeit zu dienen, deren die Menschen auf dieser Erde fähig sind. Ich hoffe, Du denkst eben so wie ich, bester Freund. Es ist schwer, mehr günstige Umstände zum Glück einer Nation zu vereinigen, alles scheint seinen Theil beyzutragen: allein persönliches und individuelles Glück findet allenthalben Statt, der Sklave hat seine Freuden, und Freyheit ist die Mutter der Unruhe. Glück-

liche und unglückliche Weſen ſind faſt allents halben in der Welt in gleicher Anzahl zerſtreut. Der Menſch gewöhnt ſich an ſein Loos, und dem Schickſal kann er nirgend entgehen. In der Grundeinrichtung der Geſellſchaft hat er ſich zu ſehr von Laune und bloſſer Willkühr beſtimmen laſſen. Durch ihre Ungleichheit macht ſie diejenigen unglücklich, die nichts haben, ohne das Glück jener zu ſichern, die zu viel haben. Der Menſch braucht Brod, ein Kleid, eine Gefährtinn, die ihm anſteht, und ein wenig Freyheit. Dieſe unentbehrlichen Dinge hätte man ihm laſſen ſollen, ohne daß er ſie mit dem Schweiß ſeines Angeſichts benetzen müßte, der nur für die Begierde nach Ueberfluß hätte aufgeſpart werden ſollen. Dieſe Begierde wäre dennoch ein genugſamer Antrieb zur Arbeit geblieben. Unter uns gibt es zu viel unglückliche Menſchen, ohne Brod, ohne Wohnung, mit einer Gattinn, die ſie nicht lieben können. Wenn man über die Menſchheit nachdenkt, ſo ſteigt man zu den erſten Einrichtungen hinauf, und geräth in unnütze Speculationen. Heut hatte ich eben Luſt, Dir die meis

nigen über Politik mitzutheilen. Mit Dir kann ich mich wohl mit diesen Gegenständen beschäftigen; ich möchte Dich gern zu Deiner natürlichen Bestimmung zurückbringen. Ueberlaß Dich diesen Gegenständen ganz, wenn Du einmahl in der Laufbahn bist. Sie sind den Kräften Deiner Einbildungskraft angemessener, als sonst etwas. Ich fordere Dich auf, diese ungenützten Kräfte zu brauchen. In manchen Augenblicken werde ich Dich mit Vergnügen anhören; in andern scheint mir alles so übel eingerichtet, alles sich so widersprechend, so schwierig, den Forderungen der Natur so entgegen gesetzt, daß man glauben sollte, die Natur habe sich noch nicht ganz aus den Chaos entwickelt. Ich finde dann nichts gut, als deine Freundschaft. Du magst sagen, was Du willst, nichts kann mich von einem Freunde, wie Du bist, trennen. Adieu.

Sechs und dreyßigster Brief.

Laura an Sophie.

Wie, meine liebe Freundinn, Sie antworten mir nicht? ich war so fest überzeugt, mit der rückkehrenden Post einen Brief von Ihnen zu bekommen. Ich eilte ihm entgegen diesem Brief, ich verlangte ihn angelegentlich, und man sagte mir, es wäre nichts für mich da. Ich ließ mirs mehr als einmahl sagen, ich schickte noch einmahl hin, und wußte nicht was ich denken noch sagen sollte, als ich wirklich nichts erhielt. Ich ging mit den traurigsten Betrachtungen in mein Zimmer zurück. Wie, dachte ich, meine Freundinn verläßt mich? Wie? Sophie, meine liebe Sophie, sagt mir nichts mehr? Und eben jetzt, da ich Ihren guten Rath, Ihre Gedanken, Ihr Urtheil über mich so gern wissen möchte. Sieht meine Freundinn nicht mehr, wie sehr ich ihres Beystandes bedarf, oder hat der Inhalt meines letzten Briefs Ihre Gesinnungen geändert? Bin ich ohne Gnade verdammt? Wollen Sie keine

Freundinn mehr, wie ich bin? Woher soll ich die Kraft nehmen, Ihnen zu schreiben, und alles in Ihren Busen auszuschütten? O meine beste Freundinn, ich strecke die Arme nach Ihnen aus: es ist mir, als wär ich wieder ein Kind geworden, und könnte nicht gehen. Fassen Sie mich bey der Hand, ich bitte Sie. Ich frage mich, wo diese Veränderung wohl herrühren mag, und kann es nicht fassen. Sollte Hr. v. St. Ange die Ursache seyn? Wär es das, was er mir sagte und entdeckte. Ich gestehe, manchmahl glaube ich es. So wäre es also möglich, daß mir das begegnen könnte, was Sie mir vorher sagten, was Sie mir ankündigten, was ich so sehr fürchtete? Sie triumphiren, Grausame! So sey es denn — hören Sie — ich liebe Hrn. v. St. Ange, wenn die Liebe darinn besteht, daß man die Unterhaltung und den Umgang eines Mannes dem Umgang und der Unterhaltung aller übrigen vorzieht; daß man wünscht, ihm mehr, als jedem andern liebenswürdig zu scheinen, und mehr, als jede andere; daß man sein Urtheil und seine Meinungen hö-

her achtet, als alle andere; daß es uns Vergnügen macht, wenn er ſich da zu gefallen ſcheint, wo wir ſind, wenn jeder Vorzug, den er uns gibt, uns zufriedener macht. Ich ſagte Ihnen ganz freymüthig meine Meinung, da alle Geſchöpfe mir noch gleichgültig waren: wenigſtens werde ich dieſe Freymüthigkeit nicht ablegen. Warum ſollte ich nicht alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen geſtehen? Hängt es von mir ab, die Verſchiedenheit in den Gegenſtänden, die mir vorkommen, nicht zu ſehen, und vereinigen ſich in einem derſelben Eigenſchaften, die Achtung und Wohlgefallen erwecken, ſoll ich mich mit Gewalt von ihm entfernen? Sie ſagten mir einmahl, Hr. v. St. Ange liebe mich nicht. Sie haben ſehr Recht, ich bin nicht im Stande, ſtarke dauerhafte Empfindungen einzuflößen: Sie thaten wohl, daß Sie mir dieſen Wink gaben. Die Eigenliebe hätte mich täuſchen können; doch ich verſichere Ihnen, ſie ſoll mich nie vergeſſen machen, wer ich bin, und mein Mistrauen wird in dieſem Punkt immer unbegrenzt ſeyn. Ueberdieß will ich ja nichts, begehre nichts, ſo

sehr ich auch in diesem unruhigen Augenblick, in den mich die Umstände versetzt haben, den Wahn nöthig hätte, zu glauben, ich würde wirklich geliebt, ich fände Freundschaft und Theilnahme, ich könnte mein Herz frey ausschütten. Wären Sie bey mir, ich brauchte sonst Niemand. Anderwärts sehe ich mich nicht um. Ich bin fest entschlossen, mein Herz so genau zu studiren, daß ich Herr über jede Bewegung desselben bleibe; Sie wissen, daß ich nachdenken und überlegen kann, und ich will viel denken und überlegen. Dieß that ich auch bey Gelegenheit eines Briefs, den ich von Hrn. v. St. Ange erhielt. Er begleitete das Paket Papiere, die mir mein Vater anzunehmen befohlen hatte. Ich konnte also nichts thun, so fest ich auch willens war, nichts anzunehmen, und noch weniger zu schreiben. Nothwendig mußte ich doch die Bestimmung von dem erfahren, was man mir schickte, und zugleich, ob ich meinem Vater beym Uebersenden nicht noch außerdem was zu sagen hätte: und so las ich den Brief. Gern legte ich ihn hier bey, oder schickte Ihnen eine Abschrift, wenn beydes

nicht ein wenig gefährlich wäre. Der Brief enthält keine Schmeicheleyen, wogegen man auf ſeiner Huth ſeyn müßte: im Gegentheil, er ſagt, ich wäre eine gefährliche Perſon, ich würde nie den Werth der Gefühle, die ich erweckte, einſehen lernen; ich erregte die heftigſten Wünſche, auch nur die mindeſte Freundſchaft, die geringſte Gegenneigung zu erhalten, allein ich wäre derſelben ganz unfähig: in Jahren, wo die Frauenzimmer nur mit dem Verlangen zu gefallen beſchäftigt wären, gäbe ich mich mit Denken und Unterſuchen ab: meine Augen wären zu ſcharf, meine Urtheile zu richtig; ich wäre unempfindlich gegen allen Eindruck, den ich machte, ich verachtete meine Siege, ich vermengte im Wirbel des geſellſchaftlichen Lebens alle Gegenſtände, und wüßte diejenigen nicht zu unterſcheiden, die wenigſtens ihrer Empfindungen und Geſinnungen wegen ausgezeichnet zu werden verdienten. Dieſe Art zu denken mache, daß er wegen ſeiner Gefühle für mich zittere: er werde ſuchen, ſich dagegen zu vertheidigen. Er traue ſich Kraft zu, unglücklich zu ſeyn, und ſein Unglück

lieber fern von mir in seinen Busen zu verschließen, als mir misfällig zu werden, als zu sehen, daß ich ihn und seine Gefühle keiner Aufmerksamkeit würdige. Wenn es ihm möglich ist, will er sich ganz der tiefsten Einsamkeit widmen. Er will sich begnügen, meinem Vater zu schreiben, und ihm die Leiden, die seine Tochter ihm mache, nicht zurechnen. In langer Zeit will er nicht wiederkommen, und sich nicht bey uns sehen lassen. Sie werden gestehen, meine Liebe, daß das mehr Beleidigungen als Schmeicheleyen sagen heißt, und ich begreife gar nicht, wo er diese Ideen von mir her hat. Man zeigt sich also niemahls, wie man ist, oder die Leute sehen uns immer in einem falschen Lichte. Ich bildete mir ein, gerade die entgegengesetzten Fehler zu haben; ich glaubte einen zu hohen Werth auf die moralischen Vorzüge der Menschen, auf alles was Zuneigung verdienen und Freundschaft einflößen kann, zu legen; ich glaubte es zu sehr zu empfinden, zu sehr auszuzeichnen, und zu gleichgültig gegen alle schimmernden, glänzenden Eigenschaften zu seyn. Die bloße Vorstel-

lung des Unglücks rührt mich tief, und alles, was leidet, hat seine Rechte auf mich. Es hält schwer, bey so offenbaren Ungerechtigkeiten gleichgültig zu bleiben, und es ist sonderbar genug, daß er sich ein Vergnügen damit macht, mir seine Thorheiten zu erzählen, und eben so viel Klagen gegen mich darauf zu gründen. Ich bin indeß nicht gesonnen mich zu rechtfertigen; will er durchs aus eine böse Meinung von mir haben, macht es ihm Vergnügen, recht gut, so bleibe er in seiner Einsamkeit, so komme er nicht wieder. Meine Aeltern werden sein Betragen sehr auffallend finden. Meinen Vater wird es übler Laune machen, diese üble Laune wird er an mir auslassen, und ich werde viel Verdruß haben. Er ist doch ein grausamer Mann. Gerade er bekümmert sich wenig um die Empfindungen anderer Leute. Es war mir unmöglich, ihm das nicht fühlen zu lassen. Mein Vater hatte mir befohlen, Hrn. v. St. Ange von dem Empfang der Papiere Nachricht zu geben, und ihm zu sagen, er würde nächstens wieder zurückkommen. Ich antwortete ihm nur

mit drey Worten: aber ich sagte ihm doch, er müsse ohne Zweifel gute Gründe haben, nur auf seine Convenienzen Rücksicht zu nehmen, und seine Versprechungen zurück zu nehmen. Wenn sein Geschmack und seine Interesse ihn in einer weiten Entfernung von uns hielten, so habe niemand das Recht, sich ihm zu widersetzen. Das Interesse anderer Personen komme bey ihm wohl nicht in Betracht, und es wäre eine tägliche Erfahrung, daß gerade diejenigen, die am meisten von Empfindungen sprächen, am wenigsten empfänden. Er kömmt mir recht abgeschmackt vor mit seiner Einsamkeit und dem Gedanken, nicht wieder zu kommen. Es ist eine ganz sonderbare Art, sich eine schlimme Vorstellung von den Leuten zu machen, und dann fortzugehen, ohne sich zu bekümmern, ob sie wahr oder falsch ist. Er kömmt gewiß nicht eher wieder, als bis mein Vater in ihn dringt. Mein Vater ist kein Freund vom Schreiben, und hat auch nicht die Zeit dazu; jetzt ist also gerade der Augenblick, wo Hr. v. St. Ange ihm am nützlichsten seyn könnte. Es gibt eine Menge

Dinge zu beſorgen, zu entſcheiden: mein Vater wird mit der ganzen Welt ſchmollen. Ich glaube faſt, ich hätte doch etwas beſtimmter mit Hrn. v. St. Ange über ſeine Rückkunft ſprechen ſollen. Vielleicht hätte ich ihn aus ſeinem Irrthum ... o Gott! meine Liebſte, Theuerſte, ich glaube Ihren Augen zu begegnen, ſie ſind ſcharf auf die meinigen geheftet; Ihre Blicke dringen in das Innerſte meiner Seele. Ja, meine Liebſte, ich will es nicht leugnen; die Abweſenheit des Hrn. v. St. Ange thut mir ſehr leid: ſie verurſacht mir ein unangenehmes Gefühl, das ich nicht beſchreiben kann. Sein Brief macht mir eine ängſtliche Empfindung, von der ich mir ſelbſt den Grund nicht angeben kann. Doch können Sie ganz ruhig ſeyn, denn bis jetzt iſt keins von uns beyden glücklich. Sie konnten weder Uebereinſtimmung, noch Sympathie, noch ſonſt etwas, das zu einer allzu feſten Verbindung führt, zwiſchen uns entdecken, und gewiß iſt es auch nicht möglich, daß wir viel näher zuſammen kommen. Uebrigens bleibt Hr. v. St. Ange immer ein Mann, den mein Va-

er liebt, und ſchätzt, und deſſen Bekanntſchaft ihm ſehr angenehm iſt. Die Sachen mögen zwiſchen uns laufen, wie ſie wollen, ſo darf doch mein Vater nicht darunter leiden. Was jetzt zwiſchen uns vorgeht, iſt von keiner Wichtigkeit und bedeutet nichts. Es müßte etwas mehr ſeyn als einige unbedeutende Auszeichnungen, als eine ſchwache Freundſchaft, die auf die Annehmlichkeiten des Umgangs gegründet iſt, wenn die Sache ernſthaft werden ſollte. Ich bin mir meiner Gedanken und Empfindungen zu genau bewußt, als daß ich nicht immer Herr über ſie bleiben dürfte. Ich habe meinem Hang zur Unabhängigkeit nichts weniger, als entſagt: er wird mir immer Kräfte geben, meine Empfindungen mögen auch ſeyn, wie ſie wollen. Ich hoffe, liebſte Freundinn, Sie ſind nunmehr über mein Geſtändniß vollkommen beruhigt, Sie ſehen nun, wie wenig die ganze Sache zu bedeuten hatte. Alles was ich wünſche, iſt, daß mein Vater mir nicht gegründete Vorwürfe zu machen habe, daß ich etwas dazu beygetragen, ihn einer nützlichen Perſon beraubt zu haben. Es ſcheint, er rechnet in mehr als Einem Betracht auf Hrn. v. St.

Ange; deſto leider ſollte es mir thun, wenn er ihn einbüßen müßte. Was mich außerordentlich wundert; meine Mutter hat den Nahmen des Hrn. v. St. Ange ſeit ſeiner Abweſenheit nicht über die Zunge gebracht; ſie hat nicht ein Wort von ihm geſprochen. Ich erzählte ihr, daß er mir die Papiere geſchickt habe. Ihre Antwort war, ich müſſe ſorgen, ſie meinem Vater mit der ſicherſten Gelegenheit zu übermachen: er hab' es ihr auch vorzüglich anempfohlen. Auch außerdem ſuchte ich noch einigemahle das Geſpräch auf ihn zu bringen, ſie hielt mir aber nicht Stand. Ich begreife durchaus nicht, was dieß Stillſchweigen zu bedeuten haben kann. Nicht ganz ſo iſt es mit Mamſell Mirfort. Sie machte mir vorgeſtern einen ſehr ſonderbaren Beſuch. Sie blieb lange bey mir und hörte nicht auf, vom Hrn. v. St. Ange zu ſprechen. Sie erzählte mir, den Tag vor ſeiner Abreiſe wäre er eine Stunde und zwanzig Minuten mit ihr ſpatziren gegangen. So bis auf die Minute wußte ſie die Zeit anzugeben. Sie erzählte mir ihre ganze Unterhaltung, von der ſie nicht ein Wort verloren hatte. Es war ſehr komiſch zu ſehen,

wie sie auf die unbedeutendsten Galanterien einen unendlichen Werth legte. Auf einmahl fing sie ganz außer dem Zusammenhange an: „Meine Liebe, sagen Sie mir, ich bitte Sie, was müßte ich thun, wenn sich Hr. v. St. Ange wirklich an mich attaschirte?„ Ich gestehe, die Frage überraschte mich. Indeß antwortete ich doch, indem ich die Arbeit hinlegte, und das Feuer im Kamin anfachte: „Meiner „Meinung nach können Sie nichts bessers thun, „als ihren gegenseitigen Neigungen folgen.„ — „Ah, versetzte sie, das freut mich unendlich, „daß Sie eben so denken wie ich. Sie haben „sich wirklich ein wenig geändert. Sonst verdammten Sie alle Inclinationen, und sagten „alles mögliche Böse davon. Ich versichere „Ihnen, fuhr sie mit einem sehr gezierten Ton „fort, ohne sie ist das Leben nicht der Mühe „werth.„ Sagen Sie mir, meine Beste, warum ich fühlte, daß mir die Röthe ins Gesicht stieg. Ohne Zweifel war es Zorn. Ich wendete mich weg, daß Mamsell Mirfort mir nicht ins Gesicht sehen konnte. Von diesem Augenblick an schien mir ihr Besuch von der unerträglichsten Länge, ich wollte eben die

wichtigſten Geſchäfte vorſchützen, als ſie Anſtalt zum Aufbruch machte. Es iſt doch immer etwas Unangenehmes im Umgang mit dieſer Perſon. Ich hätte faſt Luſt, mich mit ihr zu entzweyen: ich wünſchte, ſie gäbe mir Veranlaſſung dazu: ich fürchte aber nur, nunmehr hat ſie wenig Luſt dazu.

Seit der Abreiſe meines Vaters bin ich faſt nicht ausgekommen, ich habe alle Aſſembleen und Soupers ausgeſchlagen. Ich rieth meiner Mutter, ſich zu ſchonen und zu Hauſe zu bleiben. Den Abend iſt ſie niemahls allein. Die große Welt und die Geſellſchaften fangen an mich zu ermüden, größtentheils habe ich nichts als Langeweile darinn. Mit Vergnügen bemerke ich, daß das Ende des Winters herannahet, ich fürchte nur, wir kommen dießmahl ſo bald nicht aufs Land. Sehr oft denke ich an Hrn. v. Noirval, an meinen Bach, und auch an Madam v. St. Marcin. Ich bin zu ſehr von dieſen Gegenſtänden entfernt und zerſtreut worden, mit deſto größerm Vergnügen und Intereſſe hoffe ich ſie wieder zu ſehn. Unterdeſſen machen wir Promenaden im Wä-

gen: sie sind der Gesundheit meiner Mutter sehr zuträglich, und werden also immer häufiger widerhohlt. Mein Vater ändert seine Equipage und schaft sich eine neue an. Sie bleibt in der Stadt, meine Mutter kann sich also derselben mit mehr Vergnügen und Leichtigkeit bedienen. Ich weiß nicht, meine Bessie, ob ich Ihnen gesagt habe, daß wir Nachricht von Hrn. Attwell bekommen haben. Die Portraits sind glücklich in London angekommen und an unsern Vetter abgeschickt worden. Weiter aber wissen wir nichts von ihnen, und leicht möglich, daß wir auch niemahls mehr erfahren. Ich schreibe Ihnen, liebe Sophie, in dem festen Vertrauen, recht bald und recht lange Briefe von Ihnen zu bekommen, und nicht zu vergessen, Antworten auf alle, alle meine Fragen. Wenn Sie mir nicht mehr schreiben, so kann ich wohl auch schweigen, und würden Sie sich nicht einmahl den Vorwurf zu machen müssen, eine Freundinn verlassen haben, die Sie liebte, herzlich liebte, und die Ihre Gleichgültigkeit, Ihre Entbehrung schrecklich unglücklich machen würde? Nunmehr können Sies hal-

ten, wie Sie wollen. Ach, mein Herz bleibt Ihnen doch auf ewig. Leben Sie wohl beſte theuerſte Freundinn; ich bin feſt entſchloſſen Ihnen nicht eher wieder zu ſchreiben, als ich etwas von Ihrer Hand geſehen habe.

Sieben und dreyßigster Brief.

Laura an Sophie.

Nein, meine Beste, ich kann nicht schweigen. Können Sie schon mich vergessen, so kann ich doch Sie nicht vergessen. Ja, ich will Ihnen schreiben, ich will Sie verfolgen, wohin Sie sich auch verstecken. Es ist mir einsmahl zur Gewohnheit worden: ich kann nicht mehr allein seyn. Mein Papier und meine Feder bringen mich Ihnen näher. Schreib' ich an Sie, so ist mir, als hätt' ich den angenehmsten Gesellschafter um mich. Den Tag über wollte ich Sie noch zur Noth entbehren, Geschäfte, Zerstreuungen, Arbeiten, meine Aeltern geben mir da genug zu thun; wenn ich mich nun aber in mein Stübchen zurückgezogen habe, wenn ich einen großen, weiten, leeren Raum zwischen mir und der ganzen übrigen Welt zu sehen glaube, wenn ich mir bey der tiefen Ruhe und Stille, unter den höchst gleichgültigen Gegenständen um mich her, wenn ich mir da einsam vorkomme, wie ein Wanderer in einer weiten, öden Wüste; dann, dann

wenden sich alle meine Gedanken, meine Phantasie, mein Herz allein auf Sie.

Oft fange ich eine Lectüre an, wenn ich so des Abends beym Feuer sitze; aber gewöhnlich währt es nicht lange. Ich höre alle Stunden schlagen, höre das Rufen der Patrullen um Mitternacht, um Ein, um Zwey Uhr; endlich schlägt es Drey; ich sitze noch und denke. Die Zeit ist aber doch verflossen; und das ist mir schon genug. Ich nehme mir vor, Ihnen noch etwas zu sagen, ehe mich der Schlaf dran verhindert; ich fange an, schreibe ein paar Worte, allein das Licht geht aus, ich habe gleich keins bey der Hand, und lege mich in der Dunkelheit zu Bette. Wenigstens hoffe ich den Morgenschlaf zu genießen; umsonst, ich höre Geräusch, der Tag bricht an. Ich fürchte, es möchte schon zu spät seyn, die Unruhe treibt mich aus den Federn, und nun habe ich Zeit genug an Sie zu schreiben, denn es währt noch lange, eh jemand im Hause wach wird. Was ich Ihnen da erzähle, begegnet mir oft, zum Beyspiel gleich diese Nacht, und diesen Morgen. Ich schreibe Ihnen also, meine bei

ste Sophie, aber abschicken thue ich den Brief nicht eher, als ich einen von Ihnen bekommen, als ich gewiß weiß, daß ich meine Freundinn nicht eingebüßt habe. Bis dahin mag er in meinem Bureau liegen bleiben. Wenn es nöthig ist, kann ich von Zeit zu Zeit noch immer etwas hinzusetzen. Bekomme ich aber nichts von Ihnen, oder habe ich nicht Ursache mit dem, was ich bekomme, zufrieden zu seyn, so werfe ich alles, was ich geschrieben habe, ins Feuer, und sage Ihnen kein Wort mehr von mir. Vorzüglich große Sorge macht mir mein Brief an Hrn. v. St. Auge: ich hab' ihn zu sehr auf der Eil geschrieben; ich hätte mir mehr Zeit zum Ueberlegen nehmen sollen. Ich bin nicht gewiß, ob ich das wirklich gesagt habe, was ich sagen wollte. Der Brief war gar zu schlecht geschrieben, wenigstens bleibe ich so lang unzufrieden damit, als ich sehe, was für eine Wirkung er hat. Ich sollte es schon wissen: denn es sind bereits ganzer vier Tage, daß ich ihn schrieb und dem Boten gab, der, wenn ich nicht irre, gerade wieder nach Hrn. v. St. Auge Landhaus zurückging. Freylich hat er nicht die geringste Verbindlichkeit, mir

darauf zu antworten, und ſtrenen ſoll mich, wenn ers unterläßt. Gewiß, ich werde ihm meine groſſe Zufriedenheit zu erkennen geben. Meinem Vater aber hätte er doch ſagen laſſen ſollen, wenn er wieder zurückkäme. Kömmt er nicht, ſo hält man ſich wohl gar deshalb an mich. Vielleicht müßte ich dann den Brief des Hrn. v. St. Ange und meine Antwort zeigen. Ich hatte mich ſchon darauf gefaßt gemacht, ich wollte es ungeheißen thun, allein, da mein Vater ſo beſchäftigt und mit tauſend ganz verſchiedenen Sorgen beläſtigt iſt, ſo würde es höchſt unbillig ſeyn, ihm eine neue vergebliche Unruhe zu machen. Wenn ich es noch thue, ſo bin ich geſonnen, wenigſtens einen ruhigen Augenblick abzuwarten, wo ich verſichert ſeyn kann, ſein zärtliches Vaterherz ganz offen zu finden. Ich ſagte ihm neulich einmahl, er liebte mich nicht mehr. Was meinen Sie, daß er mir zur Antwort gab? Er nannte mich ein undankbares Mädchen, alles, was er thäte, geſchähe für mich; niemand würde ſo viel davon genieſſen, als ſeine Tochter. Er ſchloß mich dann in ſeine Arme, und bat mich, ihn nicht durch unnütze Dinge unruhig zu machen.

Ach! wir waren glücklich, ein ander Glück ist gekommen, und hat jenes verscheucht, das wir genossen, und das ich oft mit Thränen im Auge zurück wünsche. Es ist wahr, wir können jetzt dem Hange unsers Herzens zum Besten der Hülfsbedürftigen mehr folgen: mein Vater, der sehr mitleidig ist, gibt mir von Zeit zu Zeit ein ansehnliches Geld, dessen Verwendung mir wahres Vergnügen macht. Zwar geschieht es immer noch nicht so oft, als ich wünschte. Indeß, ich muß zufrieden seyn. Ist mir doch eine neue Quelle des Genusses geöffnet, den ich gegen wenig andere vertauschen würde. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß so viel Leute im Mangel und Elend schmachten.

Heute machen wir die erste Probe mit unserm neuen Wagen: die Pferde haben wir schon eine Weile. Eben kömmt die Kutsche vom Sattler, meine Mutter macht sich das Vergnügen, sie zu probiren, und dann meinem Vater Bericht abzustatten. Das Wetter ist sehr schön, wahrscheinlich machen wir einen großen Weg. Adieu, meine beste Freundinn.

Diesen Abend oder morgen früh sah ich Sie wieder.

Donnerstags Abend um zehn Uhr.

Meine Mutter ist von der Spazierfahrt sehr ermüdet, und hat sich früher als gewöhnlich zu Bette begeben. Ich will Ihnen meinen ganzen Tag beschreiben, aber — aber! noch immer Nichts von Ihnen, meine Beste! Von niemand Nichts! Mein Vater kömmt auch nicht zurück! Ist denn die ganze Welt gestorben? Glücklicher Weise ist mir etwas anders in den Kopf gekommen. Eine Idee, muß ich Ihnen sagen, die mir alle Augenblicke lieber wird, die mich ganz entzückt. Ich bin überzeugt, Sie haben nichts dagegen.

Unsere Spazierfahrt dauerte sehr lange, viel länger als wir gerechnet hatten. Wir fuhren gegen die Seite der Berge zu. Wir waren ohngefehr eine Stunde gefahren, als wir die Heerstraße verließen. Ein sehr angenehmer Kreuzweg verleitete uns. Ich hoffte einige Schlüsselblumen zu pflücken, die sich neben den Hecken anfingen zu zeigen. Allein der

Weg war sehr eng und kothig. Ich konnte nicht aussteigen; der Wagen konnte nicht einmahl wenden. Wir sahen uns also genöthigt, dem Weg länger als eine Stunde zu folgen. So kamen wir endlich zu einem einzelnen Bauerhause. Der Platz davor war sehr artig, wir bekamen Lust auszusteigen und in dem Hause einzusprechen. Es war sehr reinlich, alles stand in der besten Ordnung, und hatte sogar die Miene von Wohlstand. Neben dem Feuer sahen wir einen alten Mann mit eitel grauen Haaren sitzen, neben ihm stand ein Kind, mit einem hölzernen Teller, auf welchem Brod lag. Das Kind schien den alten Mann zu nöthigen, daß er essen möchte, und wenig Acht auf uns zu haben. Der Alte aber kam uns entgegen, bot uns seine Dienste und alles, was er im Hause hatte, an. Er war aus dem Walde nach Hause gekommen, und sehr müde. Er fragte, ob wir uns verirrt hätten, und wie wir in diesen entlegenen Ort kämen, den noch niemahls jemand aus der Stadt besucht habe? Meine Mutter ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, und setzte sich mit ihm ans Kamin. Mir fiel die Schönheit des Kin-

des in die Augen. Ein kleines Mädchen von sieben höchstens acht Jahren, mit heitern Mienen und einer frischen Farbe, wie die Gesundheit selbst. Das Gesicht rund und voll, ein paar große blaue Augen, schöne kastanienbraune Haare, die ihr die Stirn und fast die Augen bedeckten. Die Reinlichkeit im Anzug und allen reizte mich es auf den Schoos zu nehmen, und liebzukosen. Ich fragte den Bauer, wem das Kind gehöre? „Ach! es ist unser! war sein „ne Antwort; jetzt ist das mein ganzer Trost„ — Wie, fiel ich ihm ein, dieses Kind ist eure Tochter? — — „Das nicht! meine Tochter „ist ihre Mutter, meine selige Tochter nehmes „lich. Ihr Vater ist in holländische Dienste „gegangen, meine Tochter, die bey mir ist, ist „nur ihre Base„ Ich erkundigte mich nach dem Nahmen des Kindes. Der gute Mann sagte mir, sie hieße Henriette. Das kleine Mädchen hielt ihren Großvater an der Hand, stützte ihren Kopf in einer Stellung auf ihn, die Zärtlichkeit ausdrückte und Interesse erregte, und setzte sehr lebhaft hinzu, sie heiße auch Angelika: ihre Base aber litte es nicht, daß man sie bey diesem Nahmen riefe. Ich verlangte

die Base zu sehen. Sie wäre, hieß es, im Garten. Das kleine Mädchen lief vor mir her, mich dahin zu führen. Sie warf sich in ihre Arme; sie umarmten sich mit einer solchen Zärtlichkeit, daß man sie eher für Mutter und Tochter, als für Base und Nichte hätte halten sollen. Die Kleine nannte sie immer Base. Ich erblickte eine Bäuerinn, die über dreyßig Jahre zu seyn schien, und mager und bleich aussah. Man bemerkte mehr Spuren von Verdruß und Arbeit, als Ueberbleibsel eines artigen Gesichts. Doch entdeckte man bey mehrerer Aufmerksamkeit schöne Züge. Schöne sprechende, aber ein wenig eingefallene Augen leiteten auf die Vermuthung, daß sie viel Kummer ausgestanden haben möchte. Meine Theilnahme und Neugierde nahmen von Augenblick zu Augenblick zu. Ich that eine Menge Fragen über die Base, die Nichte, und den Großvater. Ich sagte, sie wären sehr glücklich, ein solches Kind wie dieses da zu haben. Die Base antwortete mir, indeß sie dem Mädchen liebkoste, es wäre ein gutes Kind, das nur selten einen kleinen Fehler begienge. Die Kleine umarmte die Base mit einer reizenden Zärtlichkeit: ich bekam große, große

Luſt, ſo ein kleines Kreatürchen bey mir zu ha-
ben. Ich habe keins von den Thieren um mich,
die die Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und Sor-
ge nöthig machen, die man ſtreichelt, und
liebkoſt, deren Behaglichkeit man oft ſeine ei-
gene und die Ruhe fremder Perſonen aufopfert.
Sie ſind dienſtbare, unglückliche Sklaven, ge-
gen deren Anhänglichkeit und Dankbarkeit viele
Menſchen gleichwohl ſo empfindlich ſind. Jetzt
empfinde ichs zum erſtenmahl, wie ſehr ange-
nehm mich ein kleines Geſchöpf beſchäftigen
würde, das ich wirklich glücklich machen könnte,
das denken und plaudern könnte. Ich fragte
die Frau, ob es ihr vielleicht nicht ein Gefalle
wäre, wenn man ihre kleine Nichte bey jemand
unterbrächte, das alle mögliche Sorgfalt auf
ſie wenden, und ſie wie eine Mutter lieben
würde. Sie verſetzte es würde ihr ſehr ſchwer
werden, ſich von dem Kinde zu trennen, denn
die Kleine fange ſchon an, ihren Großvater zu
pflegen. Ich theilte meiner Mutter meinen
Plan mit. Ohne ſich gerade dawider zu ſetzen,
gab ſie mir doch zu verſtehen, daß das ſich eine
Verbindlichkeit auflegen hieße, die in der Folge
zu machen Unannehmlichkeiten Anlaß geben

könnte. Sie verwies mich ganz auf den Ausspruch meines Vaters. Sie betrachtete das Kind in der Nähe und fand es nicht weniger liebenswürdig, als ich. Sie wollte sogar, ich weiß nicht welche, Aehnlichkeit in dem Gesichte mit einem gewissen Jemand entdeckt haben. Mein Vater dringt seit einiger Zeit in mich, mir ein Kammermädchen anzunehmen. Ich will ihn bitten, mir die Wahl dieses Kindes zu lassen. Es soll bey mir auf dem Zimmer seyn; ich will es pflegen, erziehen, glücklich machen. Es wird mir eine anziehende Gesellschaft in den einsamen Stunden seyn, wo man sich so gern allen Träumen und Grillen überläßt. Je mehr ich die Sache überlegte, desto stärker ward mein Verlangen danach. Ich drang in den Bauer und in seine Tochter, mir das Mädchen zu überlassen. Ich that ihnen alle Versprechungen, die sie nur erwarten konnten, sagte alles, was ihren Entschluß nach meinem Willen zu bestimmen fähig war. Ich sagte, ich wollte nur erst die Einwilligung meines Vaters haben, und würde in einigen Tagen wiederkommen. Auf dem ganzen Rückweg nach der Stadt sprach ich mit meiner Mutter

von sonst nichts, als von diesem Projekte. Ich hoffte meinen Vater zu finden; er kömmt aber erst morgen wieder. Ich schmachte und sehne mich, mit ihm davon zu sprechen. Ich fürchte nicht, daß er sich dawider setzen soll. Verschiedene Personen besuchten meine Mutter und brachten den Abend bey ihr zu. Man sprach von unserer Spazierfahrt. Ich theilte meinen Plan mit. Jedermann fand eine Menge Bedenklichkeiten und Unannehmlichkeiten. Die eine sagte, man müßte die Bauern nicht über ihren Stand erheben; eine andere behauptete, wenn es den Kindern solcher Aeltern allzu wohl und glücklich würde, so schlügen sie immer aus der Art, die beste Erziehung verdürbe sie nur mehr. Die alte Fräulein D * * * sagte: sie hätte oft den Gedanken gehabt, ein kleines armes Mädchen zu sich zu nehmen und zu erziehen, allein sie hätte immer wieder überlegt, daß ihre beyden Hunde und ihr Papagey, von denen sie sich ohnmöglich trennen könnte, darunter leiden würden.

Hr. v. Marville kam auch. Man veränderte die Materie des Gesprächs, und er machte sich mit den guten Freundinnen meiner

Mutter viel zu schaffen. Gegen mich schien er unruhig, neugierig, verlegen. Es schien, als hätte er mir etwas zu sagen: er sprach aber von Niemand. Drauf ließ er ein paar Worte von übler Laune und Zerstreuung fallen, und verschwand. Wirklich, der arme Marville ist doch oft sehr wenig liebenswürdig. Man sprach von ihm, als er weg war. Jedermann kam darinn überein, Gutes von ihm zu reden. Die alten Damen von seiner Bekanntschaft machten die Bemerkung, er habe sich seit einiger Zeit sehr verändert: er strebe nicht mehr, so sehr wie ehedem, nach Eleganz in seiner Kleidung und seinem Putze. Meine Mutter sagte, sie fände, daß er sich jetzt weniger mit Ambra parfümire. Man versicherte, er nähme sich des Amtes, das ihm kürzlich anvertraut worden, mit allem Eifer an: seine Aufführung wäre seitdem ganz untadelhaft und exemplarisch. Ich glaube, ich hätte den Augenblick, wo diese Veränderung ihren Anfang genommen, so ziemlich genau bestimmen können. Einige Personen sagten ferner, sie glaubten, er ginge mit den Gedanken um, sich zu verheyrathen. Bey diesen Worten faßte mich meine Mutter scharf ins Auge und

beobachtete meine Miene. Es ſchien, als glaubte ſie, ich würde ſie verändern. Wie wir allein waren, verſuchte ſie, dieſe Saite von neuem zu berühren; ich bat ſie aber, mir zu erlauben, daß ich vor der Hand an nichts als an meinen Plan denken dürfte, das kleine Mädchen zu bekommen. Ich erſuchte ſie, mir die Einwilligung meines Vaters erbitten zu helfen. Sie verſetzte: da ich die Kinder doch ſo gern hätte, ſo ... Ich ließ ſie nicht ausreden: ich umarmte ſie, und verſicherte ihr, es würde uns allen Vergnügen machen.

Und nun ſagen Sie mir, meine Beſte, ob Sie meine Idee nicht billigen, ob Sie nicht eiferſüchtig darüber ſind? Ich kann die Zeit nicht erwarten, bis ich die kleine Kreatur um mich habe; ich vermiſſe ſie ſchon. Sie ſollen dieſen Brief nicht eher bekommen, als die Sache entſchieden iſt. Ich hoffe, mein Vater ſoll morgen zeitig genug wiederkommen, daß ich die Länge und die Breite mit ihm verhandeln kann. Den Nachmittag fahre ich dann zu den guten Bauerleuten und in drey oder vier Tagen bekomme ich meine liebe Kleine.

Sie können sich immer gefaßt haben, alles anzuhören, was sie thun und plaudern wird. Wir wollen uns über ihre Erziehung unterhalten, und, wenn Sie wollen, dann von sonst Niemand mehr sprechen. Hör' ich doch so schon von Niemand mehr sprechen.

Leben Sie denn wohl, meine Liebe. Morgen habe ich alle Hände voll zu thun. Der Morgen geht mir mit Wirthschaftssachen hin; dann muß ich Verwandte besuchen, Staatsvisiten machen, einer Assemblee bey Hrn. du Terrier, wohin meine Mutter gehen will, und einem Souper bey unsern Tanten beywohnen, wo man nicht ungestraft fehlen darf. Hr. de la Hausse und Hr. du Terrier werden da seyn. Bey alle dem wird mir der Tag lang genug werden. Morgen kömmt keine Post, ich bekomme also Nichts von Ihnen. Gern blieb ich zu Hause, und erwartete meinen Vater, und brächte ihm mein Anliegen vor. Morgen Abend sollen Sie noch ein paar Zeilen von mir bekommen: denn Sie sind einmahl nun die einzige Person, mit der ich mich unterhalten kann.

Diesen Abend nur noch ein Wort, meine Liebe. Ich kann nicht mehr, ich bin fürchter-

ſich abgemattet, und doch kann ich mich ohnmöglich ſo ins Bett legen, ehe ich die witzigen Einfälle des Hrn. du Terrier und die Galanterien des Hrn. de la Hauſſe ein bischen abgeſchüttelt habe. Mein Vater kam erſt ſpät an, und fand bey ſeinem Eintritte ins Haus gleich Geſchäfte, ich habe ihn alſo nicht geſprochen. In der Aſſemblee ließen ſichs die Herren du Terrier und Deſaleurs einfallen, mich in ein langes, ewiges Geſpräch zu verwickeln: ich konnte mich nicht von ihnen losmachen. Womit ichs nur um die Leute verdient habe! Keiner denkt daran, wieder auf ſein Landgut zu gehen. Morgen mit Tagesanbruch will mein Vater mit meiner Mutter und mir auf unſer Landhaus gehen. Wir ſollen die Verbeſſerungen ſehen, und wegen der Ausmöblirung der neuen Zimmer Anſtalten treffen. Ich freue mich drauf: ich wäre gern längſt einmahl dort geweſen. Ich bin doch neugierig, ob ich meine Zeichnung wiederfinde. Und dann können wir von unſern Nachbarn, von denen wir ſo lange nichts gehört haben, Erkundigung einziehen. Ich hoffe, das Wetter ſoll morgen ſehr ſchön werden, und da will ich wacker die Gegend

durchstreichen. Bey meiner Zurückkunft finde ich dann gewiß auch, einen Brief von Ihnen. Ich glaubte, mein Vater würde mir etwas über die Papiere sagen, die ich ihm zugeschickt habe: er ließ sich aber kein Wörtchen verlauten. Und Sie, meine Beste, sind Sie auch todt? Morgen werde ich erfahren, ob Sie noch für Ihre Freundinn leben, und mein Brief wird entweder — geschlossen werden, oder — ins Feuer wandern.

Ich komme nach Hause; ich frage, ob ein Brief gekommen ist. Man gibt mir einen. Er ist von meiner zärtlichen Freundinn, von meiner lieben Sophie. Ich öfne ihn hastig, überlese ihn mit flüchtigen Blick. Ich sehe, daß Sie mich noch liebt, daß Sie nicht krank ist — so weit vortreflich! Mit dem Uebrigen aber bin ich sehr wenig zufrieden. Ich verstecke ihn, um ihn bey Muße mit Bequemlichkeit noch einmahl zu lesen. Ich gehe also heut früher als gewöhnlich auf mein Zimmer.

Nun habe ich ihn noch einmahl gelesen, den Brief. Er schmerzt mich, kränkt mich. Nein! Ich einen Brief erwartete ich nicht.

Acht und dreyßigster Brief.

Sophie an Laura.

Ich hätte Ihre letzten Briefe beantworten können, meine Beste, ohne die Feder anzusehen, und blos deshalb, glaub' ich, hab' ich es nicht so geschwind gethan, als Sie es zu wünschen schienen. Ich hätte Ihnen nur die ersten Briefe zurückschicken dürfen, die Sie mir Anfangs von Ihrem Landhaus, und auch diejenigen, die Sie an Mamsell Mirfort geschrieben haben. Sie haben mir große Luft gemacht, Ihnen eben das zu sagen, was Sie ihr sagten. Ihre Charaktere sind so höchst verschieden, Sie denken so wenig einig mit ihr, und schwatzen doch just eben so, wie sie. Ich hätte gar nichts dawider, im Gegentheil, es würde mich sehr freuen, wenn Sie so dächten, als ich: aber Ihre Denkungsart ist in diesem Punkte ganz von der meinigen verschieden, und ich getraue mir nicht zu bestimmen, was am Ende heraus kommen wird. Ich fürchte für Sie, und möchte Sie doch nicht gern betrüben; ich möchte Ihnen mit tröstender Freundschaft entgegen

kommen. Liebste, beste Freundinn, ich fühle, daß Sie meinem Herzen jetzt näher sind, als jemahls, aber ich sehe auch, daß Sie in Ihrer jetzigen gefährlichen Lage, eine Freundinn, wie ich bin, nöthig haben. O warum müssen wir getrennt seyn? warum kann ich Sie nicht in jedem Augenblick hören. Ich wollte mit Ihnen in die Tiefen Ihres Herzens hinabsteigen. Hier würde ich Ihren Feind suchen. Dorthin hat er sich verbergen: da muß er seyn, wenn Sie überhaupt einen haben. Ihr Verstand, der noch vor wenig Monaten so stark war, so vortreflich räsonnirte, macht jetzt gemeinschaftliche Sache mit ihm, Sie zu quälen, zu beunruhigen, und tausenderley Sorge und Kummer zu machen. Arme Laura! wie Sie sich selbst hintergehen, wie Sie den Gift verstärken, der Ihrem Herzen droht! mit welcher Geschicklichkeit suchen und finden Sie, was Sie — fürchten! Ach! darinn besteht Ihre ganze Kunst; Ihre Philosophie, Ihr System, Ihr Stolz, alles beugt sich, und gibt einer Leidenschaft nach, die freylich stärker ist, als alle Philosophien und alle Systeme. Glauben Sie nicht, meine Beste, daß ich diese Leidenschaft gerade zu

verwerfen will; niemand kann das weniger wollen, als ich. Ich will weder zureden, noch abrathen, noch in Furcht setzen — nur Ihrem Herzen will ich beyspringen. Nicht Ihn fürchte ich: hat er Empfindung, so kann es ihm auch nicht an Tugenden fehlen. Sagen Sie nur gerade heraus: ich liebe Hrn. v. St. Ange, — und ich bin ganz ruhig. Gestehen Sie die Wahrheit, sagen Sie, Sie fänden in seiner Person, in seinen Manieren, seinem Geist und Herzen einen gewissen Reiz, etwas Anziehendes, das Ihnen gefiele, Sie vergnügte; und dann kann ich mir selbst sagen, daß es Ihnen Vergnügen macht, ihn zu sehen und zu hören, was sehr natürlich ist, und was noch natürlicher ist, daß Sie wünschen, von ihm geliebt zu werden. Aber dagegen empören sich die Eigenliebe, das Mißtrauen, die Widersetzlichkeit, mit Einem Worte, alle die Ideen, die man sich in den Kopf setzt, die unsere Ruhe stören, und uns über den Zustand unsers eigenen Herzens irre führen. Ich sehe Ihren Kampf, ich fühle, was Sie leiden, was Sie mir so gern verbergen möchten, und beklage Sie, liebe Laura,

Doch, warum sollten Sie Hrn. v. St. Ange nicht lieben? Er ist großmüthig, menschenfreundlich — um seinen Zweck besser zu erreichen; er ist tugendhaft — um Ihre Tugend auf eine desto härtere Probe zu setzen. Er wird so wenig lieben, als ihm nur möglich ist, dafür aber wird er nichts versäumen, was Ihnen zärtliche Gefühle gegen sich einflößen kann; er wird die Vortheile benutzen, in welche diese Gefühle ihn gegen Sie setzen, und dahin will ich ihn nur haben. Ich fordere ihn auf, dann nicht die feurigste, aufrichtigste, reinste Leidenschaft gegen meine liebe Laura zu fassen. Er hat die Gewalt Ihrer Reize erfahren, hat sich bestrebt, Ihr zu gefallen, hat Ihren Geist, Ihre Anmuth, Ihre vortreflichen Eigenschaften, Ihre Tugenden kennen lernen, und täglich wird er Ihre zärtliche, empfindungsvolle Seele mehr kennen lernen — mit dieser Kette wird er sich selbst fesseln; er wird sie nicht zerbrechen können, wenn er gleich wollte; er wird sie in ein ewiges Band verwandeln, das das Glück von beyden machen muß. Das ist meine Prophezeihung. Glauben Sie mir, ich habe alle Ihre Briefe deutlich im Gedächtniß, und kann nichts anders prophezeihen.

Ihr stolzer Geist räsonnirte sonst so gut, er wird es noch besser lernen. Ich will ihm helfen, so viel ich kann, doch so, daß auch mein Herz wenigstens gleichen Antheil nimmt, und gewiß, unbegreiflich wär es, wenn zwey verbündete weibliche Geschöpfe, wie wir, uns selbst betrügen, oder von andern betrügen lassen könnten. Unsere Entfernung ist ein Hinderniß, das ist nicht zu leugnen; allein, werden Sie mir nicht immer so fort schreiben? Meine Briefe sollen einzig dazu bestimmt seyn, Ihnen Winke zu geben, und alles mitzutheilen, was ich vorauszusehen im Stande bin. Z. B. Ich sehe sehr wohl voraus, daß Sie, nachdem Sie dem Hrn. v. St. Ange so wie sichs gehörte geschrieben hatten, um ihn nicht von Ihrem Vater zu entfernen, ihn nun nicht mehr anhören werden. Er hat Ihnen nichts mehr zu sagen, Sie können von seinen Gesinnungen weiter nichts mehr erfahren. Nunmehr ist es seine Pflicht, Sie von seinen Absichten offenherzig zu unterrichten. Nur durch dieses Mittel kann er Ihre Gesinnungen, Ihre Absichten erfahren. Vielleicht hat er sich schon mit dem glücklichen Erfolg geschmeichelt. Nie ist die Eigenliebe der Manns-

ersonen so leichtgläubig, als wenn sie nichts zu glauben scheinen. Wer weiß, wie weit die Imagination ihn geführt hat? Immerhin! nur muß Hr. v. St. Auge meine Laura auch wirklich lieben, mit der Wahrheit, der Aufrichtigkeit lieben, die Sie verdienen, und so natürlicherweise einflößen müssen. Das verlange ich durchaus. Ich würde den Mann hassen, der meine Laura nur mittelmäßig lieben könnte, ich würde seine Feindinn werden. Ich mag durchaus nichts von der bloßen gegenseitigen Zuneigung hören, die sich, wie es heißt, zwischen zwey liebenswürdigen Personen einfindet, und die hernach — wer weiß wozu? verleitet. Bey dieser Gelegenheit lassen Sie uns doch ein bischen über das, was man eigentlich Zuneigung nennt, räsonniren. Vorschwatzen könnte ich Ihnen genug davon, aber erklären nicht. Vielleicht treffen wir das rechte Fleck, wenn wir uns unsre beyderseitigen Empfindungen mittheilen. Ich selbst habe nie die Empfindung gehabt, die man Neigung, Leidenschaft nennt: deshalb aber ist mir jene Art von Empfindung doch nicht ganz unbekannt. Ich war noch nicht funfzehn

Jahr alt, als ich vom Anblick eines gewissen Herrn, der meine Aeltern bisweilen besuchte, auf eine außerordentliche Art frappirt wurde. Er gefiel mir unendlich. Seine Figur, seine Stimme, seine Manieren, seine Reden machten einen sonderbaren Eindruck auf mich. Er war mir das Bild der Vollkommenheit. Ich hätte gewünscht, er wäre mein Vater, mein Bruder, mein Freund gewesen. Ich lernte die Geschichte, und fand die auffallendsten Aehnlichkeiten zwischen ihm und jedem Helden, der mir aufstieß. Bald war er Cyrus, bald Alexander, bald Telemach. Alle Gegenstände der Religion sogar dachte ich nur in Beziehung auf ihn. Hätte man eine Beschreibung von Gott von mir verlangt, ich hätte ihn geschildert wie Hrn. * * *. Er war ohngefehr dreyßig Jahr alt, und in seinen Augen war ich nur ein Kind, für das er aus bloßer Höflichkeit einige Aufmerksamkeit bezeigte; ja, wenn ich mich recht erinnere, so konnte er mich sehr wenig leiden. Er entfernte sich endlich aus unserm Orte, mein Gedächtniß und meine Imagination blieben sehr mit ihm beschäftigt, doch gewöhnte ich mich an seine Abwesenheit.

Unvermerkt wurden die Eindrücke schwächer, die Ideen von ihm verschwanden, und ich dachte gar nicht mehr an ihn. Einige Jahre nachher sah ich ihn wieder; aber das Wundergeschöpf fand ich nicht mehr, das ich in meinem funfzehnten Jahre gesehen hatte: jetzt war er der alltäglichste Mensch in meinen Augen. Seit dieser Zeit ist meine Seele immer ruhig gewesen, und ich habe diese Art von Erschütterung nicht mehr empfunden: selbst da, als ich mich verheyrathete, kam nichts Aehnliches in mein Herz. Aber von jenem Augenblick an habe ich wenigstens eine Idee von den hinreißenden Hang, der Neigung, die uns bisweilen überwältigt. Ich sehe wohl, daß das der eigentliche Feind ist, gegen den man auf seine Hut seyn muß. Er wirft einen Schleyer auf alles um uns her, vorzüglich auf die Zukunft. Er fängt damit an, alles zu verschönern, alles zu rechtfertigen, und endigt damit, daß er alles vergiftet. Ich sage Ihnen hier nichts Neues, nichts, was sich Ihnen nicht schon hundertmahl von selbst dargeboten hätte. Gewiß überlegen Sie alles, denken Sie über alles nach: es liegt Ihnen zu viel dran, die Wahrheit zu

finden, als daß Sie nicht alle Kräfte Ihres Geistes aufbieten sollten, ihr nachzustreben. Das ist mein Trost. Das lebhafteste Vergnügen macht mirs, wenn ich in der ganzen Lage Ihrer Umstände sich alles zu Ihrem Glück sich ordnen sehe. Das Glück verbindet sich mit der Liebe, und Sie werden eine Glückseligkeit, die Ihrer würdig ist, genießen. Ihr Vater, der die glücklichen Umstände, die ihn begünstigen, benutzt, wird gewiß wollen, daß seine Tochter es auch sey. Lassen Sie mich dieser reizenden Aussicht genießen, sie thut meinem Herzen so wohl!

Also, meine beste Freundinn, sehen Sie den Hrn. v. St. Ange wieder, so halten Sie ihn in einer solchen Entfernung von sich, daß er merken muß, seine Absichten allein könnten Sie zu einem Entschluß bewegen. Erzählen Sie mir ja recht genau, was bey dieser ersten Zusammenkunft vorfällt. Meiner Meinung nach muß sie über vieles entscheiden. Ich erwarte die ausführlichste Beschreibung davon mit Ungeduld. Was mich nächst dem am meisten beschäftigt, ist auch ein kleines Mädchen, aber ein eigenes, das ich gewiß, gewiß bekommen wer-

de. Ich sehne mich mit zu großem Verlangen danach, als daß meine Hoffnung getäuscht werden könnte. Ich sehe es schon im Geiste, ich erziehe es, es wird meine Freundinn, meine Gefährtinn seyn: Ich würde ihm den Nahmen Laura geben, wenn ich ihm nicht den Nahmen seiner Großmutter geben müßte. Ihr Plan mit dem Kinde, das Sie zu sich nehmen wollen, wird schwer auszuführen seyn; ich hoffe, Sie sollen ihn selbst aufgeben.

Ich bin nicht krank, aber oft ist mir doch nicht wohl. Niemand, als ich, weiß was ich leide. Vorzüglich verberge ich es vor meinem Mann. Ich sehe wohl, eine kränkliche Frau mit ihren Klagen könnte ihm nicht gefallen. Die Gesellschaft anderer Frauenzimmer gefällt ihm so schon besser, als die meinige, wenigstens sucht er sie oft. Was würde daraus werden, wenn er nun gar eine kranke Frau zu fliehen hätte? Ich für mein Theil suche nichts. Ich genieße jeden glücklichen Augenblick, der sich in meinem Hauswesen, und jedes Vergnügen, das sich im gesellschaftlichen Umgang darbietet. Mein Mann wird mich immer lieben, und ich hoffe und erwarte mein kleines Mäd-

chen. Sehen Sie, damit beſchäftige ich mich. Doch auch von meiner Laura habe ich etwas zu hoffen, und bald, einen langen, langen Brief. Es würde mich ſehr verdrießen, wenn Sie allemahl erſt Antwort von mir erwarten wollte, ehe Sie mir wieder ſchriebe. Mein Stillſchweigen ſelbſt muß Ihr ſagen, wie ſehr ich Sie liebe u. ſ. w.

Neun und dreyßigster Brief.

Laura an Sophie.

(Fortsetzung des sieben und dreyßigsten Briefs.)

Meine beste Freundinn, ich habe meinen Brief abgebrochen: ich konnte nicht fortfahren. Der Ihrige verursachte mir eine Unruhe, gab mir eine Niedergeschlagenheit, die mirs ganz unmöglich machte zu schreiben. Und doch hätte ich Ihnen gern Tausenderley gesagt, was Sie beruhigen, zurechtweisen und zu meiner Vertheidigung dienen konnte. Auf einmahl aber ist alles weg. Ich warf die Feder hin, und suchte den Schlaf, der nicht so gefällig war, sich finden zu lassen. Wie kann man bey einem Plane, wie der meinige ist, bey einer Freundinn, wie Sie, und einem Manne, wie Hr. v. St. Ange, die geringste Ruhe genießen? In den Umständen, in welchen ich mich befinde, sind mir diese Gedanken die ganze Nacht über nicht einen Augenblick aus dem Kopfe gekommen, wiewohl an der ganzen Sache doch wohl nichts Schuld hat, als Ihr Brief. Er hat eine Unruhe in mir erregt, die ich nicht

ſtillen konnte. Auch jetzt noch bin ich um nichts ruhiger; ich bin nur ſchwächer, niedergeſchlagener. Meine Ideen ſtürzen nicht ſo gewaltſam hinter einander her, und ſo fühle ich den Kummer, den Sie mir machen, nur deſto ſtärker. O ich kenne keinen ſtärkern, grauſamern, quälendern Schmerz, als Sie meinetwegen in Sorgen zu ſehen, und weshalb in Sorgen? Weil ſich ein Mann an mich attaſchirt; weil Hr. v. St. Ange, ich weiß nicht, was für Empfindungen für mich hat, die, ich weiß nicht wozu, führen können. Ich habe alſo wirklich einen verkehrten Kopf, durchaus keinen Verſtand, keine Grundſätze, nicht die mindeſte Stärke der Seele. Wenn man Sie hört, ſo ſollte man glauben, ich wäre den Augenblick verloren, ſo bald man es nur wagt, mir zu erklären, man liebe mich. Aber nein, meine Beſte, Sie kennen mich wirklich nicht; Sie haben vergeſſen, was ich Ihnen ſo oft geſagt, und wiederhohlt habe. Sie vermengen mich mit dem großen Haufen ſchwacher Weiber, die weder denken, noch überlegen. Wie iſt das möglich? Doch immerhin, meine Liebe, denken Sie was Sie wollen von den Empfindungen und Geſinnungen des Hrn. v. St. An-

ge und selbst von den meinigen; nehmen Sie an, er sey ein himmlischer Phönix, seyn Sie nur Ihrer Freundinn halber unbesorgt. Das ist alles, warum ich Sie bitte. Und wenn er morgen stürbe, leid thun würde mirs ohne Zweifel, aber Sie selbst sollten mirs nicht ansehen. Er könnte sich — was gewiß noch weit mehr sagen will, — am andern Ende der Welt verheyrathen, ich würde ruhig seyn, und nicht mehr dran denken Vor allen Dingen verlassen Sie sich drauf, daß man hier, weder von ihm noch von mir ein Wort sprechen soll. Ich begreife nichts von jener Zuneigung, jenem Hange, aus dem Sie eine so wichtige Sache machen, womit Sie mich schrecken wollen. Ich kenne ihn nicht, und werde ihn nie kennen lernen. Ich bin so weit davon entfernt, daß ich mich immer mehr fürchte, Hrn. v. St. Ange wiederzusehen, als ich es wünsche. Sie allein — durch das, was Sie über ihn und mich sagten — Sie allein sind Schuld, daß mich jedesmahl, wenn ich ihn sehe, so eine wunderbare Empfindung überrascht, die aber, wenn ich recht fühle, ganz von Ihrer Zuneigung verschieden ist. Doch es sey, was es will, sagen Sie mir nur,

was Sie auf den wunderlichen Gedanken gebracht hat, durchaus zu verlangen, daß Hr. v. St. Ange mich lieben soll? Ist denn das so schwer? Ist er dessen unfähig? Oder sollte ich mich verblenden, und an etwas glauben, das nicht vorhanden ist? Und was liegt am Ende daran, ob er mich liebt, oder nicht liebt? ob ich es glaube, oder nicht glaube? Werde ich nicht immer dasselbe Mädchen bleiben, als ich war? Um nichts besser und um nichts schlechter? Ich fälle mein Urtheil über Hrn. v. St. Ange; das ist es alles. Entsteht daraus eine angenehme Verbindung, eine Freundschaft, die ein wenig stark und eng ist, oder auch gar, wenn Sie wollen, eine Leidenschaft — so behalte ich ja immer doch meine Augen, zu sehen, meinen Verstand, eine Entschließung zu fassen — und was ist dann noch zu fürchten? Indeß, meine beste Freundinn, sehe und erkenne ich in Allem, was Sie mir sagen, ihre wahre, theilnehmende, thätige Freundschaft. Sie treiben Ihre Kunst der Vorhersehung, so weit sie sich nur treiben läßt. Ich will Sie nicht zurückhalten, im Gegentheil, sagen Sie mir immer alles: nichts, das verspreche ich Ihnen, nichts soll mir zu hart

dünken. Es wird mir nie an Gründen fehlen, die Sie beruhigen können. Wird dazu weiter nichts erfordert, als Gewißheit über die Denkungsart des Hrn. v. St. Auge, so können Sie es getrost seyn: Ich glaube, er würde Sie selbst überzeugt haben. Ich dachte sehr wenig an ihn, als wir nach unserm Landhaus gingen. Es hatte ihm nicht beliebt, mir zu antworten, er kam nicht in die Stadt zurück; ey nun, dachte ich, er ist Herr und Meister — zu thun und — zu lassen.

Ich beschäftigte mich mit meinem kleinen Töchterchen: ich sprach nicht meinem Vater unterwegs davon. Ich bat ihn, mir die Erlaubniß zu geben, dieses Kind zu mir zu nehmen. Ich theilte ihm alle meine Gründe mit, warum ich es wünschte: eben so machte ers mit den Gründen für das Gegentheil. Er ließ mir nichts als eine schwache Hoffnung, mit der Zeit das noch zu erhalten, was ich so eifrig wünschte.

Bey unserer Ankunft in dem ländlichen Wohnsitz fanden wir ihn voller Arbeitsleute aller Art. Allenthalben arbeitete man an Thüren, Fenstern, Böden und Decken; man fing schon an den Gesellschaftssaal zu mahlen und

zu vergolden. Meine Stube war in so fürchterlicher Unordnung, daß ich nicht sehen konnte, was man da gelassen oder weggenommen hätte. Mein Vater zeigte mir die beschlossenen Veränderungen im Garten; auch da war schon der Anfang mit der Arbeit gemacht worden. Ich gestehe, alle diese Verschönerungen machten mir Vergnügen, doch stieg ganz leise die Frage in mir auf: werden wir nun deshalb auch glücklicher hier seyn, als wir sonst waren? und ich fing schon an, mich zu kümmern, daß wir genöthigt seyn würden, dieses Jahr länger als gewöhnlich in der Stadt zu bleiben. Mein Vater beschäftigte sich mit den Arbeitern, meine Mutter mit den Möbeln. Das Wetter war sehr schön, den Nachmittag ging ich ins Wäldchen an den Rand meines Bachs, setzte mich wieder, und träumte eine ganze Weile ungestört fort. Ich erinnerte mich an einige Dinge, die Sie mir in Ihrem Briefe sagten. Ich nahm meine Brieftasche heraus, und suchte ihn. Der vom Hrn. v. St. Ange fiel mir in die Hände. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn aus dem Umschlag nahm, der vor meine Füße fiel. In

dem Augenblick hörte ich das Geräusch von dürren Blättern, auf denen Jemand gegangen kam. Voller Erstaunen wendete ich mich um, und erblickte nicht ohne eine aufsteigende Röthe eine Mannsperson mit einem runden Hut, der die Augen verdeckte, die Arme kreuzweis auf die Brust gelegt, der mit einer nachdenkenden und zerstreuten Miene hinherging. Sein Erstaunen, seine Bewegung, als er mich erkannte, fielen in die Augen. In eben dem Augenblick fühlte ich die meinige doppelt, eilig raffte ich die Briefe zusammen und wollte die Brieftasche aufheben; ich sah mich nach dem Umschlag um, der auf die Erde gefallen war, wer aber suchte und suchte und nichts sah, das war ich. Hr. v. St. Ange, denn Sie haben doch schon gerathen, daß er es war, näherte sich, hob ihn auf, und überreichte mir ihn. „Ich thue „ohne Zweifel sehr Unrecht, gnädiges Fräulein, „sagte er mir, daß ich mich Ihnen hier zeige und „Sie störe. Man begegnet niemahls gern einem „Menschen, den man keiner Antwort würdigt.„ Ich wußte nicht mehr, was ich sagte, noch was ich hörte: ich machte mich eilig nach dem Wege zum Hause auf, und doch — hatte er nicht

meiner Höflichkeit einen Vorwurf gemacht? ich wollte ihn aus dem Irrthum reißen, denn auf keinen Fall will man doch gern für unhöflich gelten. Ich sprach, so gut ich konnte, von den erhaltenen und abgesendeten Papieren, derentwegen er ganz unbesorgt seyn könne, da ich den Empfang gleich mit nächster Gelegenheit bescheinigt habe. Er schien erstaunt, und bey näherer Untersuchung fand sichs, daß er meinen Brief nicht erhalten hatte. Während diesem Gespräche kamen wir an einen Weg, der wenig gerade zu nach dem Hause führte, wir schlugen ihn ein, ohne darauf Acht zu haben. Bey alle dem waren wir auch für jemand in der Entfernung nicht versteckt, da die Bäume jetzt keine Blätter haben. Er schien außerordentlich unruhig und mißmüthig, daß er meinen Brief nicht erhalten. Er konnte nicht begreifen, wie die Sache zugegangen wäre. Er war in Verzweiflung: er glaubte, ich hätte ihm nicht einmahl antworten wollen. Er betrachtete diese Verweigerung, dieses Stillschweigen als ein Zeichen der Verachtung und Abneigung. Er wollte weder in die Stadt zurückkehren, noch sich unserm Hause nähern; er bat mich demüs

thig, ihn aus der Angst zu reißen, und ihm wenigstens ein paar Worte von dem Inhalt meines Briefs zu sagen. Vor Schmerz und Kummer standen ihm die Thränen in den Augen. Er beschrieb mir, wie unglücklich er gewesen wäre, seit ihm diese Vermuthung wahrscheinlich worden, und wie glücklich er jetzt wäre, da ihm der Irrthum benommen worden. Nie war seine Stimme rührender, nie sein Ausdruck wahrer, natürlicher gewesen; seine Augen glänzten von einem Feuer, das die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen bewährte. Er sagte, er wäre an meine ganze Familie attaschirt. Ich schlug ihm vor, mich ins Haus zu begleiten, wo er meine Aeltern finden würde. Er äußerte große Lust, gab mir aber zu verstehen, er sey in ein benachbartes Dorf gekommen, wohin ihn ein paar Bauern verlangt und zum Schiedsrichter bey einer Streitigkeit gewählt hätten; er müsse gleich auf der Stelle wieder hin, doch sey es ihm unmöglich gewesen, sich einen kleinen Spaziergang in das Wäldchen und an den Bach, den er in der Nähe vor sich gesehen, zu versagen. Er setzte hinzu, morgen werde er in die Stadt kommen,

und hoffe, wir würden keine Schwierigkeit finden, ihn bey uns zu sehen. Zum Unglück sind wir für den Nachmittag und Abend versprochen: ich mußte ihm das gelegentlich zu verstehen geben, er ist so argwöhnisch, und da er meinen Vater so lange nicht gesehen hat, so müßte es ihm doppelt unangenehm seyn, ihn zu verfehlen. Er wird also übermorgen kommen, und ohne Zweifel werden wir ihn den Abend bey uns behalten. „Wie glücklich würde ich seyn, sagte er mit der Miene des Entzückens, als er Abschied von mir nahm, wie „glücklich würde ich seyn, wenn ich Sie hinweglen auf diesem ländlichen Spaziergang anträfe! „Man wagt es hier, freyer zu denken.„ Wir waren eben aus dem Holze getreten, und nicht über hundert Schritte vom Hause entfernt. Er verließ mich, kehrte auf denselben Weg, den wir gemacht hatten, zurück, und ich glaubte zu sehen, wie er genau über die Stelle, wo er mich gefunden hatte, ging. Ohne Zweifel ist das der kürzeste Weg nach dem Dorf, wo er hin mußte. Und nun, meine Beste, ist diese Aufklärung nicht natürlich? ist diese Zusammenkunft auch gefährlich? Werden Sie

auch darüber erſchrecken? wird Ihre Freundſchaft von neuem beunruhigt werden? Warum fodern Sie, daß mich Hr. v. St. Ange durchaus lieben ſoll? Man muß die Sachen gehen laſſen, wie ſie gehen, und nichts fodern. Für mich, meine Beſte, bin ich ganz ruhig. Ich galt vorher in ſeinen Augen für ein ſtolzes, übermüthiges Mädchen, er würde uns vermieden haben, und gewiß, das wäre doch ſehr unangenehm für uns geweſen. Mein Vater hätte viel dabey eingebüßt. Zum Glück ſtellt Ein aufklärendes Wort alles in Ordnung und verſcheucht allen Irrthum.

Wie ich allein war, und dem Hauſe nahe kam, ſo fragte ich mich ſelbſt, ob ich meinem Vater ſagen würde, ich hätte Hrn. v. St. Ange geſehen. Ich weiß nicht, was ich auf einmahl für eine Furchtſamkeit ſpürte. Indeß nahm ich mir doch vor, es ihm zu ſagen. Ich fand ihn außerordentlich beſchäftigt; er gab einer Menge Leute Befehle. So oft ich den Mund aufthat, ihn anzureden, ward ich unterbrochen, und er weiß es noch nicht. Ich konnte alſo nichts anders thun, als warten, bis er ſelbſt anfinge, mit mir davon zu ſpre-

chen. Ueberdieß ist ja die ganze Sache ein höchst gleichgültiger Umstand, und ich werde ganz frey und ohne Zurückhaltung mit meinen Aeltern davon sprechen, wenn Hr. v. St. Ange selbst zugegen ist. Liebste Freundinn, sehen Sie doch ja die Sachen, wie sie sind, ich bitte Sie; seyn Sie versichert, daß gar keine Gefahr zu besorgen ist. Hr. v. St. Ange hat eine rechtschaffene Seele, eine vollkommen gutes Herz. Würden Sie ihm nicht selbst Ihre Geheimnisse anvertrauen, und die Sorge für Ihren Vortheil getrost überlassen? Ich versichere Ihnen, er verdient Zutrauen; dasjenige, das meine Aeltern ihm erweisen, ist gewiß gut angebracht. Daß ihn mein Vater seit seiner Zurückkunft nicht einmahl genannt hat, kömmt ohne Zweifel daher, weil er ihn selbst täglich zu sehen hofft, und weil er überzeugt ist, daß ich den letzten Befehl, den er mir gegeben, nicht vergessen habe. Es thut mir leid, daß ich diesen Brief angefangen habe, ehe ich den Ihrigen bekommen hatte: ich glaube fast, es würde manches von dem, was ich Ihnen hier sage, nicht aus meiner Feder geflossen seyn. Ich mag ihn nicht noch einmahl

lesen, lieber will ich Ihnen alles, was ich gedacht habe, schicke. Kann ich etwas Heimliches vor Ihnen haben?

Leben Sie wohl, liebste Freundinn, ich gehe zu meinen Aeltern zum Frühstück: ich will noch einmahl wegen meiner kleinen Tochter beym Vater ansehen. O und ich hoffe, sie gewiß zu bekommen: ich sehe schon einen Werth darauf, einen Werth — doch ein Ende mit dem Geschwätz! u. s. w.

Vierzigster Brief.

Herr v. Marville an Hrn. v. St. Ange.

Ich habe das nicht von Ihnen erhalten, was ich erwartete. Sie affektiren ein tiefes Stillschweigen über das, was ich Ihnen in meinem letzten Brief sagte, und kommen nicht einmahl in die Stadt zurück. Ihr Verfahren gegen mich fällt mir, ich gestehe es, etwas auf, und beunruhigt mich. Sollte das, was ich sagte, Ihre Eigenliebe beleidigt, oder Ihren Absichten entgegen gewesen seyn? — — St. Ange, ich liebe Dich, ich kann den Gedanken eines Zwistes unter uns nicht ertragen. Du hast zu viel Rechtschaffenheit, um mir Deine Gesinnungen und Entschließungen in Anschung meiner zu verbergen; und was habe ich gesagt oder gethan, mein lieber Freund, das mich von Dir entfernen könnte? Ich empfinde lebhaft Dein Glück, von Fräulein v. Germo sanguliebt zu werden; Du sollst es genießen Dein Glück, aber sie sollst Du nicht mit den weiblichen Geschöpfen vermengen, die nur einen Augenblick gefallen, die ein Verlangen erregen, und Geist und

Herz leer und öde laſſen, die man immer lieben muß, ohne ſeine Vernunft einen Augenblick bey ihnen brauchen zu können. Bey dieſen da genieße immerhin Deiner Vortheile, und brauche die Kunſt, zu gefallen ohne Dich zu feſſeln: für ſie ſind die liebſten Liebeserklärungen das Werk einer verſtohlnen Viertelſtunde; will man denken, ſo muß man ſeinen Stab weiter ſetzen. Auf dieſe Geſchöpfe paßte Dein Syſtem von Vergnügen und Leichtſinn, gegen dieſe konnteſt Du es ausüben, und Dich darüber freuen und zufrieden ſeyn. Aber bey Fräulein v. Germoſan würde es ein ſchändliches Verbrechen ſeyn, deſſen Du nicht fähig ſeyn kannſt. Du wirſt den Werth des Glücks ſchätzen lernen, von einem Frauenzimmer geliebt zu werden, die in jeder Lage liebenswürdig iſt, deren Eigenſchaften des Verſtandes die Gefühle des Herzens nähern; die eine reizende Geliebte, eine anbetungswürdige Frau, und — ſelbſt im Eheſtande — eine vollkommene Freundinn ſeyn kann. Ich läugne es nicht, ſolch eine Idee hat mir Fräulein v. Germoſan von ſich beygebracht, und dieſe Idee hat mich von allen andern Weibern entfernt. Jetzt bin ich weit aufgelegter, ſie zu meiden, als ſie aufzuſuchen. Die

Leichtigkeit flößt mir Ekel; Koketterie — Zurückhaltung und Kälte; Ziererenen, Falschheit, Sprödigkeit — Langeweile und Verachtung ein. Diese Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, mit der man mich bisweilen aufziehe, und die einige von meinen Freunden mir vorwerfen, verdanke ich einzig den Empfindungen, die Fräulein v. Germosan mir eingegeben hat. Ich habe weniger Vergnügen, aber ich bin glücklicher. Lauren gesehen, einige Augenblicke bey ihr zugebracht zu haben, läßt einen bleibenden, beseligenden Eindruck in der Seele zurück, den ich der Leere nach dem Genuß anderer Freuden weit vorziehe. Ich habe keine Hoffnung, ich bin unglücklich, aber mein Herz ist ohne Tadel; ich darf mir keine schimpflichen, unanständigen Kunstgriffe vorwerfen, keine Listen und Ränke, die immer so schwer zu verbergen, und deren Folgen so äußerst unangenehm sind. Auch meine Geschäfte kommen mir bey meiner Aenderung zu Statten. Ich vervielfältige sie, ich übernehme jedes, das mit meinem Amte in Verbindung steht. Ich nehme noch anderer Leute Arbeit dazu auf mich: ich habe wenig müßige Augenblicke, und die unglückliche

Empfindung, die ich nähre, ist eine Gesellschaft, die ich liebe, und die mich mehr aufrecht erhält, als niederschlägt. Mein Wunsch ist, Fräulein von Germosan glücklich zu sehen: ich kann Zeuge davon seyn, ich habe sogar den Ehrgeiz, etwas dazu beizutragen. Wer kann Ihrem Herzen die Freyheit zu wählen absprechen? Möchte es doch in dem, was seine wahre Glückseligkeit betrift, scharfsichtiger seyn, als das meinige, und sich nie selbst täuschen!

Ha! St. Auge, ich sehe Dein Glück und ich liebe Dich noch! Aber, sage mir, was bedeutet diese lange Abwesenheit? Wie kannst Du von der, die Du liebst, von dem liebenswürdigsten aller Geschöpfe entfernt leben? Ist es ein Befehl? oder Politik? Bekömmst Du Briefe, und zwar oft genug, Dich über die Trennung zu trösten? Ich verstehe nichts davon. Erkläre mir Deine Aufführung, ich beschwöre Dich. Sollest Du Mißtrauen in Deinen Freund setzen? Betrüge auch ihn, wenn es in Deinen Plan gehört, aber sage mir nur ein paar Worte. Auch ich leide unter Deiner Entfernung, wenigstens schreibe ich ihr die Zerstreuung und die üble Laune des Fräuleins v. Germosan zu. Ein ein-

zigesmahl ſah ich ſie munter, aufgeräumt, und ſo liebenswürdig wie ſie noch vor kurzer Zeit immer war. Ein paar Tage drauf fand ich ſie gleich wieder mit einer ernſthaften umwölkten Miene. Ich wollte ein Wort von meinem Freunde ſagen, ward aber ſehr übel angelaſſen, und entfernte mich, um nicht zu viel für Dich zu leiden. Sie kennt meine Art zu denken noch nicht. Sie ſoll ſie aber kennen lernen, und ich will die erſte Gelegenheit, ſie ihr bekannt zu machen, ausſpähen. Der Gedanke, zwey Perſonen, die ich liebe, nützlich zu ſeyn, iſt ſo anziehend, daß ich nichts lebhafter wünſche, als Gelegenheiten dazu.

Ich ſchreibe Dir durch einen Bauer, der nah vor Deinem Landhaus vorbeygeht, und morgen nach der Stadt zurückkehrt. Gib mir eine Zeile Antwort, ich beſchwöre Dich darum. Vor allen Dingen melde mir, ob ich nicht Hoffnung habe, Dich bald zu umarmen.

Wie ich Dir geſagt habe; ich möchte Dich gern in einer höchſt kitzlichen Sache zu Rathe ziehen. Durch eine Reihe von Formalitäten hab' ich Dinge entdeckt, die einer ganzen Familie nachtheilig werden können, und die ich nach

ſtrenger Amtspflicht der Gerechtigkeit in die Hände liefern ſollte. Die Verſchwiegenheit wird keine übeln Folgen haben, die Bekanntmachung keinen Nutzen ſtiften, die Gerechtigkeit aber wird doch ihren Lauf haben, und ſeitdem ich mich dem Publikum gewidmet habe, iſt das die Hauptſache in meinen Augen. Ich möchte wohl genau wiſſen, bis wohin es erlaubt iſt, zu vergeſſen, daß man ein öffentlicher Diener des Staats iſt, um vergeben, und nur ſeinem Herzen zum Erbarmen folgen zu können? Man muß ſein Amt in Achtung ſetzen, und ich habe eine gewiſſe natürliche Anlage zum Wohlthun und zur Nachſicht: bald aber wecken mich die Pflichten meines Amtes aus dieſem angenehmen Taumel, und ich unterwerfe meine Empfindungen der genauen Strenge des gerichtlichen Verfahrens. Die Formalitäten beſtimmen den Lauf der Gerechtigkeit, und wenn man ihnen folgt, ſo hat man ſich niemahls Vorwürfe zu machen, die Sachen mögen kommen, wie ſie wollen. Die Hauptſache iſt, daß die Strafbaren geſtraft werden, und daß wo möglich keiner der Ahndung der Gerechtigkeit entgehe. Ich weiß noch, daß ich einmahl innerlich ergrimmte, als

ich eine junge Magistratsperson sagen hörte, man dürfe kein Uebel, keinen Zeitverlust scheuen, einen Verbrecher zu entdecken, und alle seine Verbrechen ausfindig zu machen: die Schmerzen eines Unglücklichen, über den das Verdammungsurtheil ausgesprochen werden sollte, dürften für nichts geachtet werden, wenn es darauf ankäme, alles zu entdecken, und das gemeine Wesen und die Gerechtigkeit zu rächen. Diese Härte empörte mich damahls, meine Seele war voll von meinem Beccaria. Jetzt aber habe ich meine Ideen etwas geändert, und ich finde, daß diese Magistratsperson, ein guter, gelehrter Jurist, ziemlich Recht hatte. Man muß die Menschen in Furcht setzen, um sie zu leiten, und deshalb muß man sie strafen. Das ist die Pflicht des Richters. Komm' und sage mir deine Gedanken darüber. Laß zwey Personen, die Dich zu sehen hoffen und wünschen, nicht zu lange warten. Der Bote treibt mich. Lebe wohl, theuerster Freund.

Ende des zweyten Bandes.

68,5015

Laura,

oder

Briefe

einiger Frauenzimmer

in der franzöſiſchen Schweiz.

Vom Verfaſſer der Camille.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dritter Band.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
Mit Churfürſtl. Sächſſ. Privilegio.
1789.

2375

L a u r a.

Dritter Band.

Ein und vierzigster Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Marville.

Liebster Freund, ich komme mit einem vergnügten Herzen nach Hause, und empfinde ein neues Vergnügen, da ich Deinen Brief und Deinen Boten finde, der auf eine Antwort wartet. Ich habe Dir viel zu sagen, ich zweifle nur, ob der Bote mir Zeit genug dazu lassen wird. Du beklagst Dich über mein Stillschweigen, Du bist mit meiner Antwort unzufrieden; was aber sollt ich dir erzählen, wenn ich von Niemand etwas höre, wenn ich selbst keine Antworten auf meine Briefe bekomme? Wünschtest Du, ich wäre in die Stadt gekommen, und hätte mich durch fleissige Aufwartungen, die doch verschmäht worden wären, in der Leute Mund gebracht? Erlaube mir, daß ich mich von den Männern unterscheide, die über ihre Anhänglich-

keit an ein Frauenzimmer ſtolz ſind, und doch glaube ich, daß ich mit wahrer Wuth liebe. Ich hoffte auf ein paar Worte von Fräulein v. Germoſan; ſie ſollten viel, für mich alles entſcheiden. Es kam auf nichts geringeres an, als Deine Vermuthungen zu beſtätigen, und bey mir Geſinnungen zu befeſtigen, die mein künftiges Leben beſtimmen ſollten. Ein hartnäckiges und grauſames Stillſchweigen quälte mich. Ich verlangte die gleichgültigſten Dinge von der Welt, ſie ſollte mir nur ſchreiben, ob die übermachten Papiere richtig angekommen wären. Freylich geſtehe ich gern, daß ich auch in den Ausdrücken, in denen man mir das zu wiſſen thäte, Grund zu einiger leichten Hofnung zu finden hoffte. Es hält ſo ſchwer, eine Empfindung, die uns ganz einnimmt, zu verſtecken: ich würde ſie ſchon in den kleinſten Wörtchen, in den Schriftzügen, ja ſo gar in den Brüchen des Papiers zu entdecken gewußt haben. Ich ſagte mir, wahrſcheinlich iſt es eben das, was ſie fürchtet, oder vielleicht will ſie mir lieber Ihre Gleichgültigkeit durch ein verächt-

liches Stillschweigen zu errathen geben, als daß sie eine ganz gewöhnliche Höflichkeitspflicht, die ihr noch dazu gewiß von ihrem Vater anbefohlen worden, beobachten sollte. Auf einmahl waren alle meine Hofnungen verschwunden, alles was Du mir zu verstehen gegeben, alles was Du mir prophezeiht hattest, alle süße Träume, mit denen ich meine Seele erquickte. Nun fing ich an, mein allzu schwaches Herz zu verwünschen, das sich hatte fesseln lassen, ich bäumte mich in den Banden einer Leidenschaft, die ich gern unterdrückt hätte. Ich gab mir alle Mühe, in Fräulein von Germosan nichts als ein gemeines Frauenzimmer zu erblicken, die für nichts Sinn habe, als für einen eben gegenwärtigen Gegenstand, der ihr gefalle und sie schmeichle, und die von dem Laufe der Dinge, wie sie auf einander folgen, abhänge. Diese Vorstellungen machten einen schmerzhaften Eindruck auf mich: ich fing an förmlich melancholisch zu werden. Ich bereute, daß ich die Empfindungen, die Sie in mir erweckt, so voreilig entdeckt hatte; ich nahm

mir vor, sie ganz zu vernichten. In diesem mühseligen Kampfe dachte ich an nichts, beschäftigte mich mit nichts. Ich weiß nicht einmahl, ob ich mir Deiner Existenz bewußt war. Alles entwischte mir unter den Händen, nichts blieb mir als das Bild des himmlischen Mädchens. Ich sah sie, wie ich sie zum letztenmahl gesehen hatte. Ich hielt ihre Hand, ich drückte meine Lippen mit einem verzehrenden Feuer auf sie, und mein beunruhigtes Herz beklagte mit Verzweiflung das glänzende Phantom, und mein Glück, das sich in Dunst verlor. So waren die Tage, die ich seit meinem letzten Brief lebte, voll Erwartung, voll Hofnung, und endlich ohne alle Hofnung. Ich weiß nicht, was aus mir geworden seyn möchte. Ein paar Bauern zogen mich endlich aus der Unruhe, in der ich lebte. Sie thaten mir zu wissen, ich könnte ihnen in einer gewissen Sache sehr gute Dienste thun, und so machte ich mich nach ihnen auf den Weg. Sie erwarteten von mir die Stiftung eines Vergleichs über eine Ländereytheilung. Ich besuchte die Ge-

gend selbst, die gleich in der Nähe des Landhauses von Herrn v. Germosan ist. Ganz maschinenmäßig richtete ich meine Schritte nach dieser Seite, und ganz in Gedanken vertieft, kam ich endlich an den Bach, an diesen von dem Fräulein v. Germosan so begünstigten Platz. Ich glaubte, in der tiefsten Einsamkeit zu seyn, und sahe — was glaubst Du? — sie selbst. Ich glaubte anfangs, die Phantasie spiele mir einen Streich. Erstaunen, Ueberraschung trübten mein Gesicht. Endlich, da ich überzeugt war, sie sey es selbst, die vor meinen Augen stand, so — solltest du Dirs einbilden? — hatte ich eine wunderbare Empfindung — es war mir nicht recht, daß ich sie fand. Urtheile daraus, wie es in meinem Kopf stehen mußte. Meine ersten Aeußerungen mußten die Spuren davon an sich tragen: ich ging mit einiger Empfindlichkeit auf sie zu. Meine ersten Worte waren ein Vorwurf. Ihr Stillschweigen war in meinen Augen eine Grausamkeit, die ich ihr zum Verbrechen machte. Sie schien mich nur mit

halbem Ohr zu hören: sie stand eilig auf. In der Hand hatte sie eine Brieftasche, Briefe und Papiere. Einige davon entfielen ihr. Stelle Dir vor, liebster Freund, ich glaubte meinen Brief, meinen letzten Brief zu erkennen. Ein Lichtstrahl veränderte meine ganze Existenz: ich sah einen Engel des Himmels vor mir, dessen Reize die heißeste Flamme in mir entzündeten. Ich wünschte alle meine Empfindungen auf Einmahl ausdrücken zu können; aber sie erstickten mich fast und verwirrten meine Rede: ich weiß nicht, welch ein geheimer Schauer, welch ein tiefes Gefühl von Achtung sie auf den Lippen zurückhielt. Endlich gelang es mir doch, Worte zu finden; sie mußte die Aufrichtigkeit meiner Empfindungen sehen. Sie fing von selbst an, sich gegen den Vorwurf, den ich ihr anfangs gemacht, zu rechtfertigen: denn ich hatte schon alles vergessen, und würde jedes Verbrechen und jede Treulosigkeit vergessen haben. Sie sagte mir, sie habe mir geschrieben, sie habe mir geantwortet; ja, liebster Freund, sie hat mir geantwor-

tet, irgend ein böser Geist ist Schuld daran, daß das Papier, das sie — mit ihren Gedanken bey mir? — beschrieben, das unter ihren Augen gelegen, auf dem ihre Hände geruht, das ich, hätt ichs bekommen, verschlungen haben würde — der böseste aller bösen Geister hat es nicht in meine Hände kommen lassen! O gewiß es gibt solche böse Geister, die sich immer dem Glück der armen Sterblichen widersetzen. Doch nein! ich bin undankbar. Würde ich ohne das wohl nun so glücklich seyn, als ichs bin? Kennst Du die unaussprechliche Süßigkeit, die die wiederaufkeimende Hofnung in ein verzweifeltes Herz gießt? — Ah, mein Freund, scheue dich nicht vor Leiden, wenn du dich mit dieser Hofnung schmeicheln kannst. Wo dieser Brief, der über mein Leben und Schicksal entscheidet, hingekommen ist, weiß ich nicht. So bald ich nach Hause kam, ließ ich den Bedienten rufen, der meinen Brief hingebracht hatte, und die Antwort zurück bringen sollte. Gern hätte ich ihm den Kopf und die Arme aufgeschnitten, — um zu erfahren, wo er

ihn hingebracht habe. Er sagte, er habe noch mehr Pakete, noch mehr Briefe bei sich gehabt, und sie einen Augenblick bey meiner Schwester abgelegt, dort müßte er verlegt worden seyn. Ich schicke auf der Stelle einen Expressen ab, ihn zu suchen, ausfindig zu machen, wo er hingerathen ist. Findet er ihn, so mögte ichs gern dem Fräulein v. Germosan wissen lassen. Vielleicht ist sie in Verlegenheit. Doch nein, sie war nicht genug in Verlegenheit. Ich konnte keine Furcht bey ihr entdecken, daß das Billet in andere Hände als die meinigen gefallen seyn möchte. Wahrscheinlich enthält es also nichts, als sehr schwache, kalte, abgezirkelte Höflichkeitsformeln. Und so mag ichs denn auch nicht haben das Billet; behalt es, wer es hat! Statt dessen will ich mir noch einmahl die Anmuth, die aus ihren Augen leuchtete, den Klang ihrer Stimme, der allen meinen Sinnen schmeichelte, deutlich zurück rufen. O! sie weiß, daß ich sie liebe, ja, Marville, sie weiß es. Die Ehrfurcht, mit der ichs ihr sagte, muß

ſie überzeugt haben. Welch ein Glück, mit der Hofnung zu lieben, wieder geliebt zu werden! Laß nichts genießen, und ſchweig mir von Deinen Abſichten, Deinen Einrichtungen, Deinen Glücksplanen, Deinen Familienabſichten und häuslichen Geſchäften. Ich verſpreche Dir, Laura v. Germoſan ſo zu lieben, wie ſie es verdient, und nun ſey ruhig. Sollte ſie einmahl Urſache bekommen, unzufrieden mit mir zu ſeyn, ſo will ich Dich zum Richter wählen, und alles auf Deine erhabenen Geſinnungen ankommen laſſen. Ich denke doch, Du wirſt nicht eher ſeyn, als ſie ſelbſt, und wenn Du Luſt haſt, glückliche Perſonen zu ſehen, ſo verſpreche ich, nichts zu ſparen, um Dir dieſes Schauſpiel zu verſchaffen. Ich bewundere Dich, ich ſchätze Dich, aber nachahmen kann ich Dir nicht, da du mir unnachahmlich dünkſt. Ach, lieber Freund, Du weißt, daß ich Dich auch liebe, und Du ſollſt immer mit meinem Herzen ſchalten und walten, wie Du willſt. Da ich Fräulein v. Germoſan verließ, ſo erinnerte ich mich, daß ihr im Augenblick, als

ich mich ihr näherte, ein Papier entfallen war. Sie hatte es geſucht, aber in ihrer Verlegenheit nicht wieder gefunden. Dieſes Papier, dachte ich, kann dir vielleicht einigen Aufſchluß geben. Ich ſuchte und fand es. Es war der Umſchlag meines Briefs. Sie las ihn alſo, beſchäftigte ſich in der Einſamkeit mit mir, mit dem Ausdruck meiner Empfindungen! Aber hat ſie auch genug daraus ſehen können? Ich ſagte ſo wenig. Wenn ich das gewußt hätte! Ich wollte morgen nach der Stadt gehen, aber Fräulein v. Germoſan wird morgen nicht zu Hauſe, ſondern bey einem ihrer Verwandten ſeyn. Ich könnte ſie nicht ſehen; alſo übermorgen. Ich werde Dich auch beſuchen. Wenn Du willſt, ſo gehen wir zuſammen zu Herrn und Frau v. Germoſan. Ich habe ſie lange nicht geſehen: vielleicht behält man uns zum Abendeſſen. Ich habe einigen Grund es zu hoffen. Ich verſichere Dich, ich liebe ſie aufrichtig. Sie ſind gute, ſtille Leute, und haben Sinn für die Freundſchaft, die man ihnen bezeigt. Sie ſchei-

nen bey ihren mittelmäßigen Umständen glücklich. Die Vermehrung ihres Vermögens macht ihnen zur Zeit noch nichts als Unruhe und Sorgen, und ich weiß nicht, ob der Grund des neuen Gebäudes fest ist. Hr. v. Germosan hat sich dem Herrn de la Hausse ganz überlassen. Dieser Mensch ist ein viel zu klein denkender Geist, um einen richtigen Verstand und helle Ideen zu haben. Doch das führt oft am sichersten zum Reichthum. Heute kann ich Dir unmöglich viel über deine Amtsgeschäfte sagen: und was sollte ich dir sagen? Ich kenne nur menschliches, nicht aber das gerichtliche Verfahren. Meine Grundsätze sind nicht die der strengen Criminalisten. Meiner Meinung nach sind die Gesetze für die Verbrechen, die die Menschen begehen, verantwortlich. Sie verstanden sich nicht darauf, für Mittel zu sorgen, die die Menschen von diesen Verbrechen hätte ableiten können, und Du erschreckst mich mit Deiner knechtischen Anhänglichkeit an die Formalitäten. Sie bleiben immer aufs pünktlichste sich gleich,

und die Umstände verändern sich ins Unendliche. Strafbare aufzusuchen, und die Gesellschaft durch Strafen und Martern zu rächen, ist, dünkt mich, nicht der Geist, der Dir den Charakter des Richters und der Obrigkeit bestimmen muß. Ich wünschte vielmehr, sie möchten aufgelegter seyn, an Unschuld zu glauben, willig, die Strafen zu versüßen, und aufmerksam, dem Laster durch eine thätige, unermüdete und strenge Policey zuvorzukommen. Das Amt der Gesetze ist, zu strafen; der Zweck der Strafe ist, das Laster zu verhüten. Ich gestehe, die Menge der Strafbaren, die der Gerechtigkeit geopfert werden, erlaubt mir nicht, von der Einrichtung der Criminalgesetze günstig zu urtheilen. Die Seltenheit der Strafen würde in meinen Augen ein besserer Beweis für die Güte derselben seyn. Die Menschen sind eifersüchtig über das Recht zu urtheilen und zu verdammen; man gewöhnt sich, Vergnügen daran zu finden, man verhärtet sich durch die öftere Gewohnheit, und der Werth eines Menschenlebens fällt um so viel tiefer,

je länger man in der Lage gewesen ist, darüber disponiren zu können. Die unschuldig Verurtheilten, deren Anzahl, wie wir hören, sich täglich vermehrt, ist ein Beweis von der Unzulänglichkeit der Gesetze, und der Unvollkommenheit des gerichtlichen Verfahrens. Der Obrigkeit komm: es zu, den bemerkten Mängeln, so viel möglich, durch ihre Einsichten und Tugenden abzuhelfen, und Menschlichkeit muß eine der ersten davon seyn. Liebster Freund, ich kenne Dein Herz; laß Dich nicht durch den trüglichen Schlendrian der Rechtspflege verführen: erhalte und nähre in Dir die Rührung, die Bewegung, die Beklemmung, die Du empfandest, als Du das erstemahl das Todesurtheil gegen einen Unglücklichen aussprachst. Nein, es ist nicht recht, nicht billig, Strafbare zu suchen, man muß immer so lang als möglich an Unschuld glauben: man muß vor dem Gedanken zittern, sie anzuklagen, und sie leiden zu lassen. Du bist berufen, die Strenge der Gesetze auszuüben; möchte es nie ohne die äußerste Noth, nie ohne wahren Vortheil für das gemeine Beste geschehen! Wie? schon

ſchwankſt Du, ob Du vergeblicher Weiſe ſtrafen ſollſt? und ob Du, ich weiß nicht zu welcher eingebildeten Befriedigung der Gerechtigkeit, eine Klage anbringen ſollſt, durch die Niemand geholfen werden kann? Du ſiehſt einen Strafbaren; wo niemand gelitten hat. Sey gut, ſey menſchenfreundlich und du wirſt gerecht genug ſeyn. Laß die kleinen Praktiken des Rigorismus jenen boshaften und eitlen Geſchöpfen über, die, um ſich in Achtung zu ſetzen, die kleinſte Gelegenheit ergreifen, ſich gefürchtet zu machen. Erleuchte diejenigen, die im Irrthum ſind, und erhebe Dich gegen nichts, als gegen die Abſicht zu ſchaden. Thue nie deshalb Böſes, weil Du eine Magiſtratsperſon biſt, aber thue, was Du thun mußt, weil Du gerecht biſt. Mach Dich durch Deine Mäßigung, Deine Nachſicht, Deine Menſchlichkeit beliebt, und die Achtung wird Dir nicht entgehen, die Deinen Tugenden und Deinem Amte gebührt. Vor allen Dingen ſuche Dich nicht hinter die Strenge der Geſetze zu verbergen. Der Menſch in Ketten erſcheine Dir nie anders, als ein Unglückli-

cher, den die Gesetze nicht hindern konnten, strafbar zu werden, und dessen Leiden man so viel möglich verringern und abkürzen müsse. Laß diese Stimme der Menschenfreundlichkeit Dich in allen Deinen Handlungen als Richter und Magistratsperson leiten, und Deine Seele wird die Süßigkeit schmecken, der Schutzengel der Unglücklichen zu seyn. Das, mein Bester, ist der einzige gute Rath, den ich Dir geben kann. Das ist meine ganze Gelehrsamkeit. Wenn sie Dich nicht befriedigt, so erhohle Dich bey den Criminalisten, in den Akten Raths: sie werden Dir gesetzmäßige Anweisung geben, zur größern Wohlfahrt der Gesellschaft zu strafen und zu wüthen. Ich verkaufe Dir meine Meinung nicht für Rechtsgrundsätze. Meinungen, Empfindungen sind nicht hinreichend, Recht zu sprechen, und auf diese Art, glaube ich selbst, würde ich selbst nur ein schlechter Richter seyn. Meine Art zu denken hängt vielleicht gar zu genau von der Lage ab, in der ich mich eben befinde. Ich wünschte, es möchte kein unglücklicher Mensch auf der Erde leben, weil ich jetzt selbst es ein bischen we-

niger bin. Ich würde alles verzeihen, weil ich Hofnungen nähre, weil mein Herz sich schmeichelt, und voll Ahndung einen fernen Schimmer des Glücks sieht. Ein heiterer Tag, dünkt mich, beleuchtet meine Tritte, ich athme eine neue Luft, und die Natur ist schöner, als jemahls. Auch meine Freundschaft für Dich ist zärtlicher. Wenn Dir dran gelegen ist, immer von mir geliebt zu werden, so mache, daß immer einige Hofnung in meiner Seele lebe. Das einzige, was mir jetzt fehlt, ist mehr Gewißheit, das Fräulein v. Germosan in diesem Busche, neben diesem Bache, unter diesen dichten Bäumen wieder zu sehen. Sie laden so schön zur Zärtlichkeit, zum sorglosen Ergeben, zur Vertraulichkeit ein. Ich sagte etwas davon, als ich sie verließ, sie schien es aber nicht zu bemerken. Es ist noch kein Verständniß zwischen unsern Herzen; glaubst Du aber nicht, daß sie sich bald verstehen werden? Lebe wohl, theuerster Freund, übermorgen sehe ich Dich, und sage Dir mündlich, wie sehr ich Dich noch immer liebe.

Zwey und vierzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich überlese Ihren letzten Brief noch einmahl, meine Beste. Die letzten Worte machen mich unruhig und niedergeschlagen. Wär es möglich, daß Hr. Dubourg etwas anders, als der zärtlichste und beste aller Männer seyn könnte? Sollte er schon nicht mehr den unschätzbaren Werth aller liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gattinn erkennen? Wie? es gäben wirklich außer ihr noch andere Frauenzimmer für ihn auf der Welt? Dieser Gedanke macht mich traurig. Nein, einen solchen Argwohn will ich, dürfen Sie nicht aufkommen lassen. Nein, meine Freundinn wird nicht durch den Mann unglücklich werden, dessen Glück sie macht. Ihr Herz macht sich unnöthige Besorgniß: Ihre Bescheidenheit verführt Sie hierinn zu einem falschen Urtheil, und macht Sie mißtrauisch, Ihre Situation verleitet Sie ein wenig zur Melancholie; oder vielmehr bin ichs, die der Sache zu viel thut. Ich lege das übel aus,

was Sie mir ſagen. Hr. Dubourg mag alle Frauenzimmer der ganzen Erde ſehen und kennen. Seine Frau wird er doch immer vorziehen. Liebe Sophie! was für ein hartes Herz müßte das ſeyn, das nicht von Ihren Tugenden gerührt würde! Wie grauſam, wie barbariſch müßte der Mann ſeyn, der gegen ſo viel Sanftmuth, ſo viel Anmuth, ſolch eine Selbſtvergeſſenheit, ſo viel zärtliche und edelmüthige Geſinnungen unempfindlich ſeyn könnte! Nein, Herr Dubourg iſt nicht der Feind ſeines eignen Glücks: er müßte mehr Mann ſeyn, als alle übrigen Männer, als alle Ehemänner ſogar, wenn die Gewohnheit ihn vergeſſen machte, daß ihm das glückliche Loos zu Theil ward, einen ſolchen Engel zu beſitzen. Ich bin überzeugt, er wird ſein Glück immer verdienen. Laſſen Sie ſeine Unruhe ihn in Geſellſchaften umhertreiben: laſſen Sie ihn in den Vergnügungen der Welt ſuchen, was er da nicht finden wird, was er nirgend als in den Armen ſeiner vortreflichen Gattinn finden kann. Nie wird er eine andere, als Sie, lieben. Wie mich dünkt, machten Sie gleich

bey Ihrer Verheyrathung nicht auf eine unumſchränkte Herrſchaft Anſpruch; Ihr richtiger Verſtand ſcheute ſich nicht, die allenfallſigen Unbequemlichkeiten ſich durch Nachgiebigkeit zu erleichtern. Es gibt keinen ſchönen Tag, der nicht durch irgend ein kleines Wölkchen getrübt werden ſollte: aber es wird wieder verſchwinden, ohne in Sturm auszubrechen. Wäre meine Freundinn wirklich nicht glücklich, ſo glaubte ich, könnte ich die ganze Menſchheit haſſen, ſo wenig ich auch in dieſem Augenblick aufgelegt bin, zu haſſen. Was ich Ihnen da ſage, ſind freylich nur gemeine unnütze Dinge: hätte ich mehr Erfahrung, ſo könnte ich auch mehr Verſtand zeigen: doch deshalb würde meine Empfindung nicht lebhafter und inniger ſeyn. Sehen Sie, ich bitte Sie, nur hierauf in alle dem, was ich Ihnen eben ſagte. In allem, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, hat Empfindung allein mich beſeelt, und vielleicht rührt auch mein Irrthum, daß ich aus allzugroßer Beſorgniß Ihre jetzige Lage nicht für die glücklichſte halte, und mich darüber härme, nur von dieſer Empfindung her.

Doch ein anderer Punkt, in dem ich mich gewiß nicht irre, iſt der mit meiner lieben, kleinen Henriette. Ich verfolge meinen Plan mit allem Eifer: ich habe meinem Vater ſo gute Gründe vorgebracht, habe ſeine Freundſchaft für mich ſo ſehr ins Spiel gezogen, daß er mir die verlangte Erlaubniß nicht verweigern konnte. Er verlangt nur, ich ſoll noch drey bis vier Wochen warten, eh ich ſie zu mir nehme. Ich erwarte dieſen Augenblick mit der lebhafteſten Ungeduld, und mache ſchon alle nöthige Anſtalten zu ihrem Empfange. In meine Stube wird ein kleines Bett geſetzt, das ſie nicht verſchimpfen ſoll, ob ich es gleich nicht neben das meinige in den Alkoven ſtelle. Ich bilde mir ein, Kinder müſſen in der Heilung und in friſcher Luft ſchlafen. Ich ſehe ſchon das kleine Geſchöpf um mich herum hüpfen, mich liebkoſen, mich mit Fragen beſtürmen, mir eine Menge Naivitäten in ſeiner platten Sprache ſagen — und mich ſeh ich, wie ichs liebe, pflege und unterrichte. Ich hoffe, intereſſante Augenblicke dabey zu haben. Meine einzige Beſorgniß iſt, es

dürfte mich leicht meinen Pflichten und dem gesellschaftlichen Vergnügen etwas abwendig machen. Ich bin überzeugt, auch mein Vater und meine Mutter werden ihr Vergnügen an dem Mädchen haben, es endlich mit wahrer Affenliebe lieben, und das muß meine Freude verdoppeln. Wie schmerzt mich's, daß ich noch so lange auf dieses Vergnügen warten muß! Zwey bis drey Wochen ist eine lange Zeit. Freylich leben wir jetzo ziemlich unruhig, und ich muß dem Gutbefinden meines Vaters folgen; doch zittre ich, es möchten Hindernisse vorkommen, die die Sache unmöglich machen. Alles, alles will ich thun, ihnen zuvorzukommen. Ich konnte nicht, wie ich hoffte, meinen Besuch bey den Verwandten meines Mädchens wiederhohlen. Ihre Wohnung ist zu entfernt. Ich schickte aber jemand hin, der ihnen nochmahls meine Absicht zu wissen that, und dem ich den Auftrag gegeben hatte, die Unterhandlung, es koste auch, was es wolle, zu Stande zu bringen. Sie haben ihre Einwilligung noch nicht ganz gegeben, ich wüßte aber gar nicht, was sie für Gründe haben könnten,

ſie zu verweigern. Der Großvater ſagte, er werde in einigen Tagen nach der Stadt kommen und mit mir ſprechen; die Baſe aber will nicht her, noch ihre Nichte mitbringen. Der Vorſchlag, ſich von ihr zu trennen, hat ſie ſehr betrübet, und doch iſt ſie nur ihre Baſe! Ich würde es nicht wagen, ſie einer Mutter zu rauben; allein ſich einer armen Waiſe anzunehmen, iſt ein Werk der Barmherzigkeit. Ich mache gegen die ganze Welt ein Geheimniß daraus, aus Furcht, man möchte mir widerſprechen, und auch meine Aeltern auf andere Gedanken bringen.

Ich ſinne nach, meine Liebe, ob ich Ihnen nicht noch etwas zu ſagen habe? Sie ſind ſo raſch, Ihre Vermuthungen gehen gleich ſo weit, daß ich es kaum mehr wage, Sie von den übrigen Umſtänden meines Lebens zu unterhalten. Doch vielleicht möchten Sie gern wiſſen, ob Hr. v. St. Auge in der Stadt iſt, ob er meine Aeltern beſucht, und den Abend zu Tiſche geblieben iſt? Nun ja; alles iſt ſo gekommen, wie ichs Ihnen ohngefähr in meinem letzten Brief vorher ge-

sagt hatte. Mein Vater schien Hrn. v. St. Ange mit Vergnügen wieder zu sehen, doch hatte sein Betragen gegen ihn nicht jenes ungezwungene freundschaftliche Wesen, das ich sonst an ihm bemerkte. Ich glaubte einige Spuren von Zwang und Ceremoniell zu entdecken. Wo kann das herkommen? Was ist an dieser Verhinderung Schuld? Ich gestehe, ich war den ganzen Abend unruhig, und doch hatte ich für meine Person keinen Grund dazu. Hat mein Vater Grund, etwas weniger freundschaftlich gegen Hrn. v. St. Ange gesinnt zu seyn, so kann ich nichts dawor. Meine Aeltern sind Herren ihrer Neigung und Abneigung: ich werde die meinigen immer den ihrigen unterwerfen. Doch ward die Unterhaltung durch diesen Umstand nicht gestört. Mein Vater sprach einen Augenblick mit Hrn. v. St. Ange von seinen Geschäften, doch nicht so lange, als ich gewünscht hätte. Er hat Geschmack und Verstand, und wie mich dünkt, überläßt sich mein Vater zu sehr dem Vergnügen, alles zu ändern und zu verschönern. Und in diesem Punkte, glaube ich zu bemerken, versagt Hr. v. St. An-

ge seinen Rath und seine Vorschläge, das Detail betreffend. Ihn und Hrn. v. Marsville, der mit ihm gekommen war, hatte man gleich gebeten, den Abend bey uns zuzubringen. Hr. und Frau v. Cliffi, die uns besuchten, waren auch gebeten zu bleiben. Aus besonderer Gunst ergaben sie sich unsern Bitten, und speisten den Abend mit uns.

Von diesem Herrn und dieser Frau von Cliffi muß ich Ihnen vorher etwas sagen. Sie sind sehr weitläuftige Verwandten von uns, und wir sehen sie ihrer besondern Lebensart wegen nur sehr selten. Sie geben mir wirklich die Vorstellung von Glück und einer höchst zufriedenen Ehe. Sie sind reich, und für unsere Gegend haben sie wahren Ueberfluß. In einer von den Vorstädten, nah am Stadtthor haben sie ein sehr schönes Haus. Sie geben nie förmliche Mahlzeiten, und nehmen nie welche an, doch bringen sie bisweilen ein paar Stunden bey ihren Freunden und Bekannten zu, und empfangen sie eben wieder so. Sie haben alle jene verlornen Augenblicke aus ihrem Leben verbannt, in der

nen man, der so genannten Lebensart wegen, sich blos deshalb besucht, um sich unnütze und langweilige Sachen vorzuschwatzen. Sie spielen nicht, geben niemahls zu essen, niemahls große Diners und Soupers, zu denen feyerliche Einladungen erfordert werden, und wo man Pracht und Verschwendung zur Schau trägt. Nur ihre vertrauten Freunde bleiben in der Stunde der Mahlzeit so gut bey ihnen, als in jeder andern. Hr. v. Cliffi nennt diese Stunden die Zeit, wo er der Ruhe und der häuslichen Gesellschaft am meisten genieße. Die Augenblicke, sagt er, die man bey Tische zubringt, sind diejenigen, in denen man am meisten zur Fröhlichkeit und Vertraulichkeit aufgelegt ist, und wo man sich am besten von dem unterhalten kann, was mit man sich beschäftigt, was man weiß, was man lernt, und eben deswegen darf die Gesellschaft nicht zahlreich seyn. Er liebt die Mahlerey, ist ein Freund von Gemählden und Büchern, und liest und studirt viel. Frau v. Cliffi ist eine große Blumenfreundinn, und sie haben einen sehr schönen Garten. Sie haben zwey reizende Kinder, die

sie, wie sich Hr. v. Eliſii ausdrückt, ohne Erziehung erziehen. Man heißt ihnen nichts, befiehlt ihnen nichts. Bedürfnisse und die Furcht zu mißfallen sind ihre Lehrmeister. Zur Strafe für ihre kindischen Vergehen braucht man nichts, als die unangenehmen Folgen, die aus dem Vergehen selbst entspringen. Fehler des Charakters werden durch Aeußerungen von Gleichgültigkeit, Zurückhaltung, Verachtung, ja sogar von Haß selbst gebessert; Vorschriften folgen immer erst der Erfahrung. Um sie zu nöthigen, lesen und schreiben zu lernen, that man eine Zeit lang einem taub gewordenen Mann zu den Kindern, dem allein die Sorge für die Bedürfnisse und den Zeitvertreib der Kleinen übertragen war. Erst erregte er ihr Mitleid, dann mußten sie ihm in einem Buche zeigen, was sie verlangten; aus Gefälligkeit half man ihnen ein wenig die Buchstaben, und die Worte kennen. Das Buch aber war nicht immer bey der Hand und so mußten sie sich entschließen, schreiben zu lernen. Schrieben sie schlecht, so gab das Veranlassung zu Mißverständnissen, so daß sie das nicht bekamen, was sie

verlangten. Nachdem diese ersten Schritte geschehen waren, so spornte man ihren Ehrgeiz an. Sorglosigkeit, Faulheit und Unwissenheit wurden verachtet und allenthalben nachgesetzt. Um ihnen Sprachen beyzubringen, thut man wechselsweise Personen um sie, die keine andere Sprache kennen und verstehen, ausser derjenigen, die sie lehren. Durch Hülfe von Sprachlehren und Wörterbüchern fängt man nach und nach an sich verständlich zu machen. Bey alle dem wird die praktische Moral auf das richtigste betrieben. Lügen und Bosheit machen, daß jedermann, dessen Hülfe sie bedürfen, vor ihnen fliehe. So viel als sich thun läßt, wird der Unterricht über Dinge aus dem gemeinen Leben durch die Umstände und Veranlassungen hervorgesucht. Einst Tages, wo das Wetter fürchterlich schlecht gewesen war, fehlte es auf einmahl an Brod, die Kinder schrieen, weinten, denn alles war aufgezehrt. Natürlich ward, daß sie fragten, warum kein Brod da wäre. Man gab zur Antwort, der schreckliche Sturm in der vergangenen Nacht habe die Mühlen unbrauchbar gemacht, und

die Bauern verhindert, Korn in die Stadt zu bringen. Natürlich ward, daß sie weiter fragten, was für ein Zusammenhang zwischen Mühlen, Bauern und Korn sey? Das gab Veranlassung, einen kleinen Unterricht in der Mechanik und dem Feldbau anzubringen, und ihnen vorzüglich eine Menschenklasse, die man so wenig zu achten pflegt, die Bauern bekannt und wichtig zu machen. In den Erholungsstunden fing der kleine Junge gleich an, eine Mühle zu bauen, das Mädchen wollte Brod backen: man half ihnen, zeigte ihnen die Schwierigkeiten bey der Arbeit, die Mühseligkeit derselben, die Anstrengung, die dazu erfordert wird, das erregte natürlich ihr Mitleiden gegen diejenigen Personen, die solche Arbeiten thun müssen. Unterricht und Amüsement sind immer verbunden, ohne daß man nöthig gehabt hätte, seine Zuflucht zu Peitschen, Flinten, Degen, nicht einmahl zu Puppen zu nehmen. Der kleine Junge ist das älteste: er ist zehn und das Mädchen neun Jahr alt. Beyde sind ihrem Charakter und ihren Kenntnissen nach schon so entwickelt, daß man

ſieht, die Aeltern genießen das Glück, den Erfolg ihrer Hofnungen ihren Wünſchen, und ihrer Ueberzeugung von der Güte dieſes Syſtems entſprechen zu ſehen. Hr. v. Cliſſi hat über mehrere Gegenſtände, ſeine eigene ganz ungewöhnliche Art zu denken, vorzüglich was die Mildthätigkeit betrifft. Man kann ſie nicht weiter treiben, als er, und doch gibt er nie etwas zu öffentlichen Armenanſtalten und Collekten. Er gibt den Armen nie Geld: er behauptet, ſie ſtürben weit weniger vor Hunger, als vor Langerweile, mehr vor thörichten Begierden, als weil ſie die Annehmlichkeiten des Lebens entbehren müſſen. Einigen ſchickt er Thee, Kaffee, guten Tabak, andern leckerhafte Speiſen, die er ſo wie für ſeinen eignen Tiſch zubereiten läßt. Einem armen kränklichen Mann gibt er einen gut ausgeſtopften bequemen Lehnſtuhl, einer ſchwachen Frau ein langes weiches Kanapee mit Kiſſen. Einem alten Soldaten, dem ſein Hund, ſein Liebling, vor Alter geſtorben war, ſchickte er einen andern jungen Hund, bat ihn, denſelben aufzuziehen, und bezahlte die Koſt für ihn. Der

nen, die lesen können, gibt er Bücher: Leute, die nicht lesen können, läßt er zusammen kommen, und bezahlt einen Vorleser, der sie unterhalten muß. Zu diesem Zweck hat er eine eigene, auserlesene Bibliothek. Vergangenes Jahr, bey der außerordentlichen Härte des Winters, bezahlte er Krankenwärter, die allen alten Leuten, die nicht das Vermögen dazu hatten, die Betten wärmen mußten. Er ließ alle Betten in guten Stand setzen, die einer Ausbesserung bedurften. Er hat einen Garten, der durchaus nur für Personen bestimmt ist, die Kräuter und Gemüse brauchen. Der Gärtner hat den Befehl, zu einer bestimmten Stunde den ganzen Vorrath auszutheilen. Er sagt, die Armen wagten es nicht, sich mit dem Geld, das man ihnen gäbe, eine Güte zu thun. Heute begegnete ihm jemand auf der Strasse und nöthigte ihn, stille zu stehen. Während er mit der Person sprach, hörte er drey arme Weiber zusammen schwatzen, die sich vor ihre Thür in die Sonne gesetzt hatten. Diese Art die Wärme und das schöne Wetter zu genießen war freylich nicht die bequems

ſie. Eine von ihnen ſagte, die ſchönen Tage wären nur für die reichen Leute gemacht, die Zeit hätten, ſie zu genießen, und Equipage, ſie nach Belieben auf dem Lande benutzen zu können. Auf der Stelle ſchickte er ſeine Kutſche zu den drey Damen, mit Bedienten, die ihnen einſteigen helfen mußten: man fuhr ſie ſpatzieren, nachdem man ſie vorher in einem Dorfe eine artige Mahlzeit hatte einnehmen laſſen. Hr. v. Marsville begegnete dem Wagen mit den Weibern, und da er die Manier des Hrn. und der Frau v. Cliſſi kennt, ſo errieth er den Zuſammenhang der Sache leicht. Er ward ſeiner Sache gewiß, da er ſelbſt mit ihnen davon ſprach. Das gab Stoff zu einer ſehr aufgeweckten, intereſſanten Unterhaltung. Hr. v. St. Ange gehört auch unter ihre Freunde. Er hielt mit vieler Munterkeit eine Lobrede auf ihre Art von Mildthätigkeit; dieß gab Veranlaſſung, daß einige von den Zügen, die ich Ihnen eben mitgetheilt habe, erzählt wurden. Hr. und Frau v. Cliſſi ſind ein paar liebenswürdige Perſonen; ſie beſchäftigen ſich niemahls mit Bagatellen,

nie mit dem Tadel und den Umständen anderer Leute. Ihre Unterhaltung ist immer angenehm und interessant. Da sie sich nicht nach den gewöhnlichen Gebräuchen des gesellschaftlichen Umgangs fügen, so leben sie etwas einsam. Sind sie aber einmahl in Gesellschaft, so verstehen sie sich recht gut darauf, sie zu genießen, und sich überhaupt so zu benehmen, daß man ihren Umgang öfter zu haben wünscht.

Ich kann nicht sagen, ob Hr. v. St. Ange die Veränderung meines Vaters gegen sich bemerkte. So viel aber weiß ich, er verdoppelte seine Aufmerksamkeit und Gefälligkeit gegen ihn und meine Mutter. Er saß neben ihr, und gab sich gar nicht mit mir ab. Das einzige, was er mir bey einer schicklichen Gelegenheit sagte, war, ich ginge wohl niemahls nach unserm Landhaus, ohne den schönen Bach zu besuchen. Die Gegend umher wäre das schönste Fleckchen auf der ganzen Erde. Er würde es gewiß immer für ein großes Glück halten, sich ein paar Augenblick darinn ergehn zu können.

Mein Vater saß etwas weit von uns, da er aber hörte, daß von Promenaden und vom Holz die Rede war, fing er an, dem Hrn. v. St. Ange zu erzählen, daß er willens wäre, die Fußwege ausbessern und neue Gänge durchhauen zu lassen, und schlug ihm vor, er möchte ihn das erstemahl, als er wieder aufs Land ginge, begleiten. Hr. v. St. Ange entschuldigte sich, ich weiß nicht mehr, unter welchem Verwande, setzte aber seine Lobrede auf das Wälzchen fort, und versicherte, es müsse ganz unmöglich seyn, sich auf unserm Landhause aufzuhalten, ohne es zu besuchen. Mein Vater versicherte, er würde noch weit zufriedener mit dem Innern des Hauses seyn, wenn er erst alle damit vorgenommenen Veränderungen gesehen habe. Hr. v. St. Ange war sehr liebenswürdig, meine Beste. Er gefiel der ganzen Welt. Er machte, daß wir den Abend recht vergnügt zubrachten. Er zeigte in allem, was er sagte und that, Witz, Geschmack und Vernunft. Aber, sagen Sie mir, warum ich nicht ganz mit ihm zufrieden war? Warum gefällt mir diese Geschicklichkeit,

dieſes Talent, jedermann zu gefallen, nicht? Ich glaube, ich würde ihm günſtiger ſeyn, wenn er weniger darauf ausginge, ſich beliebt zu machen. Ich weiß freylich nicht, was ich davon hinwegwünſchen ſoll: ſo viel weiß ich, lieber wäre mirs, wenn er von dieſen Talenten etwas weniger beſäße. Gewiß täuſcht mich der Antheil, den ich an ihm nehme, und worinn beſteht er denn eigentlich dieſer Antheil? Wird er mir durch die Geſinnungen, die er für mich hegt, zur Pflicht? Hat es mit dieſen Geſinnungen viel auf ſich? Ich wüßte nicht, was er für Grund haben könnte, ſich einzubilden, ich glaubte es — und wenn er es glaubte, was wäre leichter, als ihn aus dem Irrthum zu bringen? Ich verſichere Ihnen, ich ergreife die erſte Gelegenheit dazu, wenn ich nur das geringſte bemerke. Es iſt wahr, er hat liebenswürdige Eigenſchaften, er iſt tugendhaft, und viel, viel beſſer, als alle andere Männer, die ich kenne; er hat ein ſehr reizbares Gefühl, ein ſehr empfindſames Herz, ſeine Seele iſt für Menſchlichkeit und alle feinen und richtigen Empfindungen empfäng-

lich — das alles muß ich einräumen, wenn ich der Sache nachdenke — aber iſt das alles zuſammengenommen ſchon genug, Ihnen zu geſtehen, ich liebe ihn? Ich lege mir die Frage ſelbſt vor. O Gott! ein Bekenntniß der Art zieht noch ſo viel andre Dinge nach ſich, daß ich es weder Ihnen noch mir ſelbſt ablegen kann. Ich bitte Sie, meine Theuerſte, laſſen Sie uns thun, als wüßten wirs nicht. Ganz gewiß aber weiß ich, und kann es Ihnen verſichern, daß ich vollkommen über alle Bewegungen meines Herzens Herr bin, und es immer bleiben werde. Ueberdieß entſchließt es ſich ſo leicht nicht. Ich unterſuche es, ich finde nichts, das mich in Furcht ſetzen könnte, und Sie wiſſen, ob ich Anlage habe, von einem Blendwerk, das niemahls lange Wirkung auf mich thun wird, abzuhängen. Ich kenne den Werth von alle dem, was er mir geſagt hat, was er mir noch ſagen kann — ſeine Betheurungen, ſeine Schwüre werde ich — nicht anhören. Und doch, warum ſollte er mich betrügen wollen? Er iſt liebenswürdig, und Schwüre können ihn um nichts liebens-

würdiger machen. Ueberdieß werde ich Hrn. v. St. Ange nie anders, als im Schoos meiner Familie sehen. Er ist ein Freund von meinen Aeltern, warum sollte ich mißtrauisch gegen ihn seyn? Ich will meinem Vater nichts verheimlichen; er würde schon längst alles wissen, wenn er mir jetzt ein ruhiges Gehör verstatten könnte. Ich mache mirs zur Gewissenssache, die Verlegenheit, in welcher er zu seyn scheint, nicht noch zu vermehren. Kaum sehen wir ihn um die Essenszeit. Beym Frühstück hat er immer Briefe, Papiere zu lesen, die Antworten nöthig machen. Dann werden lange Conferenzen mit Hrn. de la Hausse, bald in seinem, bald in unserm Hause gehalten. Die Mittagsmahlzeiten werden fast immer unterbrochen. Sind wir ja einmahl beym Abendessen allein, so ist mein Vater doch ermüdet und sehnt sich nach Ruhe. Es würde unbarmherzig seyn, wenn ich ihm Dinge vortragen wollte, die ihn von neuem zur Unruhe und zum Nachdenken verleiten würden. Glauben Sie mir, meine Beste, daß ich mich blos deßhalb nicht entschließen kann,

mit meiner Mutter davon zu sprechen, weil sie zu gut ist? Sie macht kein Geheimniß daraus, daß sie wünscht, ihre Tochter verheyrathet zu sehen. Sie liebt Hrn. v. St. Ange; ihre Zärtlichkeit gegen mich kennen Sie; sie würde gleich anfangen, Anstalten zu machen, es würde ihr gleich eine sehr schickliche Partie dünken, sie würde weder Hindernisse noch Schwierigkeiten finden. Sie würde gleich alle ihre Reden und Benehmen gegen Hrn. v. St. Ange darnach einrichten — wie sehr ich aber entfernt bin, irgend etwas von alle dem zu wünschen, wissen Sie am besten, und hierinn bitte ich Sie denn auch einen kleinen Unterschied zwischen mir und dem Fräulein v. Mirfort zu machen. Wir haben in diesem Stück nicht die geringste Gleichheit oder auch nur Aehnlichkeit. Ich hab es Ihnen gar nicht sagen mögen, wie sehr mich Ihre Vergleichung betrübt hat. Sie konnten mir keinen größern Verdruß machen. Ich gab mir alle Mühe, es gegen mich selbst zu verbergen, aus Furcht, ich möchte Sie deshalb weniger lieben können. Auch jetzt will ich lieber davon abbre-

chen. Nur, meine beste, theuerste Freundinn, beurtheilen Sie mich besser; ich bitte, ich beschwöre Sie. Ich habe keinen Plan, keinen Wunsch, nicht den geringsten Ehrgeiz: ich mag nichts an meiner Situation ändern, sie sey auch, wie sie wolle. Die Sachen erscheinen mir noch in eben dem Lichte, als voriges Jahr. Alles, was ich Ihnen damals darüber schrieb, paßt auch jetzt noch vollkommen. Einige kleine unbedeutende Umstände, die sich jetzt geändert haben, werden meine Denkungsart nicht umbilden. Läugne ich es etwa, daß Hr. v. St. Ange ein liebenswürdiger Mann ist, daß er mir einigen geringen Vorzug beweißt, einige Zuneigung, wenn Sie wollen, gegen mich äussert? Aber das gibt weder Stoff zu einem Roman, noch zu einer Geschichte, nicht einmahl zu einer Confidence für meine Aeltern, in deren Willen und Absichten ich mich beständig fügen werde. Soll ich mich rühmen, irgend einen großen Eindruck auf Hrn. v. St. Ange gemacht zu haben? ihm eine so heiße Leidenschaft eingeflößt zu haben, daß ichs in die ganze Welt ausposaunen müßte?

Sie würde, denke ich, ziemlich über meine Leichtgläubigkeit, über meine vergebliche Vorsicht erstaunen und — lachen, und Sie, Sie selbst, meine beste Freundinn, würden meiner spotten. Was hat er mir gesagt, auf das ich so viel Wichtigkeit legen könnte? Kaum könnte ich Worte dafür finden: so wenig ist es. Ich überlege und denke über alles das nach. Nie werde ich mich verleiten lassen, eine Sache als wichtig anzusehen, die so höchst unbedeutend ist. Und ich — was habe ich gesagt? Nichts, ich versichere Ihnen, gar nichts. Es wäre schon viel, wenn er es bemerkt hätte, daß ich seinen Umgang ein klein wenig angenehmer finde, als den Umgang der übrigen Mannspersonen. Das ist so billig, so wahr, daß ich nicht gesucht habe, es zu verbergen. Seine Art zu denken gefällt mir, seine Ideen verbinden sich mit den meinigen, er weiß Munterkeit, Leichtigkeit und Verstand zu vereinigen. Er ist der einzige Mann, der die Entdeckung gemacht hat, daß man sich mit Frauenzimmern auch über ernsthafte, wichtige Materien unterhalten könne. Er philosophirt mit uns,

und glaubt nicht, er gieße seinen Wein in einen Sieb. Ihm hatten wir es fast allein zu verdanken, daß der gestrige Abend so angenehm verstrich. Mitten im Scherz mit den Clissi's sagte er die interessantesten Dinge über die Mildthätigkeit. Seine Urtheile, die außerordentlich und auffallend schienen, stützten sich auf einen Grundsatz der feinsten und rührendsten Menschenliebe. Er sagte, er sey kein Freund der Mildthätigkeit, weil sie es gewöhnlich abwarte, bis die Menschen arm und elend sind, und weil sie immer diejenigen, gegen die sie ausgeübt wird, demüthige. Die leichteste Art sie auszuüben, die mit baarem Geld, sey die angesehenste, die geachtetste, da es doch eine weit edlere und weit schwerere Gattung gebe, ohngeachtet sie schon wenig geachtet wird, und die darinn besteht, den Bedrängten anzuhören, zu antworten, ihm Beyfall zu geben, zu ertragen u. s. w. Seiner Meinung nach ist das Bedürfniß der Mildthätigkeit ein Fehler der Gesellschaft, und da die Natur Wesen hervorbringt, denen es physisch oder moralisch ohnmöglich ist, sich ihre Bedürfnisse selbst

zu verschaffen, so hätten die Gesetze dafür sorgen sollen, aber nicht unter dem Nahmen von Mildthätigkeit, der immer für den nehmenden Theil etwas Erniedrigendes hat, sondern unter dem Titel des Eigenthums. Man ging bis auf den ersten Ursprung der Gesellschaft zurück, das gab Veranlassung zu hundert kleinen Streitigkeiten, wo unter Scherz und Lachen die unterrichtendsten, interessantesten Dinge gesagt wurden. Wir waren alle im Stande, zu verstehen, zu sprechen, und zu philosophiren: keine von allen gegenwärtigen Personen schien unwissend zu seyn. Jedes sprach, wie sein Herz es ihm eingab, und die Herzen der andern stimmten ein. Das war der Ton, den Hr. v. St. Ange der Unterhaltung zu geben wußte. Wir trennten uns sehr spät, ohne daß wir einander müde gewesen wären, und weit entfernt, daß man hätte darauf denken sollen, Ruhe zu suchen, hatte man vielmehr große Lust und Veranlassung, den übrigen Theil der Nacht mit Nachdenken zuzubringen. Gestehen Sie mir, meine Liebe, daß auf diese Weise die Gesellschaft interessant wird, und

daß, wenn man derselben oft so geniessen könnte, das Geräusch der Welt, das lustige Gedränge, der Wirbel der Gesellschaft bald unschmackhaft und unerträglich werden würden. Gestehen Sie, daß Sie das Verdienst des Hrn. v. St. Ange eben so gut anerkennen, als ich. Bekennen Sie, daß ein Mann, der sich einen solchen Einfluß auf den gesellschaftlichen Umgang zu verschaffen im Stande ist, kein alltäglicher Mensch seyn kann, und daß seine Gesinnungen und Empfindungen nicht mit denen des großen Haufens der Männer vermengt werden dürfen, die nichts als schaale, fahle Gedanken zum Besten zu geben haben, und der Eigenliebe, ihrem Götzen, bey jeder Gelegenheit Weihrauch streuen. Meine Mutter war im Lobe des Hrn. v. St. Ange unerschöpflich: auch mein Vater stimmte ein: doch nur mit wenig Worten, die er überdieß noch mit Kopfschütteln vorbrachte. Er hat ganz gewiß etwas auf dem Herzen, so wenig ich auch errathen kann, was es seyn mag. Ich bin sehr unruhig darüber, und doch ist mirs wieder sehr lieb. Ich verlasse mich auf die Unruhe meines Vaters,

Sobald er sich etwas deutlicher gegen mich herauslässt, soll er alles wissen, alles erfahren. Aber selbst mag ich ihn nicht dazu reizen. Im Gegentheil, ich werde alle Gelegenheiten vermeiden, ich werde Hrn. v. St. Ange nie anders als unter seinen Augen sehen. Desto ruhiger werde ich die Annehmlichkeiten seines Geistes geniessen können. Alle Aeusserungen seiner Empfindungen gegen mich sind dann ohne Folgen, ich nehme davon nur, was mir gefällt, und, was die Hauptsache ist, die Leute werden sich weder mit ihm noch mit mir beschäftigen. Es ist der einzige Weg diese Unannehmlichkeit zu vermeiden. Aber warum verweilte er sich so lange bey dem Vergnügen, dem Reiz, der Nothwendigkeit in unser Wäldchen, an den Bach zu gehen, wenn man sich in unserm Landhause aufhalte? Was kann er darunter haben? Wird er es allemahl erfahren, wenn wir hingehen? Fürchtet er nicht, mich für immer von diesem reizenden Orte zu entfernen? Das werde ich gewiß thun, und ich hätte fast Lust, einzig deshalb hinzugehen, um die Oerter nicht zu besuchen, die ihm so

wohl gefallen. Fast scheint es, als komme er zuweilen hin, auch wenn er weiß, daß niemand von uns dort ist. Ich wünschte sehr, er ließe das nicht zur Gewohnheit werden. So muß ichs denn gestehen, daß dieser Mann eben so grausam ist, als alle Männer sind. Er besorgt nicht, mich dessen zu berauben, was mir am liebsten ist. Ich hoffe, wenn ichs ihm verbiete, so soll er mir gehorchen. Am sichersten aber ists doch, ich gebe mir auch diese Blöße nicht. Lieber will ich eine lange Zeit gar nicht, oder doch nur in Begleitung meines Vaters hingehen. Wirklich, ich bin recht böse, recht aufgebracht, daß ich sogar in diesem Punkte eingeschränkt seyn soll. Ich muß suchen, mich frey zu machen.

Die Post geht ab. Wenn ich Ihnen wieder schreiben werde, kann ich jetzt nicht bestimmen. Ich fürchte aber, ich werde es nicht lange aushalten können, ohne die Feder zu einem Brief an Sie zu ergreifen. Leben Sie wohl, meine Beste.

Drey und vierzigſter Brief.

Laura an Sophie.

Sagen Sie mir, liebſte Freundinn, wiſſen Sie nicht, wie man ſich gegen gewiſſe unangenehme Zufälle in Sicherheit ſetzt, die uns in einem Augenblick begegnen, wo man am meiſten davor geſichert zu ſeyn glaubt, die von Perſonen kommen, von denen man es am wenigſten erwartete. Bald iſt es eine Folge des Vertrauens, das durch die Bezeugungen der Freundſchaft, die man uns macht, erweckt worden: ein andermahl iſt es das Verlangen, Jemanden einen Dienſt zu leiſten, den er zurückweiſt, noch ein andermahl die Verſäumung gewiſſer Formalitäten, die man in der guten Laune, in der man ſich eben befindet, vernachläſſigt. Auf einmahl, mitten in der größten Sicherheit, ſieht man ſich genöthigt, ſich zu rechtfertigen, zu vertheidigen, Abbitte und Ehrenerklärung zu thun. Statt ſich unter Freunden zu befinden, oder wenigſtens unter Leuten, die zur Nachſicht und Güte aufgelegt ſind, ſieht man

nichts um sich her, als kleine Feinde, deren kleinliche Eigenliebe durch ein Nichts beleidigt wird, uns einen kleinen Krieg ankündigt, und wenn gleich nicht schaden kann, doch wenigstens Langeweile macht. Ich habe es oft erfahren, und auch meine Aeltern bisweilen darüber klagen hören. Bald muß man sich wegen ein paar unschuldiger Worte vertheidigen, die ein müssiger oder boshafter Mensch aufgefangen, weiter getragen und verfälscht hat. Bald zieht uns eine Gefälligkeit, die wir Jemanden erweisen, Vorwürfe von einer andern zu. Man glaubt sein Möglichstes gethan zu haben, und Undank ist alles, was man zum Lohn hat. Bisweilen zieht man sich sogar durch die Höflichkeiten, die man Jemanden erzeigt, Unhöflichkeiten zu. Die Kunst besteht, meiner Meinung nach, darinn, daß man gegen solche kleine Schwachheiten nicht allzu empfindlich ist, daß man sich mit der Güte seiner Absichten beruhigt, und die Absichten anderer Leute ununtersucht läßt. Unglücklicher Weise ist nur die Ausübung dieser kleinen Pflichten schwerer, als die der größten Tugenden.

Bey den kleinen Kränkungen der Eigenliebe hat man weniger Troſtgründe, und vielleicht gehört mehr Kraft dazu, ſie zu ertragen, als die wichtigſten Unfälle im menſchlichen Leben. Ich hatte mir nicht träumen laſſen, daß die Antwort, die ich an Hrn. v. St. Ange geſchickt, mir Verdruß verurſachen könnte. Ich wußte, daß ſie irgendwo liegen geblieben war, und dachte nicht weiter dran. Ich hatte oft von der Schweſter des Hrn. v. St. Ange ſprechen hören; ich wünſchte ſie kennen zu lernen, und ſuchte eine Gelegenheit, in der Ueberzeugung, die Schweſter eines ſolchen Mannes müſſe eine ſehr liebenswürdige Perſon ſeyn. Die Aufopferungen, die er für ſie gemacht hat, die Art und Weiſe, wie ſie ſich verheyrathet hatte, beſtätigte dieſe Vermuthung: ich hielt ſie für ein ſehr intereſſantes Frauenzimmer. Sie heißt Madame Durtan, ihr Mann iſt in R** B**l, und hat alle Hände voll mit ſeinen Amts- und Familiengeſchäften zu thun. Man ſieht ihn ſelten in Geſellſchaften, doch kennen ihn meine Aeltern etwas. Geſtern ward ich in eine Geſellſchaft eingelas

den, wo auch Madam Durtan zugegen war. Ich ſuchte mich ihr zu nähern, und durch zuvorkommende Höflichkeiten ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Nach den erſten Worten ſagte ſie mir: „Sie werden verzeihen, Mamſell, es iſt nicht meine Schuld, „daß der Brief aus ihrem Hauſe, meinem „Bruder nicht ſo geſchwind, als Sie's vielleicht wünſchten, zugeſtellt worden. Es „war vielleicht von Ihnen, denn die Damen ſchreiben viel an meinen Bruder. Es „iſt die Schuld des Boten, der nicht wußte, „daß er ſo wichtig war, und der ihn nicht „bey uns hätte ablegen ſollen. Es hat mir „recht leid gethan, daß er ſo lange liegen bleiben müſſen: ich glaubte, mein Bruder würde „es uns niemahls wieder verzeihen. Ich ſcheue „mich ſo ſehr, ihm den geringſten Verdruß „und Aerger zu machen, daß ich glaube, ich „hätte ihn ſelbſt zu ihm getragen, wenn ich „Zeit gehabt hätte. Doch es wird nie wieder geſchehen: darauf können Sie ſich verlaſſen. Er hat dem Boten unterſagt, zu „uns zu gehen, wenn er Briefe aus Ihrem „Hauſe hätte, und befohlen, ſie ihm gleich

„auf der Stelle selbst einzuhändigen.„ Es währte lange, eh ich zum Wort kommen und sagen konnte, der Brief sey nicht im geringsten wichtig gewesen, es wäre ganz gleichgültig, ob er ihn bekommen hätte, oder nicht. Sie fing noch einmahl an und wiederhohlte, künftig würden die Briefe gewiß nicht verlohren gehen, sondern zuverlässig richtig und zu rechter Zeit ankommen. Es wäre das erstemahl, daß ein solcher Streich passirt wäre, obgleich ihr Bruder mit vielen artigen Frauenzimmern in der Stadt im Briefwechsel stünde. Nun fing sie eine lange Lobrede auf Hrn. v. St. Ange an. Sie erzählte, was für ein braver, liebenswürdiger Mann er wäre, wie er von allen Frauenzimmern gesucht würde, und wie sie selbst ihn als den Vater ihrer Kinder betrachtete, da er gesonnen wäre, stets ledig zu bleiben. Ich bildete mir ein, die Frau habe sich vorgenommen, mich vor Ungeduld und Langerweile sterben zu lassen. Ich that alles, was in meinen Kräften stand, die Unterredung abzubrechen: ich lachte, ich wollte von etwas anders anfangen. Ich sagte ihr, ihr Bruder wäre sehr glück

lich, eine solche Schwester zu haben, ich wäre ihr sehr für ihr Zutrauen verbunden. Sie fiel mir hurtig ins Wort, und sagte, sie wäre überzeugt, unser Haus wäre dasjenige, das ihr Bruder am meisten vorzöge: er lobte meine Aeltern sehr, und sagte oft, ich wäre ein Frauenzimmer von viel Verstand. Um nur dieß lästige Gespräch los zu werden, that ich, als wollte ich mit Hrn. v. Marville sprechen, der eben ins Zimmer trat. Sie fuhr fort: „Hr. v. Marville ist auch sein „Freund, reden Sie nur mit ihm davon. Er „wird Ihnen sagen, daß mein Bruder ein „großer Liebhaber des Frauenzimmers ist, „aber daß er nie heyrathen wird. Er weiß „es recht gut.„ Ich sah ihn mit Zittern näher kommen, denn mußte ich nicht fürchten, daß sie die ganze Litaney wieder von vorn anstimmen würde? Ich sah kein ander Mittel vor mir, als in die andere Ecke des Zimmers zu flüchten. Es schien fast, als errieth Hr. v. Marville den Grund meiner Verlegenheit, wenigstens bemerkte ich, daß er anfangen wollte, das Gespräch auf Madam Durtan zu leiten. Ich wich aber

dem Anlaß sorgfältig aus. Ich hatte nunmehr eine solche Furcht vor jeder Unterredung, daß ich mir vornahm, den ganzen Abend kein Wort mehr zu sprechen. Ich beantwortete wenig Fragen, die man an mich that: ich glaubte doch endlich einmahl Frieden zu haben. Allein auf einmahl stand meine Verfolgerinn mir wieder zur Seite, und ich mußte, ich mochte wollen oder nicht, eine Frage hören, die sie überlaut an Hrn. v. Marville ergehen ließ. Sie erkundigte sich, ob er nicht wisse, wenn ihr Bruder zurückkommen würde? „Wenn er nicht kömmt, „setzte sie hinzu, so hat es keinen andern „Grund, als weil er lieber mit zwey bis drey „Personen an seinem Kamine sitzen bleibt, als „an Orte geht, wo die Gesellschaft zahlreich „ist.„ Ich flüchtete noch einmahl, und um auf Einmahl diese Gesellschaft und die dienstfertigen Rednerinnen darinn los zu werden, schützte ich ein sehr heftiges Kopfweh vor, und begab mich nach Hause. Ich begleitete eine von meinen Tanten, die auch fortging. Ich war herzlich gegen Hrn. v. St. Ange aufgebracht: ich wünschte ihn zu sehen, um

ihm meinen Verdruß zu erkennen zu geben. Ich haßte ihn in dem Augenblick, und fand tauſend gute Gründe dazu, die mir alle auf Einmahl lebhaft vor Augen traten. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich ihn den Tag vorher bey Frau v. Taninge einen Augenblick angehört hatte. Er erinnerte mich an Etwas, das ich den Tag, wo er bey uns geſpeißt, geſagt haben ſollte: er beſtand auf einer Fortſetzung und Erklärung. Fräulein v. Mirfort unterbrach uns: ich weiß nicht, was für wunderliche Gedanken Hr. v. St. Ange ſich nunmehr machen kann. Genug, ich ärgerte mich nunmehr und machte mir Vorwürfe darüber. Ich begleitete meine Tante mit einer Unruhe und Haſtigkeit, die ihr auffiel. Juſt, als ſie ſich gegen mich darüber heraus laſſen wollte, begegneten wir Hrn. v. St. Ange, der in das Haus trat, da wir es verließen. Er kam auf uns zu, erbot ſich uns zu begleiten, und erkundigte ſich nach der Urſache unſers zeitigen Aufbruchs. Ich ſagte nichts, er konnte aber leicht die Laune, in der ich war, bemerken. Er hörte nicht auf meine Tante, die mit ihm ſprach,

und der er den Arm gegeben hatte. Er betrachtete mich mit der Miene des Erſtaunens. Ich blieb zurück. Er drehte ſich um, mich noch einmahl zu betrachten. Seine Reden zeigten, daß er verſtand, was ich ihm zu verſtehen geben wollte. Ich weiß nicht mehr, was uns in den Weg kam, und ſtille zu ſtehen nöthigte: das Unglück führte Hrn. Deſaleurs, Hrn. du Terrier und noch einige andere Herren von unſerer Bekanntſchaft her. Sie blieben nicht ſtehen, ihre Verwunderung aber konnte man leicht bemerken. Ich hörte ſie zuſammen ſprechen und lachen. Es iſt leicht zu rathen, daß ſie von ihrem Zuſammentreffen ſelbſt mit Madam Durtan ſprechen werden: und ich war fortgegangen, nachdem ſie mir geſagt hatte, daß ihr Bruder nicht kommen würde! Ich war in Verzweiflung. Meine Tante begleitete mich bis in mein Haus. Hr. v. St. Ange hörte nicht auf, ſich umzuſehen, und mich zu betrachten. Sein Geſicht drückte ſein Erſtaunen, ſeine Betrübniß aus. Ich ſagte nichts, ſah ihn nicht an, und kam von tauſend unruhigen Gefühlen beſtürmt nach Hauſe. Mein

Vater war allein, und mit seinen Arbeiten beschäftigt. Doch kam es bald zu einer von den vertrauten und freundschaftlichen Unterredungen, die sich sonst so ungesucht und häufig unter uns entspannen, seit den neuen Projekten, Planen, Beschäftigungen aber, und durch eine Reihe von Zerstreuungen, die die Stadt und Gesellschaft mit sich bringen, ziemlich selten worden waren. Er unterhielt mich von dem Glück, das er bey seinen Unternehmungen gehabt: er erzählte mir, unser Vermögen wäre beträchtlich vermehrt worden, wir wären jetzt sehr reich. Doch habe er, um seinen Spekulationen die Krone aufzusetzen, noch eine neue sehr beträchtliche unternommen, bey welcher der Ertrag aller vorigen, und noch mehr auf dem Spiel stünde; allein sie wäre so sicher, daß er nicht das geringste Bedenken dabey gefunden, und den Erfolg ganz ruhig erwarte, worauf er denn alles zu baarem Gelde machen und fernere Operationen aufgeben wolle. Er nahm sich vor, alsdann dieses neu erworbene Vermögen auf eine Art zu genießen, die uns gewiß alle glücklich machen

werde. Das wäre, sagte er, auch sein Grund, warum er die Veränderungen unsers Landhauses, an denen man arbeitete, so eilig betriebe. Er wünschte, wir möchten in einem anständigen Wohlstand, aber ohne Pracht und Ueberfluß leben. Er setzte hinzu, er bemerke mit Vergnügen, daß ich mich mit verschiedenen wohlthätigen Geschäften abgäbe, und versprach, es sollte mir nie dazu an Gelde fehlen. Nach einer kleinen Pause, fuhr er im Ton der Freundschaft und Zärtlichkeit fort, und sagte zu mir: „Liebe „Tochter, du weißt wohl, daß unter allen „Dingen, die meinen Kopf und mein Herz „beschäftigen, du die erste und hauptsächlichste Stelle einnimmst. Ich habe dich seit „einiger Zeit ein wenig gehen lassen, ohne dich „deshalb aus den Augen zu verlieren. Sey „überzeugt, ich weiß alles, worauf das „Glück einer zärtlich geliebten Tochter, die „kaum ein und zwanzig Jahr alt ist, beruht. „Ich vergesse jene Art zu denken nicht, die „du so oft gegen mich geäußert hast: noch „jenen festen und standhaften Charakter, den „ich in dir zu entwickeln und auszubilden

„mich beſtrebt habe. Ich glaube, dein Herz
„iſt von aller Schwachheit frey, ſo ſehr du
„auch alles haſt, durch eine zärtliche und ans
„ſtändige Leidenſchaft glücklich zu werden.
„Du biſt im Stande, die Leute zu beurtheis
„len, die dir gefallen, und es wird ihnen
„nicht leicht werden, dir zu gefallen, und
„dir eine gefährliche Gegenliebe einzuflößen.
„Dieſe Sicherheit iſt mir jetzt in meiner Las
„ge außerordentlich angenehm, da unſer
„Schickſal und unſer Vermögen noch unents
„ſchieden ſind, und mir weder Zeit noch Mögs
„lichkeit geben, etwas über die Plane und
„den Ehrgeiz, deſſen Gegenſtand du biſt, zu
„entſcheiden. Du ſelbſt weißt jetzt noch nicht,
„was ſich für dein Herz ſchickt. Umſtände und
„Verhältniſſe haben mehr Einfluß auf daſſeis
„be, als du vielleicht glaubſt. Als einzige
„und ſehr reiche Tochter werden deine Ideen
„ganz verſchieden von denen ſeyn, die du in
„unſern mittelmäßigen Umſtänden hatteſt,
„wo dein Glück mehr von dem Glück deiner
„Aeltern abhing. Du wirſt in deiner Wahl
„viel freyer ſeyn, und dieſe Freyheit muß
„deinen Forderungen einen höhern Schwung

„geben. Laß uns also unser Leben vor der „Hand noch so fortsetzen, wie wir es bis jetzt „eingerichtet haben: laß uns alles sehen, als „les betrachten, alles genießen, und nichts „entscheiden. Ich bemerke mit Vergnügen, „daß das auch der Weg ist, den du einge„schlagen bist, und ich würde untröstlich seyn, „wenn du jemahls davon abwichest. Ich se„he wohl, daß Hr. v. Marville, Hr. „Desaleurs, Hr. v. St. Ange und Hr. „du Terrier dir zu gefallen suchen: ihre „Absichten sind leicht zu errathen, und ohne „allzugroße Einbildung kann man glauben, „daß du ohne weitere Rücksicht sie so behan„deln wirst, wie sie es verdienen, und wie dirs „gefällt. Nur jetzt sage ich dir meine Mei„nung hierüber nicht, weil ich jetzt wirklich „nichts denke. Ich erwarte eine ruhigere „Zeit, und eine endliche Entscheidung mei„ner Geschäfte, ehe ich die Sache weiter in „Ueberlegung nehme. Du kannst versichert „seyn, daß ich nie etwas anders als dein „Glück suchen, und dein Herz immer zu Ra„the ziehen werde. Mit deinem jetzigen Be„tragen bin ich sehr zufrieden: du genießest

„die Gesellschaft, ohne irgend jemand vorzu„ziehen. Dein richtiger Geschmack findet „bald, was schön und liebenswürdig ist: du „verstehst es, dich mit allem zu amüsiren. „Aus alle dem schliesse ich, was du künftig „einmahl werden wirst. Mein Herz freut „sich, und ich bin stolz darauf. Jetzt macht „mich deine Gleichgültigkeit gegen die Mäd„ner glücklich. Erhalte sie dir sorgfältig, „bis ein Geschöpf, das deiner würdig ist, „sie aus deiner Seele verbannen mag. Las„se uns den glücklichen Augenblick ruhig genies„sen, und keine andere Empfindung unsere „Ideen stören. Wie würde das ein aufser„ordentlicher Kummer und Verdruß seyn, „und mich zugleich zu Entschliessungen nöthi„gen, die meinem Charakter gerade zu ent„gegen sind. Ich merke wohl, daß Hr. v. „St. Auge durch seine Manieren und sein „Betragen gegen uns einen Vorzug und ein „Interesse äussert, das du ohne Zweifel ihm „eingeflößt hast, wenigstens argwöhne ich „es. Er ist liebenswürdig, einschmeichelnd, „und er würde mir Unruhe machen, wenn „ich nicht überzeugt wäre, daß du besser be-

„urtheilen kannst, was zu deinem Frieden „dient. Er ist ein sonderbarer Mann: er „scheint an mehrern Weibern zugleich zu hän„gen: man weiß nicht, welche er eigentlich „liebt. In gewissen Dingen ist er gründlich, „und man kann sich auf ihn verlassen, aber „im gesellschaftlichen Leben ist er leichtsinnig, „flatterhaft. Ich glaube, einer ernstlichen „Leidenschaft ist er ganz unfähig. Er liebt „die Weiber, schwerlich aber wird er sich je „in eine wirklich verlieben. „Ich billige die „Vorsicht sehr, mit der du jede Art von Ver„bindung mit ihm sorgfältig vermieden hast. „Es war einmahl eine kurze Zeit, wo mir „das nicht recht war, ich suchte ihm „selbst Gelegenheit zu geben, in deine „Nähe zu kommen. Doch ich konnte „deine Absicht bald errathen, die gar „nicht dahin ging, ihm Nähe zu geben: „und wenn er nun wirklich feines Gefühl hat, „so kann er auch meine Absichten leicht beur„theilen, denn ich fing nunmehr an, so „viel möglich, doch ohne es zu sehr auffallend „zu machen, dich zu unterstützen. Es war „mir sehr lieb, daß er es ablehnte, mich auf

„Land zu begleiten: ich weiß nicht, wie es „kam, daß ich mich übereilte und einen Au„genblick Zutrauen zu ihm hatte. Zum Glück „nahm er's nicht an, denn ich hätte ihr ohne „Zweifel Verdruß damit gemacht, da es zu „spät gewesen wäre, zurückzutreten. Die „Folge davon wäre ein unangenehmer Zwang „zwischen uns gewesen. Wir müssen ihm „nach und nach und unvermerkt sehen lassen, „daß wir ihn entbehren können, und vor al„len Dingen in nichts eine Distinction zwi„schen ihm und den andern jungen Leuten, „die unser Haus besuchen, machen. Das „kann uns nicht schwer fallen. Diese lie„benswürdigen Herrn bringen sich gleich mit „jedem Frauenzimmer in der Leute Mund, „und dahin wollen wir vor der Hand noch „niemand kommen lassen. Liebste Laura, „mit diesen Worten umarmte er mich, du „wirst das Glück haben, das Vergnügen, „und der Trost des Lebens deiner Aeltern zu „seyn. Du wirst den Frieden ihrer Tage „nicht stören. Auch dein Herz wird glück„lich seyn.„ O meine beste Freundinn, wie beklemmt war mir der Busen, ich dachte, das

Herz würde mir zerspringen. Ich konnte nicht reden: ich versuchte es, ich strengte mich an, ein paar Worte zu stammeln, während ich mir die Thränen abtrocknete. „Arme „Laura, sahe mein Vater fort, wobey er „mich noch einmahl umarmte, ich sehe dein „Herz offen vor mir liegen. Was könntest „du mir sagen, das ich nicht verstünde, und „nicht besser fühlte, als du es mit Worten „ausdrücken kannst. Ich bin glücklich, daß „ich eine Tochter, wie du bist, habe: fahre „so fort, ich will künftig noch weit, weit „dankbarer seyn.„ Ich warf mich zu seinen Füßen und umarmte sie; ich konnte nichts vorbringen als: Vater! bester, zärtlicher Vater! Das Schluchzen hinderte mich am Sprechen. Statt mir zu helfen, hielt mich mein Vater vom Reden ab. In dem Augenblick kam meine Mutter herein: sie erschrack über das, was sie sah, und darüber, daß ich geweint hatte. „Es ist nichts, sagte „mein Vater zu ihr: ich sprach mit Lauren „von unserer Situation, und von der Art „und Weise, wie ich wünschte, daß sie sich, „und daß wir alle mit benähmen. Sie muß

„ſen, meine Liebe, was wir von ihr geſagt „haben, und wie wir mit allem, was ſie „thut, mit ihrem Charakter, mit ihrer Gü„te und Offenheit, und vorzüglich mit ihrem „Betragen in der Welt zufrieden ſind. Ich „hab' es ihr ſelbſt geſagt, und das hat ſie ſo „gerührt.„ Ich warf mich in die Arme meiner Mutter, in der Hoffnung, hier etwas mehr Kraft zu bekommen. Auch ſie wollte mir nicht erlauben zu reden, und rief voller Freude aus: „O gewiß ſind wir glücklich, „daß wir eine Tochter haben, wie unſre Lau„ra iſt! Sie iſt ein ander Mädchen als das „Fräulein v. St. Ceran, von der ich heut „den ganzen Abend habe reden hören. Die „hat ſich mit einem Fremden in einen Liebes„handel eingelaſſen. Das unvorſichtige „Mädchen hat ein paar Briefe verlieren ge„hen laſſen, alles iſt entdeckt, und die ganze „Familie troſtlos.„ Das konnte ich nicht aushalten, die Marter war zu groß für mich: ich eilte auf mein Zimmer. Das war alles, was meine Kräfte mir zu thun erlaubten. Lange Zeit brachte ich in einer unausſprechlichen Unruhe zu, ich war nicht Herr über mein

gind einem Gedanken, irgend eine Bewegung. Ich ging die Stube auf und ab, setzte mich nieder, und badete mich in Thränen. Ich fragte mich, warum oder woher diese Thränen, diese Angst, diese Verzweiflung? Was hab' ich denn begangen? Und wenn ich was gethan haben sollte, kann ich nicht alles zurücknehmen, vernichten, zerstören? Habe ich nicht alle meine Kräfte noch? Wäre es was vorgefallen, das ich nicht wieder in ganzliche Vergessenheit begraben könnte? Von diesem Augenblick an brauche ich weiter nichts zu thun, als es nicht mehr zu denken, nicht mehr anzusehen. Nichts natürlicher, nichts simpler, als dieser Entschluß. Jedermann wird zufrieden seyn, und die Ruhe in meine Seele zurückkommen. Die Sache kann nie so gut, als schon geschehen war, ich wollte wieder zu meinen Aeltern gehen, und einen Abend, der der Zärtlichkeit und den Ergießungen des Herzens geweihet war, vollends bey ihnen zubringen. In dem Augenblick trat die Kammerjungfer meiner Mutter herein. Sie machte die Thüre mit einer Art von ängstlicher Behutsamkeit hinter sich zu.

Sie näherte sich mir, und sagte mir mit einer geheimnißvollen Miene und mit leiser Stimme, man habe eben diesen Brief gebracht, und gebeten, ihn in meine eigenen Hände zu geben. Er komme von Jemanden, der Noth leide, und sich von meiner milden Hand etwas verspreche. Ich wies das Mädchen ungestüm von mir: ich hielt ihr eine Strafpredigt, daß sie sich unterstünde, mir mit ihrer leisen Stimme und ihrem geheimnißvollen Wesen einen Brief auf die Stube zu bringen, und ich glaube gar auch darüber, daß sie die Thüre hinter sich zugemacht. Ich befahl ihr, den Brief fortzutragen, und ihn der Person, von der sie ihn bekommen, wieder zu geben. Ich verbot es ein für allemahl mir Briefe zu bringen. Ich glaube, in diesem Augenblick, in dieser Stimmung, würde ich selbst von Ihnen keine Briefe angenommen haben. Das Kammermädchen, der ich nicht Zeit gelassen hatte, zu antworten, war furchtsam und gehorsam mit dem Brief fortgegangen. Sie machte die Thüre wieder auf, und fragte mich, ob sie selbst ihn forttragen und wem sie ihn geben solle? Ich

ſagte ihr, ſie könnte damit machen, was ſie wollte, ich aber möchte weiter nichts davon hören. Recht ſchön! ſagte ich bey mir ſelbſt, da kömmt wieder ein Brief und verfolgt mich. Wer weiß wo er hinkömmt, was aus ihm wird, in was für Hände er fallen kann? Das kann vielleicht zu abſcheulichen Reden, zu gräulichen Verläumdungen, vielleicht gar zu Händeln Anlaß geben. O wie unglücklich, wie grauſam unglücklich bin ich nicht. Ich rief das Mädchen zurück: ich fragte, wer den Brief gebracht habe. Sie ſagte mir, ein Menſch habe ihn gebracht, dem ich bisweilen Geld gegeben. Sie vermuthete, er komme von der armen kranken Frau, die ich neulich beſucht, und der ich oft Allmoſen gegeben. Sie könne, ſagte ſie, meinen Zorn und meine üble Laune ſich nicht erklären. Ich bemühte mich, in des Mädchens Augen zu leſen, was ſie wirklich glaubte und dächte. Domeſtiken ſind in meinen Augen Geſchöpfe, die ich liebe und beklage, und deren Schickſal ich ſo wenig unglücklich und ſo wenig mühſelig als möglich zu machen ſuche: doch bleibt immer eine Entfernung zwiſchen mir

und ihnen, die nichts aufheben kann. Es ist mir unmöglich, ein Geheimniß mit ihnen zu theilen, die geringste Vertraulichkeit zwischen ihnen und mir einreißen zu lassen. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich ihnen die geringste Confidence, wenn auch nur solche, deren Gegenstand etwan Phantasien meiner Aeltern wären, machen könnte. Ich bemühe mich, mir die Liebe der Personen, die mich bedienen, zu erwerben, ich mag aber keinen andern Beweis davon, als ein vernünftiges Betragen, Dienstfertigkeit und Treue. Das ist das erstemahl, daß ich einen Domestiken mishandelte. Ich nahm ihr den Brief mit einer zornigen Miene ab. Ich sagte ihr, ich fände es höchst impertinent, daß man mir irgend etwas, es sey was es wolle, mit einer geheimnißvollen Miene zustelle. Sobald man das erstemahl wieder so etwas brächte, so wollte ich es selbst aus den Händen der Ueberbringer annehmen. Das arme Mädchen schien sehr über meine ungewöhnliche Hitze und Hastigkeit erstaunt: sie sagte, sie glaubte, es beträfe weiter nichts als Bitte um ein Almosen: sie hätte ja schon oft

Papiere ähnlichen Inhalts gebracht, ſie könnte nicht errathen, warum ich auf einmahl anfangen wollte, genauer und ſparſamer zu werden. Ich ſchickte ſie wieder fort, und gab ihr, wie ich glaube, noch eine Injurie mit auf den Weg. Da hatte ich nun den häßlichen Brief, und meine Angſt und Beklemmung war auch mit ihm zurück gekommen. Ich brauchte ihn nicht näher zu unterſuchen, um zu erfahren, von wem er wäre: ich hatte es gleich geſehen, daß er von dem grauſamen Mann kam, der an allen den unaufhörlichen Verfolgungen, die ich den ganzen Tag über erlitten hatte, Schuld war. Was ſollte ich nun mit dem Briefe machen? Ihn verbrennen? Ich ſchwankte nicht, ich ging ans Kamin, ich warf ihn ins Feuer, und gern hätte ich alles Vergangene eben ſo vernichten mögen. Ich weiß nicht, was im Wege war, daß der Brief nicht im Feuer blieb, ſondern wieder heraus auf den Fußboden fiel. Ich mochte ihn nicht aufheben, ſondern ſtieß ihn mit dem Fuße wieder ins Feuer. Kummer und Unruhe ſtürmten aufs neue auf mich ein, tauſend verſchiedene Ge-

danken quälten mich. Ich sah, daß ein Frauenzimmer mich in Verdacht hatte, ich stünde mit ihrem Bruder in genauer Verbindung, und sie wird das Gerücht davon schon verbreiten. Ich hörte schon über Hrn. v. St. Auge und mich sprechen: die Herren, die neben mir vorbeygegangen waren, und gelacht hatten — meine Aeltern, die ich, ohne es zu wollen, hintergangen, die sich genau das Gegentheil von dem, was ich gethan hatte, von mir versprochen, und doch, doch wagt mans noch, mir zu schreiben, mir verstohlner Weise einen Brief in die Hände zu spielen. Doch, da ich der Sache weiter nachdachte, so fragte ich mich, was ich mir eigentlich vorzuwerfen hätte? was mein Verbrechen wäre? Daß ich auf Befehl meines Vaters geschrieben? daß ich in der Gesellschaft einen Mann angetroffen, liebenswürdiger, als alle andere? daß ich auf dem Lande ihm zufälliger Weise begegnet? daß ich mit ihm gesprochen? So darf man gar mit Niemanden umgehn? Und ist dieser Brief, den man mir bringt, ein Verbrechen? Bin ich dafür verantwortlich? Ist er nicht genau

eine Gelegenheit, wie ich sie wünsche, mich mit Recht zu beschweren, und ihm die Vorwürfe zu machen, die er verdient? ihn zu überführen, daß ich nichts mehr hören, nichts mehr annehmen will, daß ich ihn, wenn es nöthig wäre, sogar hassen werde? O gewiß würde mir das am leichtesten werden. Meine Augen wendeten sich wieder auf das Feuer, ich untersuchte, ob der Brief auch ganz verbrannt wäre. Er war auf die Asche gefallen, und wollte eben auflodern, als ich ihn mit einer Empfindung, die ich Ihnen unmöglich beschreiben kann, wieder aus dem Feuer hohlte. Ich dachte so. Ist der Brief in meinen Händen, so kann er zum Beweis und zu Aufklärungen und Erläuterungen dienen, wenn ich, wie meine Absicht ist, meinem Vater die ganze Lage der Sachen entdecke. Denn, was hätte ich ihm sonst wohl sagen können? Unbestimmte, nichtsbedeutende Dinge, anstatt daß nunmehr ein Brief am besten zeigen wird, was ich zu sagen habe, was geschehen, und was für die Zukunft zu thun ist. Der Umschlag war verbrannt, der Brief aber fiel unversehrt heraus, er war

faſt vier Blätter, engbeſchrieben, lang. Nachdem er mich verlaſſen, war er, anſtatt in das Haus zu gehen, wo er mich vorher zu finden hoffte, in ſein Quartier zurückgekehrt, und in der Verzweiflung über den unwilligen, verächtlichen Blick, den ich auf ihn geworfen, wär' er nach Hauſe gegangen, habe ſich hingeſetzt und dieſen Brief geſchrieben. Er fragt fußfällig nach der Urſache ſeines Unglücks, er würde es nicht ertragen können, wenn er es verdient hätte. Glücklich will er ſich ſchätzen, wenn es nur eine vorübergehende Laune oder ein Grund iſt, der nicht von ihm herkömmt. Er möchte gern meinen Kummer theilen, und ſein Leben drum geben, wenn es mich zufrieden ſtellen könnte. Er iſt bereit, es aufzuopfern. Ich ſoll nur Ein Wort ſagen, und er will mir in allem gehorchen. Aber, aus Mitleid, aus Erbarmen, im Nahmen deß, was mir am liebſten und heiligſten iſt, ſoll ich ihm ſagen, was mich bekümmert, und eine ſo ſchnelle Veränderung binnen zwey Tagen hervorgebracht hat? — — Er hat eine Schweſter, wie die ſeinige, und kann noch fragen, was

mich bekümmert, was mich trostlos macht? Es ist wahr, dieser ganze Brief athmet nichts als Theilnahme und zärtliche Freundschaft. Nicht ein Wort steht darinn, das die allerbedenklichste Seele beleidigen könnte. Es ist die Sprache eines Mannes, der Jemanden leiden sieht, und — eine Folge seines feinen sympathetischen Gefühls! — selbst darunter leidet: wär es nicht ein Brief, und ein heimlich zugesteckter Brief, so könnte er nicht den geringsten Verdruß, nicht den geringsten Unwillen erwecken. Die Empfindung, die er in mir hervorbrachte, vermischte sich mit alle dem, was mir bis jetzt begegnet war, und machte mich wirklich etwas ruhiger. Ich sah daraus, daß ich mich wieder in die erwünschte Lage versetzen könnte. Er will mir gehorchen. O ich will gewiß dieses uneingeschränkte Versprechen benutzen: ich brauche weiter nichts zu thun, als daß ich alles meide, alles abbreche, nichts mehr annehme, ihn nicht wiedersehe, alle Art von Unterhaltung vermeide, mich mehr als jemahls meinen Aeltern nähere, sie nie verlasse, das Vertrauen unter uns wieder herstel-

le, nichts mehr heimlich hatte, und im ersten freyen Augenblick, alles Vergangene — das nichts ist, nichts bedeutet, und weiter nichts als die Folge gewisser kleinen Umstände war, die nicht in meiner Gewalt standen — offenherzig gestehe. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, traute ich mir Kräfte genug zu, wieder zu meinen Aeltern zu gehen. Ich empfand eine Unbehaglichkeit und ein Zittern, das ich nicht verbergen konnte. Ich eilte wieder, unterm Vorwande, daß ich Ruhe nöthig habe, auf mein Zimmer zurück. Ach! meine Theureste! die ganze Nacht hindurch fand ich nicht Einen Augenblick Ruhe. Es war eine grausame Nacht. Alle mögliche Arten von Furcht, Unruhe und Besorgnissen stellten sich mir dar, und quälten mich unabläßig. Ich bleibe fest bey meinen Entschlüssen, und doch habe ich immer ein Gefühl von Schrecken im Herzen, von dem ich mir nicht Rechenschaft geben kann. Ich schlummerte einen Augenblick ein, und da war mirs, als stünde ich hart am Rande eines Abgrundes, dessen Tiefe und Steile mich schwindeln machte. Ich fuhr außer mir vor

Schrecken aus dem Traum auf, und ſeufzte. Meine Seele iſt zu ſchwach, zu reizbar, ſo harte Schläge auszuhalten. Ich muß mich vor jeder Art heftiger Bewegung hüthen, und deswegen will ich mich auch ganz ruhig verhalten, nicht ausgehen, nur in Begleitung meiner Aeltern unſer Landhaus beſuchen, nichts als gleichgültige Perſonen ſehen und mich mit alltäglichen Dingen beſchäftigen. O Gott, meine Beſte — weiß ich, was ich will? Sie meine Freundinn, könnten mirs ſagen. Sagen Sie mir alles, was Sie ſagen können, ich beſchwöre Sie. Ich weiß jetzt nichts, gar nichts gewiß, als daß ich Sie liebe und ewig lieben werde. Leben Sie wohl, theuerſte Freundinn, und vergeſſen Sie nicht Ihre u. ſ. w.

Vier und vierzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich habe meinen Entschluß ausgeführt, meine Theuerste, die Einsamkeit hat den Frieden und die Ruhe wieder in meiner Seele hergestellt. Seit meinem letzten Brief bin ich nicht ausgegangen, hab' ich nichts angenommen, Niemanden gesehen. Die Tage werden mir länger, aber dafür sind die Nächte desto besser. Ich schlafe ein wenig mehr, ich bin viel um meine Aeltern, und je länger desto leichter wird mirs ums Herz. O gewiß finde ich die Ruhe wieder, die ich sonst genoß. Unmöglich kann es eine so schwere Sache seyn, sich ruhig zu machen; und ich bilde mir ein, Stärke des Geistes genug zu besitzen, mir die verlorne Ruhe in kurzer Zeit zu ersetzen. Weiter gehört nichts dazu, als ein fester Entschluß, Einigkeit mit sich selbst, Entfernung von allem, was den Kopf angreifen und das Herz erschüttern kann. Und worinn läge die Unmöglichkeit davon, vorausgesetzt, daß man denken und überle-

gen kann. Es ist wahr, ich habe drey ganze Nächte schlaflos zugebracht, dafür aber habe ich auch in zweyen einige Stunden Schlaf gehabt. Ich nahm mir gleich vor, Ihnen diese Zeit über nicht zu schreiben, um nicht meine Gedanken von neuem auf gewisse unangenehme Gegenstände richten zu müssen. Gern möchte ich alles Vergangene bey mir selbst in die tiefste Vergessenheit bringen. Weit habs ichs darinn noch nicht gebracht, doch genug, daß jene Gedanken mir weder Unruhe noch Kummer mehr verursachen. Ich sah mich nach Beschäftigungen um, mich zu zerstreuen, und alles macht mir Langeweile. Ich dachte an mein kleines Bauermädchen, und härmte mich, daß ich gezwungen bin, so lange noch auf sie zu warten. Gegen die Musik empfand ich einen wahren Abscheu, ich konnte mich nicht überwinden, in die Nähe meines Fortepiano zu treten. Die Lectüre ermüdet mich, die Bücher fallen mir aus der Hand. Bewegung, Sorge, Arbeit wars, was mir fehlte. Zum Glück haben sich seit der Zeit, daß wir unsern Aufwand vermehrt, Unordnung und Misbräuche im Haus

se eingeschlichen. Diese abzuschaffen war einer von meinen Planen, ich stieg vom Keller bis auf den Boden, ich zwang meinen Vater mich zu begleiten, ich verlangte alles zu sehen, wollte künftig alles selbst dirigiren. Allenthalben befleißigte ich mich der pünktlichsten Ordnung. Wir hatten Möbeln vorräthig, die einer Ausbesserung bedurften. Ich ließ die nöthigen Handwerksleute kommen, die unter meinen Augen arbeiten mußten. Ich gab die Arbeit selbst an, und sie mußten sie unter meiner Aufsicht fertig machen. Nichts fürchtete ich mehr als Muße, denn so bald ich einen Augenblick unbeschäftigt war, drängten sich gewisse Ideen, die ich gern vermeiden möchte, auf mich ein. Ein paar mahl machte ich den Versuch und ging an mein Büreau, Ihnen zu schreiben, allein ich hätte Sie von Dingen unterhalten müssen, an die ich nicht denken mochte, und ich gefiel mir in meiner Selbstüberwindung. Länger als heute aber konnte ichs nicht aushalten. Mein Herz muß sich in Ihr Herz ergießen. Ich bin wieder im Stande, Sie ruhig zu unterhalten, und hoffe sogar, Sie sollen zu

frieden mit mir seyn. Wirklich jedermann sollte es seyn, ich leide so schon genug. Das Kopfweh, das ich neulich vorschützte, und mein Innehalten machen, daß ich für krank gelte. Einige Besuche, die sich einfanden, konnte ich nicht abweisen. Unter andern Frau v. Arsilli und v. Taninge. Wie glücklich scheinen diese Damen nicht zu seyn. Sie denken an nichts, als an das Vergnügen und den Zeitvertreib, die sie schon genossen haben, oder die ihnen noch bevorstehen. Frau v. Arsilli war schon allenthalben gewesen und brach auf, um die Runde noch einmahl zu machen. Frau v. Taninge, die beständig mit ihrem diensteifrigen Hofstaat umringt ist, hatte ihn meinetwegen auf einen Augenblick verlassen, und eilte bald wieder dahin. Sie war glücklich im Spiel gewesen, und sprach von nichts, als von Konzerten, Lustpartien und Soupers. Die Männer wurden mit keinem Worte erwähnt, und doch behauptet man, sie widersetzten sich immer den Planen ihrer Weiber. Warum fürchtete ich mich, man möchte von Hrn. v. St. Ange mit mir sprechen? Glücklicherweise nannte

man seinen Nahmen nur bey einer höchst gleichgültigen Veranlassung und ganz absichtslos. Fast scheint es, als wenn er jetzt an den Vergnügungen und der Gesellschaft dieser Damen wenig Theil nähme. Indeß waren sie doch seine Freundinnen, oder wenigstens sehr genau bekannt mit ihm. Sie sind auch Freundinnen von mir, doch, die Wahrheit zu gestehen, mir ist immer, als gäb' es für mich nur Eine Freundinn auf der Welt. Fräulein v. Mirfort kam auch; ich bat sie gleich beym Empfang, die fürchterlichsten Kopfschmerzen, die ich je gehabt hätte, zu schonen. Von ihr versah ich mich aller möglichen Gespräche, und so wunderte michs auch nicht, als sie anfing, von Hrn. v. St. Ange zu sprechen. Sie sagte mir, die Gleichgültigkeit, die sie gegen ihn geäußert, habe ihn so misvergnügt gemacht, daß er es nicht wieder gewagt, sie anzureden. Uebrigens, setzte sie hinzu, beklagt sich die ganze Welt über ihn: er ist oft traurig und mürrisch, er verläßt die Häuser, wo er sonst am fleißigsten war. Man glaubt, sein Vermögen ist sehr in Unordnung, und vermu-

thet, er befinde sich eben jetzt in einer großen Verlegenheit, da er für einen seiner Freunde, der in mißlichen Umständen war, und den er gern retten wollte, Bürgschaft stellte. Die ganze Welt habe ihm das verdacht. Weiter erzählte sie mir, man behaupte durchaus, mit der Ehe der jungen Flamacour gehe es sehr schief. Diese hätten gewissen Verwandten verächtlich begegnet; die Ballotons hätten sich geweigert, das Geld zu einem gewissen Aufwand herzugeben, das hätte Auftritte veranlaßt, von denen sie alles bis auf die geringste Kleinigkeit wüßte. Ich versicherte ihr, mein Kopf wär nicht im Stande, alles das anzuhören. Noch sagte sie, sie ginge alle Morgen spatziren, sie genösse die Schönheiten des Frühlings mit großem Vergnügen, die ganze Welt wäre auf den Füssen, und man begegnete immer Jemanden. Sie drang in mich, es eben so zu machen, wie sie; ich entschuldigte mich mit dem schlechten Zustand meiner Gesundheit. Fräulein v. Mirfort ermüdete mich weit mehr, als alle meine Arbeitsleute zusammengenommen, nur mit dem Unterschied, daß die Ermüdung, die von ihr

herrührte, mir nicht wohl bekam, sondern nichts als üble Laune machte. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß die Freundschaft meiner Freundinnen mir nicht mehr Vergnügen machte, und meine Seele nicht mehr tröstete. Ich schob die Schuld auf die Stimmung, in der ich mich eben befände, und wirklich wußte ich mir nur eine einzige Sache in der Welt zu denken, die mir wahres Vergnügen hätte machen können, und das war eine Unterredung, oder ein Brief von der einzigen Freundinn, die mein Herz kennt, die alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen weiß. Sie allein könnte mir Dinge sagen, die ich mit Entzücken anhören würde. Allein, so übel spielt mir das Schicksal mit! Alles fehlt mir, ich habe nichts, als mich selbst. Was schließen Sie aus dem, was diese Damen von Hrn. v. St. Ange sagten? Glauben Sie nicht, daß man von ihm und von mir spricht? Die leichte und gleichgültige Manier, mit der sie seiner erwähnten, sollte mir vielleicht die Wahrheit nicht zu deutlich sehen lassen. Doch, was kann man sagen? Und wenn man auch geschwatzt hat,

so wird man doch bald wieder schweigen müssen. Von jeher war es mein Ehrgeiz, alles zu vermeiden, was mich in die Klasse der unglücklichen Frauenzimmer bringen könnte, die der Gegenstand aller öffentlichen Gespräche sind. Allein, wovon spricht man etwa nicht? Hat man das geringste Bedenken, die geringste Schonung mit irgend einem Gegenstande, der sich darbietet? Die ehrwürdigsten, heiligsten Gegenstände sind liebloſen Vermuthungen, dem Argwohn und boshaften Einfällen ausgesetzt. Hätte nicht noch ein eilftes Gebot gegeben werden sollen: du sollst nicht schwatzen! Meinen Sie nicht auch, meine Beste? Werden Sie nicht auch bisweilen von den Geschwätzen um sich her betäubt, empfinden Sie nicht auch Langeweile, Ekel und Widerwillen dabey? Gewiß würde ichs noch öfter empfinden, wenn ich mehr drauf hörte. Ich sehe es gleich an der Miene der sprechenden Personen — Horch! eine fremde Stimme auf dem Saal — eine grobe Bauernstimme, ich kenne sie. Henriettens Großvater kömmt. Ich eile zu ihm — —

Endlich, meine Beste, endlich genieße ich doch einmahl wieder ein Vergnügen. Er war es selbst, der gute Jakob Despras. Ich liebkoste ihn auf alle ersinnliche Art und Weise. Ich führte ihn in mein Zimmer, ließ ihn frühstücken. Wir setzten uns, wir sprachen von Henrietten, ich dankte ihm für seine Bewilligung, mir sein kleines Mädchen zu überlassen: ich nahm die Sache als ausgemacht an. Ich zeigte ihm, wie ich sie einrichten, womit ich sie beschäftigen wollte, wo sie schlafen sollte u. s. w. Er fing nun auch an zu sprechen, und sagte mir manches, was auch mein Vater hören mußte. Ich führte ihn zu ihm. Der gute Mann ward mit vieler Güte empfangen, und mit Gefälligkeit und Geduld angehört. Er sagte, ich wäre ein sehr wohlthätiges Frauenzimmer, seine Enkelinn würde sehr glücklich bey uns seyn: er würde aber gewiß lange um sie weinen, und seiner Tochter würde es schwer werden, sich von ihr zu trennen. „Die Wahr„heit zu gestehen, fuhr er fort, das kleine „Mädchen ist ihrer Tante bis jetzt zu ihrer „Verheyrathung hinderlich gewesen, da ich

„mein Vermögen, das sehr gering ist, un„ter diese beyden Kinder theilen muß. Ein „Bauer in der Nachbarschaft ist ihr herzlich „gut, aber blos des Kinds wegen widersetzen „sich seine Aeltern der Heyrath. Meiner „Tochter liegt freylich eben nicht viel dran, „doch wär es bey alle dem eine sehr vortheil„hafte Sache für sie. Ich bin Willens eine „kleine Summe auf mein Vermögen zu bor„gen, es Henrietten zu geben, und das „übrige Paulinen zu überlassen.„ Mein Vater bewunderte den Verstand und die Billigkeit des guten Mannes, und gab gleich sein Wort zu der vorgeschlagenen Einrichtung. Ich werde Henrietten hundert Thaler schuldig, Jakob wird sie meinem Vater schuldig, und setzt zur Sicherheit einen Theil von dem Ackerlande, das zu seinem Gütchen gehört. Henriette hat nichts mehr zu fordekn und alles gehört nun seiner Tochter. „Ich habe nun, sagte er, die Hof„nung und den Trost, sie verheyrathet zu se„hen, und meine alten Tage werden nun „viel glücklicher seyn.„ Wir empfanden ein wahres Vergnügen, zum Glück dieses armen

Alten etwas beygetragen zu haben. Man ließ einen Notar kommen, und der Traktat ward auf der Stelle entworfen. In zehn Tagen hohl' ich mein kleines Mädchen ab, doch werde ich ſie auch vorher noch einmahl beſuchen. Meine Plane über dieſes Kind ſind eine Zerſtreuung, die den Aufruhr in meiner Seele ſchon ſo ziemlich geſtillt hat. Ich bin förmlich eiferſüchtig über dieſes Vergnügen, ich ſpreche mit Niemanden, als mit meiner Mutter davon, die mich aushöhnt, und verſichert, es wäre ihr recht lieb, daß ich nun aus Erfahrung einſehen lernte, was die Erziehung eines Kindes ſagen wolle. Vielleicht hätte dieſe Henriette alle möglichen Fehler eines Kindes an ſich. Ich ſage gut, ſie ſoll ihr nichts als Vergnügen machen: ich bin ſicher, recht viel zu genießen, und dieſe Art von Vergnügen iſt gerade diejenige, die meinem Herzen in ſeiner jetzigen Lage am zuträglichſten iſt. Ich fühle das Bedürfniß, mich an irgend etwas anzuſchließen, beſonders an ein Geſchöpf voll natürlicher, naiver Empfindung, das von mir allein abhängt, das meine einſamen Stunden ausfüllen kann,

und das niemahls nöthig hat, wenn es sich mit mir unterhalten will, nach der Feder zu greifen. Sie wissen aus eigner Erfahrung, wie leicht sich dann die Lust verliert. Hrn. de la Hausse habe ich zweymahl gesehen; er ist immer sehr galant, sehr reinlich und sehr schön gepudert. Doch gestehe ich Ihnen nicht, ob meine Actien bey ihm gestiegen oder gefallen sind. Er speißte gestern Abend bey uns, wo er denn von einer ganz liebenswürdigen Munterkeit war. Da ich sie für ein Zeichen des glücklichen Erfolgs und Fortgangs der Geschäfte meines Vaters ansah, so hatte ich alle Achtung dafür, und ließ mich sogar hinreißen, Theil zu nehmen. Wir waren beyde, versichert, recht liebenswürdig. Meine Mutter lachte von Herzen, auch mein Vater ließ es nicht fehlen, und das machte, daß meine Munterkeit, die anfangs nur erzwungen war, bald herzlich wurde.

Die Affären des guten Jakob, meine Beste, haben mir alle Zeit weggenommen: ich habe sogar den Abgang der Post versäumt, und überhaupt nur auf der Eile schreiben kön-

nen. Jetzt ruft man mich, den Thee bey meinen Aeltern zu machen, die nicht ausgehen, und Jemanden bey ſich haben. Zuverläſſig iſt es niemand für mich. Ich verlaſſe Sie alſo, meine liebſte Freundinn; morgen, eh ich den Brief ſchließe, ſage ich Ihnen noch ein Wort.

Ich werde Ihnen dieſen Morgen nichts mehr ſchreiben. Es fehlt mir an Zeit. Mein Vater läßt mir ſagen, er werde auf unſer Landhaus gehen, er müſſe bey früher Tageszeit noch dort ſeyn. Er verlangt, ich ſoll ihn begleiten. Meine Mutter kann nicht mit, und er will gleich wegfahren. Ich eile alſo Hals über Kopf, den Brief zu ſchlieſſen. Leben Sie wohl, meine Theuerſte. Ich erwarte einen Brief von Ihnen.

Fünf und vierzigster Brief.

Laura an Sophie.

Meine Beste, was ist es doch für ein seltsames Ding um das menschliche Leben, in dem man nicht für einen einzigen Augenblick gut sagen kann, wo Umstände und Zufälle uns meistern und hinreißen! Es ist also ganz vergeblich, sich dem Frieden, der Ruhe zu widmen? Nichts schützt uns gegen das, was wir am meisten fürchten? Der gestrige Tag würde ein ganzes dickes Buch erfordern, wenn ich Ihnen alles beschreiben wollte, was vorgefallen ist, was ich gefühlt und gelitten habe. Sie werden nur den kleinsten Theil erfahren, und doch sehe ich voraus, mein Brief kömmt mit der nächsten Post nicht fort. Meine Feder fliegt, wenn ich an Sie schreibe, aber heute werde ich hundertmahl gestört werden. Ich will mich bemühen, alles wieder zu finden, was ich gesagt und gedacht habe, allein Ein Gedanke lockt tausend andre herbey, die sich an den ersten anschließen. Meine Feder hält ein, ich

ſitze unbeweglich wie eine Statüe da, und in wenig Augenblicken bin ich hundert Meilen von dem weg, was ich ſagen wollte. Das iſt mir ſchon in dieſem Brief mehr als Einmahl begegnet. Es iſt länger, als eine halbe Stunde, daß ich das erſte Wort hinſchrieb. und mehr als zwanzigmahl war ich weit, weit weg von Ihnen.

Mit wahrem Vergnügen, meine Liebe, fuhr ich heut früh bey guter Zeit mit meinem Vater aus der Stadt nach unſerm Landhaus. Niemand konnte es wiſſen. Der Entſchluß war im Augenblick gefaßt worden: wir lieſſen alle unſere Leute in der Stadt zurück. Unterwegs beſchäftigten wir uns mit unſern Einrichtungen. Ich machte Plane für meine Henriette. Ich dachte viel an ſie, und mein Vater ſchien Theil an meinen Empfindungen zu nehmen. Ich war ſehr vergnügt, ſehr zufrieden. Bey unſerer Ankunft fragte er, ob man die Bänke und Sitze, ſo wie er befohlen, geſtellt, und die Wege durch das Wäldchen ſeiner Angabe nach in Stand geſetzt hätte. Er nahm ſich vor, ſelbſt hinzu-

gehen, wenn er erſt gewiſſe Dinge unterſucht hätte. Ich richtete die Augen nach dieſer Seite: ich ſah einige grüne Blätter, die anfingen durch die Knoſpen zu brechen; ich hörte das Gezwitſchere der Vögel, die ganze Natur ſchien belebt, vorzüglich war das Wäldchen lockend für mich. Ich wünſchte die Sitze und die Wege zu ſehen, die mein Vater anlegen laſſen, doch nahm ich mir vor, nicht hinzugehn. Ich wollte mich mit den Blumen, mit dem Garten beſchäftigen. Und noch mit tauſend andern Dingen, die ich vorhatte. Wenn ich auch bey dieſer Arbeit an das Wäldchen dachte, ſo geſchah es doch nur mit dem feſten Vorſatz nicht hinzugehen: ich ſagte mir, die Zeit reicht dazu nicht hin. Wir ſpeißten den Mittag ſehr vergnügt zuſammen. Nach Tiſche, ſagte mein Vater, wollte er ins Wäldchen gehen, und wünſchte, ich möchte ihn begleiten. Ich machte Schwierigkeiten, ich bat ihn, mich zu entſchuldigen: allein er beſtand darauf, weil er, wie er ſagte, mein Urtheil über eine Ausſicht zu hören wünſchte, wozu ſo junge und helle Augen nöthig wären, als die

meinigen. Mit den Arbeitsleuten im Hauſe war er zufrieden. Zur Belohnung, und um ſie noch mehr zum Fleiß aufzumuntern, hatte er ihnen Wein geben laſſen. Nach dem Eſſen machten wir uns auf den Weg. Beym Eintritt ins Wäldchen erinnerte er ſich an etwas, das er vergeſſen hätte, und das er noch befehlen wolle. Er verließ mich mit der Verſicherung, gleich wieder bey mir zu ſeyn. Ich könnte hier warten, oder auch weiter gehen, er werde mich doch bald einhohlen. Allein am Eingang des Wäldchens fühlte ich eine kleine Bewegung, ein Herzklopfen. Nicht als ob ich etwas zu fürchten hätte, ich war gewiß, Niemanden zu begegnen — aber ich erinnerte mich, daß ich gebeten, inſtändig gebeten worden war, hieher zu kommen, wenn ich auf dem Lande wäre, und ich war ſo feſt entſchloſſen, dieſen Inſtructionen kein Gehör zu geben. Ich dachte darüber nach, und ging ſo, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in das Wäldchen. Ich ging immer weiter, bis ich endlich an den Bach kam: ich fand einen neu angelegten Weg und war neugierig zu ſehen, wie weit man damit gekommen wäre — auf

einmahl erblicke ich Jemanden im Wege. Das Herz schlug mir fürchterlich, ich wendete um, ich wollte eilig fliehen, man folgte mir, man sagte mir mit dem flehendlichsten Tone: — — „Ach, gnädiges Fräulein, ich „wag' es nicht, mich Ihnen zu nähern: ich „schwör' es Ihnen, ich nähere mich nicht: „aber, bey Gott! fliehen Sie mich nicht. „Haben Sie die Gnade, mich anzuhören. „Ich habe Ihnen die wichtigsten Dinge zu „sagen. Haben Sie die Gnade, mich nur „einen Augenblick anzuhören. Es soll das „letztemahl seyn, wenn Sie wollen.„ Er ging schneller als ich, und erreichte mich. Nunmehr fühlte ich mich stark genug zu sprechen, und alle Klagen und Vorwürfe, von denen meine Seele und mein Herz voll waren, auszuschütten. Ich beklagte mich über die Verfolgungen, die man durch Briefe und unbescheidene Nachstellungen über mich ergehen ließe, und die mich unangenehmen Folgen und den größten Verdrüßlichkeiten aussetzten. Ich drang durchaus drauf, daß sie ein Ende nehmen sollten, ich verbot ihm, mich jemahls wieder zu sehen. Er antwor-

tete mir mit dem Akzent des Schmerzes, er willige in alles, was ich begehre; mein Wille sey sein Befehl: er wollte tausendmahl lieber sterben, als mir den geringsten Verdruß verursachen. Meine Vorwürfe wären ungerecht, demohngeachtet würden sie ihm Befehle seyn. Man wäre doch höchst unglücklich dran, daß man nicht einmahl mit der allervollkommensten, liebenswürdigsten Person einigen Umgang haben dürfe. Freylich wäre es natürlich, daß ich auch schon die Härte und den Stolz besäße, den Reichthümer und Ueberfluß geben. Er bat nur, ihm zu sagen, wie er sich benehmen solle. Ich gestehe, der Vorwurf der Härte beleidigte mich: ich hielt es für nöthig, wenigstens hierauf zu antworten und ihm zu zeigen, aus was für Gründen ich das Betragen, das er jetzt an mir sähe, angenommen hätte. Ich schilderte ihm die Lage der Sachen umständlich, ich gab ihm die hauptsächlichsten Punkte an, über die ich mich zu beschweren Ursach zu haben glaubte. Ohne mir zu widersprechen, äußerte er doch hier und da einen Zweifel. Die Unterredung verlängerte sich. Wir

funden eins von den Kanapeen, die mein Vater seit kurzem hieher setzen lassen: Wir blieben stehen, und da sich in unsern Streit einige Materien eingeschlichen hatten, die einer weitern Aufklärung bedurften, so setzte ich mich, und er, wenn ich nicht irre, setzte sich neben mich. Ich wünschte, meine Beste, Sie hätten alles das gehört, was er vorbrachte: es waren weder Schwüre, noch Betheuerungen, sondern alles Vernunftgründe, von der Wahrheit, der Zärtlichkeit und Uneigennützigkeit eingegeben. Es war die Sprache der Freundschaft, der Menschenfreundlichkeit, die simpelsten, natürlichsten Ausdrücke, nicht ein Wort weder von Liebe, noch von Leidenschaft. Es war unmöglich, nicht zuzuhören, aber nicht zu antworten. Ich hätte gewünscht, mein Vater wäre selbst ein Zeuge davon gewesen; ich hoffte, er sollte uns nachkommen. Wir waren wegen der Zukunft nicht vollkommen einig, ich wollte durchaus von nichts Heimlichem mehr wissen, von keinen Briefen, keinem Zusammentreffen an diesem Orte. Aber das war es just, was er mit dem meisten Eifer sich erbat: ich glau

he, er drückte mir die Hand, meine Einwilligung zu erhalten. Während dieſes Streits ſahen wir einen Sohn von einem unſrer Pächter auf uns zukommen, der ſich ganz außer Athem gelaufen hatte, überlaut ſchrie, und einen Eimer in der Hand trug. In unſerm Erſtaunen ließen wir ihn näher kommen. Er war den Augenblick da, und ſchrie uns aus Leibeskräften ins Ohr: „Mein Gott, gnädiges Fräulein, hören Sie denn gar nicht? Es iſt Feuer im Hauſe. Seit einer Stunde wendet man alles an, es zu löſchen. Haben Sie nicht das Lärm und das Glockenläuten gehört? Ich gehe an den Bach und hohle Waſſer, in der Nähe des Hauſes iſt faſt kein Tropfen mehr. Jetzt fingen wir auch allmählich an, das Lärm zu hören. Hr. v. St. Auge hatte mich ſchon verlaſſen. Er war zu Hülfe geeilt, oder vielmehr geflogen. Der Schrecken hinderte mich am Gehen, ich ſchleppte mich fort, ſo gut ich konnte. Endlich kam ich doch an das Haus. Die Flammen ſchlugen zu mehrern Fenſtern heraus. Mein Vater gab Befehle, die nicht befolgt wurden. Die Sprützen waren ſchlecht be-

sorgt, und wurden noch schlechter angebracht. Das Feuer griff immer weiter um sich, und das Haus stand in Gefahr, ganz eingeäschert zu werden. Ich bot meine letzten Kräfte auf, meinen Vater zu erreichen, der eben im Begriff war, sich auf eine Leiter zu wagen. Ich that, was ich konnte, es ihm auszureden. Er erzählte mir, die Zimmerleute und Schreiner wären von ihrer Arbeit gegangen, um außen vor dem Hause den Wein zu trinken, den man ihnen auf seinen Befehl gegeben, und hätten in einem Zimmer, in dem sie eben gearbeitet, Feuer zurückgelassen, das die Späne und Splitter auf dem Boden ergriffen habe. Man habe es nicht eher bemerkt, als bis schon das ganze Zimmer in Flammen gestanden. Der Rauch und das Feuer, das zur Thüre herausschlug, hinderte, daß man kein Wasser hineintragen konnte. Das ganze Gebäude stand in der größten Gefahr. Er setzte hinzu, er wäre sehr erstaunt, Herrn. v. St. Ange ganz unvermuthet erscheinen zu sehen. Nachdem er sich in etwas nach den Umständen erkundigt, wäre er in das Haus hineingegangen, und er stehe seinen

wegen sehr in Sorgen. Mein Vater ermahnte mich, mich zu entfernen, und nicht zu sehr zu erschrecken. Indem kam Hr. v. St. Auge, ganz schwarz von Rauch, mit nassen und versengten Kleidern heraus, und sagte, er habe die Thüre des Zimmers verschlossen: man müsse nun auch die Fensterladen verschliessen, um das Feuer zu ersticken. Auf der Stelle ergriff er eine Leiter, legte sie an, und führte seinen Vorschlag selbst aus, ob er gleich mitten im Feuer und Rauch stand. Von da stieg er auf das Dach, die Wasserträger mußten ihm nachfolgen, und nun stürzte er alles Wasser, das er bekommen konnte, durch den Schlot herab. Das Feuer wurde augenblicklich schwächer, und endlich ganz vom Rauch erstickt. Man war nun im Stande an die Oerter zu kommen, wo man fürchtete, daß es wieder aufgehen möchte. Bey allen diesen Anstalten war Hr. v. St. Auge an der Spitze, scheute keine Gefahr, und machte allenthalben Ordnung. Ganz erstarrt vor Schrecken, die Augen unbeweglich auf das gerichtet, was ich sah, saß ich auf einem Stein, ohne so viel Kraft zu haben, daß ich

nur eine Bewegung machen, oder nur ein einziges Wort hätte vorbringen können. Nach und nach legte sich der Lerm, die Unruhe und die Arbeit nahmen ab, die Arbeitsleute wurden ruhiger. Man meldete, das Feuer wäre ganz gelöscht, man höre nicht mehr das Prasseln der Flammen, die Thüre wäre wieder offen, und alle Gefahr vorbey. Jetzt sah ich Hrn. v. St. Ange in den Armen meines Vaters. Sie kamen beyde auf mich los. Ich war blaß, unbeweglich und hatte mich noch nicht wieder vom Schrecken erholt. Sie waren meinetwegen besorgt. Hr. v. St. Ange flog fort, etwas zu holen, das mich wieder zu mir selbst bringen könnte. Er kam mit einem Glas Wasser zurück, er bat meinen Vater mich zu bewegen, denen zu trinken. In diesem Augenblick, liebste Freundinn, begegneten meine Augen den seinigen. Ich hätte gern ein paar dankbare Worte vorgebracht, allein ich war zu sehr bewegt. Unterdessen erholte ich doch meine Kräfte wieder. Die Herren gingen wieder ins Haus, weitere Befehle zu geben, und den Schaden, den das Feuer gethan, zu

ſchützen. Die Frau des Pachters war indeß gekommen, mir ihre Hülfe anzubieten. Sie ſagte mir, ohne den Herrn da wäre das ganze Haus verloren geweſen. Um die Stube, an die man ſchon nicht mehr kommen konnte, zu verſchließen, legte er ſich auf die Erde in das Waſſer, das man hineingegoſſen hatte und noch immerzu hineingoß, und ſchleppte ſich ſo an die Thüre, die er auch glücklich zumachte. Das Feuer und der Rauch hinderte nun nicht mehr, auf die Gallerie zu kommen. Auf dem Dache, fuhr ſie fort, hat er den beutzgefahr ausgeſtanden, einmahl wäre er um ein Haar heruntergeſtürzt worden. Ich wollte mich aufmachen, und meinem Vater nachgehen, der ſchon ganz erſchöpft ſeyn mußte, und ſich noch immer mehr abmattete. Ich war aber nicht im Stande ſo weit zu gehen. Es ſchmerzte mich, daß ich nicht die geringſte Handreichung hatte thun können. Mein Vater und Hr. v. St. Ange kamen zurück, und machten mir eine ausführliche Beſchreibung von dem Brande. „Aber, fiel mein „Vater auf einmahl ein, ſagen Sie mir nur, „lieber St. Ange, wo kamen Sie denn

„auf einmahl her? Sind Sie zu unſrer Rettung vom Himmel gefallen? Ohne Sie, „ohne Ihre Gegenwart des Geiſtes wäre mein „Haus verloren gewesen. Die Querbalken „am Boden fingen ſchon an zu brennen, als „Sie ſchon verloren.„ Das Herz klopfte mir bey dieſer Frage, ſo unſchuldig ich war, der Zweifel bey dem ganzen Vorfall war. Ich wollte antworten, ich hätte Hrn. v. St. Ange im Wäldchen angetroffen, er ließ mir aber nicht Zeit dazu. Er ſagte mit einer freyen, ungezwungenen Miene, er hätte gehört, wir wären alle in Familie auf unſer Landhaus gegangen, und hätte geglaubt, wir würden erlauben, daß er einen Beſuch bey uns ablegte. Er wäre ſehr neugierig die Verſchönerungen zu ſehen, die mein Vater anbringen laſſen, und von denen er ihm ſelbſt etwas erzählt; er hätte geſchloſſen, einen Spatziergang mit meiner Mutter zu machen. Jetzt bemerkten wir erſt, daß ſeine Haare an der einen Seite verbrannt waren, auch an den Händen hatte er ſich verbrannt, und ſein Kleid war ganz verſengt und durchlöchert. Man ließ Oel und Leinwand holen, und legte es

auf die Manöver. Mein Vater brachte ein paar Sommerkleider, die beständig im Hause zu bleiben, und hieß sie Hrn. v. St. Ange anziehen. Es fiel uns nun auch ein, daß meine Mutter, die wahrscheinlich von dem Ausbruch des Feuers Nachricht erhalten, in großer Unruhe seyn würde. Wir beschlossen nach der Stadt zurückzufahren, um sie zu beruhigen, und machten geschwind Anstalten zum Aufbruch. Hr. v. St. Ange wurde gebeten unsern Wagen anzunehmen, da er doch in diesem Zustand nicht reiten könnte. In einiger Entfernung von der Stadt begegneten wir der Fräulein v. Mirfort, die mit einer Gesellschaft guter Freundinnen spazieren ging. Leicht konnte man ihr Erstaunen bemerken, als sie Hrn. v. St. Ange und zwar so sonderbar gekleidet in unserer Kutsche erblickte. Sie rief uns zu, es wäre heut recht schön Wetter zu einer Landpartie gewesen. Kurz darauf wurden wir durch ein Gedränge von Wagen aufgehalten, und wir sahen Frau v. Arsilly und v. Tanins ge und noch einige andere Frauenzimmer mit verschiedenen Herren von unserer Bekannt

schaft vorüber gehen. Man hielt uns an; man hatte etwas von dem Feuer gehört. Eins fragte nach diesem, das andere nach jenem, manche Sachen wurden zehnmahl erzählt. Ich bemerkte, daß jedermann Hrn. v. St. Ange nicht anders als mit einer Miene voll Neugier und Verwunderung ansah. Alle diese Begegnungen waren höchst unangenehm und lästig. Man gab sich alle Mühe, uns seinen Antheil an dem Unfall, den wir erlitten, zu bezeigen, und wir sahen nichts als Neugierde, leere Komplimente, Zerstreuung und Gleichgültigkeit. Lieber hätte man uns gefragt: also weiter ist es nichts? Jedermann war mit den Gedanken auf dem Spatziergang, und einige von den Frauenzimmern schienen unzufrieden zu seyn, daß Hr. v. St. Ange nicht bey ihnen war. Ich war so niedergeschlagen, daß ich kaum sprechen konnte: aber fühlen that ich alles, und ich konnte mich gegen eine gewisse ängstliche Empfindung, eine Beklemmung des Herzens, die mich überfiel, nicht vertheidigen. Der Wagen schien mir so langsam zu gehen, daß ich glaubte, wir würden niemahls nach Hause kommen. Mei

ne Mutter wußte etwas von dem, was vorgefallen war; ſie kam uns entgegen und ließ ihre Unruhe merken. Mein Vater beruhigte ſie. Ich ſagte ihr, Hr. v. St. Ange habe ſich die Hand verbrannt. Es fiel ihr ein, daß ſie eine vortrefliche Brandſalbe vorräthig habe: ſie beſtand darauf, ihn ſelbſt zu verbinden und zu heilen. Den ganzen Abend ſprachen wir von nichts als von dem vorgefallnen Unglück. Die Rede war meiſtens von Hrn. v. St. Ange, und von den Gefahren, denen er ſich ausgeſetzt hatte. Beym Abſchied glaubte ich eine ſehr zufriedene Miene an ihm zu bemerken. Mit mir war es ganz anders; vor Abſpannung hatte ich kaum Kraft genug zu denken. Die ganze Nacht ſchwebte mir die Szene mit dem Brand vor Augen; alle Augenblicke ſah ich Jemanden in den Flammen umkommen.

Ich fing dieſen Morgen an, an Sie zu ſchreiben; ich konnte aber nicht fortfahren. Ich mußte hundertmahl die Feder niederlegen. Jetzt am Abend fühle ich mich etwas ſtärker, doch ſollte ich mich ganz und gar nicht wundern, wenn ich krank und bettlägs

zig würde. Ich bin wie vernichtet, und die Eindrücke des Schreckens sind noch nicht vertilgt. Ich wollte lieber mich mit Ihnen beschäftigen und meinen Brief zu Stande bringen, als mich zur Ruhe begeben, so spät es auch ist. Jetzt verlasse ich Sie, ohne Hoffnung, Schlaf, Erhohlung und Ruhe zu finden. In meiner Seele will nichts aufkommen, als Furcht, in meinem Herzen nichts, als Mistrauen. Die Zukunft verbirgt sich vor meinen Augen in zwiefaches Dunkel. Ich will mir Mühe geben, nicht mehr dran zu denken. Ein andermahl will ich mit Ihnen davon sprechen. Aber machen Sie, daß mich das Vertrauen und der Glaube an Ihre Freundschaft nicht verläßt; ich beschwöre Sie drum, meine theuerste Freundinn. Meine ganze Existenz hängt davon ab. Vergessen Sie des nie. Leben Sie wohl.

Sechs und vierzigster Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Marville.

Wo steckst du denn, mein lieber Marville? Ich bin der Gegenstand des Mitleids einer ganzen Familie, und du bist fern von mir. Man sagt, du wärst nach L*** auf die Wasser-Jagd gegangen, und würdest unter einigen Tagen nicht zurückkommen. Kann denn deine Leckerhaftigkeit diese armen Enten und Schnepfen, die fern von den Menschen im Frieden leben, und sich nur von unnützen Insekten nähren, nicht am Leben lassen? Du wirst mit Wildpret beladen wieder kommen, und nichts zerstört haben, als die Feinde einiger schädlichen kriechenden Thiere. Zum Besten dieser Geschöpfe allein geschieht deine Arbeit; du solltest bey uns bleiben und da lieber gegen das kriechende Geschmeiß zu Felde ziehen. Ich gestehe, die Grausamkeit der Jäger ist mir immer unbegreiflich gewesen. Gewöhnlich wollen sie für Leute von Edelmuth und einem erhabenen Charakter gehalten werden, und

finden ein Vergnügen daran, die schwächsten und furchtsamsten Thiere zu verfolgen und auf eine unbarmherzige Art zu quälen. Kündige den Wölfen, den Bären, den Raubvögeln den Krieg an, und entvölkere das Feld nicht von den Thieren, deren Gesang, deren Gestalt und Wohnungen uns gefallen und ergötzen, und die vor dem geringsten Geräusch fliehen. Du thust Dir etwas auf Deine Geschicklichkeit zu gute, Du erzählst mit vieler Eitelkeit, wie Du mehr Verschlagenheit gezeigt, als das arme Thier, das Dir entgehen wollte. Du hast seine Listen und Absprünge vorausgesehn, Du freust dich über die Ueberlegenheit Deines Genies, und Deine Eitelkeit schmeichelt sich mit einer Beute, deren Du dich schämen solltest. Mein theurer erster Freund, ich bin kein Liebhaber von der Jagd, deshalb aber versage ich mir das Vergnügen nicht, das der Jäger bey seiner Arbeit empfindet. Bin ich deshalb ein Ungeheuer, weil ich auch das verfolge, was mir zu entkommen trachtet? Ich suche nicht, wie Du thust, blos das Glück, das flüchtige Reh zu erreichen, und das Vergnügen, es zu

fangen. Du bist gefühllos gegen das Uebel, das Du dem Wilde zufügst, dem Du nachsetzest; Du opferst alles dem Vergnügen und dem Augenblick des Fangens auf. Ich hingegen, viel großmüthiger, viel weniger grausam, ich brauche keine andere Waffen, als den Reiz des Vergnügens, die Lockspeise der Natur, den Zauber der Sympathie und den gewaltigen Eindruck, den die Aussicht in eine glückliche Zukunft hervorbringt.

Es könnte wohl geschehen, daß man Dir bey Deiner Zurückkunft in die Stadt falsche Nachrichten von Deinem Freunde hinterbrächte. Wer kann wissen, was die Weiber Dir sagen, was für eine zweydeutige Wendung sie dem unschuldigsten Anschein geben, was für Vermuthungen sie über die natürlichsten, klärsten Umstände zum Vorschein bringen werden? Es ist wieder von einer Person ihres Geschlechts die Rede. Sie werden also wahrscheinlich nichts schonen. Sie werden ihrer Einbildungskraft weder Zaum noch Zügel anlegen; wer weiß nicht, wie weit die Phantasie eines Weibes sich versteigen kann?

Seit dem Abend, wo wir zusammen bey Hrn. v. Germosan aßen, habe ich Dich nicht mehr als ein einzigesmahl und auch das nur auf einen Augenblick gesehen. Ich bemerkte Dein verrätherisches Spionenauge wohl. Es war wechselsweise auf Fräulein v. Germosan und auf mich gerichtet. Du suchtest zu errathen, und Du hast mir nicht gesagt, was Du glaubst gesehen zu haben. Ich habe daraus geschlossen, Du hast eben so wie die übrige Familie nichts als Freundschaft gegen sie bemerken können. Aus der muntern und etwas muthwilligen Laune hast Du wohl gar geschlossen, ich müsse unglücklich seyn; und so haben Deine eifersüchtigen Grillen Ruhe gehabt. Ich gab mir keine Mühe, Dich aus dem Irrthum zu reißen. Du bist vielleicht glücklicher als ich, ohnerachtet Deines ruhigen Unglücks. Ich bin sehr entfernt es zu seyn. Immer in Sorgen, immer unruhig wegen des, das ist, das seyn kann, quäle ich mich es zu erfahren, und oft wenn ichs nun weiß, bin ich nicht zufriedener, als vorher. Doch darf das Ohngefähr nur Einen Strahl von Hofnung auf mich fallen lassen,

ſo gibt es auf einmahl für mich nicht Sorge, noch Kummer noch Verdruß mehr. Vor einigen Tagen ſtand ich fürchterliche Qualen aus; ich glaubte Kälte, Gleichgültigkeit, ſo gar Abneigung gegen mich zu bemerken. Ich wußte nicht, wem ich die Schuld davon geben ſollte. Endlich half mir meine Schweſter durch ihre Offenheit und gutmüthige Einfalt aus dem Traume. Sie hatte das Fräulein v. Germoſan auf einer Aſſemblee getroffen, und ſie gar nicht ſo liebenswürdig gefunden, als ſie ihr beſchrieben worden war. Sie hatten zuſammen von dem verlornen Briefe geſprochen. Ich gerieth in Verzweiflung und ſchrieb auf der Stelle an ſie, und ſchilderte ihr meinen Schmerz über die kalte, gleichgültige und grauſame Art, mit der ſie mich behandelt habe. Um meinen Brief in ihre Hände zu bringen, koſtete es unendliche Mühe und Arbeit, und tauſend Wege und Gänge. Endlich ſpürte ich eine Frau auf, die einen Mann kannte, der von Lauren, der mildthätigen, verehrungswürdigen Laura! auf Briefe, in denen er ſeine Bedürfniſſe meldete, reichliche Unterſtützung erhielt. Da ich nun, wie

Du denken kannst, auch nicht kurz und hartherzig war, so ward mein Brief bestellt. Mehrere Tage hintereinander erfuhr ich nichts von seinem Schicksal. Laura blieb ein ganz ächt Jahrhundert hindurch unsichtbar. Ich glaubte, sie wäre von der Erde verschwunden; man hörte, man sah, man erfuhr nichts. Ihre guten Freundinnen merkten nicht, daß ich ihnen blos deshalb meine Aufwartung machte, um etwas von ihr zu erfahren. Sie suchten mir meine Höflichkeit in reicher Maas se zu vergelten, allein ohne ihre Schuld ward sie sehr übel belohnt. Ich erfuhr nichts. Ich wußte nicht mehr, ob und was ich hoffen oder fürchten dürfe, als durch ein Ohngefähr — und solche Ohngefähres haben immer ihren großen Nutzen, wenn man sich nur ein wenig drauf versteht sie zu leiten und zu lenken — als ich, sage ich Dir, erfuhr, daß Fräulein v. Germosan auf ihr Landhaus ginge. Du weißt, daß in der Nähe desselben ein Wäldchen, rings mit jungem Anflug umgeben, liegt, und nicht weit davon ein Bach fließt. Die Kunst hat diesen Ort noch nicht ganz verhunzt. Das Wäldchen

iſt ſchattig, die Gänge ſind bis jetzt nur durch das lichte Buſchholz geführt. Bald werden die Blätter es noch dunkler machen, und den neugierigen Augen bis ins Innere zu dringen wehren. Jetzt ſind ſie noch nicht nöthig, im Gegentheil gibt ihre Abweſenheit vielleicht mehr Muth, ſich unbeſorgt hieher zu begeben. Möchten doch meine Hofnungen mit ihnen wachſen! Ich verſäumte es nicht, mich um die Stunde einzufinden, wo ein denkendes Frauenzimmer ganz natürlich ſuchen muß, an einem ſo ruhigen und einſamen Orte zu denken. Das Wetter und die Gegend waren lockend, und ich war nur einen Augenblick da, als es mir gleich unmöglich dünkte, daß man heut nicht hieher kommen ſollte. Die Vögel verſicherten mirs auf tauſend verſchiedene Weiſen. Der Bach ſeufzte und ich mit ihm über die Zeit, die ich in der Erwartung ihrer ſelbſt verlor. Ich ſuchte meine Ungeduld durch alle mögliche Täuſchungen zu mäſſigen; ich ging durch das ganze Wäldchen ſpatziren. Endlich fing ich doch an, die Hofnung aufzugeben, und meine Phantaſie konnte mir nichts als ſchwarze Bilder geben.

„Welche Raſerey, ſagte ich zu mir ſelbſt, hier „ohne Vernunft Zeit und Mühe unnütz zu „verſchwenden!„ Ich erinnerte mich ſchon an alle die Oerter, wo ich fern von hier, gewiſſes Vergnügen würde haben antreffen können. Endlich hörte ich ein Geräuſch, das Geräuſch eines Engels, der den nahen Ausbruch der Verzweiflung zu verhüthen vom Himmel kömmt. Stelle Dir mein Glück vor, beſter Freund! Ich ſehe Lauren, ihr himmliſches Antlitz ſtrahlt in meine Augen. Sie hätte das Klopfen meines Herzens hören können; ſie war ſehr verwundert, ſehr mißmuthig, ſehr zornig, ſehr aufgebracht, ja, lieber Marville, zornig, ſehr zornig. Kennſt Du den Werth dieſes Zorns, des Zorns eines liebenswürdigen Geſchöpfs, das man anbetet? Siehſt Du ihre Seele erſchüttert, bewegt, erweicht, willig ſich zu beruhigen, zu verſöhnen, und in eine ganz andere Art von Aufwallung zu gerathen? Ach! mein Freund, welch ein Genuß für ein zärtliches, empfindungsvolles Herz, wie das meinige. Wie ſog ich nicht mit langen Zügen die Süßigkeit ihrer Klagen, ihrer Vorwürfe, ihrer

Schmähungen, ihrer Befehle, sie nicht zu sehen, mich ihr nicht zu nähern, ein! Ich willigte in alles; mein Leben wäre mir nichts gewesen, wenn ich es hätte hingeben können, einem Befehl von ihr zu gehorchen. Ihr Vater, ihr guter Vater hat Sitze und Kanapees in dem Wäldchen anbringen lassen. Eins davon stand ganz in unsrer Nähe: wie hätten wir die Güte des Hrn. v. Germosan verschmähen können? Bilde Dir nicht ein, es stehe in meinen Kräften, Dir das Glück, die Süßigkeit zu beschreiben, die der empfindet, der neben ihr sitzt, mit ihr spricht, ihr zuhört, aus ihren Augen bald eine zurückweisende Strenge, bald einen Schimmer von Hofnung, erhört zu werden, leuchten sieht. Sie machte keine Bewegung, die nicht tief in meine Seele drang, und da irgend eine Empfindung weckte; der lindeste Hauch ihres Athems brachte eine süße Bewegung, ein Schauern und wonniges Beben in mir hervor. Kennst Du diesen wollüstigen Genuß, der aus der Mittheilung von Ideen, aus Streit, aus Vorwürfen, aus Rechtfertigungen, aus der aufkeimenden Sympathie zweyer

er Wesen entspringt, die sich lieben und beysammen sind? Er ist zum Trost des menschlichen Geschlechts erfunden worden. Möchtest Du mir wohl diese köstlichen Augenblicke verbieten? Wird Deine neuangelegte Strenge, Deine drey Tage alte Moral, Deine ganz frisch ausgekrochne Tugend mir ein Verbrechen daraus machen? Im Gegentheil, dünkt mich, sollten meine Gesinnungen Dir einen tiefen Respekt für Deinen Freund einprägen. Tröste Dich, sie dauerten nicht lange, diese glücklichen Augenblicke. Ich weiß nicht was für ein boshafter, feindseliger Dämon — doch nein! ich irre mich: ein dienstfertiger Genius wars, der Feuer im Hause des Hrn. v. Germosan anlegte. Das nöthigte mich wohl zu vergessen, was ich niemahls vergessen werde, und zu Hülfe zu eilen. Ich fand das Haus den Flammen zum Raub gegeben: unter den Leuten, die löschen sollten, herrschte die größte Unordnung. Ich sage Dir nichts von meiner Gegenwart des Geistes, noch von dem glücklichen Erfolg dessen, was ich angab, und selbst ausführte. Deine Freunde können und werden mir darüber

gerechte Lobreden halten. Ich sage Dir bloß, daß ich das Glück hatte, mir die Hände zu verbrennen. Ja, mein Freund, es ist ein Glück sich die Hände zu verbrennen, wenn eine gewisse Person mit den ihrigen die Wunde verbindet, wenn sie Leinwand in Oehl getränkt darum schlägt, und aus ihren Augen innigste Theilnahme und Mitleid strahlen. Sie fanden in meiner Seele den Eindruck noch ganz frisch wieder, den sie schon eins mahl darinn gemacht hatten. Du weißt, daß ich schon einmahl ihr Mitleiden verdient habe. Ich nähre dieses Gefühl, ohne es selbst zu wollen, doch vielleicht gibt es mir ein Recht, auf noch andere, zärtlichere Anspruch zu machen. Meine Haare wurden auf der einen Seite versengt; ich seh mich also genöthigt, sie auf der andern auch abschneiden zu lassen. Fräulein v. Germosan wird mich fast ohne Haare und mit verbundenen Händen wieder sehen. Glaubst Du, daß sie die Grausamkeit haben und mir verbieten wird, sie zu besuchen? Wird sie das, was ich gethan habe, ehe vergessen, als diese Haare wieder gewachsen, und meine

Hände wieder geheilt seyn werden? Wird sich in ihre Dankbarkeit nicht ein wenig Zärtlichkeit einschleichen? Ich fürchte nur, nicht genug gelitten zu haben. Hätte ich mehr Gegenwart des Geistes gehabt, so würde ich wenigstens die Hand oder ein paar Rippen zerbrochen haben. Was sagest Du, lieber Freund, zu meiner liebenswürdigen Offenheit, Dir alle Falten meines Herzens zu zeigen? Ich will Dir den Grund davon sagen. Ich fürchte nehmlich die Drohungen ganz und gar nicht, die Du mir machst, und kannst Du ein Mädchen lieben, die Dich nicht liebt, so glaube nur, daß ich das Glück mich geliebt zu sehen im Nothfall selbst mit meinem Leben bezahlen werde. Liegt mir das Glück des Fräuleins v. Germosan etwan nicht eben so sehr am Herzen als Dir? Mein erster und größter Wunsch ist, sie glücklich zu sehen. Armer Marville, Du fürchtest, ich möchte sie nicht genug lieben. Frage ihr Herz, und es wird Dir sagen, daß ich sie zu sehr liebe. Und sage mir doch, Du, der einer von ihren aufrichtigsten Verehrern seyn will, findest Du es nicht billig, daß sie uns

ter allen möglichen Männern, die ihrer nur irgend werth ſeyn können, die Wahl habe; und wageſt Du es, mich von der Wahl gerade zu auszuſchließen? Du bringſt eine Menge heroiſcher Tiraden über Deine Geſinnungen gegen ſie zum Vorſchein: Du dachteſt alſo wohl — ſieh mich an, ohne zu erröthen! — in dem Augenblick, wo Du dich anboteſt, bloß an Ihr und nicht auch an Dein Glück? Warſt Du wirklich ſo beſcheiden Dir einzubilden, es werde genau ein ſolcher Mann, wie Du biſt, erfordert, ſie glücklich zu machen? Haſt Du ihr Deine eignen Vorzüge nicht begreiflich machen können, wie getrauſt Du Dir, ihre Ideen von den Eigenſchaften einer fremden Perſon zu berichtigen? Biſt Du einfältig genug, zu glauben, ein Frauenzimmer werde Dich anhören, wenn Du Dich ihrer Neigung widerſetzen, ihre Empfindung beſtreiten wollteſt? Habe ich ſonach etwas von Deinen Drohungen zu fürchten? Im Gegentheil, ich fodere Dich keck und kühn heraus. Ich biete Dir Trotz, dem Fräulein v. Germoſan alles Boshafte und Verläumderiſche zu ſagen, was Deine Rachſucht

gegen mich ausheckken kann. Hört sie Dich an, so war es ganz unnöthig, den Mund aufzuthun. Lacht sie über Deine Dienstfertigkeit, so kann ich wohl noch mehr lachen, wie sie, und Du hast dann zu meinem Vortheil gearbeitet. Es ist also weiter nichts, als bloßer Eigennutz von mir, daß ich Dir alles anvertraue. Meine Freundschaft für Dich heißt mir, Dir mein Herz zu öfnen, und ich gehorche dieser Stimme, weil Du, weit entfernt schaden zu können, mir nicht anders als durch Rath und That nützlich werden kannst. Deine Unwissenheit, Deine Leichtgläubigkeit müssen mir gute Dienste thun. Ich würde eine Leidenschaft verachten, der Du oder ein anderer sterblicher Mensch wesentlichen Nutzen leisten könnte. Ich verlange keinen Beystand, und fürchte keine Feinde. Glaube mir, Freund, in der Liebe hat man sich allein alles zu verdanken. Deinen mißtrauischen Geist zu beruhigen, verspreche ich Dir aber, und beschwöre es am Altare der Freundschaft — ist jemahls ein Glück für mich zu hoffen, so will ich die Dauer desselben durch alle Mittel, deren Ge-

brauch in menschlichen Kräften steht, zu verlängern und zu sichern suchen. Ich werde nichts aufsuchen, was das Ende desselben beschleunigen könnte. Ist die glücklichste Zeit nicht immer die, wo man alles der Empfindung, nichts dem Rechte zu danken hat? Laß sie also ruhig hinfließen diese Zeit; wir wollen die Henne mit den goldnen Eyern leben lassen. Hast Du diese Moral aus der Fabel nicht gelernt, und glaubst Du, daß man eine bessere Anwendung davon machen könne? Bilde Dir indeß nicht ein, ich wäre blos deshalb hier, die Früchte meiner verbrannten Hand einzuerndten. Ich habe wichtige Geschäfte, die mich anderswohin rufen, und meine Eigenliebe würde sich vielleicht schämen, diesen Vortheil zu benutzen. Der arme St. Pres hält mich in der Stadt zurück; er ist in einer betrübten Lage. Er hat sich so viel Mühe mit seiner Oekonomie gegeben, hat so manchen guten Rathkauf gethan, hat seine Ausgaben so zu Heller und Pfennig aufgeschrieben, daß er fast ganz ruinirt ist. Er ist so thöricht gewesen, nicht in den Schranken seiner Einkünfte zu bleiben,

und jetzt ist sein Vermögen fast ganz aufgezehrt. Seine Gläubiger marterten ihn. Ich erfuhr es durch meinen Schwager, und es gelang uns, ihnen Einhalt zu thun. Wir haben Einrichtungen getroffen, die ein wenig Ordnung in seine Affären bringen, und die ihm sogar noch einige Hofnung überlassen. Es kostete mir weiter nichts, als einige Bürgschaften, die mein Gut freylich etwas drücken, mich aber doch nicht arm machen. Deine Hülfe würde uns gewisser Formalitäten wegen von gutem Nutzen seyn. Wir erwarten Deine Wiederkunft. Kehre also zurück, bester Freund, Du weißt, daß ich weder von Formalitäten noch von Ceremonien etwas verstehe. Sie sind außer allem Streite nöthig, aber freylich nicht immer zum Glück der Menschheit. Lebe wohl, theurer Freund; ohne alle Formalitäten, ohne alle Ceremonien bin ich immer und ewig und ganz Dein u. s. w.

Sieben und vierzigster Brief.

Sophie an Laura.

Die Nachricht von dem Brande hat mich recht erſchreckt, meine Liebe. Doch das Haus iſt gerettet und ich denke nun blos an meine Freundinn. Ich habe mir feſt vorgenommen, allen Beſorgniſſen, die ſich mir ihrentwegen aufdringen, den Zugang zu verſperren. Warum ſollte ich beſorgt ſeyn? Ich ſage und wiederhohle mirs täglich: ſie hat mehr Geiſt als ich, ſie ſieht viel ſchärfer als ich, und wenn ſie gleich ihren Vortheil nicht beſſer kennt, ſo räſonnirt ſie doch ſo gut. Die Freymüthigkeit, mit der ſie mir alles erzählt, was in ihrem Herzen vorgeht, iſt ein Beweis von der Standhaftigkeit, Feſtigkeit und Stärke ihres Geiſtes. Nun ſeh ich alles deutlich, was ſie zu thun entſchloſſen iſt. Erſtlich hat ſie ſich nun ſelbſt geſtanden, daß ſie Hrn. v. St. Ange liebt, ja daß ſie ihn recht ſehr liebt. Sie weiß, was das ſagen will, ein Frauenzimmer und verliebt ſeyn. Sie weiß, wie ſchlecht man in dieſen Umſtänden

ſieht und urtheilt, wie man Dinge vertheidigt, die ſich nicht vertheidigen laſſen. Man findet immer tauſend Gründe, das, was unſerer Neigung ſchmeichelt, zu unterſtützen, aber keinen, der gegen unſern Hang gerichtet wäre. Bald hat man gar keine Zweifel, keine Bedenklichkeiten mehr, als um das Vergnügen, ſich widerlegen und überzeugen zu laſſen, zu genießen. Meine Freundinn Laura weiß alles das beſſer, als ich: ich habe es ihr ſelbſt ſagen hören. Von ihr hätt' ichs lernen können, wenn ich es nicht ſchon gewußt hätte. Von ihr würde ich in einem ähnlichen Fall, den beſten Rath, die weiſeſten Anſchläge erwartet haben. Ich habe die weiſen Lehren, die ſie einmahl einem verliebten Mädchen gab, nicht vergeſſen: und wie könnte ich ſo noch der geringſten Bedenklichkeit Raum geben? Im Gegentheil, ich freue mich, daß ſich alles ſo gut zu ihrem Glücke fügt. Sie iſt einzige Tochter und Erbinn eines großen Vermögens, Hr. v. St. Ange iſt ſehr liebenswürdig. Sie wird von ihm geliebt, wie ſie ſagt. Sein größtes Glück wird alſo ſeyn, ihre Hand zu erhal-

ten. Es ist sehr leicht zu errathen, was geschehen wird, und zwar sehr bald geschehen wird. Bis dahin aber wird sie keine Briefe mehr annehmen. Sie kann es nicht dulden: die Briefe sind zu zärtlich. Sie verbrennt sie; sie will ihn nicht mehr sehen. Er macht ihr so viel Unruhe. Er erregt sogar ihren Zorn. Vor allen Dingen wird sie sich vor dem Wäldchen in Acht nehmen; ihre Lebensgeister gerathen da in Unordnung, sie empfindet Furcht und Schrecken. Sie wird nicht mehr als gerechte Dankbarkeit, und natürliche Bewunderung für den Muth empfinden, mit dem er das Haus gerettet hat. Er hat nicht mehr, als seine Schuldigkeit gethan. Eben so wird sie ihr Mitleid wegen der verbrannten Hand nicht über die Schranken steigen lassen. Er wird sich schon in Acht genommen haben, daß die Wunde nicht beträchtlich seyn kann. Hr. v. St. Ange, der, nach den Versicherungen meiner Freundinn, ein höchst rechtschaffener Mann ist, muß einsehen, daß es nur Ein Mittel gibt, ihr näher zu kommen. Ihre Gesinnungen gegen ihn können ihm unmöglich ein Räthsel seyn:

gewiß, er ahndet sein Glück. Er wird also zu den Aeltern des Fräuleins von Germosan gehen und ihnen seine Absichten entdecken. Was auch ihre Plane seyn mögen, so lieben sie doch ihre Tochter. Ihr Widerstand, wenn sie sich anders widersetzen, wird nur sehr schwach und kurz, und wir werden alle glücklich seyn. Ich kürze den Roman ab; ich kann es ohnmöglich mit ansehen, daß er länger ausgesponnen werde. Wäre ich frey, so wollte ich ihr zur Hülfe kommen, und die Helden bald nöthigen, ihn entweder gleich abzubrechen, oder zu einem fröhlichen Ende zu bringen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß es einem Mann durch seine List und Verschlagenheit gelingen soll, meine Freundinn Laura unglücklich zu machen, Lauren, deren Geist und Herz so ganz gemacht sind, glücklich zu seyn. Nein, das wird nicht geschehen, oder es kostet mir das Leben. Nehmen Sie sich also in Acht, ich bitte Sie. Meine Besorgnisse wegen Ihrem Schicksal kommen einzig vom Uebermaße meiner Freundschaft her. Aus eben dem Grund sind Sie meinetwegen besorgt, aber

nicht mit so guten Gründen. Ich habe Ihnen ein Wort von meinem Manne gesagt: Sie sind darüber erschrocken, und thun dem guten Manne sehr Unrecht. Nein er wird, er kann mich nicht unglücklich machen, ich will es ihm schon wehren, denn mein ganzes Bestreben ist, ihn glücklich zu machen. Ich habe den zärtlichen Hang des Herzens nicht erwartet, um darnach meine Wahl einzurichten, aber ich will es schon so einrichten, daß er nach getroffener Wahl nicht ausbleiben soll. Sehen Sie, das ist mein Roman. Die Ausführung ist ohne Zweifel nicht leicht, aber das ist auch der Hauptgegenstand meines Ehrgeizes. Ich will sehn, ob unsere Gewalt so unbedeutend sey, daß sie sich nicht über einen ruhigen und gesicherten Besitz hinaus erstreckt. Ich will alle meine Kräfte aufbieten, und glauben Sie mir, wir haben ihrer immer eine Menge, wenn wir uns nur auf die Anwendung derselben verstehen. Oft freylich sehen wir ein, daß es der Mühe nicht lohnt. Was mir Muth macht ist, die Unmöglichkeit mit einem unglücklichen Geschöpf zu leben. Das würde für mich die fürchterlichste aller

Mattern ſeyn. Ich würde mir einbilden, an einen todten Körper gefeſſelt zu ſeyn. Dieſe Schande will ich mir erſparen, es koſte auch, was es wolle. Das Betragen meines Mannes gegen mich ſoll weder zuthunlich und beſorgt, noch demüthig, noch zärtlich und ſchmachtend ſeyn: wenn es nur ſo iſt, daß man ſehen kann, er iſt nicht unglücklich mit mir, ſo ſind alle meine Wünſche erfüllt. Zum Glück läßt ſich dieſes Betragen nicht heucheln, und ſo bin ich gewiß, daß mein Mann glücklich mit mir ſeyn wird. Ich vergleiche meine Sorgen mit den Ihrigen, und finde, daß ich ihrer unendlichmahl weniger habe, und ſchließe daraus, daß es ein weit beſſer Ding um einen ruhigen Mann, als einen feurigen Liebhaber iſt. Meine Denkungsart wird freylich der hochaufbrauſenden Empfindung ein Ekel und Spott ſeyn, allein dieſe werde ich niemahls zu Rathe ziehen, wenn es auf das Glück meines Lebens ankömmt. Gewiß werden Sie mit der Zeit eben ſo denken, als ich; Sie werden einſehen, daß man Romane leſen muß, um deſto ſicherer zu ſeyn, welche zu ſpielen. Tum-

meln Sie ſich alſo, den Ihrigen zu Stande zu bringen, dann werde ich mich Ihnen verſtändlich machen können, dann wollen wir gemeinſchaftlich die Kunſt ſtudiren, Männer glücklich zu machen. Dieſe Kunſt bringt einem freylich keinen Ruf, und führt nicht zum Ruhm noch zur Celebrität die Akademien haben weder Preiſe noch Kronen für ſie beſtimmt, deshalb aber verdient ſie dieſelben nicht weniger. Die Aufopferungen, die ſie erfordert, die Geſchicklichkeit, die ſie verlangt, der Geiſt und die Empfindung, die ihr unentbehrlich ſind, wiegen wohl dem Genie und der Gelehrſamkeit auf, die man nöthig hat, die Quadratur des Zirkels zu finden. O warum erregt es doch den Ehrgeitz der Menſchen nicht, untrügliche Mittel auszuforſchen, die die Glückſeligkeit aller ihrer Nebengeſchöpfe immer und unter allen Umſtänden ſichern müßten? Iſt die Ausmeſſung des Himmels und der Erde intereſſanter? Wir armen Weiber meſſen die Männer aus, und da gibt es auch Probleme und Knoten die Menge. Meiner Meinung nach ſind dieſe Geſchöpfe mehr unruhig als flatterhaft, mehr eitel als ehr-

gelzig, mehr schwach als heftig. Sie sind so unruhig, wenn sie nach Vergnügen haschen, so eitel, wenn sie sich einfallen lassen, Ansprüche zu machen, so schwach, wenn sie einmahl nach etwas streben! Fast alle lassen sie sich memmenhaft und unmännlich genug von dem Gegenstand ihrer Leidenschaft beherrschen. Ich will Ihnen Anweisung geben, meine Beste, sie kennen zu lernen; ich will Ihnen die Früchte meinen Beobachtungen mittheilen, nicht um Ihnen einen Widerwillen gegen sie beyzubringen, was mir, auch wenn ich es wollte, schwerlich gelingen würde, sondern um Sie in den Augenblicken zu stärken, wo Sie Stärke nöthig haben, und zugleich, Ihnen über das Verhältniß zwischen meinem Manne und mir keine Bedenklichkeit zu lassen. Sie sehen, daß ich mein Metier studire, und zwar thu ich es mit desto besserm Erfolg, da alle meine Bemerkungen sich auf Erfahrung stützen. Es ist wahr, da ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, war ich wegen der neuen Angewohnheiten meines Mannes ziemlich besorgt und verdrüßlich. Bald genug aber entschloß ich mich, diese traurig

gen Ideen-fahren zu lassen, und statt dessen lieber zu untersuchen, womit und mit wem er sich so gern außer dem Hause beschäftige. Ich suchte die Personen kennen zu lernen, deren Umgang so viel Reitze für ihn hätte. Man sagte mir, es wären Frauenzimmer, die eben nicht viel Geist und Witz, aber viel Munterkeit, und eine natürliche Ungezwungenheit im Umgang verriethen, die sich mit allem amüsiren könnten, was ihnen vorkäme, mit Lectüre, neuen Büchern, Liedern, Musik, Spiel, ja bisweilen auch mit ernsthaften Dingen. Man wechselte mit den Gegenständen, wie Geschmack und Laune wechselten; jedermann konnte erwarten, daß seine Lieblingsmaterie gewiß an die Reihe kommen würde. Man forderte von den Personen, die in diese Gesellschaft Zutritt erhalten wollten, gute Laune, Beobachtung des äußern Anstandes, und einen umgänglichen, gesellschaftlichen Geist. Personen, die klüger seyn wollten, als die andern, und sich eine unrechtmäßige Gewalt anmaßen wollten, wurden abgewiesen: alle Mannspersonen, die auf andere eifersüchtig waren, wurden nach

und nach ausgeschlossen. Zwischen einigen Mannspersonen und Frauenzimmern fand zwar eine genauere Verbindung und Zuneigung Statt; doch das konnte man nur vermuthen, dem äußerlichen Schein und ihrem Betragen nach, war die wechselseitige Achtung und Zuneigung zwischen allen Personen gleich vertheilt. Die Frauenzimmer kommen fast alle Abende der Reihe nach bey einander zusammen, doch ohne Einladung; ob gleich jedesmahl verschiedene Herren dabey sind, so ist doch die Gesellschaft niemahls sehr zahlreich. Da keine reichen Leute dabey sind, so soupirt man wenig, bleibt aber desto länger beysammen. Ich gestehe Ihnen, meine Liebe, diese Gesellschaft kam mir sehr angenehm vor; ich wäre gern mit dabey gewesen, uns glücklicherweise geht es mit den neuen Bekanntschaften zwischen Frauenzimmern sehr langsam. Um alles in der Welt hätte ich Hrn. Dubourg dieser angenehmen Gesellschaft nicht berauben mögen; im Gegentheil, ich lobte ihn, daß er Geschmack daran fände, pries sie ihm selbst an. Von der andern Seite gab ich mir alle Mühe, mein

Haus so einzurichten, daß es keinen zu unangenehmen Kontrast für ihn mit jenen Gesellschaften mache. Vor allen Dingen wende ich die größte Aufmerksamkeit an, den Frieden unter den Domestiken zu erhalten, ich suche es so mit ihnen zu machen, daß sie immer zufrieden sind, und fröhliche Gesichter zeigen. So wenig Leute wir haben, so viel Mühe kostet mirs gleichwohl. Man sollte glauben, Sklaven, die an Eine Kette gefesselt sind, würden sich untereinander verstehen, und gemeinschaftliche Sache machen, die Last derselben sich zu erleichtern; nichts weniger, sie bedienen sich derselben oft nur, einander selbst zu mißhandeln. Das Interesse, das sie bewegt, sich in die Sklaverey zu begeben, gibt allen ihren Fehlern und Lastern einen höhern Schwung. Man muß sie in eine gewisse Behaglichkeit versetzen, und unerschütterlich in seinen einmahl gefaßten Vorsätzen seyn, um sie in Einigkeit und bey ihrer Pflicht zu erhalten. Ich wende die größte Sorgfalt an, einem jeden immer nur das zu thun zu geben, was seinen Kräften und Fähigkeiten am angemessensten ist. Mein Wil-

ie ist, sie sollen so glücklich seyn, als man in ihrem Stande seyn kann, und ich setze oft meine eigne Zufriedenheit ihrem Vergnügen nach. So erhalte ich den Frieden im Hause. Die Details von alle dem aber verheimliche ich sorgfältig vor Hrn. Dubourg. Nachdem mirs in diesem Stücke gelungen war, so suchte ich der kleinen Gesellschaft, in der wir leben, und die ich in engerer Bedeutung die meinige nennen könnte, so viel möglich den Ton zu geben, der meinem Manne zu gefallen scheint, ohne deshalb aus Pedanterie das Spiel zu verdammen und zu verbannen, das Hr. Mercier uns mit so großem Rechte in seiner Nachtmütze verwirft. Ich suchte es nur bisweilen dadurch unnütz zu machen, daß ich eine Lectüre vorschlug, oder irgend ein interessantes Gespräch, an dem jedermann Theil nehmen konnte, aufs Tapet brachte. Gelingt mir das nicht, und muß durchaus gespielt werden, so such' ichs wenigstens so einzurichten, daß das Spiel mehr durch Munterkeit und Eigenliebe als durch Liebe zum Gewinn animirt wird. Der Zirkel unserer Ideen und allgemein interessanter Gegenstän-

de ist sehr enge, und wenn man den leeren Raum nicht durch Karten ausfüllen wollte, so möchte man befürchten, daß die gefährlichste Langeweile ihn beichte. Widerspruch, Tadelsucht, unerbittliche Gerichte über jedermanns Thun und Lassen würden noch häufiger und stärker werden und den gesellschaftlichen Umgang vergiften. Wenn man spielen will, so muß man Mitspieler haben, und dieses Bedürfniß nöthigt die Leute, einander zu schonen. Wenn ich auch meinen Plan nicht ganz habe durchsetzen können, so sehe ich doch wenigstens, daß Hr. Dubourg oft die Gesellschaft, in der ich bin, jener, die er sonst aufsuchte, vorzieht. Sehn Sie, dieses Triumphs kann ich mich schon erfreuen, und ich suche ihn täglich vollständiger zu machen. Gelingt es mir, so habe ich das Vergnügen, meinen Mann diesen Frauenzimmern, die ihn vielleicht von mir entfernen wollten, entführt zu haben. Er kennt meine Absicht nicht, und ich arbeite ganz im Verborgnen. Doch mein Ziel ist noch nicht ganz erreicht. Um Hrn. Dubourg für immer an mich zu fesseln, muß ich ihn glücklich machen können,

und häusliches Glück ist vielleicht dasjenige, das die meisten Aufopferungen erfordert. Dafür ist es aber auch ein Glück, das man jeden Augenblick geniessen kann, das am meisten an das Leben fesselt. Dieses Glück nun soll in meinem Hause herrschen, und ich will es selbst geniessen. Der gröste Feind desselben ist die Langeweile, gegen die ich auch mit allen Waffen zu Felde ziehe. Bis jetzt hat sie sich noch nicht zwischen Hrn. Dubourg und mir eingeschlichen: wir haben kleine Unannehmlichkeiten, kleinen Verdruß, aber noch niemahls Langeweile gehabt. Doch würde sie gewiß kommen, wenn ich nicht entgegenarbeitete. Unglücklicherweise drängt sie sich oft im Gefolge des Friedens und der Ruhe mit ein; ich muß ihr Beschäftigungen entgegensetzen, die für uns beyde interessant sind. Ich ziehe Hrn. Dubourg bey meinen Angelegenheiten zu Rathe, ich mache ihm das Vergnügen, mich zu belehren; ich unterrichte mich von allem, was sein Amt betrift, und setze mich in Stand, mit ihm davon zu sprechen. Ich flöße ihm Zutrauen ein, er theilt mir seine Ideen mit. Schon einigemahl hat

den unsere Untersuchungen, unsere kleinen Streitigkeiten ihn in diesem und jenem auf andere Gedanken gebracht, und er hat mirs Dank gewußt. Er sagt, die Weiber hätten eine Feinheit und ein richtiges Gefühl, die sehr oft mehr werth wären, als Wissenschaft. Ich sehe ihn oft in tiefen Gedanken, und ganz im Nachdenken und Geschäften verlohren: ich unterbreche und störe ihn dann weder in seinem Arbeiten noch in seinem Stillschweigen: doch, so bald er nur ein Wort spricht, so ergreife ich die Gelegenheit, ihn um die Mittheilung seiner Ideen zu ersuchen, und oft, sehr oft vermindert ihm das seine Unruhe und Sorgen. Sogar in seinen Schreibereyen habe ich ihm nützliche Dienste geleistet; bald habe ich ihm etwas abgeschrieben, bald hat er mir etwas dictirt. Alles das ist ein wahres Fest für mich: im häuslichen Leben, bin ich nunmehr überzeugt, wird eine getheilte Mühe ein wahres Vergnügen. Kurz, meine Beste, es vergeht kein Tag, an dem ich nicht ein ganz unerwartetes Glück genieße. O und noch weit besser muß es gehen, wenn ich erst mein kleines Mädchen habe:

kann wird ein dauerhaftes Interesse uns sie immer verbinden. Ich lasse mich so umständlich in die Schilderung meines Schicksals ein, um Ihnen an einem redenden Beyspiel zu zeigen, was Sie zu erwarten haben, und wo möglich aus Ihrem Kopfe gewisse Ideen wegzubannen, die zu sehr von dem Lauf der Dinge abweichen. Wenn wir einmahl wieder beysammen seyn werden, so will ich Ihnen noch bessere Gründe anführen. Seyn Sie überzeugt, meine Beste, nicht alle glückliche Ehen stehen am Ende einer ausgeredeten lichen Romane. Daß sich alle Romanen mit dieser Epoche schliessen, geschieht wahrscheinlich blos deßhalb, um die sogenannten erhabenen und starken Leidenschaften bey Ihnen zu erhalten. Sie sind es am seltensten, die zu wahrem und dauerhaftem Glück führen. Ich unterhalte Sie zu lange von diesem Gegenstande, er liegt mir aber deßhalb so sehr im Sinn, weil man eben jetzt viel von einer Trennung spricht, die zwischen einem Manne und einer Frau, die beyde genaue Bekannten von uns sind, im Werke seyn soll. Ich bin von Herzen betrübt darüber. Ich habe

die Gründe von beyden Theilen gehört, und bin überzeugt, sie können zusammen glücklich seyn können.

Unmöglich, meine Beste, kann ich so geschwind und so lebhaft Ihre Empfindungen über das junge Mädchen, das Sie zu sich nehmen wollen, theilen. Ich entdecke Ihre Güte, Ihre Wohlthätigkeit, Ihre empfindungsvolle Seele, die durchaus einen interessanten Gegenstand haben muß, an den sie sich anschließen kann. Wozu aber wollen Sie sich ohne Noth Pflichten auflegen, die für Ihre Jahre noch zu schwer sind? Sind Sie gewiß, daß Sie in Ihrem Alter im Stande sind, ein siebenjähriges Mädchen zu erziehen? Und was für eine Erziehung wollen Sie ihr geben? Sie wird ganz gewiß über ihren Stand seyn, und kann sie das nicht vielleicht unglücklich machen? Ich bin sehr überzeugt, die Schwierigkeiten, die Ihr Herr Vater ihr macht, kommen blos daher, daß er voraussieht, irgend ein Umstand wird Ihnen diesen Einfall wieder aus dem Kopf bringen. Zuverläßig sind das seine Gedanken, und keine andern. Ich erwarte mit Ungeduld

den weitern Verlauf der Sache, und ich hoffe, ihn bald zu erfahren. Lassen Sie mich nicht schmachten, meine Theuerste, ich beschwöre Sie. Erinnern Sie sich vor allen Dingen, daß meine Freundschaft Sie nicht einen Augenblick verlassen kann. Also, nur bis zur nächsten Post sage ich Ihnen Lebewohl.

Acht und vierzigster Brief.

Herr v. Marville an Herrn v. St. Ange.

Mein bester Freund, es war mir unmöglich, Dir, so bald als ich hoffte, zu antworten, oder in die Stadt zurückzukommen. Ich mußte ein paar Tage in Chambion zubringen. Man hoffte Dich dort zu sehen. Allein Du hattest wichtigere Dinge vor; Du mußtest den Germosans das Feuer löschen. Wenn Du mirs auch nicht gesagt hättest, so würde ich doch selbst die wichtigen Folgen dieses Vorfalls für Dich leicht bemerkt haben. Glücklichen Leuten schlagen selbst Unfälle zum Glück aus. Aber wie kömmt es, daß ich Dich nicht mehr in der Stadt finde, daß Du schon wieder aufs Land gegangen bist? Ich glaubte Dich hier im vollen Genuß Deiner schönen Handlung zu sehen; aber Du konntest es nicht einmahl vierzehn Tage aushalten, und bist schon drey Tage wieder weg. Mein erster Weg war nach dem Hause Deiner Schwester, wo ich Dich zu finden hoffte: man sagte mir, Du

wärst fast immer niedergeschlagen gewesen, hättest sehr oft üble Laune gehabt, man glaubte, Du müßtest einen geheimen Kummer haben. Man versicherte mir, Deine Hände wären vollkommen wieder geheilt, und der Schade wäre überhaupt sehr unbedeutend gewesen. Anfangs glaubte ich hierinn den Grund Deiner Betrübniß zu finden, doch bald überlegte ich, daß Du Dir gewiß mehr Schaden gethan haben würdest, wenn Du es für nöthig gefunden. Von da ging ich zu den Germosans, wo ich Dein Lob preisen hörte. Man bewundert Deinen Muth, Deine Gegenwart des Geistes: man macht ausführliche Beschreibungen von allem, was Du gethan, was Du gelitten hast, und hört nicht auf von Dankbarkeit zu sprechen. Fräulein v. Germosan spricht just so wie ihre Aeltern, nur macht sie nicht so viel Worte. Sie veränderte ihre Miene nicht, wie sie von Dir sprach. Wie mirs schien, liebt man Dich, und betrachtet Dich als einen Freund vom Hause: das muß Dich glücklich und zufrieden machen. Doch die Wahrheit zu gestehen, bemerkt habe ich eben nicht, daß man

über Deine Abwesenheit sehr betrübt und besorgt gewesen wäre. Man schien sich gar nicht darüber zu wundern; man freute sich nicht im Voraus, Dich wiederzusehn; vielleicht ist das eine Wirkung der Dankbarkeit. Es ist ganz in der Natur des Menschen, daß er der Ausübung dieser Tugend bald müde wird: vielleicht auch, daß der Herr sich einfallen lassen, einen kleinen Mißbrauch davon zu machen. Auch mit andern Frauenzimmern von Deiner Bekanntschaft habe ich gesprochen: man behauptet durchgehends, Du wärst ernsthaft, traurig, wortkarg, oft sogar etwas auffahrend. Einige Damen sind überzeugt, Du nähmst den Verlust Deiner Haare zu Herzen: überhaupt spricht man von dem, was Du sprichst, ohne zu wissen, was Du thust. Die Rede war weit öfter von Deinen versengten und abgeschnittenen Haaren, als von allem übrigen zusammengenommen. Deine Abwesenheit, und alles, was man von Dir sagt, ist mir ein Räthsel, das ich so bald als möglich von Dir aufgelöst zu sehen wünsche. Wie Du denken kannst, gab ich mir Mühe mit Fräulein v. Germosan

das Gespräch zu kommen; sie wollte mich aber nicht anhören. Wie es scheint, hat sie wenig Lust, mich zu ihrem Vertrauten zu machen; ich gebe aber darum die Hofnung nicht auf. Meine Denkungsart, bilde ich mir ein, giebt mir ein Recht auf diese ehrenvolle Stelle.

Mit dem des Prés habe ichs so gemacht, wie Du wünschtest. Das ist auch ein Haus, das von Deinem Lobe ertönt. Du bist glücklich, St. Ange! Du hast das Glück, wichtige Dienste zu leisten, und das Vergnügen, Gutes zu thun. Wie es scheint, ist das Dein Amt, und dann ist es, der Wahrheit die Ehre zu geben, etwas mehr werth, als meins. Ich bin eifersüchtig darauf. Die des Prés wundern sich, da sie hören, daß sie arm sind. Sie werden es in dieser Lage schwerlich aushalten; ihr Unglück drückt sie zu sehr. Sie haben sich zu Grunde gerichtet, weil sie es Leuten nachthun wollten, die reicher sind, als sie. Die Begierde es andern gleich zu thun ist eine Empfindung, die die Eitelkeit hervorbringt, und die sie auf Unkosten des Glücks und des Wohlstandes be-

friedigen will. Diese Thorheit, die nicht selten in ein Laster ausartet, ist hauptsächlich in Ländern zu Hause, wo die Gleichheit der Stände statt findet und eins der schädlichsten republikanischen Vorurtheile. Die Gleichheit in Ansehung der Rechte, verleitet die Menschen zur Gleichheit der Handlungen. Die Natur hat nichts gleich gemacht, und die Menschen möchten doch gern gleich seyn. Und doch möchten sie, von der andern Seite, einander gern wieder übertreffen! Sie känpfen unaufhörlich gegen die erworbenen Vorrechte, und gegen alle Vorzüge, die Reichthum, Erziehung, Genie und Geburt verschaffen. Ein Mann ohne Vermögen, ohne Verdienst, ohne Talente dünkt sich oft weit über einen andern erhoben, dessen Eigenschaften, Tugenden und Vortheile dem gemeinen Wesen nützlich sind. Ich bin so gut wie der: der ist nicht mehr, als ich — das sind Ausdrücke, die die Eitelkeit oft ohne das geringste Recht sich erlaubt, und die hernach den ganzen Schwarm lächerlicher Forderungen, Ausschweifungen der Eigenliebe und alle die kleinlichen Ränke des Stolzes

ßliert. Hieraus entspringt ein ewiger Streit, ein ewiges Mißvergnügen zwischen den Individuen: niemahls glauben wir genug schmeichelhafte Achtung von andern zu erhalten, aber wir fürchten andern immer zu viel davon zu bezeigen. Was wir andern schuldig sind, was andere uns schuldig sind — die Untersuchung dieser Streitpunkte wird auf diese Weise eine höchst schwierige Sache, die einen großen Theil unsers Lebens wegnimmt, und unter die wichtigsten Beschäftigungen des menschlichen Verstandes gezählt wird.

* * *

*) Ohnerachtet man eine Gleichheit des Rechts annahm, und als ausgemacht ansah,

*) Der Uebersetzer hält sich im Gewissen verbunden, seinen Leserinnen den Wink zu geben, daß sie, von hier an, den Rest dieses Briefs füglich überschlagen können. Hr. v. Marville verliert sich in moralisch-politische Projekte und Träume, die weiter nicht den geringsten Nutzen in der Welt haben können, als einem unglücklichen Liebhaber die Stunden zu ver-

daß in den Augen der Gesetze alle Menschen gleich seyn müßten, so ließ man doch den Wahn einer Ungleichheit in den Titeln, der Geburt und des Adels einreißen. Dieses Vorurtheil hat so weit um sich gegriffen, daß es heut zu Tage aufgehört hat, ein Vorurtheil zu seyn. Es ist ein wahrer Genuß und Vortheil in Rücksicht auf die moralische Seite der Sache. Es ist sogar durch die vorausgesetzte Verbindlichkeit der Personen, die dieser Vortheile genießen, mehr Tugenden, mehr Großmuth, mehr Erhabenheit des Geistes zu zeigen, auf gewisse Weise ehrwürdig

---

treiben. Viele von den hier geäußerten Ideen sind wirklich vortreflich, (wenn man anders Ideen, die nie zur Wirklichkeit kommen können, so nennen darf) allein der gute Marville wird doch nur umsonst eine noch so schlaue politische Miene annehmen. Wie will der Mann, wird man immer sagen, die Triebfedern unserer gegenwärtigen moralischen und politischen Existenz mit andern vermischen, und das unbändigste aller Ungeheuer — den Wahn der Menschen — zähmen können; er, der nicht einmahl das Herz eines Mädchens, das noch so neu in der Welt war, in seinen Vortheil zu ziehen wußte?

worden. Ein Mann, der vermöge seiner Geburt Anspruch auf die Vorrechte des Adels macht, muß sie durch seine Denkungsart beweisen: das ist die allgemein angenommene Meinung. Allein da kommen so viel Umstände ins Spiel, die alle etwas dazu beytragen, daß der Adel bleibt, ob sich gleich die Tugenden immer mehr verlieren. Die Verbindlichkeit wird immer schwächer, und es ist nichts weniger, als bewiesen, daß die Gesellschaft Vortheil davon hat, wenn eine gewisse Klasse von Bürgern, mehr als die übrigen, der Tugend gewidmet ist. Weit vortheilhafter würde es seyn, wenn sie alle durch Hofnung, sich vor andern auszuzeichnen, beflügelt, nach diesem edlen Ziele strebten. Ist es nicht weit sicherer, das, was man von den Menschen erwartet, durch Belohnungen zu erlangen, als es ihnen durch Gesetze zu einer Pflicht zu machen, die sie, so bald sie wollen, vernachlässigen können? Der Adel würde seine Vorzüge weit besser genießen können, wenn er nur wahren und nützlichen Tugenden ertheilt würde, und vielleicht würde es dann weit mehr brauchbare, nützliche und edeldenkende

Glieder des Staats geben. Die Gleichheit der Stände ist eine philosophische Idee, die in der wirklichen Welt nicht zur Ausführung kommen kann. Im Gegentheil, es würde für das Glück der Menschheit weit vortheilhafter seyn, wenn die Stände durch gesetzmäßige Unterscheidungen getrennt wären. Die Gesellschaft ist auf das Recht des Eigenthums und auf die Freyheit, das, was man besitzt, in Ruhe zu genießen, gegründet. Dieß ist der einzige Zweck der Gesetze und der Regierung. Für diejenigen, die nichts haben, gibt es auch keine Gesetze. Je mehr ein Individuum Besitzthümer oder Talente hat, je mehr hat es Pflichten und Verbindlichkeiten gegen die Gesellschaft. Je mehr Gesetze für ein Individuum vorhanden sind, desto mehr sind diese Gesetze für dasselbe beschäftigt. Die Pflichten gegen die Gesellschaft stehen also in gleichem Verhältniß mit den Besitzthümern der Personen, aus denen die Gesellschaft besteht. Diese Pflichten würden mehr erkannt, und der Tyranney des Wahns weniger unterworfen seyn, wenn die Menschen nach den erwähnten Eigenschaften klassificirt würden.

Die Achtung und das Ansehen, nach denen alle Menschen so begierig streben, besser zu dirigiren, ihnen mehr Bewegungsgründe zu Ausübung ihrer Pflichten zu geben, müßten alle äußerliche Auszeichnungen Belohnungen derselben seyn. Die Einbildung, welche die besondern Ehrenzeichen einflößen, hängt sich an den äußern Schein, an den Glanz der Reichthümer, an den Flitterschein der Titel. Besitzen ist in ihren Augen das erste und hauptsächlichste Verdienst. Weniger sieht sie auf Aemter, Gebräuche und Sitten. Titel, Adel, äußerliche Verzierungen sollten immer auf die Idee eines wesentlichen der Gesellschaft geleisteten Gutes, einer der Menschheit nöthigen und nützlichen Aufopferung leiten. Die Reichthümer erregen natürlich immer Lust, zu glänzen, zu herrschen. Da dem Reichen körperliche Wollüste zu Gebote stehen, die sich weit über die gewöhnliche Bequemlichkeit des Lebens erstrecken, so will er noch überdieß einen gewissen Stolz, eine gewisse Eitelkeit befriedigen, und das ist an ihm mehr zu loben als zu tadeln, weil es wahre Niederträchtigkeit ist, den Gebrauch

der Reichthümer blos auf sinnliche Wollust einzuschränken. Allein man macht sich einges bildeten Genuß, der ohne irgend ein reelles Vergnügen ist. Man trägt auf seinen Kleidern unnütze Zierrathen, hat in seinen Zimmern die Menge unnütze Möbeln, auf seiner Tafel einen unnützen Ueberfluß, in seinem Vorzimmer unnütze Bedienten. Alle diese unnützen Dinge würden unbequem und lästig werden, wenn sie die Eitelkeit nicht für unentbehrlich hielte. Man will dadurch das Ansehen erlangen, das sie verschaffen, und man setzt seine Existenz in Dinge, die uns ganz außerwesentlich sind. Der Mensch ist von Natur eitel: Ehrgeitz, Bestreben sich auszuzeichnen sind ihm natürlich, er will irgend ein Ansehen genießen, und unglücklicher Weise hat der Wahn dieses Ansehen an Gegenstände geheftet, die keins verdienen. Diesen Wahn zu lenken und zu leiten, die Fehler der Menschen zum Besten der Gesellschaft zu benutzen, wäre die wahre Kunst des Gesetzgebers. Die schwache Moral ist viel zu unwirksam, Vorurtheile mit Vortheil zu bekämpfen, und den Leidenschaften Zaum und

Zügel anzulegen. Das Ansehen, das die Tugend genießt, ist zu unbedeutend, die Menschen zur Wohlthätigkeit zu vermögen. Man muß den Stolz und die Eitelkeit zu Hülfe nehmen, und solchen Handlungen, die der Gesellschaft reelle Vortheile verschaffen, schmeichelhafte Auszeichnungen vergönnen. Ein Edelmann z. B. müßte schon vermöge seines Standes weder arm, noch unwissend, noch unnütz noch müßig seyn können. Die Attribute des Adels, Wappen, Livreen, die Erlaubniß, Gewehr zu tragen, sollten nur denen vergönnt seyn, die sich großmüthig und ohne Gewinnsucht der Vertheidigung des Vaterlands widmen; denen, die eine gewisse Anzahl Arme unterhielten, die nützliche Einrichtungen für die Künste und den Ackerbau machten. Alle Titel, vom untersten zum obersten, müßten die Idee erwecken, daß ihn ein Mann trage, der dem gemeinen Wesen wahren Vortheil schaffe, und sich für das Beste desselben aufopfere. Die Dinge, von denen sie hergenommen würden, müßten nützlich und bekannt seyn. Sie dürften nicht eher erblich seyn, als wenn der Nachfolger alle

Eigenschaften seines Vorfahrs besäße. Die großen Herren werden in der That groß seyn, wenn ihr größter Aufwand so eingerichtet ist, daß er zur Unterhaltung der Armen, zur Unterstützung der Nothleidenden beyträgt. Jemand müßte z. B. schon dadurch ein vornehmer Mann werden, weil er für das Beste der Landbewohner einer ganzen Provinz sorgt, weil er ihre Wohnungen unterhält, ihre Familien kleidet, Mangel und Theurung verhüthet. Statt die Zahl der Ahnen zu beweisen, müßte man verbunden seyn, die Anzahl der glücklichen Menschen zu zeigen, die man dazu gemacht hat. Dann würden alle ehrenvolle Auszeichnungen eine Empfindung von Achtung und wahrhaft schmeichelhafter Verehrung einflößen. Dann würde die Eitelkeit einen wahren Genuß haben. Der Luxus würde nicht mehr ohne Erbarmen und auf so vielfältige Art das Leben der Bürger aufopfern. Alle nützliche, edeldenkende, großmüthige, wohlthätige Personen würden so natürlich gleich auf ihre wahre Stelle kommen, sie würden mit Orden und Titeln beehrt werden. Die geitzigen, niederträchtigen, wol-

lüstigen Reichen würden auch an ihrem wahren Platz seyn; sie würden die Hefen des Volks seyn. Dann könnte man die Titel auch in Republiken zulassen. Diese Auszeichnung unter den Bürgern würde den Geist der Gleichheit nicht schaden, und allen Regierungsformen angemessen seyn. Das Publikum würde am meisten von der Ehre genießen, die es austheilte, da der Adel nach der jetzigen Verfassung ihm sehr oft ganz unnütz ist. Jetzt existirt nirgend eine Gleichheit der Geburt; selbst in den demokratischsten Republiken gibt es immer eine Anzahl Familien, die nach den Vorrechten der Geburt streben, und sich gegen den Geist der Gleichheit und die Gesetze, die sie beschützen, auflehnen. Die Unruhen in den meisten Republiken entstanden aus dieser Quelle. Man halte Niemanden für einen wirklichen Adlichen, der nicht dem gemeinen Wesen wahre Vortheile verschafft, und es wird weniger Unglückliche geben, in der Wirklichkeit sowohl, als im Wahn. Die Belohnungen der Tugend sind bis jetzt immer der Tugend selbst überlassen worden: sie befehlt eine gänzliche Uneigennützigkeit, und

in dieser Rücksicht ist sie freylich weit ehrwürdiger. Allein hier ziehe ich das Beste der Gesellschaft der Erhabenheit der Tugend vor. Wenn nur Gutes geschieht, was kümmerts der Gesellschaft, aus was für Absichten es geschieht? Ich weiß, die Moralisten und Rechtsgelehrten haben die Materie von den Belohnungen behandelt. Ohne mich in ihre tiefsinnigen Untersuchungen zu verlieren, glaube ich, es wäre sehr zu wünschen, die Gesetzgeber möchten sich nicht begnügt haben, gegen das Laster zu wüthen. Hätten sie doch durch die Hofnung der Distinctionen die Menschen zur Wohlthätigkeit genöthigt! In den Augen der Gesellschaft darf nichts auf Achtung Anspruch machen, als was ihr nützlich ist. In Frankreich hat man Beyspiele, daß Personen, die sich durch große Handelskenntnisse und durch Dienste, die sie dem Credit der Nation geleistet, mit Adelsbriefen beschenkt worden; dem Genie hat man Ehrentitel gegeben.

Ich begreife selbst nicht, wie mein kleines Amt mich auf alle diese Ideen bringt.

Wollte ich mich ihnen ganz überlassen, so würde mein Brief ein Buch werden. Und ich mag kein Buch schreiben, weil ich gewiß weiß, es würde schlecht und unnütz werden. Ich gestehe, je mehr ich die Dinge, von denen sich die Menschen gewöhnlich leiten lassen, in der Nähe betrachte, desto weniger kann ich zugeben, daß sie zur Beförderung der Glückseligkeit des Staats eingerichtet sind. Der Genuß ist niemahls da, wo er seyn sollte; die kleinen Leidenschaften werden zu sehr erregt, und haben zu viel Veranlassung, sich zu entwickeln. Der Stolz ist zu wenig interessirt, tugendhaft, gut, menschenfreundlich, wohlthätig zu seyn. Die Gesetze, die hergebrachten Meinungen, und die Moral liegen zu sehr mit einander im Streite. Lebe wohl, liebster Freund. Wollte ich Dir alles sagen, was ich jetzt denke, so würdest Du mich nicht lesen. Ich möchte Dinge verbessern und ändern, die sich nie ändern werden. Das ist nun einmahl meine schwache Seite, und ich mag sie nicht verbergen. Meine Ideen vergnügen mich, und ich folge ihnen gern, so weit sie mich führen. So mache

ich mir z. B. jetzt ein kleines Divertissement damit, daß ich mir einbilde, Du kämst in eine Gesellschaft von Menschen, wie ich sie mir eben geträumt habe, und die entweder eine Monarchie oder Republik seyn könnte: denn ich glaube, alle Regierungsformen können und dürfen nur Einen Grundsatz — das allgemeine Beste — zur Regel und Richtschnur haben. Du würdest mich, wenn Du einen Mann sähest, der mit irgend einem glänzenden Ehrenzeichen geschmückt wäre, dessen Aeußerliches übrigens simpel und bescheiden, dessen Miene sanft, freundlich und ehrwürdig wäre, Du würdest mich fragen: wer ist das? Ich antwortete Dir: es ist ein vornehmer Mann, der den und den Titel führt; Du würdest die Idee nicht von einem stolzen Mann bekommen, der seinem Stand durch Pracht und Verschwendung Ehre zu machen, und durch den Glanz seiner Reichthümer zu blenden suchte, sondern von einem Manne, dessen Titel gleich anzeigte, daß er im Genuß des Wohlstandes und aller Vergnügen, die mit Tugend und Rechtschaffenheit bestehen können, zum wahren Wohl des Staats beytrage. Du

würdest zugleich erfahren, daß er eine gewisse Zahl von Familien unterhält, daß er Elend und Mangel aus einigen Dörfern verscheucht, daß er den Wittwen und Waisen den nothwendigen Lebensunterhalt verschafft, daß er die Schwachheiten einiger alter abgelebter Männer versüßt, und Gastfreyheit an Oertern unterhält, wo sie den Reisenden unentbehrlich ist. Dann würde ich Deine Achtung und Ehrerbietung für ihn sehn, ohne daß Du nöthig hättest zu fragen, was für ein Amt er am Hofe verwalte, oder mit was für einem Ordensband er geziert wäre. Die Reichthümer würden dann ehrwürdig und des Ehrgeitzes des weisen und tugendhaften Mannes würdig werden, wenn man sich durch die gute Anwendung, durch großmüthige Handlungen, zu denen sie den Weg erleichtern müßten, und durch den Vortheil, den das allgemeine Beste von ihnen ziehen würde, Rang und Titel erwerben könnte. Solche Forderungen thut bey der jetzigen Lage der Sachen niemand an die reichen Bürger eines Staats. Die Großen und Reichen sind jetzt fast ge-

nöthigt durch Pracht und Luxus zu schimmern, und ihr Vergnügen nicht ohne Aufwand, Geräusch, Mühe und eitlen Glanz zu genießen. Bey der Gelegenheit fällt mir ein, was einmahl ein fremder Handwerker, der in meinem Hause arbeitete, sagte. Ich fragte ihn, ob es in der Stadt, aus welcher er her wäre, auch reiche Leute gäbe? Er antwortete: es gibt große Herren drinn, die so reich sind, daß sie auf der Stelle jedermann, der ihnen im Wege ist, aus der Welt schaffen lassen. In dem Kopfe dieses Mannes gehörte das Vermögen, Jemanden ermorden zu lassen, unter das Kapitel von Pracht und Luxus. In andern Ländern sind die reichen Leute doch etwas menschlicher, sie halten keine Meuchelmörder, sondern höchstens Köche, u. s. w. und ihr Aufwand bringt immer wenigstens etwas Vergnügen hervor.

Ich hätte Dir noch viel über diese Materie zu sagen, aber ich merke, daß ich meiner Imagination die Zügel zu sehr ge-

lassen habe. Ich wollte Dir sogar rathen, nur den Anfang meines Briefs zu lesen; das Klügste wäre wohl, ich würfe ihn noch ins Feuer. Doch nein, diese Sorge will ich Deiner Freundschaft überlassen. Lebe wohl!

Neun und vierzigster Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Marville.

Du willst also wissen, warum ich nicht in der Stadt bin, lieber Freund? Ich denke, ich weiß es wohl, ob ich gleich Mühe haben würde, es Dir zu sagen. Ich müßte mich dann an das erinnern, was mich im Augenblick meiner Abreise zu diesem Schritt bestimmte, und ich möchte es so gern vergessen! Mein rascher Entschluß war nicht die Folge eines aneinanderhängenden Räsonnements, sondern Verdruß, Zorn; und weißt Du, was die Ursache davon war? Eben diese stolze Erkenntlichkeit der Germosans, von der Du selbst als einem vollkommen entschiedenen Vortheil für mich sprichst. Die Last dieser Erkenntlichkeit drückte mich ganz zu Boden; es schien als wenn sie sich verabredet hätten, mich unter den Aeußerungen derselben erliegen zu lassen. Sie fürchteten den Anschein der Undankbarkeit, und bestrebten sich aus allen Kräften, mir das zu erweisen, was sie mir schuldig zu seyn glaubten.

Herr und Frau v. Germosan kamen zweymahl, bey mir, oder vielmehr bey meiner Schwester ihren Besuch abzustatten. Sie erhoben gegen Jedermann meinen Muth, meine Gegenwart des Geistes: sie wiederhohlten unzählichmahl, mir allein wären sie die Rettung ihres Hauses schuldig. So oft ich bey ihnen war, sprachen sie von nichts, als von dem, was ich für sie gethan habe: doch irrst Du dich, wenn Du glaubst, daß ich deshalb dem Fräulein v. Germosan näher gekommen, daß ich mehr Freyheit und Gelegenheit gehabt, sie zu sehen und zu sprechen. Die beyden letzten mahle, daß ich in ihrem Hause war, kam sie gar nicht zum Vorschein, und ein Brief, den ich an sie schrieb, war nicht so glücklich, über ihre Thürschwelle zu kommen. Wenn ich sie in Gesellschaft sah, war sie immer so sehr von ihrer Mutter und ihren alten Bekanntschaften umlagert, daß ich ihr kaum die gewöhnlichen alltäglichen Komplimente machen konnte. Neulich war eine große Assemblee auf dem Schlosse: ich hörte, Fräulein v. Germosan würde allein ohne ihre Mutter hingehen, und ich freute

mich schon, ihr ein paar Worte sagen zu können. Allein das verschlagene Mädchen ging ein paar alten Weibern aus ihrer Verwandschaft — Cusinen sind es höchstens von ihrem Vater, sie macht aber Tanten aus ihnen, wenn es ihr beliebt — nicht von der Seite. Es war ein doppeltes, dreyfaches Bollwerk um sie her. Hr. v. Germosan redete mich niemahls an, ohne mich seinen Freund, seinen Wohlthäter zu nennen, ohne überlaut zu schreyen, er werde das, was ich an ihm gethan, niemahls vergessen; und der Grausame brachte mich doch seiner Tochter nicht Einen Schritt näher! Stelle Dir vor, in vierzehn ganzen langen Tagen glückte mirs nicht mehr als ein einzigesmahl, den Augen meiner Laura zu begegnen. Dieser Blick war gewiß etwas werth, ich fühlte ihn im Innersten meiner Seele; doch, dieser glückliche Augenblick diente nur dazu, mich unglücklicher und ungeduldiger zu machen. Mich mit Danksagungen überschütten und in der weitesten Entfernung halten, mich quälen ohne undankbar zu seyn, so viel Bosheit konnte ich nicht ertragen. Als ich das letztemahl

bey Hrn. v. Germosan war, ohne seine Tochter zu sehn, gerieth ich darüber in einen solchen Aerger und Verdruß, daß ich gleich nach Hause ging, mich aufs Pferd warf, und hieher ritt. Ich verwünschte die Dankbarkeit, ja ich glaube gar, ich habe geschworen, mich ihr nicht wieder auszusetzen; ich wollte lieber alle Häuser in der Welt in Feuer aufgehn sehen, lieber mit eigner Hand Feuer im Hause der undankbaren Laura anlegen, um sie nur zu nöthigen, herauszukommen. Wie abscheulich hassenswerth sind sie nicht bisweilen, diese Häuser mit ihren Thüren, die sich niemahls so öffnen und schließen, wie man wohl möchte.

Ich habe jetzt viel auf meinem Landgute zu thun; ich habe verschiedene ökonomische Operationen zu dirigiren, und bin nicht Herr über die Zerstreuungen, die mir immer in den Weg kommen. Ich überrechne den Gewinn für meine Mühe, und vergleiche ihn mit den Sorgen, durch die ich ihn erkaufe. Ich finde, daß ich sehr schlecht belohnt werde. Dieß verursacht, daß ich mich einer Faul

heit und Unthätigkeit überlasse, die mir sonst gar nicht natürlich ist. Ich denke an alles, was meine Geschäfte erfordern, und thue dennoch nichts. Alle meine Geschäfte und Arbeiten sind auf dem Lande, und alle meine Gedanken in der Stadt. Ich muß wirklich wieder dahin. Ich erwarte nur einige nähere Nachrichten. Ich muß wissen, ob meine Gegenwart auf das Zurückziehen einer gewissen Person und ihre Entfernung von der Gesellschaft Einfluß hat oder nicht; ob sie in meiner Abwesenheit wieder aus ihrer Einsamkeit hervortritt, und ob es wahr ist, daß ich ihrer Freyheit Zwang anthue, oder ob meine Vermuthungen falsch sind. Glaubst Du wirklich daß es dem Fräulein v. Germosan Vergnügen macht, mich nicht mehr zu sehen? Ist Dir ihre Gleichgültigkeit über meine Entfernung nicht erzwungen, gekünstelt vorgekommen? Du bist gar nicht im Stande gewesen, richtig darüber zu urtheilen: Du hast ein Stillschweigen, das gar nichts bedeuten sollte, buchstäblich ausgelegt. Tausend Kleinigkeiten, die ein Mädchenherz verrathen, sind Dir entgangen. Wie könnte ich mich auf

die Aussprüche eines Mannes verlassen, dem man durchaus schriftlich abschlägliche Antwort geben muß, und der sich seinen Abschied förmlich unterzeichnet in die Hand stecken läßt. Wenn ich Dir folgte, so würde ich, von diesem Augenblick an, ohne Hofnung seyn. Das aber, lieber Freund, das kann und darf nicht geschehen, oder ich weiß nicht, was aus Deinem Freunde werden würde: und, hätte ich wirklich keine Hofnung gehabt, würde ich geschmollt haben, und in Zorn gerathen seyn? würde ich mich hier aufhalten? würde ich alle Umstände versäumt haben, die mich in die Nähe des Fräuleins v. Germosan hätten bringen können? Höre, was ich mir für Wirkung von meiner Abwesenheit verspreche, die, wie Du leicht denken kannst, nicht lange dauern wird. Erstlich macht sie mich von den lästigen Danksagungsbezeigungen frey, die doch zu nichts führen; dann, glaubst Du nicht, daß das Fräulein, wenn sie nicht mehr gegen mich, gegen meine Zuthätigkeit, meine Listen, sie zu sehen, gegen meine Briefe, kurzum gegen alles, was ihr meine Leidenschaft vormahlt, auf der Hut zu seyn Ur-

ſache hat; glaubſt Du nicht, ſage ich, daß ſie ein bischen Langeweile ſpüren wird? Sie wird wieder in Geſellſchaften gehen, und was wird ſie da ſehen? Leute, die ſie nicht liebt, um die ſie ſich nicht bekümmert, Dich, den ſie vielleicht fürchtet, weil Du mein Freund biſt. Kann es eine Erhohlung für ſie ſeyn, ſich gegen Hrn. de la Hauße zu vertheidigen? Sie mag ſich eine Beſchäftigung machen, welche ſie will, ſo glaube ich doch, ſie wird immer unbeſchäftigt ſeyn: ihre Laune und Stimmung mag noch ſo gut ſeyn, ſo bild' ich mir ein, muß ich ihr doch fehlen. Wozu dient der Muth, was wird aus dem Vergnügen, ſich zu vertheidigen, wenn man keinen Feind hat? Sie wird es ſatt werden, ſich zu verbergen, wenn ſie keinen ſo empfindungsvollen Mann, als ich bin, zu fliehen hat. So bald ihre Einſamkeit nichts mehr zu bedeuten hat, wird ſie auch kein Vergnügen mehr empfinden, einſam zu ſeyn. Während der Zeit iſt ſie gegen ihre Freundinnen in Reſt gekommen, ſie muß ihre Schulden abtragen, und die Zeit, die ſie ſich dazu nehmen wird, muß nach meiner Rechnung eben

die seyn, wo ich nach der Stadt zurückzukehren denke. Ich habe die Besorgung gewisser häuslichen Geschäfte einigen Leuten aufgetragen, die das Fräulein v. Germosan eben so zu den ihrigen braucht, so daß ich, ohne einen eigentlichen Vertrauten oder eine Vertraute zu haben, aber freylich nur im Ganzen erfahre, was sie macht, was ihre Aeltern machen, ob sie ausgehen, ob sie aufs Land gehen, wen sie besuchen. Das ist keine unbescheidene Neugierde, der Antheil, den ich an ihr nehme, erstreckt sich so weit, daß ich noch unglücklicher seyn würde, wenn ich diese und ähnliche Dinge nicht von ihr erführe. Ich gestehe Dir, theuerster Freund, seit den letzten Augenblicken, die ich mit ihr im Wäldchen zubrachte, ist das Bedürfniß, sie zu sehen, bey ihr zu seyn, mit ihr zu sprechen, eine glühende Flamme in mir worden, die weder Entfernung noch Schwierigkeiten ersticken. Du, der Du Dich so lebhaft für das Glück des Fräuleins interessirst, sage mir, kann das, was sie jetzt thut, sie glücklich machen? Sage mir, ist es ein Glück für sie, daß ich aus ihren Augen verschwinde?

Ach! wenn ich das glaubte, so würde ich Dich nicht fragen; allein überlege und sieh, ob in alle dem, was ich denke und thue, etwas Tadelhaftes ist. Es ist mir wohl bisweilen so, als sollte ich aus Klugheit Dir alles verheimlichen, denn bey Deiner Eifersucht und Deinen vorgeblichen Gewissensskrupeln könntest Du mir mit Deiner übertriebenen Delicatesse wohl schädlich werden: nach und nach aber trägt doch die Freundschaft den Sieg davon, und ich sage Dir alles. Und am Ende was wolltest Du auch gegen mich ausrichten? vorausgesetzt, das Fräulein v. Germosan wäre für mich. Die geringste Empfindung ist mächtiger, als alle weisen Rathschläge der ganzen Erde. Hier hast Du den Grund, lieber Freund, warum ich Dich nicht fürchte. Du kannst ihr nun und nimmermehr sagen, ich liebte sie nicht, und was kömmt auf alles übrige an? Ja, mein lieber Marville, sprich mit ihr, suche auf einen etwas vertrauten Fuß zu kommen; Deine großmüthige Denkungsart muß Dir ihr Zutrauen erwerben. Selbst das, was man Dir verbergen würde, müßte mir nützlich seyn.

Ich bitte Dich um nichts, aber denke an das Schicksal Deines Freundes! darum beschwöre ich Dich. Indeß Laura sich den Augen der ganzen Welt entzog, um mich zu vermeiden, war mirs unmöglich, sie so ganz ungestraft an dieser Bosheit arbeiten zu lassen. Ich liebe alles, was sie liebt, ich nähere mich alle dem, was ihr zugehört, und so habe ich mich denn auch an die Art von Tanten gemacht, die sie nur aus Schuldigkeit besucht, die einen ganz andern Umgang haben, als der ihrige ist, die sich aber, seit dem das Gerücht von dem Reichthum der Germosans sich verbreitet hat, mehr um das Fräulein zu bekümmern angefangen haben, und gegen welche sie gleichfalls von Tag zu Tag mehr Zuneigung äußert. Ich kannte diese Tanten schon seit langer Zeit etwas, jetzt aber bin ich auf einmahl weit bekannter mit ihnen worden. Ich begleite sie aus den Assembleen, ich mache ihnen Besuche, und räche mich an der Unsichtbarkeit des Fräuleins dadurch, daß ich mir auf diese Weise mehr Mittel und Wege verschafft habe, sie zu sehen. Diese Tanten scheinen wirklich Freundschaft gegen mich

zu hegen, sie lieben meinen Umgang, und ihre liebe Nichte wird sie doch nicht dieser Annehmlichkeit berauben. Ich kann nicht begreifen, daß sie nach unserer letzten Unterredung, nach dem Brand, und meinen beschädigten Händen, auf einmahl den Entschluß gefaßt haben sollte, mich zu fliehen. Mein letzter Brief hat sie nicht beleidigt, das gestand sie mir selbst im Wäldchen ohne Schwierigkeit. Diese Erscheinung ist mir ein Räthsel, das ich nicht auflösen kann. Vorzüglich hier nicht in meiner Einsamkeit. Ich muß zurück zu ihr, von der ich allein die Auflösung erwarten kann, und die selbst der Gegenstand davon ist. Dort allein kann ich mit Sicherheit beurtheilen, ob die Zeit nicht schon ihren Geschmack für die Einsamkeit etwas geschwächt hat. Ich kann nicht an diese seltsame Grille denken, ohne daß sich alles in mir empört. Sie fordert Rache, und um mich zu rächen, erschöpfe ich meine Phantasie, ein Mittel ausfindig zu machen, Lauren zu sehn, und zwar allein zu sehn. Das leichteste Mittel freylich wäre, Listen, Ränke, Verkleidungen anzuwenden, die Bedienten

zu bestechen; allein, wenn ich entdeckt wäre te, wenn man nur den geringsten Verdacht schöpfte, so wäre ich unwiederbringlich verlo ren. In den Augen der ganzen Familie wäre ich dann als ein Ränkenmacher, ein nie derträchtiger Verführer erscheinen, und Lau ra wäre für mich verloren. Nein, lieber fall' ich zu ihren Füßen und überlasse mein Schicksal dem Zufall, dem grausamen Zufall, weil er so zögert, mir eine Schäferstunde zu verschaffen, und den Umständen, die durch ihre Ungewißheit und die Seltenheit, unter der sie sich günstig darbieten, mich vielleicht bald zur Verzweiflung bringen werden: glück lich genug, wenn die brennende Begierde, sie zu genießen, mir nicht die Geschicklichkeit und den Verstand raubt, sie gehörig zu mei nem Vortheil zu benutzen. Bitte für mich, lieber Marville, ich beschwöre Dich. O ich bin wirklich recht unglücklich, und werde es noch drey ganzer Tage seyn. Wenn meine Abwesenheit ein vernünftiges Ansehen haben soll, so muß sie wenigstens sieben oder acht Tage dauern, ja ich muß mich auch noch nach einem scheinbaren Vorwand umsehen, meine

geschwinde Wiederkunft zu bemänteln. Man weiß, daß ich das Landleben liebe, ich spreche immer von dem Glück da zu leben. Es in dieser Jahrszeit zu verlassen und in die Stadt zu gehen, wäre eine Inconsequenz, die ich mir ohnmöglich zu Schulden kommen lassen kann. Ach! ich werde alles werden, was Laura v. Germosan aus mir machen will; jetzt ist sie der stärkere Theil. Glaubst Du, daß mirs mit der Zeit gelingen wird, auch ein Stückchen von der Herrschaft an mich zu reißen? Was für einen Gebrauch — fast hätte ich gesagt, — was für einen Mißbrauch will ich davon machen! Doch mein Geheimniß entwischt mir. Das wars gar nicht, was ich Dir sagen wollte. Behalte es ja bey Dir, wenn Du es für eins hältst.

Du hast vielleicht von einer Art von Landpartie reden hören, die schon bey meiner Anwesenheit in der Stadt zwischen Frau v. Taninge, v. Arsilli und noch einigen andern Personen im Werke war. Die ganze Gesellschaft soll aus fünf oder sechs Frauenzimmern, und drey oder vier Mannspersonen bestehen.

Ich hoffe, Du wirst von der Zahl der letztern seyn.

Drey Tage vorher, ehe ich hieher kam, wohnte ich einem sehr großen, sehr guten, sehr reichlichen Abendessen bey Frau v. D*** bey. Bey der kleinen Anzahl Leute, die die Tafelrunde zuließ, sprach man unter andern auch von der Furcht, dieses Jahr wegen der Strenge des Winters, und den vielen Frühlingsfrösten eine Mißernte zu bekommen. Man beriethe sich sehr über die Unbequemlichkeiten aus; die daraus entspringen würden. Das Wildpret wird sehr rar, das Federvieh sehr theuer werden: die grünen Erbsen werden später zu haben seyn. Herr C***, der sich eben beklagt hatte, daß er von einer Rebhühnerpastete zu viel gegessen, warf mit seiner weisen Miene die Bemerkung hin: in Mangeljahren wären die Bauern die einzigen Personen, die nichts litten. Sie hätten immer das Nothdürftige, und immer einen bey Nahrung, so daß sie sich, genau genommen, niemahls etwas versagen müßten. Diese philosophische Idee ward sehr wohl aufgenommen, und jedes von den Anwesenden sagte

te ein paar Worte, sie noch mehr zu unterstützen. Ich fragte, ob man wisse, worinn die Quantität und Qualität der Nahrung des armen Landmanns bestünde? Die ganze Gesellschaft rief mir zu, sie bestünde aus sehr gutem schwarzen Brod, das mit Rahm, Milch und Erdäpfeln vortreflich schmecke. Man hätte glauben sollen, die Herren und Damen hielten diese Speisen für Leckerbissen, die sie sehr bey ihrem Souper vermißten. Statt aller Antwort that ich den Vorschlag, nach irgend einem Dorfe zu gehen, und dort den ganzen Tag zuzubringen, ohne irgend eine andere Nahrung zu sich zu nehmen, als die Bauern hergeben könnten, und bestimmte einen kleinen Weiler im Gebirge. Ich hätte gewünscht, wir wären der andern Seite des Jura näher gewesen, oder hätten nach einem savoyischen Bergdorf gehen können: die verzärteten Leckerer würden da noch etwas mehr auszustehen gehabt haben. Der Ort, den ich vorschlug, besteht aus einem Dutzend Hütten, um die man weit und breit herum nichts als Haber und Spelt säen kann: Bäume hat er ausser einigen wilden Obstbäumen gar nicht.

Die Einwohner ſind arm, und unſere Luſtpartie wird hoffentlich einträglich für ſie werden. Die Leckereyen werden deſto milder ſpeiſen, je mehr ſie ſich werden kaſteyen müſſen. Man hat ein Gelübde in meine Hand abgelegt, nichts zu eſſen, als was die Bauern hergeben und zubereiten können. Da, wie es ſchien, die ganze Geſellſchaft etwas zu viel geſpeißt hatte, ſo machte man ſich ein Feſt daraus, man erhob das Glück der Bauern, ſchwarzes Brod eſſen zu können, zum Himmel. Gern hätte ich in dem Augenblick ein Stück Haferbrod bey der Hand gehabt, wie man es auf den Bergen von Savoyen findet, und das ich niemahls habe eſſen können, ſo ſehr ich Luſt dazu hatte, und ſo ſehr ich mich zwang. Es ward beſchloſſen, einen ſchönen Mittag und eben den Zeitpunkt zu wählen, wenn die Bäume in der Blüthe ſtünden. Ich ſchreibe heute an Frau v. Tawlitze und bitte ſie, den Tag zu beſtimmen. Rede mit ihr davon, und ſey von der Geſellſchaft.

Ich zähle die Stunden und die Augenblicke, die noch zwiſchen hier und meinem Auf-

bruch nach der Stadt liegen. Drey Tage machen viel Stunden und viel Augenblicke. Aber warum sollte ich nicht früher dahin gehen? Ich sehe wohl, die Sklaverey, die man sich selbst auflegt, ist die härteste von allen. Nein! unter drey Tagen will ich nicht hin, und sollte ich nicht mindestens einige Hofnung erhalten, das Fräulein v. Germosan zu sehen, so geschieht es wohl noch später. Doch vielleicht bin ich dann ganz aus ihrer Seele vertilgt, vielleicht ist dann jede Spur von mir aus ihrem Gedächtnisse verschwunden. Sage mir, wie viel Zeit wird dazu erfordert, ein gerettetes Haus, versengte Haare, und verwundete Hände, die sie selbst verbunden hat, aus dem Andenken eines Frauenzimmers zu vertilgen? Ich würde trostlos seyn, wenn die Erinnerung blos an die Dankbarkeit geknüpft wäre. Aber nein! laß mich immer glauben, daß eine stärkere Empfindung sie beseele, Du hast es ja selbst gesagt: und ist es so, so wird diese Empfindung nicht durch eine Abwesenheit, die sich jeden Augenblick endigen kann, ausgelöscht werden. Sie fürchtet sie entweder,

aber ſie wünſcht ſie, in beyden Fällen muß die Erinnerung an das, was ſie veranlaßt hat, ſht immer lebendig bleiben. Gewiß wird ein Augenblick eintreffen, der meiner Wiedererſcheinung günſtig ſeyn muß, und den will ich ſchon ausfindig machen. Wirklich, mein Beſter, ich komme mir ſelbſt ganz außerordentlich vor, ich begreife mich ſelbſt nicht. Ich habe an liebenswürdigen Weibern gehangen, ich habe den Reiz, ſie zu lieben, kennen lernen, aber nie, nie bin ich noch ſo wie jetzt gemeiſtert, überwältigt und unterjocht geweſen. Nie hat das Glück meines Lebens, ja mein Leben ſelbſt ſo von ihnen abgehangen, wie es jetzt von dieſem Fräulein v. Germoſan abhängt. Und geſetzt, Du ſagteſt mir, ich könnte glücklich ſeyn, Laura werde meinen Wünſchen nicht verſagt werden, ſo würde ich Dich ſicher fragen: worinn beſtehen eigentlich meine Wünſche? Wo ſind die, die ich jetzt habe, und ſonſt gehabt habe? Ich ſpüre einen unwiderſtehlichen Trieb, ſie zu hören und zu ſehen. Wenn ich meiner ungeſtümen Hitze folgte, ſo würde ich Dir das Beyſpiel der gewaltigſten Leidenſchaft geben,

wenn Du mir aber von Planen, Schritten, Formalitäten, Ceremonien vorschwatzest, so würde ich im Augenblick nichts mehr empfinden. Wie mich dünkt, ist ein groſser Unterschied zwischen „etwas von ihr„ und „Sie selbst„ zu erhalten. Das ist ohne Zweifel ein Widerspruch, der aber doch in der Natur des Menschen gegründet ist. Ich überlasse alles dem Strohm und der Gewalt meiner Empfindungen und Gefühle. Sicherlich werden sie das Loos meines Lebens bestimmen; aber auch Deine Freundschaft wird dazu nicht wenig beytragen können. Lebe wohl, mein theuerster Freund.

N. S. Du wirst mir wohl verzeihen, wenn ich heut nicht auf die fabelhafte Idee von Deiner Republik antworte. Du hast meine politischen Grillen noch ein gut Theil weiter getrieben. Gern überlasse ich Dir alles, denn jetzt kann ich mich ohnmöglich mit solchen Sachen beschäftigen. Du übst Deine Phantasie auf Deinen Reisen durch das

Gütet des Möglichen, bequeme lieber Deinen Verstand nach dem, was wirklich ist, und Du wirst daran genug zu thun haben. Es ist die Pflicht derer, denen die Gesetze anvertrauet worden, durch ihre Menschlichkeit das zu verbessern und auszumerzen, was sie fehlerhaftes und der gesunden Vernunft zuwiderlaufendes an sich haben. Die Gesetze und Himmelsstriche scheinen nicht immer für die armen Sterblichen gemacht zu seyn, das veranlaßt einen ewigen Krieg. Das Schlachtfeld ist immer mit Leidenden und Sterbenden bedekt. Die politischen Belustigungen Deiner Einbildungskraft kommen aus einer guten Absicht. Man sieht, es schmerzt Dich, daß alles so gar wenig zum Besten und zur Wohlfarth der Menschheit eingerichtet ist: allein Deine Ideen sind alle unnüz. Bring sie der Lage der Sachen näher, und mache nicht, daß Deine großen Aussichten Dir eine Verachtung gegen Dein richterliches Amt beybringen. Es ist freylich klein und untergeordnet genug, bey alle dem kannst Du doch darinn den Menschen Gu-

tes thun und ihnen durch Deine Einsichten und Deine Wohlthätigkeit nützlich werden, und haben die größesten Könige und die größten Staatsminister einen andern Beruf?

Funfzigster Brief.

Herr v. Warville an Herrn v. St. Ange.

Mein bester Freund, ich begreife vollkommen, was Dir so ganz unbegreiflich vorkömmt. Dieser Widerspruch zwischen Deinem Willen und Deinen Wünschen entsteht natürlich daher, daß bey Deiner Leidenschaft für das Fräulein v. Germosan eben so viel Eigenliebe als wahre Zärtlichkeit im Spiele ist. Du willst Dir alles selbst zu danken haben. Der Glanz Deiner Siege und Trophäen soll Deine Verdienste in das hellste Licht setzen. Du hast von Deinen Siegen keinen andern Genuß, als diese Trophäen. Das ist die Moral, oder deutsch heraus zu sagen, die Eitelkeit eines Mannes, den die Natur reichlich begabt, die Weiber aber verderbt haben. Du genießest den glücklichen Erfolg eines Unternehmens mehr durch Deine Eigenliebe, als die Vortheile, die er an und für sich mit sich führt. Ich habe Dich oft Dinge verachten sehen, die Gegenstände Deines Ehrgeizes gewesen waren. Um alles

in der Welt hätteſt Du nicht den zweyten Platz unter Deinen Geſpielen einnehmen mögen, und es war Dir ärgerlich, daß Du nur eine ſo kleine Anzahl zu übertreffen hatteſt. Ich habe es wohl bemerkt, daß Deine Beſcheidenheit die meiſtenmahle nichts anders, als eine verſteckte Eitelkeit iſt. Du läßt Niemanden den Vorrang, als dem, der ihn nicht verdient. Du läßt die Dummköpfe und Schwätzer radotiren und decidiren, Du brauchſt Deinen Geiſt und Deine Einſichten nicht eher, als wenn der Sieg Dir Ehre machen kann, und wer weiß, ob Du gegen die Perſonen, die Deiner Hülfe bedürfen, wohlthätig ſeyn würdeſt, wenn dieſes Verhältniß Dir nicht eine Art von Superiorität über ſie gäbe. Dein Betragen iſt voll Grazie, voll Geiſt, voll Munterkeit und einer verführeriſchen Anmuth. Es iſt unmöglich Dich nicht zu lieben, wenn Du darauf ausgehſt Dich beliebt zu machen. Niemand weiß es beſſer, als ich. Ich wurde eiferſüchtig über die Vorzüge und Vortheile, die Du über mich erhielteſt, und doch liebte ich Dich noch. Es iſt wahr, Dein Herz hat ſich nie in einem nachtheiligen Lichte ge-

zeigt. Es kam trefflich aus den Händen der Natur, und ich bin überzeugt, es kämpft oft gegen Deine Eigenliebe. Glaube mir, bester Freund, Du wirst nicht eher glücklich ſeyn, als bis Dein Herz den Sieg davon trägt. Ich denke immer, Dein Aufenthalt in Paris hat viel dazu beygetragen, Deinen ehrgeizigen und leichtſinnigen Charakter zu entwickeln. In jenem Lande ſind gewöhnlich die Frauenzimmer die Richter über die Mannsperſonen. Viel Weiber haben iſt ein Ruhm, der oft zu Ehrenſtellen und zu Reichthümern verhilft, und dieſen Ruhm erwirbt man ſich gerade nicht durch die reellſten Verdienſte, nicht durch Wahrheit, Freymüthigkeit und Lauterkeit der Empfindungen. Doch vielleicht kann Dir ein Weib wiedergeben, was Du unter Weibern eingebüßt haſt. Wenn Fräulein v. Germoſan nicht eben ſo viel Schwierigkeiten gemacht hätte, Deine Liebe zu erwiedern, als ſie Reize hatte, Dich in ſich verliebt zu machen, wenn ſie nicht viel Stolz in ihrem Charakter, unendlich viel Verſtand, viel natürliche Ungezwungenheit und Sorgloſigkeit in den Künſten der weiblis

chen Koketterie gezeigt hätte, ſo würde ſie Deine Anhänglichkeit nicht verdient, und Dir auch wahrſcheinlich keine heftige Leidenſchaft eingeflößt haben. Deine Gefühle für ſie würden nicht einen ſolchen Streit in Deiner Seele veranlaßt haben. Ich verlaſſe mich ganz auf ſie, und bin überzeugt, daß ſie Dich für Deinen Leichtſinn züchtigen wird. Du biſt noch lange nicht unglücklich genug. Glücklicherweiſe haſt Du alle erforderlichen Anlagen, es recht ſehr zu werden, eine heftige Leidenſchaft, eine immer wirkſame Eigenliebe, und genau ſo viel Hofnung, als nöthig iſt, um Dich nicht einen Augenblick in Ruhe zu laſſen. Du leideſt hundertmahl mehr, als ich gelitten habe und noch leide; ich, der ich die Pein ausſtehe zu wiſſen, woran ich bin, und wem ich mein Unglück zu danken habe. Ich geſtehe, ich zitterte bey dem Gedanken, was für Vortheile Dir alles, was bey dem Brand in Valaire vorgefallen war, bringen müßte. Du benutzteſt das überwallende Herz des Fräuleins v. Germoſan ſo meiſterlich, daß ich für ſie zitterte. Wirklich, es war mir recht lieb, daß ich Dich nicht hier

fand. Du kannst mich hassen, wenn Du willst, aber sagen muß ich Dir gerade zu, alle Klagen, die Du gegen mich ausstößest, kühlen mich tief in der Seele. Dieses Vergnügen ward noch durch eine Unterredung mit dem Fräulein vergrößert, denn endlich, ist mirs gelungen, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Vergangnen Sonntag nach der Kirche war das Wetter sehr schön; sie ging mit einigen von ihren Freundinnen spatziren. Ich eilte ihnen nach und hohlte sie ein. Unvermerkt blieb ich während des Spatzirgangs mit dem Fräulein zurück. „Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, sagte ich, lassen Sie mir „doch auch ein paar erkenntliche Worte aus „Ihrem Munde hören. Meine Denkungsart ist noch immer dieselbe, Sie stellen sich „aber, als verstünden Sie keine Sylbe das „von.„ Sie antwortete mir mit lachendem Munde: „„Wenn Sie wollen, daß ich Ih„„nen Ihr Stillschweigen danken soll, so müs„„sen Sie sich in Acht nehmen, davon zu re„„den.„„ — „Ich rede, fuhr ich fort, nicht „von mir, sondern von einem andern.„ Sie sah mich mit einer ernsthaften und fast zür-

nenden Miene an. „Ja, gnädiges Fräulein,“ „fuhr ich fort, von einem andern. Meine „Gesinnungen gegen Sie machen mich kühn „genug, einen solchen Schritt zu wagen. Sie „sollen — das hab' ich mir einmahl vorge„nommen — alles erfahren und wissen, was „ich weiß, und über diesen Punkt denke. „Vielleicht ist es Ihnen nicht ganz unnütz, „davon unterrichtet zu seyn.“ — Hier verdoppelte sie ihre Schritte, die übrige Gesellschaft wieder zu erreichen. „Ich weiß, sagte „ich ihr mit großem Nachdruck und Feuer, „ich weiß, daß St. Ange Sie liebt.“ Auf einmahl fing sie wieder an, langsamer zu gehen; sie ließ ein paar Worte fallen, die ihren Unwillen an den Tag legen sollten, es war aber wenig Zusammenhang darinn, und sie verschluckte sie auch halb wieder. Ich ließ die Gesellschaft, die vor uns herging, etwas weiter vorwärts kommen, und so bald ich gewiß war, daß niemand von den Personen, die vor uns her gingen, uns mehr verstehen konnte, sagte ich ihr eine Menge Sachen. Sie hat meine Gesinnungen und Empfindungen, meine Freundschaft, und den wahren

innigen Antheil, den ich an ihr nehme, kennen lernen. Sie hörte mir aufmerksam zu, blieb bisweilen, die Augen steif auf den Boden gerichtet, stehen, sprach sehr wenig, und nichts, als um mir zu widersprechen und zu sagen, ich wäre sehr im Irrthum; sie sähe nichts, sie wisse besser als ich, daß ich gar nicht von der Sache unterrichtet wäre. Ich sah, wie viel es ihr kostete, sich zu verstecken. Sie suchte alles zu verheimlichen, aus Furcht, Zutrauen zu mir zu gewinnen. Die Freymüthigkeit war auf dem Rand ihrer Lippen, allein Furcht, Schamhaftigkeit und Mistrauen trieben sie immer wieder zurück. Ich glaube fast, weil ich eine Mannsperson war. Da ich nicht über Ausdrücke urtheilen kann, da alle feinen Nüancen meinen stumpfen Blicken entgehen, da ich jene Kleinigkeiten, die so viel sagen, und so wenig zu sagen scheinen, nicht unterscheiden kann, so werde ich Dir für heute nichts mehr sagen können. Du, der Du alles so vortreflich zu errathen weißt, Du weißt auch ohnfehlbar alles, was ich gesagt und gehört habe, ohne daß ich Dirs zu erzählen brauche. Nur des werde ich mich

noch rühmen, daß ſie beym Abſchied zu mir ſagte: „Lieber Herr v. Marville, beſuchen Sie uns doch; ich bitte Sie.„ Du biſt zu einfältig, zu errathen, wem das „Lieber „Herr,„ galt; wenigſtens verdienſt Du, es nicht zu wiſſen. Ich begleitete meine Antwort mit einem Handkuß. Sie wehrte mirs nicht, und — und Du willſt noch nicht eiferſüchtig werden, boshafter und eingebildeter Menſch! Doch ich bin ruhig; ich verlaſſe mich ganz auf den großen Verſtand des Fräuleins v. Germoſan und auf die Stärke ihrer Seele. Ich weiß nicht, wie ſie Dich liebt, ſo viel aber weiß ich, ihr Herz wird ſie nicht hinreißen, und wenn ihr je beſtimmt ſeyd, glücklich zu werden, ſo wird es gewiß das eine eben ſo ſehr ſeyn, als das andere. Das iſt meine Prophezeihung. Die Natur der Umſtände und Deines Charakters machen es nothwendig, daß Du noch lange unglücklich bleiben mußt; noch lange wirſt Du Dich in Deinen Ketten bäumen. Ich habe ein unempfindliches, ſchadenfrohes Herz, ich werde Dich nicht einen Augenblick bedauern. Die großen Arbeiten Deiner Einbildungskraft,

die Qualen und Anstrengungen Deines Geistes kommen mir jetzt, ich kann es kaum beschreiben, wie lächerlich vor. Ja, mein Lieber, laß alles fahren, was Dich sonst beschäftigte, was Dir sonst Vergnügen machte, um an nichts, als an dieß reizende Mädchen zu denken. Was haben Deine Bücher, Deine Felder, Deine Bauern, Deine Projekte, Deine Correspondenzen, was alles das auf sich? Alles das ist jetzt nichts, nicht Einen ihrer Blicke werth. Deine Einbildungskraft läßt Dich nicht einen Augenblick in Ruhe. Wenn Du ein Buch aufschlägst, so liest Du nicht lange; Du siehst bald die schönen Augen, die Dir bey dieser oder jener Gelegenheit begegneten, und Deine Seele in Bewegung setzten. Du strengst Dich an, Dich an alles wieder zu erinnern, was diese stummen Blicke so laut und vernehmlich sagten, und — Du liest kein Wort mehr. Wenn Du schreibst, so hält das süße Lächeln ihres Mundes Deine Feder auf, Du erinnerst Dich, daß sie bey dem und jenem Einfall, den Du vorbrachtest, lächelte, und der Nahme Laura fließt Dir aus der Feder. Dann kommen Dir, eins

nach dem andern, ihre friſche, blühende Geſichtsfarbe, ihre Phyſionomie vor die Augen, auf der ſich bald die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, bald ihre ſanfte, zärtliche Seele in ſo ſprechenden Zügen abbildet, und Du haſt keine Sinnen mehr für alles, was Dich umgibt, nicht für die Schönheit der Ausſicht, noch für die Reize und Bequemlichkeit des Landlebens. Mit brennender Begierde eilſt Du, Deine Fluren, Deine Wieſen zu beſuchen, aber ſieh! ein Luftbild Deiner Laura ſchreitet in Deiner Phantaſie über die Wieſe, mit ſeinen leichten Füßen nimmt es den Blumen, über die es wandelt, ihren Schmelz nicht; Du ſiehſt ihre nymphenmäßige Taille, und Du ſtehſt ſtarr, Deine Kniee zittern, und kaum vermagſt Du, den nächſten Baum zu erreichen, unter den Du Dich kraftlos hinwirfſt. Denn was ſollteſt Du weiter ſuchen? Alles iſt verſchwunden. Nichts bleibt zurück als Dein Andenken, und Deine Einbildung. Ohne ein Hexenmeiſter zu ſeyn, weiß ich alle Morgen die erſte Idee, die Dir in den Kopf kömmt, und Du biſt unglücklich genug, daß zugleich mit ihr alle Reize des Fräuleins

v. Germosan ſich den Augen Deines Geiſtes auf das deutlichſte darſtellen. Ich höre Dich bisweilen gegen die harte Unterdrückung, unter der Du ſchmachteſt, murren; Dein hoher Geiſt empört ſich, Dein Ehrgeiz, Deine Ideen, Dein Genie erheben ſich, und ſchütteln voll Stolzes die kleinliche Empfindung, die ſich in Dein Herz geſchlichen, ab. Du haſt ſo viel Weiber geſehn! und biſt mit dieſer noch nicht weiter vorgerückt. Faſſe Muth, Du wirſt bald zum Ziel kommen; es koſtet weiter nichts, als ein wenig Arbeit, ein wenig Politik, ein wenig Intrike, dann Geſchicklichkeit in Deinem Betragen, Gegenwart des Geiſtes bey kleinen Vorfällen, Muth in gewiſſen Umſtänden, Kunſt in gewiſſen Ausdrücken, und, wenn nun zu alle dem, noch gute Abſichten und eine recht heftige Leidenſchaft hinzukömmt, ſo muß es glücken, wenn nur irgend etwas glücken kann. Ach! ſie war in meinem Herzen, und ich habe nichts erhalten, als einen ehrlichen Abſchied. Du haſt wohl Recht, mein lieber Freund, mir Vorwürfe darüber zu machen, ich verzeihe Dirs. Ich komme eben von einem Ba

ſuch bey unſerm Fräulein. Ich wollte alles für ſie dulden. Ich bin unglücklich, und es ſteht nicht in Deinen Kräften, mich noch unglücklicher zu machen, als ich ſchon bin. Dein Glück oder Dein Unglück kann mir weder helfen noch ſchaden, und iſt nichts in meinen Augen. Das Schickſal des Fräuleins v. Germoſan iſt mir alles; das Glück, das ſie ſo ſehr verdient, iſt der Wunſch meines Herzens. Ich weiß es, daß ich nicht fähig bin, das Werkzeug deſſelben zu ſeyn, aber Du — was kannſt und wirſt Du ſeyn? Habe mein Herz, und Du biſt ihrer werth! — — —

Eben ſagt man mir, der brave Heinrich, Dein Bedienter, verlange mich zu ſprechen. Ich laſſe ihn gleich hereinkommen. „Nu, Heinrich, was gibts gutes neues? „Wie befindet ſich Dein Herr?„ — „„Meiner „„Treu, gnädiger Herr, ich weiß nicht, ob „„der Herr krank iſt, aber ſeit einiger Zeit „„iſt kein Auskommen mit ihm. Ueber alles „„wird er böſe. Zweymahl hat er mich aus„„geſcholten, und nun hat er mir gar den „„Abſchied gegeben.„„ — „Wie? den Ab-

„schied? das kann ich nicht begreifen. Vielleicht hat sich Herr Heinrich einmahl zur „unrechten Zeit betrunken.„ — „„Wahrlich „„nicht. Der Herr gibt uns viel zu viel „„Wein, als daß wir nöthig hätten, uns „„zu betrinken. Das geschieht niemahls.„„ — „Nu, so wird sich vielleicht ein kleiner Verstoß in der Rechnung zu Deinem Vortheil „entdeckt haben.„ — „„Ach, seit langer „„Zeit hat mir der Herr nicht mehr nachgerechnet. Nein; das erstemahl ward der „„Herr deshalb auf mich böse, weil ich einen Brief nicht wieder auftreiben konnte, „„der, Gott weiß wohin gerathen war. Er „„sagte, ich wäre zu gar nichts zu brauchen, „„und vorgestern sollt' ich ihm sagen, daß „„Herr und Fräulein v. Germosan heut „„noch auf ihr Landhaus kommen wollten. „„Ich hatte eine Arbeit auf dem Felde vor, „„von der ich nicht abkommen konnte, und „„die noch fertig werden sollte. Ich konnt's „„ihm also nicht eher sagen, als auf'm Abend. „„Da ward er fürchterlich böse, und sagte, „„ich wär' ein Dummkopf, der alles nach „„seinem dummen Kopfe machen wollte; ich

„„thäte niemahls das Nothwendigste zuerst,
„„und ich schwöre Ihnen doch zu, gnädiger
„„Herr, es war nichts nothwendiger, als
„„die Arbeit auf dem Felde. Ich dachte, es
„„würde Regen kommen, und der hätte alles
„„verdorben. Das wollte ich den andern
„„Morgen gegen den Herrn behaupten, er
„„hörte mich aber nicht an, sondern hieß
„„mich gehen, und jagte mich aus dem Haus
„„se.„„ — „Das kömmt mir sehr seltsam
„vor, guter Heinrich. Ich dachte immer,
„er könnte Dich nicht entbehren.„ — „„Ich
„„weiß nicht, ob der Herr mich entbehren
„„kann, aber ich kann ihn nicht entbehren,
„„so viel weiß ich, und deswegen bin ich
„„hergekommen zum gnädigen Herrn, daß
„„der gnädige Herr die Gnade haben möch-
„„te, mit meinem Herrn zu sprechen, daß
„„er mich doch nicht fortschicken möchte. Ich
„„will auch zum Herrn v. Germosan gehn
„„und ihn versichern, daß es mir recht leid
„„thäte, es dem Hrn. v. St. Ange nicht
„„gemeldet zu haben, daß er und sein gnä-
„„diges Fräulein Tochter aufs Land gingen;
„„ich hätte nicht geglaubt, daß es so eilig

„„wäre, und ein andermahl wollte ich mei„„nem Herrn gewiß gleich davon Nachricht „„geben. Der Mensch, der mir den Auf„„trag that, sagte nicht, daß ichs ihm gleich „„auf der Stelle sagen müßte: ich hoffe, Hr. „„v. Germosan und der gnädige Herr werden „„ein Vorwort für mich einlegen.„„ — —

Und willst Du nun, lieber Freund, daß ich den Heinrich hingehen und ihn um dieses Vorwort ansprechen lassen soll? Ich sollte billig so boshaft seyn, vielleicht ist es gar selbst Dein Wille; doch dießmahl will ich ihm lieber meinen Brief an Dich zu bestellen geben. Die Ueberlegung wird Dir nun wohl die Augen über Deinen wahren Vortheil geöfnet haben, und Du wirst den guten Heinrich bitten, daß er nur bey Dir bleibt. Ich habe Dich ihm empfohlen; ich habe ihm gesagt, er müsse auf Deine jetzigen Umstände Rücksicht nehmen, Du hättest etwas im Kopfe, das Deinen Charakter etwas ändere. Doch das würde schon wieder vorübergehn, und er dürfe sich keine Angst darüber machen. Er antwortete mir, er wollte sich gern alles

von Dir gefallen laſſen, wenn Du nur nicht wirklich krank würdeſt. So hoffe ich, ſoll er Dir verzeihen, und Du ſollſt dieſen treuen Diener behalten.

Es iſt mir ſehr unangenehm, daß Deine Rückkehr nach der Stadt noch in ſo weitem Felde ſteht. Ich glaube, Du wirſt mich dann nicht mehr finden. Ich bin gezwungen auf einige Tage nach Granſon zu gehen, um mit dem dortigen Richter wegen eines Diebes, von dem wir hier den Kameraden und Spießgeſellen eingezogen haben, zu communiciren und eine Kopie von den Akten zu erhalten. Wenn Du an mich ſchreibſt, ſo ſchick Deinen Brief in mein Haus, er ſoll mir dann nachgeſchickt werden. Ich habe nichts dawider, mein lieber Freund, daß Du nicht die geringſte Ehrerbietung für meine phantaſtiſchen, ſchimäriſchen, politiſchen Ideen bezeigſt. Immerhin gib ihnen Nahmen, wie Du willſt: ich will Dirs ſogar verzeihen, wenn Du ſie auch nicht einmahl lieſeſt. Seitdem ich der Zeuge und ſelbſt das Werkzeug der Uebel bin, die durch Wahn, Noth und

Habsucht verleiteten und beseelten Menschen sich und einander wechselsweise zufügen und zuziehen, und die auch außerdem die Gesetze noch über sie verhängen; seitdem ist es mir ganz unmöglich, meinen Geist nicht zu der Quelle dieser Unbequemlichkeiten zu erheben.*) Ich werfe die Schuld auf die Grundsätze und die Basis, nach denen und auf die das Gebäude der gesellschaftlichen Einrichtung aufgeführt ist. Der gemeine Wahn ist nur gar zu oft in Widerspruch mit den Gesetzen, und beyde vertragen sich eben so wenig mit der menschlichen Natur. Die Gesetze oder vielmehr die Gesetzgeber haben sich nicht sorgsam genug nach Mitteln umgesehn, die Laster und Verbrechen zu verhüthen, die sie mit so viel Strenge verbieten. Das einzige Mittel, dessen sie sich bedienen, ist die Furcht vor der Strafe, die doch nur dann bey dem Menschen wirkt, wenn er Ueberlegung anstellt, und den größten Theil derselben macht das

*) Von hier an bis zu Ende dieses Briefs gilt dieselbe Erinnerung, die der Uebersetzer oben beym 48. Brief machte.

Bedürfniß und der gegenwärtige Gegenstand aller Ueberlegung unfähig. Ehe man von Lastern sprechen sollte, wäre es gerecht und billig, die Gelegenheiten zu benehmen, zu verhindern, daß ungerechte und schädliche Handlungen nicht zur Gewohnheit werden könnten, und dabey immer auf die moralische und physische Beschaffenheit der menschlichen Natur Rücksicht zu nehmen. *) Mit eben den Inconsequenzen ist man gegen den

*) Dieß war der Geist der mosaischen Gesetzgebung. Er verbot den Ehebruch, nachdem er erlaubt hatte, die Frau, die dem Mann nicht anständig war, fortzuschicken. Es war geboten, sich zu verheirathen, es wurde für schimpflich gehalten, ledig zu bleiben, die Ehen waren mit wenig Schwierigkeiten verbunden, und deshalb verbot er, und konnte Ausschweifungen verbieten. Jeder bekam seinen Antheil Land, nach Verlauf von funfzig Jahren fiel alles Veräußerte an den ursprünglichen Besitzer zurück, niemand war ohne Eigenthum, oder litte an dem Nothwendigsten Mangel, und so konnte er gebieten: Du sollst nicht stehlen. Die Strafgesetze hat man beybehalten, die wohlthuenden Gesetze aber abgeschafft. Dieß ist der Geist der neuern Gesetzgebung.

Wahn (l' opinion) verfahren. Er tyranniſirt mit Gewaltthätigkeit, ohne die geringſte Achtung für das gemeine Beſte, noch für die Wohlfahrt einzelner Glieder des Staats. Er iſt der König der Welt, und macht ſeine Unterthanen faſt immer unglücklich. Er entſcheidet nach dem äußern Schein, und läßt der Wahrheit ſelten Gerechtigkeit widerfahren. Es koſtet Mühe, ſich ihm zu unterwerfen; es iſt eine wahre Marter, ſich ſeinem Joche zu entreißen; er feſſelt die Schwachen, weicht den Kühnen, er macht Pracht und Aufwand nothwendig, hängt vom äußern Schein, vom Geräuſch, Glanz und Flittergold ab. Er findet Tugend, wo keine Tugend iſt, in ſeinen Augen iſt Oekonomie Geiz, Beſcheidenheit Schwäche, Menſchlichkeit nichts, als ein Mangel an Herzhaftigkeit — — warum aber iſt er nun nicht unter den Händen der Geſetzgeber ein wirkſameres Mittel worden, das Wohl der Menſchen zu befördern? Er könnte ſo viel bewirken! Die Betrachtungen über ſolche Gegenſtände, denen ich bisweilen nachhänge, tröſten mich über die Trockenheit meiner Amts

geschäfte. Ich sehe mich oft genöthigt, Dinge zu thun, die ich nicht billige, und eine Strenge zu zeigen, die mich im Herzen betrübt. Da die Absicht gut, das Prinzipium aber falsch ist, so verfehlt die Ausübung oft ihres Zwecks. Veranlassung zum Nachdenken über diese Gegenstände habe ich vorzüglich vor einiger Zeit durch die Lectüre einer Schrift im Manuscript unter dem Titel, die vernünftige Republik, erhalten. Sie betrachtet und untersucht die Grundsätze, nach denen die Gesetzgeber und Rechtslehrer von Moses bis auf Montesquieu Gesetze verfaßt haben. Sie vergleicht das Glück, dessen die verschiedenen Nationen unter den verschiedenen politischen Verfassungen genossen haben, und entwirft nach einer Kritik, die auf die Vernunft und die menschliche Natur gegründet zu seyn scheint, den Plan zu einer Gesetzgebung, die durchaus die Bedürfnisse und das Glück der menschlichen Natur zum Zweck und Augenmerk hat. Sie bestimmt genau und ausführlich, was zu diesem Glück, zur Freyheit und den Mitteln, das Leben zu fri-

ſten, unumgänglich nothwendig iſt. Beyden werden durch die Pflichten, die das geſellſchaftliche Leben erfordert, die gehörigen Gränzen und Schranken geſetzt. Die Güter und der Genuß wird hier gerechter und gleicher vertheilt. Nicht alles hängt vom Reichthum allein ab. Die Geſetze, der Wahn, die Gewalt ſogar werden auf dieſen Gegenſtand geleitet. Die Gemächlichkeit und das Glück aller Individuen, des Monarchen ſowohl als des geringſten Unterthanen, iſt der Zweck, den ſie nicht einen Augenblick aus den Augen verliert. Dieſe Ideen ſind vielleicht auch bloße Schimären, allein ſie ſind doch durch ein unbegränztes Wohlwollen und durch die Betrachtung der unglaublichen Menge menſchlicher Geſchöpfe, die unter der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge leiden, eingegeben. Bey unſerer erſten Zuſammenkunft ſage ich Dir mehr von dieſer Schrift. Es thut mir leid, daß dieſer Augenblick noch ſo entfernt iſt. Es wird noch mancher Tag verſtreichen, ehe ich Dich wiederſehe. Wenn Du wieder in die Stadt kömmſt, werde ich abweſend ſeyn. Ich habe vergeſſen Dir zu

sagen, daß ich viel von der Landparthie habe sprechen hören, die Du vorgeschlagen hast. Man will mit Dir gemeinschaftlich den Tag bestimmen, und erwartet Dich. Das ist alles, was ich Dir heute davon sagen kann. Ich sehne mich, Dich einmahl zu umarmen, doch hoffe ich noch vorher Nachricht und Briefe von Dir zu bekommen. Lebe wohl, mein Bester.

Ein und funfzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich hatte mir vorgenommen, meine theure erste Freundinn, Ihnen mit der nächsten Post zu antworten. Ich war es Ihrer Freundschaft schuldig, da Sie es ausdrücklich von mir verlangten. Doch weiß ich selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht allein den ersten, sondern auch noch einige andere Posttage verstreichen ließ, ohne Ihnen etwas zu sagen. Kurz, es ist recht lange, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, meine Liebe. Es gibt Augenblicke von Niedergeschlagenheit oder vielmehr von Trägheit des Geistes, über die man nicht Herr werden kann. Die Freundschaft selbst, die von nichts etwas leiden sollte, leidet darunter. Ich dachte alle Tage an Sie, aber ich konnte mich niemahls überwinden, es Ihnen schriftlich zu sagen. Für dießmahl sind es weder Zerstreuungen noch Beschäftigungen, die mich abgehalten haben. Ich hatte nichts zu thun, und die Zeit ist verflossen, ohne daß die Unthätigkeit von mir

gewichen wäre. Die Auftritte bey Gelegenheit des Brandes in unserm Landhause haben mich sehr abgemattet, ich war in großer Verlegenheit wegen der Erkenntlichkeit, die ich Hrn. v. St. Ange bezeigen sollte. Ich möchte ihm gern nichts schuldig seyn, ich wollte viel drum geben, wenn keine Verbindlichkeit zwischen uns Statt fände. Er würde Rechte haben, oder sich doch einbilden, sie zu haben, er würde sie geltend machen, und vielleicht gar mißbrauchen. In dieser Aussicht fand ich mich sehr aufgelegt, mit der Bezeigung meiner Dankbarkeit so kurz als möglich zu seyn; allein man schämt sich doch als undankbar gegen geleistete Dienste ausgeschrieen zu werden. Er hat viel ausgestanden, und fast sein Leben in Gefahr gesetzt. Es würde mehr als ungerecht seyn, dagegen ganz kalt zu bleiben. Er hat es bemerken können, und hat es in den ersten Augenblicken gewiß bemerkt, daß ich gegen alles das, was er für uns gethan, nicht gleichgültig blieb. War das nicht alles, was er von mir fordern konnte? In der That, meine Base, ich bin noch selbst nicht recht mit mir ei-

nig, und dieser Kampf hat mich in eine Unruhe und Mattigkeit versetzt, von der ich mich noch immer nicht erholen können. Ich fürchtete mich, ihn wiederzusehn, und vermied ihn deshalb so viel, als möglich. Ich überließ es meinen Aeltern, ihn von unserer Dankbarkeit zu überzeugen. Ich blieb immer auf meiner Stube eingeschlossen, und sah mehrere Tage hintereinander Niemanden. Herr v. St. Ange erschien zweymahl mit verbundenen Händen in Gesellschaft. Man hätte glauben können, er habe einen ernstlichen Schaden genommen, doch versichern mich meine Aeltern, er sey vollkommen geheilt. Sie haben ihn bey seiner Schwester besucht, er ist auch einige mahle bey ihnen gewesen, ich habe ihn aber nicht gesehn. Man sagt, er wäre seit einigen Tagen auf sein Landhaus gegangen; ich glaube, er wird nicht wiederkommen, und ich werde ihn in langer Zeit nicht sehen. Sie sehen, meine liebe Freundinn, daß ich weit von dem entfernt bin, was Sie in Ihrem letzten Brief prophezeihen. Ich bin überzeugt, es wird nicht ein Wort von alle dem eintreffen, was Sie

vermuthen glauben. Sie machen sich ein Vergnügen daraus, Umstände zu verbinden, die niemahls auf diese Art eintreten werden. Worauf gründen Sie denn Ihre Vermuthungen, wenn man fragen darf? Etwan auf einen Brief, den ich gelesen habe? oder auf eine Unterredung, die ein paar Augenblicke dauerte? Und wenn Herr v. St. Auge in alle dem eine Empfindung an den Tag legt, die ich nicht verwerfen kann, soll ich deshalb in eine vergebliche Unruhe gerathen? Ich gestehe, seine Art zu denken hat viel Aehnlichkeit mit der meinigen. Man sieht, alles was er sagt, geht ihm von Herzen, und oft kann mans nicht lassen, ihm anzuhören. Ich erinnere mich an seine Ausdrücke, und finde sie, je mehr ich sie überlege, immer untadelhafter: ihre Simplicität und ungeschminkte Nachlässigkeit tragen den Charakter der Wahrheit. Kurz, meine liebe Freundinn, er ist es, der mir zuerst die Idee von einem liebenswürdigen und interessanten Mann gegeben hat: doch versichere ich Ihnen noch einmahl, diese Idee ist mit keiner andern verbunden. Sie würden selbst

nicht den geringsten Zweifel darin setzen, wenn sie Zeuge von meiner Ruhe und Zufriedenheit wären. Die Entfernung von der Gesellschaft hat mir viel Vergnügen, meine Unthätigkeit keine Langeweile gemacht: meine eigenen Gedanken genügten mir zu meiner Unterhaltung. Ich lasse meiner Phantasie freyen Spielraum und sie füllet mich in ihren Träumen durch entzückende Ideen. Wirklich, ich getraue mir lange, lange so, und immer in dieser Art von Unempfindlichkeit für alle äußern Gegenstände zu leben. Vielleicht kommen auch bisweilen ein paar leere Augenblicke vor, die Langeweile erregen würden, wenn man sich nicht dagegen zu schützen wüßte. Ich suchte keine Zerstreuung in der Gesellschaft, weil ich sah, daß mein Vater meine Eingezogenheit und mein Vergnügen billigte. Ich bemerkte wohl, daß er die Vergnügung unserer Dankbarkeit sehr gern allein auf sich nahm, und ich ließ ihn machen. Aber ich habe Verdruß, der schlimmer ist als Langeweile, und der meine öde Laune, in den Augenblicken, wo sie mich ergreift, noch verschlimmert. Die Hauptursache ist, daß mich

ne kleine Henriette eine Kinderkrankheit bekommen hat, so daß ich also das Vergnügen, sie um mich zu haben, noch länger entbehren muß. Die Krankheit an und für sich kann nicht lange dauern, zur gänzlichen Wiederherstellung aber werden doch mehrere Tage erfordert. Ich besuchte sie ehegestern mit einer von meinen Tanten. Diese Tanten sind Verwandtinnen, die wir seit einiger Zeit viel öfter sehen, sie besuchen meine Mutter viel häufiger als sonst. Sie machen Premenaden zusammen, wir leihen ihnen bisweilen unsern Wagen. Sie sind eben nicht überflüßig mit Vermögen versehen, und unser Haus ist ihnen auf diese Weise sehr angenehm worden. Diejenige, der ich eben erwähnte, und der ich mein Geheimniß mit Henrietten anvertraut habe, besuchte sie mit mir. Diese Tante ist viel angenehmer und jünger als die andern. Sie ist die Witwe eines Mannes, der ihr sehr wenig Vermögen hinterließ. Sie lebt allein, und ich würde sie öfter besuchen, wenn ihr Haus nicht so weit von dem unsrigen entlegen wäre. Ich habe sie ganz oder beynahe von Hrn. v. C. kau-

ge sprechen hören, ich weiß nicht, wie sie ihn hat kennen lernen.

Mein zweyter Verdruß, und der wahrscheinlich das meiste zu meiner Langenweile beyträgt, ist, daß die Ausbesserungen, die eine Folge des Brandes sind, unsere Rückkehr auf das Land verspäten. Wir werden den ganzen May und vielleicht gar noch den Junius in der Stadt zubringen. Ich bitte Sie, meine Liebe, helfen Sie mir mein Schicksal beklagen. Bemerken Sie, wie sich alles die Hände bietet, mich zu kümmern und verdrüßlich zu machen. Ich entbehre nicht mehr, als alles, was mir jetzt Vergnügen machen könnte, den Aufenthalt auf dem Lande, den ich so sehr liebe, und der jetzt so angenehm ist, mein kleines liebes Mädchen, die mein ganzes Herz besitzt, und auf die ich schon unzählich interessante Plane gebaut habe. Dazu nehmen Sie noch, um das Maas meiner Leiden voll zu machen, Hrn. de la Hausse, der seit einiger Zeit seine Bewerbung hervorgesucht und seine unausstehliche Aufmerksamkeit auf mich verdoppelt hat.

Er nimmt den Augenblick, seine Geschäfte mit meinem Vater abzuthun, so geschickt, daß ich ihm nicht entgehen kann, wenn er ins Haus kömmt. In seinen Manieren und überhaupt in seinen Besuchen herrscht eine Zuvorkommlichkeit, die sich durch nichts aus ihrem Gleichgewichte bringen läßt. Er thut nichts als lachen, ich mag ihn necken und spotten, so oft und so viel ich will, und so denke ich, als es nur möglich ist, ohne den Anstand zu beleidigen. Schon seit undenklicher Zeit drohte er uns mit einem Souper, das er uns in seinem Hause geben will, er wartete nur auf gewisse Sachen, die er zurecht machen ließ, und die er gern von der besten Güte und auch, wie Sie denken können, um die billigsten Preise zu bekommen wünschte; endlich ist die Zeit bestimmt worden. In vier Tagen sollen wir dieses Fest haben. Die ganze Gesellschaft ist schon eingeladen; die ganze Familie du Terrier, Hr. und Madam Dalleton. Wie Sie sehen, ist es eine ausgesuchte Gesellschaft, funfzehn Personen stark. Mein Vater besteht darauf, wir müßten uns einfinden. Herr de la Hausse

meint überzeugt zu ſeyn, daß es uns nicht an Vergnügen fehlen werde, er hat uns zu Vertrauten ſeiner Präparationen gemacht, die ihm, wie er verſichert, ſehr ſauer werden. Er fragt mich um Rath, er erkundigt ſich, was ich gern eſſe, und will ſich keine Mühe verdrüßen laſſen, es aufzutreiben. Ich darf mir alſo, ſo bald ich nur will, einbilden, daß die Feyerlichkeit mir zu Ehren angeſtellt werden. Zu einer andern Zeit würde mirs Spas machen, jetzt aber iſt es ein wahrer Verdruß für mich, den ich unmöglich mit Geduld ertragen kann. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß mir nach und nach alle Dinge gleichgültig werden, die mir ſonſt Vergnügen machten. Aber alle Umſtände vereinigen ſich auch, das ihrige dazu beyzutragen. Ich genieße weder meine Freunde, noch die Geſellſchaft, nicht einmahl meine Aeltern, und von der andern Seite nehmen die Sorge für den Haushalt und die ökonomiſchen Geſchäfte täglich zu. Ich konnte mich neulich nicht enthalten, Betrachtungen hierüber gegen meinen Vater anzuſtellen, der mir ein bischen Traurigkeit vorwerf. Ich begreife nicht, wa-

um das Wort Entbehrung, das ich brauchte, ihn anfangs lächeln machte, dann umarmte er mich seufzend und sagte mir viel Zärtliches und Tröstendes. Er forderte mich auf, noch eine kleine Weile Geduld zu haben und versprach mir, in kurzem sollte ich alles besitzen genießen, was mich glücklich machen könnte. Er ermahnte mich, Zutrauen zu ihm zu hegen. Er versicherte, er höre nicht auf an mich zu denken, ich wäre das Ziel aller seiner Projekte, und der Gegenstand aller seiner Hofnungen. Ehe noch drey Monate vergingen würde ich sie alle zu meinem Vortheil sich realisiren sehen. Unterdessen sollte ich weder Langeweile noch Verdruß haben, und wir wollten alle der frohen Aussichten, die uns offen stünden, genießen. Sie sind glücklich, meine Aeltern. Mein Vater findet Vergnügen an seinen Beschäftigungen und ihrem glücklichen Erfolg, er ist immer mit seinen Geschäften, die er gemeinschaftlich mit Hrn. de la Hausse betreibt, mit dem er viel arbeitet, und den wir bey dieser Gelegenheit immer oft genug sehen. Sein unerschütterliches Bestreben, mir zu gefallen, könnte mei-

mir Eigenliebe schmeicheln, aber das mag ich so wenig, als mich lustig darüber machen; da mir der gute Mann nichts als die tödlichste Langeweile verursacht. Meine Mutter ist mit dem verlängerten Aufenthalte in der Stadt eben nicht unzufrieden. Die Gesellschaft und der Umgang mit vielen Personen macht ihr Vergnügen. Wir haben alle Abende Besuch. Seit einiger Zeit haben meine Aeltern weit mehr Freunde und Bekantschaften: ihr Entgegenkommen wird sehr wohl aufgenommen. Ich sehe voraus, auf dem Lande werden wir der Einsamkeit und der Ruhe wenig genießen. Mein Vater hat einen großen Gesellschaftssaal anlegen lassen, und den wird er nun auch voll haben wollen. Ich weiß nicht, meine Beste, ob mein Herz, unter allen diesen Veränderungen, mehr verloren oder gewonnen hat. Ich bleibe allein mitten unter diesen neuen Bekannten. Sie attaschiren sich an meine Aeltern, und ich gehe ihnen nicht nach. Meine Tante Bonval ist die einzige Person, mit der ich ein wenig näher zusammen komme. Sie ist immer ziemlich unglücklich gewesen, sie kann

ſich alſo leicht in fremde Situationen verſetzen, und hat Sinn und Gefühl für fremde Leiden. Wir gehen bisweilen zuſammen ſpazieren. Das Geheimniß, das ich ihr anvertraute, hat ihr Vergnügen gemacht, ſie billigt meinen Plan, ſie verſpricht mir viel Vergnügen davon, und ſieht wohl ein, daß dieſes Vergnügen eben von der Art iſt, wie ichs jetzo brauche. Ich glaube, ich bin ſeit einiger Zeit noch ſchwerer zu befriedigen, als ſonſt: ich ſuche meine Freundinnen mit weniger Eifer auf, ich kann ihre Geſellſchaft leichter entbehren, auch ſie können mich leichter entbehren, ich weiß nicht, was für ein Schein von Eiferſucht oder Neid ſich in ihr Betragen gegen mich eingeſchlichen hat. Man ſagt mir ſehr oft, ich wäre ein reiches Mädchen, aber wahrlich nicht mit dem Ton der Freundſchaft und Theilnahme. Der Frau v. Arſilli begegne ich nicht mehr auf dem Wege bey ihrer großen Morgentour, ich höre faſt nichts mehr von ihren Neuigkeiten und ihrer geläufigen Zunge. Frau v. Taninge bittet mich nur bisweilen, und auch das nur ſehr freſtig, ſie zu beſuchen. Frau v. Ceran

ſpricht nicht mehr von Muſik mit mir. Verſchiedene Herren, die auf einem freundſchaftlichen Ton mit mir ſtanden, haben ſich jetzt auf den feyerlichen Complimentirfuß geſetzt. Meine häuslichen Geſchäfte haben ſich vermehrt, meine Aeltern verlaſſen ſich jetzt wegen der Einrichtung des ganzen Hausweſens allein auf mich. Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, und verbunden mit noch einigen andern, bringen eine Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit in meine Seele, die mich gegen alles gleichgültig machen. Ich überlaſſe mich dieſen Umſtänden, ich bin ruhig, verſchließe meine Empfindungen in meiner Bruſt, entferne alle Gegenſtände aus meinen Gedanken, die ſie zu ſehr angreifen könnten, und ſo ſehr ich fühle, daß Froſt und Einſamkeit ſich immer weiter um mich her verbreiten, ſo glaube ich doch, ich wollte mein ganzes Leben in dieſem Hinbrüten zubringen. Freylich iſt alles das wenig mit dem übereinſtimmend, was Sie in Ihrem letzten Brief vorherzuſehen glaubten. Auch die Art von Langeweile iſts nicht, die ich ſonſt ſo ſehr fürchtete. Es iſt Nichts, denn ich empfin-

de nichts. Eben meldet man Fräulein v. Mirfort. Ich habe sie lange nicht gesehen; ich verlasse Sie also, um sie anzunehmen. Leben Sie wohl auf einen Augenblick.

Was für eine traurige schreckliche Nachricht hat mir das Fräulein v. Mirfort eben gebracht! Ich kann mich noch nicht von meinem Schrecken erholen. Hr. v. St. Auge will sterben! ist dem Tode nah! Ich zittere, da ich dieses schreibe. O ich glaubte, das Fräulein v. Mirfort würde ihren Besuch niemahls endigen. Nachdem sie mir diese fürchterliche Neuigkeit mit grosem Eifer erzählt hatte, machte sie sich ein Vergnügen, mich mit tausend höchst gleichgültigen Dingen zu ennuyiren. Ich dachte, sie würde niemahls wieder aufhören. Sie hat sich vorgenommen, meine Geduld auf alle möglichen Proben zu setzen. Beym Eintritt sagte sie mir, sie habe eben gehört, Hr. v. St. Auge wäre gefährlich krank worden, und wollte sterben. Seine Schwester wäre bereits nach seinem Landhaus abgegangen und hätte einen Arzt mitgenommen. Man verzweifle an sei-

nem Leben. Ich gestehe, diese Nachricht that mir unendlich weh. Sie hätte es bemerken können, wenn sie im Stande wäre, irgend etwas zu bemerken. Ich hatte nur die ersten Worte recht gehört, ich las mir also das Folgende wiederhohlen, und aus allem, was sie sagt, sieht man nur zu klar, daß Hr. v. St. Ange wirklich seinem Ende nahe ist. Es ist mir jetzt unmöglich, Ihnen noch etwas zu sagen. Ich weiß nicht, wo ich hin fliegen soll, um etwas näheres zu erfahren. Diese Ungewißheit ist wahre Pein. Leben Sie wohl, theuerste Freundinn; das Gelöse von den Erzählungen des Fräuleins v. Mirfort liegt mir noch immer in den Ohren. Sie plauderte allein. Sie hat mich der Verzweiflung nahe gebracht.

Zwey und funfzigster Brief.

Laura an Sophie.

Wenn ich irgend einen Kummer, eine Unruhe im Herzen spüre, dann wächst meine Sehnsucht doppelt, Sie, meine theure erste Freundinn, zu sehen, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich möchte tausend Fragen an Sie thun: es ist mir, als würde ich alle Hülfe, allen Beystand, den ich nöthig habe, bey Ihnen finden. Ich muß Ihnen alles sagen, alles schreiben. Gestern — nachdem Mamsell Mirfort mir durch ihre langweilige Unterhaltung alle Geduld benommen und mich fast umgebracht hatte, nachdem sie mir gesagt hatte, es wäre gleichwohl Schade, wenn Hr. v. St. Ange sterben sollte, es würde ihr recht leid thun, Frau v. Durtan erbte dann ein sehr gutes Landgut, das ihr viel Vergnügen machen würde — nachdem sie auf diesen Fall alles in Ordnung gebracht, und mir noch tausend unerträgliche Dinge mehr vorgeschwatzt hatte — ging sie endlich fort, und überließ mich meinem Kummer

und meinen Besorgnissen. Die Gefahr, in der, wie sie sagte, Hr. v. St. Ange sich befinden soll, dünkte mich so außerordentlich, so unglaublich, daß ich der Sache keinen Glauben beymessen mochte. In der Hoffnung etwas mehr zu erfahren, ging ich zu Frau v. Tanlinge und zu meiner Tante Bonval. Ich fand aber Niemanden, und mußte meine Unruhe wieder mit mir zurücknehmen. Ich ging zu meiner Mutter, die von nichts wußte. Es kamen verschiedene Personen, aber keine ließ ein Wort davon fallen. Mein Vater kam erst sehr spät nach Hause. Er hatte den Kopf voll Geschäfte: erst spät, da ich im Begriff war, auf meine Stube zu gehen, sagte er mit einem höchst gleichgültigen Tone, Hr. v. St. Ange wäre gefährlich krank, der Arzt wäre zurückgekommen, und hätte versichert, er werde die Nacht nicht überleben. Neben mir stand ein Stuhl, in den ich mich einen Augenblick setzte. Da ich sah, daß mein Vater weiter nichts sagte, so ging ich fort, ohne ein Wort vorbringen zu können. Unmöglich aber war mirs, gegen die Unempfindlichkeit und Hartherzigkeit der ganz

zen Welt nicht zu murren; sie empörte mich. Das Leben eines fremden Menschen hat also gar nichts auf sich, und man lebt blos deshalb zusammen, um sich gegenseitig ohne Schmerz, ohne Theilnahme sterben zu sehen! Ein interessanter Mann stirbt in der Blüthe seiner Jahre, und jedermann ist so ruhig dabey, alles geht seinen Gang fort, als wenn es nichts wäre, als wenn kein Unglück in der Nähe wäre. Wahrlich, ich weiß nicht mehr, was man unter Mitleid, unter Menschenfreundlichkeit versteht? Mein so guter, so zärtlicher Vater spricht so kaltblütig von dem Tod eines Mannes, den er liebt, der ihm gute Dienste geleistet hat! Er schickt nicht nach ihm, er geht nicht selbst, sich nach seinen Umständen zu erkundigen, er hält es nicht der Mühe werth, die Sache mit eignen Augen zu untersuchen; er eilt nicht, ihm seinen Beystand, seine Unterstützung anzubieten! O gewiß, nunmehr sind alle Menschen grausam und barbarisch.

Liebste Freundinn, ich habe eine schreckliche Nacht zugebracht: alle diese Ideen hat

ben mich unaufhörlich gequält. Mir Hrn. v. St. Ange im letzten Todeskampf, sterbend, todt zu denken — wie hätte ich diese peinliche Unruhe stillen können! Ich war in beständiger Bewegung und Angst. So bald der Tag anbrach, weckte ich einen Bedienten, und schickte ihn zu Frau v. Durtan. Bis er wiederkömmt, habe ich mich hingesetzt, und schreibe ...

Ich höre ein Geräusch, ich gehe danach ... Mein Vater ists, der nach unserm Landhaus geht. Er wunderte sich nicht, mich so früh auf zu sehen. Er sagte mir, er werde Nachricht vom Hrn. v. St. Ange bekommen. Wahrscheinlich reißt er blos deshalb so früh ab, um ihn vorher zu besuchen. Seine gestrige Gleichgültigkeit war also nicht natürlich. Sollte er mich vielleicht gar auf die Probe stellen wollen? ...

Der Bediente kömmt nicht wieder. Wer weiß, von welcher Armseligkeit der unbesonnene Mensch sich abhalten läßt. Es sind doch grausame Geschöpfe, die Menschen ...

Ich trete ans Fenſter, ihn kommen zu ſehen. Mein Brief bringt Ihnen gewiß eine wichtige Nachricht, wenn ich anders Kraft genug habe, weiter zu ſchreiben ... .

Nichts, meine Beſte, nichts. Der Bediente hat nichts mitgebracht. Auch nicht ein Wort habe ich mehr erfahren, als ich ſchon wußte. Von Hrn. v. St. Ange war noch niemand in die Stadt gekommen; und ſeine Schweſter, ſeine leibliche Schweſter, kann es ruhig abwarten, bis jemand von ohngefähr in die Stadt kömmt, die Umſtände ihres Bruders zu erfahren. Die Bedienten wären übrigens in großer Beſtürzung geweſen, ſagte er; ſie wären überzeugt, Frau v. Durtan würde ſich heut noch nach ihrem Bruder erkundigen laſſen: jetzt wäre es noch zu früh ... .

Ich will warten, aber doch bald wieder hinſchicken. O gewiß wird Ihr theilnehmendes Herz nicht ganz ungerührt bleiben, wenn Sie das leſen, was ich Ihnen jetzt in meiner Unruhe und Beſtürzung ſchreibe. Ich glaubte, nach einigen Augenblicken Ihnen eine

frohe Nachricht geben zu können, und erfahre vielleicht den ganzen langen Tag nichts. Ich kenne Ihr Herz: Sie würden zu viel leiden, wenn ich meinen Brief schlösse, ehe ich Ihnen eine bestimmte Nachricht geben kann. Ich gehe zu meiner Mutter, vielleicht weiß sie etwas mehr. Sie ist gewiß auch unruhig? Aber was hat diese Unruhe der Leute um mich her zu bedeuten. Sie sind so ruhig in ihrer Unruhe! Sie können mit so vieler Geduld warten!

Liebste, beste Freundinn, eben bekommen wir ein Billet von meinem Vater; ich schreibe es in aller Geschwindigkeit für Sie ab.

„Herr v. St. Auge ist heut ein wenig „besser. Ich habe den Arzt gesehen; er „glaubt, die Gefahr sey vorüber. Ein Aderlaß zu rechter Zeit hat eine gute Crise hervorgebracht. Seine Krankheit ist ein böser Hals mit Entzündung in der Kehle: das „Uebel griff gleich anfangs sehr um sich, und „hätte dem Patienten beynahe das Leben gekostet. Er hat viel Galle. Der Arzt glaubt,

„irgend ein Verdruß, oder sonst etwas, das „er sich sehr zu Gemüthe gezogen, habe diese „Krankheit verursacht. Hr. v. St. Ange „hat einen sehr reizbaren, empfindlichen Cha„rakter, und sehr viel ärgerliche Laune. Ich „werde heut Abend nicht zurückkommen. „Morgen werde ich wieder Nachricht bekom„men, die bringe ich Euch dann selbst u. s. w.

Wer kann wohl Hrn. v. St. Ange Verdruß gemacht haben? Wer ist einer so harten, grausamen That fähig? Vielleicht seine Schwester. Gewiß ist eine zu große Empfindlichkeit ein wahres Uebel. Ich begreife recht gut, wie man daran sterben kann, und warum so viele Leute sich so gut befinden! Ich habe Zeit genug noch vorher, ehe ich diesen Brief schließe, zu meiner guten Tante zu gehen. Sie ist gefühlvoll und theilnehmend. Vielleicht erfahre ich von ihr, was mir niemand sagen will, und was ich so gern wissen möchte. Sie sollen alles erfahren, was ich von ihr hören werde; ich will Sie beruhigen.

Ich fand meine gute Tante in großer Unruhe und Betrübniß. Sie ist eine sehr ach-

lungswürdige Frau, die alle Tugenden und ein vortrefliches Herz besitzt. Sie war in der größten Unruhe und Verlegenheit gewesen, und noch nicht ganz außer Sorgen. Sie hatte sogar einen expressen Boten nach Hrn. v. St. Ange geschickt, und seinethalben selbst den Arzt gesprochen. Alles, was sie wußte, stimmte vollkommen mit dem überein, was mein Vater uns geschrieben hatte. Man glaubt gewiß, daß die Gefahr nunmehr ganz vorüber ist. Zufälle der Art haben gewöhnlich nur Einen sehr gefährlichen Augenblick, und die Krankheit dauert niemahls lange. Wir sprachen sonst von nichts. Meine Tante kennt Hrn. v. St. Ange genau, sie nimmt ein wahres Interesse an ihm, ob sie ihn gleich erst seit kurzem etwas öfter sieht. Sie hat eine Güte des Herzens, die wirklich an sie fesselt. Sie versichert, es gäbe keinen interessantern Mann, als Hr. v. St. Ange: sie läßt ihm über alles, wegen seiner guten Eigenschaften, wegen seiner Verdienste und persönlichen Vollkommenheiten, Gerechtigkeit wiederfahren. Sie sagte, wenn er gestorben

wäre, so hätte mein Vater einen sehr warmen, liebenswürdigen Freund an ihm verloren: es würde die größte Undankbarkeit seyn, wenn man nicht die innigste Theilnahme gegen ihn äußern wollte. Meine Tante ist eine Frau voll Geist und Verstand, täglich wächst meine Zuneigung zu ihr. In dem einsamen, eingezogenen Leben, das wir sonst führten, hatte ich nur wenig Gelegenheit, ihr meine Ergebenheit zu bezeigen. Ich sah sie nur selten, und es blieb immer bey einigen kurzen Besuchen. Ich kannte den Werth ihrer Freundschaft nicht genug, und doch hatte sie immer viel für mich gehabt. Eine von den guten Folgen des vergrößerten Vermögens meines Vaters ist, daß wir die guten freundschaftlichen Gesinnungen, die zuvorkommende Höflichkeit der Personen um uns her, besser als sonst benutzen können. Wir können mit leichterer Mühe jede Verbindung und Bekanntschaft unterhalten, von der wir uns angenehme Stunden versprechen. Meine Tante hat mir versprochen, uns diesen Abend noch etwas von Hrn. v. St. Auge wissen zu las-

sen: sie wird unmittelbar von Frau v. Durstan Nachricht bekommen. Ich habe zu nichts mehr Zeit, als den Brief zu schliessen. Leben Sie wohl, meine Theuerste.

Drey und funfzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich weiß gewiß, meine Beste, daß Sie sich für Hrn. v. St. Ange interessiren, und über den gefährlichen Zufall, der ihn betroffen hat, erschrocken sind. Ich eile, Sie ganz außer Sorgen zu setzen. Einen ganzen Tag über hielt man ihn so gut wie für todt, das wußte ich nicht. Die Betrübniß, sagte man, wäre allgemein gewesen. Ich hörte bey dieser Gelegenheit Lobreden auf ihn halten, die mich aber nicht wunderten. In kritischen und gefährlichen Augenblicken wenigstens, läßt man Leuten, die es verdienen, Gerechtigkeit widerfahren. So lange das Mitleid mit den Personen, die leiden, dauert, so lange ist man auch geneigt, alles Gute, was man von ihnen denkt, zu sagen. Die Eifersucht verliert gegen Sterbende ihre Kraft. Mein Vater bekräftigte uns den andern Morgen, was er uns den Tag vorher geschrieben hatte. Er gab uns einige nähere Umstände an, aus denen ich aber immer noch

nicht schließen konnte, ob er selbst bey Hrn. v. St. Ange gewesen war, oder die Nachrichten von andern eingezogen habe. Ich hörte das an, was er meiner Mutter erzählte, that aber selbst keine Frage an ihn. Doch freute ich mich mit ihnen über die glückliche Wendung, die eine Sache genommen hatte, die uns allen nicht anders als wichtig seyn kann. Müßten wir nicht Leute ohne alles Gefühl, ohne alle Dankbarkeit seyn, wenn wir uns hier nicht freuen wollten? Es ist wahr, das Landhaus des Hrn. v. St. Ange liegt ziemlich weit von unserm, und doch hätte mein Vater wohl hinfahren können: er würde manches genauer und ausführlicher erfahren haben. Doch, woher weiß ich, daß er nicht dort gewesen ist? Gestern bekamen wir sehr gute Nachrichten; diesen Morgen waren sie eben so gut, seine Genesung ist entschieden: bald wird er ganz wieder hergestellt seyn. Meine Aeltern haben sich entschlossen, den Hrn. v. St. Ange selbst zu besuchen, da Frau v. Durtan doch jetzt bey ihm ist, und zwar soll es in zwey oder drey Tagen geschehen. Wir fahren bey früher Tag

geszeit auf unſer Landhaus, den Nachmittag wollen ſie dann den Beſuch bey Hrn. v. St. Ange abſtatten. Mein Vater macht ſo viel Umſtände dabey, und zirkelt alles ſo ängſtlich und genau ab, daß es mir im Herzen weh thut. Mich dünkt, es ſollte wohl etwas mehr Freundſchaft, etwas mehr Herzlichkeit zwiſchen ihnen herrſchen. Ich bildete mir vor einiger Zeit ein, es würde und müßte bald dazu kommen, allein Hr. v. St. Ange hat ſich, wie es ſcheint, der Sachen, die meinem Vater am Herzen liegen, nicht eifrig genug angenommen, vielleicht ſich gar erlaubt, ihm einen Wink, einen guten Rath zu geben, der meinem Vater nicht ſonderlich behagt hat. Vielleicht hat er ſich die Bemerkung entſchlüpfen laſſen, er nähme zu viel auf Einmahl vor, und mein Vater iſt, wie natürlich, empfindlich darüber worden. Hr. v. St. Ange hat Unrecht, ſo gut ſeine Abſicht dabey iſt. Der Antheil, den er an uns nimmt, leitet jeden Schritt, den er thut. Es iſt doch ſonderbar, daß eine Bekanntſchaft, die ſich ſo ſchnell in eine ſo warme Freundſchaft verwandelte, ſtatt ſich zu erhalten, ſo geſchwind

erkaltet ist, und gerade in einem Zeitpunkt, wo die Umstände das Band noch fester hätten ziehen sollen. Die Absichten meines Vaters mögen übrigens seyn, wie sie wollen; er hat immer Ursache zufrieden zu seyn. Wir sehen Hrn. v. St. Ange fast nicht mehr. Es ist eine undenkliche Zeit, daß wir nicht zusammengekommen sind. Wäre seine Krankheit nicht gewesen, ich glaube kaum, daß ich etwas von ihm zu hören bekommen hätte. Dabey habe ich meinen Umgang mit der übrigen Welt, die mich doch so wenig interessirt, im geringsten nicht vernachlässigt.

Heute kann ich Ihnen nichts weiter sagen, ich weiß selbst nichts mehr. Ich erkundigte mich, ob Hr. v. Marville nicht bey seinem Freunde wäre: man sagte mir, er sey so mit Amtsgeschäften überladen, daß er keinen Augenblick Zeit dazu finden können. Er wird in Verzweiflung seyn. Er hat ein vortrefliches Herz, der gute, arme Marville. Wir hatten neulich eine sonderbare Unterredung. Er hat eine nicht gemeine, sehr schätzungswürdige Denkungsart. Er ist nicht

im geringsten eifersüchtig. Im Gegentheil, er spricht von seinem Freunde mit einer Freymüthigkeit und Wahrheit, die in der That äußerst rührend ist. Ich mußte lachen, da er anfing von meinem Glück zu sprechen. Er will durchaus haben, ich soll glücklich seyn, und glaubt, daß ich mein Glück aus einer gewissen Hand empfangen könnte. Wie tief er im Irrthum steckt, der gute Mann! Ich brauche seinen guten Rath nicht, so gut gemeint er auch ist. Er sprach mit einer Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, die ich nimmermehr einem Manne zugetraut hätte. Er würde mich bewogen haben, ihm mein Zutrauen zu schenken, wenn es möglich wäre, daß ich außer meiner Freundinn noch zu Jemanden Zutrauen haben könnte. Doch bin ich nicht übel Willens, seine Gefälligkeit in andern Fällen zu brauchen. Ich lege einen Werth auf seine Freundschaft. Er ist jetzt nicht hier, ich hoffe ihn aber zu sehen, so bald er zurück kömmt.

Heute gehen wir zu den Cliffs, welches für mich ein wahres Vergnügen ist. In ih-

rer Gesellschaft ist alles interessant, und Langeweile hat man niemahls zu fürchten. Sie sind zweymahl bey Hrn. v. St. Ange gewesen; zum zweytenmahle haben sie ihren Arzt mitgenommen, einen Mann, auf den sie grosses Vertrauen setzen, der sehr gelehrt und vorsichtig, obgleich noch sehr jung ist. Ich will ihn zu meiner kleinen Henriette schicken, damit er ihr Temperament und ihre Gesundheit beurtheile. Hierzu will ich Hrn. v. Marville brauchen, der diesen Arzt kennt, und ihn sehr empfiehlt. Ich will ihm die Sache als ein Geheimniß vertrauen. Ich habe Nachricht von meiner lieben Henriette; sie ist nicht mehr krank. Doch will ichs abwarten, bis sie vollkommen wieder hergestellt ist, ehe ich sie zu mir nehme. Länger als fünf, höchstens sechs Tage, denke ich, soll es nicht währen. Ich brumme oft ein bischen, wenn ich an die Schwierigkeiten denke, die sich mir in dieser einzigen Sache entgegengesetzt haben; wie es nur kommen mag, daß die simpelsten Dinge oft die schwierigsten in der Ausführung werden? Man muß bey allen seinen Wünschen Geduld und Resignation

haben, und wie mir dünkt, nimmt die meinige täglich ab. Meine gute Tante gibt mir oft hierüber gute Lehren und Warnungen. Sie begreift recht gut, was man empfindet und fühlt, sie nimmt Theil daran, sie hilft ertragen und leiden, und doch ist sie nicht ganz eine Freundinn, wie Sie sind, die überdieß auch noch fürchtet, noch in die Zukunft blickt. Ihr Herz hat mehr Wärme, meiner Tante ihr Charakter mehr Geschmeidigkeit. Mit ihr genießt man immer den gegenwärtigen Augenblick, keine Aussicht in die Zukunft verderbt das Gegenwärtige, man fühlt sich durch eine Uebereinstimmung der Ideen fortgezogen, die kein Widerspruch stört, sie setzt die Inconvenienzen einer Sache ins Licht, ohne daß es das Ansehn hat, als widersetzte sie sich unserm Willen, oder vielmehr widersetzt sie sich auch ganz und gar nicht. Guten Rath, weise Vorschläge in zweifelhaften Fällen darf man nicht von ihr erwarten; sonst aber ist sie eine äußerst angenehme Frau, in deren Gesellschaft man immer ruhig und zufrieden ist. Wenn ich ausgehe, will ich ihr einen Besuch machen, noch vorher, ehe ich

mit meinen Aeltern zu den Cliffis gehe. Morgen ist das Souper des Hrn. de la Hausse; ich hoffe nicht ...

Ich weiß nicht, meine Liebe, wie ich ehes gestern den Brief abbrach. Ich bin doch sonst so zerstreut nicht. Ich ließ ihn auf dem Schreibschrank liegen, um eine Frage zu beantworten, die man eben an mich that, und vergaß ihn. Nicht Sie, meine Beste, entschlüpften meinem Gedächtniß, sondern das, was ich Ihnen sagen wollte, und das also wohl nicht der Mühe des Aufbehaltens werth gewesen seyn muß. Gestern war kein Poststag, heute will ich meinen Brief schließen, ohne ihn vorher noch einmahl zu überlesen. Vielleicht würde ich sehr wenig mit ihm zufrieden seyn, denn es ist doch nun einmahl wahr, daß man heute nicht alles das schreiben würde, was man oft noch vor zwey, drey Tagen geschrieben hat. Ich könnte Sie von dem Souper des Hrn. de la Hausse unterhalten, doch das kann Ihre Neugierde unmöglich reizen, ich verschone Sie also mit den nähern Details. Langweilig war es nicht,

dazu waren zu viel Originale da, und doch war es so ermüdend für mich, daß ich bey meiner Nachhausekunft nicht im Stande war, Ihnen eine Zeile zu schreiben, so große Lust ich auch dazu hatte. Die Zimmer waren außerordentlich sauber, alles glänzte und spiegelte sich, alles war abgemessen und ausgezirkelt. Die Munterkeit war Anfangs etwas lärmend, und erhielt sich bis zu Ende. Hr. und Frau Balloton waren allerliebst, so reichlich ergossen sich ihre Wortspiele, ihre Erzählungen, ihre Quodlibets, ihr lautschallendes Gelächter. Speisen und Getränke waren in der größten Verschwendung vorhanden. Die herrlichsten ausgesuchtesten Gerichte waren darunter, übrigens keine Mahlzeit, wie sie Boileau beschreibt: nicht allenthalben Zucker und Muskaten, im Gegentheil, die größte Mannichfaltigkeit war überall zu sehen. Nur die Bedienten waren ziemliche Neulinge, zerbrachen Gläser und verschütteten Saucen. Sie wurden wacker ausgescholten. Hr. de la Hausse hatte niemahls, was er brauchte, ich stieg verschiedenemahl selbst auf, und hohlte herbey. Unter

andern ging er ein paarmahl nach besserm Wein, als man schon hatte, und den er wahrscheinlich, erst nicht Willens gewesen war, herzugeben.

Beym Nachtisch machte man einen Versuch zu singen. Man bedauerte, daß die gute alte Zeit vorüber wäre, wo man noch fröhlich und vergnügt war, und guten Appetit hatte, und wurde bald so laut und so vergnügt, daß man nicht mehr Ursach hatte, etwas zu bedauern. Von Zeit zu Zeit war ich der Gegenstand der leichtfertigen Einfälle von denen, die bemerkten, daß Hr. de la Hausse noch ledig wäre. Ich saß neben ihm, und er richtete immer seine artigsten und ausgesuchtesten Galanterien an mich, wenn die Aufmerksamkeit auf das Arrangement der Mahlzeit ihm zu sprechen erlaubte. Mitten unter dem Lärm und Getöse habe ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, und schon eine Art von Zuneigung und Freundschaft gegen ihn gefaßt. Es ist ein Geistlicher, ein Verwandter von Hrn. de la Hausse. Seine gutmüthige, naive, geistreiche Physionomie nahm mich für ihn ein, sein sanftes und

bescheidenes Wesen zog mich an ihn, sein gesunder, richtiger Verstand erwarb ihm meine Achtung. Es machte mir sehr viel Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten. Ohne den Umgang mit Leuten zu genießen, die in der großen Welt leben, kennt er sie doch genau, dabey verrieth er viel Gefühl und Nachsicht. Er ist Pfarrer im Dorfe Fiek. Er lebt sehr zufrieden mit einer Frau, die er nach einem vorhergegangenen langen Umgang geheyrathet hat, und hat zwey kleine Mädchen, die er mit großer Sorgfalt erzieht. Er machte mir eine Schilderung von seiner Lebensart, die mir das wahre Bild der Glückseligkeit und Zufriedenheit zu seyn dünkte. Er ist der Freund und Rathgeber seiner Gemeinde; so viel er kann, sucht er die Ehen zwischen den jungen Leuten zu befördern, bey denen er gegenseitige Neigung bemerkt, er verhüthet durch Aufmerksamkeit und guten Willen viel Familienunglück. Seine Frau hilft ihm die Kranken und Armen versorgen und pflegen, sie thun Gutes zusammen, und finden sich glücklich, ob sie gleich ein wenig Ehrgeiz hat, und nicht so wie er die Sim-

pfiettät und das ruhige Leben liebt. Was ihm fehlt, sind Bücher; er möchte gern die neuherauskommenden lesen, die weite Entfernung von der Stadt aber und der Aufwand sind Hindernisse, die er nicht aus dem Wege zu räumen vermag: ich habe versprochen, ihm zu schicken, was mir in die Hände kömmt. Er liebt die Romane, und findet, daß sie in der Einsamkeit den Umgang mit Personen aus der großen Welt ersetzen. Die Verschiedenheit der Charaktere verhilft zur Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner Empfindungen und Leidenschaften. Man beurtheilt den Verf. und seine Geschöpfe, und während des Lesens lernt man, wie man mit den Leuten umgehen muß, mit denen man zu leben hat. In allem, was er sagte, war Geschmack, Laune, Interesse. Er mußte mir versprechen, uns zu besuchen, und ich versprach ihm dagegen, ihn in seiner Pfarre zu überraschen. Ich verspreche mir viel Vergnügen davon: ich will diesen Weg mit meiner Tante machen; sie wird gewiß an dem Herrn Pfarrer Geschmack finden. Ein Mann seines Standes muß so viel Einsichten, so

viel Rechtſchaffenheit, Sanftheit und Beſcheidenheit iſt ein halbes Wunder, und eine treffliche Bekanntſchaft. Ich weiß nicht, warum es ihrer ſo wenig in der Welt gibt. Ich möchte wohl einen Freund haben, wie Hr. Saintben iſt, ich würde bey ihm Rath, Troſt, Zurechtweiſung, Theilnahme finden, die ich einzig der Güte ſeines Herzens zu danken hätte. Und doch, iſt er nicht auch ein Mann? Wird er nicht alſo auch ſeine Anſprüche, ſeine Eigenliebe, ſeine Schwachheiten haben, und ein Geiſtlicher kann ihrer wohl eben ſo gut haben, als irgend ein anderer Mann. Demohngeachtet glaube ich eine ſehr gute Bekanntſchaft gemacht zu haben, die mir ſchon bereits ſehr werth iſt, und die ich gewiß nicht vernachläſſigen will. Er ſoll mich für die Langeweile entſchädigen, die mir ſein Vetter Hr. de la Hauſſe ſo oft macht. Ich habe mir ſogar vorgenommen, mich gegen ihn deshalb zu beſchweren, und vielleicht kann er mir in dieſer Sache gute Dienſte thun. Morgen früh wollen meine Aeltern bey guter Tageszeit aufs Landhaus, und von da zum Hrn. v. St. Ange. Ich werde den Weg

drüß haben, den Abend schon wieder zurück in die Stadt zu müssen. Der Monat May geht vorüber, die Natur wird immer schöner, mein Hölzchen ist reizend, und ich genieße nichts. Frau v. Taninge und Frau v. Arsilli besuchen uns heute, wie es heißt, auf ein kleines freundschaftliches Souper, und doch geht es ohne Spiel und ohne Mannspersonen nicht ab. Ich muß die Küche besorgen. Leben Sie wohl, meine Beste, ich bitte Sie, sich zu erinnern, daß Sie mir seit jenem Brief, in dem Sie mir so viel sagten, nicht das geringste wieder gesagt haben.

Vier und funfzigster Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Marville.

Du läßt also Deinen Freund sterben, lieber Marville, ohne Dich um ihn zu bekümmern? Ich stehe aus dem Grabe wieder auf, und auch da finde ich Dich nicht. Nicht einmahl einen Brief bekomme ich von Dir. Hast Du keine Freunde mehr, seit Du Deinem Vaterlande dienst? Ich fragte nach Dir, man gab mir zur Antwort, Du wärst ganz mit der Eintheilung und Einrichtung des Vermögens einer armen Familie beschäftigt, die Du wieder in Aufnahme bringen wolltest. Wie kann ein Mann von Deiner Geburt, von Deinem Vermögen, der das Vergnügen und die Gesellschaft liebte, sich so sehr in ein so geringfügiges Geschäft vertiefen? Du hast mit Niemanden als mit Armen und Unglücklichen zu thun. Du vertheidigst diese, tröstest jene, und bringst Dein Leben damit hin, Gutes zu thun, und Böses zu verhindern. So erzählt man mir, und ich hatte das Vergnügen Deine Beleh-

nung in der Achtung und Ehrfurcht zu entdecken, mit der man von Dir sprach. Ich habe mich sehr genau nach dem erkundigt, was Du eben jetzt vorhast. Die liegenden Gründe einer Bauernfamilie in Montagni sollten durch die Härte und die Ränke der Gläubiger um ein elendes Geld losgeschlagen werden, man wollte sich dieser Güter um einen selbst gemachten beliebigen Preis bemächtigen, Du hast Dich dagegen gesetzt, und einen Theil von dem Vermögen dieser armen Leute gerettet. Wie ich höre, bist Du eben jetzt in diesem Dorfe, in einer schlechten Wohnung, bey schlechter Nahrung, und ganz beschäftigt, ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Du findest also, daß es ein größeres Vergnügen gewähret, den Menschen nützlich, als ihnen angenehm zu seyn? Denn jetzt vermißt man Dich gewiß in der Stadt. Die Damen brauchen Dich zu ihren Spieltischen und Soupers. In der That, lieber Freund, Du bist ein seltner Mann in unserm Lande. Ein vornehmer, reicher Mann, ein Edelmann beschäftigt sich mit einem kleinen Amte, verschmäht nicht die geringsten Details, sieht

und findet da tausend Mittel, tausend Gelegenheiten, Gutes zu thun! Und thut es, was noch mehr sagen will, in eigner Person! und wem? Leuten aus dem Pöbel, geringen Arbeitern, Taglöhnern, Bauern! Ich muß Dir gestehen, Du hast keine von den Tugenden Deines Standes. Ein Edelmann muß ausruhen, auch wenn er sich nicht ermüdet hat, muß sich zerstreuen, vergnügen, auch wenn er nicht vorher gearbeitet hat. Nichts seyn ist in seinen Augen viel seyn; er hat seine Schuldner, und einen Procurator, der dafür sorgen muß, daß er bezahlt wird. Er gibt großmüthig ein paar Thaler zu einer Kollekte, ein paar Groschen in die Armenbüchse, und alle seine Pflichten sind erfüllt. Er genießt das größte Ansehn, und alle seine Schuldner haben die tiefste Ehrerbietung für ihn. Allein, mein Bester, sage mir doch nun auch, worin Dein Ehrgeitz besteht? Genügt es Dir, Gutes zu thun, zu der guten Ordnung der Gesellschaft beyzutragen, und die bürgerliche Maschine nur zu dem größten Vortheile der Glieder derselben laufen zu machen? Ja ich kenne Deine tu-

geuphafte Seele; diese Belohnung genügt Dir, und überdieß wirst Du noch des Segens der Armen, der Achtung Deiner Mitbürger, und des Beyfalls und der Belohnung Deiner Vorgesetzten genießen. Sey ein Muster und Vorbild unter uns, theuerster Freund! Erwecke den Ehrgeitz, die Nacheiferung und den Keim der Tugenden in aufgeklärten, reichen und gutgearteten Menschen! Was nutzt Erziehung, Ehre, Tugend, Geburt, wenn sie dem Vaterland nicht nutzen? Das divino sarniente kann die Wollust von Sklaven seyn, aber nicht das Glück von Menschen, die einer sanften Freyheit genießen. Ich bitte Dich, rechne mich auch unter die Zahl derer, die Deiner Hülfe bedürfen. Gern möchte ich Dich sehen und sprechen; ich kann ohne Anstrengung noch nicht viel schreiben, ich bin noch schwach, vorzüglich im Kopfe. Ich habe ihn ganz in der Nähe gesehen, ihn, der alles endigt, alles in Ordnung bringt, den Tod! Was für ein seltsames Ding ist es um diese Veränderung der Existenz, die unsere Neugierde so rege macht, und doch zugleich so viel Furcht vor

ursacht: Alles muß sterben, damit alles zum Leben komme, und wirklich glaubte ich einen ganzen Tag lang, ich würde mein Daseyn aufgeben müssen, um einem andern Wesen Platz zu machen. Schon seit einiger Zeit war ich immer traurig, ärgerlich gewesen, und hatte an meiner Gesundheit gelitten. Den Tag brachte ich in Unthätigkeit und die Nacht ohne Schlaf zu. Auf einmahl bekam ich einen sehr bösen Hals mit einer Entzündung; ich war der Gefahr zu ersticken nah. Man kam der Natur mit einem Aderlaß zu Hülfe, es besserte sich gleich auf der Stelle, und die Gefahr ging vorüber. Meine Schwester kam gleich heraus, und das ganze Haus war in Bestürzung. Seit meiner Aussöhnung mit Heinrich ist er sehr pünktlich, mich von allem zu benachrichtigen, was er weiß, und was vorgeht. Alle Bedienten und Aufträge kamen vor mich, selbst da, wo die Krankheit am heftigsten war. In dem Stück achtete er auf kein Verbot und keine Schonung. Die Germosans haben zweymahl geschickt; der Bediente sagte, Herr und Madam schickten ihn. Heinrich hat Hrn.

v. Germoſan einmahl begegnet, und glaubt, er werde ſelbſt kommen und mich beſuchen. Er that viel Fragen an ihn, und erkundigte ſich nach allen Kleinigkeiten, meine Umſtände betreffend. Heinrich konnte mir nicht ſagen, ob er es aus Neugier oder aus Intereſſe gethan. Ganz gewiß aber aus Intereſſe. Von Fräulein v. Germoſan habe ich nicht das geringſte gehört, nur meine Schweſter ſagte einmahl, ſie würde ſich niemahls verheirathen, ſie machte zu viel Anſprüche und Forderungen. Ich mochte dieſe Sache weder mit ihr noch mit mir weiter unterſuchen, doch geſteh ich, das Stillſchweigen von Seiten des Fräuleins hat mich auf eine höchſt ſchmerzliche Weiſe afficirt. Es hat mich traurig und tiefſinnig gemacht, und gewiß meine Geneſung verzögert. Ach, theurer erſter Freund, ich hänge mehr von ihr ab, als ich dachte. Geſtern kam Heinrich in aller Frühe und meldete mir, die ganze Familie wäre auf dem Landhaus angekommen. Von dem Augenblick an that ich nichts als Plane machen, und Wahrſcheinlichkeiten berechnen, wie ichs angreifen müßte, um das

Fräulein v. Germoſan oder wenigſtens ihre Aeltern zu ſehen. Ich wußte nicht, wie ichs angreifen ſollte, da ich geſtern wieder ein wenig kränker war. Demohngeachtet hatte ich doch ein Pferd ſatteln laſſen, und mich von Kopf bis auf die Füße angekleidet, in der Abſicht, nach Valaire zu, und wenigſtens bis ins Wäldchen zu reiten. Wenigſtens wollte ich den unermeßlichen Zwiſchenraum verkleinern, der mich ſchon ſo lange Zeit von der ganzen Welt trennt. Ich war ſehr ſchwach, hatte dabey wenig Hofnung, ich kämpfte mit meinen Empfindungen und meiner Schwachheit. Darüber kam vier Uhr Nachmittags herbey, und ich hatte meinen Plan ſchon aufgegeben, als Heinrich außer Athem ins Zimmer trat und erzählte, man ſähe ganz in der Ferne den Wagen des Hrn. v. Germoſan, er habe ihn recht deutlich geſehen, auch Damen darinn bemerkt ... „Auch Damen, Heinrich?„ — „„Ja, gnädiger Herr.„„ — „Die Frau und das Fräulein v. Germoſan? Heinrich?„ — „„Ja, gnädiger „„Herr, Fräulein Laura v. Germoſan, „„ich habe ſie ſo deutlich geſehen, wie ich

„„Sie hier sehe.„„ — „Nu und was hast „Du denn davon, Heinrich, ob das Fräu„lein dabey ist, oder nicht„ — „„Ich nichts, „„aber„„ — „Du wirst Dich einmahl irren, wie immer. Geh hin und sieh noch „einmahl genau zu, und sag mirs wieder, ob „sie dabey ist. Ich will am Fenster in meiner Stube seyn, die auf den Hof geht: hurtig, lauf gerade über die Wiese.„ In ein paar Augenblicken kam er zurück, und gab mir noch ganz in der Ferne ein Zeichen, sie wäre nicht dabey. Auf einmahl hatte ich meine ganze Stärke wieder, kein Zweifel stieg mir mehr auf. Ich eilte zu meiner Schwester, und sagte ihr, ich wollte einen Versuch machen auszureiten, und sehen, wie mirs bekäme. In einer halben Stunde spätestens würde ich wieder da seyn. Wenn Besuch käme, so möchte sie ihn so lange aufhalten. Indem die Kutsche vorn zum Hof herein fuhr, ritt ich zum Hinterthor hinaus. Nun ging es durch Dorn und Hecken! die Spornen kamen dem Pferde nicht eher aus der Seite, als bis ich das Dach von dem Hause des Hrn. v. Germosan erblickte. Erst da ließ ich

es einen Augenblick verſchnaufen. Und in eben dem Augenblick ſah ich ein wohlgekleidetes Frauenzimmer von herrlichem Anſtand in ein Bauernhaus hineintreten, das nicht viel über einen Flintenſchuß weit von mir lag. Mein Blut fing gleich an zu wallen. Ich entſchloß mich auf der Stelle, auch in dem Hauſe einzuſprechen. Niemand hatte mich noch geſehen. Zitternd öfnete ich die Thüre einer Stube, in der ich die Stimme des Fräuleins v. Germoſan hörte. Sie ſaß neben einer alten Bauersfrau, die krank zu ſeyn ſchien. Ich wagt' es nicht, ganz hineinzutreten. Ich glaube, ſie erkannte mich nicht. Sie blieb wie unbeweglich auf dem Stuhle ſitzen, und brachte kein Wort vor. Ich wollte näher treten, die Bewegung aber, in der ich mich befand, und die Schwäche von der Krankheit machten, daß ich ſtehen bleiben, und mich gegen die Mauer ſtützen mußte, um nicht zu fallen. Ich ſah, wie das Fräulein v. Germoſan erſt erblaßte, dann errötheste. Nunmehr ſtand ſie auf, und ſagte ein paar einzelne Worte ohne Zuſammenhang. Auch ich ermannte mich, und ſagte zu ihr:

voll Ungeduld, sie nach so undenklicher Zeit wiederzusehen, hätte ich den ersten Augenblick, in dem es mir möglich gewesen, das Zimmer zu verlassen, benutzt, nach ihrem Landhaus zu eilen, und Hrn. und Frau v. Germosan meine Aufwartung zu machen. Ich hätte Sie in dieses Haus gehen sehen, und mich unterstanden ihr zu folgen, in der Hofnung, daß Sie die Güte haben würde, mir eine kurze Unterredung mit ihr zu gönnen. Wär ich ihr aber nur im geringsten lästig oder zuwider, so wollte ich auf der Stelle umkehren und mich entfernen, sollt' es mir auch das Leben kosten. Sie sagte ein paar Worte über meine Gesundheit, und ließ sich wieder nieder. Da ich zu bemerken glaubte, daß ihre Augen noch einen andern Stuhl suchten, so nahm ich einen und setzte mich neben sie. Die arme Bauersfrau, die uns mit großen Augen und voll Erstaunen betrachtete, sagte, man sähe mirs an, daß ich nöthig hätte, etwas zu mir zu nehmen, ich müßte krank seyn, sie wollte gehen und Wein hohlen. Ich wehrte es ihr nicht, sie schlich langsam an ihrem Stabe fort, und

kam endlich aus der Stube. Ich benutzte diesen Augenblick, dem Fräulein v. Germoſan alle meine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen: ich ſprach lange Zeit hintereinander weg, ohne ihr Zeit zu laſſen, Ein Wort dazwiſchen zu ſagen: es fehlte nicht viel, ich wäre halbtodt vor Erſchütterung und Ermattung zu ihren Füßen geſtürzt. Und es gelang mir, ihr Herz zu erweichen, ihr Mitleid einzuflößen! Ihre ſchönen Augen waren mit Thränen benetzt. Gott, wie ſchön war ſie nicht! Ihre ſanfte, mitfühlende Seele mahlte ſich in allen ihren Zügen, ſie würde den feurigſten, ungeſtümſten Jüngling, die unbändigſte Seele in Ehrfurcht erhalten haben. Das, was ſie in meinem Herzen rege machte, lockte mir wirklich Thränen in die Augen. So betheuerte ich ihr mit Schwüren die Aufrichtigkeit meiner Gefühle. Sie ward dadurch gerührt. Ich hörte, daß ihr himmliſcher Mund ſagte, ſie haſſe mich nicht, ſie würde mich lieben, wenn ... Freylich hieß das nicht gerade zu, ſie liebe mich, doch, aus allen übrigen Umſtänden zuſammengenommen, ergab es ſich deutlich genug. Ich

antwortete ihr voll Entzückung in Ausbrüchen der Empfindung und Leidenschaft — das verdarb auf einmahl alles wieder. Auf zärtliche Rührung ließ sich nun wieder die Stimme des Stolzes hören. Alles, was ich gewonnen hatte, war in Einem Nu verloren. Sie entfernte sich, und wollte das Haus verlassen. In dem Augenblick kam die Alte wieder zurück. Ich saß wie halbtodt auf dem Stuhle, die gute Frau gab sich alle Mühe, mich mit dem Wein und Wasser, das sie brachte, wieder zu mir zu bringen und zu stärken. Fräulein v. Sermosan konnte sich nicht enthalten, die Augen auf mich zu richten; sie sprach mit der Frau in der Thüre, die Antwort zog eine andere Antwort nach sich. Sie sah sich genöthigt, wieder in die Stube zu kommen, das Gespräch fortzuführen. Ich bat, Sie möchte die Gnade haben, mich noch einmahl anzuhören, ich sprach auf eine Art mit ihr, daß unser Zeuge alles hören konnte. Ich beschwor sie, mir aufrichtig zu sagen, was sie von alle dem dächte, was ich ihr eben betheuert hätte. Dieß führte sie in eine weitläuftige Untersuchung, [illegible]

der ihr Herz mir nicht alle seine Gesinnungen verbergen konnte. Die Unterhaltung nahm eine sehr günstige Wendung für mich, als wir auf einmahl das Geräusch einer Kutsche auf der Straße hörten. In dem Augenblick entwischte mir auch das Fräulein. Ich folgte ihr mit den Augen, und sah daß sie auf einem Fußsteig, der ohne Zweifel nach dem Landhause führt, über die Wiese ging. Ich glaubte einen Engel zu sehen, der von der Erde wieder zum Himmel stieg, nachdem er mir vorher einige Hofnung zurückgelassen. Gern wär ich ihr nachgefolgt, und wenn mirs das Leben gekostet hätte, ich wars aber nicht im Stande. Ich war noch sehr schwach und hinfällig, und noch nicht frey von Schmerzen. Der Weg, den ich gemacht, hatte mich fürchterlich abgemattet, dazu war noch die heftige Bewegung und der Sturm der abwechselnden Leidenschaften gekommen, der mich gänzlich erschöpft hatte. Es währte lange, eh' ich wieder so viel Kräfte bekam, zu Pferde zu steigen. Während der Zeit hörte ich aus dem Munde der Bäuerinn eine lange ununterbrochene Lobrede auf das Fräu-

lein v. Germoſan. Sie ſchilderte ſie mit einer wirklich rührenden Naivetät und Wahrheit. Ihre Worte waren eine ſüße Melodie für mein Herz. Zu jedem Satz ſetzte ich die Worte hinzu: und ſie liebt mich. Ein himmliſcher Friede, eine ſüße Ruhe und Heiterkeit ergoß ſich in meine Seele. Noch nie hatte ich etwas ähnliches empfunden. Doch das brennende Verlangen, Lauren wiederzuſehen, ſtörte dieſen Genuß bald. Ich muß ſie durchaus wiederſehn. Wenn es möglich wäre, noch heute! Morgen — Uebermorgen wärs ſchon zu ſpät. Der Eindruck wäre ſchon halb verloſchen, der Aufruhr der Empfindungen beſänftigt. Sie hat dann wieder vergeſſen, was ſie mir zu verſtehen gegeben, was ſie mir mit deutlichen Worten geſagt hat. Zwar habe ich ſie genöthigt, es ſo oft zu wiederhohlen, als nur möglich war; in den Stunden der Ueberlegung aber kann ſie ja alles verleugnen, alles wieder zurücknehmen. An deſſen Stelle wird dann ein ſchreckliches Mißtrauen treten; ich werde nichts über ihr Herz gewonnen haben: neue Hinderniſſe werden ſich mir in den Weg ſtel-

gen. Wir werden noch länger von einander getrennt bleiben, ganze Jahrhunderte werden verfließen, ehe ich ſie wiederſehe. Mein Leben wird in Unruhe, in Verdruß, in unnützem Verlangen und vergeblichen Wünſchen dahinſtreichen. Die Empfindungen, die ihre Rechte doch auch bey ihr nie ganz verlieren können, werden dann zwey Perſonen für Eine unglücklich gemacht haben. Und Du, der Du durchaus Lauren v. Germoſan glücklich ſehen willſt — hofſt Du dann zufrieden ſeyn zu können? Willſt Du nicht die Rechte und das Vertrauen benutzen, das ihre Gleichgültigkeit gegen Dich Dir gibt? Willſt Du ihr nicht ſagen, daß es in der Welt kein andres Glück gibt, als das zwey verbundene Herzen, die ſich lieben, genießen, daß es nicht für Tugend gelten könne, zu fliehen, und daß es eine erniedrigende Schwachheit ſey, ein zu großes Mißtrauen in ſich ſelbſt zu ſetzen. Mach ihr begreiflich, daß in der gegenſeitigen Erwiederung der Gefühle, in dem Vergnügen da zu ſeyn, wo das iſt, was man liebt, eine wahre Seligkeit, ein wahres Entzücken liege. Schildere ihr die Grö-

ße der Gewalt, die ſie über mich hat, und ermahne ſie, mit vollkommener Sicherheit Gebrauch davon zu machen. Denn ich bemerke es nur zu gut, noch niemahls hat ſie die Geſinnungen ihres Herzens nur etwas gegen mich an den Tag gelegt, ohne zugleich neue Schutzwehren aufzuwerfen, und eifriger als vorher jede Gelegenheit zu fliehen, wo ſie mich ſehen und ſprechen könnte. Was aus meinen Briefen wird, weiß ich nicht: faſt glaub' ich, ſie nimmt ſie gar nicht an, wenigſtens bekomme ich keine Antwort. Kurz, je mehr die Umſtände erlauben und begünſtigen, daß wir glücklich ſeyn könnten, deſto mehr ſetzt ſie ſich dagegen. Ich begreife ganz und gar nichts von ihrer Art zu lieben. Doch iſt mir, als wenn ich Hofnung ſchöpfen dürfte, ſie werde künftig etwas ſicherer werden, und mich nicht mehr mit ſolch unerhörter Grauſamkeit oder Furcht vermeiden. Der letzte Auftritt zwiſchen uns iſt offenbar ein Werk des Zufalls, niemand auf der Welt weiß das geringſte davon! und eben darauf gründe ich meine Hofnung. Dieſes Geheimniß, das zwiſchen uns allein bleibt, das wir

bey uns behalten, muß eine Art von Verbindung hervorbringen, muß uns einander nähern. Mit dieser Hofnung kam ich nach Hause, und ging einen Augenblick zu meiner Schwester, die über mich und meine lange Promenade in einiger Unruhe und Verlegenheit gewesen war. Sie erzählte mir den Besuch, den sie bekommen hatte. Ich konnte sie nicht lange anhören: meine Gedanken waren allein bey Lauren v. Germosan, mit ihr mich zu beschäftigen, fühlte ich das dringendste Bedürfniß. Ich setzte mich hin, an sie zu schreiben. Daß wir von der verwünschten Kutsche gestört werden mußten! Ich hatte ihr noch tausenderley zu sagen, das mir schwer auf dem Herzen lag. Noch einen Augenblick, und wir wären einig gewesen. Sie hatte mich ganz verstanden, mir geglaubt, mich erhört! Was blieb mir nun übrig, als zu schreiben? Ich glaubte nunmehr auch ein volles Recht dazu zu haben, ich hielt es sogar für meine Pflicht. Und doch kann ich nicht einmahl vorher bestimmen, was für ein Schicksal mein Brief haben wird: ich darf mir kaum schmeicheln, daß er in ihre Hände

kommen wird. Ich weiß nicht, wo ich ihn hinschicken soll. Heinrich, der Tölpel, geht zwar in die Stadt und nimmt den Brief mit, allein ihn wirklich in Germosans Haus zu bringen, irgend eine günstige Gelegenheit, ein glückliches Zusammentreffen zu benutzen, so etwas geht weit über seinen Horizont. Ich habe ihm eingebunden, wenn er keinen Bedienten bewegen kann, ihn heimlich auf ihren Schreibtisch zu legen, so soll er thun, als wenn er auf unerwarteten Befehl augenblicklich zurückkehren müsse, und ihn bey einer Galanteriehändlerinn, zu der das Fräulein bisweilen selbst geht, oder bey einem Kaufmann abgeben, bey dem sie täglich hohlen läßt, was im Hause gebraucht wird. Kurz, ich habe meinen Brief dem Zufall anvertraut. Bisweilen leistet er so gute Dienste! Der Brief ist fort, und es ist endlich einmahl Zeit, daß er fort ist. Sein Schicksal wird mir aber immer noch Unruhe genug machen. Ich gehe in die Stadt, und will es dort abwarten. Ich bin Willens, ein paar Tage bey meiner Schwester zuzubringen, und meine gänzliche Wiederherstel-

lung bey ihr abzuwarten. Mein ausgemergelter, abgefallner Körper, mein niedergeschlagener, schmachtender Blick wird Mitleid einflößen. Man wird von der Gefahr sprechen, in der ich mich befunden, wan wird Besorgnisse wegen meines Rückfalls äußern. Fräulein v. Germosan wird es hören, und sollte dann ihr Herz hart und grausam genug seyn, daß sie es über sich gewinnen könnte, meinen Brief nicht zu lesen? nicht ein paar Worte des Mitleides und des Trostes zu antworten? Und Du, mein Bester, gewiß wirst Du es ihr so klar machen, wie den Tag, daß sie allein durch ihre Zurückhaltung, durch ihre Art mich zu vermeiden, mich dem Rande des Grabes nah gebracht hat. Ich versichere Dich, ich glaube es fast selbst. Ich gerieth in den heftigsten Zorn und Unmuth, als ich sah, daß das, was eine Gelegenheit hätte werden sollen, uns einander näher zu bringen, was die Leichtigkeit einander zu sehen hätte befördern sollen, für sie ein Grund ward, mich zu meiden. Verschiedene Nächte hintereinander brachte ich schlaflos zu, und sann auf Plane zur Rache. Den Tag über

matteten mich Kummer und Unruhe ab. Die Mittagshitze der Sonne, der ich mich ohne Vorsicht aussetzte, hat die Krankheit zum Ausbruch gebracht. Das ist eine Wahrheit, die Du ihr sagen kannst. Du kannst ihr alles sagen, bester Freund, ich fürchte nicht einmahl die Aeltern des Fräuleins v. Gersmosan mehr. Sie mögen alles erfahren, sie mögen sich sogar eine schlechte Vorstellung von mir machen. Sie lassen ihrer Tochter zu viel Freiheit, sie ist zu glücklich. Ihre Zärtlichkeit gegen sie gründet sich auf ihren Charakter und ihre Tugend, und sie ist deshalb nur desto strenger, diese Tugend. Wäre sie unglücklich, recht sehr unglücklich, so würde sie mehr Reiz darinn finden, sich geliebt zu sehen, sie würde sich mit leichtrer Mühe ergeben, und den Werth einer Leidenschaft besser schätzen lernen, die sie für alles, was sie zu leiden hätte, entschädigen würde und sollte. Unglücklicherweise bedarf sie keines Trostes. Es fehlt an Hindernissen, die ihren Empfindungen und Gefühlen Kraft und Energie geben könnten. Wie viel Mühe hat es mir nicht gekostet, den schwachen Funken

der in ihrem Herzen glimmen mag, vorm Erlöschen zu bewahren. Ich rechne ein wenig auf Dich, mein Bester. Weit entfernt, das Zutrauen und die Freymüthigkeit zu fürchten, die Du von meiner Seite forderst, bin ich vielmehr recht sehr dazu aufgelegt, und wünsche sie recht sehr. Vertraute Eröfnungen sind nichts als Aufmunterungen zur Liebe, und wahrlich man schadet dem geliebten Gegenstand nicht dadurch, daß man von ihm spricht. Ich suche Beystand, ich brauche ihn. Der Verstand des Fräuleins v. Germosan ist in seiner ganzen Stärke, ihr Herz liebt nur schwach, und wie es scheint, ist es noch eine Marter für ihren Ehrgeitz, diese Leidenschaft durchscheinen zu lassen. Ihr Mund verleugnet das immer, was ihre Augen zu sagen scheinen. Ohne das verdammte Kutschengeräusche wüßte ich jetzt viel, viel mehr, allein beweisen ihre Furcht, ihre Flucht nicht schon genug? O wenn sie doch auf den Einfall käme, dieses Haus oft zu besuchen! Es liegt so herrlich — bequem, und einsam am Ende der Wiese, ein anmuthiger Fußsteig führt darauf zu. Es ist ein kurzer, uns

verdächtiger Spatziergang, es wohnen arme Bauersleute darinn, die der Unterstützung so bedürftig sind. Julie würde dieses Häuschen zur Milchhütte gemacht haben, es würde der Tempel des Glücks gewesen seyn. Doch ich glaube fast, sie hat die Heloise nicht gelesen. Sie liest nicht, wie es scheint, wenigstens habe ich sie noch niemahls von einem Roman sprechen hören. Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, ihr Bücher zu schicken, und doch habe ich recht gute neue Schriften, und einige vortrefliche Romane.

Ich bin recht unglücklich, nichts begünstigt mich, ich muß alles vom Schicksal, vom Ungefähr, von den Umständen erwarten. Selbst jetzt, wo ich doch einige Hofnung mehr habe, weiß ich nicht, was aus mir werden wird. Ich kehre nach der Stadt zurück, ohne einige Gewißheit, das Fräulein v. Germosan zu sehen, einen Augenblick mit ihr zusammen zu seyn. Wirklich, ich bin doch ein rechter Thor ; ; ; wenn ich es noch lang so antreibe ; ; ;

Doch nein, ich will die Herrschaft des Fräuleins nicht abschütteln; ich liebe sie: eine unüberwindliche Kraft fesselt mich an sie.

Wirst Du nicht in der Stadt seyn? Ich wünschte recht sehr, Dich anzutreffen. In Gesellschaft mit Dir werde ich mehr Muth haben; Du wirst mich mit Deiner herrlichen Reputation, als ein brauchbarer Amts- Staats- und Geschäftsmann, mit dem Schatten Deiner Flügel bedecken, und mir großmüthig ein Zipfelchen von Deinem Mantel zur Bedeckung meiner ruhmlosen Blöße leihen. Ich werde auf die Freundschaft meines tugendhaften Freundes stolz werden. In zwey Tagen, oder in dreyen spätestens werde ich Dich wiedersehen. Wie sehr freue ich mich darauf. Allein, ehe ich das Land verlasse, muß ich vorher dieses Haus, dieses Wäldchen, diesen Bach noch einmahl besuchen; sie haben einen Reitz für mich, dem ich nicht widerstehen kann. Lebe wohl, theuerster Freund. Kannst Du mir ein paar Worte oder ein paar

Zeilen zukommen lassen, so versäume es nicht. Morgen früh fährt meine Schwester in die Stadt, und der Wagen geht ein paar Stunden darauf wieder zurück.

Fünf und funfzigster Brief.

Hr. v. St. Ange an das Fräul. v. Germ.

Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, was für ein Schicksal diesem Briefe, den ich Ihnen schreibe, bevorsteht. Höchstwahrscheinlich werden Sie ihn verschmähen, ihm vielleicht gar nicht einmahl den Eingang in Ihr Haus verstatten. Meine Kühnheit, Ihnen zu schreiben, wird eine neue Veranlassung zu Klagen und Unzufriedenheit für Sie werden. Es ist einmahl mein Loos, Ihnen auf jede Weise mißfällig zu werden, so gern ich mein Leben drum gäbe, das kleinste Versehen gut zu machen. Und doch kann ich nicht anders, und sollte es mir tausendmahl das Leben kosten: ich muß das schriftlich wiederhohlen, was ich mündlich zu Ihren Füßen betheuerte. Es ist mir unmöglich, die ganze Kraft der Gefühle so auszudrücken, wie Sie sie einflößen, und ich sie empfinde. Ich kann nichts thun, als wiederhohlen, was ich Ihnen schon gesagt habe, woran ich Sie in jedem Augenblick meines Lebens von neuem

erinnern möchte. O warum hat doch die Empfindung keine andere Sprache, als Worte. Worte vergessen Sie, Ihr Gedächtniß ist Ihnen nicht treu genug. Wie unglücklich bin ich, wenn ich sonst keine Stütze habe, als dieses Gedächtniß — dann habe ich nichts gesagt, nichts deutlich gemacht, Sie haben nichts gehört. Was vermögen Worte, wenn es mir darum zu thun ist, Ihnen meine ganze Seele darzulegen? wenn ich Ihnen eine Vorstellung von allen den Empfindungen machen will, womit Sie mein Herz erfüllt haben?

Hören Sie meine schwachen Versuche an, gnädiges Fräulein; ich beschwöre Sie. Was können sie Furchtbares für Sie haben? Warum sollten Sie sie scheuen? Warum sollten sie Ihnen mißfallen? Ich habe mich unterstanden, Ihnen zu bekennen, daß ich Sie liebe, und habe kein weiteres Bekenntniß, sonst keinen Schwur abzulegen. Alles was noch übrig ist, ist die Bitte, mein Schicksal zu entscheiden. Mein Glück ist zu Ihnen gestohen, es weicht nicht aus Ihrer Nähe, ich gehe es dort zu suchen, und ist das etwan

wieder ein Grund für Sie, mich in der Entfernung zu halten, wollen Sie mich noch ferner fliehen, so soll Ihr grausames und barbarisches Herz wenigstens das Vergnügen mich leiden zu sehen nicht ungestört genießen. Ich bin nunmehr überzeugt, daß mein Leben allein in Ihrer Hand steht, ich werde Sie als einen Feind betrachten, dem ich es theuer genug verkaufen will. Doch warum sollten Sie ein Feind seyn wollen? Weil Sie unendlich, vollkommen liebenswürdig sind, weil Sie allenthalben, wo Sie sind, Glück und Anmuth verbreiten, weil jedermann, der Sie sieht und hört, Sie anbetet — deshalb müssen Sie das Leben vergiften, Zwang und Verlegenheit in den gesellschaftlichen Umgang bringen, und den fürchten, fliehen und unglücklich machen, der am meisten und besten sieht, versteht und fühlt, was und wie viel Sie sind? In wen setzen Sie eigentlich Mißtrauen, vortreffliches Frauenzimmer? In sich oder in mich? Lassen Sie Ihr Herz gerechter seyn, und es wird dieser Idee nicht länger anhängen. Fürchten Sie das leere Geschwätz, das meine Gefühle für Sie

veranlaſſen könnten? Worinn liegt das Tadelhafte derſelben? warum ſollte ich ſie verleugnen? Sie können für das ſtehen, was Sie denken, was kümmert Ihnen, was andere ſchwatzen?

Ja, gnädiges Fräulein, ich liebe Sie mit einer Leidenſchaft, an der mein Leben hängt; ich bin ſtolz darauf, und weit entfernt, es zu verheimlichen, will ichs der ganzen Welt ſagen, wenn Sie anders es nicht ausdrücklich verbieten, wenn Sie nicht dem Glück, Sie zu ſehen, die Freyheit und Leichtigkeit wiedergeben, die durchaus damit verbunden ſeyn muß. O wie ſüß, wie glücklich waren ſie nicht dieſe Augenblicke, die ich mit Ihnen, mit Ihren Aeltern und Freunden verlebte, und gab es Minuten, in denen meine überſtrömenden Empfindungen ſich auf eine Art äußerten, die Ihnen allein merklich ſeyn konnte, war das ein haſſenswürdiges Verbrechen? Schenken Sie alſo meinem, und ich unterſtehe mich hinzuzuſetzen, auch Ihrem Leben allen Reitz, alle Anmuth wieder, deſſen es fähig iſt. Verbannen Sie Furcht und Mißtrauen! Schon habe ich Ihr

re Freundinnen ſich über Kaltſinn, Gleichgültigkeit, Vernachläſſigung von Ihrer Seite beklagen hören; Sie beobachteten eine ſo ſtrenge Zurückhaltung im geſellſchaftlichen Umgang, und ſonſt machten Sie alles Vergnügen, allen Reitz deſſelben aus! Sie bedauern, Sie verloren zu haben, ſie vermiſſen Sie, und werden ſich bald genug über Ihre Abweſenheit tröſten. Ich weiß nicht, was dieſe Veränderung bey Ihnen hervorgebracht haben kann: es ſey aber, was es wolle, ſo bitte, ſo beſchwöre ich Sie, betrachten Sie nichts mit Schrecken, nicht einmahl das Unglück mit glühender Leidenſchaft geliebt zu werden, nicht einmahl das Erbarmen und Mitleid, das Sie mit denen haben können, die leiden, und denen Sie das Leben wiederſchenken.

Doch, gnädiges Fräulein, es gibt ein Mittel, auf einmahl allen Zwang hinwegzunehmen, und ich bitte um die Erlaubniß, es anwenden zu dürfen. Ich gehe zu Ihren Aeltern, ich geſtehe ihnen alle die Empfindungen, die Sie mir eingeflößt haben, ich ſchwöre zu ihren Füßen, daß es ohne Sie

für mich weder Leben noch Glück gibt: ich bekenne, daß ich mich unterstanden habe, es Ihnen selbst in dem Bauerhause zu gestehen, wo ich das Glück hatte, Sie durch Zufall zu treffen; ich gestehe ihnen, daß ich von diesem Augenblick an, alle meine Hofnungen auf sie setze, und daß ich sie um die Erlaubniß bitte, Ihnen alle meine Wünsche anzubieten. Das will ich thun, wenn Sie, gnädiges Fräulein, einwilligen; mein Schicksal wird dann wenigstens entschieden, und ich erfahre, ob ich länger dieses heitre Licht des Tages genießen soll? Dieser wichtige und entscheidende Schritt soll nicht ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß gethan werden; ich erwarte Ihre Antwort. Ihr Stillschweigen würde ich für Einwilligung aufnehmen. Mir eine Antwort versagen, mich nicht sehen, nicht hören wollen, hieße mich zu dem vorgeschlagenen Ausweg berechtigen. Ich erwarte also, wie gesagt, Ihre Antwort. Unterdessen liegt es mir sehr am Herzen, Hrn. und Frau v. Germosan den Besuch zu erwiedern, den sie die Güte gehabt haben meiner Schwester abzustatten, und den ich nicht benutzen

können. In einigen Tagen komme ich in die Stadt, die Dauer meines Aufenthalts aber kann ich nicht bestimmen. Jetzt hängt mein Leben, und die ganze Einrichtung meines Lebens nicht mehr von mir ab.

Ach, wie beklage ich Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie jetzt nicht auf dem Lande sind. Ihr Landhaus ist reizend, das Ländliche, das seinen großen Reitz ausmacht, ist noch nicht ganz vertilgt. Es ist mir unmöglich, nicht bisweilen in das Wäldchen zu gehen, das neben Ihrem Hause liegt. Ich habe Sie darinn gesehen, und sehe Sie jedesmahl, wenn ich dahin komme. Ich gestehe, das geschieht oft: ich will von nun an nichts mehr ohne Ihre Erlaubniß thun. Die Idee, Ihrer Freyheit Zwang anzuthun, und Verlegenheit und Unruhe in Ihr Leben zu bringen, ist mir unerträglich. Gebieten Sie unumschränkt über alle meine Handlungen, über mein ganzes Betragen. Mein Leben liegt in Ihrer Hand, ist Ihnen ganz unterworfen. Meine Empfindungen allein kann ich Niemanden unterwerfen. Sie werden sich immer

gleich, immer so bleiben, wie sie von Ihnen geschaffen worden.

N. S. Der Bote, der die Briefe nach Orbe trägt, gibt hier in der Nähe alle Briefe ab, die ich bekomme, und die man mir mit der Post schreibt. Man schickt sie gerade zu an die Expedition.

Sechs und funfzigster Brief.

Laura an Sophie.

Glauben Sie nicht auch, meine Liebe, daß es in dieser Welt eine festbestimmte Reihe der Dinge gibt, wogegen die armen Sterblichen nicht das geringste vermögen? Sie mögen Plane entwerfen, Entschlüsse fassen, wie sie wollen. Der Zufall treibt sein Spiel mit unsern Entwürfen, und geht seinen Gang ungestört fort, ohne sich durch das, was wir beschlossen und uns vorgenommen haben, irre machen zu lassen, und so sieht man sich auf einmahl hundert Meilen weit von dem Ziele weg, wonach man strebte. Was muß man in solchen Umständen thun? Mit welcher Moral muß man sich wafnen, um Dinge zu bekämpfen, die stärker sind als alle menschlichen Kräfte? Ich war so sicher in meinen Gedanken, Hrn. v. St. Auge in langer Zeit nicht zu Gesichte zu bekommen. Seit mehrern Tagen hatte ich ihn auch wirklich nicht gesehen: diese vergangene und zukünftige Entfernung hatte mich ganz ruhig

gemacht. Die Zukunft machte mir nicht die geringste Sorge, ich dachte nicht einmahl daran. - Seine Krankheit, seine Genesung, dacht' ich, muß einen großen Zeitraum einnehmen, während dem wir einander nicht in die Nähe kommen können. Und so kann sich leicht alles ändern und endigen! Zum Unglück aber muß sichs treffen, daß ich in einem Augenblick von ungeduldiger Laune auf den Einfall komme, meinen Aeltern entgegen zu gehen, die die vorgenommene Visite, von der ich Ihnen gesagt habe, abgelegt hatten, daß ich Hrn. v. St. Ange in einem Bauerhaus begegne, daß ich gezwungen werde, ihn anzuhören, ihm zu antworten. Es war mir unmöglich, der lebhaftesten Empfindung des Mitleids den Zugang in mein Herz zu verwehren. Er hatte das Gesicht eines Sterbenden, und die Bewegung, in der er war, vermehrte das Mitleid noch, das er einflößte. Alle Augenblicke fürchtete ich, er werde todt zur Erde sinken; er konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, er beklagte sich, daß ich ihm so viel Schmerzen und Leiden verursache, er sagte, sein Leben läge allein in meiner

Hand; seine Blicke und die Schwäche seiner Stimme erschreckte und erschütterte mich. Er fragte, was ich für Ursachen hätte, ihm zu fluchen, und Mistrauen in ihn zu setzen: er erbot sich, alles zu ändern, was mir mißfallen könnte, er bat mich, ihm freymüthig zu bekennen, ob er wirklich so unglücklich wäre, mir zu mißfallen. In diesem Fall wär er im Stande dem Leben selbst gute Nacht zu sagen. Kurz, aus Rücksicht auf die Umstände, in denen er sich befand, versprach ich, ihn ohne Schwierigkeit allenthalben zu sehen, wo und wann ich in Gesellschaften und bey meinen Aeltern mit ihm zusammentreffen würde. Diese Unterredung, die ein paar Augenblicke dauerte, wurde durch das Geräusch einer Kutsche unterbrochen. Ich war in der Absicht hieher gekommen, meinen Aeltern auf dem Wege zu begegnen, die Kutsche war nicht die ihrige, und ich ging also auf dem Fußsteig über die Wiese nach unserm Hause, und verließ Hrn. v. St. Ange, der beschäftigen genug war, mir nicht zu folgen. Ich stellte meine Betrachtungen über alles Vorgefallne an, und fand nichts, das meine Au-

ſie hätte ſtören können. Ich glaubte ſogar, es verlohne ſich nicht der Mühe, Jemanden ein Wort davon zu ſagen. Der Zufall allein hatte dieſes Zuſammentreffen veranlaßt, das man leicht wichtiger hätte machen können, als es verdient. Hr. v. St. Ange bittet, in dem Umgang mit ihm freyer, ungezwungener und von weniger Ceremoniell zu ſeyn: er ſagt, er verdiene die Freundſchaft meines Vaters. Alles, was er ſonſt noch hierüber vorbrachte, verſcheuchte mein Mißtrauen vollends, und in der That, was haben wir zu fürchten? Die Empfindungen mögen auch ſeyn, welche ſie wollen, iſt man deßhalb nicht immer Herr über ſeine Handlungen? Wozu ſollte man mehr Zwang, mehr Strenge und Verlegenheit, als nöthig iſt, in das Leben bringen? Ich habe alle Gründe dafür und dawider abgewogen, alles reiflich überlegt, und ich fühle jetzt meinen Geiſt viel ruhiger und freyer. Geſtern, wie ich aus meinem Aeltern Zimmer in mein Stübchen kam, fand ich unter den Papieren, Rechnungen und andern Sachen, die man mir gebracht hatte, auch einen Brief von Hrn.

v. St. Ange. Ich nahm ihn, öffnete ihn, und las ihn mit der Zuversicht, die ich nun natürlicher Weise haben mußte. Ich finde, daß es sehr unbillig seyn würde, wenn man nach alle dem, was er für uns gethan, nach den Diensten, die er uns geleistet, nach der Freundschaft, die er meinem Vater und unserer ganzen Familie erwiesen hat, nicht so mit ihm umgehen wollte, wie die Freundschaft und Dankbarkeit es erfordert. Ich begreife sehr wohl, wie Undankbarkeit, Gleichgültigkeit, harte Begegnung und Mißtrauen von Personen, denen man wohl will, aber mit denen man sonst durch Freundschaft und andere Banden vereinigt ist, so sehr kränken können, daß die Gesundheit darunter leidet. Wirklich, man ist gar zu unbekümmert um das Leben derer, die uns interessiren. Ich habe wohl bemerkt, daß mein Vater im Grund seines Herzens eben so denkt, wie ich; ich bin überzeugt, er hat sich selbst Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit gemacht, oder vielmehr, er ist nie gleichgültig gewesen. Ich habe ihn bekümmert und unruhig gesehen, während er mit Hrn. v. St. Ange so ge-

fährlich stand, man sah, daß es ihm recht sehr leid that, recht sehr schmerzte, ihn bey dem zugedachten Versuch verfehlt zu haben. In dem Alter meines Vaters sagt man nicht alles mehr, was man denkt, nicht alles mehr, was man fühlt. Und in der That begreife ich auch gar nicht, warum uns Hr. v. C. Angst Furcht und Mißtrauen einflößen, warum er nicht unter die Zahl unserer Freunde gerechnet werden sollte? In dieser Qualität hat er Zutritt in unserm Haus erhalten, meine Mutter will ihm sehr wohl, die ganze Welt will ihm wohl, und wirklich ist er auch sehr liebenswürdig. Und doch gibt man ihm Schuld, ich kann aber nicht errathen, warum? er wäre ein gefährlicher Mensch; ich glaube fast, dieselbe Worte sind meines Vaters Mund so gehört zu haben. Ich habe vergessen, zu fragen, wodurch er diese Schmähung verdient habe. Es gibt gewisse Fragen, die man nicht thun kann, ohne in den Verdacht zu gerathen, man habe ein besonderes Interesse dabey. Sie aber, meine beste Freundinn, darf ich wohl fragen. Sagen Sie mir also, was eigentlich ein gefährlicher Mann

ist? Ich sehe es nicht recht ein. Soll es so viel heißen, als ein liebenswürdiger Mann; ein rechtschaffener, tugendhafter Mann, den die ganze Welt liebt und schätzt? Ein Mann, der um Frauenzimmer zum Verräther werden, der mit ihrem guten Nahmen sein Spiel triebe, der Falschheit und alle Kunstgriffe und Ränke anwendete, sie zu verführen und dann zu verlassen — ein solcher Mann könnte schwerlich in der Welt geschätzt werden, er könnte keine Freunde haben, er würde nicht gastfrei, freygebig, wohlthätig seyn, er würde seiner Familie nicht Alles aufopfern. Ein solcher Widerspruch kann im Menschen nicht Statt haben, und fände es sich, so gehörte doch gewiß Hr. v. St. Auge nicht unter die wenigen Beyspiele davon. Das weiß ich gar wohl. Er willigt in Alles, unterwirft sich Allem, fordert nichts, und ist in der vollkommensten Abhängigkeit. Man könnte Schuld an seinem Tode werden, wenn man ihn hart und ungerecht behandeln wollte. Sehen Sie, hier in seinem Brief thut er mir den Vorschlag, mit meinen Actien zu spielen, ihn an seine Gesinnungen und Absichten zu er-

kären: er besteht sogar darauf, daß sie unser letztes Zusammentreffen erfahren sollen. Kurz, alles hängt von mir ab, ich habe alles in meinen Händen; und was könnte ich so noch zu fürchten haben? Sagen Sie mirs, beste, theuerste Freundinn. Würde es Großmuth, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit verrathen, wenn man in dieser Lage Mißbrauch von seiner Gewalt machte, und wider seine Empfindung eine boshafte Rolle spielte? Mein Stolz besteht darinn, daß ich Zutrauen zu mir selbst habe. Ich bin recht gut im Stande, die ganze Lage der Sachen zu beurtheilen, und weiß, was meinen Aeltern und mir convenirt. Darnach werde ich mein Benehmen auch einrichten. So conveniret es zum Beyspiel meinen Aeltern gewiß nicht, daß Hr. v. St. Ange ihnen von unsern Verhältnissen etwas bekannt mache, noch daß er ihnen das, was vorgefallen ist, mittheile. Mein Vater versteht sich nichts weniger, als so etwas, und würde unser letztes Zusammentreffen gewiß sehr übel auslegen. Vielleicht wäre er wohl gar ungerecht genug, zu zweifeln, daß es allein das Werk des Zufalls

gewesen. Er würde sich bald zu Herzen nehmen, und vielleicht seinem Umgehen an Hrn. v. St. Auge entsagen, was doch höchst ungerecht wäre. Ich antwortete ihm also ganz kurz, ich wäre überzeugt, man hätte sehr viel Freundschaft für ihn, ich glaubte nicht, daß er Ursach habe, sich über meine Aeltern zu beschweren; ich zweifelte nicht im geringsten, sie würden ihn mit großem Vergnügen empfangen, wenn er sie bey seinem Aufenthalte in der Stadt besuchen wollte. Vor der Hand aber wäre es unnütz mit ihnen zu seyn, und sie von irgend etwas zu unterrichten; man dürfte ihnen in ihren Planen und Absichten nicht zuvorkommen. Ihr Glück und ihre Ruhe wären mir so wichtig und heilig, daß ich nichts sagen möchte, das sie stören könnte: ich verlasse mich einzig und allein auf ihre Zärtlichkeit, ich würde nie andere Gesinnungen, nie andere Empfindungen, nie ein anderes Interesse haben, als sie. Ich schicke meinen Brief auf die Post, ohne das geringste Geheimniß daraus zu machen; ich verlange weder von meinen Leuten, noch von ihm Verschwiegenheit. Ich will meinen Ab-

tern nichts verheimlichen, was sie zu erfahren nöthig haben. Dagegen aber habe ichs gar nicht für nöthig gehalten, von selbst Erläuterungen zu geben, als sie ihre Verwanderung äußerten, Hrn. v. St. Ange nicht zu Hause getroffen zu haben, als sie sagten, wie leid es ihnen thäte, ihn verfehlt zu haben, daß sie sich freuen würden, ihn bald wiederzusehen, und zwar in der Stadt wiederzusehen. Gestern Abend besuchte uns Hr. v. Marville, der von seiner Reise zurückgekommen ist, und Nachrichten von Hrn. v. St. Ange bekommen hat. Er erwartet ihn heute, wie er sagte. Er will einige Zeit hier bey seiner Schwester zubringen.

So wie ich mir vorgenommen, habe ich Hrn. v. Marville mein Projekt mit der kleinen Henriette mitgetheilt. Er schien außerordentlich überrascht; ich mußte ihm den Nahmen der Leute, und den Ort, wo sie wohnen, mehrmahls wiederhohlen. Er erkundigte sich, ob ich selbst bey ihnen gewesen wäre; ich mußte ihm alle Kleinigkeiten von den Leuten erzählen, die ich wußte. Wechselsweise lächelte er und schien aber etwas

nachzusinnen. Meine Mutter, die sich einbildete, er billige die Wahl dieses Kindes nicht, fragte ihn, was er davon dächte, und ob er nicht fände, daß wir uns eine Menge Unbequemlichkeiten dadurch auf den Hals lüden, daß wir für die fernere Erziehung des Mädchens stehen wollten? Er antwortete sehr lebhaft: Ganz und gar nicht! Er fand meine Absicht sehr gut und vortreflich, er sagte mit einer verlegenen Miene, die ich mir nicht erklären konnte, er kenne die Leute nicht. Ich trug ihm auf, alle möglichen Erkundigungen einzuziehen. Ich bat ihn, mit dem Pfarrer des Dorfs zu sprechen, und sich alles erzählen zu lassen, was diese Familie beträfe. Er mußte mir versprechen, reinen Mund zu halten, und die Sache nicht zum Stadtgespräch werden zu lassen. Morgen früh wird er hingehen, und mir gleich bey seiner Zurückkunft Nachricht von dem Erfolg seiner Bemühungen geben. Vielleicht gehen wir zusammen den Nachmittag in Gesellschaft meiner Mutter oder Tante hin, und wenn sich dann, wie ich hoffe, keine Schwierigkeiten weiter zeigen, so ist sie in drey Tagen

spätestens hier. Sehen Sie, das ist jetzt der Gegenstand, mit dem ich mich beschäftige, der mich interessirt und vergnügt: haben Sie doch auch Ihre Projekte, wie Sie mir selbst gestehen, meine Beste. Vielleicht erhohlen Sie sich noch mit der Zeit über die Erziehung junger Mädchen Raths bey mir. Wie stolz werde ich dann seyn, daß ich in dem Stück mehr Erfahrung habe, wie Sie: und ich verspreche Ihnen, ich will gewiß das Zutrauen und die Meinung von mir selbst hegen, die diejenigen, welche mit ihrem guten Rath und Vorschlägen sich immer andern zudrängen, gewöhnlich von sich selbst zu haben pflegen. Adieu, meine Liebe.

Sieben und funfzigster Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Marville.

Ich bitte, mein Herr, sagen Sie mir doch, was für Geschäfte Sie mit der Familie Germosan und vorzüglich mit der Tochter vom Hause abzuthun haben? Seitdem ich hier bin, habe ich sie nicht mit Einem Blick zu sehen bekommen können, und auch Sie selbst vermeiden mich, wie ich recht gut bemerkt habe. Da wir uns zusammen trafen, begnügten Sie sich, von meiner Gesundheit zu sprechen, Sie erkundigten sich nach den geringfügigsten Umständen, wahrscheinlich um das Gespräch von andern Gegenständen abzuleiten. Sie sahen so zerstreut, so seltsam aus, als wenn Sie den Kopf voll Geschäfte hätten; Sie kamen zu einer Stunde zu mir, wo Sie mit Gewißheit vorher wissen konnten, daß ich nicht zu Hause seyn würde. Gestern Morgen wollte ich Sie besuchen; man sagte mir, Sie wären gleich mit Anbruch des Tages aus der Stadt gefahren, ohne zu hinterlassen, wo Sie hin gin

fahren wären. Ich weiß es recht gut, daß Sie gleich nach Ihrer Zurückkunft zu Hrn. v. Germosan gegangen sind; Sie haben eine lange Unterredung mit seiner Tochter gehabt; den Nachmittag sind Sie wiederum und zwar in Begleitung von ihr und der Frau v. Donval ausgefahren: man wußte mir aber nicht zu sagen, wohin? Ich weiß nur so viel, daß von einem Pfarrer die Rede war. Sie sind sehr spät zurückgekommen, sind den ganzen Abend bey ihr geblieben, haben dort soupirt, man hat sich fast nur von Einer Materie unterhalten, die ihr Herz gnügen macht, die sie interessiert, aber noch ein Geheimniß ist. Sie sind erst sehr spät von ihr gegangen. Sie haben Erkundigungen eingezogen und mit einem Notar gesprochen. Hr. v. Germosan hat in seinem Betragen gegen mich, wenn er freundschaftlich thun will, etwas so Gezwungenes und Affektirtes: er sagte mir, er hoffe, man werde mich bey ihm sehen. Ich bin dort gewesen, aber nicht sonderlich von ihm erbaut worden. Ich erwartete mehr Offenheit und Herzlichkeit. Das Fräulein v. Germosan kam

mir so verlegen, so ganz seltsam vor, sie hab te eine Ruhe, die ihr nicht natürlich war, und ganz so aussah, wie Zwang und Stu dium. Sie affektirte, viel von meiner Gesund heit, von der Gefahr zu sprechen, in der ich mich befunden; aber kein Wort verrieth das Interesse einer zärtlichen Seele. Man sah wohl, daß Sie nicht mehr sagte, als sie sich vorgenommen hatte, zu sagen. Ich entdeck te nicht die leiseste Spur von dem, worauf ich nach unserer letzten Unterredung zu hoffen berechtigt war. Schon ihre Antwort auf mei nen Brief war in einem höchst kalten, gleich gültigen Ton abgefaßt. Ja, eben erfahre ich sogar, daß Sie morgen mit ihr und ih rer Mutter ausfahren werden, um eine wich tige Sache zu Stande zu bringen, die eine Veränderung in ihrem Hause nach sich zie hen wird. Man sagte, das Zimmer der Fräulein v. Germosan wäre zu klein, man sprach sogar von noch einem Bette. Kurz, ich weiß alles, was man wissen muß, um einzusehen, daß man sich endlich zu einem Schritt entschlossen hat, der der Gegenstand Ihrer Wünsche und Ihres Ehrgeizes ist.

Der ganze Handel muß sehr fein, sehr listig angelegt und ausgeführt worden seyn.

Allein, warum machen Sie gegen mich ein Geheimniß daraus? Fürchten Sie meine Eifersucht? Nein, mein Herr, ich bin nicht eifersüchtig, ich werde es nie werden. Das Fräulein v. Germosan ist ein Frauenzimmer: sie hat also auch allen Leichtsinn, alle Flatterhaftigkeit ihres Geschlechts. Ich konnte nichts bessers erwarten. Es war ihrer Eitelkeit genug, eine heftige Leidenschaft eingeflößt zu haben. Sie genießt nun mit Wollust das Vergnügen der Treulosigkeit. Sie findet in Ihren Eigenschaften und Tugenden die besten Gründe zu ihrer Rechtfertigung. Ihre Empfindungen bequemen sich nach den wichtigen Convenienzen. Sie hat genug die ganze Macht ihrer Reitze gesehen, sie weiß, was sie für eine Gewalt über mich hat, sie weiß, die Grausame! daß blos ihre große, unumschränkte Gewalt über mich, mich bis an den Rand des Grabes gebracht hat. Sie genießt ihren Triumph, und verachtet ein Glück, das auf eine wahre Leidenschaft würde gegründet gewesen seyn, auf Zärtlichkeit

und gegenseitige Empfindungen. Selbst die Aufopferung würde ein herrlicher Genuß und Uebereinstimmung und Hingebung die Glückseligkeit selbst gewesen seyn. Würde ich nicht ganz und in allem so gewesen seyn, wie sie es verlangt hätte?

Ihre erhabenen Tugenden haben sie verblendet. Der glänzende Ruf, in den Sie sich seit einiger Zeit gesetzt haben, hat sie geschmeichelt. Diese edelmüthigen Gesinnungen, so am rechten Orte zur Schau getragen, haben sie gerührt, und Sie, in der Leidenschaft, die Sie beseelt, Sie haben sich kein Gewissen gemacht, einen Freund auszustechen. Dieß ist der gewöhnliche Lauf der Welt und aller menschlichen Dinge. Alles hat sich so gut getroffen; Sie haben die Umstände so gut zu benutzen verstanden, daß Sie endlich eine Entscheidung Ihren Wünschen gemäß davon getragen haben. Ihre edelmüthige Beständigkeit hat den Werth der Vorzüge und der Convenienzen, die sich in Ihnen vereinigen, in das wahre Licht zu setzen gewußt, und die uneigennützigen Wünsche für das Glück des Fräuleins v. Germosan sind ge-

leat worden. - Denn am Ende sind Sie ja doch nur ein Mensch, der persönliche Vortheil hat den Ausschlag gegeben, und die Eigenliebe hat nicht lange gegen die Empfindungen der Freundschaft zu streiten gehabt. In diesem Augenblick schränken sich Ihre erhabenen Tugenden darauf ein, die besten Gründe aufzufinden, die Aufopferung dieser Empfindungen zu vertheidigen. Nein, ich wiederhohle es, ich werde nicht eifersüchtig seyn, ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen. Ich werde Ihren Triumph mit ruhigem Auge sehen können. Aber ich mag ohne Noth kein Zeuge davon seyn. Auch dafür will ich nicht gut seyn, daß ich Sie die ersten Augenblicke Ihres Glücks in ungestörtem Frieden sollte genießen lassen. Meine Einbildungskraft ist dazu zu lebhaft. Ich glaubte auch einige Rechte und Ansprüche zu haben, und Ihr Leben und das meinige würden dann vielleicht in meinen Augen zu wenig bedeutend seyn, um etwas davon abhängen zu lassen. Ich werde Sie also Ihrem trunknen, süßen Rausche überlassen, ich werde von hier, weit von hier weg gehen, aber ich werde auch

wiederkommen, wenn er verflogen ist. Ich will sehen, ob Sie nichts wagten, daß Sie sich mit einem Frauenzimmer verbanden, deren erste Neigung nicht Ihnen gait. Aber verlassen werde ich das Fräulein v. Germoisan nicht, ohne sie vorher noch einmahl gesehen zu haben, ohne sie noch einmahl und zwar allein gesprochen zu haben. Ich werde den schicklichen Augenblick dazu auskundschaften, ich werde alle Hindernisse aus dem Wege räumen, die eine Unterredung mit ihr verwehren wollten. Sollte es Ihnen einfallen, sich dagegen zu setzen — dann würde ich Sie als meinen erklärten Feind betrachten. Ich sage nichts mehr. Leben Sie wohl, mein Herr.

Acht und funfzigster Brief.

Herr v. Mauville an Herrn v. St. Ange.

Mein liebster Freund, ich erhalte Deinen Brief zu spät. Eben jetzt bin ich im Begrif mit Frau und Fräulein v. Germosan abzureisen. Ich habe nicht mehr Zeit gehabt, als das, was Du mir schreibst, flüchtig zu überlaufen: unmöglich aber wäre mirs, es gleich auf der Stelle zu beantworten. Diesen Abend dürften wir schwerlich zeitig genug wiederkommen, daß ich Dir schreiben, oder Dich sprechen könnte. Morgen aber werde ich meine Schuldigkeit beobachten. Die Damen lassen mir sagen, daß sie mich erwarten. Adieu, lieber Freund.

Neun und funfzigster Brief.

Laura an Sophie.

Endlich habe ich doch auch eine Freude, meine Beste, endlich genieße ich doch auch einmahl ein Glück. Ich habe meine liebe kleine Henriette. Mein Vater schien mir die Erlaubniß, sie zu mir zu nehmen, nur aus einer besondern Güte und Gefälligkeit gegen mich allein zu geben. Er machte so viel Schwierigkeiten, wies mich so oft von der Hand; fast hatte ich mich schon darauf gefaßt gemacht, meinen ganzen Plan aufzugeben. Das Versprechen, sie bey der ersten Ungelegenheit, die sie im Hause machen würde, wieder fortzuschicken, hat alle Bedenklichkeiten meiner Aeltern gehoben. Dazu habe ich noch alle mögliche Vorsicht gebraucht, auch für die Zukunft alles in Sicherheit zu setzen. Hr. v. Marville hat mir alle nöthigen Erkundigungen einziehen helfen. Ich bin mit ihm und meiner Tante Bonval bey Henriettens Großvater gewesen: und wir sind über alle Bedingungen, die ich vor-

schlug, einig worden. Endlich glückte es mir sogar, durch Vorstellung und Ueberredung meine Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Sie denkt nun eben so wie ich, es macht ihr jetzt ein eben so großes Vergnügen, als mir, das Kind im Hause zu haben. Sie begleitete mich, als ich sie vorgestern abhohlte: Hr. v. Marville war auch mit uns. Wir fuhren ziemlich früh aus, weil wir auch noch in Fies bey unserm guten Pfarrer, dem Hrn. Sainton, einsprechen wollten. Ich hatte die versprochenen Bücher zu mir genommen, die ich ihm selbst einhändigen wollte. Es sind die neuesten, die erschienen sind, die man gerühmt hat, und an die schon kein Mensch mehr denkt. Die Bücher kommen mir vor, wie die Wellen auf unserm See, die ein wenig Geräusch machen, wenn sie ans Ufer gelangen, aber sich augenblicklich wieder in der unermeßlichen Menge des Wassers verlieren. Mit derselben Leichtigkeit und in demselben Ueberfluß werden neue hervorgebracht, nur einige wenige schwimmen oben auf, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, und vergnügen und unterrichten. Die von der letztern

Art werden wenig zu Rathe gezogen, noch weniger gelesen, und immer klagt man, daß nicht genug neue erschienen.

Wir brachten ein paar Stunden im Pfarrhof zu, der der Wohnsitz des Friedens und der Ruhe ist. Die Ueberlegung hat auch das Glück hieher geführt. Ich würde auch steif und fest geglaubt haben, die Bewohner desselben genössen dieses Glück im höchsten Grade, wenn ich nicht die Frau Pfarrerinn hätte sagen hören, sie hoffte bald auf eine bessere Stelle zu kommen. Es würde bald ein Platz ledig werden, der ihnen nicht entgehen könnte. Hr. Sainton fiel seiner Frau gleich in die Rede, und sagte, sie verlangten und begehrten nicht mehr, als sie bereits hätten. Er machte uns dann eine Schilderung von seiner Lebensart, die wirklich sehr interessant und glücklich seyn muß. Allein das Verlangen nach einer bessern Stelle, das die Frau Pfarrerinn geäußert hatte, störte die Ideen von Glückseligkeit, die sich uns anfangs aufdrängten, sehr. Ich ward mißvergnügt und traurig, da ich vorher so zufrieden und aufgeräumt gewesen war. Nichts konnte die

einmahl aufgehobene Illusion wieder herstellen. Auf dem Dorfe ist es also eben so, wie in der Stadt und bey Hofe. Eine Stelle besitzen, heißt im Grunde nichts weiter, als auf eine bessere warten; und so wird das Leben der Mitmenschen immer nur als ein ärgerliches Hinderniß, weiter zu kommen, angesehen.

Ich sprach mit Hrn. Sainton von dem Bewegungsgrund, weshalb wir eben jetzt unterwegs wären. Ich fragte ihn, ob er den Jakob Despras und seine Familie kenne? Er wohnt über eine Stunde weit von ihnen, und kennt sie also nur wenig. Er weiß weiter nichts, als daß sie eigentlich aus *** sind, und sich vor einiger Zeit hier in einem kleinen Bauerngute niedergelassen haben, zu dessen Besitz sie, er kann nicht sagen wie? gekommen sind. Die Tochter wollte sich an einen Bauer aus seiner Gemeine verheyrathen; er hatte auch von dem Enkel des Alten reden hören, aber nichts zuverlässiges erfahren können. Ich sagte ihm, ich hätte den Plan sie zu mir zu nehmen und sie zu erziehen. Er billigte mein Vorhaben, und lobte die Mild-

thätigkeit meiner Aeltern. Während unserer Unterredung hatte die Frau Pastorinn ein sehr gutes Frühstück zurechtgemacht, und in sehr schönem Porzellan auftragen lassen, das aber aus lauter einzelnen Stücken bestand, die nicht zusammen gehörten. Das Leinenzeug war sehr fein und sauber, und die Speisen waren offenbar von ihrem besten Vorrath genommen, den sie aus der Stadt kommen lassen. Sie war außerordentlich geschäftig, alles in die beste Ordnuug zu bringen, und in die Augen fallend zu machen. Ich merkte wohl, daß sie blos deshalb eine bessere Pfarre wünschte, um ihre Eitelkeit zu befriedigen und sich mehr sehen lassen zu können. Hr. Sainton sprach von Simplicität und ließ seine Frau machen. Sie sprach vom Hrn. de la Hausse, der so reich wäre, den sie aber nur selten zu sehen bekämen, weil seine Umstände gar zu sehr über die ihrigen hinweg wären; er besuchte sie niemahls, er wäre kein Liebhaber vom Lande. Um uns doch auch für die Höflichkeiten, die man uns erzeigte, dankbar zu erweisen, bewunderten wir die prächtigen Sachen, die man uns vor-

gesetzt hatte. Es war uns nicht möglich, das Lachen über den reichen Vetter zu verbeißen, für den man eine so tiefe Ehrerbietung zu haben schien. Mit größerm Vergnügen gaben wir uns mit zwey kleinen allerliebsten Mädchen ab, die die Mutter unaufhörlich mit ihren: „Steht hübsch gerade! Macht den Damen eure Reverenz!„ quälte. Hr. Saint'on unterhielt uns von dem Vergnügen, das er in ihrer Erziehung fände, und schien doch wenig Einfluß auf sie zu haben. Wir merkten wohl, daß der gute Pfarrer seinen Ideen ohnmöglich ganz folgen könnte, ohne den beständigen Widerspruch seiner lieben Hausfrau zu erfahren, mit der er übrigens glücklich zu seyn, und im Frieden zu leben schien. Er mußte mir versprechen, mir bey der Erziehung meines kleinen Mädchens an die Hand zu gehen, und uns oft zu besuchen, um mir seinen guten Rath und seine Meinung über alles, was wichtiges vorfallen könnte, mitzutheilen. So fuhren wir zusammen zu ihr. Jakob Despras und seine Tochter waren benachrichtigt, daß wir sie heut abhohlen würden. Sie erwarteten uns. Die Base schien

sehr niedergeschlagen: der Grosvatter hingegen war sehr vergnügt, uns seine Enkelinn überliefern zu können, und gab ihr nach seiner Art manche gute Lehre auf den Weg. Das Mädchen war mit nichts als mit der Kutsche und dem Vergnügen beschäftigt, daß sie darinn fahren sollte. Sie umarmte ihren Großvater und ihre Base, denen die Thränen in den Augen standen. Sie versicherte ihnen, sie würde bald wiederkommen und sie besuchen. Sie war lange vor uns in dem Wagen. Hr. v. Marville betrachtete sie mit steter Aufmerksamkeit, und lachte bisweilen über die Liebkosungen, die ich ihr machte. Ich weiß nicht, warum er mich zwey oder dreymahl fragte, ob ich glaubte, daß nichts mich von dem Mädchen abwendig machen und die Zuneigung, die ich auf sie geworfen zu haben schiene, vertilgen könnte? Ich antwortete ihm, ich wäre just vom Gegentheil überzeugt, ich würde sie mit jedem Tage lieber gewinnen. Ich amüsirte mich, den Eindruck zu beobachten, den alle neue Gegenstände, die ihr vorkamen, auf sie machten. Ihre naiven Einfälle, ihre Neugier-

de, ihre Sprache, die halb aus franzöſiſchen halb aus ganz platten Wörtern und Ausdrücken beſtand, intereſſirten und amüſirten mich unendlich. Außerdem habe ich noch das Vergnügen zu ſehen, daß ſich mein Vater eben ſo viel, als wir ſelbſt, mit ihr zu thun macht. Es entwiſchte ihm neulich ſogar ein Ausdruck, der verrieth, daß er fürchtete, ſich gar zu ſehr an ſie zu attaſchiren. Mir iſt es jetzt ſchon ſo, als wär mirs unmöglich, mich je wieder von ihr zu trennen. Sie kommt mir keinen Augenblick von der Seite, ſie leiſtet mir hundert kleine Dienſte, ſcheint die Zärtlichkeit meiner Liebkoſungen zu fühlen, und erwiedert ſie mir mit ſo viel Innigkeit und einem ſo guten natürlichen Anſtand, daß es mich ganz entzückt. Dafür will ich mir auch keine Mühe verdrießen laſſen, ihre Ideen zu bilden und zu entwickeln. Vielleicht lerne ich bey der Gelegenheit, wem ich die meinigen zu danken habe, und vielleicht werden ſie beſſer dadurch. Das Mädchen, hoffe ich, ſoll mir andere Ideen und Grillen, die mich zu ſehr beſchäftigen, zerſtreuen: ſie wird mich in der Sorge und Aufmerkſamkeit, die ich

meinen Aeltern schuldig bin, unterstützen, und so für uns alle ein Gegenstand des Interesse und der Beschäftigung werden. Kurz, meine beste Freundinn, dieses Mädchen wird den größten Reitz meines Lebens ausmachen: ich bin überzeugt, es fehlte mir ein Geschöpf, an dem ich auf solche Art Theil nehmen konnte. Ich wunderte mich, daß sie ihren Großvater, und ihre Base, die sie verlassen, auch so geschwind vergessen habe: sie erwähnte ihrer nicht eher, als am folgenden Tag. Den Nachmittag war Herr v. Marville bey uns, und meine Mutter ging einen Augenblick auf ihre Stube. Das Kind fragte mich, wenn sie ihren Großvater und ihre Base wiedersehen würde. Ich antwortete, so bald werde das nicht geschehen, sie müsse jetzt nur an uns denken. Hier traten ihr die Thränen in die Augen, und bald fing sie laut an zu weinen und zu schluchzen. Sie fragte wehmüthig, wer denn ihrem Großvater den Stock geben solle, wenn er ausginge, und seine Mütze, wenn er nach Hause käme? Wer nun ihrer Base helfen solle? Ich bot alles auf, sie zu trösten, ich schloß sie in meine

Arme, ich verſprach ihr, ſie ſollte ihren Großvater und ihre Baſe bald wiederſehen. Hr. v. Marville bewunderte ihr gefühlvolles Herz, und tröſtete ſie auch. Ich fragte ſie, um ihre Gedanken auf etwas anders zu bringen, ob ſie ſich nicht erinnere, ihren Vater geſehen zu haben? Vor dem Geräuſch, das wir machten, hatte ich nicht bemerkt, daß die Thüre geöfnet worden war: in dem Augenblick, wo ich mich umdrehte, erblickte ich Hrn. — v. St. Ange. Er ſchien auſſerordentlich betroffen und verlegen, ſtand ſteif und unbeweglich, wie eine Bildſäule, heftete ſeine Blicke auf das Kind, auf Hrn. v. Marville und mich, verfärbte ſich, und war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Das Kind hatte abgelaſſen zu weinen und betrachtete ihn mit einem Blick, der Erſtaunen verrieth. Hr. v. Marville nahm das kleine Mädchen mit ſich ans Fenſter und ſprach ganz leiſe mit ihr. Auch ich war ein bischen auſſer Faſſung gekommen, ich ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte, ein paar leere Komplimente her, und ſo währte es wenigſtens einige Minuten, ehe wir

uns ganz wieder erhohlten und unsere Verlegenheit bemänteln konnten. Hrn. v. St. Ange schien es viel Mühe zu kosten, sich von der Ueberraschung zu erhohlen: er sah Hrn. v. Marville mit einer sonderbaren Miene an. Henriette schien ihn auch zu beschäftigen, er brachte nichts als einzelne, unzusammenhängende Worte vor, und antwortete seinem Freund nicht, der ihn mehreremahle anredete. Endlich kam meine Mutter wieder herein, und wir fingen allmählich an, wieder in unser natürliches Geleis zu kommen. Die Rede kam gleich auf das Mädchen, die immer ihre Blicke steif auf Hrn. v. St. Ange heftete. Meine Mutter erzählte ihm, ich hätte den Einfall bekommen, dieses kleine Mädchen zu erziehen. Hr. v. Marville setzte ein paar Worte hinzu, und ging hinaus. Hr. v. St. Ange verfolgte ihn mit seinen Augen, in denen ich Zorn und Erbitterung zu bemerken glaubte. Vielleicht war es gar Eifersucht, wenigstens vermuthete ich das aus der Art, wie er sich über das Zutrauen ausließ, das man auf Hrn. v. Marville setze, und gewiß mit allem Recht

auf ihn setze. Was will er mit seiner Eifersucht? Ist es nicht ein häßliches Laster? Was für ein Recht hat er, eifersüchtig zu seyn? Sie ist schmähend, beleidigend im höchsten Grade. Eifersüchtige Mannspersonen müssen recht hassenswerth seyn; und doch, wenn er glaubt, ich setze wirklich Zutrauen in irgend einen andern, und dieser Andere leiste mir Gefälligkeiten und Dienste, und ich nähme diese Gefälligkeiten mit Dank an, und erwiederte die Freundschaft dieses Andern; legt er wirklich einen Werth auf diese Auszeichnungen, wie könnte er mit gleichgültigen Augen zusehen? Ich müßte eine Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, ich wünschte, er thäte es. Doppelt räthselhaft ist nunmehr diese Eifersucht in meinen Augen. Ein Fehler, den man verdammt, und doch zu gleicher Zeit auch verzeiht, ja sogar fordert. Was werden Sie, dieses freymüthigen Geständnisses wegen, von meinem Herzen denken?

Aber nein, meine Beste, ich mag Ihre Antwort nicht hören. Ich kann sie schon errathen, wenn ich mich an manche von Ihren

Aeußerungen über ähnliche Gegenstände zu innere. Und doch, glaube ich, Sie sind ein wenig im Irrthum. Wenn ich mündlich mit Ihnen sprechen könnte — vielleicht wär' ich stark genug, Sie eines bessern zu belehren. Zu schreiben aber ists mir unmöglich. Doch, sey's, wie es wolle, ich sehe Hrn. v. St. Ange nur sehr wenig und sehr selten: die Gelegenheiten dazu finden sich selten, in seinem ganzen Betragen gegen mich herrscht die größte Feinheit und Delikatesse. Wirklich, es sollte einem schwer genug werden, ihn zu hassen, mit Verachtung zu begegnen, oder mit Hartnäckigkeit seine Gesellschaft zu meiden. Die Zeit verfließt, ohne daß ich mit neugierigen Blicken in die Zukunft sehe. Ich werde glückliche Augenblicke mit meiner lieben kleinen Henriette verleben. Eben so bringe ich manche angenehme Stunde mit meiner Tante Bonval zu. Sie sagt nichts, sie forscht nach nichts, sie wartet es ab, daß man ihr mit Zutrauen entgegenkömmt, macht aber selbst keine Ansprüche darauf. Sie spricht bisweilen vom Hrn. v. St. Ange, aber immer ohne Nebenabsicht. Neulich fragte

ſie mich, wie er ſich mit meinen Aeltern ſtünde? Ich antwortete, er wäre unſer aller Freund. Leicht möglich, daß ich etwas roth darüber ward, doch ſie bemerkte es nicht. Unſere vertrauten, empfindſamen Unterhaltungen arten niemahls in romanhafte Grillen aus. Sie hat geliebt, und iſt unglücklich in ihrer Liebe geweſen. Sie weiß viel davon zu erzählen. Ich verlaſſe ſie niemahls, ohne ruhiger und mit mir einiger zu ſeyn. Geſtehen muß ich freylich, daß dieſe Zufriedenheit nicht immer von einerley Art iſt, nicht immer auf einerley Art hervorgebracht wird, und daß ich gewöhnlich eben ſo geſchwind wieder in meinen Zuſtand des Zweifels und der Unſchlüſſigkeit zurückfalle. Geſtern ging ich, nachdem wir vorher einige Beſuche angenommen hatten, mit meiner Mutter zu ihr. Sie erzählte uns unter andern, Hr. v. St. Ange, den ſie den Abend vorher geſehen, habe ihr von einer Landparthie geſagt, die in zwey Tagen vorgenommen werden ſollte. Die artigſten, geiſtreichſten Damen, die beſten Geſellſchafter von den Mannsperſonen ſind dabey. Die Reiſe geht in ein Dörfchen im

Gebirg, wo die ganze Gesellschaft einen Tag lang mit den gewöhnlichen Speisen der Bauern vorlieb nehmen will. Der Ort, den man dazu gewählt hat, besteht aus lauter armen Leuten, man findet nichts darinn, als Haferbrod und etwas Milch. Die Leckern wollen dadurch beweisen, daß sie nicht lecker wären. Sie fuhr fort, Hr. v. St. Ange freue sich im voraus auf die Leiden, die sie ausstehen würden. Er will über ihre Klagen lachen, nicht das geringste Mitleiden mit ihnen haben, ja die Grausamkeit so weit treiben, daß er sorgfältig verhüthen will, daß nicht der geringste Vorrath von Lebensmitteln mitgenommen werde. Von meiner Tante gingen wir zu den Clissis. Ich erzählte ihnen von meinem kleinen Mädchen; sie wurden eifersüchtig und beneideten mich. Ich bat sie um ihren guten Rath, und daß sie mir mit ihrer Erfahrung zu Hülfe kommen möchten. Hr. v. Clissi warnte mich vor allen Büchern. Er behauptet, aus den Büchern kämen alle falsche Ideen in die Köpfe der Menschen: nur wirkliche Gegenstände und Handlungen dürfe man zu Hülfsmitteln

des Unterrichts brauchen. Unterdessen glaubte er doch bemerkt zu haben, daß die Art und Weise, wie er seine Kinder erziehe, ihnen einen gewissen Stolz und Eitelkeit beigebracht habe: sie fingen an, sich eine wichtige Miene zu geben, und große Gedanken von sich zu hegen. Seit ein paar Tagen schickt er sie in die öffentliche Schule, wo sie mit Kindern aus allen Klassen und von allerley Stand und Vermögen vermischt sind. Der kleine Knabe ward gleich zum Antritt von seinen Kameraden wacker gerauft, er beklagte sich, man hörte ihn nicht an. Ohne daß man es ihm sagte, sah er ein, daß er suchen müsse sich beliebt zu machen. Da er von Natur einen sehr guten Charakter hat, so gelang ihm das in kurzer Zeit sehr wohl. Um ihm deutliche Begriffe beizubringen, was die Armuth für eine drückende Sache sey, so wird dafür gesorgt, daß er bisweilen wie die ärmsten Kinder behandelt wird. Dieses Experiment brauche ich mit Henriettten nicht anzustellen, aber Mühe und Aufmerksamkeit wird mirs kosten, daß ich sie nicht verzärtle. Es ist schrecklich, daß man sich fürchten muß, die

Kinder, und ich glaube faſt die Menſchen überhaupt, zu glücklich zu machen. Iſt es mahr, daß die Laſter im Schoos des Glücks geboren werden? Dieſe Idee macht mich traurig. Ich will nicht hoffen, daß es eine Wahrheit iſt.

Da iſt ſie wieder, meine kleine Henriette. Sie ſchleicht langſam und ſtillſchweigend um den Schreibtiſch herum. Ich habe oft die Feder hingelegt, ſie liebzukoſen, zu küſſen, zu umarmen. Sie fürchtet ſich demohngeachtet, mich zu ſtören. Sie fragt ganz leiſe, was ich ſchreibe. Sie will auch ſchreiben lernen. Sie hat eine Feder und Papier genommen, und ſich Finger und Hände ganz voll Dinte gemacht. Sie iſt in groſſer Verlegenheit, ich muß ihr nur zu Hülfe kommen. Leben Sie wohl, meine Beſte.

Sechzigſter Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Merville.

Ich habe Dich allenthalben geſucht, lieber Freund, nachdem ich von Hrn. v. Germoſan weggegangen war. Man konnte mir in Deinem Hauſe nicht ſagen, wo Du wärſt; man ließ mich ſogar befürchten, ich würde Dich morgen früh nicht antreffen. Bey meiner Unruhe, meiner Verlegenheit kann ichs nicht länger verſchieben, Dich mit dem zu unterhalten, was heute vorgefallen iſt. Ich hoffe, Du ſollſt frühzeitig genug nach Hauſe kommen, um mir noch heute Abend antworten zu können. Ich kann weder ſchlafen, noch ruhen. Ich erwarte Dich: ich bleibe die ganze Nacht auf. Wie iſt es möglich, daß Paulinens Tochter jetzt in den Händen des Fräuleins v. Germoſan iſt? Biſt Du es, der dieß Komplot angelegt hat? Biſt Du mein Feind? Willſt Du mich ganz bey ihr zu Schanden machen? Ich kann mich von meinem Erſtaunen nicht erholen. Paulinens Tochter, Henriette beym

Fräulein v. Germosan! Dieses Räthsel ist für mich unauflöslich. Und ich habe nicht das geringste davon erfahren! Und alle Erkundigungen, die ich mit so vieler Mühe eingezogen, haben mich nicht auf diese Spur geleitet! Das war also der Gegenstand dieser geheimen Zusammenkünfte, dieser Fahrten aufs Land, dieses Geheimnisses, das so gut beobachtet worden.

Du hast mich betrogen. Unterstehst Du Dich, darüber zu triumphiren? Grausamer Freund! Hast Du nicht gezittert, da Du mein Leben so aufs Spiel setztest? Ich sehe, Du hast Dir das barbarische Vergnügen gemacht, den Gegenstand meiner Reue, mein nur Gewissensbisse in die Nähe des Fräuleins v. Germosan zu bringen; Du hast Dich nicht gescheut, mich bey ihr, bey ihren Aeltern auf immer schwarz zu machen. Wie kann ihnen das wahre Herkommen Henriettens bey näherer Erkundigung und Nachforschung unbekannt bleiben? Wie kann es der Neugier der Leute entgehen, die sich mit nichts als mit fremden Angelegenheiten zu beschäftigen wissen. Schon ist dieses Mär-

den der Gegenstand aller Gespräche. Schon sind alle Vermuthungen erschöpft. Ihre Genealogie ist gemacht, ihre Aeltern sind bekannt, man findet Aehnlichkeiten in ihren Zügen, sie gehört tausend Personen an, allen denen, deren Alter und Umstände sich zur höchsten Noth mit ihrem Alter vereinigen lassen. Wie kannst Du Dir einbilden, daß ich den Nachstellungen so vieler Feinde entgehen könnte? Glaubst Du, dem Fräulein v. Germosan einen großen Dienst damit geleistet zu haben? Wirst Du nicht selbst ihre Freundschaft darüber verscherzen? Wird sie nicht eine noch viel schlimmere Meinung von Dir bekommen, als selbst von Deinem Freund?

Unvorsichtiger! Du wirst keine Entschuldigung gegen sie aufbringen können, das Skandal wird sich in ihren Augen vergrößern. Es wird auf Dich zurückfallen, Deine Reue wird mir nichts von meinem unersetzlichen Verlust ersetzen, und wir werden alle beyde unglücklich seyn. Ich gestehe, daß ich mich einen Augenblick lang durch Eifersucht habe blenden lassen, nicht als ob ich mit Ueberzeugung das Herz des Fräulein v. Germosan

irgend eines Wankelmuths hätte fähig glauben können: allein, das Zutrauen, das Du Dir erworben zu haben schienst, die ungehinderte Freyheit, sie zu sehen, lange mit ihr zu sprechen, mit ihr auszugehen, mit ihr aufzufahren, das konnte ich mir nicht anders, als durch argwöhnische Vermuthungen erklären, das konnte ich nicht anders, als durch ungegründeten, unüberlegten Verdacht bestrafen. Freylich würde ich keinem von diesen Gedanken Raum gegeben haben, wenn ich gewußt hätte, daß sie sich auf das gründeten, was man mir hier bey meiner Ankunft gesagt hatte. Ich habe jeden meiner Schritte ausgekundschaftet, ich habe Dich allenthalben verfolgt, und das letztemahl, als ich erfuhr, Du wärst in das Haus des Hrn. v. Germosan gegangen, ging ich Dir mit festem Muth und ohne Bedenken nach. Man sagte mir, Du wärst bey dem Fräulein v. Germosan. Ganz außer mir vor Zorn und Erbitterung wartete ich nicht ab, bis man mich meldete, ich eilte vor dem Domestiken her, ich hoffte Dich zu überrumpeln, und aus dem, was ich zu sehen bekommen

würde, auf den Inhalt eurer Unterhaltungen schließen zu können. Freylich gab ich mir dadurch eine große Blöße, und setzte so gut wie alles aufs Spiel, allein ich konnte das geheimnißvolle Wesen nicht länger ertragen: ich rechnete auf meine Gegenwart des Geistes, eine Indiscretion gut zu machen, die zu begehen ich mich für berechtigt hielt. Konnte ich das erwarten, was ich zu sehen bekam? Ich erkannte das Kind nicht, es sind mehr als zwey Jahre, daß ich sie nicht gesehen habe; allein der Nahme Henriette, den ich aussprechen hörte, gewisse Züge, die ich wieder zu erkennen glaubte, die Miene, mit der Du heimlich zu ihr sprachst, brachten mich bald auf den rechten Weg. Meine Bestürzung, meine Verlegenheit war ohne Grenzen, und ich weiß nicht, was ich würde gesagt, und wie sehr ich mich würde verrathen haben, wenn zum Glück das Fräulein v. Gersonsan nicht auch viel zu sehr bewegt gewesen wäre, um meine Bestürzung zu bemerken. Ihre Mutter, die wir gerufen hatten, hatte die unbegreifliche Güte, nichts zu sehen, nichts zu errathen, und erleichterte

in unſere höchſt beſchwerliche Situation kommt. Doch die Unruhe und Neugierde, zu erfahren, wie das Mädchen in das Haus gekommen, ließen mir keine Ruhe, ob ich gleich nicht wagte, mir etwas davon merken zu laſſen. Du gingſt weg, ich blieb ſo lange, als es nur möglich war, in der Hoffnung etwas zu entdecken. Man ſagte mir, es wäre eine arme Waiſe, die man aus Mitleid aufgenommen hätte, und erziehen wolle. Das war alles, was ich erfahren konnte. Ich ſuchte Dich allenthalben, ich ging zu Frau v. Donval: ich ſprach ſie, meine Frau gar an ſie, die Hitze und die ungewöhnliche Blässe, wie ich ſie ſahe, flößten einen gar gründeten Argwohn ein, oder beſtätigten. Ich bin noch deshalb in Sorgen. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, reiße mich aus dieſer ängſtlichen Ungewißheit, daß ich dieſe Nacht wenigſtens ein paar Stunden der Ruhe genießen kann. Ich kann nicht glauben, daß Du Deinen Freund muthwilligerweiſe in die Gefahr geſetzt haben ſollteſt, alle ſeine Hoffnungen einzubüßen. Falſchheit und Verrath kann keinen Zugang zu Deinem Herzen ge-

funden haben, davon bin ich überzeugt. Je mehr Du Lauren v. Germosan liebst, desto weniger wirst Du fähig seyn, Mittel anzuwenden, um glücklich bey ihr zu seyn, die sie verachten und verabscheuen müßte. Ueber Deine Absichten bin ich ganz ruhig: aber Du bist vielleicht unvorsichtig gewesen, Deine Einbildungskraft hat Dir einen Streich gespielt, und mein Schicksal hängt vielleicht an einem dünnen Faden. Beruhige mich, wenn Du kannst. Ich beschwöre Dich: es ist Deine Schuldigkeit. Du mußt Dir Vorwürfe über die Qualen machen, die Du mich ausstehen lässest. Ich erwarte Deine Antwort. Ich werde nicht eher Ruhe suchen, als bis ich sie erhalten habe. Und bis sie mich befriedigt hat! Lebe wohl.

Ein und ſechzigſter Brief.

Herr v. Marwitz an Herrn v. St. Ange.

Liebſter Freund, ich habe Dich dieſen Abend allenthalben geſucht. Bis jetzt war ich Dir mit Verſatz aus dem Wege gegangen, heute aber empfand ich die lebhafteſte Ungeduld, Dich zu ſehen. Ich ging in Dein Haus, Frau v. Darten verſicherte mich, Du würdeſt den Abend außer dem Hauſe eſſen: ſie vermutheten ſogar, bey Herrn v. Gersmoſen. Sie gab mir zu verſtehen, daß ſie wiſſe, Du hätteſt eine heftige Leidenſchaft für ihre Tochter. Da ſie ſich nun einbildet, es ſey unmöglich, daß irgend ein Frauenzimmer ihrem Bruder widerſtehen könne, ſo ſieht ſie Dich ſchon im Geiſt von einer zahlreichen Nachkommenſchaft umringt. Dieß verweigt ſich nun nicht allerdings mit den Hofnungen, die ſie ſich gemacht hat. Ohne ihr in ihren Ideen beyzuſtimmen, ohne bey verſtehen zu können, was ſie vermuthet, noch te ich ihr doch ihre Beſorgniſſe nicht benehmen. Ich glaubte, die grimmigſte Eiferſucht, de ſie

verdiente, wäre die Unruhe, in der ſie ſich dieſer Sache wegen befindet. Ich würde Dich bey ihr erwartet haben, wenn ich nicht gehofft hätte, ſie würde ſich in ihrer Vermuthung wegen des Beupers bey den Germonſans nicht irren. Ueberdieß ſahe ich auch gerade zu keine Unmöglichkeit. Dieß machte mich viel ruhiger, da ich darauf rechnete, Du würdeſt dort wenigſtens ſo viel erfahren, um den Ungrund Deiner argwöhniſchen Vermuthungen einzuſehen. Morgen, war mein Plan, wollte ich ohne Eiferſucht, ohne Zorn und Erbitterung, Dir vollends alle Aufklärungen geben, die Du nur von mir begehren könnteſt. Heut Abend will ich Dir nur ein paar Worte ſagen, das übrige ſollſt Du erfahren, ſo bald ich Dich ſelbſt zu ſehen bekomme. Wirſt Du mir verzeihen, wenn ich Dir geſtehe, daß dringende Geſchäfte morgen meinen ganzen Vormittag beſetzt haben?

Ich kann Dir nicht ſagen, lieber Freund, wie ſehr ich überraſcht wurde, als das Fräulein v. Germonſan mir im Vertrauen entdeckte, daß ſie Willens wäre ein armes Haus

ermädchen zu sich zu nehmen, und sie zu erziehen. Aus der ganzen Beschreibung, die sie mir von ihr machte, merkte ich bald, es könne keine andere als Paulinens Tochter seyn. Ich konnte mir anfangs die Möglichkeit gar nicht vorstellen, und glaubte es auch wirklich nicht eher, als bis ich sie selbst sah. Ich gestehe, ich fürchtete in Deinem Nahmen alle die unangenehmen Folgen, die dieser Schritt nach sich ziehen könnte: ich gab mir alle Mühe, dem Fräulein diesen Einfall aus dem Sinn zu reden. Unterdeß hatte ich Gelegenheit mit dem Großvater selbst zu sprechen; ich sah, daß der Zusammenhang der Sache allerdings verschwiegen bleiben, und daß alle Umstände so beschaffen waren, daß die Wahrheit durchaus verborgen werden konnte, und wendete selbst alle mögliche Vorsicht an, so daß Du Dich nun vollkommen darauf verlassen darfst. Du kannst gewiß seyn, es wird nichts entdeckt werden, ich habe Paulinens Glück und Leben mit dieser Gewißheit in den genauesten Zusammenhang gebracht. Dieß ist eine Hauptbedingung,

[illegible] ihr die Ehe mit ihrem Geliebten verstattet wird. Jedermann weiß nicht anders, als daß Henriette ihre Mutter verloren, und daß ihr Vater sie verlassen hat, daß sie eine arme kleine Creatur ist, die alles Mitleid verdient, und daß es ein außerordentliches Glück für sie ist, daß das Fräulein v. Germosan für ihre Erziehung und ihr Fortkommen in der Welt sorgen will.

Wahre Grausamkeit wär es gewesen, sie an der Ausführung dieses Plans zu hindern; Du selbst wärst es nicht im Stande gewesen. Ich kann Dir die Empfindung nicht beschreiben, die mich jedesmahl überrascht, wenn ich sie so zärtlich mit dem Mädchen tändeln und sie liebkosen sehe. Meine Freundschaft für Dich gewinnet wahrlich nichts dabey: im Innersten der Seele fühle ich einen Kampf, den ich mir nicht erklären kann. Mit welchem Zutrauen, mit welcher Unbefangenheit sich das Fräulein v. Germosan ihrer Zärtlichkeit für das kleine Mädchen überläßt! Es scheint, ihr Herz hat eine große Erleichterung

bekommen, daß es sich einem Geschöpf ganz und ohne alle Rücksicht öffnen kann. Ich habe ein paarmahl bemerkt, daß sie sie mit scharfem Blick betrachtete, und dabey ganz in Empfindung und Nachdenken verloren schien.

Und was hast Du dabey gefühlt, harter, böser Mensch? Ich sehe, daß das Sonderbare und Interessante dieses Vorfalls Dich bey weitem nicht genug gerührt hat. Du bist nur für Dich besorgt, Du hast keinen Sinn für das Glück eines Geschöpfs, für das Du doch stehen solltest; und dieses Glück macht das Vergnügen und das Geschäfte einer liebenswürdigen Person, die durch Dich vielleicht unglücklich werden wird. Ich gestehe, das waren meine Gedanken, da ich Henrietten zu Lauren brachte. Du wirst sie immer zusammen sehen: Du kannst Dich dem Fräulein v. Germosan nun nicht mehr nähern, ohne einen nagenden Gewissensbiß zu empfinden, und der wird Dich nun immer mitten in Deinen grausamen Planen quälen und stören. Er ist eine Scheidewand, die

ſich zwiſchen ihr und Dir errichtet habe. Ich will Dich mit Gewalt zwingen, wahrhaftig glücklich zu werden. Jetzt freylich wirſt Du mirs wenig Dank wiſſen, ich erwarte nichts beſſers; mit der Zeit aber wirſt Du vielleicht in dieſem Zug das Herz eines Freundes erkennen.

In dieſem Tone antworte ich auf Deinen Brief, den Du mir von Deinem Landhauſe geſchrieben haſt. Es wäre mir unmöglich, Dir alles zu ſagen, was ich in dem Augenblick, da ich ihn erhalten und geleſen hatte, dachte und empfand. Doch Du haſt Dich einmahl in den Beſitz der Freyheit geſetzt, mich gegen Dich aufzubringen, ohne meine Freundſchaft für Dich zu ſchwächen. Du machſt meinen Verſtand unwillig, und feſſelſt mein Herz. Nicht eher als zugleich mit der Nachricht von Deiner Beſſerung erfuhr ich, daß Du ſo krank, ſo gefährlich krank geweſen. Die Aufträge des Fräuleins v. Germoſan hinderten mich heute, Dich aufzuſuchen. Du kannſt ganz ruhig ſeyn. Biſt Du aber doch noch unzufrieden, iſt die ganze

Einrichtung der Sachen nicht nach Deinem Kopfe, so fordere wenigstens nicht, daß alle mit Dir einstimmen, und Mitleid mit Dir haben soll. So sehr ich Dich liebe, so unmöglich würde mirs seyn. Lebe wohl. Ich wünsche, daß Du wieder schlafen lernen magst.

Zwey und sechzigster Brief.

Frau v. Dubourg an Laura.

Ich bin krank gewesen, liebste Freundinn, und habe Ihnen also nicht schreiben können. Man hatte mir alles Schreiben ausdrücklich verboten. Zum Glück waren Sie so gütig, mir mein erzwungenes Stillschweigen nicht entgelten zu lassen. Ich erbrach ihre Briefe immer, in der Erwartung, meine Vermuthungen bestätigt zu finden. Leider sollte es nicht so seyn; Sie geben mir von einem Vorfall Nachricht, den ich just unter allen am wenigsten zu hören wünschte. Das kleine Mädchen, das Ihnen so viel Vergnügen macht, macht mir wahren Kummer. Es ist mir gar nicht recht, daß Sie eine Zerstreuung der Art bekommen haben; ihre Zuneigung zu ihr ist nichts als Täuschung. Ich wünschte, Sie hätten nur Einen Gegenstand, der Sie ernsthaft beschäftigte. Sie lieben Hrn. v. St. Ange leidenschaftlich. Das ist eine Wahrheit, an der ich nun keinen Augenblick mehr zweifle: ich bemerke auch ganz

deutlich, daß Sie in seine Gesinnungen gegen Sie nicht das geringste Mißtrauen mehr setzen. Ich gestehe, ich wünschte sehr, die Folgen, die aus diesem gegenseitigen Verständniß entstehen können, möchten nicht dem blinden Spiel des Ohngefährs überlassen werden. Ich bin von der Stärke Ihres Geistes überzeugt, nie hatte noch ein Frauenzimmer festere und bessere Grundsätze, als Sie, noch einen Verstand, der sich durchaus in seinen Ideen gleicher bliebe, als der Ihrige, aber, guter Gott, was wollen die Grundsätze, der Verstand eines Frauenzimmers bedeuten, die ihr Herz der Liebe geöffnet hat? und was vermag nicht die Gewandtheit und List eines Mannes, der mit Leidenschaft begehrt? Ohne Zweifel ist Hr. v. St. Ange ein Mann von Ehre und feinem Gefühl: er muß nichts mehr wünschen, als mit einem Frauenzimmer, wie Sie sind, auf ewig verbunden zu werden: das muß die ganze Welt denken und glauben. Gut — wie aber, wenn das nun gerade der Fall nicht wäre? Der Ehrgeiz, über Ihren Stolz, über diese Unabhängigkeit, die Sie mit so großer Prätens

sion zur Schau tragen, zu triumphiren, wird ihn gegen das Glück eines ganzen Lebens blind und gefühllos machen.

Ich will Sie erschrecken, ich will Sie aufmerksam machen, und aus Ihrem gefährlichen Schlummer wecken, sollte ich mich auch bey Ihnen verhaßt machen. Doch, was vermag die Stimme der Freundschaft, wenn die Stimme der Liebe sie übertäubt. Ja, meine Beste, Liebe ists, die aus allem, was Sie mir sagen, athmet und spricht. Liebe ists, die diese scheinbaren Hindernisse, die Sie so gut ins Licht zu setzen wissen, auffindet, die Sie bewegt, sich bey allen Gelegenheiten zu vertheidigen, wo Sie niemand verklagt, als — Sie selbst, zu entschuldigen, was niemand verdammt. Den Brief des Hrn. v. St. Auge hätten Sie durchaus Ihrem Vater zeigen, oder ihm antworten sollen, Sie wären es zufrieden, daß er mit Ihren Aeltern über die Sache spräche. Der Gedanke, sie schonen zu müssen, ist eine bloße Täuschung, die Sie sich selbst vormachen. Ihre Aeltern sind reich, haben eine liebenswürdige Tochter, sie können nichts anders

erwarten; nicht daß jeder, der nur irgend im Stande ist, Ansprüche zu machen, sich um sie bewerben wird. Warum fürchten Sie den Widerspruch Ihres Vaters so sehr? Was soll dieser ewige Kampf mit sich selbst?

Hr. v. St. Angesichts Ihnen den Vorschlag, ernstliche Schritte zu machen, und Sie wagen es nicht, Ihre Einwilligung gegen ihn zu geben, und folglich zu gestehen, daß Sie ihn lieben. Sie fürchten dieses Geständniß den Personen zu machen, von denen Sie abhängen, und bleiben also lieber den Zudringlichkeiten und Nachstellungen eines Mannes ausgesetzt, dem die Hindernisse, die Sie machen, vielleicht so erwünscht kommen, als nur etwas. Seyn Sie offenherziger gegen sich selbst, werden Sie bey sich selbst einig, was Sie eigentlich wünschen, und dann folgen Sie den Gesinnungen, die Ihnen Ihr Herz jetzt eingibt, ohne dabey auf Ihre sonstigen Gesinnungen und Ideen Rücksicht zu nehmen. Was für einen schönern Gebrauch können Sie von Ihren Reichthümern machen, als daß Sie damit den Mann beglücken, den Sie lieben? Ich

fürchte nur Einmahl, nehmlich, daß Hr. v. St. Ange Ihren Befehle nur zu genau befolgt, und gegen Ihre Aeltern auch das Geringste von seiner Absicht zu äussern. In Ihren Augen sind seine Absichten gereinigt und geheiligt, er hat Ihnen Zutrauen zu sich eingeflößt; er braucht nichts mehr.

Und Sie, meine beste, theureste Freundinn, Sie wollen nicht einen Augenblick untersuchen, ob er nicht vielleicht im Stande ist, dieses Zutrauen zu mißbrauchen? Ich sage es gerade heraus, Sie verschwenden Ihre Zeit, und Ihr Verstand ist ein einfältiges Ding. Glauben Sie mir. Wenn Sie noch nicht liebten, so würde ich vielleicht Bedenken tragen, Ihnen den Rath zu geben, sich in Jemanden zu verlieben; da Sie aber nun einmahl lieben, so sage ich Ihnen, Sie müssen die Frau des Hrn. v. St. Ange werden. Mein von Freundschaft überströmendes Herz kann seinen Wünschen für Sie keine andere Form geben. Wie sehnlich wünsche ich, daß die Zeit kommen mag, wo Sie eben so denken lernen, wie ich. Gewiß werden Sie dann glücklicher seyn. Sie haben Leiden-

schaft in dem Herzen eines Mannes erregt, und Sie werden mit dem vereinigt werden, den Ihr Herz gewählt hat. Ich werde Sie um diesen Vorzug nicht beneiden; ich bin mit meinem Glück zufrieden; ob mirs gleich nicht ohne Mühe vergönnt wird. Doch dafür ist der Genuß davon auch desto reitzender. Ich darf mir nicht schmeicheln, daß die Zärtlichkeit meines Mannes niemahls ersterben werde. Ich sehe, daß die Reitze und Annehmlichkeiten anderer Frauenzimmer Eindruck auf ihn machen. Sie haben eine Gewalt, die ich nur mit sehr schwachen Kräften anwenden kann, die Macht der Koketterie. Diese Kunst, die gewöhnlich gegen alle Mannspersonen angewandt wird, und von der sich jeder der einzige Gegenstand zu seyn schmeichelt, dieser Wahn der Eigenliebe kitzelt sie. Sie fangen damit an, daß sie aufhören gegen heimliche Schlingen Verdacht zu haben, sie geben sich, ohne Arges zu denken, hin. Die Hofnung bläßt die Flamme an, und die Hartnäckigkeit erhält sie. Zum Glück kann die Koketterie die Empfindung, die sie einflößt, nicht lange nähren: sie verwandelt

sie bald in Begierden, und die Vorstellung, den Gegenstand mit andern theilen zu müssen, erstickt die Leidenschaft bald ganz. Ich bin überzeugt, wer bey seinen verliebten Abentheuern nichts als Galanterie zum Zweck hat, dann kein Herz lange an sich fesselt, und so fürchte ich die Gewalt anderer Weiber wenig. Am allerwenigsten würde ich mir je erlauben, die mindeste Eifersucht zu zeigen, und noch weniger, Eifersucht zu erregen. Das ist der wahre Gift eines Gefühls, das nicht anders als bey einer Reinheit und Tadellosigkeit bestehen kann, die die Einbildungskraft und der Verdacht selbst respektiren müssen. Immer voll Gefühl für die Zärtlichkeit meines Mannes, mach' ich es wie die übrigen Weiber. Ich bin koket, aber nur allein gegen meinen Mann. Er sieht immer mein Bestreben zu gefallen. Nie verräth Nachlässigkeit im Putz oder sonst in meinem Betragen Gleichgültigkeit oder zu große Sicherheit. Ich vermeide alles, was einen unangenehmen Eindruck auf ihn machen, oder seine gute Laune stören könnte. Hierauf ist meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet. Er fühlt es, und beeifert

sich auf die Wette mit mir, weil es dem andern darinn zuvor thun könne. Die Natur hat für die feine Befriedigung unserer Sinne wenig Sorge getragen. Dieses Amt hat sie uns ganz selbst überlassen. Die physische Beschaffenheit des Körpers hat einen großen Einfluß auf das Sittliche des Menschen. Das Verlangen und die Aufmerksamkeit, den Sinnen zu gefallen, vermehrt den Werth der Tugenden, und macht manchen Fehler verzeihlich. Man glaubt gar nicht, auf was für Kleinigkeiten oft unser ganzes Glück beruht. Dinge, die wir alle Augenblicke vor Augen sehen, haben einen Einfluß, dessen Gewalt sich nicht bestimmen läßt, und es ist sehr gefährlich von der Tugend zu erwarten, daß es ihr zur Gewohnheit werde, zu dulden. Sie sehen also, meine theuerste Freundinn, daß ich und mein Mann ganz Koketterie gegen einander sind. Unsere Augen begegnen sich, unsere Ideen suchen sich, unsere Eigenliebe wird gereizt, die Lust zu gefallen erwacht von neuem, und sind wir endlich zur Gewißheit gekommen, daß wir uns noch lieben, so bleibt doch immer noch eine schwache

Furcht, diese Liebe möchte nicht von ewiger Dauer seyn. Unsere Frühstücke sind bisweilen sehr lustig. Erscheint Hr. Dubourg in einem Aufzug, der seine Gleichgültigkeit oder die Langeweile über die tägliche Gewohnheit zu erkennen gibt, so werfe ich ihm einen Zank an den Hals, und richte die Aussöhnung genau nach dem Grad des Eindrucks ein, den die Sache auf ihn gemacht hat. Je leichter er warm wird, desto eher gebe ich nach. Kurz, wir gehen niemahls von einander, ohne zu trotzen, oder uns einen Beweis von Zärtlichkeit zu geben. Der übrige Theil des Tages führt entweder die Versöhnung oder das Verlangen zusammen zu seyn herbey. Das Bedürfniß der Gesellschaft ist uns niemahls unentbehrlich, und doch suchen wir sie mit Vergnügen. Wir genießen uns hier fast noch mehr, als die übrigen Personen, aus denen sie besteht. Mein Mann sieht, daß ich Freundinnen habe, und daß die Mannspersonen nicht vor mir laufen. Er scheint nicht unzufrieden zu seyn, daß er mein Mann ist. Ich für meinen Theil habe das Vergnügen zu sehen, daß man ihn achtet,

und auf das hört, was er spricht. Die Damen lieben seine Unterhaltung. Er kann in ihrer Gesellschaft sehr munter, mit unter auch wohl etwas muthwillig seyn. So oft ich von ihm sprechen höre, so oft schmeichelt mich der Gedanke, daß ich seine Frau bin. Da haben wir unter andern ein junges Weibchen, eine Frau v. Tremine, mit lebhaften Augen, mit einer feinen und anziehenden Physionomie, weißen Zähnen, die sich wohl erlaubt aus vollem Halse zu lachen, die einen sehr muntern lebhaften Geist, eine glückliche Laune, viel Witz und etwas Bosheit hat — diese Frau scheint meinem Mann vorzüglich zu gefallen. Er sucht sie allenthalben auf, lacht, scherzt mit ihr; sie spielen oft zusammen. Oft ist mirs, als wenn ich in dem Betragen dieser Frau Absichten, Plane auf meinen Mann nicht verkennen könnte, doch lache ich nur dazu. Ich versichere, es würde mir gar nicht recht seyn, wenn Hr. Dubourg ganz gleichgültig dabey bliebe, und noch weniger würde ich zufrieden seyn, wenn er nicht wenigstens ein paar Frauenzimmern vorzüglich gefiele. Ich werde der Frau v. Tremi-

ne nicht nachahmen, um ihr meinen Mann aus den Händen zu reißen, ich werde sie weder hassen, noch verachten, weil sie ihm gefällt. Im Gegentheil, ich habe Veranlassung gesucht, mit ihr bekannter zu werden, ich benutzte jede Gelegenheit, wo ich sie zu mir bitten konnte. Sie ist nicht meine Nebenbuhlerinn, im Gegentheil, sie unterhält und beschäftigt meinen Mann nur dann, wenn ich nicht um ihn seyn kann. Sie macht, daß seine Empfindungen und Gefühle nicht einschlummern, sie unterhält sein Bestreben sich gefällig zu machen; und ich bin fest überzeugt, daß ich mehr Vortheil als Schaden von ihr habe. Wenn Sie erst Frau sind, dann will ich Ihnen noch umständlicher beschreiben, wie weit ich meine Koketterie und meine List treibe. Diese Neigung zur Koketterie, die wir alle mit einander gemein haben, und die uns bey den meisten Männern so gute Dienste leistet, lasse ich nur gegen meinen Mann aus, und ich finde, daß es sich wohl der Mühe lohnt. Erstaunen Sie nicht, meine Beste, über die Erfahrungen, die ich in der kurzen Zeit, die von meiner Hochzeit bis jetzt

verflossen ist, gemacht habe. Man wird in solchen Sachen bald klug, besonders wenn man nur von irgend einer lebhaften Empfindung beseelt wird. Indeß muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich nicht alle diese Reflexionen mir selbst, sondern viele davon dem Lord Crafford zu verdanken haabe. Größtentheils habe ich sie bey verschiedenen Gelegenheiten aus seinem Munde gehört. Er spricht wenig, wird er aber durch irgend einen interessanten Gegenstand etwas belebt, dann zeigt er eben so viel Witz, als Verstand, Erfahrung und große Kenntniß der Welt. Er drückt seine Gedanken mit einer Stärke aus, die hinreißt und überzeugt. Ich bat ihn einmahl, mir das Portraitt einer Frau zu machen, wie er sie zu haben wünschte. Ich fragte ihn, ob er glaube, er werde sie lange lieben können, und was sie auf diesen Fall zu thun hätte? Seine Antworten waren immer sehr kurz, ich ließ aber nicht ab, bis er mir weitere Erläuterungen gab. Er machte mir ein freymüthiges Gemählde von den Männern, ihrer Eigenliebe, ihren Ansprüchen, der Wirkung der Gewohnheit und des

Glücks, nach dem sie so eifrig streben. Er sagte mir, was die Empfindung tödte, hieraus konnte ich den Schluß machen, was die Dauer derselben befördern müsse. Diese Gegenstände der Unterhaltungen blieben ein Geheimniß für meinen Mann. Er merkte es wohl, daß wir oft das Gespräch auf etwas anders lenkten, wenn er uns unterbrach: er fragte mich einmahl, ob ich ihn für unfähig oder unwürdig hielte, Theil an unserer Unterhaltung zu nehmen? Ich antwortete, Mylord sagte mir Dinge, von denen ich wünschte, daß sie niemand außer mir hören möchte, wobey ich ihm mit der Miene der Sicherheit und des Zutrauens ins Auge sah. Er merkte wohl, daß ich ihn für unfähig hielte, Argwohn in die Treue seiner Gattinn zu setzen. Er wollte wetten, ich würde ihm noch selbst einmahl entdecken, wovon wir sprächen: ich nahm die Wette gleich an, da nicht weniger als meine Diskretion, und die Kunst ein Geheimniß zu bewahren, auf dem Spiele stand. Ich weiß gewiß, daß ich die Wette verliere, höffentlich aber doch so bald nicht. Uebertriebene und vorzeitige Offenherzigkeit könnte mir

chen, daß ich jetzt mein Ziel verfehlte. Mein Mann sieht und weiß, was ich für ihn fühle und empfinde: er soll aber nicht sehen, was meine Empfindungen mir eingeben, mir die seinigen zu erhalten. Ich bin so glücklich, meinen Plan durchzusetzen; meines Mannes Herz wird mir alle Tage gewisser, und ich bin glücklich. O zaudern Sie nicht, es auch zu werden. Ich beschwöre Sie darum, theurste Freundinn. Wir werden uns dann noch viel besser verstehen. Für jetzt sage ich Ihnen nichts mehr von meinen Vermuthungen, weil ich mich doch immer betrüge, und nicht Scharfsinn genug habe, einen wahrscheinlichen Blick in die Zukunft zu thun. Fahren Sie also ja fort, mir immer von Zeit zu Zeit von allem, was Sie betrift, Nachricht zu geben: ich verlasse mich darauf. Leben Sie wohl, meine Beste.

Mylord hat neue Nachrichten von unserer armen Verlassenen bekommen. Ihr Zustand war so traurig und schrecklich worden, daß man sich genöthigt gesehen hatte, sie in ein Armenhaus nach Bristol zu thun. Lisfeld, der seine Frau durch den Tod verloren hat,

hat seine Stella aufgesucht, ist aber zu spät gekommen. Sie lag schon auf dem Todtenbette. Er erfuhr alles, was sie um seinetwillen erduldet hatte, und seine Strafe ist hart genug gewesen. Sie brachte zwey Tage zu, ehe sie ihn erkannte. Die Verzweifelung dieses unglücklichen Mannes kannte keine Schranken. Der Grund ist sehr begreiflich. In einem solchen Hause, in solchen Umständen ein Frauenzimmer zu finden, die er geliebt, die alles für ihn aufgeopfert hatte, war eine fürchterliche Marter, wiewohl er doch noch eine größere verdient hätte. Er wollte weder essen, noch trinken, keinen Augenblick kam er aus dem Zimmer der sterbenden Stella: er ließ nicht ab, ihre Hände mit seinen Thränen zu netzen. Erst zwey Stunden vor ihrem Tode erkannte sie ihn. Diese letzten Augenblicke waren außerordentlich rührend. Ihr voller Verstand war ihr zurückgekehrt, so daß sie die Erzählung ihres Geliebten anhören und verstehen konnte. Er erzählte ihr, wie er in Feindes Land sich ganz verlassen gesehen hätte, krank, verwundet, ohne die mindeste Unterstützung, und den

Grausamkeit der Wilden ausgesetzt. Eine Witwe hatte alles aufgeopfert, ihn zu retten. Er wohnte in ihrem Hause, und da sie ihn mit solchem Eifer und solcher Aufmerksamkeit gewartet und gepflegt hatte, so behandelte man diese seine Wohlthäterinn eben so, als wenn sie die eifrigste Anhängerinn der königlichen Parthey gewesen wäre, man plünderte ihr Haus, und raubte ihr dadurch ihr ganzes Auskommen. Alle diese Aufopferungen konnte er ihr auf keine andere Weise ersetzen, als daß er sie heyrathete, und ihr versprach, sie nach Europa zu bringen. Bey seiner Ankunft in Portsmouth raubten ihm seine höchst geschwächte Gesundheit, die Heftigkeit und die Gewalt, die seine Frau über ihn hatte, alle Mittel, Stella zu sehen und zu sprechen. Und doch würde er wiedergekommen seyn, und sie aufgesucht haben, wenn sich nicht gleich an seine Genesung die Krankheit seiner Frau angeschlossen hätte. So bald er freye Hände bekommen, habe er sich aufgemacht, sie zu suchen, und zu ihren Füßen zu sterben. Sie hat ihm verziehen, sie drückte die Hand ihres Geliebten an ihr Herz,

und starb so. Sie ward sehr ehrenvoll begraben. Auf ihrem Leichenstein stehen die Worte:

Hier
ruhen die reinsten
Tugenden
die dem schrecklichsten
Elend
unterliegen mußten.

Lisfeld hat die Hütte gekauft, die Stella bewohnte. Um sie herum ließ er die Mauern zu einem Hause führen, die Schoppe selbst soll unverändert bleiben, und in ihr will er wohnen. Der Ort, wo Stella ruhte, soll sein Bett seyn. Hier will er sein Leben beschließen. O gewiß wird er untröstlich seyn, wenn Männer es seyn können.

Drey und sechzigster Brief.

Herr v. St. Ange an Herrn v. Marville.

Gut, Freund, ich vergebe Dir, was Du für die kleine Henriette gethan hast. Aber nicht eher als heute vermocht' ichs. Bis dahin war ich zu sehr mit dem Zeugen unzufrieden, den Du in die Nähe des Fräuleins v. Germosan gebracht. Du allein bist wegen der Bosheit und dem Vergnügen, der Bereitwilligkeit, womit Du Dich bey der Sache brauchen lassen, für alles verantwortlich. Nicht ohne Furcht und Bewegung bin ich nachher zu ihren Aeltern gegangen. Zweymahl habe ich das Fräulein v. Germosan gesehn, und beydemahl war dieses Mädchen der einzige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Ihre Augen verloren sie nicht: es schien fast, als wenn sie, zufrieden einen Gegenstand gefunden zu haben, auf den sie sich richten könnten, sich nun nach keinem andern erheben möchten. Es war mir nicht möglich, ihnen nur einen Augenblick in den Weg zu kommen. Wirklich, wenn das wahr und mög-

lich wäre, ich würde das kleine Mädchen wohl dann und wann hassen, wie man Schwierigkeiten, Hindernisse, und Gegenstände der Zerstreuung haßt. Sie will sich noch gar nicht dran gewöhnen, mich zu sehen. Sie hat immer noch gegen mich ein furchtsames Wesen, das sie gegen sonst Niemanden hat. Ein einzigmahl gelang es mir, ihr genau auf die Stelle einen Kuß zu geben, wo Laura sie eben geküßt hatte. Ich weiß nicht, ob sie meine Absicht bemerkte, genug aber, sie rief Henrietten zu sich, als wenn sie einen Fehler begangen hätte. Ich will Dirs gestehen, bester Freund, es machte mir unendliches Vergnügen, ich empfand die süßeste Wollust, von den Wangen meiner Tochter einen Kuß des Fräuleins v. Germosan abzuküssen. Fast vermuthe ich, sie ahndete meine Gefühle: denn sie sah mich in demselben Augenblick an, und eine leichte Röthe färbte ihr Gesicht. Vielleicht war es ein Beweis ihrer Mißbilligung, ihrer Unzufriedenheit. Sollten je unsere Herzen einander wirklich verstehen lernen, dann wirst Du noch mehr Ursache haben, Dir etwas auf das einzubil-

den, was Du gethan hast. In dem Uebermaas meiner Leidenschaft für Laura v. Germosan kenne ich kein ander Glück, als das mir von ihr und durch sie zu Theil werden kann. Ich ergötze mich an dem schwächsten Fünkchen von Hofnung. Fast mache ich mir Vorwürfe, dieses Wort gegen Dich gebraucht zu haben.

Jakob Despras ist bey mir gewesen, und that mir zu wissen, daß er seine Tochter verheirathe. Ich sagte ihm, ich gäbe ihr zwey hundert Thaler Hochzeitgeschenk; käme aber je nur das geringste über Henriettens Herkommen an den Tag, so könnte er sicher seyn, ich würde eins nach dem andern von der Erde vertilgen. Er betheuerte mir hoch und heilig, daß niemand das geringste von der Sache wüßte, daß sie alle verschwiegen wären. Henriette, die mich nun in zwey Jahren nicht gesehen hätte, kennte mich nicht mehr, und erinnerte sich meiner nicht mehr. Man hätte nicht den geringsten Umstand aus der Acht gelassen, der nur einigen Verdacht hätte geben können. Er hat Recht, die ganze Familie Germosan, alle

Personen, die von der Sache sprechen, die es billigen oder mißbilligen, daß sie das Mädchen zu sich genommen, sind über ihre wahre Herkunft in einer tiefen Unwissenheit. Davon habe ich mich vollkommen überzeugt, so daß ich in diesem Punkt außer Sorgen seyn kann. Dem Fräulein v. Sermosan ist indeß meine Ueberraschung, meine Bewegung nicht entgangen, als ich Henrietten zum erstenmahl bey ihr sah. Den Tag darauf ließ sie im Scherz ein paar Worte davon bey Frau v. Bonval gegen mich fallen. Ich versetzte, ich hielte Hrn. v. Marville für sehr glücklich, daß er ihr Vertrauen besäße, und von allem unterrichtet wäre, was sie mit so vieler Heimlichkeit vornähme. Sie versetzte sehr lebhaft, sie wäre eine große Freundinn von Hrn. v. Marville, und hätte die größte Hochachtung für ihn. Mit diesen Worten und einer etwas verdrüßlichen Miene ging sie von mir, und ließ mich allein stehen. Ich denke, sie glaubte etwas Eifersucht bey mir zu entdecken, das hat sie, glaub' ich, aufgebracht. Ich fürchtete mich, leid aber that mirs nicht sonderlich. Ich fürchte nichts

als ihre Gleichgültigkeit über alles, was mich betrift. Ach! ich war nicht eifersüchtig. Sie sagte, sie wäre Dir gut, sie sagte das so unbefangen, mit so vieler Zuversicht, daß nichts dabey zu fürchten war; und doch beneide ich diese Freundschaft, die sie für Dich hat, und so frey an den Tag legt. Warum verdienst Du sie? Ist es gewiß, daß Du sie nicht mißbrauchen wirst? Bist Du nicht ein Mann? Sie kennt Deine Gesinnungen gegen sie, und sie vertraut sich Dir an, Du kannst sie ohne Mühe sehen, ohne Furcht mit ihr sprechen. Und ich, der ich alles so eifrig suche, was mich ihr näher bringen kann, ich zittere bey jedem Schritt. Ich besorge, alles möchte mich von ihr entfernen, selbst die glücklichsten Umstände, die sich darbieten. Ich wage es nicht, sie zu benutzen. Mein Leben ist ein immerwährender Zwang, und doch beneide ich Dir Dein Loos nicht. Jetzt in dem Augenblick genieße ich doch ein wenig Glück; dießmahl ist endlich sogar ein Unglück zu meinem Vortheil ausgeschlagen. Seit meinem Hierseyn bin ich mit Hrn. und Frau v. Serwosan weit zufriedener. Sie behandeln

mich mit mehr Freymüthigkeit, und bezeigen mir mehr Freundſchaft. Man empfing mich ohne Froſt und mit wenig Ceremonien. Freylich zwinge ich mich aus, um dieſe Stimmung bey ihnen zu erhalten, in einer Sache, wo mir der Zwang am meiſten koſtet, ich affektire in ihrer Gegenwart die größte Gleichgültigkeit gegen ihre Tochter. Da dieſe Verſtellung gefährlich iſt, ſo ſehe ich mich ihr ſo wenig als möglich aus. Zuvor Höflichkeitsbeſuche iſt alles, was ich ſeit mehrern Tagen thun zu müſſen glaubte. Ein einzigesmahl hatte ich Gelegenheit, ihrer liebenswürdigen Tochter zuzuflüſtern, ich machte Aufopferungen, die mich unglücklich machten: ſie müſſe mir das ausrechnen, was ich um ihrentwillen duldete. Die Antwort lag in ihren Augen, doch nicht ganz ſo verſtändlich, als ich mir ſie gewünſcht hätte.

Neulich bey Madam d'Arſilli begleitete ich mit dem Baß eine Arie, die ſie ſang. Sie mußte ſehr nahe bey mir ſtehen, ich konnte leicht bemerken, daß ſie es ohne Widerwillen that. Ich ſpielte eben nicht ſehr richtig, man tadelte mich einigemahl. Ende

lich warf ich gar um, man gab mir Schuld, ich hätte meine Muſik ganz verlernt. Beym Abſchiednehmen begegnete meine Hand der ihrigen, ſie zog ſie eben nicht ſehr haſtig zurück. Den Tag drauf ſah ich ſie einen Augenblick bey den Cliſſis, wo ſie von einer herrlichen Laune war. Ihr Witz beſeelte die Unterhaltung, ſie ſagte hundert ſchöne Dinge, ohne ſich die Miene zu geben, als brächte ſie etwas mehr als Gemeines vor. Alles verrieth das Ungekünſtelte und die edle Einfalt der Grazien. Sie ſprach zum Entzücken, und nie habe ich ſie noch ſo ſchön geſehen. Ich hoffte, es würde ſich Gelegenheit finden, ihr etwas von dem zu ſagen, was ich dachte: bey den Cliſſis herrſcht eine Freyheit, ein Ton ohne Zwang und Ceremonie, der den größten Reitz des geſellſchaftlichen Umgangs macht — das Fräulein v. Germoſan mochte ſich aber nicht der Gefahr ausſetzen; wie es ſchien, errieth ſie meine Abſicht, und machte ſich eilig davon, und ließ mich in einer verzehrenden Glut zurück. Nichts in der Welt iſt im Stande, einen Begriff von meinen Empfindungen in dieſen trüglichen Au-

genblicken der Hoffnung zu geben. Ich möchte reden, ich möchte schreiben; mein ganzes Leben gäb' ich hin, Ihr einen einzigen Augenblick sagen zu dürfen, was für Gefühle sie in mir erweckt. Ich spanne meine Phantasie auf die Folter, ein Mittel dazu ausfindig zu machen; ich quäle mich, eine günstige Gelegenheit zu machen. Ich forsche die kleinsten Umstände aus, meine Aufmerksamkeit ist immer gespannt, sie zu ergreifen, zu benutzen, und doch muß ich mich verstellen, verbergen, verstecken. Ich bulde, und alles andere dünkt mir gleichgültig. Mein Leben ward mir zur Last, ich nahm nichts mehr vor, dachte an nichts mehr. Du würdest Mitleid mit mir gehabt haben.

Fräulein v. Germofan hatte es gerade zu abgelehnt, bey der in Vorschlag gebrachten Parthie zu seyn, um einen Tag in einem Dorfe zuzubringen. Ich hatte also die Sache auch nicht weiter betrieben. Die ganze übrige Gesellschaft aber wollte die Idee nicht fahren lassen, und so gingen wir gestern hin. Das Dörfchen, das ich vorgeschlagen hatte, war noch nicht arm genug. Es kostete mir

Mühe, einen Weiler ausfindig zu machen, der auch nicht den geringsten Trost, nicht die mindeste Ressource für den Hunger meiner verzärtelten Gesellschaft an die Hand böte. In unserm Lande würden wir allenthalben gute Nahrungsmittel gefunden haben. Wir mußten also über die Gränze, und noch eine gute Strecke weiter. Die Wege waren schlecht, wir mußten frische Pferde nehmen, endlich kamen wir zu einigen Hütten, die in einem Bergwinkel beysammen lagen. Wir waren alle sehr ermüdet; man legte sich anfangs unter Bäume in eine Art von Obstgarten, und bat die Bauern, sie möchten alles hergeben, was sie Gutes zu essen hätten. Sie brachten Brod, Milch und Obst, und die Gesellschaft bildete sich ein, in den Häusern selbst bessere Gerichte zu finden. In einige wollten die Damen sich nicht hineinwagen, weil sie zu unreinlich waren. Auch in den besten sah man allenthalben Spuren der äußersten Armseligkeit. Nackte Kinder, niedrige Stuben, die kaum von den Ställen getrennt waren, und wo alle Möbeln und alles Hausgeräthe bunt durch einander lag. Ein höchst

ekelhafter Geruch ließ uns alles ausschlagen, was man uns mit vieler Herzlichkeit anbot: allein der Hunger nöthigte uns bald, wenigstens einen Versuch zu machen. Frau v. Tanninge und die andern Damen wollten durchaus nicht verzärtelt scheinen. Du würdest laut haben lachen müssen, wenn Du die Grimassen gesehen hättest, die diese Heucheley hervorbrachte. Hr. ** legte einen großen Beweis von Muth ab, er verzehrte ein Stück Brod, das wirklich sehr trocken und schwarz war, und ein Stück sehr schlechten und übelriechenden weißen Käse. Endlich aber riß seine Geduld doch, er fing an auf die Bauern zu schimpfen, daß sie sich nicht bessere Nahrungsmittel zu verschaffen suchten. Es wäre, sagte er, lauter Dummheit und Bosheit, sie verdienten exemplarisch dafür gestraft zu werden. Das Wasser war warm, und der Wein sauer. Endlich bat man die Frau von der Hütte, die noch das beste Ansehn hatte, uns etwas zurecht zu machen, das eßbar wäre, und uns so viel Eyer zu schaffen, als sie nur bekommen könnte. Wir gingen indeß hin, und erwarteten diese Mahlzeit

unter den Bäumen, wo wir bey unserer Ankunft abgestiegen waren. Ich las den Mondain des Voltaire, und einige Artikel aus den Dons de Comus, wovon ich aus Schäkerey einen Band zu mir gesteckt hatte. Man fing an, über den Kontrast zu lachen, und hörte damit auf, daß man sich in ernsthafte Untersuchungen über die Ragouts einließ, von denen ich die Rezepte vorgelesen hatte. Mitten im Streit kamen die guten Bauersleute und brachten die herrliche Mahlzeit, die sie für uns bereitet hatten. Die Eyer waren nicht frisch, der Speck war ranzig, das Gemüse schwamm in einem Fett, dessen Geruch gleich die Lust zum Essen benahm. Nun lachte man nicht mehr, man fing an, so geschwind als möglich auf den Rückzug zu denken, und suchte für die Ungemächlichkeiten des Tages sich mit dem vortreflichen Souper zu trösten, das uns bey Frau v. Taninge erwartete. Wenigstens hatte ich das Vergnügen, daß unser Besuch, der den armen Leuten sehr viel Unruhe gemacht hatte, doch auch einträglich für sie wurde. Die Mittagsmahlzeit ward sehr gut be-

geheit, und in jedem Haus ließ man ein Denkmahl der Wildthätigkeit zurück. Der Rückweg war nicht ganz so lustig und aufgeräumt, als es die Reise den Morgen gewesen war. Man brachte traurige, niederschlagende Gedanken, und sehr schlecht befriedigte Magen zurück. Wir eilten mit großer Ungeduld auf die Stadt zu: unsere Fuhrleute, die sich nicht weniger als wir nach Hause sehnten, machten sich mit ihren Peitschen lustig, und trieben ihre Pferde an. Eine Viertelstunde vor der Stadt kam uns ein Wagen entgegen, unsere Kutscher wollten nicht halten, die Pferde stuhen und werden wild, es fehlte nicht viel, so wäre der Wagen in den Graben geworfen worden. Ich sah gleich, daß es der Wagen des Hrn. v. Germosan war. Ich sprang zum Schlag heraus, stiege auf die Pferde los, fasse sie beym Zügel, so daß sie stehen bleiben. Frau v. Bonval will zum Wagen heraus, und fällt auf den Boden. Das Fräulein v. Germosan steigt nach ihr aus. Unsere Wagen hatten Halt gemacht, und die ganze Gesellschaft eilte herbey, zu helfen. Frau v. Bonval hatte sich den Fuß.

vertreten, mehrere Personen mußten sie aufheben, und wieder auf ihren Platz tragen. Ich war der erste bey der Hand, das Fräulein wollte auch ihre Kräfte anwenden, unsere Hände verschlangen sich, ihre Tante tragen zu helfen. Meine Augen waren auf das Fräulein v. Germosan gerichtet, sie war aber einzig mit dem Unfall beschäftigt. Frau v. Donval mußte viel Schmerz ausstehen. Ich wollte sie nicht verlassen, ich begleitete sie in ihr Haus, und setzte mich in ihren Wagen. Sie aus dem Wagen herauszubringen, kostete noch weit mehr Mühe, als es gekostet hatte, sie hineinzubringen. Die Domestiken waren nicht hinreichend, und meine Hände fanden noch einmahl Laurens Hände. Ich glaube, ich drückte sie noch stärker als zum erstenmahle. Ich suchte immer nach einer Aeußerung ihrer Zärtlichkeit, und fand nichts als Aufmerksamkeit für ihre Tante. Wir mußten nach einem Chirurgus schicken. Während er den Fuß untersuchte und verband, war ich einen Augenblick mit dem Fräulein allein. Ich glaubte Rechte auf diese Hände zu haben, deren Arbeit ich getheilt hatte:

lange hatte ich keine Gelegenheit gehabt, mit ihr zu sprechen. Ich benutzte also diesen günstigen Augenblick. Das Fräulein v. Germosson war sehr bewegt und matt von dem ganzen Auftritt. Vor Kraftlosigkeit konnte sie mir nicht Stillschweigen auflegen. Doch war sie grausam genug, mir zu sagen: „o ich bin recht unglücklich! Sie sind bey allen Unglücksfällen, die uns begegnen.„ Ich drang mit Heftigkeit in sie, und fragte, ob ich das Unglück dadurch erschwerte? Eben da sie antworten wollte, rief man sie zu ihrer Tante: ich konnte die Antwort nicht aus ihren Augen lesen, noch aus ihrem Munde hören. Doch auch diese Verzögerung der Antwort, der schnelle Aufbruch, ohne ein Wort zu sagen, ist eine sehr günstige Vorbedeutung. Ein paar Augenblicke nachher, ging ich auch zur Frau v. Bonval. Nachdem sie mir für meine Aufmerksamkeit gedankt hatte, sagte sie zu ihrer Nichte: Ihnen, liebe Laura, trag' ich es auf, meine Dankbarkeit gegen Hrn. v. St. Ange zu beweisen. — O mein Gott, gnädige Frau, sagte ich, muthen Sie Ihrer Nichte eine solche Gesinnung nicht zu.

Sie versteht sich nicht im geringsten darauf. Sie ist überzeugt, daß Undankbarkeit eine Tugend ist. Ich wollte fortfahren, das Fräulein aber unterbrach mich, und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Es war spät, doch ging ich noch zum Souper der Frau v. Taninge. Man war beynahe fertig. Man lachte über meine große Aufmerksamkeit und Sorgfalt für die Tante Bonval, worüber ich sogar den gewiß nicht geringen Hunger vergessen. Die Gesellschaft hatte indeß den ihrigen gestillt, und man hatte sich in dem Ausspruch vereinigt, die Bauern wären so dumm, daß sie keine besseren Speisen verdienten, als die wir in dem Dorf, wo wir gewesen, angetroffen hätten. Man versicherte, die Arbeit gäbe ihnen immer so guten Appetit, daß ihnen alles herrlich schmeckte, was sie äßen. Elend und Armuth wären den Bauern unentbehrlich; auf eine andere Art rührten sie die Hände nicht. Hr. v. ***, sagte, indem er sich ein Glas schäumenden Champagner einschenkte, sie brauchten weiter nichts, als die Nothdurft; Freude und Vergnügen wären ihnen sehr entbehrlich. Man

machte sich über mich, und über alles, was ich bey der Gelegenheit gesagt hatte, lustig. Der Gegenstand des Streites war mir in dem Augenblick sehr gleichgültig: meine Gedanken waren ganz mit dem Vorfall beschäftigt, der mir eben begegnet war. Ich konnte unmöglich in den muntern Ton der übrigen einstimmen. Ein Augenblick mit Lauren v. Germosan zugebracht, schwächt alle andern Vergnügen. Die gute Dame Bonval flößt wahres Zutrauen zu ihr ein: ich wüßte nichts, was ich ihr von meinen Gesinnungen für ihre Nichte verheimlichen möchte. Sie ist gut, sanft, hat eine gewisse Gewandheit in den Vorfällen des täglichen Lebens, die sie äußerst angenehm macht. Sie macht nicht die Spröde, ihre Sittsamkeit hat nichts Wildes an sich. Sie verräth nicht durch eine übel angebrachte Strenge, oder eine Fertigkeit an jedem unschuldigen Scherz ein Aergerniß zu nehmen, daß sie ihre Phantasie so weit umherschweifen lasse, als es ihr beliebt. Sie hat einmahl geliebt, und man versichert mir, sie habe alles Ungemach der Liebe ausstehen müssen. Und doch scheint es

ist, als wünsche sie sich in jene Zeiten zurück. Ich hoffe nicht, daß sie der Bosheit und des Neides fähig seyn, die Neigung ihrer Nichte tadeln und ihr entgegen arbeiten, oder den Empfindungen, die man für sie hat, mit Grausamkeit etwas in den Weg legen soll. Sie hat, wie es scheint, Freundschaft für mich, sie wird mir kein Verbrechen daraus machen, daß ich diese Nichte liebe, die so sehr geliebt zu werden verdient. Frau v. Bonval ist eine Vertraute, gerade so wie ich sie brauche. Ich will alles thun, um sie ganz in mein Interesse zu verflechten. Noch habe ich nicht in vollem Vertrauen mit ihr sprechen können. Mit dieser Absicht ging ich heut zu ihr, ich hatte einen Augenblick gewählt, wo ich sicher drauf rechnen konnte, das Fräulein v. Germosan bey ihr zu finden. Frau v. Bonval empfing mich freundschaftlicher, als jemahls. Sie sagte, sie habe mir das Leben zu verdanken, sie werde sich dessen bey jeder Gelegenheit erinnern, und so noch tausend andere freundschaftliche und schmeichelhafte Dinge. Wir fingen eben an, von ihrer Nichte zu sprechen, als sie selbst hereintrat. Sie

schien etwas verlegen zu seyn, da sie mich erblickte, sie war ernsthaft, ceremoniös, und sprach sehr wenig. Ihre Tante sagte, sie litte jetzt weit weniger Schmerz, doch würde sie noch einige Tage das Zimmer hüthen müssen, und sie habe große Lust, sie zu bitten, daß sie ihr Gesellschaft leisten möchte. Es schien nicht, als wenn das Fräulein Lust hätte, Ja zu sagen. Der Chirurgus kam, und wir wurden gebeten, einen Augenblick in das Nebenzimmer zu treten. Frau v. Bonval konnte uns hören, allein ich wußte meine Stimme so zu dämpfen, daß sie gewiß die einzelnen Worte nicht unterscheiden konnte. Ueberhaupt war ein ziemliches Getöse um sie herum. Das Fräulein v. Germosan schien ein wenig niedergeschlagen zu seyn, ich war es noch weit mehr, als sie. Ich beklagte mich über das, was sie mir den Tag vorher gesagt hatte. Ich beklagte mein Unglück, daß ich sehen müßte, daß alles, was mir natürlich die besten Gelegenheiten verschaffen müßte, mit ihr zusammenzukommen, sich gegen mich und zu meinem Nachtheil drehte. Ich fuhr mit dem Ton der Verzweiflung fort, ehe

te Zweifel würde ich mich bald gezwungen sehen, auch das Haus ihrer Tante zu meiden, weil es ihr doch Verdruß machen würde, mich bisweilen hier anzutreffen: der Zwang und die Pein, worinn ich lebte, würden mir unerträglich, ich würde alle mögliche Mittel anwenden, mich davon zu befreyen; ich könnte nun auf nichts mehr die geringste Rücksicht nehmen. Was für ein herrlicher Genuß, was für ein Triumph für mich war ihre Verlegenheit, ihre Röthe, ihre Furcht, der Kampf ihres Stolzes mit einer leider noch zu schwachen Leidenschaft.

Sie sagte stammelnd, mit abgebrochenen Worten, sie habe kein Recht bey ihrer Tante, und würde Niemanden aus ihrem Hause vertreiben. Gott, wie schön ist sie nicht in ihren Augenblicken von Sanftmuth! Da beschäftigt sie meine ganze Seele. Der Eindruck, der davon zurück bleibt, ist ein glühendes Feuer. Ich fühle das dringendste Verlangen sie zu sehen, und dieses Verlangen wird durch nichts geschwächt.

Wir gingen wieder in das Zimmer der Frau v. Bonval. Es kam mehr Besuch,

und ich konnte nicht weiter mit ihr reden. Morgen, o gewiß morgen werde ich noch viel glücklicher seyn! Fräulein v. Germosan besucht ihre Tante nun recht fleißig, bey einem so verdrüßlichen Zufall kann sie sie unmöglich verlassen. Auch von meiner Seite würde es sehr unartig seyn, wenn ich unter diesen Umständen einen einzigen Tag verstreichen lassen wollte, ohne sie zu besuchen. Ich muß die Freundschaft, mit der sie mich beehrt, auf alle Weise zu erwiedern suchen. Laura wird immer mehr Zutrauen zu mir gewinnen, wir werden uns mit mehr Freyheit unter dem Schutz dieser guten und respektablen Verwandtinn sehen. Himmlische Augenblicke erwarten mich. Komm auch, bester Freund! ich lade Dich ein. Deine Freundschaft für uns, wird ein Genuß mehr für uns seyn.

Denk Dir den Narren Heinrich. Kömmt er nicht ausdrücklich in die Stadt, mich zu benachrichtigen, daß man Heu machen will! Er verlangt meine Befehle. Morgen will man anfangen, und er ist überzeugt, daß ich gewiß hinaus kommen werde, weil ich von je

her ein so großer Freund von der Heuerndte gewesen. — Nein, Heinrich, ich werde nicht kommen, ich kann nicht kommen. Mache alles, wie du denkst. Für dein armseliges Heu kann ich nicht eine arme Frau verlassen, die fast das Bein zerbrochen hätte, eine treffliche Frau, die meine Freundinn ist. — Nein, Heinrich, ich kann sie nicht verlassen, ich muß sie täglich besuchen. Den Herbst über kann ich das Land noch genug genießen. Meine Schwester besteht darauf, eben in der Heuerndte mit ihren Kindern zu mir zu kommen. Gut, ich begleite sie, bleibe einen Tag dort, und komme den Abend zurück. Die Germosans können nicht auf ihr Landhaus gehen, ich kann also auch wohl in der Zeit das meinige verlassen. Heinrich ist ein herrlicher Bedienter, ich verlasse mich ganz auf ihn. In der Stadt bringt man doch die Zeit viel angenehmer zu, man hört die Neuigkeiten viel eher, liest die Zeitungen und Journale, sobald sie ankommen; man hat da immer ein paar neue Bücher, ein paar Romane bey der Hand, die man den Morgen über durchblättert: den Abend ge-

nießt man der erfrischenden Kühle am Ufer des Sees, und trifft gewiß immer eine Gesellschaft von Damen, die da spatzieren gehen. Meine Schwester hat ein paar kleine Kinder, die sie sehr schlecht erzieht. Bisweilen beschäftige ich mich mit ihnen, und gebe meiner Schwester guten Rath. So bin ich immer beschäftigt, habe keinen leeren langweiligen Augenblick. Bey meiner Schwester habe ich die Bekanntschaft einer jungen sehr artigen Frau gemacht, mit der wir den Abend nach Tische gewöhnlich spatzieren gehn. Auf dem Lande wüßte ich nicht, wie ich alle diese Zeit ausfüllen sollte. Frau v. Tanins ist im Begriff nach ihrem Landhaus abzugehen. Frau v. Arfilli ist im Begriff nach *** abzureisen. Verschiedene Personen gehen in Bäder, die Stadt fängt schon an leer zu werden, und doch bleiben gewiß noch Leute genug da. Lebe wohl, bester Freund, es ist eben anderthalb Stunden nach Mitternacht, doch ich vermisse den Schlaf nicht, wenn ich von Lauren mit meinem Freunde sprechen kann.

Vier und sechzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich wage es kaum, meine liebste Freundinn, die Zeit zu überrechnen, die verflossen ist, ohne daß ich Ihnen eine Zeile geschrieben. Ich wage es nicht, die Tage zu zählen: heute habe ich Ihren Brief erhalten, und der Datum desselben war mir gleich ein Stich ins Herz. Meine Freundschaft hat sich nichts vorzuwerfen, sie ist noch immer, wie sie war; allein ich falle wieder in meine vorige Unthätigkeit, die ich, ich weiß nicht worauf, schreiben soll. So groß mein Verlangen ist, Ihnen alle meine Gedanken mitzutheilen, so selten kann ich mich entschließen, eine Feder aufzunehmen. Fast glaube ich, ich fürchte Sie, ich kann nicht mehr mit meiner sonstigen Leichtigkeit schreiben. Ich habe einen Widerwillen für Papier und Feder, und meinem Schreibtisch nähere ich mich niemahls ohne eine gewisse Furcht.

Ein Grund davon ist wohl mein Verdruß über Ihre unglücklichen Prophezeihungen.

Alles, was ich Ihnen von mir sage, verleitet Sie zu Urtheilen, die mir sehr unangenehm sind. Ich bin weit entfernt, das zu wünschen, was Sie voraus zu sehen glauben. Ihr Irrthum betrübt mich. Sie machen mich furchtsam, ich fange an auf den Gedanken zu kommen, daß nicht alles mit mir so steht, wie es stehen sollte. Ich verwünsche Ihren durchdringenden Blick, der mich in meinen eigenen Augen so sehr demüthigt. Niemahls habe ich Ihren Beyfall gehabt, in Ihrer Einbildung habe ich ihn nie verdient. Da ich Ihnen für alle mögliche ohngefähren Zufälle Rede und Antwort geben soll, so habe ich mich gehüthet, Ihnen zu erzählen, was sich kürzlich von der Art ereignet hat. Wir sind alle von unsichtbaren Ketten gebunden, das Bestreben, sie abzuwerfen, schlingt sie oft nur desto fester. Doch, ich denke, auf dem neuen Wege, den ich gewählt habe, soll mirs besser gelingen. Ich habe Kräfte, die ich brauchen will. Ohne Ihren Ideen zu folgen, will ich Sie nöthigen, sich eine richtigere Vorstellung von mir und der ganzen Lage der Sachen zu machen.

Die Zeit her bin ich viel zu unbesorgt gewesen: ich glaubte, es sey unmöglich, daß Sie mich mißverstehen könnten. Aber ich will nunmehr Ihre Ideen durchaus berichtigen; ich will zeigen, daß man alles überwinden, und mit einem recht festen Willen allen Vorfällen des Lebens gebieten kann.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen in meinem letzten Brief sagte: ich möchte Ihnen gern alles erzählen, was seitdem vorgefallen ist. Ich überlese Ihren Brief, ich sehe, daß Sie verlangen, ich soll alles erzählen. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich es versäumt habe, und suche das Vergehen, so viel möglich, gut zu machen. Mein Brief wird ein bischen lang werden, Sie werden viel dran zu lesen haben, doch Sie dürfen nur die Zeit dazu nehmen, wo der Hr. Ehegemahl bey seiner kleinen Brunette ist. Ich hoffe, ich will Sie ein wenig zerstreuen. Damit leiste ich nicht weniger als zwey oder drey Personen auf Einmahl einen guten Dienst. So darf ich nicht fürchten, je zu weitläuftig zu werden, und wenn mein Brief ein ganzes Paket werden sollte. Morgen hoffe ich Zeit zu

haben, damit fertig zu werden. Meine Aeltern gehen aufs Land, verschiedene häusliche Geschäfte nöthigen mich hier zu bleiben. Die Zwischenzeit bringe ich mit Ihnen zu. Das ist mir Ersatz für alle mögliche Mühe und Langeweile.

Ich sehe wohl, meine Beste, daß Sie noch immer an Ihrer Hauptidee festhängen. Ihr Herz wünscht mich glücklich zu sehen, und Ihr Verstand und Ihre Phantasie machen Plane dazu. Zum Unglück vertragen sich die Umstände, die Neigungen, und der wahrscheinliche Gang der Sachen gar zu wenig damit. Nicht einmahl das Vergnügen, das mir meine kleine Henriette macht, wollen Sie mich ganz ungestört genießen lassen. Und doch könnte es nicht größer seyn, ich versichere Ihnen. Sie ist immer mitten unter uns, und ein interessanter Gegenstand, der uns beschäftigt und amüsirt. Ich habe jetzt mehr Freyheit, wenn wir zusammen sind, und mehr Zerstreuung, wenn ich allein bin. Der Besuch, den wir bekommen, ist gezwungen, etwas über das Mädchen zu sagen, und das ist wirklich kein geringer Vor-

theil, einen Gegenstand fürs Gespräch gewiß zu haben. Schon mehr als Einmahl habe ich durch sie Materien vermieden, die ich nicht aufs Tapet gebracht wissen wollte, ja, ich gestehe Ihnen, seitdem das Kind bey mir ist, finde ich noch weniger Geschmack an Umgang und Gesellschaft. Meine Freundinnen sind mir immer lieb, aber ich kann sie öfter und leichter entbehren. Das Interesse, das ich zu Hause finde, schwächt das Vergnügen, das ich auswärts zu erwarten habe. Man spöttelt etwas darüber, meine kleine Henriette wird mir aber deshalb nur desto werther. Hr. v. Marville ist die einzige Person, die einen Antheil an ihr nimmt, den ich ihm nicht zugetraut hätte. Er bezeigt mir oft seine große Zufriedenheit, wenn er sieht, mit welchem Vergnügen ich daran arbeite, ein armes verlassenes Geschöpf glücklich zu machen. Er lacht bisweilen, wenn er merkt, wie sehr michs schmerzt, wenn ich mit unter Ursache habe, nicht ganz mit ihr zufrieden zu seyn, wenn ich sie tadeln, oder ihr etwas verbieten oder abschlagen muß. Er sieht voraus, daß ich etwas Vortreffliches aus

dem Mädchen ziehen werde. Er hat doch wirklich viele Verdienste, der arme Marsville! Seine Rechtschaffenheit, seine edlen Gesinnungen machen ihn sehr interessant. Man kann nicht anders, als ihn glücklich zu sehen wünschen. Man sieht ihn nur wenig, er ist immer mit andern Leuten und zu ihrem Vortheil beschäftigt. Hr. v. St. Ange weiß sich besser zu zerstreuen. Fast allenthalben, wo ich nur hingekommen, hab' ich ihn gefunden. Ich mochte nicht bey der Parthie seyn, die mir Frau v. Taninge und meine sämmtlichen Freundinnen und Bekannten vorschlugen. Ich zog eine Spatzierfahrt mit meiner Tante vor, ich ließ mir aber nicht träumen, daß wir noch das Opfer des Vergnügens werden sollten, das ich ausgeschlagen hatte. Es fügte sich alles so vortrefflich, daß es beynahe zwey bis drey Personen das Leben gekostet hätte. Wir begegneten den Kutschen, die von der Parthie zurückkamen, sie machten ein großes Getöse, unsere Pferde wurden darüber scheu, gingen durch, und ich weiß nicht, was aus uns worden wäre, wenn Hr. v. St. Ange nicht auf sie zuge

eilt, und ihnen mit Gefahr seines eignen Lebens in die Zügel gefallen wäre. Im ersten Schrecken versuchte es meine Tante aus dem Wagen zu springen, sie verrenkte sich aber den Fuß, woran sie jetzt noch viel leidet. Man half uns wieder zurecht, die übrigen Personen setzten ihren Weg fort, nur Hr. v. St. Ange blieb allein bey uns. Er hatte viel Mühe mit meiner Tante, und begleitete uns bis zu ihrem Hause. Sie sagt, ihm hätten wir das Leben zu danken. So viel ist gewiß, sein Unternehmen zeugte von Muth, die Pferde hätten ihn leicht schleifen und treten können. Ich gerieth in keinen kleinen Schrecken. Doch dachten wir nur daran, die Tante in Sicherheit zu bringen. Die Verrenkung des Fußes hat zum Glück wenig zu bedeuten, ob es gleich ein paar Tage kostete, eh sie wieder auftreten konnte. Ich war täglich bey ihr. Hr. v. St. Ange schien sehr viel Antheil an ihrem Unfall zu nehmen. Sie hat viel Freundschaft für ihn, und er besuchte sie ziemlich fleißig. Das verschaffte ihm Gelegenheit, ein paarmahl allein mit mir zu sprechen: ich gestehe Ihnen, er macht

sehr; noch weniger als jemahls ein Geheimniß aus seinen Gesinnungen gegen mich. Ich weiß nicht, was Sie daraus schließen werden. Am besten ists, ich gestehe Ihnen selbst ohne Winkelzüge, daß es mir Vergnügen macht, Hrn. v. St. Ange zu sehen und zu hören, und mit ihm zusammen zu seyn. Seine Unterhaltung gefällt mir, sein Beyfall schmeichelt mir, seine Klagen interessiren mich. Seine ganze Denkungsart hat eine wunderbare Uebereinstimmung mit der meinigen. Er ist fast der einzige Mensch, von dem ich das sagen kann. Mit aller Anstrengung habe ich in dem Genuß dieses erlaubten Vergnügens nichts Gefährliches oder Verdächtiges entdecken können. Im Gegentheil dünkt michs, als gewönne mein Charakter dadurch. Ich werde besser, ich bin aufgelegter, zu ertragen, zu dulden. Ich wäre der größten Aufopferungen fähig. Da ich von meiner Tante zurückkam, war ich von der besten Laune von der Welt: ich erwiederte die Zärtlichkeit meines Vaters und meiner Mutter mit der größten Theilnehmung, die Beweise ihrer Freundschaft waren mir unend-

lich schätzbarer. Hr. de la Hausse fand mich viel liebenswürdiger als gewöhnlich, wie er die Galanterie hatte mir zu versichern. Meine gute Stimmung hatte auf Jedermann im ganzen Hause Einfluß. Es war nicht das wilde Feuer einer heftigen Leidenschaft. Ich wünschte, Sie hätten mir ins Herz sehen und meine Empfindungen beobachten und mir sagen können, ob und wo ein geheimer Gift verborgen läge? Sie hätten mir dann vieles erklären können, was ich selbst nicht begriff, und die Hand reichen, aus einem Labyrinth zu kommen, in dem ich mir so wohl gefiel, und doch aus Furcht vor Ihren Prophezeihungen jeden Schritt nur mit Furcht und Zittern that. Ich fürchte Ihre traurigen Ideen noch, ich hoffe aber, Sie werden bald selbst einsehen und gestehen, daß Sie sich irrten. Nähern Sie sich meinen Ideen ein wenig mehr: ich bitte Sie. Sagen Sie mir, worinn das Gefährliche einer Empfindung besteht, die ich wohl werde suchen müssen zu ersticken, da sie so viele Feinde hat. Doch ich merke, daß es schon spät ist. Es schlägt zwey: meine kleine Henriette schläft ru

hig, ich will sie schlafen sehn ... es ist ganz der Schlaf des Friedens und der Ruhe. Bis auf Morgen, meine Beste!

Meine Aeltern sind eben weggefahren: ich habe die nöthigen Befehle im Hause gegeben, und kehre nun zu Ihnen zurück — Ich sah also, wie gesagt, Hrn. v. St. Ange bisweilen bey meiner Tante. Vor einigen Tagen waren wir bey ihr: sie erwartete noch mehr Gesellschaft, und ging in ihr Besuchszimmer, wo wir uns schon ein paar Augenblicke vorher hinbegeben hatten. Mein Vater trat herein, und fand uns allein. Er war äußerst freundlich gegen Hrn. v. St. Ange: meine Tante kam in dem Augenblick dazu, und wir blieben ziemlich lange beysammen. Hr. v. St. Ange that alles, sich meinem Vater gefällig zu machen, ich sah, wie er alle Ressourcen seines Geistes aufbot, seinen Zweck zu erreichen. Mein Vater bezeigte auch seine große Zufriedenheit, und die Zeit verfloß uns recht angenehm. Ich ging mit meinem Vater nach Hause; er sagte: Hr. v St. Ange ist ein sehr liebenswürdiger Mann; ich schwieg stille dazu, und

er wiederhohlte mehrmahls: Hr. v. St. Ange ist ein sehr angenehmer, liebenswürdiger Mann. Wir gingen in eine Assemblee bey Frau v. Cleri, die sehr zahlreich war: ich gerieth mitten unter einen Schwarm von Leuten, die zugleich mit mir hereintraten. Der Zufall brachte mich hinter Frau v. Durtan, die mich nicht sah. Ich hörte, daß sie Jemanden sagte, der vor ihr herging: „Ach, „ich sehe ihn fast nicht mehr, seit Frau v. „Bonval das Bein gebrochen hat: er liegt „immer mit dem Fräulein v. Germosan „dort.„ Sie hatte das kaum gesagt, als sie sich umwandte, und gewahr ward, daß ich sehr nahe bey ihr war. Sie konnte sich leicht einbilden, daß ich es gehört hätte; sie machte mir eine tiefe Verbeugung, und sagte: „ich wußte nicht, Mamsell, daß Sie so nah „hinter mir waren. Uebrigens habe ich das „mit gar nicht sagen wollen, als gäben Sie „meinem Bruder Rendezvous bey Ihrer Frau „Tante. Ich weiß recht gut, daß Sie so „etwas nicht fähig sind, und wenn es jemand „behauptete, so würde ich ihm gerade zu ins „Gesicht sagen, es ist nichts als Bosheit und

„Verläumdung. Als wenn es nicht natürlich und begreiflich wäre, daß Sie eine so „gute Tante, wie Frau v. Bonval, fleißig „besuchten.„ — „Madam, erwiederte ich, „ich frage nicht erst um Erlaubniß, wenn ich „etwas thun will: eben so wenig liegt mir „dran zu wissen, was die Leute von mir sagen.„ Sie merkte, daß ich verdrüßlich war, und glaubte mich beleidigt zu haben. In ihrer Verlegenheit kramte sie eine Menge unerträgliches Zeug, ein paar tausend Entschuldigungen und Vertheidigungen gegen mich aus. Sie können sich, theuerste Freundinn, die Verlegenheit leicht denken, in die ich dadurch von neuem gerieth. Einige Betrachtungen, zu denen ich durch diesen Vorfall veranlaßt wurde, vermehrten sie noch. Ich sagte zu mir: und alles das kömmt daher, weil ich bey meiner Tante gewesen bin, weil Hr. v. St. Ange auch hingekommen ist, weil ich mich einer unvermeidlichen Pflicht entledigt habe. Boshafte Leute haben einen Zusammenhang dazwischen zu entdecken gewußt, der in der Sache selbst nicht war, und ihren Gift darüber ausgegossen. Die Re-

den der Frau v. Durtan waren ein Lichtstrahl für mich, der mir über vieles die Augen öfnete, und mich mitten in einer glänzenden Gesellschaft höchst unzufrieden und niedergeschlagen machte. Ich bildete mir ein, alle Augen wären auf mich gerichtet; Jedermann, glaubte ich, spräche nur von mir und über mich: ich stand wie auf Kohlen. Und doch mußte ich meine Unruhe zu verbergen suchen, und mich bemühen, weder gedankenvoll noch zerstreut, sondern munter und lustig auszusehen. Es war, als wenn eine unsichtbare Macht mich zwänge, auf alles zu horchen und zu lauschen, was um mich herum gesprochen wurde. Ich ließ diejenigen nicht aus den Augen, denen ich böse Absichten zutraute. In den gleichgültigsten Gesprächen glaubte ich boshafte Anspielungen und bösen Willen zu finden. Kurz diese Assemblee, wo ich mich zu amüsiren, und Freunde zu finden gehofft hatte, ward auf einmahl für mich die Quelle von lauter Kummer und Verdruß. Ein Wort von dieser grausamen Frau vergiftete alles, und setzte mich in eine Aengstlichkeit, die mich nicht wieder verließ.

Um sie zu verbergen, entfernte ich mich, so viel als möglich, von allen Leuten, die ich kannte. Sie hätten sonst meine Unruhe leicht bemerken, und sich über meine Zerstreuung beschweren können. Gegen Unbekannte konnte ich freyer seyn, sie verlangten weniger von mir. Unterdeß konnte ichs doch nicht vermeiden, mit Hrn. de la Hausse und Hrn. du Terrier dem Sohn zu spielen. Sie erkundigten sich nach der Gesundheit meiner Tante auf eine Art, die mir sehr mißfiel. Sie sagten eine Menge Dinge, die in ihren Augen wahrscheinlich höchst unschuldig waren, über die ich aber gleichwohl erröthete. Nie ward mir die Zeit so lang; die wenigen Stunden, die diese Assemblee dauerte, schienen mir länger als ein Jahr. Hr. v. St. Ange war nicht da; von der einen Seite war mirs lieb, von der andern beunruhigte michs in etwas. Ich fürchtete die Fragen und das Verwundern derer, die seine Abwesenheit bemerken möchten. Kurz, meine Beste, ich fürchtete alles. Ich sehnte mich nach Hause zu kommen: mein Verlangen ward endlich erfüllt, ohne daß ich deshalb glücklicher ge-

weſen wäre. Alles, was vorgefallen war, alles, was ich gehört hatte, trat mir lebhaft wieder vor Augen und Ohren, und machte mich ſo niedergeſchlagen, als wenn ich eine Reihe ſchwarzer Handlungen begangen hätte.

Und was habe ich denn verbrochen? Weshalb bin ich ſtrafbar? Darf ich in keiner Kleinigkeit meinen Empfindungen folgen? Muß ich ſogar die Freundſchaft und das Zutrauen, das mir meine Tante einflößte, aufopfern? Iſt ſie nicht eine Frau von untadelhaftem Ruf, die meine ganze Zuneigung verdient? Muß ich alle die Leute fliehen, die ich bey ihr antreffe? Man muß alſo alle Annehmlichkeit des geſellſchaftlichen Umgangs fürchten, und nur die Langeweile davon ertragen. Ich ſuchte mich deutlich auf die Miene meines Vaters zu beſinnen, als er mich mit Hrn. v. St. Auge bey meiner Tante fand. Ich bemerkte weder Erſtaunen, noch Verwunderung. Ich konnte ſeine wahre Geſinnung nicht entwickeln, ſo gern ich ſie auch errathen hätte. Dieſe Ungewißheit machte mich ſo furchtſam und verlegen gegen ihn, daß wir

den Abend gar nicht so vergnügt als gewöhnlich zubrachten. Alle diese Unruhe und Besorgnisse verließen mich auch die Nacht hindurch nicht. Das Wort Rendezvous, mit der gellenden Stimme der Frau v. Durtan ausgesprochen, war noch in meinen Ohren. Kaum hatte ich ein paar Augenblicke geschlummert, als ich aus dem Schlaf auffuhr und überlaut schrie: „Ich! ein Rendezvous geben?„ Ich überlegte, daß sie vielleicht nicht die einzige wäre, die mir so etwas Schuld gäbe; vielleicht, dachte ich, thut es schon die ganze Stadt. Meine Qual stieg aufs höchste. Diese Ideen verfolgten mich bis zum Morgen. Um mich zu zerstreuen, beschäftigte ich mich mit meiner kleinen Henriette. Gott weiß, wie sichs fügte; in allem, was ich ihr lesen ließ, kam das Wort Rendezvous vor. Es ward ihr schwer zu lesen, dann bat sie mich um eine Erklärung. Das muß meine Laune noch übler gemacht haben, denn das Mädchen fing an zu weinen. Ich verwickelte mich in eine Umschreibung, aus der ich am Ende selbst nicht klug werden konnte. Diese Lektion war die erste,

die mir sauer und mühsam ward. Ich ging zu meinen Aeltern, mit ihnen zu frühstücken. Ich fand meine Mutter, die ihrem Kammermädchen den Text las. Sie möchte, sagte sie, keine Rendezvous in ihrem Hause haben. Ich dachte, das häßliche Wort würde mich nun ewig verfolgen. Die Thränen traten mir vor Aerger in die Augen. Mein Herz schlug laut, da ich meinen Vater umarmte. Er war indeß eben so zärtlich und freundschaftlich gegen mich, als gewöhnlich. Seine Miene blieb sich beständig gleich, und er war mir undurchdringlich. Ich besitze die Kunst nicht, von den Gesichtern zu lesen, und verstohlne Blicke in die Herzen zu werfen. Hingegen glaube ich, daß man aus meinen Mienen alles lesen kann, was in meinem Herzen vorgeht. Ich ging in meine Stube zurück, ohne das geringste mehr erfahren zu haben. Einen Augenblick nachher trat mein Vater herein. Da das um diese Stunde ganz gegen seine Gewohnheit ist, so machte es mich gleich betreten. Er sagte, ich möchte Henrietten zu meiner Mutter schicken. Wir waren nun allein, und er uns

terhielt mich ein paar Augenblicke mit gleichgültigen Dingen, wahrscheinlich um mich etwas von meiner Bestürzung erhohlen zu lassen. Hierauf setzte er sich neben mich und sagte: „Liebe Tochter, ich bin in einer wahren Verlegenheit, ich möchte gern mit Dir „reden, und fürchte doch das zu sagen, was „ich denke. Es gibt gewisse so kitzliche Punkte, daß es immer gefährlich ist, sie zu berühren. Doch, mein Kind, Du kennst meine „Zärtlichkeit zu Dir, Du weißt, ob ich Dich „liebe, Du kannst kein Mißtrauen in Deinen Vater setzen„ — Schon war mir das Herz beklemmt: ich wollte ihm ins Wort fallen, ihm die Hände küssen: er ließ es aber nicht zu, sondern fuhr fort — „ich bitte Dich, höre mich an, bis ich fertig bin: es ist überhaupt gar nicht nöthig, daß Du mir antwortest. Du weißt, daß ich immer auf „Deine Gesinnungen, auf Deinen Charakter „gebaut habe. Meine Meinung hat sich noch „nicht geändert: und ich bin auch jetzt Willens, mehr als ein Freund, als ein Vater „Dich von einer für Dich äußerst interessanten Sache zu unterhalten. Du hast Dich

„sehr geirrt, wenn Du glaubtest, die gehäuf„ten Geschäfte, mit denen ich seit einiger Zeit „überhäuft bin, hätten mir den Gegenstand, „der mir der kostbarste von allen ist, aus den „Augen rücken können. Meine liebe Toch„ter, ich habe Dich bis zu den kleinsten De„tails Deiner Handlungen begleitet, nichts „ist mir entgangen: hieraus kannst Du, denk„ich, schließen, daß ich die Neigungen und „den Hang Deines Herzens kenne.„ — Er sah, daß ich roth ward — Erschrick nicht, fuhr er „fort, wenn ich gleich anfange, von Hrn. „v. St. Ange zu sprechen. Ich habe alle „Fortschritte bemerkt, die er in Deiner See„le gemacht hat. Er ist ein liebenswürdiger „Mann, er hat alles gethan, was er thun „mußte, Dir zu gefallen: es hätte mich selbst „wundern sollen, wenn Du gleichgültig ge„blieben wärst. Dein Stolz, Deine Liebe „zur Unabhängigkeit haben Niemanden ge„täuscht, als Dich selbst. Du hast Dein „Herz nicht um Rath gefragt, und sieh, jetzt „widerspricht es Deinen Grundsätzen so auf„fallend. Ich gestehe, die Lage, in der ich „bin, gab mir den Ehrgeiz ein, Dir eine

„glänzende Parthie zu verschaffen. In un„serm Lande schmilzt auch das größte Vermö„gen bald zusammen, die Reichthümer erhal„ten sich nicht in den Familien. Ich glaub„te, Du verdientest etwas mehr, als einen „armen Edelmann, dessen sämmtliche Vorzü„ge und Eigenschaften des Geistes doch am „Ende zu nichts führen. Sie verlieren sich „in Unthätigkeit und mit den Jahren: und „es bleibt nichts übrig, als der Blick auf ei„ne Nachkommenschaft, die bald in das Nichts „und die Armuth zurück sinkt, aus der sie „sich auf einen Augenblick erhoben hat. Ich „glaube, ein Mädchen von Deinem Vermö„gen hätte allenthalben einen Mann wählen „können, der ihrer werth gewesen wäre. Ich „bin indeß weit entfernt, Dein Glück diesem „Ehrgeiz aufopfern zu wollen. Ich habe „Dir schon einmahl gesagt, was ich von Hrn. „v. St. Ange denke, ich habe Dir meine „Vermuthungen über das Loos, das Dir „mit ihm bevorstünde, mitgetheilt, und das „Uebrige Deinem eignen Herzen überlassen. „Jetzt vermuthe ich fast, daß ich meine Plan„ne, und das, was der Gegenstand meiner

„Wünsche war, werde aufgeben müssen. Ich „will Dich weder bitten, noch Dir befehlen, „in meine Ideen einzugehen: ich kann mir „kein Ansehen über meine Tochter anmaßen, „so lang es mein ernstlicher Wunsch ist, sie „glücklich zu wissen. Allein aus eben diesem „Grunde frage ich Dich auch, ob Deine Neis „gung zu Hrn. v. St. Ange nicht von eis „ner andern Absicht abhängig ist, ob die Ei„geliebe dabey gar nicht mit ins Spiel kömmt. „ob sie nicht von den Gesinnungen des Hrn. „v. St. Ange gegen Dich abhängt? mit „Einem Worte, ob die Gewißheit geliebt zu „werden nicht der ganze Grund dieser Neis „gung ist: ich gestehe Dir, liebe Laura, „ich glaube, Hr. v. St. Ange liebt Dich „nicht„ — Ich stand auf, meinen Vater zu unterbrechen, er hinderte mich aber daran: ich mußte mich wieder setzen, und er fuhr fort, ohne mich anhören zu wollen — „Nein, „meine Tochter, er liebt Dich nicht. Er fin„det Dich reitzend: Deine Figur entzückt ihn, „Deine Frische, Deine Jugend bezaubern „und begeistern ihn, Dein Verstand gefällt „ihm, er bewundert Deine Vorzüge, Deine

„Eigenschaften und Tugenden, aber lieben „hat er Dich nicht. Ohne Zweifel sage ich „Dir hier eine Sache, die Dir unglaublich „dünkt: ich sehe, daß diese Aeußerungen Dich „gegen Deinen Vater mißtrauisch machen „werden. Du wirst mich eines höchst unge„rechten Vorurtheils beschuldigen: Du wirst „argwohnen, ich suche einen Vorwand, Dei„ne Neigung zu bestreiten, und Dich mit „Gewalt nach meinen Absichten zu lenken. „Ich sehe Dir an, daß Du große Lust hast, „mir zu sagen, ich irre mich, es sey nur zu „gewiß, daß Hr. v. St. Ange die heftigste, „aufrichtigste Leidenschaft gegen Dich hege. „Laß uns sehen, was er gethan, sie zu bes„weisen? Er hat gesagt, er liebe Dich: glaubst „Du, daß es den Mannspersonen viel Mü„he kostet, so etwas zu sagen? glaubst Du, „sie betrügen niemahls? Vielleicht hat er Dirs „gar geschrieben; er würde diese Versicherung „mit seinem Blute unterschreiben, allein „wird der Wind das Papier nicht eben so „gut verwehen, als seine Worte? Er hat „mit Feuer jede Gelegenheit gesucht, Dich „zu sehen, mit Dir zusammen zu seyn: als

„lein weißt Du auch, was für Hofnungen „ihn beseelten? Wird ihm beym ersten leichs „testen Schimmer der Hofnung seine Einbils „dungskraft etwas versagt haben? Hr. v. „St. Ange hat damit angefangen, das „weibliche Geschlecht als vollkommene Gotts „heiten anzubeten: jetzt ist er so weit gekom„men, daß er glaubt, er dürfe sie zu Opfern „seines Leichtsinns und seiner Kunst, sie zu „verführen, machen. Seine erste Leidens„schaft ist getäuscht worden: er hatte sich eis„ne zu große Vorstellung von den Weibern „gemacht: jetzt rächt er sich dadurch, daß er „sie alle ohne Ausnahme in die Klasse wirft, „aus welcher er einige von der häßlichsten „Seite kennen gelernt hat. Du bist in sei„nen Augen nichts, als ein weibliches Ge„schöpf, das in dem Augenblick mehr als die „übrigen seine Aufmerksamkeit und seinen „Vorzug verdient. Sieht er, daß diese Aus„zeichnung Dich schmeichelt, daß Du einen „Werth darauf legst, so wird er dann auch „einen Werth drauf legen, der alle Aufopfe„rungen überwiegt, die Du ihm nur machen „kannst. Er wird weder Dein noch unser

„Glück schonen, und die Zeit wird bald gen„nug kommen, wo Du sagen wirst, was ich „jetzt sage — daß er Dich nicht liebt. Hat „er hingegen die Gesinnungen, die Du wün„schen mußt, liebt er Dich wirklich, so hat „er gewiß mehr gestrebt, Dein Herz zu rühren, als Deiner Eigenliebe zu schmeichein: „Deine Tugenden haben ihn eben so viel, „und noch mehr entzückt, als Deine Reitze: „er hat seine Empfindungen mehr mit der „wahren naiven Sprache des Herzens, als „mit witzigen, sinnreichen Wendungen aus„gedrückt. Liebt er Dich wirklich, dann hat „er auch gesucht, Dich lieber mitten unter „Deiner Familie zu sehen, als Dich allein „zu überraschen: dann hat er kein Geheim„niß aus seinen Absichten gemacht, dann hat „er sie, auch wider Deinen Willen, bekannt „gemacht: dann bist Du der einzige Gegen„stand seiner Wünsche. Ich weiß nicht, liebs„te Tochter, ob ich hier das Bild des Hrn. „v. St. Ange entworfen habe, allein es „kömmt mir sehr so vor, als mache es ihm „seit einiger Zeit weniger Vergnügen bey uns „zu seyn. Man sieht ihm den Zwang, die

„Verlegenheit, die üble Laune an. Neulich „sprach man von ihm, und sagte, er bliebe „deshalb in der Stadt, weil er sich an Frau „v. Bruant, eine vertraute Freundinn der „Frau v. Durtan, attaschirt habe, und die „sie seit einiger Zeit noch fleißiger, als jes „mahls, besucht. Alle Abende gehen sie am „See spatziren, und zwar gemeiniglich sie „beyde allein: die übrige Begleitung geht „absichtlich voraus, aber bleibt absichtlich zus „rück. Ich überlasse Dir alles selbst zu bes „urtheilen, was am dienlichsten ist, Dich von „der Wahrheit Deiner Vorstellungen zu übers „zeugen: meine Pflicht ist es aber, Dich von „dem zu überführen, was ich behauptet ha„be. Ich verlange, daß Du diesen Abend „mit mir spatziren gehst, wir werden gewiß „Hrn. v. St. Ange und die Frauenzimmer „antreffen, von denen ich Dir sagte. Du „sollst selbst hören, selbst sehen, Dich selbst „überzeugen, daß die Beschuldigungen, die „ich ihm mache, gegründet sind. Frau v. „Durtan war ein paar Tage auf dem Lands „hause ihres Bruders. Er ließ sie allein. „Gewiß werden die Rendezvous und die Ta

„tes s a - Tetes gleich mit seiner Zurückkunft „wieder ihren Anfang genommen haben. Dies „sen Abend sollst Du selbst Zeuge seyn. Ich „verlange nicht eher Antwort, als bis Du „selbst gesehen und der Sache nachgedacht „hast. Ueberlege das, was ich Dir jetzt ge„sagt habe. Ich habe gesprochen, wie mein „Herz mirs eingibt, und wie ich es für wahr „und gut halte. Du hast Verstand, Du „wirst selbst wissen, was zu Deinem Frieden „dient. Der Zauber, der Dein Herz fes„selt, mag noch so stark seyn, ganz wenig„stens darf er Dich nicht verblenden. Du „mußt wenigstens das, was ich Dir gesagt „habe, untersuchen und prüfen. Gestern „schienst Du mir bey Frau v. Donval et„was verlegen zu seyn: die Verstellung muß „eine Marter für Dich seyn. Ich kann es „durchaus nicht sehen, daß Du Deinen Va„ter fürchtest. Meine Ideen mögen seyn, „welche sie wollen, so bleibst Du doch immer „Herr über Deine Aufführung. Mein gröss„tes Vergnügen, mein heißestes Verlangen „wird immer seyn, Dich glücklich zu sehen, „und ich wünsche weiter nichts, als daß sich

„keins von beyden, weder Du noch ich, in „dem Gegenstande betrügen mag. In dies „ser Rücksicht, habe ich Dir kein Wort von „den Anträgen des Hrn. de la Hausse „gesagt, die er mir Deinetwegen gemacht hat. „Er hat sich erboten, Dir die Hälfte seines „Vermögens zu verschreiben, wenn Du Dich „entschließen wolltest, seine Frau zu werden. „Auch Hr. du Terrier hat mir verschiedes „nemahl die Sache seines Sohns ans Herz „gelegt — allein ich hatte zu beyden so wes „nig Lust, als Du selbst, und es fiel mir gar „nicht ein, Dir ihre Anerbietungen vorzules „gen. Es ist nun einmahl so im menschlis „chen Leben, daß gerade diejenigen Dinge, „die man am ersten und liebsten zu Stande „gebracht sähe, sich am schwersten zu Stans „de bringen lassen. Geh es, wie es wolle! „Dein Glück, liebe Tochter, ist auf das uns „zertrennlichste mit dem meinigen verbuns „den. Das Vermögen, das ich mir seit eis „niger Zeit erworben habe, hat mich zu dem „Ehrgeiz verführt, meine Erwartungen und „Forderungen etwas zu erhöhen. Ich hätte „gern gesehen, Deine Empfindungen hätten

„sich mit meinen Absichten vertragen: allein „ich hatte gleich anfangs wenig Hofnung das „zu. Nimm Dich nur in Acht, daß Du in „Deinen Erwartungen und Hofnungen nicht „hintergangen wirst. Von diesem Abend an „wollen wir gemeinschaftlich arbeiten, die „Sache ins Klare zu setzen, Du wirst mir „dann das Resultat Deiner Betrachtungen „mittheilen, oder ich werde es vielmehr aus „Deinem Betragen weit besser beurtheilen „können, als aus Deinen Reden, die viel„leicht nicht ganz das sagen würden, was das „Herz empfände. Deine Mutter weiß we„der von dieser Unterredung, noch von dem „Gegenstande derselben das Geringste: Du „kannst aber überzeugt seyn, daß sie an Dei„nem Schicksal nicht weniger Antheil nimmt, „als ich. Es ist unnütz, sie von allem, was „vorgefallen ist, zu unterrichten. Du kannst „auf unsre Herzen rechnen, liebe Tochter. „Du könntest von ihrer Liebe Mißbrauch ma„chen, und sie würden Dir doch diese Liebe „nicht entziehen. Ich sage Dir nichts mehr, „diesen Abend werden wir sehen.„ — Mit diesen Worten stand mein Vater auf, um

armte mich, und setzte noch hinzu: — „Ar„me Laura, ich wußte wohl, daß Deine „schönen Träume von Gleichgültigkeit, Frey„heit und Unabhängigkeit nicht lange dauern „würden, und daß Alter und Natur„ — — — Er ließ mir nicht Zeit zu antworten, sondern entfernte sich eilig.

Liebste Freundinn, es ist mir unmöglich, Ihnen alle Gedanken und Ideen, die in dem Augenblick auf mich losstürmten, mitzutheilen. Ich war nichts weniger Willens, als Hrn. v. St. Ange zu vertheidigen; ich würde ihn tausendmahl lieber verlassen, als ihn meinem Vater entgegen gestellt haben. Ich nahm mir fest vor, seine Absichten mir zum Gesetz, und zur steten Regel und Richtschnur zu machen. Demohngeachtet schien es mir, als würde Hr. v. St. Ange zu hart und ungerecht behandelt. Aus dem geringsten widrigen Anschein wurde gleich das Schlimmste gefolgert: die leichtesten Vermuthungen wurden doch offenbar dazu gebraucht, ihn anzuschwärzen und verhaßt zu machen. Mein Vater vergaß, daß er selbst ihn gezwungen hatte, sich zurückhaltender zu betragen. Erst

hatte er Zutrauen zu ihm gezeigt, ihn in vielen Stücken zu Rathe gezogen, auf einmahl aber fing er an, ihm so kalthöflich, als möglich, zu begegnen. Und was will er aus meiner Verlegenheit bey der Tante schließen? Woher weiß er denn so gewiß, daß ich wirklich verlegen gewesen bin? Man betrügt sich oft im Schein und in der Aufsuchung der Gründe desselben. Doch mit meinem Vater werde ich nichts von allem dem untersuchen, ich thue es also jetzt mit Ihnen. Meine Einwendungen und Bedenklichkeiten, glaube ich, gründen sich alle auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Von dem Augenblick an, wo mein Vater von mir gegangen war, dachte ich an nichts sonst, als an meinen während seiner Rede gefaßten Vorsatz, Hrn. v. St. Ange nicht mehr zu sehen. Es ist nur gar zu leicht, mich aus allen Verbindungen mit ihm zu setzen. Ich darf sie ja nur gerade zu, und auf einmahl abbrechen. Wenigstens brauche ich die Frau v. Bruant ganz und gar nicht dazu. Sie ist, so viel ich weiß, eine sehr artige junge Frau, die einen alten Mann hat. Sie ist nicht von unserer Ge-

ſellſchaft, ihre Verbindungen mit Frau v. Durtan gründen ſich ſicherlich auf bloße Gefälligkeit. Es iſt ſehr natürlich, daß es ihr ſchmeichelt, mit dem Bruder der Frau v. Durtan in Verbindung zu ſtehen. Ich geſtehe, ich kann nicht begreifen, wie es nur möglich wäre, daß ein Mann, wie Hr. v. St. Ange, ſich .... Doch, was geht mich das an? Auf keinen Fall kann ich dabey einbüßen. Ich ließ meiner Tante ſagen, ich würde heut nicht zu ihr kommen. Meinen Vater ſah ich vor Abends nicht wieder, und auch da nur einen Augenblick. Er war ſehr guter Laune, und ſprach von dem Spatziergang, den er nach Tiſche mit mir machen wollte, um am Ufer des Sees der friſchen Luft zu genießen. Wir gingen auch wirklich gegen eilf Uhr hin. Die Nacht war ſehr dunkel, wir hatten viel Mühe, die Menge kleiner Geſellſchaften, die umherſpatzirten, zu erkennen. Wir fingen ſchon an zu glauben, wir würden die Geſellſchaft, die wir ſuchten, nicht antreffen, als wir die hellgellende Stimme der Frau v. Durtan hörten. Mein Vater drückte den Huth über die Au-

gen, ich mußte den Capuchon meines Mantels um den Kopf schlagen, und so näherten wir uns, so viel als möglich. Wir unterschieden drey Frauenzimmer und eine Mannsperson: ich machte die Bemerkung gegen meinen Vater, das wäre also wenigstens kein Tete : a : Tete, — „Frau v. Durtan, sagte er, muß doch auch Jemanden zur Gesellschaft haben.„ — Wirklich fing die Gesellschaft auch an, sich ein wenig zu trennen, und setzte sich. Wir thaten dasselbe auf einem Sitz hinter dem ihrigen. Wir lauschten sehr aufmerksam und spitzten stillschweigend die Ohren. Noch hatten wir nichts, als einige sehr gleichgültige Worte gehört, als Hr. v. St. Auge auf einmahl die Stimme etwas erhob, und sagte: „Ich versichere „Ihnen, man thut Hrn. v. Germosan „sehr Unrecht. Nicht aus einer tadelnswerthen Eitelkeit oder aus Habsucht sucht er „reich zu werden. Er wünscht weiter nichts, „als seine Tochter so reich zu machen, daß „sie einmahl bey der Wahl eines Mannes „blos ihre Neigung zu Rathe zu ziehen braucht. „Scheint es also auch jetzt, als wäre er ein

„Liebhaber von Aufwand und Pracht, ſo „weiß er doch gewiß, daß ſeine Umſtände es „vollkommen erlauben. Vielleicht ſetzt er ein „allzu blindes Vertrauen in Hrn. de la „Hauſſe: doch er kennt ihn ja, er wird „ſich nicht durch einen allzu großen Ehrgeiz „hinreißen laſſen. Der Neid, die Eiferſucht „verdammt ihn: gewiß die Familie wird imm„mer ſo glücklich ſeyn, als ſie es verdient, „und niemand verdient es mehr, als Fräu„lein v. Germoſan. Ich kenne kein lie„benswürdigeres, kein intereſſanteres Fram„enzimmer: ſie iſt eine durchaus vollkomm„mene ſ ſ ſ „

Weiter konnte ich nichts hören. Mein Vater ſprang mit einer Gebehrde, die ſeinen Unwillen verrieth, auf, und ſagte: „Worein „ſich der zudringliche Menſch nicht alles miſcht! „Auf alle Fälle muß es ihm ſehr gleichgültig „ſeyn, wie es um mein Vermögen ſteht.„ — Wir gingen mit verdoppelten Schritten weiter, und kamen nach Hauſe, ohne daß eines von uns weiter ein Wort geſprochen hatte. Ich war ſehr verdrüßlich über das, was wir gehört hatten. Ich ſah, daß die Rede des

Hrn. v. St. Ange einen unangenehmen Eindruck auf meinen Vater gemacht hatte. Ich sah, daß es nicht leicht werden würde, diesen Eindruck bey ihm zu vertilgen; ich wagte also lieber gar keinen Versuch. Den Tag drauf sah er sehr mißmüthig und niedergeschlagen aus, wir bekamen ihn fast gar nicht zu sehen. Bey Tisch sprach er nur ein paar Worte, und war den ganzen übrigen Tag sehr beschäftigt. Ich ließ meiner Tante sagen, ich würde auch heut sie nicht sehen können, und ließ mich zugleich nach ihrem Befinden erkundigen. Sie schien empfindlich darüber zu werden und antwortete, sie hätte heut sehr auf mich gerechnet: sie könnte nicht begreifen, warum ich sie verließe. Gründe von ihrer Seite könnten doch unmöglich da seyn. Ich suchte verschiedenemahl Gelegenheit, mit meinem Vater zu sprechen, ich wollte ihn über alles, was ihn beunruhigen und besorgt machen könnte, zufrieden stellen. Den Abend trat ich in sein Zimmer, und umarmte ihn mit wahrer Zärtlichkeit: er wollte mich aber unter dem Vorwand

dringender Geschäfte nicht anhören. Am folgenden Morgen erhielt ich folgendes Billet.

„Gnädiges Fräulein.„

„So wäre es also gewiß, daß ich der „Grund bin, warum Sie nicht mehr „zu Ihrer Frau Tante kommen? Sollte ich unglücklich genug gewesen seyn, „einigen bösen Verdacht bey Ihrem Hrn. „Vater gegen mich erregt zu haben? „Sein freundschaftliches Betragen, seine Höflichkeit hatte alle meine Furcht „und Besorgnisse zerstreut — was soll, „was kann ich thun, die seinigen aus „dem Wege zu räumen? Erlauben Sie „mir, gnädiges Fräulein, daß ich ihm „alles sage, was ich denke. Er soll über „mein Leben entscheiden, und jedermann „soll seine natürliche Freyheit wieder erhalten. Ich fange damit an, mich „zurückzuziehen, damit Sie Ihre ganze ungestörte Freyheit genießen, und „Frau v. Bonval nicht das Glück entbehren darf, Sie zu sehen. Mit einer wahren Verzweifelung sehe ich mich

„gezwungen, Sie zu meiden: aber ganz
„unmöglich wäre mirs, dieses Leben
„lange zu ertragen. Sagen Sie mir
„ein paar Worte hierüber, gnädiges
„Fräulein, ich beschwöre Sie, oder ich
„werde Ihr Stillschweigen als eine Er-
„laubniß, oder vielmehr als einen Be-
„fehl ansehn, mich an Ihren Herrn Va-
„ter zu wenden. Dieses letztere ist der
„Wunsch meines Herzens. Ich glau-
„be nicht, daß Sie irgend einigen Grund
„haben, sich dagegen zu setzen. Sie
„können doch seinen Willen ganz nach
„dem Ihrigen bestimmen. Und so lege
„ich denn das Schicksal meines ganzen
„Lebens in Ihre Hände. In meiner
„Entfernung von Ihnen werde ich mei-
„nen einzigen Trost darinn suchen, mein
„Leid und mein Unglück in das Wälde-
„chen zu tragen, das Ihnen so lieb ist,
„an den Bach, wo ich Sie im Nach-
„denken vertieft fand. Ich werde wäh-
„nen, Sie noch da zu sehen, und dort
„wiederhohlen, was ich hier schwöre,

„Sie ewig — ewig mit gleicher Leiden„schaft anzubeten.„

Ich schickte mit der Post folgende Antwort zurück;

„Es ist wahr, ich habe mich einige „Tage über genöthigt gesehen, das Haus „zu hüthen: allein ich bitte Sie, kei„nen außerordentlichen Grund davon „aufzusuchen. Es ist sehr natürlich, „daß ich bey meinen Aeltern bleibe. „Nichts kann die Empfindung schwä„chen, die mich täglich mehr an sie fes„selt. Alles, was Sie Ihnen sagen „könnten, S. H. würde sehr vergeblich „seyn. Weit leichter und rathsamer „ists, Ideen, die blos auf Einbildun„gen beruhen, und die alle Umstände „unausführbar machen, gerade zu aufs„zugeben. Sie müssen das alles so gut, „und noch besser einsehen, als ich. Das „ist, was die Vernunft mir befiehlt, „und ich bitte Sie, überzeugt zu seyn, „daß ich meine Meinung hierüber nicht „im geringsten ändern werde.„

Den folgenden Tag machte ich einen Morgenbesuch bey meiner Tante. Nachdem sie mir viel Vorwürfe gemacht hatte, daß ich drey ganze Tage verfließen lassen, ohne sie zu sehen, fing sie an von Hrn. v. St. Ange zu sprechen. Wir hatten uns schon mehrmahls von ihm unterhalten, aber immer nur in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken, die niemahls unsere wahre Meinung deutlich genug verriethen. In dem Augenblick aber waren wir beyde weit aufgelegter, frey vom Herzen zu sprechen.

„Ich fürchte sehr, sagte meine Tante, „Du bist blos deshalb nicht zu mir gekommen, weil Dein Vater Dich hier mit Hrn. „v. St. Ange angetroffen hat. Er wird „gesehen haben, daß er Dich liebt.„ —

„Nein, liebe Tante, das hat er nicht „gesehn.„ —

„Wie? fuhr sie mit einer freudigen Miene fort, so wäre es ihm wirklich entgangen. Und gleichwohl ist nichts klarer, nichts „unverkennbarer.„ —

„Und woran, ich bitte Sie, kann man's „denn erkennen?„ —

„Woran? Ey nun, an Allem. Jede Be„wegung, jede Gebehrde, jeder Blick von „ihm sagt es deutlich genug. Aus allem „kann man mit vollkommner Gewißheit se„hen, daß er die heftigste Leidenschaft für „Dich hat. Ich bin fest überzeugt, nie ist „noch ein Mädchen so geliebt worden, wie „Du von ihm geliebt wirst. Doch, was „schwatze ich da lange: Du selbst weißt das „alles besser, als ich.„ —

„Ich habe mir nie Mühe gegeben, die „Sache so genau zu untersuchen, als Sie mei„nen: übrigens wissen Sie, wie sehr man „sich in solchen Sachen irren kann. Je „mehr man dabey interessirt ist, desto leich„ter ist der Irrthum begangen, und Sie „selbst, liebe Tante, Sie selbst müssen noch „mißtrauisch gegen Alles seyn, was Sie zu „bemerken glauben.„ —

„Mißtrauisch seyn? Ich? mißtrauisch „seyn? Nein, das bin ich und kann es ewig „nicht seyn, wenn ich eine Sache so deutlich „und unwidersprechlich vor mir sehe. So „bald Du Dich sehen lässest, wird er unru„hig, und zeigt eine reizende Furchtsamkeit.

„Bist Du nicht da, so bemerkt man an ihm „Unruhe und Langeweile, die seinen Verdruß „und seinen Kummer deutlich genug abmahs„len. Es ist, als achte er es nicht der Müs„he werth, zu sprechen, oder Jemanden ans„zuhören. So bald er Dich sieht, so bald „kehrt auch das Leben in ihn zurück. Sei„ne Augen verirren sich nicht einen Augens„blick von Dir, er verliehrt nicht ein Wort „von dem, was Du sagst. Er dependirt von „jeder Gebehrde, von jeder Miene, die Du „machst. Geh, Boshafte, Du weißt es „selbst nur zu gut, allein es macht Dir Ver„gnügen, es auch von mir zu hören.„ —

„Ich versichere Ihnen, liebe Tante, ich „verlange nichts zu wissen. Es gibt Leute, die „weit entfernt sind, so zu denken, wie Sie. „Doch, das mag auch seyn, wie es will, so „viel ist fest und beschlossen, es wird nies„mahls etwas draus. Haben Sie sogar sols„che Gedanken, so können leicht andere Leute „auf ähnliche fallen, und ich mag keine Ges„legenheit dazu geben. Ich werde Hrn. v. „St. Ange nie wieder sehn.„ —

„Ja, das habe ich wohl gedacht. Mit „seinem großen Vermögen ist Deinem Vater „auch der Ehrgeiz eingekommen. Er will „einen Schwiegersohn, der seiner Eigenliebe „schmeichelt; die ersten Empfindungen Deines „Herzens, die einzigen Mittel zu einem glück„lichen Leben sollen vergeblich seyn. So geht es „immer. Ach! wer weiß es besser, als ich? „Ich bin auch einmahl geliebt worden, ich „habe auch einmahl wahre Zärtlichkeit einge„flößt. Vor allzu großer Vorsicht und Miß„trauen entschlüpfte mir das Glück unter den „Händen. Nie habe ich nachher wieder so „geliebt, wie das erstemahl, aller Trost, den „ich suchte, war unfruchtbar, und vergrö„serte nur die Reue über die begangene Thor„heit. Ich sage Dir nichts, ich rathe Dir „nichts, liebe Nichte, allein ich beklage Dich. „Es ist doch grausam, daß die ersten Regun„gen, die ersten Wünsche unsers Herzens, „die von Sympathie erregt, und von der „Natur eingegeben worden, nie erhört wer„den sollen, daß man sie fast immer zurück„stoßen, erstickeⁿ, und sich unter die Umstän„de und Convenienzen fügen muß, die nie-

„mahls unser Glück zu machen im Stande
„sind, und die kaum ein paar Augenblicke
„lang betäuben. Ich sage es gerade heraus,
„Hr. v. St. Ange scheint mir ein Mann zu
„seyn, der in jeder Rücksicht die wärmste Lei
„denschaft und die heftigste Liebe verdient.
„Er vereinigt alles in sich, Charakter, Ver-
„stand, Empfindung, Figur: Du hast sein
„ganzes Herz in Besitz genommen, und wenn
„das, was Du sagtest, Dein Ernst ist, so
„werdet ihr mit allem, was dem Menschen
„das größte Glück versichern kann, höchst un-
„glücklich werden.„ —

„Aber, liebe Tante, Sie setzen da viel
„zum voraus. Diese Leidenschaft, von der
„Sie sprechen, existirt in der Wirklichkeit
„nicht. Hr. v. St. Ange ist längst und
„sehr genau mit Frau v. Bruant verbun-
„den.„ —

„Mit Frau v. Bruant? Das ist ganz
„unmöglich. Ich kenne dieses Weibchen auch
„ein bischen. Ihre Aufführung ist nicht die
„beste. Sie hat einen alten Mann, und
„sucht sich auf andere Art zu entschädigen.

„Ja, das glaub' ich, sie würde sehr wohl „mit zufrieden seyn, wenn es Hrn. v. St. „Ange einfiele, um ihre Gunst anzuhalten: „von ihm aber bin ich überzeugt, daß er nicht „im Stande ist, sie nur einen Augenblick zu „lieben. Sie hat mir viele Verbindlichkei„ten: ich habe mancherley Ansprüche an sie „zu machen. Ich kenne sie von außen und „von innen. Sie ist eine unbescheidene „Schwätzerinn, die nichts verschweigen kann. „Vielleicht rühmt sie sich gar, Hrn. v. St. „Ange zum Liebhaber zu haben. Ich will „alles erfahren, was vorgeht. Ich muß es „wissen, wär' es auch nur, um Dir zu be„weisen, daß ich nicht irre, und daß ich „mich ein wenig drauf verstehe, die Geheim„nisse von Männerherzen zu ergründen.„

Das war es ohngefähr, was meine Tante sagte. Sie bezeigte mir noch viel Theilnahme und eine wirklich tröstende und erquickende Freundschaft. Sie hat Verstand, Geist, und ein vortrefliches Herz. Sie gab mir verschiedene gute Rathschläge und Ermahnungen: allein ich werde sie nie befolgen.

Nie werde ich etwas gegen die Ideen und Absichten meines Vaters thun. Er hat mit Zutrauen und mit Zärtlichkeit mit mir gesprochen: keins von beyden werde ich mißbrauchen. Es ist ihm um mein Glück zu thun, an dieser guten Absicht soll mirs gnügen, und ich werde mich darüber ganz auf ihn verlassen. Ueberdieß, so bald Hr. v. St. Ange einmahl gewisse Verbindungen mit Frau v. Bruant hat, so braucht er keine andern, und die nächtlichen Spatziergänge werden ihm für alles andere hinlänglich Ersatz seyn. Ich werde meinen festen Entschluß nicht ändern, ihn nie wieder zu sehen. Ich sehe mich eben so sehr für gebunden an, als wenn ich meinem Vater ein förmliches Versprechen gethan hätte, vorzüglich heute, da er ganz gewiß über das, was er aus dem Munde des Hrn. v. St. Ange gehört hat, sehr ungehalten ist. Hr. v. St. Ange hat sehr Unrecht, daß er mit Frauenzimmern, wie diese sind, von unsern Angelegenheiten spricht. Es hat mich selbst sehr beleidigt, und ich habe alle Gründe zu glauben, daß mein Ver-

ter sich nicht irrt. Denken Sie nun auch so, wie er; so bin ich vollkommen überzeugt. Seyn Sie also ganz ruhig, liebste Freundinn; mit der vollkommensten Ueberzeugung, daß Sie Ursache haben, es zu seyn, verlasse ich und umarme Sie. Leben Sie wohl.

Fünf und sechzigster Brief.

Laura an Sophie.

Liebste Freundinn, meine Aeltern sind auf ihr Landhaus zurückgekehrt: ich bin heut noch allein in der Stadt. So viel ich kann, werde ich mich mit Ihnen beschäftigen. Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, setzt das, was ich in meinem letzten Brief äußerte, nun ganz außer Zweifel, und bestätigt mich in den Gesinnungen und Entschlüssen, die ich damahls schon gefaßt hatte. Ich hätte es Ihnen eher erzählen sollen, ich weiß selbst nicht, warum ich es unterlassen habe. Ich hätte Ihnen ohne Zeitverlust sagen sollen, daß Ihre Vermuthungen über die wahren Gesinnungen des Hrn. v. St. Ange nach und nach anfingen, sehr wahrscheinlich, und mehr als wahrscheinlich zu werden. Ich gestehe, anfangs machte mir diese Entdeckung eben kein großes Vergnügen — worüber ich mir jetzt selbst Vorwürfe mache — damahls würde es mir sehr schwer worden seyn, Ihnen alle Gedanken mitzutheilen, die mich be-

schäftigten, und mir den Kopf einnahmen. Es gibt gewisse Dinge, die man gern wissen, und doch zugleich auch nicht wissen möchte. Man vermehrt sich selbst das Nachsinnen darüber, und die Gedanken kommen in Menge zugeströmt. Man fürchtet, man wünscht, man traut und mißtraut, und die Sachen gehen indeß immer ihren Gang. Ich wünschte, mein Vater möchte noch einmahl anfangen, von der Sache mit mir zu sprechen, ich scheute mich indeß doch, die Rede darauf zu bringen. Er bleibt bey dem Vorsatz, den er einmahl gefaßt, und mir zu erkennen gegeben hat, er sagt nichts weiter, und verläßt sich ganz auf mein Betragen. Das erhöht meine Verbindlichkeit doppelt, seinem Willen zu folgen, und seinen Erwartungen gemäß zu handeln. Ich hoffe, er soll mit mir zufrieden seyn. Vor jetzt aber hören Sie mich an, liebste Freundinn!

Frau v. Taninge und Frau v. Arsili, die noch in der Stadt waren — wo sie jetzt nicht mehr sind — waren einsmahls zum Besuch zu mir gekommen. Sie sprachen viel von unserm Landhaus, und bezeigten das

gröſste Verlangen, es in seiner jetzigen Gestalt zu sehen. Ich that den Vorschlag, den Tag drauf mit ihnen dahin zu fahren, und noch ein paar andere Personen dazu zu bitten. Wir wollten den ganzen Tag drauf wenden, und versprachen uns recht groſses Vergnügen davon. Unterwegs wurden wir von einem heftigen Regenguſs übereilt, doch war es nur ein Schauer, wie sie in der Jahrszeit sehr gewöhnlich sind. Es ging bald vorüber, und der Himmel klärte sich wieder auf, und das Wetter wurde nur desto schöner und frischer. Die Gegend erschien in der gröſsten Schönheit, unser Landhaus nahm sich schöner aus, als jemahls. Niemand scheute sich, naſs zu werden, wir gingen viel spatzieren. Ich lieſs das Frühstück in das Wäldchen schaffen, und die ganze Gesellschaft war äuſserst munter und aufgeräumt. Es fiel mir ein, Hr. v. St. Ange, der bisweilen hier in dem Wäldchen sey, könnte heut auch wohl da seyn. Den Abend gingen wir wieder spatzieren: ich weiſs nicht, wie es kam, daſs ich mich ein paar Augenblicke von der Gesellschaft verlor: ich ging allein, weit hinter den übri-

gen drein. Ich folgte ihnen langsam und zerstreut. Ich setzte den Fuß in einen kleinen Haufen trockner Blätter, die der Wind zusammen geweht hatte. Ich fühlte etwas hartes und bewegliches, worüber ich beynahe hingefallen wäre. Durch die Blätter hindurch entdeckte ich etwas Rothes: es war eine Brieftasche von englischem Maroquin. Ich hob sie auf. Es fiel eine Reißfeder und ein Papier heraus, worauf der Anfang zu einer Zeichnung gemacht war. Es waren die ersten Züge zu einer Aussicht von dem Bach und einigen Gruppen von Bäumen, die um mein Lieblingsplätzchen herumstehen. Ich erklärte mir die Sache so. Es müsse jemand vom Regen hier überrascht worden seyn, und die Brieftasche vergessen haben, oder haben fallen lassen. Ich war einen Augenblick in Verlegenheit, was ich damit machen sollte. Ich war allein, niemand hatte gesehen, daß ich die Brieftasche aufgehoben hatte. Wer weiß, dacht' ich, was sie enthält? Auf alle Fälle ist es Pflicht, sie vor den Augen der Gesellschaft zu verbergen, und so steckte ich sie in meine Tasche. Von diesem Augenblick

an ward sie mir eine drückende Last und Veranlassung zu Verdruß und Unruhe. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich etwas heimlich besäße, was mir nicht gehöre, und daß ich für alle Geheimnisse, die die Brieftasche enthielte, verantwortlich wäre. Ganz gewiß sind Geheimnisse drinn — sagte ich mir — und also muß ich sie zurückgeben. Aber ich muß doch wissen, wem sie gehört? Ich könnte es vielleicht errathen, aber das ist in einem solchen Fall nicht genug: ich muß Gewißheit, volle Gewißheit haben. Und wie kann ich mir diese Gewißheit verschaffen, ohne zugleich mit zu erfahren, was sie enthält? Vielleicht bin ich gar selbst, vielleicht sind andere Personen dabey interessirt. Wem sollte ich wagen, sie anzuvertrauen? Werde ich es überhaupt wagen, sie zurückzugeben? Und wird man glauben, ich habe nichts gesehen, nichts gelesen? Jeder Gedanke war für mich eine neue Verlegenheit. So bald ich nach Hause kam, zog ich sie aus der Tasche, und warf sie auf einen Tisch. Gern wäre ich sie als eine höchst unbequeme Last los gewesen. Die drinn liegenden Papiere waren schon

halb herausgefallen. Vielleicht ist gar schon etwas davon verloren, dachte ich, und du bist nun an allem Schuld, und verbunden, für alles zu stehen. Das elende Ding machte mich höchst unruhig und ängstlich. Doch gestehe ich gern, daß ich auch nicht wenig neugierig war. Was wohl auf den Papieren stehen mag, die da hervorsehn? Sie könnten mir vielleicht über manches die Augen öfnen ! ! ! und doch nein! ich rühre sie nicht an. So etwas sey weit von mir entfernt: ich will nichts wissen. Aber was soll ich nun machen?

In meiner Unentschlossenheit faßte ich endlich den Entschluß, meine Tante darüber zu Rathe zu ziehn. Ich ging den Tag drauf zu ihr, das heißt, gestern früh. Ich brachte ihr meinen Fund. Ich war noch nicht mit meiner Erzählung fertig, wie die Schreibtafel in meine Hände gekommen, als sie schon alle Papiere heraus gehohlt hatte. Sie durchlief sie erst mit flüchtigem Blick, dann las sie dieselben, bey einigen lächelte sie, bey andern sah sie ernsthafter aus. Ich beobachtete sie aufmerksam, wiewohl ich mit ihrem

Verfahren höchst unzufrieden war. Unterdessen hatte ich selbst nicht wenig Lust zu lesen: ich warf die Augen auf das, was meine Tante schon gelesen hatte. Sie fand eine ausgeschnittene Silhouette von einem weiblichen Kopfe, wir suchten ausfindig zu machen, wen sie wohl vorstellen sollte. Meine Tante versicherte, es sey mein Profil. Sie verglich Zug für Zug, und fand alles übereinstimmend. Ich hingegen wollte allenthalben die Züge der Frau v. Bruant finden. Die Papiere lagen schon einzeln auf dem Tisch zerstreut, verschiedene davon schienen schon alt zu seyn. Unvermerkt fingen wir an zu lesen, und lasen, und lasen alles ohne die mindeste Discretion. Es waren Verse, Briefe von Frauenzimmern, Geschäftsbriefe. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen etwas davon mitzutheilen. Sie müssen auch Theil an meiner Indiscretion nehmen. O wie gern möchte ich Sie zur Theilnehmerinn aller meiner Fehler, aller meiner Vergehen machen! Sind Sie nicht auch ein wenig neugierig, liebste Freundinn? Gewiß, wenigstens nehme ich es an. Und überdieß wie können Sie ver-

langen, daß ich irgend etwas heimlich vor Ihnen halten soll? Ist nicht alles noch ein Geheimniß, was blos Ihnen und mir bekannt ist?

Erstes Billet.

(Mit dem Stempel der kleinen Post von Paris.)

„Ich weiß nicht, was Sie gestern vor„hatten, mein Herr. Sie waren auf eine „unerträgliche Art zerstreut. Sie verwende„ten die Augen nicht einen Augenblick von Frau „de Tain. Und was ist denn so viel zu dem „guten Dinge? Sie ist jung, blond, sieht „weiß und roth aus, trotz einem Mädchen vom „Lande, ist so völlig und untersetzt, wie eine „ehrliche Bürgerfrau. Mit Einem Worte: „sie ist noch was Neues, sie hat erst den Fuß „in die Stadt gesetzt, und so etwas wollen „Sie. Mehr braucht es nicht, Sie zu zer„streuen. Sind Sie schon müde, glücklich „zu seyn? Sie sind doch eine wahre Mannes„person. Sie wissen den Werth einer wahr„haften Zärtlichkeit nicht zu schätzen. Ich „will es Sie lehren, auch wider Ihren Wil-

„len. Meine kleine Loge auf dem großen „Theater habe ich heut an eine Freundinn „überlassen, und werde bis um neun Uhr „Abends allein zu Hause seyn. Ich verspre„che auch, Sie von nichts, als von Frau de „Tain zu unterhalten. Das muß Sie doch „reitzen, zu kommen.„

Zweytes Billet.

„Ich bin noch gar nicht mit Ihnen zufrie„den, mein Herr, und Ihre Idee, daß es viel „angenehmer und viel ehrenvoller sey, den „Geliebten wieder in seine Fesseln zurückzu„bringen, als niemahls seinetwegen in Sor„ge zu seyn, ist eine Spitzfindigkeit, die mir „nicht in den Kopf will. Ich erkläre Ihnen, „ich mag nichts mit einem zurückgebrach„ten Liebhaber zu thun haben. So viel „Mühe, als das kosten würde, mag ich mir „nicht geben, denn ein Triumph über Frau „de Tain würde meiner Meinung nach die„se Mühe nicht genug belohnen. Eigen„liebe und kleinliche Ruhmsucht mischen sich „niemahls in meine Empfindungen. Ich „folge nur den Gefühlen meiner Seele, die

„von Ihrer Flatterhaftigkeit und Ihrem „Leichtsinn zu viel leiden würde. Alſo, lie„ber St. Ange, geben Sie entweder Ihre „neue Bekanntſchaft, und Ihre neuen Plä„ne auf, oder Sie verlieren Ihre Anſprüche „auf mein Herz, das Sie noch liebt. Ich „werde Sie heute nicht eher, als in der Oper „ſehen. Meinen Platz nehme ich in der Lo„ge der Frau v. Durfe, wo Sie gewöhnlich „ſind. Von da werde ich noch einige Viſiten „machen, und dann bey meiner Marquiſe „d' Ambeur ſoupiren. Ich hoffe, dieſen „Morgen ein paar Worte von Ihnen zu „hören.„

Drittes Billet.

„Iſt es Ihnen nicht möglich, lieber St. „Ange, ein bischen weniger Witz in alles, „was Sie ſchreiben, zu bringen? Ein bis„chen mehr Einfalt in Ihre Reden, eine voll„kommne Freymüthigkeit in alle Ihre Hand„lungen? Sie machen mir zu viel Sorge „und Kummer; gewöhnlich verſtehe ich Sie „gar nicht. Ich erwarte von Ihnen nichts, „als die natürlichen Empfindungen und Er-

„gießungen Ihres Herzens: ich wünschte,
„daß nicht so viel Scharfsinn erforderlich wä-
„re, um Sie zu errathen. Kommen Sie
„also, und erklären Sie mir Alles, was ich
„nicht verstanden habe... Sie müssen mich
„diesen Morgen noch zum Mahler begleiten,
„denn ich heut zum letztenmahl sitzen will. Es
„ist also ganz Ihr Fehler, wenn das Bild
„keine lächelnde Miene macht. Von da wol-
„len wir in die Straße St. Honore, wo
„ich etwas einzukaufen habe, und dann wol-
„ten in den Palais royal, wo wir so lan-
„ge spatziren gehen wollen, bis ich Sie mit
„mir nach Hause zum Diner nehme. Hier-
„auf lesen Sie mir, indeß ich meine Toilette
„mache, das kleine Stück vor, das Sie ge-
„macht haben, und das Sie mir zuerst hät-
„ten lesen sollen. Mich dünkt, ich habe so
„viel Ansprüche auf Ihren Kopf, als auf
„Ihr Herz. Dann gehen wir zu den Itali-
„änern in die kleine Loge, die ich heut habe.
„Wir werden eine Gesellschaft finden, die
„bey mir soupirt, und die sich gleich nach der
„Komödie einfindet. Ich hoffe, nichts von
„dieser ganzen Einrichtung soll Ihnen eine

„Aufopferung koſten. Wenn ich es merkte, „ſo würden Sie keinen guten Lohn dafür bekommen. Ich verlange keine Antwort: ich „verlange Sie ſelbſt.„

Viertes Billet.

(von anderer Hand.)

„Du biſt ein ſonderbarer Mann, lieber „St. Ange. Du gehſt in dem Augenblick „fort, wo wir im Begrif ſind uns zu Tiſche „zu ſetzen. Man kann alſo durchaus nicht „mit Dir verbunden ſeyn, und das Vergnügen hat keinen Reiz für Deine Seele? Du „haſt viel dadurch verloren, daß Du uns verlaſſen haſt. Die Duparc und die Ledoux waren von einer entzückenden Laune. „Die Fleuri ſang uns recht luſtige, tolle „Liederchen, ich lache noch, wenn ich dran „denke. Lieber Freund, ſey ſo gut, und leihe mir zwanzig Piſtolen, aber dieſen Morgen noch: gib ſie meinem Bedienten, und „ſo bin ich Dir nun funfzig ſchuldig. Du „weißt, daß ich bald eine ſehr anſehnliche „Summe Geldes zu freyer Verwendung bekomme: und ſo hoffe ich, daß ich keine groſ

„ſe Indiſcretion begehe, wenn ich Dich um „die beſtimmte Kleinigkeit erſuche. Ich kann „gar nicht rathen, wie Du's machſt. Du „biſt nicht reich, Du lebſt in Paris, und „haſt immer Geld und Credit übrig. Wir „wollen mit einer Geſellſchaft allerliebſter und „ehrbarer Frauenzimmer in Sceaux ſpazie„ren gehn und ſoupiren. Du kennſt Sie „nicht, allein, wenn Du ſonſt Luſt haſt, „kannſt Du immer von der Parthie ſeyn. „Schreib mir eine Zeile zur Antwort, und „nimm zum Voraus meinen Dank für das „Geld, das Du mir zu ſchicken die Gefällig„keit haben wirſt u. ſ. w.„

Fünftes Billet.

(von anderer Hand.)

„Ich habe geſtern noch mit unſerer Freun„dinn von dem Abſchied geſprochen, um den „Sie für den alten Offizier nachſuchen. Sie „iſt gewiß, ihn zu erhalten, weil ſie morgen „mit einer Perſon, die ſie in dieſer Sache „kräftig unterſtützen kann, in dem Donlog„ner Holz ſpaziren gehen wird. Laſſen Sie „indeß mit Ihren Nachſuchungen nicht ab...„

„Ihr Gedächtniß iſt ſehr glücklich, die Sol„licitantinn iſt ſehr geneigt und aufgelegt... „die Sache muß glücklich ausſchlagen: und „Sie haben dann alles allein gethan. Sie „werden das Vergnügen haben, ſich einem „Freunde verbindlich zu machen, und ſich zu„gleich eine gute Freundinn zu erwerben... „Vielleicht koſtet es euch noch etwas Geld. „Wenigſtens behauptet man, dieß werde die „Perſon dafür entſchädigen, daß ſie ſich dem „Manne überläßt, von dem ſie das erhalten „wird, warum Sie anhalten. Doch das „braucht nicht eher als im Nothfall zu ge„ſchehen. Ehe Sie den Beutel ziehen, laſ„ſen ſich noch andere Mittel verſuchen. Doch „darüber können wir uns mündlich vereini„gen u. ſ. w.„

Sechſtes Billet.

(von anderer Hand.)

„Wiſſen Sie, lieber St. Ange, daß ich „Ihrenthalben ſehr beſorgt bin? Seit Ih„rem Zufall ſind Sie ganz ein anderer Mann. „Ich fürchte faſt, Ihr Kopf hat etwas da„bey gelitten. Sie haben nicht mehr die an-

„genehme, anhaltende Munterkeit und frey„he Laune, die Ihrem Umgang so schätzens„werth machte. Sie genießen der zärtlichen „Freundschaft nicht mehr, die, wie Sie sonst „sagten, den größten Reiz Ihres Lebens „machte. Zweymahl habe ich Sie schon in der „Ecke an meinem Kamin gähnen sehen. Sie „sind zerstreut, einsylbig. Bisweilen sehen „Sie aus, als wenn Sie im Nachdenken „ganz vertieft wären, ein andermahl sind „Sie wieder muthwillig, und von einer aus„schweifenden Fröhlichkeit. Alles das, war „sonst bey Ihnen der Fall nicht. Was ist „Ihnen denn begegnet? Was ist an dieser „gänzlichen Umschaffung Schuld? Sagen „Sie mir es offenherzig: Sie wissen, daß „ich Ansprüche auf Ihr Zutrauen machen „kann. Ich will Ihnen beweisen, daß die „Zärtlichkeit leiden kann, ohne der Freund„schaft Schaden zu thun. Nur auf diese letz„tere bin ich eifersüchtig. Kommen Sie, „lassen Sie uns untersuchen. Sollte es Fräu„lein v. Mirfort seyn? Unmöglich, ich „kanns nicht glauben. Sie haben zu viel „Geschmack. Fräulein v. Germosan —

„Auch das iſt eben ſo unmöglich. Das würde Ihnen zu viel Mühe machen. Indeß, „wer weiß? Wenigſtens haben die Germos„ſans ſo viel Theilnahme, ſo viel Mitleid „und Schmerz bey Ihrem Unfall geäußert, „haben ſo viel Sorge für Sie getragen. Das „kann leicht Ihrer Eigenliebe geſchmeichelt „haben: Ihre Phantaſie hat ſich in Galopp „geſetzt — wer weiß, was für närriſches „Zeug durch den gequeſten Kopf gegangen „iſt. Lieber Freund, laſſen Sie ſich nicht „von leeren Illuſionen täuſchen: gebrauchen Sie „die Augenblicke Ihres Lebens beſſer, und ſe„hen Sie keinen auf ein ungewiſſes Spiel. „Sie wollen ſich nicht verheyrathen: ewige „Bande ſind ein zu ſchreckliches Bild für Sie. „Die ſchönſte Frau brauchte nur Ihre Frau „zu ſeyn, um ſie in ein paar Wochen vor „Langerweile unter die Erde zu bringen. Kom„men Sie, ſoupiren Sie dieſen Abend bey „mir. Wir wollen zuſammen plaudern, wenn „ſich die übrige Geſellſchaft entfernt hat. „Mein Mann klagt auch, daß man Sie gar „nicht mehr zu ſehen bekäme.„

Siebentes Billet.

(von anderer Hand.)

„Ihre Verwendung bey meinem Mann
„hat den besten Erfolg gehabt. Er hat Ih-
„ren Gründen und meinen Bitten nachgege-
„geben, und mir endlich ein glückliches Loos
„für meine ganze Lebenszeit versichert. Ich
„weiß nicht, wie ich Ihnen genug dafür dan-
„ken soll. Sie haben gethan, was Hr. v.
„Dutram, der vertraute Freund meines
„Mannes, nicht thun mochte, aus Furcht
„ihm mißfällig zu werden. Die Theilnah-
„me und der Eifer, mit der Sie die Sache
„betrieben haben, hat mich innigst gerührt,
„und fodert meine ganze Dankbarkeit. Aber
„warum hören Sie auf uns zu besuchen, da
„das Werk nunmehr zu Stande gebracht ist?
„Mein Mann ist kränker, als er gewesen ist;
„das hindert mich, Ihre Frau Schwester so
„oft zu besuchen, als sonst geschehen würde,
„da sie so gütig ist, mich häufig zu bitten.
„Fürchten Sie sich nur nicht vor der Langen-
„weile, die Ihnen mein Mann machen könn-
„te: ich versichere Ihnen, ich bin viel allein.
„Ueberdieß habe ich noch von mancherley mit

„Ihnen allein zu ſprechen. Ihre gehorſame
„Dienerinn

Bruante

Lied.

1.

Nein! nie will ich ſie wiederſehn!
Umſonſt ſind Seufzer, Thränen, Flehn,
Laurettens Liebe zu gewinnen.
Zu ſpät werd' ich des Irrthums innen.
Sie iſt voll Stolz und Uebermuth,
Und glückt' es einem noch ſo gut,
Tief in der Spröden Herz zu dringen;
Wie würd' er ewig doch ſie zum Geſtändniß bringen.

2.

Noch heut will ich der Stadt entfliehn,
Und fern in eine Wüſte ziehn,
Und keines Menſchen Stimme hören:
Von Wurzeln mich und Kräutern nähren.
Dort, ſüßen Frieden in der Bruſt,
Und gleich entfernt von Schmerz und Luſt,
Soll mich die ſpäte Weisheit lehren,
Lauretten, wenn auch nicht vergeſſen,
doch — entbehren.

An die Einsamkeit.

„Sey mir gegrüßt, sanfte, holdselige „Einsamkeit! Gefährtinn des Weisen und „Edlen! Vor deinem heiligen, durchdringens „den Auge entflieht der Schwarm der Thos „ren und Bösewichter.„

„Welch ein süßes Vergnügen, mit dir „Hand in Hand zu gehen, und deiner leisen „Rede zu lauschen, die Unschuld und Wahr„heit vermählt, und die unempfindlichsten „Herzen erweicht!„

„In tausend verschiedenen Gestalten er„scheinst du den Augen der Sterblichen, und „gefällst und entzückst in jeder Gestalt. In „heilige, geheimnißvolle Träume vertiest, „wandelst du hier, gleich dem einsamen Phis„losophen. Bald aber erhebst du dich schnell „vom Thal zum Hügel, und schwebst in den „höhern Regionen des Aethers. Bald wans„derst du als Schäfer über die Flur, und „spielst ein unschuldiges Lied auf deinem Has„berrohr. Bald erscheinst du als ein Liebens„der mit allem Feuer und aller Anmuth dies„ser Leidenschaft auf deinen Wangen: bald

„in der ruhigen Miene der Freundschaft, als „die Bluhme der Gegend, die himmlische „Laura, wenn sie mit ihrer silbernen Laute „(ihre Laute liebt dich, wie sie!) durch das „lange sich schlängelnde Thal, durch das schat„tigte Wäldchen geht, und ihre Nebenbuh„lerinn, die Nachtigall, zu Gesängen aufs „fordert!„

„Dein ist der balsamische Hauch des Mor„gens, wenn die eben entfaltete Rose sich im „Thau badet; dein der stille Schatten des „Waldes, wenn die Hitze des Mittags brennt! „Dein ist die bequemste Stunde der Begeiste„rung und des Nachdenkens, wenn die abends„lichen Szenen verschwinden, und die matte „Landschaft sich in Duft verliert, die sanfte „Stunde der Dämmerung, und vor allem „die heilige Stille der Mitternacht!„

„In deinem Geleite gehen Engel, die „vom Himmel zu dir herabsteigen, und die „Tugenden der Weisen und Hirten. Heitere „Unschuld, in Weiß gekleidet, erhebt vor dir „ihr furchtloses Haupt. Um dich her leuch„ten die Strahlen der Religion, und erleuch„ten deine Finsternisse mit göttlichem Lichte.

„Neben dir scherzt die süße Freyheit, und dir „singt entzückt selbst Urania, die edelste der „Musen!„

„O laß mich in deine heilige Zelle drin„gen, und in deinen entlegensten Grotten „wohnen. Sitze ich in der Fülle der Begeis„sterung auf dem eichengekrönten Hügel mei„ner mütterlichen Flur, und werfe mein sorg„loses Aug' auf die stolzen Thürme und Pa„läste der Stadt, und denke an ihre Laster, „ihre Sorgen und Mühe — dann tröste „du mich, und nimm mich wieder in die tief„sten Schatten deines Haines auf! „

Ich verschone Sie, liebste Freundinn, mit den Geschäftsbriefen, und noch einer Menge anderer Briefe und Verse, die wir liegen ließen, ohne weitere Aufmerksamkeit darauf zu richten. Bey jedem Blatte machten wir uns Vorwürfe über unsere Indiscretion, und hörten doch nicht auf zu lesen. Auch in unsern Betrachtungen und Schlüssen über das Gelesene konnten wir uns Anfangs nicht vereinigen. Meine Tante sah in Hrn. v. St. Ange allenthalben den interessanten

Mann, der, da er bey den Frauenzimmern, die ihm vorkamen, nicht solche Empfindungen fand, die in der Liebe allein glücklich machen können, sich nicht an sie attaschirte, sondern seinen Kopf brauchte, Männern von Verdiensten Ehre und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mir hingegen kam es vor, als benutze Hr. v. St. Ange mit viel Selbstsucht und Leichtsinn seine Vortheile und die Schwäche einiger Frauenzimmer, und als suche er weiter nichts als Gelegenheit, seinen Witz glänzen zu lassen, wenn er von Männern von Talent und Genie spricht. - Alles, was ich gelesen hatte, (und manches las ich mehr als Einmahl) machte einen Eindruck auf mich, der meine Empfindungen sehr schwächte. Dieser Mann, der an so vielen ganz verschiedenen Sachen Antheil nimmt, kann unmöglich an Einer Sache vorzüglich starken Antheil nehmen. Dieser Gedanke verminderte natürlich auch den Antheil sehr, den ich sonst ohngefähr an ihm nehmen mochte. Wir stritten uns eine ziemliche Weile — ich wollte und mußte über Hrn. v. St. Ange und seine Briefstasche einen Entschluß fas-

sen. Ich theilte meiner Tante die Ideen meines Vaters und alles mit, was zwischen ihm und mir vorgegangen war. Ich sagte ihr, daß ich Willens wäre, mein Betragen nach seinen Wünschen und den Winken, die er mir gegeben, einzurichten. Allein sie hatte eine Menge Erinnerungen zu machen. Sie that verschiedene Vorschläge, die aber alle darauf hinausliefen, Hrn. v. St. Ange kommen und ihn entscheiden zu lassen. Das war nun gar nicht nach meinem Sinn. Ich wollte ihn ganz dem Schwarm von Weibern, in dem er sich herumdreht, und seinen interessanten Geschäften überlassen, und gar nichts mehr von ihm wissen und hören. Sie widersetzte sich lange. Je mehr sie versicherte, ich handele gegen meine eigene Empfindung, desto mehr befestigte ich mich in meinem gefaßten Entschluß. Als sie sah, daß nichts gegen meinen festen Willen zu thun war, so schlug sie vor, ich sollte Hrn. v. St. Ange noch einmahl sehen, und ihm selbst die Briefstasche, die ich gefunden, wiedergeben, ihm gestehen, daß ich, da ich nicht gewußt, wem sie gehöre, alle darinn befindlichen Papiere ge-

lesen, allein auch die tiefste Verschwiegenheit versprechen. Dieses, meinte sie, würde zugleich die herrlichste Gelegenheit seyn, ihm meinen endlichen Entschluß und meine wahsten Gedanken über unsere Verhältnisse zu entdecken. Meine Tante sprach mit einem Ton des Mißtrauens zu mir, der deutlich verrieth, sie zweifele an der Aufrichtigkeit meiner Behauptungen, und bilde sich ein, ich ginge jetzt gar nicht aufrichtig zu Werke. Sie traute mir offenbar nicht Stärke genug zu, mit Entschlossenheit zu Hrn. v. St. Ange zu reden, und ihm für immer den Abschied zu geben. Mir kam indeß die ganze Sache so gar schwer nicht vor.

Warum soll ich nicht mit Hrn. v. St. Ange reden? Warum soll ich ihm nicht sagen, daß ich ihn bitte, alle die Gesinnungen, die er bis jetzt für mich geäußert hat, für immer aufzugeben? Warum sollte ich ihm nicht mit klaren Worten sagen, daß ich nichts weiter hören, nichts weiter annehmen mag? Ja — daß ich ihn nie wiedersehen will? daß die Beschaffenheit meiner Neigungen und alle Umstände es durchaus fordern, daß

mir fern von einander, getrennt, und ohne alle weitere Verbindung, als die aus dem gleichgültigsten Umgang entsteht, bleiben? So ist mein Wille, so erfordert es die Umstände, und auf diese Art allein kann ich es Jedermann zu Danke machen, das allein kann mir meine Heiterkeit und Ruhe wiedergeben. Ich bin es meinem Vater schuldig, und ich werde das Vergnügen haben, ihn zufrieden zu sehn. Vernunft und Interesse, alles befiehlt mir, diesen Weg zu betreten. Die Betrachtungen und Ueberlegungen, die ich während dem Schreiben dieses Briefs angestellt habe, haben mich vollends bestimmt, und ich werde mich durch nichts davon abbringen lassen. Ich versicherte meine Tante sehr zuversichtlich, daß ich davon weder weichen noch wanken würde. Ich sagte ihr: alles bleibe so, nur wollte ich Hrn. v. St. Ange lieber schreiben, und ihm seine Brieftasche zurückschicken: auf diese Art hoffte ich, ihm meine wahren Gesinnungen deutlicher und überzeugender vorzutragen. Sie wendete dagegen ein: entweder würde ich nicht erfahren, ob mein Brief in seine Hände gekommen, und

was er für Wirkung gethan, oder ich würde eine Antwort erhalten, die vielleicht weitern Briefwechsel nothwendig machte. Sie behauptete, eine Zusammenkunft müßte auf alle Fälle viel wirksamer, und zu Erreichung meiner Absichten weit zweckmäßiger seyn, weil, wenn ich ihm einmahl selbst meinen festen Entschluß mitgetheilt hätte, ich mirs ganz unmöglich mache, aus Schwachheit oder Uebereilung wieder nachzugeben, und folglich die Sache dabey ihr Bewenden haben müsse. „Ueberhaupt, setzte sie hinzu, erfordert es der „Anstand durchaus, daß Du ihm die Briefe „tasche selbst einhändigst. Allein, liebe Nichte, fuhr sie fort, Du wirst nie den Muth „haben, mit Hrn. v. St. Ange zu reden, „und ihn anzuhören: Deine Furchtsamkeit, „und vielleicht auch Dein Herz erlauben Dirs „nicht. Du wirst die Aeußerungen, die Sprache seines Schmerzes, seiner Verzweifelung „nicht aushalten; Du liebst ihn mehr, als „Du denkst, und würdest Dich nimmermehr „entschließen, ihm einen so harten, unwiederruflichen Abschied zu geben.„ Ich versicherte ihr, ich fürchte mich gar nicht: mein

ne Ruhe, meine Zufriedenheit wären zu sehr dabey interessirt, Hrn. v. St. Ange nie wiederzusehen, und dadurch seinen Bewerbungen ein Ende zu machen, als daß ichs nicht von ganzer Seele wünschen sollte. Ich fuhr mit fester Entschlossenheit fort, wenn sie glaube, daß eine Zusammenkunft das sicherste Mittel wäre, meinen Zweck zu erreichen, so wollte ich mich zwar dazu verstehen, ob ich gleich einen großen Widerwillen dagegen hätte: sonst würde ich in jeder Rücksicht den Ausweg vorgezogen haben, meinem Vater alles zu sagen, und mich ganz nach seinem Willen zu betragen. Frau v. Bonval stellte mir vor, das hieße meinen Vater in Verlegenheit setzen: es würde das Ansehen gewinnen, als wollte ich ihm durch Unterdrückung meiner Neigung für Hrn. v. St. Ange ein Opfer bringen. Ueberdieß würde es die größte Indiscretion seyn, ihm die Brieftasche anzuvertrauen. Wenn ich sie dem rechtmäßigen Besitzer erst wiedergegeben, dann könnte ich doch noch, falls die Umstände es nothwendig machten, mich bey meinem Vater Raths erhohlen. Am besten wär' es, ich machte der ganzen Sache

selbst ein Ende, wenigstens müßte ich erst einen Versuch wagen. Wir stritten noch eine ziemliche Weile, und nahmen alle mögliche Mittel und Wege in Untersuchung, wie man Hrn. v. St. Ange die verwünschte Briefstasche wieder zustellen, und ihn von meinem gefaßten Entschluß benachrichtigen könne. Wir hatten viele Mühe, und konnten doch nicht einig werden. Meine Tante bestand darauf, ich müßte Hrn. v. St. Ange noch einmahl sehen und sprechen. Die große Schwierigkeit war nur, einen schicklichen Augenblick dazu zu finden und festzusetzen. Sie schlug vor, mit Hrn. v. Marville als einem vertrauten Freunde des Hrn. v. St. Ange davon zu sprechen. Diese Idee mißfiel mir nicht, weil ich wünschte, daß er, dessen Urtheil über Hrn. v. St. Ange und auch über mich mir nicht unbekannt war, meine wahre Denkungsart kennen lernen möchte. Kurz, der Morgen verfloß, und wir hatten noch keinen Entschluß gefaßt. Ich ließ meiner Tante die Briefstasche. Sie sagte mir, sie hoffe Hrn. v. Marville heut zu sprechen: sie wolle sich Mühe geben, ihn auszuforschen. Je nach-

dem sie seine Gedanken und Gesinnungen fände, wollte sie mehr oder weniger offenherzig mit ihm von der Sache sprechen. Ich kam verlegener und unruhiger nach Hause, als ich gewesen war, da ich zu Frau v. Bonval ging. Die Brieftasche ist doch ein fataler Umstand, der meine Verlegenheit sehr vermehrt. Ich machte mir selbst die bittersten Vorwürfe, daß ich die Unbesonnenheit begangen hätte, die Brieftasche meiner Tante zu bringen, und daß ich drein gewilligt, daß die Papiere gelesen worden. Ich hätte warten sollen, bis Hr. v. St. Ange sie zurückgefordert hätte; es wäre sehr leicht gewesen, sie ihm durch einen Bedienten zustellen zu lassen, der hätte vorgeben können, er habe sie gefunden. Nunmehr aber kömmt meine Indiscretion, im Fall er sie noch zurückfordern sollte, auf alle Fälle an den Tag. Es muß ihn natürlich noch mehr aufbringen, wenn er entdeckt, daß sie in den Händen meiner Tante ist: er wird glauben, sie habe die Tour durch die ganze Familie gemacht. Er wird gegründete Ursachen haben, sich zu beschweren: mir werden in seinen Augen als die un-

bescheidensten Geschöpfe erscheinen. O wie froh wollte ich seyn, wenn er die häßliche Brieftasche wieder hätte! — Freylich ists wahr, gebe ich sie ihm selbst wieder, so kann ich mich rechtfertigen, und ihm alle unnütze Bedenklichkeiten benehmen. Aber wie könnte ich ihn sehen, so sehen, daß ich mit vollkommener Freyheit mit ihm sprechen dürfte? Also eine förmliche Bestellung? Wir müssen ihn ausdrücklich deshalb von seinem Landhaus kommen lassen? Ich begreife nicht recht wohl, wie meine Tante diese wichtige und entscheidende Sache einleiten will. Recht gut, daß sie es über sich genommen hat, denn je länger ich drüber sinne, desto weniger ersinne ich etwas Kluges. Ist es nur einmahl vorbey, so hoff' ich schon wieder ruhiger zu werden, mein Leben wird seinen gewöhnlichen Gang fortgehen, es wird eine lange Zeit verfließen, ehe ich Hrn. v. St. Ange wieder zu sehen bekomme, vielleicht der ganze Sommer, vielleicht das ganze Jahr. Mit meinem Vater will ich mich dann bald verständigen: ich will mich gern einschließen, wenn es mir auf andere Art nicht gelingen sollte. Ich will mich

nun einmahl wieder an die Stelle und in die Lage versetzen, in der ich mich befand, ehe wir in die Stadt kamen. Ich erinnere mich oft an diese Zeit, und wünsche sie mit geheimer Sehnsucht zurück. Ich war glücklich: ich hatte wohl Recht, daß ich mich vor dem Aufenthalt in der Stadt so sehr fürchtete. Wir sind also keinen Augenblick eines ruhigen Lebens sicher: wir mögen uns vornehmen und entschließen wozu wir uns wollen, unsere Ruhe hängt immer von einer Menge äußerer Umstände ab. Umstände und Verhältnisse, die nicht in unserer Gewalt sind, entscheiden allein darüber. Endlich hoffe ich doch wieder in jene glückliche Lage zurückzukommen. Die Ideen und Absichten meines Vaters bey seinen verbesserten Vermögensumständen sollen wenigstens kein Hinderniß für meinen Plan werden. Ich will mich ganz auf meine Beschäftigungen und auf die Arbeit einschränken, die mir meine kleine Henriette macht. Es ist ein liebenswürdiges Mädchen: sie hat viel Anlagen, begreift alles sehr geschwind, und fängt schon an, mir gute Dienste zu leisten. Sie richtet meine Aufträge und Befehle aus,

und geht mir in Kleinigkeiten zur Hand. Ohne sie hätte ich das Buch nicht schreiben können, das ich Ihnen heut schicke.

Man meldet Hrn. de la Hausse an. Ich lasse ihm sagen, mein Vater wäre nicht zu Hause, er werde vor Abends nicht zurückkommen, ich wäre ganz allein — er will nicht gehen, er verlangt mich zu sprechen. Es ist mir sehr ungelegen. Das Haus ist in Unordnung, doch was ist zu thun? Abweisen kann ich ihn nicht. Ich verlasse Sie auf ein paar Augenblicke : : :

Ein neuer ärgerlicher Vorfall, meine Liebe! Hr. de la Hausse sagte mir mit einem sehr zärtlichen und galanten Ton, er habe schon seit langer Zeit gewünscht, mich einmahl allein zu unterhalten: ich hätte bis jetzt zu allem, was er mir gesagt, zu allen seinen Vorschlägen und Anerbietungen nur gelacht: jetzt wolle er einmahl ganz ernstlich mit mir sprechen. Nun fing er an, ein Langes und Breites von seinem Hause, von seinem Vermögen zu schwatzen, hierauf kam er auf sich selbst, seinen Charakter, seine Person zu sprechen. Ich konnte mich nicht enthalten, ein

paarmahl zu lachen, zu spötteln, und ihm die Langeweile, die er mir machte, sehr deutlich merken zu lassen. Endlich stand er gar auf, und rückte mir auf den Leib. Ich glaubte, er wolle sich mir zu Füßen werfen. In der einen Hand hatte er den Hut, in der andern den Stock. Er breitete die Arme aus, und sagte mit steigender Stimme und einem schmachtenden Akzent: „Sehn Sie, theuerstes Fräulein, Alles das ist Ihnen, wenn „Sie wollen. Ich biete es Ihnen benebst „meinem Herzen an, das schon seit geraumer „Zeit Ihre Fesseln trägt!„ Ich stand auch auf, und sagte mit einer ernsthaften und verdrüßlichen Miene: „Verzeihen Sie, mein „Herr, Alles das ist so schön, so vortreflich eingerichtet, daß es bleiben muß, wie „es ist. Ich wollte tausendmahl lieber sterben, als etwas davon anrühren.„ Ich gestand ihm, daß er mir durch seine lange Herrechnung und seine Spezificationen fürchterliche Langeweile gemacht habe: ich bat ihn, mich für die Zukunft nicht mehr damit zu belästigen. Er wollte weiter reden, er fing an von dem Vermögen meines Vaters zu spre-

chen: er versicherte, daß es nicht ganz auf so sichern Füßen stünde, als ich wohl glaubte. Ich nahm ihn bey der Hand und führte ihn nach der Thüre. Ich sagte ihm: wenn dem so wäre, so hätte er einen Grund mehr, das Seinige für sich allein zu behalten, und ich wollte ihm meine Erkenntlichkeit dadurch bezeigen, daß ich die Anerbietungen, die er mir mache, nicht annähme. Gewiß würde ich, wenn ich seine Frau wäre, Schuld werden, daß er vor Verdruß und Reue stürbe, und ich bäte ihn nur, daß er mich nicht vor Langeweile sterben lassen möchte. Die Thüre stand von ohngefähr offen, und wir nahmen ganz höflich Abschied von einander. Er schüttelte den Kopf ein wenig, und brummte etwas, ich weiß nicht recht mehr, wie sehr ich einmahl einsehen würde, was ich ausgeschlagen hätte. Ich machte die Thüre mit großem Vergnügen hinter ihm zu, und setzte mich nieder, Ihnen diesen schönen Besuch zu erzählen. Bin ich nicht unglücklich, liebste Freundinn, den Verfolgungen dieses alten Gecken beständig ausgesetzt zu seyn? Hr. de la Hausse könnte mir den giftigsten Haß

gegen alle Reichthümer einflößen. Seine Habsucht, sein beständiges Calculiren, seine elenden Pfahlereyen, seine abgemessenen, geschnirkelten Gebehrden und Grimassen, seine ewige Selbstsucht und Eigenliebe machen ihn höchst ekelhaft. Ich hoffe, mein Vater soll bald nichts mehr mit ihm zu thun haben, und wir sollen ihn für immer los werden.

Ich bin erstaunt, daß ich noch nichts von meiner Tante bekommen habe. Kann sie mich so lange in der Unruhe, in der Unentschlossenheit lassen, in der ich mich befinde? Ich glaubte, sie würde mir gleich den folgenden Tag etwas sagen lassen: sie weiß am besten, wie unruhig ich bin, und wie sehr mir die Sache am Herzen liegt. Ich würde ganz ruhig seyn, wenn ich nicht fürchtete, daß man wegen der Brieftasche Nachforschungen anstellen möchte. Wenn die Stadt es erführe, daß sie in meine Hände gefallen, würde nicht Jedermann davon sprechen, würde man nicht Folgerungen, Vermuthungen drauf gründen, und ich würde tausend neuen Verdruß

kriegen. Indeß will ich bey meiner Tante weiter nichts fallen lassen: sie mag thun, was sie will, indeß ich mich kümmere und quäle.

Meine Aeltern, liebste Freundinn, sind von ihrem Landhaus zurückgekommen. Sie sind sehr damit zufrieden. Es ist fest beschlossen, daß wir, ehe vierzehn Tage verfließen, dort ganz wieder eingerichtet seyn sollen. Mein Vater hat Briefe bekommen, daß die Portraits dem Hrn. Oldcomb eingehändigt sind. Hr. Alwell hatte ihm deshalb und über uns weitläuftig geschrieben, bekam aber bis jetzt noch keine Antwort, und weiß nichts mehr, und nichts neues von ihm zu sagen, das heißt, unser lieber Vetter ist in allem seinen Thun und Lassen noch immer ein ausgezeichneter Sonderling.

Meine Tante läßt mir sagen, sie befinde sich wohl, ihr Fuß sey vollkommen geheilt, sie könne wieder gehen — und sonst weiter nichts. — Sie sehen meine Unges

huld und Unruhe: ich muß fürchten, Sie auch anzustecken. Leben Sie wohl, meine Beste; bald werden Sie wieder einen Brief von mir bekommen. Ich mag künftig nicht mehr so viel zu schreiben haben.

Sechs und sechzigster Brief.

Laura an Sophie.

Begreifen Sie was von meiner Tante, liebste Freundinn? Da hat sie nun, ich weiß selbst nicht mehr wie lange, die Brieftasche im Hause, und läßt mir immer kein Wort sagen. Ich bleibe auch auf meinem Kopf, und lasse sie nicht darnach fragen. Ich verlasse mich auf sie, und bin, die Wahrheit zu gestehen, nach der von ihr projektirten Zusammenkunft eben nicht sehr lüstern. Auch Hrn. v. St. Ange begreife ich nicht. Doch — desto leichter kann sich alles ganz natürlich auflösen. Ich werde ihn nicht wieder sehn: ich werde alle Gelegenheiten meiden, ihm zu Gesichte zu kommen. Meine Tante schickt die Brieftasche zurück, und aller Verkehr zwischen uns ist mit Einemmahle aufgehoben. Wie vergnügt wollte ich seyn, wenn sich alles so fügte! Indeß, Hr. v. St. Ange kann Nachforschungen anstellen. Er weiß gewiß, wo er das verloren hat, was ich gefunden habe. Kömmt er und erkundigt sich bey

uns, so müssen wir ihm den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Ich muß auf vielen Seiten in einem wunderlichen Lichte erscheinen, es kann zu Erläuterungen, zu langweiligen Untersuchungen und hundert andern verdrüßlichen Dingen der Art kommen. Ich habe alles zu fürchten, ich bin den ganzen Tag in einer fürchterlichen Unruhe gewesen. Die ernsthafte Miene meines Vaters hat sie noch vermehrt. Wir haben ihn heut fast gar nicht gesehn. Er hat Briefe von der Post, und Papiere von Hrn. de la Hausse bekommen, die ihn den ganzen Morgen beschäftigten: er hat nicht mit uns gefrühstückt. Ich ging auf seine Stube, er schickte mich aber gleich fort, und bat, man möchte ihn nicht stören. Sollte er vielleicht gar etwas von Hrn. v. St. Ange wissen? Sollte er meinem Vater einige Aeußerungen gethan haben, die ihn der Antwort wegen in Verlegenheit setzten? Ich wollte, mein Vater erlaubte mir, ihm alle Bedenklichkeiten aus dem Sinne zu reden. Diesen Abend that er sich sichtbar Gewalt an, ruhig zu scheinen. Er war äußerst zerstreut, sagte nur ein paar

Worte, und nahm keinen Theil am Gespräch. Wir waren seiner Gesundheit wegen besorgt: ich hatte große Lust mit ihm zu sprechen: sein Stillschweigen aber und die wichtigen Geschäfte, mit denen er gewiß umging, hielten mich ab. Zweymahl umarmte ich ihn beym Abschied mit Zärtlichkeit. Er achtete nicht drauf. Wir brachten den ganzen Abend sehr traurig zu. Ich ging sehr traurig und niedergeschlagen auf meine Stube, und suchte meinen gewöhnlichen Trost bey Ihnen. Wenn ich Ihnen meinen Kummer und meine Sorgen erzählt habe, dann ist mirs immer viel leichter ums Herz.

Aber sagen Sie mir nur, ich bitte Sie, was meinen Vater so heftig angreift? Glauben Sie nicht auch, es ist etwas zwischen ihm, meiner Tante und Hrn. v. St. Ange vorgefallen? Meine Tante wird ihm mit ihren Planen und Vorschlägen keine Ruhe gelassen haben, sie wird zu hitzig gegen seine Lieblingsideen geeifert haben. Wer weiß, wozu sie ihn wird haben bereden wollen? Mein Vater wird mich hassen: er wird glauben, ich wollte mich seinen Absichten wider-

sehen, er wird mich wie eine widerspenstige, ungehorsame Tochter behandeln. Es wird kein Glück, keine Ruhe mehr unter uns seyn. So schwer hält es, das Leben ohne Unruhe, ohne Verdruß und Kummer zuzubringen! Und ich bin bestimmt, meinem Vater Kummer zu machen! Nein, gewiß nicht; das wird und soll nie geschehen. Ich bin bereit, alles aufzuopfern. Könnte ich ihm nur ein recht großes Opfer bringen! Diese Betrachtungen machen mich traurig, ängstlich, furchtsam, und die Nacht rückt immer weiter. Ich verlasse Sie, meine Theureste, eine Ruhe zu suchen, die ich doch nicht finden werde. Ich bin äußerst begierig, meinen Vater morgen früh zu sehen, und etwas von meiner Tante zu hören. Wer weiß, was für ein neues Unglück über meinem Haupte schwebt? Sie sollen alles wissen, was ich erfahre. Gute Nacht, meine Beste. : : :

Mein Vater ist heut noch mehr beschäftigt, als gestern. Er hat bey früher Tageszeit einen Bedienten von Hrn. de la Hausse bey sich gehabt, und Papiere von ihm bekommen. Indeß scheint er doch weniger un-

ruhig. Er hat diesen Morgen sehr freundschaftlich und väterlich mit mir gesprochen. Meine Tante läßt mich bitten, zu ihr zu kommen. Ich gehe ::: .

Eben komme ich von Frau v. Bonvat zurück, meine Beste, und will Ihnen in der Geschwindigkeit alles erzählen, was vorgefallen ist. Diesen Morgen habe ich noch Zeit dazu. O ich hatte wohl Recht, meine Tante zu fürchten. Sie besteht auf der Zusammenkunft. Sie hat alle Anstalten dazu getroffen, alles nach ihrem Sinn eingerichtet. Sie hat Hrn. v. Marville zum Vertrauten gemacht, nachdem sie ihn, ich weiß nicht von woher, kommen lassen. Mit ihm hat sie gemeinschaftlich alle Maaßregeln getroffen. Beym ersten Wort, das sie mir davon sagte, kam ich fast außer alle Fassung. Ich wollte gar nichts weiter hören, und mich auf gar nichts einlassen, was sie im Werke haben möchten. Sie zwang mich endlich, sie anzuhören. Sie sagte, sie hielte es durchaus für nothwendig und unvermeidlich, die Sache mit Hrn. v. St. Ange auf einen entscheidenden Punkt zu bringen: ich müßte

durchaus seinem Bestreben und seinen Bemühungen um mich ein Ende machen, oder ich würde selbst wider meinen Willen in eine Art von Intrike verwickelt werden, die den Augen der Welt ohnmöglich lange verborgen bleiben könnte. Meine Absichten und Gesinnungen möchten seyn, wie sie wollten, so würde und müßte man doch auf Vermuthungen verfallen, die mir sehr nachtheilig werden würden. Eben dadurch, daß man gewisse Dinge, die dem Schein nach ganz gleichgültig und ohne Bedeutung wären, geschehen ließe, gäbe man den Schwätzern und Verläumdern gewonnen Spiel. Sie fürchtete sogar, man möchte am Ende auch sie zur Verantwortung ziehen, da ich Hrn. v. St. Ange ein paarmahl zufälligerweise bey ihr getroffen. Der Denkungsart des Hrn. v. St. Ange gewiß zu werden, habe sie keinen andern Ausweg ausfindig machen können, als mit Hrn. v. Marville von der Sache zu sprechen, der der vertrauteste Freund des Hrn. v. St. Ange wäre. Sie habe ihn von allem unterrichtet, ohne mich im Geringsten bloß zu geben. Sie habe die Rede ganz

entfernt auf Hrn. v. St. Ange gebracht, wo er ihr dann von selbst seine Meinung entdeckt, und sie versichert, er hielte die Verbindung für so gut als geschlossen. Er äußerte überdieß noch einige andere Vermuthungen, die indeß ganz grundlos waren. Sie wollte ihn aus dem Irrthum bringen, er blieb aber so fest bey seinen Ideen, daß sie ihm sagte: sie wünschte, er möchte Zeuge einer Unterredung seyn, die ihn gewiß auf andere Gedanken bringen würde. Die Sache beträfe eine Brieftasche, die man gefunden, und die man ihm wiedergeben werde, bey dieser Gelegenheit werde man Dinge sagen, und eine Partie ergreifen, die alle Art von Verbindung und Gemeinschaft ganz aufheben würde. Diese Verbindung müsse durchaus abgebrochen werden, sie könne auf keine Weise länger auf eine Art fortgesetzt werden, die am Ende ein zweydeutiges Licht auf eine ganze Familie werfen müsse. Die Schwierigkeit wäre nur, mit Hrn. v. St. Ange zusammen zu treffen, der jetzt auf dem Lande wäre, und dem man doch nicht gern ein förmliches Rendezvous geben möchte. Hr. v. Marville hatte den

alles sehr vernünftig und billig gefunden, und sich dabey ganz als ein theilnehmender und woldenkender Freund gezeigt. Sie sannen und sannen lange, wie die Sache am besten anzugreifen wäre, und kamen endlich darinn überein, daß meine Tante, Hr. v. Marville und ich morgen Nachmittag nach Klindi fahren wollten. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, daß Klindi ein schönes Landhaus hart am Ufer des Sees ist. Die Besitzerinn ist eine Frau v. Torrent, eine alte und schwächliche Dame, die nicht mehr aus ihrem Zimmer kömmt. Sie ist etwas weitläuftig mit Frau v. Bonval verwandt, und so will meine Tante unter dem Vorwand, ihr einen Besuch zu machen, Hrn. v. Marville und mich mit sich nehmen. Hr. v. Marville läßt Hrn. v. St. Inge sagen, er wünsche ihn zu sprechen, und bitte ihn, nach Klindi zu kommen. Damit er nicht nöthig habe, durch die Stadt zu gehen, soll er von seinem Landhaus nach Thuilerie kommen, das am Ufer des Sees liegt. Er wird dort ein Fahrzeug finden, das ihn an das entgegengesetzte Ufer bringt.

Die Ueberfahrt beträgt ohngefähr eine kleine halbe Stunde. Wenn wir eine Weile in Klindi zugebracht haben, so gehen wir den Abend alle viere zusammen spatzieren. Meine Tante und Hr. v. Marville lassen uns unvermerkt zurück, doch ohne uns einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Diesen Moment benutze ich, Hrn. v. St. Ange die Brieftasche einzuhändigen und ihm das Nöthige zu sagen. Je nachdem nun unsere Unterhaltung eine Wendung nehmen wird, thun sie entweder, als wüßten sie von nichts, oder ich mache, daß wir sie einhohlen, und alles mit anhören, was ich ihm sagen werde. Sie werden mich dann unterstützen, und Hrn. v. St. Ange zusetzen, meinen gerechten Forderungen nachzugeben.

Das Herz schlug mir schon nicht wenig, als ich meine Tante so reden hörte. Ich unterbrach sie einigemahle, um ihr zu sagen, daß ich die ganze Einrichtung unmöglich billigen könne, sie komme mir wie eine Art von Intrike und Komödie vor, die gar nicht nach meinem Geschmack wäre. Ich wiederhohlte, daß ich es weit natürlicher und besser fände,

Wenn Hr. v. Marville, der doch nunmehr von allem unterrichtet wäre, es auf sich nähme, die Briefstasche zurückzugeben. Ich hätte gar nicht nöthig, mündlich etwas hinzuzufügen, denn schon dadurch, daß ich Hrn. v. St. Ange auf jede Weise vermiede, und ihn nie wiedersähe, wäre ja die ganze Sache geendigt. Meine Tante erwiederte, sie habe das Hrn. v. Marville gleich angetragen, er fände aber mancherley Bedenken, sich damit zu befassen. Uebrigens irrte ich mich sehr, wenn ich glaubte, Hrn. v. St. Ange dadurch, daß ich ihn vermiede, zu bewegen, seinen Ansprüchen zu entsagen. Im Gegentheil, er würde nur mit desto mehr Eifer jede Gelegenheit, mich zu sehen, ausspähen: das könnte ihm nicht fehlen, und so würde ich mein Leben in beständigem Zwang und Verlegenheit zubringen. Weit sicherer wär es, ich sagte ihm selbst mit fester Entschlossenheit meine Meinung, und sagte ihm, was ich thun würde, und was ich wünschte, daß er thun möchte. So lange ich ihm nicht selbst, und auf eine entscheidende Art, meine ganze Denkungsart bekannt machte, würde

er immer fortfahren, ſich mit Hofnungen und Erwartungen zu ſchmeicheln. Wäre das aber einmahl geſchehen, fuhr ſie fort, ſo könnte ich ſelbſt, auch wenn ich wollte, nicht wieder zurück treten, noch den gefaßten Entſchluß wieder aufgeben: doch vielleicht hielte mich eben das zurück, vielleicht wär es das, was ich fürchtete. In dieſem Fall wäre es freylich das Beſte, die Briefmaſche bloß durch einen Bedienten zurückſchicken, und Hrn. v. Gr. Ange machen zu laſſen, was und wie es ihm beliebe . . .

Hier trat Hr. v. Marville herein. Ich ward in Einem Augenblick blaß und roth. Ich kann Ihnen die Verlegenheit nicht beſchreiben, in die ich gerieth: ich wollte auf und davon. Nach und nach gelang es Hrn. v. Marville und meiner Tante, mich etwas zu beruhigen. Er vorzüglich ſprach mit einer Theilnahme und Feinheit, die mich rührte und entzückte. Er war weder luſtig, noch ernſthaft, in allen ſeinen Worten und Gebehrden aber lag eine Sanftheit, eine Ruhe, die er endlich auch mir mittheilte. Wir ſprachen von dem, was wir thun wollten,

von den Anſtalten, die man getroffen hat: te, als von einem ganz natürlichen Schritt, über den ich auf keine Weiſe in Verlegenheit zu ſeyn brauchte, und der nicht die geringſten unangenehmen Folgen nach ſich ziehen könnte. Ich konnte nicht anders, als Hrn. v. Marville meine wärmſte Freundſchaft bezeigen. Meine Tante hielt eine lange Lobrede auf ihn, und wir ſprachen ein Langes und Breites von ſeinen trefflichen Eigenſchaften. Man würde, man müßte glücklich mit ihm ſeyn! rief meine Tante wie begeiſtert aus. „Ach — erwiederte er ſeufzend — nicht Jedermann glaubt das!„ Ich weiß nicht, was ich ſagte, ſo viel aber konnte er zuverläſſig daraus ſchließen, daß er der Mann wäre, den ich unter allen am meiſten ſchätzen, und daß, wenn ich zu einem außerordentlichen Entſchluß gezwungen werden ſollte . . .

Aber nein, ich werde zu nichts gezwungen werden. Es ſollte mir leid thun, wenn er meinen Freundſchaftsbezeigungen eine falſche Deutung gäbe. Er fing an, und ließ ein paar Worte über die Briefſtaſche fallen,

und äußerte im Scherz einige Vermuthungen über ihren Inhalt. Hieraus sah ich, daß er ihn nicht kannte, und daß meine Tante ihm davon nichts gesagt haben müsse. Er weiß nicht, daß wir sie geöfnet, und die Papiere gelesen haben. Alles wurde so gut und reiflich überlegt, beschlossen und veranstaltet; daß ich das Haus meiner Tante weit ruhiger und zufriedener verließ. Wir lachten sogar von Herzen über unsern Besuch bey Frau v. Torrent. Wir fanden etwas Komisches drinn, das uns viel Spaß machte.

Doch, seit ich hier sitze und Ihnen schreibe, hat die Unruhe nach und nach wieder zugenommen. Ich möchte gern wissen, was Sie zu dieser Zusammenkunft, zu dieser Zurückgabe der Brieftasche, und zu dieser entscheidenden Unterredung sagen, nach der mein Leben wieder werden soll, was es vorher war. Wie sehne ich mich nach jener glücklichen Zeit! wo ein Augenblick auf den andern folgte, ohne daß ich nöthig hatte, vorher auf den folgenden zu denken, und mir die Gegenwart durch Sorgen für die Zukunft zu verbittern.

Morgen Nachmittag gehen wir nach Klindt. Meinen Tante miethet einen Wagen. Meine Aeltern könnten den ihrigen brauchen, und es darf nun weiter kein Hinderniß dazwischen kommen. Gern möchte ich vor morgen Abend nicht wieder an die Sache denken; ich kann mirs aber nicht aus dem Sinne schlagen. Doch morgen Abend ist alles gesagt, ist alles vorbey! Uebermorgen hoff ich Ihnen in einer ganz andern, in der fröhlichsten Stimmung von der Welt zu schreiben. Bis dahin muß ich den Brief liegen lassen: ich werde nicht nöthig haben, mehr als ein paar Worte dazu zu setzen. Sie müssen den Erfolg und das Ende dieses kleinen Abentheuers erfahren. Mein Vater kommt herein; wir gehen zum Mittagessen. Leben Sie wohl, meine Beste, bis morgen Abend . . .

Wie ich diesen Abend wieder auf meine Stube komme, finde ich den Brief noch auf meinem Schreibetisch liegen, und greife nach der Feder, da ich es doch nicht enthalten würde, Ihnen nicht eher als morgen Abend wieder etwas von mir zu sagen. Es hat mir

recht gut geglückt, die Geister wegen des morgenden Tages, den ich fürchte, zu verscheuchen. Ich fand Beschäftigungen die Menge im Hause, machte verschiedene Besuche. Unter andern war ich auch bey den Clissis. Sie sprachen von Hrn. v. St. Ange. Sie beklagen sich, daß sie ihn gar nicht zu sehen bekommen. Sie sagten, er brächte zu viel Zeit auf dem Lande zu, dieß wäre ein grosser Verlust für die Gesellschaft. Sie wünschten ihn verheyrathet zu sehn, da er gewiß das Glück einer Frau und einer ganzen Familie machen würde. Sie haben, wie sie sagen, deßhalb oft in ihn gesetzt: er will aber nichts davon hören. Er behauptet sogar, es sey unmöglich, daß eine Frau lange mit einem Manne glücklich seyn könne. Es schien mir, als kümmerten sie sich gar zu viel um ihn. Ich nahm keinen Theil an dem Gespräch.

Mein Vater ist fast den ganzen Tag nicht in das Haus gekommen. Wir sahen ihn nicht viel über ein paar Minuten. Diesen Abend sah er so unruhig und niedergeschlagen aus, daß es mich in der Seele schmerzte. Ich hoffe, dieser Zustand soll nicht lange dauern.

Es ist eine barsche Wolke, die vorüber gehen wird. Gute Nacht, meine Theureste. Was werde ich Ihnen doch in vier und zwanzig Stunden zu sagen haben! ::

Ich kann die vier und zwanzig Stunden nicht erwarten. Ich muß Ihnen noch ein paar Worte sagen, ehe ich mich auf den Weg mache. Diesen Morgen war mein Vater höchst traurig. Da ich ihm sagte, ich würde diesen Nachmittag mit meiner Tante, die einen Versuch wegen wollte auszufahren, eine kleine Promenade machen, so hörte er mich kaum an. Er sagte, ich könnte thun, was ich wollte. Hr. de la Hausse schickte einen Bedienten, worauf er mich gehen hieß.

Meine Tante schrieb mir ein Billet, worinn sie mir meldete, daß zu unserm Besuch bey Frau v. Torrent in Klindi alles besorgt und in Bereitschaft wäre. Da unser Haus auf dem Weg läge, so wollte sie mich im Vorbeyfahren abhohlen. Es ist zwölf Uhr, und ich bin noch nicht frisirt. Es bleibt mir nicht viel Zeit mehr zu meiner Toilette. Wie sehne ich mich nach heut Abend, wo ich

wieder mit Ihnen sprechen kann. Auf diesen Abend also, meine Beste! ...

Ach! ich kann Ihnen nicht schreiben. Ich bin zu sehr von Kräften, zu niedergeschlagen, zu unglücklich. Kaum bin ich im Stande zu denken. Ich habe eine Unruhe im Kopfe, eine Angst im Herzen, die ich Ihnen nicht beschreiben kann: ich habe für nichts Empfindung, als für Schmerz. Ich muß suchen, mich von meinem Schrecken zu erholen, und die Spuren davon auf meinem Gesichte zu vertilgen. Sie würden gewiß Mitleid mit mir haben, meine Beste, wenn Sie mich sehen sollten. Ach, wie sehr bedarf ich Ihres Mitleids! wie gute Dienste würde mirs thun! Ich würde Trost, Aufmunterung und guten Rath bey Ihnen finden. Versagen Sie mir keins von allem! Ich sage Ihnen alles, auch was ich mir gern selbst verbergen möchte. Sind Sie mit diesem Beweis meiner Liebe zufrieden?

Meine Tante hatte doch sehr Unrecht, daß Sie so steif und fest bey ihrer Idee blieb. Aber freylich, sie konnte nicht voraussehen ...

Ich erliege unter dem Schmerz, den ich ausgestanden habe. Ich zittere noch an allen Gliedern. Und doch wäre mirs unmöglich, den Brief fortzuschicken, ohne Ihnen meine Leiden erzählt zu haben. Ich darf mir nicht schmeicheln, Ruhe und Schlaf zu finden: morgen hoffe ich indeß etwas ruhiger zu seyn. Ich muß mir viel Gewalt anthun, anders zu scheinen, als ich bin, um meine Aeltern zu beruhigen, die diesen Abend meinetwegen sehr besorgt waren. Leben Sie wohl, meine Theuerste! Sie würden bis zu Thränen gerührt werden, wenn Sie sähen, wie die kleine Henriette mich wartet und pflegt. Die Thränen traten ihr in die Augen, als ich ihr sagte, daß ich traurig wäre, und Kummer hätte. Sie konnte nicht einschlafen. Man hatte ihr versprechen müssen, ich sollte morgen nicht wieder traurig und bekümmert seyn. Schon jetzt betrübe ich die arme kleine Kreatur, wenn ich nun ganz unglücklich werden sollte? Der Unglückliche begeht eine große Sünde, der ein unschuldiges Geschöpf mit in sein Schicksal verflicht. Ich fahre an diesem Brief fort, so bald ich kann,

ſo bald ich nur wieder Kräfte genug ha-
be.

Mit Fleiß unterließ ichs dieſen Morgen, Ihnen zu ſchreiben. Mein Vater machte mich ſehr unruhig. Ich hatte mich ſo noch nicht ganz erholt, und hätte überdieß nicht darüber bleiben können. Auch auf den heutigen Tag hatte ich zu denken: ich mußte mit mir einig werden, was ich ſagen, und was ich verſchweigen wollte: ich mußte mich ganz auf die Rolle gefaßt machen, die ich ſpielen wollte. Sie ſehen, daß ich mich, faſt wider meinen Willen, auf Verſtellung und Falſchheit legen muß. Aber ach! wie ſauer wird mirs nicht, anders zu ſcheinen, als ich bin. Dieſer beſtändige Streit zwiſchen dem, was ich denke, empfinde, mit dem, was ich ſage und vorgebe, greift mich ſehr an, und würde in der Länge über meine Kräfte gehen. Jetzt iſt alles ſtill und dunkel im Hauſe: jedermann ſchläft. Alleine mit Ihnen, will ich Ihnen nun die Begebenheiten des geſtrigen Tages erzählen.

Meine Tante kam, ſo wie ſie mir hatte ſagen laſſen, und hohlte mich ab. Hr. v.

Marville war bey ihr. Ich stieg mit einer Aengstlichkeit und Furcht, die ich Ihnen nicht beschreiben kann, in den Wagen. Ich küßte und umarmte meine Tante, und im Herzen hatt' ich ein Gefühl, als ob ich sie von mir stoßen möchte. Meine Unruhe war sichtbar. Ich war zerstreut, alle Augenblicke fiel mir etwas ein, das mich auf ganz etwas anders brachte, als wovon eben die Rede war. Meine Tante rückte mirs vor, Hr. v. Marville aber that, als bemerke ers nicht. Wir erwähnten unsers vorhabenden Besuchs mit keinem Worte. Meine Tante machte bloß die Bemerkung, Hr. v. St. Ange würde sehr leicht über den See setzen können, weil gar kein Wind gehe. Die Idee, daß ich ihn bald sehen würde, und der Gedanke an den Inhalt unserer Unterredung, erregte ein Zittern, das ich nicht gänzlich verbergen konnte. Meine Tante lachte dazu, Hr. v. Marville ließ sich in ein Lob seines Freundes ein. Er bewies mit Wärme, wie sehr er glücklich zu seyn verdiene. „Wenn, „fiel ich ihm lebhaft ein, wenn jemand glück„lich zu seyn verdient, so ist es gewiß der

„Mann, der seine Freunde so wie Sie lieben „kann.„ — „Versprechen Sie mir, z. B.„ „sagte er, indem er mir die Hand drückte, „mit dem rührendsten Tone, immer meine „Freundinn zu bleiben.„ Ich glaube, er muß mit leichter Mühe meinen Schmerz haben bemerken können, daß ich nicht im Stande war, ihm noch etwas mehr, als das zu versprechen. Er verdient alle die zärtlichen Empfindungen, die ihn glücklich machen können. Der arme, gute Marville! Er rechtfertigt die Idee, die Sie von ihm hatten.

Frau v. Torrent empfing uns sehr freundschaftlich. Ihre Schwachheit erlaubt ihr nicht, vom Stuhl aufzustehen. Ihre Unterhaltung ist sonst sehr munter und angenehm. Unser Besuch schien ihr Vergnügen zu machen. Sie lebt bey einem Sohn und einer Schwiegertochter, die eben abwesend waren. Es war gestern außerordentlich heiß. Da wir in einem zugemachten Wagen gefahren waren, so hatten wir nicht bemerkt, daß sich ein Gewitter am Gebirge zusammen zog. Der Himmel verdüsterte sich immer mehr.

Wir hörten mitten im Gespräch einen fernen Donner, und bemerkten einen sehr lebhaften Blitz. Alle drey standen wir zugleich auf, gingen nach dem Fenster, und sahen uns nach dem See um. Wir erblickten ein Fahrzeug, das noch nicht weit vom entgegengesetzten Ufer entfernt war, und das der Wind, alles Widerstandes ungeachtet, mitten in den See trieb. Wir vergaßen Schicklichkeit und Anstand, dachten nicht mehr an Frau v. Torrent, und beschäftigten uns nur mit dem Fahrzeug. Wir hofften, es sollte noch Zeit haben, dem Sturm zu entgehen, und vermittelst der Ruder unser Ufer zu gewinnen. Allein der Wind wehte immer stärker, und das Wetter erreichte schon den See. Eine schwarze Wolke, aus der Blitze und Donnerschläge kamen, rückte schnell heran. Auf einmahl sahen wir, daß das Fahrzeug fest stand, und vermutheten, daß es auf eine Sandbank, die da herumliegt, und die die Schiffer wo möglich zu vermeiden suchen, gerathen seyn müsse. Wir beobachteten lange die vergebliche Mühe, die sie sich gaben, loszukommen. Schon regnete es sehr stark, und der Don-

ner und das Tosen des Windes wurde fürchterlich. Hr. v. Marville verließ uns, ging an das Ufer des Sees, suchte ein Fahrzeug und Ruderer auf. Durch Geld, das er ihnen gab und versprach, vermochte er sie, mit ihm dem Fahrzeug, das in Gefahr war von dem Wasser verschlungen zu werden, und schon fürchterlich von dem Wind und den Wellen bedrängt wurde, zu Hülfe zu eilen. Wir waren in der größten Unruhe von der Welt. Wir wollten Hrn. v. Marville zurufen, er sollte sich nicht in Gefahr setzen: es fehlte uns aber an Kraft und Athem. Mit Schrecken sahen wir ihn den Winden und dem Sturm Trotz bieten, um seinen Freund der Gefahr zu entreißen. „Und auch daran „bist du Schuld, dachte ich bey mir selbst, „daß zwey Menschen sich in Lebensgefahr be„geben! Und beyde, vielleicht beyde umkom„men!„ Der Sturm ward immer fürchterlicher. Das Fahrzeug des Hrn. v. Marville rückte nur langsam und mit unsäglicher Mühe vor. Schmetternde Donnerschläge, blendende Blitze, oder vielmehr Feuerströme folgten rasch auf einander. Die rasende Wuth

des Windes, der heftige Regen, die dicke Finsterniß —, alles zusammen gab das furchtbarste Bild des Unglücks und der Zerstörung. Das Haus wankte, wir standen zitternd und blaß da, und konnten das Fenster nicht verlassen, das uns dieses Schauspiel darbot. Wir verfolgten die beyden Fahrzeuge mit unsern Augen, doch kostete es uns viel Mühe, sie zu unterscheiden, und wir wurden sie nur von Zeit zu Zeit gewahr. Sie befanden sich mitten im heftigsten Sturm und Ungewitter: die Wolke verhüllte sie. Alle Augenblicke schien es, als wären sie durch die Winde und den Hagel in den See vergraben, oder von den Wellen verschlungen worden. In dem Augenblick unserer größten Angst und Schreckens, war es, als ob ein fürchterlicher Donnerschlag, dessen Blitzstrahl uns fast verblendete, und dessen Krachen uns betäubte, die beyden Fahrzeuge träfe, die eben sehr nahe an einander waren. Blitz und Schlag war nur Eins gewesen: wir waren außer uns vor Entsetzen. Wir konnten nichts mehr sehn. „O Gott, Gott! rief meine Tante, sie sind „verloren!„ —. Die Füße wankten und drohn

ten unter mir zu brechen, ich lehnte mich auf meine Tante, und fiel plötzlich in die tiefste Ohnmacht. —

Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf einem Ruhebette zwischen zwey Frauenzimmern, die mich den Geruch von starkem Spiritus einziehen ließen. Meine Tante war auch um mich beschäftigt. Ich weiß nicht, was ich sagte. Ich öfnete die Augen halb, und erblickte Hrn. v. St. Ange und Hrn. v. Marville, die neben mir standen. Eine heftige Bewegung zwang mich die Augen wieder zu schließen, und meine Tante gerieth meinetwegen in neue Angst. Endlich kamen meine Kräfte wieder, und zugleich ein deutlicheres Bewußtsein. Hr. von St. Ange fiel zu meinen Füssen, und faßte eine von meinen Händen. In demselben Augenblick trat auch Hr. v. Marville in die Nähe und sagte: „Sehen Sie! hier ist „er! — er ist gerettet!„ — Ohne mir selbst deutlich bewußt zu seyn, was ich that, stand ich schnell auf, und ging auf Hrn. v. Marville zu. Ich wollte reden, meine Schwä-

che aber und ein Strom von Thränen erstickten das Wort im Munde. Meine Tante suchte mich zu trösten und zu beruhigen. Ich bekam von neuem Schaudern und Zittern. Man nöthigte mich, etwas Stärkendes zu mir zu nehmen. Nach und nach ward jedermann wieder ruhiger und stiller, und man setzte sich um mich her. Anfangs sprach man nur von der Sorge und Mühe, die meine Tante mit uns hätte, und ich begegnete, ich mochte es machen wie ich wollte, immer den Augen des Hrn. v. St. Ange. Er erzählte darauf, wie Hr. v. Marville in dem Augenblick, wo sein Fahrzeug von den Wellen zerschmettert worden, und er und seine Ruderer dem Tode so nah als möglich gewesen, aus seinem Fahrzeug gesprungen, herbeygeschwommen wäre, und ihm geholfen hätte, in sein Fahrzeug zu kommen. „Ja, rief er mit wahrer „Rührung und leidenschaftlicher Dankbarkeit „aus, ja, ich bin mein Leben meinem Freunde „schuldig. Er hat sein Leben für mich in die „gröſte Gefahr gesetzt.„ — „Jedes von uns, „sagte meine Tante, hat diesem Unglück etwas Gutes zu danken, und ich hoffe sehr,

„es soll dazu beytragen, uns glücklicher zu „machen.„ Diese Worte begleitete sie mit ein paar bedeutenden Blicken auf Hrn. v. St. Ange und mich. „Allein, fuhr sie „gleich wieder fort, wir dürfen nicht ganz „vergessen, was wir ausgestanden haben. „Die Herren haben zwar gleich andere Klei„der bekommen, allein sie brauchen noch weis„tere Hülfe und Verwahrungsmittel. Sie „müssen so bald als möglich in die Stadt.„ Hr. v. Marville sagte, er wollte sich nach einem Wagen umsehen, und versicherte, ihn den Augenblick zu bekommen. Mit diesen Worten verließ er uns. „Liebe Kinder, fuhr „meine Tante fort, so bald er hinaus war, „es ist höchst vergeblich, euch die Gesinnun„gen, die ihr gegenseitig für einander habt, „verheimlichen zu wollen.„ — Sie können denken, wie roth ich dabey ward, was ich ausstand! Meine Tante bemerkte es wohl, sie fuhr aber doch fort: „Ihr liebt euch. „Nach dem Zustand, in dem meine Nichte ge„wesen, nach den Worten, die ihr entschlüpft „sind, ist es nicht möglich, länger ein Ge„heimniß daraus zu machen.„ — Die Wer-

legenheit des Hrn. v. St. Ange war sichtbar. Ich beschwor meine Tante, nicht weiter fortzufahren; sie ließ es aber doch nicht: sie sagte, es wäre höchst natürlich und begreiflich, daß zwey liebenswürdige Personen, die gemacht wären, sich zu lieben, einander — Hier konnte ich mich nicht halten, ich legte meine Hand auf ihren Mund. Hrn. v. St. Ange aber konnte ich freylich nicht hindern, noch viel, viel zu schwatzen. Zum guten Glück trat eben jemand von Frau v. Torrent herein. Man hatte mich in ein benachbartes Zimmer gebracht. Sie selbst war durch das Ungewitter sehr beunruhigt und erschreckt worden. Bey der Verwirrung, die im Hause entstand, hatte man uns so ziemlich vergessen, Hrn. v. St. Ange hatte man noch gar nicht bemerkt. Nun kam auch Hr. v. Marville wieder zurück, und wir gingen sämtlich zu Frau v. Torrent. Wir waren alle vom Sturm ganz erschöpft und krank. Man sprach von dem Schaden, den das Wetter den Feldfrüchten gethan, von dem Fahrzeug, das die Wellen zertrümmert hatten, und von den Leuten, die gerettet

worden waren. Sie wußte die nähern Umstände nicht, und wir hüteten uns sehr, ihr alles mit der größten Genauigkeit mitzutheilen. Hr. v. Marville, der einen Wagen aufgetrieben hatte, nahm Hrn. v. St. Ange mit sich fort. Wie mirs vorkam, sah er sehr vergnügt und zufrieden aus. Mit mir stands ganz anders. Wirklich, ich bin doch die einzige Person, die bey allem, was sich zugetragen, reellen Verlust und Schmerz gehabt. Ich fühlte mich ganz unglücklich. Wie zitterte ich, wenn ich meine Tante nur ansah. Da der Regen ganz aufgehört hatte, setzten wir uns wieder in den Wagen. Da wir am Ufer des Sees vorbeyfuhren, dessen Wellen noch schäumten, erblickten wir die Trümmer des zerschmetterten Fahrzeugs: ohne ein Wort darüber zu verlieren, brachte uns das beyde auf Betrachtungen, in die wir uns endlich ganz vertieften. Meine Tante brach das Stillschweigen zuerst. „Wir konnten nichts „von alle dem erwarten, liebe Nichte, sagte „sie, was vorgefallen ist. Doch gesteh ich „gern, ich zweifelte gleich, daß die Zusammenkunft so ablaufen würde, wie du dir

„vorgesetzt hattest. Es wollte mir gleich nicht „ein, daß sich pünktlich alles so fügen sollte, wie du wolltest; ich suchte alle Hinderznisse, alle Möglichkeiten des verschiedenen Erfolgs vorher zu sehen, und mein Benehmen darnach einzurichten. Ich habe deshalb mit deinem Vater gesprochen, ohne ihn gerade zu meine Absichten merken zu lassen. Ich gab mir „Mühe zu erfahren, was er eigentlich von „Hrn. v. St. Ange denke. Ich sprach gestern und vorgestern zwar nur auf eine indirekte Weise mit ihm; erfuhr aber doch so viel mit Gewißheit, daß ich behaupten kann, „er hat eine wahre Achtung für ihn, er hält „ihn für einen Mann, mit dem er ohne „Ueberwindung sich in die engste Verbindung „einlassen könnte, und dessen vortrefliche Eigenschaften und Vorzüge eine Familie glücklich machen würden. Freylich kam mirs „vor, als wäre mein Vetter sehr traurig, „unruhig, und äußerst beschäftigt: er sprach „nicht so frey und offenherzig mit mir, als „gewöhnlich. Seine Laune war gar nicht so „wie sonst. Es kostete mir Mühe, ihn ein „paar Augenblicke bey mir zu behalten. Seine Antworten waren kurz und unbestimmt,

„es war, als wüßte er selbst nicht, was er „sagte. Doch, das mag seyn, wie es will, „so viel weiß ich, daß ich nichts bemerkte, „woraus ich hätte schließen können, er werde „sich gegen deine Neigung setzen. Und daran „würde er auch sehr Unrecht thun. Hr. v. „St. Ange ist in jeder Rücksicht eine sehr „schickliche Parthie. Dein Vater ist sehr „reich... Was kann er besseres und schöners „thun, als seine Tochter dem Manne geben, „der sie liebt? Deine Mutter, weit entfernt „die geringste Schwierigkeit zu machen, „würde — das weiß ich gewiß, — ihre „Einwilligung mit Vergnügen geben. Sie „hat keinen andern Wunsch, als ihre Toch„ter verheyrathet zu sehen. Sieh, meine „Liebe, so vereinigt sich alles, eine Bege„benheit herbei zu führen, die jedermann glück„lich und zufrieden machen muß. Was „heute vorgefallen ist, könnte leicht Aufsehen „machen. Dein zärtliches und geängstigtes Herz „hat denen, die Zeugen davon waren, nichts „mehr zu errathen übrig gelassen.„ —

„Aber, liebste, beste Tante, fiel ich „ihr ins Wort, was hab ich denn gesagt?

„was hab ich denn gethan?„ — „Liebes „Kind, deine Ohnmacht dauerte sehr lan„ge: ich war deinetwegen in der größten „Verlegenheit. So wie du wieder zur Be„sonnenheit kamst, riefst du überlaut: „Gott! so ist er todt? Ach! lieber St. „Ange! wobey du die Arme weit aus„strecktest, als wenn du ihm helfen wollt„est. In diesem Augenblick faßte er sie, „und warf sich zu deinen Füßen. Du stan„dest nun auf, und umarmtest Hrn. v. „Marville. Gewiß aber nicht aus Zärt„lichkeit für ihn. Jedermann, der um dich „stand, stutzte über das, was er dich thun „sah. Wir müssen suchen der Bosheit und „Verläumdung zuvorzukommen. Sie wür„de nicht ermangeln, auch über mich her „zu fallen, weil ich die unschuldige Veran„lassung gewesen bin, daß du ein paar„mahl von ohngefähr mit Hrn. v. St. „Ange in meinem Hause zusammen ge„troffen hast. Indeß, meine liebe Laura, „sehe ich recht wohl ein, daß deine Lage „nicht die angenehmste ist. Du hast dei„nem Vater Hofnung gemacht, in seinen

„Plan einzuwirken, du hast es ihm sogar
„versprochen. Er setzt voraus, es werde
„dir wenig Ueberwindung kosten, einer erst
„im Werden begriffenen Neigung zu entsa-
„gen. Du hast es selbst geglaubt, und
„ihr betrogt euch beyde. Freylich wird es
„seinem Ehrgeiz und seiner Eigenliebe nicht
„leicht werden, von seinen Ideen abzuge-
„hen, wir müssen sie beyde schonen, um
„uns nicht unnöthiger Weise Hindernisse
„in den Weg zu legen. Doch das alles
„nehme ich von Herzen gern auf mich.
„Ich will alles besorgen. Er liebt dich, er
„hat wahre Zärtlichkeit und Freundschaft für
„dich. Dieß sind die Mittel, deren ich
„mich bedienen will. Ich will ihm die
„Wahrheit mit so viel Schonung und Vorsicht
„beybringen, daß es ihm nicht möglich seyn
„soll, sich dagegen aufzulehnen. Verlaß
„dich nur auf mich, laß mich nur allein
„mit ihm machen, und so auch mit Hrn.
„v. St. Ange. Ich verspreche dir, alle
„unangenehmen Widersprüche, alle mühseli-
„gen mit Ueberwindung verbundenen Gestänk-
„nisse, alle beschwerlichen Schritte zu ers

„sparen. Ich werde das Vergnügen ha-
„ben, dich im Genuß eines Glücks zu se-
„hen, das ich für mich selbst entschlüpfen
„lassen, und das das größte Erdenglück
„ist — dem Manne die Hand zu geben,
„den das Herz gewählt hat! Du wirst se-
„hen, wie viel das mehr werth ist, als
„die Grille von Unabhängigkeit, von Frey-
„heit, von stolzer Verachtung aller Arten
„von Verbindung und Versprechen, womit
„dein Verstand und deine Phantasie sich
„amüsirte. Deine eifrigen, feurigen De-
„klamationen gegen das Joch der Ehe, ge-
„gen die Fesseln, gegen die Abhängigkeit
„und Unterwürfigkeit, die mit dem Ehe-
„stand verbunden seyn soll, haben mich im-
„mer sehr amüsirt, und zwar ein desto
„größeres Vergnügen gemacht, da ich wohl
„bemerkte, daß dein Herz nicht mit dei-
„nem System übereinstimmte. Die gan-
„ze, aber freylich sehr heilsame Folge davon
„war, daß du deine Neigung auf einen Ge-
„genstand gelenkt hast, der ihrer würdig ist.
„Nie habe ich einen angenehmern Mann ge-
„funden, als Hrn. v. St. Auge, nie ei-

„nen, der mehr Achtung und Liebe verdient „hätte. Sein Geist hat alle Kenntnisse und „Aufklärung, sein Herz alle Tugenden und „Eigenschaften, vorzüglich jene Feinheit und „Zärtlichkeit, die erforderlich ist, wenn man „auf ein langes und dauerhaftes Glück soll „Rechnung machen können. Ueberdieß hat „er noch eine äußerst interessante Sanftheit „und Geschmeidigkeit, in seinen Manieren „viel Anmuth und Grazie, in seiner Spra„che etwas Anziehendes, das immer gefällt. „Die Natur hat ihn ganz dazu gemacht, uns„ser Geschlecht zu entzücken, und sollte man „ihm ja sonst den Vorwurf haben machen kön„nen, daß er etwas zu leichtsinnig behan„dele, so ist es gewiß sein Fehler nicht. Wir „sollten uns niemahls an sonst etwas, als an „uns selbst halten, wenn von den Empfin„dungen die Rede ist, die wir einflößen. „Wir rächen uns immer sehr schlecht und sehr „unbillig, wenn wir die ganze Schuld auf „diejenigen schieben, die, genau genommen, „für nichts können. In unser Bestreben zu „gefallen mischen sich immer zu viel kleinli„che Prätensionen: wir verlangen, der ge-

„liebte, oder wie wir uns einbilden, der be-
„glückte Gegenstand soll für alles, uns aus-
„genommen, für alles Uebrige blind seyn: un-
„serer Eigenliebe macht Forderungen, und
„verlangt Befriedigungen und Aufopferungen,
„die höchst ungerecht sind. Wir wollen in al-
„lem, was uns Vergnügen macht, und un-
„serer Eigenliebe schmeichelt, betrogen seyn,
„und wir lassen uns auf einmahl von der un-
„umschränktesten und lächerlichsten Herrschaft
„zu der unvernünftigsten Unterwürfigkeit her-
„ab. Ich hatte gewünscht, liebes Mädchen,
„dein Verstand hätte sich eher mit solchen
„Beobachtungen und solchen Untersuchungen,
„als mit eingebildeten, schimärischen Projek-
„ten und Ideen beschäftigt, die ganz außer
„der Natur liegen, und von aller Wahrheit
„entblößt sind. Doch deine Irrthümer wer-
„den verschwinden, und dein Verstand wird
„bleiben. Du wirst ihn nützlicher nur mit
„solchen Dingen beschäftigen, die im Stande
„sind, dich wirklich glücklich zu machen. In
„dieser Ueberzeugung werde ich alles thun,
„die Verbindung zwischen dir und Hrn. v.
„St. Ange zu Stande zu bringen. Ich

„werde mich durchaus nicht darauf einlassen,
„deine erkünstelten Einwürfe und Bedenklich-
„keiten anzuhören: heute brauch' ich von dir
„gar nichts mehr zu wissen. Ich versichere
„dich, ich werde nichts anhören. Morgen
„hoffe ich Hrn. v. St. Ange zu sprechen.
„In seinem Innern und in seinem Aeußern
„glaubte ich ganz genau einige Unentschlossen-
„heit zu bemerken. Er fürchtet die Lage, in
„der er sich befindet. Du hast ein so großes
„Vermögen zu hoffen, und er ist nicht reich.
„Seine Delicatesse macht ihn furchtsam und
„zurückhaltend. Findest du nicht auch, daß ihn
„das nur desto interessanter macht? Ich muß
„euch beyden zu Hülfe kommen. Wenn ich
„mit ihm gesprochen habe, will ich mich an
„deinen Vater wenden. Auf alle mögliche
„Art will ich ihn zu schonen suchen. Ich wer-
„de ihm vorstellen, und er wird mir Recht
„geben müssen, daß er in seiner jetzigen La-
„ge und in seinen jetzigen Umständen kei-
„nen andern Gegenstand des Ehrgeizes ha-
„ben dürfe, als das Glück seiner Toch-
„ter.„ —

Meine Tante sprach mit einer solchen Schnelligkeit, und in solchen entscheidenden Ausdrücken, daß ich in meiner Schwäche und Entkräftung nicht im Stande war, sie zu unterbrechen, oder ihr zu antworten. Wie wir bey unserm Hause hielten, sprach sie noch, und ich war ganz damit beschäftigt, wie ich vor meinen Aeltern erscheinen wollte, damit ihnen nicht etwas an mir besonders auffiele. Meine Tante verließ mich mit der Ermahnung, Muth zu fassen: sie versprach mir, das geringste, was sich zutragen würde, mir auf der Stelle wissen zu lassen: eben so sollte ichs mit ihr halten. Meine Mutter fand mich blaß und niedergeschlagen: ich sagte, das Ungewitter habe mich ganz ungewöhnlich erschreckt. Weit besorgter war sie für meinen Vater, der den ganzen Tag sich auf sein Zimmer eingeschlossen, und fast nichts gegessen und getrunken hatte. Es war ihr unmöglich gewesen, ihn einen Augenblick zu Gesichte zu bekommen. Zwischen ihm und Hrn. de la Hausse sind verschiedene Billets gewechselt worden. Auch beym Abendessen erschien er nur auf einen Augenblick. Ich war sehr er-

müdet, und begab mich also sehr zeitig auf mein Zimmer. Die Nacht über schlief ich wenig, vom Liegen aber bekam ich doch wieder Kräfte, und konnte so alle meine heutige Unruhe besser ertragen. Mein Vater ging sehr früh aus, ich bemerkte, daß er noch mit mehr Eifer und Thätigkeit an seinen Geschäften arbeitete, als die vergangenen Tage. So viel ich schließen konnte, hatte er Rechtsgelehrte und Leute von Geschäften, Kaufleute und Wechsler zu Rathe gezogen. Er schien nicht aufgelegt, sich mit mir abzugeben, und ich wollte es auch nicht wagen, ihn zu zerstreuen. Weit mehr als ihn fürchtete ich meine Tante, und die Plane, die sie im Werk hat. Ich erwartete alle Augenblicke, sie zu sehen, oder etwas von ihr zu erhalten. Den ganzen Tag über bekam ich nichts von ihr zu hören noch zu sehen: eine Viertelstunde vor dem Abendessen aber erhielt ich folgenden Brief von ihr.

„Liebe Nichte„

„Ich sagte mir, daß du für heute Ruhe „nöthig haben würdest: ich wollte sie also

„nicht stören. Nunmehr hoffe ich, sollst
„du dich ganz wieder von dem gestrigen
„Schrecken und Ungemach erhohlt ha-
„ben. Ich bitte dich recht sehr, nimm
„ja dein sanftes und heitres Wesen wie-
„der an, das so anziehend und verfüh-
„rerisch ist, wenn du dich in deiner gu-
„ten Laune befindest. Die eine Hälfte
„des Tages habe ich mit Hrn. v.
„Marville, die andere mit Hrn. v.
„St. Ange zugebracht. Ich bin sehr
„zufrieden und vergnügt: wenn du klug
„bist, so bist du es nicht weniger, als
„ich. Morgen früh um eilf Uhr werde
„ich eine Unterredung mit deinem Vater
„haben. Du hast nicht Ursache zu er-
„schrecken: vielleicht ist nicht einmahl
„die Rede von dir. Um Gottes willen,
„liebes Mädchen, sey ruhig, und ver-
„schwende deine Empfindungen und die
„Gefühle deines reizbaren Herzens nicht
„für die lange Weile. Lebe wohl. Ich
„verlange weiter nichts zu wissen, als
„daß du dich wohl befindest.„

Ach! die Leute können sich doch durchaus nicht in die Lage fühlender Herzen versetzen. Nach ihrem Urtheile sollte man glauben, die Empfindungen ließen sich meistern, und nach Belieben unterdrücken oder verstärken. Dieses Billet, das mich so sehr ermahnt, ruhig zu seyn, hat mich in die größte Angst und Unruhe versetzt. Die ganze Nacht werde ich sie nun nicht wieder loswerden: ich werde mich schlaflos herumwerfen. Ich werde zittern, wenn ich meinem Vater unter die Augen treten soll, wenn ich meine Tante werde kommen hören, wenn sie reden wird. Was kann sie mit Hrn. v. Marville und Hrn. v. St. Ange verabredet haben? Sie wird in meinem Nahmen gedacht und gesprochen, und ganz über mich disponirt haben. Vielleicht muß ich ihr in Allem widersprechen, und bey meinem Vater Alles verwerfen. Ich bin doch recht unglücklich. Ich habe mich meiner Tante nicht genug widersetzt, ich bin nicht so klug, irgend einen Schritt zur rechten Zeit zu thun. Ich bin nicht im Stande, etwas anders zu thun, als mich selbst zu quälen. Es dünkt mir, als liege ein Schleyer

über meinem Schicksal, den meine Augen zu durchschauen fürchten. Ist nicht immer noch eine unendliche Kluft zwischen Hrn. v. St. Ange und mir? Wie wäre es möglich, daß sie auf einmahl ausgefüllt würde?

Meine Tante ist doch auch sehr lebhaft, fürchtet sie nicht, daß ihr widersprochen werde, daß ich mich zu nichts verstehe, was sie so entworfen, und eingerichtet hat? Jetzt bin ich wirklich entschlossen, mich Allem zu widersetzen, und ich hoffe nicht, diesen Gedanken aufgeben zu müssen. Mein nächster Brief wird Ihnen alles sagen. Heute weiß ich weiter nichts hinzu zu setzen, als daß ich Sie herzlich liebe u. s. w.

Sieben und sechzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich will Ihnen schreiben, liebste Freundinn, und die Thränen treten mir in die Augen. Sie fallen auf mein Papier: Sie können die Spuren davon sehen. Es ist mir ganz dunkel vor den Augen, bey jedem Worte unterbricht mich ein Seufzer und eine Zähre, die ich zurückhalten möchte, und die mich zu ersticken drohen. Ich suche mich aus der Betäubung zu erhohlen, in der ich nunmehr seit ein paar fürchterlichen Stunden bin, und ich falle in Verzweiflung. Mein Schicksal ist schrecklich. Ihr Herz wird schon bluten, allein ich mag Ihr Mitleid nicht, ich begehre von Niemanden Mitleid. Jede fremde Empfindung ist vergebens, meine Qual ist ohne Trost, wie ohne Linderung und Hülfe. Ich bin ein Opfer, das zum Stahl verdammt ist: alle Kraft hülfe mir nichts, auch wenn ich sie hätte. Gern wollte ich sterben, aber auch das ist mir verwehrt — —

Ich werfe die Feder hin, und nehme sie wieder auf. Ich kann nichts als klagen und ächzen, und meine Seufzer ausschütten. Sie können die Töne meiner Verzweiflung nicht begreifen. Dazu war ich also aufgehoben! — —

Ein kalter Schauder überläuft mich, wenn ichs überlege. — Ja, wenn ichs Ihnen nur sagen könnte! Ich hoffe, es soll mir noch gelingen: ich werde mich erhohlen; ich warte noch eine Weile. — — Ich komme wieder, aber noch kann ich nichts denken, nichts schreiben, als was der Kummer mir eingiebt, der mir am Herzen nagt — — —

Meine Mutter läßt mich rufen. Vielleicht geht es besser mit dem Schreiben, wenn ich wiederkomme ::::

Ach! wir haben zusammen geweint. Keins von uns beyden konnte ein Wort vorbringen. Ich umarmte sie, und benetzte sie mit meinen Thränen; sie drückte mich an ihren Busen, und unsre Thränen vermischten sich. Unser ganzes Haus ist in der größten Verwirrung. Die Domestiken wissen nicht,

was ſie machen ſollen. Sie verſtehen nicht, was ſie hören. Sie wollen uns bedienen. Sie nöthigen uns zu eſſen. Man antwortet ihnen nicht. Sie gehen aus einem Zimmer ins andere. Man hört nichts als Aechzen, Seufzen, und Ausrufungen von Schmerz und Mitleid. Und auch du, arme Henriette, liebes kleines Mädchen, der Schrecken iſt auf deinem Geſichte gemahlt. Du faſſeſt mich am Kleide, du umſchlingſt mich mit deinen Aermchen, du wagſt es nicht zu weinen, oder zu klagen. Ich bin nahe bey dir, und du rufſt mich mit einem ſo wehmüthigen, kläglichen Tone, der meine Seele zerreißt. Liebes Kind, laß mich meinen Thränen freyen Lauf verſtatten ::: Doch, was habe ich gethan? Noch habe ich nichts gethan, als Sie in Schrecken geſetzt. Ich hätte da fortfahren ſollen, wo ich in meinem letzten Brief ſtehen geblieben war.

Ich ſtand heut Morgen mit groſſer Unruhe auf. Ich fürchtete die Unternehmungen, die meine Tante vorhatte, und die Wahrheiten, die ſie meinem Vater um eilf Uhr ſagen

wollte. Ich zitterte vor den Folgen dieser Unterredung. Noch ganz müde und erschöpft von den Fatiken des vergangenen Tages, war ich so schwach von Seele als von Körper. Gegen seine Gewohnheit war mein Vater um acht Uhr noch auf seinem Zimmer. Ich schlich an seine Thüre: sie war verschlossen. Ich rufte ihm, er antwortete mit einem traurigen herzdurchschneidenden Ton, er könne mich nicht sehen, er könne jetzt Niemanden sehen. Ich ging zu meiner Mutter: sie sagte mir, sie habe schon seit einigen Tagen bemerkt, daß mein Vater sehr traurig und niedergeschlagen sey: er spreche wenig, gestern und vorgestern müsse er mit sehr verdrüßlichen und ärgerlichen Dingen zu thun gehabt haben. Wir erinnerten uns an alles, was er gesagt und gethan hatte. Hr. de la Hausse hatte verschiedene mahl Briefe und Billets geschickt, unsere Unruhe wuchs von Augenblick zu Augenblick. Wir erkundigten uns bey einem Bedienten, der eben ins Zimmer trat, wo mein Vater wäre. Er sagte, eben wäre ein Bedienter von Hrn. de la Hausse fortgegangen, und die Stube meines Vaters sey

offen. Ich eilte zu ihm, ich fand ihn, wie er mit großen Schritten auf und ab ging, und einen Brief in der Hand hielt. Seine Bewegung war ganz außerordentlich, er geberdete sich wie ein Verzweifelnder. Ich eilte mit offenen Armen auf ihn zu. Er warf sich in seinen Lehnstuhl, und schrie mit wilder Stimme: er wäre der unglücklichste von allen Menschen: er wolle sich den Kopf einstoßen. Wüthend sprang er auf, ich hielt ihn auf, ich drückte ihn an meine Brust, ich bat ihn ruhig zu seyn, ich schwor ihm, wir würden alle Mittel suchen, ihn zu trösten: das größte Unglück, das wir fürchteten, wäre das Uebel, das der Kummer ihm zuziehen könnte.

Meine Mutter kam dazu. Er ging auf sie zu, und sagte: „Ich bin verlohren, ich bin „zu Grunde gerichtet! Ich sehe keine Hülfe, „keine Rettung, nicht einmahl im Tode!„ Lange blieben wir in dieser schrecklichen verzweiflungsvollen Lage. Endlich sagte er uns, alle seine Hofnungen wären vernichtet, seine letzten Spekulationen wären unglücklich aus-

geschlagen: de la Haussе habe ihn in so beträchtliche Geschäfte verwickelt, daß nicht allein sein ganzes Vermögen verloren wäre, daß er überdieß noch ansehnliche Schulden bekäme, und besorgen müßte, vor den Augen der Welt in Schande und Elend zu gerathen. Wir glaubten, wir dürften unsern Ohren nicht trauen, wir vermutheten, es wäre Irrthum oder Uebertreibung, wir verlangten, er solle uns seine Erzählung wiederhohlen, und die nähern Umstände angeben. In der Verwirrung und Bestürzung, worinn wir waren, hatten wir Mühe, einander zu verstehen. Bey meinem Vater nahmen Unruh und Verzweiflung immer mehr zu: er war nicht im Stande, sich zu fassen, und uns eine zusammenhängende Erzählung zu machen. Alles, was er sagte, waren folgende Worte, die er von Zeit zu Zeit aussprach: „und der Grau„same möchte auch noch meine Tochter zum „Opfer!„ Ich gehe auf ihn zu, ich umarme ihn, ich sage ihm, wenn die Sache nur mich beträfe, so könne er ganz ruhig seyn. Ich wäre jeder Aufopferung fähig: ich würde mich glücklich preisen, wenn irgend eine im Stande wäre, ihn zu trösten.

„Nein! ſchrie er: tauſendmahl will ich „lieber ſterben: doch auch der Tod kann mich „Unglückſeligen nicht tröſten!„ Wir bitten, wir flehen ihn, ſich zu erklären. Meine Tante kömmt dazu. Sie findet uns in Unruhe und Verwirrung. Sie glaubt, die Rede wäre von Hrn. v. St. Ange, ſie fängt an, meinem Vater zuzuſetzen, ihn zu ermahnen, ſie verſichert ihn, ich wäre an allem unſchuldig: ſie allein habe alles gethan, ſie allein ſey Schuld, daß nun alles am Tage wäre: allein in der Lage, in der ich wäre, ſey es mir wohl erlaubt, meiner Neigung zu folgen. Mein Vater hört ſie nicht, ſieht ſie nicht. Wir haben Mühe, ehe wir der Tante begreiflich machen, daß nicht Hr. v. St. Ange, ſondern Hr. de la Hauſſe Urheber der Unruhe iſt, in der ſie uns findet. Sie erwiedert, wir dürften ihn ja nur laufen laſſen: es wäre ihr immer ſo vorgekommen,

als wenn der alte Gott ein Auge auf mich geworfen hätte. Wir wußten selbst kaum, wovon wir waren, und mußten uns begreiflich zu machen suchen, daß von unserm Vermögen und den Spekulationen die Rede wäre, die mein Vater in Gesellschaft mit ihm gemacht habe. Während dieser Erklärung suchte mein Vater unter Briefen und Papieren. Dann kam er auf uns zu, und sagte: „der abscheuliche Mensch ist nicht zufrieden, „mich ins Elend gestürzt zu haben. Auch „meine Tochter soll ich ihm aufopfern.„ Mit diesen Worten gab er uns die Papiere, die er in der Hand hatte. Hierauf wendete er sich zu mir insbesondere und sagte: „O „meine Tochter! Dein Vater ist der unglücklichste und unvorsichtigste Mensch unter der Sonne. Er verdient nicht, daß „du ihn rettest.„ — Ich schicke Ihnen die Abschrift dieser Briefe, liebste Freun-

dinn. Lesen Sie, und nehmen Sie sich in Acht, daß es Sie, wo möglich, nicht zu sehr angreift. Ihr Zorn würde so vergeblich seyn, als der unsrige.

* * *

Erster Brief

des Herrn de la Hausse.

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Hr. „v. Germosan, daß Sie, ganz gegen meinen Rath und Meinung, die Liquidation „der Aktien der Ostindischen Compagnie auf „den 15 Jul. a. c. angesetzt haben. Sie sind „seit dem ganz unglaublich gestiegen, und es „gehen also an jeder Akte mehr als 300 Liv. „verloren, welches eine Summe von 30,000 „Liv. beträgt. Diese Summe zu den 40,000 „Liv. geschlagen, die wir bey der Anleihe der „125,000,000 Liv. eingebüßt haben, macht

„70,000 Liv., die Zinsen ungerechnet. Dar„gegen sind die Aktien von St. Charles „gefallen, wie ich heute durch beyliegenden „Brief erfahren habe. Man muß hoffen, „daß sie wieder steigen werden, wir haben „noch acht Tage Zeit, sie um den bestimm„ten Preis zu liefern, und müssen also se„hen, den Fond für eben ermähnter Sum„me zusammenzubringen. Sie wissen, daß „ich nicht bey Geld bin, und die Frist, die „Sie gesetzt haben, läuft mit Ausgang die„ses Monats zu Ende.“ Wollen Sie diesen „Morgen zu mir kommen, so können wir „überlegen, wie wir die Sache am besten „einrichten. Auf alle Fälle können wir uns „damit helfen, daß wir Wechsel auf drey „Monate ausstellen; besonders da der Wech„selcours jetzt sehr günstig ist. Ich verhar„re u. s. w.“

Zweyter Brief.

„So eben erhalte ich die Antwort auf die „in Dero Nahmen gegebene Order zum Auf„kauf einer Parthie St. Charles-Aktien. „Sie sind so niedrig, als man glaubt, daß „sie nur kommen können. Man ist überzeugt, „daß die Dividenden viel ansehnlicher aus„fallen werden, als man glaubt, und daß „sie dann wieder beträchtlich steigen werden. „Der Gewinn ist beynah gewiß, und Sie „können füglich den Weg einschlagen, den „ich Ihnen zu Aufbringung der nöthigen Anleihen zu Bezahlung des ersten Verlustes ange„geben habe. Wir können das heut beym „Mittag richtig machen. Hr. Pillard, „mein Freund, dem ich den Auftrag gege„ben, das Geld zu schaffen, wird auch hin„kommen. Wie gesagt, werde ich auch mein „Versprechen halten, und die Summen, die

„noch überdieß zum Ankauf der erwähnten „Aktien erforderlich sind, auf meine Rechnung nehmen; so daß Sie in diesem Geschäfte mit mir allein zu thun haben. Beyliegend folgt die Note über die Parthie St. „Charles-Aktien, benebst Kosten und „Kommissionsgebühren, desgleichen der gegenwärtige Aktiencurs. Ich verbleibe „u. s. w.“

Dritter Brief.

„Seitdem ich Sie zum letztenmahl gesehen, sind meine Briefe von Paris eingetroffen. Die St. C. Aktien fallen immer „mehr: wir müssen sehen, was wir los werden können, ehe sie noch tiefer fallen. Die „Einbuße ist so schon beträchtlich genug. Heute wollen wir weiter davon sprechen, und „sehen, was zu thun seyn wird u. s. w.“

Vierter Brief.

„Ich habe Ihnen meine wahre und letz„te Entschließung gesagt. Ich kann mein „Vermögen nicht auf einer Seifenblase ruhen „lassen. Ich muß Hypothek oder Cautión „haben, und zwar so bald, als möglich. Sie „sind unglücklich gewesen, ich läugne es nicht. „Aber die ganze Welt würde an Ihrer Stel„le eben so gehandelt haben. Sie gewannen „Anfangs ein Ansehnliches; was war natür„licher, als daß Sie noch mehr zu gewinnen „suchten, um Ihr Vermögen auf recht festen „Fuß zu bringen. Aus den verschiedenen Abrechnungen, die wir zusammen gehalten haben, ergibt sich, daß Sie mir und meinem „Associé, (nach Abzug alles dessen, was sich „noch verkaufen und zu Gelde machen läßt) „die reine Summe von zweyhundert und „sieben und sechzig tausend Livres,

„fünfzehn Sols, neun Deniers
„schuldig verbleiben. Ich für meinen Theil
„würde gern ein vierzehn Tage bis drey Wo-
„chen Sicht geben, er aber braucht sein Geld,
„wie Sie selbst einsehen werden, da Sie
„seine weitläuftigen Fabriken kennen. Da
„Sie gestern unentschlossen zu seyn schienen,
„was Sie thun wollten, so hat er diesen
„Morgen bey der Obrigkeit sich gemeldet,
„und um Hülfe gegen Sie gebeten, auch,
„auf den Fall, daß Sie sich weigern sollten,
„zu zahlen, einen Verhaftsbefehl erhalten.
„So wenig er nun auch verbunden wäre,
„länger Nachsicht zu haben, so habe ich ihn
„doch dahin gebracht, daß er Sie nicht über-
„fallen, sondern noch zwey Tage warten will.
„Auf mein ausdrückliches Vorwort hat er
„sich das gefallen lassen, so daß ich diese zwey
„den Tage über für die ganze Summe gleich-
„sam Bürge seyn muß. Sie wissen, daß

„wir bey der gestrigen Zusammenrechnung
„fanden, daß Sie offenbar außer Stand
„wären, zu bezahlen. Sie waren vor Schre-
„cken so außer sich, daß Sie den verschiede-
„nen Vorschlägen, die ich Ihnen that, nicht
„die geringste Aufmerksamkeit schenken konn-
„ten, oder wollten. Es thut mir selbst sehr
„leid, zumahl da die Umstände nunmehr
„noch weit schlimmer worden sind. Heut
„habe ich Ihnen nur noch einen einzigen
„Vorschlag zu thun, den Sie, wie ich hof-
„fe, höchst billig finden werden. Ich habe
„immer viel Freundschaft und Attaschement
„für Dero Familie gehabt. Ich thue Ihnen
„also den Antrag, mir Ihre Fräulein Toch-
„ter zur Gemahlinn zu geben. Indem ich
„sie heyrathe, nehme ich zugleich alle Ihre
„Schulden und Spekulationen auf mich, und

„stelle einen Schein aus, als ob ich alles,
„was Sie mir schuldig sind, richtig empfan-
„gen hätte. Sie sehen, wie vortheilhaft
„das für Sie ist. Sie haben es dann allein
„mit Ihrem Schwiegersohn zu thun, und
„bleiben so, wie Sie sind. Fräulein v.
„Germosan ist einzige Tochter — mag
„doch so wenig da seyn, als will — ich drin-
„ge auf nichts, als daß Sie Ihr Landhaus
„verkaufen, und von dem daraus zu lösenden
„Gelde die daran vorgenommenen Verbesse-
„rungen bezahlen. Schon lange habe ich
„Ihnen deutlich genug zu verstehen gegeben,
„daß es nur auf Ihre Fräulein Tochter an-
„komme, mein Vermögen zu theilen, jetzt
„will ich mich sogar entschließen, Ihr Un-
„glück und Ihren Verfall zu theilen. Ehe-
„gestern ließ ich schon etwas davon gegen Sie

„fällend: Sie wollten mich aber nicht ver-
„ben.

„Uebrigens bin ich gar nicht gesonnen,
„Sie zu geniren. Vielleicht weiß ich nicht
„um alle Ihre Umstände und Capitalien,
„wahrscheinlich haben Sie mir nicht alles ge-
„nau angegeben. Sie werden schon von
„selbst wissen, was für Sie am zuträglich-
„sten ist, und was Sie zu thun und zu las-
„sen haben. Sie sind für einen guten Haus-
„vater bekannt, der für seine Familie sorgt.
„Vor allen Dingen aber werden wir zur ge-
„nauesten Revision von Dero Vermögensum-
„ständen schreiten, und findet sich nicht so
„viel, als zu Bezahlung der Schulden hin-
„reichend ist, so haben Sie sich die Folgen
„davon selbst zuzuschreiben. Es thut mir

„von Herzen leid, daß die Umstände sich so „unglücklich fügen mußten: doch, wie Sie „sehen, gibt es noch für jedes Uebel ein Mit„tel. Ich versichere Ihnen, daß ich mit „herzlicher Theilnehmung verharre u. s. w.“

„N. S. Wenn Sie und Dero Fräu„lein Tochter, wie ich hoffen kann, einschla„gen, so können wir noch heute eine Zusam„menkunft in Ihrem Hause haben, wo Sie „auch überdies noch manchen andern Beweis „meiner Uneigennützigkeit sehen werden.“

Ich kann nicht mehr, liebste Freundinn. Ich gehe zu meiner Mutter, die ich nur zu lange verlassen habe. Ich sage Ihnen nichts mehr, und was könnte ich auch noch sagen? Mein armer Kopf! Ich bin nicht im Stan-

te, einen Gedanken zu denken. O! Sie werden unser Elend gewiß nur zu sehr fühlen! Ich hätte schweigen sollen — aber nein! meine Freundinn, ich darf Sie nicht schonen. Ich liebe Sie zu sehr.

Ende

des dritten Bandes.

158,5015

Laura,

oder

Briefe

einiger Frauenzimmer

in der französischen Schweiz.

Vom Verfasser der Camilla.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Vierter Band.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Mit Churfürstl. Sächsis. Privilegio.

1789.

Laura.

Vierter Band.

Fünf und sechzigster Brief.

Laura von Germosan an Frau von Dubourg.

Zürnen Sie nicht zu sehr mit mir, liebste Freundinn, daß ich einen Posttag habe vorbeygehn lassen, ohne Ihnen etwas von unsern traurigen Umständen zu melden. Sie können sich leicht einen Begriff von meiner Lage machen. Die Worte fehlen mir, Ihnen zu sagen, was ich fühle. Ich weiß nicht, ob ich den Schmerz, der mich zu Boden drückt, lange werde ertragen können. Für mich hat die Welt keine Ruhe, keinen Frieden mehr. Jeden Augenblick wird das Uebel größer: alles vereinigt sich, mich unglücklich zu machen. Ich bedaure Sie, daß Sie meine Freundinn sind. Ich bedachte mich lange, ob ich nicht aufhören müßte, an Sie zu schreiben. In meiner Verzweiflung wünschte ich von Niemanden geliebt zu werden.

Ich fürchte alles, sogar Ihre Freundschaft. Und doch — bald werfe ich mir wieder meine Undankbarkeit vor. Nein, dieser Vorwurf soll nicht länger auf mir ruhen. Der Schlaf flieht mich. Die Zeit, die er mir läßt, will ich anwenden, mich mit meiner Freundinn zu unterhalten. Sagen Sie mir, daß Sie mich immer anhören wollen. Ich werde Ihr zärtliches Herz betrüben, allein mein Herz fühlt jetzt das Bedürfniß, das Ihrige zu betrüben. Sehen Sie, so ist meine Freundschaft!

Sie können sich leicht die Betäubung denken, in die wir alle durch den unerwarteten Sturz geriethen. Noch haben wir uns nicht erholt. Wir tappen herum und suchen einen Ausgang zum Tageslicht, wie Wanderer die in eine tiefe, dunkle Grube gestürzt sind. Immer in der schrecklichen Erwartung, unser Unglück den äußersten Gipfel erreichen zu sehen, wissen wir weder was wir denken, noch was wir glauben sollen. Die Vergangenheit scheint uns ein Traum, und die Zukunft eine grausenvolle Nacht. Keine frohere Aussicht zeigt sich meinem trüben Blick, und doch werde ich's vielleicht überleben müssen. Großer Gott, dessen Wille

alles möglich machen kann, erbarme dich über mich!

Wie glücklich würden wir uns preisen, wenn wir nichts als arm worden wären. Aber von einer Schuldenlast niedergedrückt zu werden, und keine Möglichkeit sehen, sie wegzuräumen — das ist eine Beschimpfung, die härter ist, als alle andere Uebel. Nichts, gar nichts ist, sein Brod durch seiner Hände Arbeit verdienen zu müssen. Wie glücklich würde ich mich dünken, wenn ich meine Eltern durch die Arbeit dieser Hände unterstützen könnte! O, liebste Freundinn, der fürchterliche la Hausse! — —

Die Wahl ist schrecklich. Schaudern Sie nicht selbst in meinem Namen zurück? — —

Zwey Tage sind verflossen, ohne daß wir nur im geringsten erfahren konnten, ob und was wir zu hoffen oder zu fürchten hätten. Noch diesen Augenblick kann ich mich nicht überreden, daß irgend etwas gewiß beschlossen sey. In dem ersten Augenblick, wo wir diese Briefe lasen, verstanden wir sie gar nicht. Es war ein Blitzstrahl, der uns zu Boden warf, und uns kaum das Vermögen ließ, einander zu erkennen. Ich that mir die äußerste Gewalt an, Ihnen

das Vorgefallne zu erzählen, um mir es so möglich ſelbſt deutlich zu machen. Ich kam mir ſelbſt, ſo wie im Traume vor. Mein Vater war in einem ſchrecklichen Zuſtande. Er hatte Fieber und ſchreckliches Kopfweh. In den leidlichen Augenblicken nahm er Papier und Feder, ging Rechnungen durch, calculirte und meditirte. Meine Mutter war beſchäftigt, ihn zu warten. Sie weinte. Ich half Beyden. Die Hofnung, daß wir doch vielleicht nichts ſchuldig bleiben, daß wir nur arm werden würden, tröſtete und ſtärkte mich. Schon der bloße Schein von Reichthümern hatte unſer Leben beunruhigt; unſre Eitelkeit war erwacht, und nahm täglich zu. Täglich wuchſen unſere Geſellſchaften an der Zahl, und täglich hatten wir einen Freund weniger. Unſere Bedürfniſſe vermehrten ſich, und kein Genuß war rein und frey von Unannehmlichkeiten. O könnten wir jetzt von der Zukunft erwarten, daß ſie uns unſer vergangnes Leben zurückbringen werde, wie glücklich wollten wir ſeyn! Aber, Gott! Gott! welche Schreckniſſe liegen vielleicht in der Nacht dieſer Zukunft vergraben, vor der mein Blick zurückbebt! . . .

Wir brachten den ganzen Tag zu, ohne uns zu verlassen: auch die Nacht konnte uns nicht trennen; wir blieben bis zu Tages Anbruch beysammen. Meine Tante entfernte sich nicht eher, als bis die Ermattung vom Kummer sie nöthigte, Ruhe zu suchen. Unsere Thüre ward verschlossen; wir verboten, Jemand herein zu lassen. Wir erfuhren nachher, daß Herr von St. Ange da gewesen war. Wir mochten von nichts wissen noch hören. Wir konnten es nicht lange aushalten, von einander getrennt zu seyn. Wir kamen gleich den Morgen früh sehr zeitig wieder zusammen. Wir sprachen nicht von dem, was wir schon gelitten hatten, sondern beschäftigten uns einzig mit den Leiden, die uns noch bevorstünden. Mein Vater war nicht ruhiger, als wir; er konnte aber doch besser arbeiten. Jemehr er nachforschte, desto deutlicher sah er sein Unglück ein. Verschiedene Zufälle hatten das ihrige beygetragen. Gleich anfangs hatte er den Ertrag seiner Speculationen zu baarem Gelde gemacht, dieses Geld wurde aber Personen anvertraut, die ihn zu weitsehenden Geschäften verleiteten, welche nicht den gewünschten Erfolg hatten. Auch diejenigen

Summen, die er aus Vorsicht zurückbehalten hatte, wurden durch unvermeidliche Unglücksfälle in den Ruin verwickelt. Kurz, eines half zum andern: eine Reihe von Umständen, die sich unmöglich vorher sehen ließen, machten das Vermögen, in dessen Besitz er sich geglaubt hatte, zu Wasser, und es blieb nicht das geringste übrig, die Vorschüße, die ihm la Hausse gethan, zu ersetzen, oder die Geschäfte, die er mit ihm gemeinschaftlich unternommen hatte, zu bestreiten. Eben als er auf Möglichkeiten sann, diese Forderungen zu befriedigen, und mit einer wiederholten Zusammenrechnung beschäftigt war, lief noch ein Brief von Herrn de la Hausse ein.

An Herrn von Germosan.

„Sie haben meinen letzten Brief, den ich Ihnen gestern schrieb, nicht beantwortet. Ich begreife wohl, daß Sie in einiger Verlegenheit seyn werden, sich zu entschließen. Vielleicht hat die gänzliche Zerrüttung Ihrer Vermögensumstände Sie betäubt und niedergeschlagen, daß Sie nicht wissen, was für eine Partie Sie ergreifen sollen. Ich versichere

„Ihnen, der Unfall, der Ihnen begegnet, geht
„mir sehr nahe, um desto mehr, da ich selbst
„viel dabey einbüße. Doch wie gesagt, es ist
„noch nichts verloren; es kömmt blos auf Sie
„an, alles in Frieden beyzulegen. Ich sag' es
„Ihnen noch einmahl: ich habe Ihre Fräulein
„Tochter von jeher geliebt. Sie weiß es, und
„ich bin überzeugt, sie kann keinen sanftern,
„rechtschaffenern und gefälligern Mann bekom-
„men, als mich. Eine Frau muß in meinem
„artigen Hause durchaus und vollkommen glück-
„lich seyn. Wenn ich alle meine Geschäfte ab-
„geschlossen und in Ordnung gebracht habe, so
„wird mir doch, ohnerachtet des beträchtlichen
„Verlusts, den ich so gut wie Sie erleide, noch
„genug zu einem sehr bequemen und angeneh-
„men Leben übrig bleiben. Sie wollten Ihr
„Vermögen gar zu hoch treiben: hätten Sie
„meinem Rathe gefolgt, so hätten Sie bey der
„letzten Speculation, nicht gar zu viel aufs
„Spiel gesetzt. Sie wissen, daß ich sehr ungern
„ein so beträchtliches Risico auf meine Schul-
„tern nahm. Ich habe die Papiere noch ein-
„mahl durchgesehn, und die gegenwärtige Lage
„der Sachen untersucht: alles verhält sich so,

„wie ich Ihnen bereits gemeldet, und alles „stimmt auf das genaueste mit der Ihnen über„sendeten Berechnung überein. Es bleibt Ih„nen nichts übrig, als die Bedingungen, zu de„nen Sie sich anheischig gemacht, zu erfüllen, „und auf der Stelle einen Entschluß zu fassen, „weil nun ohne Verzug zur Bezahlung geschrit„ten werden muß. Kommen Ihre Umstände „an den Tag, so wäre ein förmlicher Bankerut „unvermeidlich, man würde zum Verhaft schrei„ten, Sie wären beschimpft, und ich würde un„tröstlich seyn, daß Sie es soweit mit sich kom„men lassen. Ihre Mamsell Tochter würde al„so auf alle Fälle sehr lobenswerth handeln, „wenn sie ihre ganze Familie rettete. Doch das „alles überlasse ich Dero eigener Ueberlegung, „und bitte nur, mir spätestens bis morgen früh „bestimmte Antwort zukommen zu lassen. Wenn „es Ihnen lieber ist, so will ich sie selbst abho„len, da ich ohnedem wünsche, dem liebenswür„digen Fräulein v. Germosan alle Gesin„nungen, die ich gegen sie hege, zu erkennen zu „geben. Einen Begriff davon kann sie sich schon „aus der Aufopferung machen, deren ich um „Ihrentwillen fähig bin. Ihre günstige Ent-

„schließung erwartend, versichere, daß ich die „Ehre habe zu seyn,

Ders

gehorsamer Diener
de la Hausse.

Dieser Brief ging nach und nach aus einer Hand in die andere. Meine Mutter und ich mußten ihn mehrmals lesen, um uns eine deutliche Idee von dem Inhalte zu machen. Mein Vater ging hastig das Zimmer auf und ab, und beobachtete das tiefste Stillschweigen. Sein Blick war fürchterlich, die heftigste Verzweiflung sprach aus ihm. Meine Mutter unterbrach unser Stillschweigen, und sagte: Aber, mein Bester, warum gleich ein Bankerut! Herr de la Hausse irrt sich, wir kennen ihn ja als einen brutalen Mann. Ich setzte hinzu, es scheint mir unmöglich, daß er sich unterstehen sollte . . . Alles ist möglich, alles ist wahr, rief mein Vater. Ich bin der unglücklichste aller Männer; meine Verzweiflung ist auf dem Gipfel, mein Tod selbst würde nichts helfen. Thränen stürzten ihm aus den Augen, und lautes Schluchzen verhinderte ihn am Sprechen.

Vor Betäubung und Schrecken konnte keines von uns ein Wort vorbringen. Es war, als hätte sich ein Abgrund vor unsern Füßen eröfnet, wir zitterten und bebten. Man hörte nichts als Seufzen und Schluchzen. Ich wagte es nicht, eine Frage zu thun, ich hatte, wie Sie denken können, eine unbeschreibliche Furcht vor der Antwort. Meine Mutter gab sich Mühe, meinem Vater Trost einzusprechen, sie brachte aber nichts als einzelne, unzusammenhängende Worte vor. Er antwortete durch nichts als durch stumme Seufzer. Es schien, als würden wir jeden Augenblick unglücklicher; es fehlte uns an Muth, genau zu untersuchen, worin unser ganzes Unglück bestehe. Unsere Lage war schrecklich, wir zitterten dafür, sie ganz kennen zu lernen. Ich ging auf meine Stube, wo ich folgendes Billet empfing.

„Ich hofte, daß ich gestern die Ehre ha„ben würde, Sie zu sehen, gnädiges Fräu„lein; ich wurde aber in Ihrem Hause nicht „angenommen. Auch Frau v. Bonval war „nicht zu Hause. Es machte mich äußerst „traurig, daß ich nichts von Ihnen erfahren

„konnte, gnädiges Fräulein. Der vorgest-
„rige Tag hat mich in einer heftigen Unruhe
„gelassen: aus den Reden Ihrer Bedienten
„glaubte ich zu bemerken, es müsse nicht ganz
„ruhig in Ihrem Hause zugehen. Das ver-
„doppelte meine Unruhe. Haben Sie die
„Güte, mich durch ein Wort von Ihrer Hand
„aus dieser Ungewißheit zu reißen, oder er-
„lauben Sie, daß ich kommen, und mich bey
„Ihnen selbst erkundigen darf, was ich zu
„hoffen oder zu fürchten habe. Mein Glück
„oder mein äußerstes Unglück hängen einzig
„von Ihnen ab. Vergessen Sie nicht das
„mit in Betracht zu ziehen, und nehmen Sie
„die Versicherung meiner tiefsten Ehrerbie-
„tung u. s. w.

von St. Ange.

Ich beantwortete es auf der Stelle.

„Es ist uns unmöglich, irgend Jemand zu
„sehen oder zu sprechen. Wir müssen uns
„vor den Augen der ganzen Welt verbergen.
„Unsere Lage mag seyn, welche sie will, so
„ersuche ich Sie, mein Stillschweigen und
„unsre Einsamkeit nicht zu stören. Das ist

„der einzige und letzte Beweis, den ich von
„Ihren Gesinnungen gegen mich fordre.
„Seyn Sie glücklich, mein Herr; der Him-
„mel schenke Ihnen eine Gunst, die wir nicht
„verdient haben. Sie müssen uns vergessen.
„Das ist das letzte Wort, das ich Ihnen sa-
„gen darf.

Laura v. Germosan.

Wie das Billet abgeschickt war, gerieth ich in einen wahren Zustand der Vernichtung. Ich weinte, meine Ideen geriethen in eine schreckliche Verwirrung. Die Worte, die ich meinen Vater hatte aussprechen hören — der Brief, der so außerordentliche Dinge enthielt, fielen mir wieder ein. Es war mir unmöglich, dem was ich gehört und gelesen hatte, vollkommenen Glauben beyzumessen. Es setzte mich in eine unbeschreibliche Furcht. Bankerut! Herrn de la Hausse heirathen! waren Worte, vor denen ich mit Entsetzen zurückbebte. Ich betrachtete sie als schreckende Töne, denen unmöglich etwas Wahres zu Grunde liegen könnte. Henriette, die sich in einer Ecke des Zimmers beschäftigte, ward meine Thränen gewahr: sie kam mit ofnen Armen auf mich zu, setzte sich

auf

auf meinen Schoos, umarmte mich, und fing auch an zu weinen. Ich tröstete sie, ich sprach ihr Muth ein, und bald kehrte sie wieder zu ihrem Spielzeug zurück. Glückliches Kind! noch macht dein Leben dir weder Kummer noch Sorge. Ich hoffe doch, sie immer bey mir zu behalten. Ich blieb lange auf meiner Stube: ich glaubte, meine Aeltern allein lassen zu müssen, um Ihnen mehr Freyheit zu geben, mit einander zu sprechen, und sich über einen endlichen Entschluß zu vereinigen. Die Stunde des Mittagessens brächte uns wieder zusammen: doch nur auf Einen Augenblick. Fast schien es, als fürchteten wir uns schon, von fremden Gütern zu leben: eins nach dem andern stand wieder auf, ohne etwas genossen zu haben. Den Nachmittag kam meine Tante wieder. Nachdem sie eine Weile bey meinen Aeltern gewesen war, kam sie auf meine Stube. Sie sah niedergeschlagen, blaß, schmachtend aus: es war ein Anblick zum Erbarmen. Sie ließ nicht ab, sich mit uns zu beschäftigen: sie begreift unser Unglück noch gar nicht, sie fragt, bittet um Erläuterungen. In der Unruhe, in der Verzweiflung, worin wir sind, läßt sich's schlecht Auskunft geben. Anfangs

weinten wir blos, ohne etwas zu ſagen: ſo oft wir den Mund zum Reden öffnen wollten, hinderten uns unſere Thränen. Endlich brachte ich die Worte heraus: „Um Gotteswillen, liebe Tante, ſagen Sie, wie es mit uns ſteht! Mein Vater hat ſein Vermögen eingebüßt; wir ſind zu Grunde gerichtet? Iſt's wirklich weiter nichts?“ Sie antwortete mir nicht, und trocknete ihre Thränen ab. „Liebſte Tante, ich beſchwöre Sie,“ fuhr ich lebhaft fort, „ſagen Sie mir alles, was ich zu fürchten habe! Zeigen Sie mir unſere ganze ſchreckliche Lage! Iſt es möglich, daß uns noch etwas ſchlimmers droht, als ein gänzlicher Ruin?“ „Ach! liebſtes Kind,“ verſetzte ſie, „ihr könnt ſchrecklich unglücklich werden! und du, beſte, liebſte Nichte?“ „Nu, ich? liebe Tante!“ „Du kannſt, denk ich, deine Aeltern retten, und die Ehre deines Vaters in Sicherheit ſetzen! Aber, Gott, was ſag' ich von Ehre! Vielleicht kommt es gar zum Gefängniß und zu allen den ſchrecklichen Dingen, die man gegen böſe Schuldner, die nicht bezahlen können, anwendet.“ „Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte ich zitternd zu meiner Tante. „Liebes Kind,“ fuhr ſie fort, „ich bin ſo betäubt

so niedergeschlagen, daß ich selbst nicht weiß, ob ich recht gehört habe. Vielleicht hab' ich's falsch verstanden; so wie mir's aber vorkam, schien Herr de la Hausse sich zu einer gütlichen Vermittlung zu erbieten, im Fall du ihm die Hand geben wolltest." „Ihn heirathen, liebste Tante! Nein, das schrecklichste Gefängniß wäre mir Glück dagegen, und ich fürchte den Tod nicht." „Ja, aber deine Aeltern! Willst du deinen Vater ins Gefängniß schleppen, und in Schande sterben sehen? Ich sag' es noch einmal, ich will hoffen, daß ich mich irre, entweder hab' ich falsch gehört, oder sie betrügen sich vielleicht selbst. Genug, so schien mir die Lage der Sachen zu seyn. Ich nahm mir heut vor, Erkundigungen einzuziehen, ich fragte unter der Hand nach Hrn. de la Hausse und den Umständen deines Vaters. Man weiß noch nichts: jedermann ist überzeugt, dein Vater habe sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Herr von Marville ist nicht hier; Herr von St. Ange ist auf sein Landhaus zurückgekehrt. Während meiner Abwesenheit ist er bey mir gewesen: er wird nichts gehört, nichts erfahren haben; ich weiß nicht, was aus

ihm geworden ist. Wie es scheint, beobachtet la Hausse noch das tiefste Geheimniß, und hat alle Maasregeln ergriffen, daß es sich nicht verbreiten kann. Er muß sogar den Gläubigern seines Vaters geantwortet haben, er habe Geld für ihn, und werde sie bald bezahlen. Genug, mein liebstes Kind, wir müssen uns bestreben, noch das Beste zu hoffen. Vielleicht hat sich sein Vater zu geschwind außer Fassung bringen lassen. Ich wünschte, er vertraute seine Geschäfte jemand an, der mit dem la Hausse in Unterhandlungen träte: ich argwöhne nicht ohne Grund, er hat meinen Cousin in eine Schlinge verwickelt, um sich von ihm zu erpressen. Doch hat sich auch vielleicht sein Vater zu sehr von der Begierde nach einem großen Vermögen hinreißen lassen. Der erste glückliche Erfolg hat ihn geblendet, er hat sich durch den Reiz des Ueberflusses verführen lassen, er hat seine Hoffnungen zu geschwind realisirt sehen wollen, er hat sich auf Verbesserungen und Verschönerungen seines Landhauses eingelassen, und auf einmal ungeheuern Aufwand und Staat gemacht. Das mag nun freylich alles zusammen kommen, und ihn in den schrecklich[illegible], in dem er sich

befindet, versehen. Ein unversöhnigtes Benehmen, das Schicksal, und die schlimme Wendung seiner Geschäfte, alles vereinigt sich, ihn gänzlich von la Hausse abhängig zu machen. Doch alles, was ich da sage, liebe Nichte, ist nichts weniger, als gewiß: es sind blos meine Vermuthungen. Indeß kannst du immer anfangen zu überlegen, was für ein Entschluß für dich zu nehmen wäre, im Fall sie gegründet seyn sollten. Vielleicht ist eine Heirath mit la Hausse das einzige Mittel, deinem Vater den Schimpf eines Bankerots, Gefängniß und das äußerste Elend zu ersparen. Seinem Schwiegersohne kann er ohne das geringste Bedenken alles zu verdanken haben; seine Ehre wird gerettet, und er darf den Rest seiner Tage nicht in Schimpf und Armuth zubringen. Ach! und deine unglückliche Mutter, die nichts verschuldet hat, welch ein schreckliches Loos steht ihr bevor! Ich kann auf diese Kette von Elend und Jammer keinen Blick werfen, ohne zu schaudern, und auch du schauderst vor dem Gedanken, den la Hausse zu heirathen! Doch überlege nur, daß er aus sehr begreiflichen Ursachen, die in diesem Augenblicke noch weit ver-

haßter vorkommen muß, als jemals! Und, alles erwogen, ist er doch ein Mann von Verstand, der etwa nur einige zwanzig Jahre älter ist als du, der nichts weniger als alle Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens aus seiner Oekonomie und Einrichtung verbannt hat, und was noch mehr sagen will, der dich liebt, da er fähig ist, dir sein Liebstes, sein Geld aufzuopfern! Freylich mag dir's grausam genug vorkommen, was ich dir sage; auch ich finde es so: allein in der traurigen Lage, in der ihr euch befindet, darf man nichts verschmähen, was Hülfe und Rettung schaffen kann. Keins von euch ist im Stande, vernünftige Ueberlegungen anzustellen; ihr überlaßt euch alle der Verzweiflung, ohne zu bedenken, daß die drohende Gefahr vor der Thüre ist, ohne in Ueberlegung zu nehmen, welches von beyden Uebeln in eurer Lage vorzuziehen sey? Deine Aeltern sind eben so schwach, als du, sie geben sich der Trostlosigkeit hin, und stürzen sich in den Abgrund vor ihren Füßen, ohne auf Mittel zu denken, den Fall zu vermeiden, oder wenigstens sanfter zu machen. Sie hören, sie sehen, sie verstehen nichts. Es kostete mir große Mühe, ehe ich

nur die geringste Erläuterung über eure gegenwärtige Lage von ihnen herausbrachte, und da ich sie fragte, was sie zu thun gedächten, antworteten sie mir nie nichts als Thränen und Seufzen. Schwerlich werde ich von dir etwas mehr erlangen, noch etwas anders thun können, als meine Verzweiflung mit der eurigen zu verbinden."

Es war mir ganz unmöglich, liebste Freundinn, meiner Tante eine Sylbe zu antworten. Ich fand sogar etwas hartes und grausames in ihrer Freundschaft. Nachdem wir noch eine ziemliche Zeit mit einander zugebracht hatten, ohne ein Wort zu sprechen, umarmte ich meine Tante: wir fingen wieder an zu weinen, und sie ließ mich allein. Ich gerieth in eine fürchterliche Qual und Angst. Ich ging heftig das Zimmer auf und ab, und wiederholte von Zeit zu Zeit, den la Hausse heirathen! Henriette, die aus meinem Benehmen nicht klug werden konnte, und sich wunderte, daß ich mich gar nicht mehr mit ihr beschäftigte, fiel mir in die Arme, suchte mich zu zerstreuen, und nöthigte mich, ihr ein paar Worte zu antworten. Wie die Zeit zum Abendessen kam, wollte nie-

mand zu Tische: jedes von uns sagte, es sey ihm unmöglich zu essen. Die Bedienten nöthigten uns, ich suchte gemeinschaftlich mit ihnen meine Aeltern zu bewegen, daß sie einige Nahrung zu sich nähmen. Wir beweinten zusammen unser trauriges Schicksal. Meine Mutter ward nicht wohl, und ich blieb bis tief in die Nacht auf ihrem Zimmer. Mein Vater machte sich noch mit seinen Papieren zu schaffen: ich weiß nicht, wie die Nacht vergangen ist. Den Morgen fand ich mich wieder bey meinen Aeltern ein, mit nicht geringerer Qual in der Seele, und ohne zu wissen, was aus uns werden würde. Diese zwey Tage über haben wir nicht das geringste weder von unsern Freunden noch Bekannten vernommen. Die Nachricht von unserm Unglück muß sich noch nicht verbreitet haben. Wir berathschlagten uns über die beste Art, es bekannt zu machen; allein es war uns unmöglich zu einem festen Entschluß zu kommen. Wir erwarteten Frau von Bonval, die uns helfen sollte, uns zu etwas zu bestimmen. In dem Augenblick meldete man den Herrn Pillard von Seiten des Herrn de la Hausse an. Man ließ ihn hereinkommen.

Er stellte uns Papiere zu. Sie enthielten das Original einer Obligation, und einen Brief. Die Obligation [illegible] Verbrechen meines Vaters, vor Gericht zu erscheinen, und da sie seine Schuldin Sicherheit zu leisten und Bürgschaft zu stellen, oder aber sich gefallen zu lassen, daß man einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirke.

Hier ist der Brief!

An Herrn von Germeau.

„Ich kann unmöglich mehr Zeit verstreichen lassen, ohne die nöthige Sicherheit für „die Summen zu fodern, die Sie mir, den „Ihnen zugestandenen Anweisungen, und den „mir gethanen Versicherungen zu folge, schuldig bleiben. Ich muß die Forderungen meiner Pariser Commissionäre befriedigen, der „nächster Tage Wechsel auf Sie und mich „ziehen wird. Denn ich habe Sie, der unter uns genommenen Abrede gemäß, in meinem letzten Auftrage Nahmentlich angegeben. Da Sie mir nicht die geringste Antwort zukommen lassen, und die üble Lage „Ihrer Umstände anfängt bekannt zu werden,

„so muß ich wider meinen Willen in Sie „dringen, damit hernach nicht alles auf mich „allein ankomme. Ich schicke Ihnen hier das „Original der Obligation, das ich Ihnen gerichtlich unterzeichnen lassen will, damit Sie „Zeit haben sich zu besinnen, und sich darnach „einrichten können. Ich wiederhole es noch „einmahl, es liegt nur an Ihnen und an Ihrer Mamsell Tochter, so läßt sich alles in der Stille abthun. Ich will allen Verlust „auf mich nehmen, ich will alles, was Sie „mir schuldig sind, für empfangen annehmen, „und darüber Quittungen ausstellen. Ich „verlange weiter nichts, als daß mir im „Heirathscontract das Eigenthum, oder wenigstens die Anwartschaft auf alles, was Sie „gegenwärtig noch besitzen, nach Ihrem Tode „versichert werde. Dero Mamsell Tochter „ist ein vernünftiges haushälterisches Frauenzimmer, von dieser Seite habe ich sie bey „jeder Gelegenheit kennen lernen: sie wird „sich also auch die Einrichtungen gefallen lassen, die ich nach dem erlittenen beträchtlichen Verlust werde treffen müssen; und sobald sie nur die Summen betrachten will,

„die ich aufopfere, um ihrem Vater die trau-
„rigen Folgen eines Bankeruts und ein Le-
„ben von Schimpf und Schande zu ersparen,
„so bin ich überzeugt, wird sie eine wahre
„Freundschaft und Zuneigung für mich ge-
„winnen. Uebrigens werde ich alles mögliche
„thun, was in meinen Kräften steht, sie zu-
„frieden und glücklich zu machen. Nach dem
„schrecklichen Zufall, den sie durch ihre Ent-
„schließung vermeiden kann, wird sie selbst
„einsehen, daß es in jeder Rücksicht nöthig
„seyn muß, ein ruhiges und zurückgezogenes
„Leben zu führen. Fräulein von Ger-
„mosan ist ein kluges, tugendhaftes Frau-
„enzimmer, das allein kann mich für die
„Aufopferungen entschädigen, die ich von
„Herzen gern mache und noch machen werde,
„wenn sie mit Gefälligkeit und ungezwungen
„einwilligt. Ich hätte ihr wohl noch man-
„ches zu sagen, woraus sie sehen könnte, daß
„sie kein schlechtes Theil erwähle, wenn sie
„meinen Vorschlag annähme. Doch dieses
„ihr mitzutheilen behalte ich mir so lange be-
„vor, bis ich ihren günstigen Entschluß er-
„fahre. Ich bitte Sie, mein Herr, mir

„Dero Entschließung ohne Verzug zu wißen
„zu thun, und die Antwort auf meine vor-
„schiedenen Briefe nicht länger hinaus zu
„schieben. Die ganze Lage der Sachen ist
„noch ein Geheimniß: ich habe alle Anstalten
„getroffen, daß sie nicht eher, als nach Ihrer
„Entschließung bekannt werde: denn wenn
„die Umstände einmal bekannt sind, so würde
„es vielleicht nicht mehr möglich seyn, eins
„von beiden zu wählen. Ich kann durchaus
„nicht länger warten, als heute: und Sie
„können mit meinem Freunde, dem Herrn
„Pillard, über die Folgen der Procedu-
„ren, die daraus folgen müssen, sich bespre-
„chen. Er ist ein Mann, dem Sie sich ganz
„anvertrauen können. Er hat den Befehl,
„nicht ohne eine Antwort von Ihrer Seite
„zurück zu kommen. Ihr Stillschweigen
„würde ich für eine gänzlich abschlägige Ant-
„wort auslegen, und demnach meine Maasre-
„geln ergreifen. Erinnern Sie sich also, lie-
„ber Herr v. Germosan, unsrer alten
„Freundschaft, so wie der Gefälligkeit, mit
„der ich Sie an meinen Geschäften und Spe-
„kulationen Theil nehmen ließ, und da sie

„zum Unglück so übel ausgeschlagen sind, so „machen Sie dieselben durch Ihre eigene „Schuld nicht noch schlimmer. Ich über„lasse alles Dero eigenen Ueberlegung, das „ist der größte Beweis, den ich Ihnen von „meinen freundschaftlichen Gesinnungen ge„ben kann. Mit wahrer Hochachtung habe „ich die Ehre zu seyn u. s. w.“

de la Hausse.

Wir lasen diesen Brief, der, wie Sie denken können, unsere Bestürzung nicht wenig vermehrte. Es würde schwer werden, unser Erstaunen zu schildern. Die Verzweiflung meines Vaters war fürchterlich . . . Ich gestehe, es war mir unmöglich den Gedanken, dem Hrn. de la Hausse meine Hand zu geben, nur zu denken. Ich verstand, ich begriff nichts davon. Ich war in einem Zustand von unbeschreiblicher Stumpfsinnigkeit. Gern hätte ich mich erholt, meinen Vater zu trösten, ich konnte aber kein Wort vorbringen. Meine Mutter hatte mehr Muth und Besonnenheit, als wir beyden. Sie gab sich alle Mühe, auch meinem Vater Muth einzusprechen. Sie fragte darauf Herrn

Pillard, ob wir nicht noch ein paar Tage Bedenkzeit bekommen könnten: er gab aber zur Antwort, er habe Befehl, eine Antwort mitzubringen, oder gleich auf der Stelle zu thätigen Prozeduren zu schreiten. Meine Mutter sagte, wir hätten noch Fonds, die zur Sicherheit gegeben werden könnten. Endlich nach langem Hin- und Herſinnen ward beſchloſſen, mein Vater ſollte an Herrn de la Hauſſe ſchreiben, und ſich erbieten, ihm unſer ſämtliches Vermögen zum Unterpfand einzuſetzen. Um ihn zu bewegen, uns Zeit zu laſſen, ſollte er ihm vorſtellen, daß unſere Häuſer auf dem Lande und in der Stadt noch den Augenblick, in dem ſie verkauft würden, an Werth ſteigen könnten, und daß er gar nichts dabey wage, wenn er nicht in uns dringe. Hr. Pillard wollte ſich nicht mit dem Brief beläſtigen: er ſagte, er müße baares Geld haben, die Wechſel wären verfallen, Hr. de la Hauſſe wolle bezahlt ſeyn: er ſey überzeugt, nach der letzten Erinnerung, die er uns von ihm gebracht, würde er keinen Augenblick anſtehen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen. Indeß ging er doch fort und verſprach den Brief zu beſor-

gen. Wie er weg war, ermahnte meine Mutter meinen Vater, die Lage seiner Umstände genau zu untersuchen, und alles was er besäße, in Anschlag zu bringen. Mein Vater gestand, er habe es schon gethan, und durch die Art der Verbindlichkeit, in die er sich eingelaßen, und den unglücklichen Fall der Aktien, auf die er seine Spekulationen gegründet, wären ihm nunmehr von la Hauffe durchaus die Hände gebunden. Höchstens könnte man noch über einige Effekten streiten, die sie gemeinschaftlich und in Natura genommen, indeß habe la Hauffe doch allein die Fonds gemacht, und was für einen Ausweg man auch einschlagen wollte, so wäre von allen Seiten nichts übrig, als zu verlieren. Wir beweinten unser Unglück, wir sannen vergeblich auf Mittel der Rettung, wir sahen mit Zittern unserm bevorstehenden Schicksale entgegen.

Auf einmal trat Herr v. Marville herein, er hatte die Bedienten gezwungen, ihn paßiren zu laßen. Er bezeigte uns mit wahrer Theilnahme sein Erstaunen, seinen Kummer. Er sagte, er könne unmöglich etwas von dem glauben, was er gehört habe. Frau v. Bon-

vas hatte ihn rufen lassen, weil sie glaubte, sie müsse ihm als einem Freund vom Hause, der uns gute Dienste leisten könnte, die Lage der Sachen entdecken. Er thut tausend Fragen an uns, es fällt ihm gar nicht ein, daß wir sein Betragen unbescheiden finden könnten. Er kann sich nicht von dem Vorfall, der ihn so sehr erschreckt hat, und von dem er die nähern Umstände nicht weiß, überzeugen. Meine Mutter sieht meinen Vater scharf an, als wenn sie um seine Einwilligung bäte, Hrn. v. Marville alles zu vertrauen. Sie giebt ihm auch wirklich alle Briefe, alle Papiere. Er liest, läuft sie hastig durch, erstaunt, thut einen Ausruf über den andern, die Thränen treten ihm in die Augen, endlich fällt er wie vernichtet in einen Stuhl und sagt: „Großer Gott, was für ein „Unglück!“ Nun bittet er um weitere Erläuterungen, und geht fort mit den Worten: „ich will mit ihm reden!“ Wie ich mich ein wenig von meiner Bestürzung erholt hatte, fing ich an, mit meinen Aeltern zu sprechen. Ich brachte die Rede wieder auf la Haussés Forderungen, auf das, was man ihm schuldig, was er zu thun im Stande sey. Nicht der

Ver-

Verlust des Vermögens, noch die Furcht, in Armuth zu leben, hatten mich niedergeschlagen, sondern die Worte Bankerut, Gefängniß, Heirath hatten mich erschreckt. Ich konnte nicht antworten, nicht überlegen, noch weniger glauben. Mein Vater mußte mir alles mehr als einmal wiederholen: er mußte mir zwey, dreymal erklären, nichts sey übrig, als die Wahl, wie ein Gläubiger, der nicht zu zahlen fähig ist, behandelt, von der Gerechtigkeit verfolgt, und endlich ins Gefängniß geschleppt zu werden, oder ich müßte Hrn. de la Hausse heirathen.

Seit nunmehr länger als drey Stunden verhandelten wir diese schreckliche Materie unter uns, als man uns ein Billet vom Herrn v. Marville brachte. Es war an mich gerichtet, und enthielt blos folgende Worte:

„Gnädiges Fräulein, ich habe mit Herrn „de la Hausse gesprochen: ich bin in Ver„zweiflung . . .

Diese Worte vermehrten unsre Angst und Bestürzung: es schien, als wären wir samt-

sich zum Tode verurtheilt. Kurz darauf meldete man uns einen Schweizer, der durchaus mit meinem Vater zu sprechen verlange. Er war dem Bedienten auf eine freche Art auf dem Fuß nachgegangen, und trat auf einmall mitten in die Stube. Er ging auf meinen Vater los. Der Anblick dieses Menschen machte mich zittern. Er war groß, schwarz, mager, hatte ein wildes und boshaftes Gesicht. In meinem Schrecken warf ich mich zu seinen Füßen. Ich bat ihn, stehen zu bleiben, und niemand anzurühren. Ich beschwor ihn zu Herrn de la Hausse zu gehen, und ihm zu sagen, ich sey bereit, alles was er wollte, zu unterschreiben. Der Schweizer betrachtete mich mit einer Miene von Erstaunen, und wenn ich nicht irre, auch von Mitleid. Er sagte, er habe nicht Befehl, etwas anzuhören, wenn ich aber dem Herrn de la Hausse etwas vorschlagen wollte, so müßte ich schreiben, und das wolle er ihm bringen. Ich schleppte mich mit Mühe an den Schreibtisch meines Vaters, und schrieb in der größten Eil mit zitternder Hand die Worte:

Mein Herr!

„Um Gottes willen lassen Sie ab, uns zu „verfolgen: ich willige in alles, was Sie von „mir fodern können. —“

Laura v. Germosan.

Der Schweizer geht mit meinem Billet fort, und läßt uns in unserer Bestürzung und in stummer Betäubung. Ich unterbrach dieses Stillschweigen zuerst durch einen Thränenstrom, den ich vergoß. Mein Vater kam auf mich zu, umarmte mich, drückte mich an seine Brust, und rief in Verzweiflung aus: „Nein, meine „Tochter, ich kann nicht in dieß schreckliche „Opfer willigen. Warum kann doch mein „Tod nicht alles wieder gut machen!“ Einen Augenblick drauf sagt man uns, Herr de la Hauffe wäre da, und verlangte uns zu sprechen. Dieß brachte unsere Unruhe, unsere Verlegenheit auf den Gipfel. Ich erhielt von meinen Aeltern, daß man ihm sagen ließ, sie wären in einem solchen Zustand von Leiden, daß es uns unmöglich wäre, jemand zu sehen. Ich begehrte, man möchte hinzusetzen, seinen Besuch noch ein paar Tage zu verschieben; allein meine Aeltern wendeten ein, das hieße ihn be-

leidigen. Wir würden dadurch in den Verdacht kommen, als suchten wir ihn nur hinzuhalten und zu betrügen, man dürfe es also nicht länger, als auf übermorgen hinaus setzen. Nun fingen wir an über die Stunde zu streiten, endlich wurden wir einig, ihn um Mittag anzunehmen, und damit entfernte er sich. Nach und nach lenkten meine Aeltern das Gespräch auf ihn zurück. Sie machten die Bemerkung, er bezeige doch sehr viel Billigkeit in seinem Betragen; er hätte, wenn er gewollt, viel strenger zu Werke gehen können; im Grunde habe er einen guten Charakter, am Ende könne man noch wohl glücklich mit ihm seyn.

Es war mir nicht möglich, diese Lobeserhebungen länger anzuhören. Ich entfernte mich, nachdem ich sie umarmt hatte. Ich vergoß Thränen der Verzweiflung. Ich verschloß mich auf meine Stube, wo ich mir tausendmal den Tod wünschte. Ich mochte ohngefähr eine Stunde allein gewesen seyn, als man mir folgendes Billet brachte. Ich nahm es ohne Bedenken an. In unserer Lage ist mir alles gleichgültig. Auf welche Weise hätt' ich auch, noch unglücklicher zu werden, befürchten können?

„Gnädiges Fräulein,

„Die wenigen Worte, die Sie mir zu „schreiben die Güte hatten, haben mir eine „wahre Qual verursacht. Ich beschwöre Sie „bey Gott, sagen Sie mir, was vorgefallen „ist! Ich wollte Hrn. und Frau v. Ger„mosan sprechen, die Bedienten wollten „mir niemals erlauben, zu Ihnen zu gehen. „Sie versicherten mir, ich würde Ihnen den „größten Verdruß damit machen. Ich bin „bey Frau v. Bonval gewesen, sie war „nicht zu Hause; ich suchte Marville „auf, und konnte ihn nirgend finden. Ich „ging noch einmal in Ihr Haus, allein ich „fand noch immer denselben Widerstand. „Ihre Bedienten schienen mir in der größten „Unruhe und Bestürzung zu seyn. Ich bil„dete mir ein, ich wär' es, den jedermann „flöhe, und mit diesem Gedanken kehrte ich „auf mein Landhaus zurück, überzeugt, daß „man meine Abwesenheit wünsche. Allein „ich konnt' es hier nicht aushalten, ich mußte „wieder in die Stadt. Alles vermehrt „meine Pein. Ich weiß nichts, ich kann „nichts erfahren, und doch ist es ausgemacht,

„gnädiges Fräulein, daß Sie sich in Unruhe „und Verlegenheit befinden. Ich werfe mich „zu Ihren Füßen und beschwöre Sie, mich „aus dieser fürchterlichen Ungewißheit, in der „ich mich befinde, heraus zu reissen. Ver„mag ich gar nichts? bin ich ganz unnütz? „So würde ich der unglücklichste Mensch un„ter der Sonne seyn. Jetzt ist es nicht Zeit, „von meinen Gesinnungen und Empfindun„gen zu sprechen: mein ganzes Leben soll Ih„nen beweisen, was sie sind."

N. S. „Eben kömmt mein Schwager „Burton, und erzählt mir etwas von den „unbestimmten Gerüchten, die sich verbrei„ten. Bey Gott, gnädiges Fräulein! er„lauben Sie mir, daß ich komme, und mein „Leben, und alles was in meinen Kräften „steht, zu Ihren Füßen lege."

Ich habe dieses Billet nicht beantwortet. Ich hätte zu viel sagen müssen, und ich begehre von Niemand Hülfe. Ich ließ blos zurück sagen, in einigen Tagen würde ich antworten. Ich gestehe Ihnen, liebste Freundinn, seit ich unser Unglück erfahren habe, habe ich oft an Herrn

S. St. Ange gedacht: gewiß vermehrt sein Bild meine Leiden und meine Verzweiflung um vieles. Ich muß suchen es zu entfernen, es zu vertilgen, um nicht unter der Last vergeblicher Wünsche zu erliegen. Dieses Billet hat meinen Empfindungen einen zu starken Schwung gegeben. Eine tiefe und schwarze Traurigkeit bemächtigte sich meiner Seele: ich zitterte noch stärker, als vorher, vor der schrecklichen Wendung meines Schicksals. Großer Gott! was wird aus mir werden? So giebt es auch Einrichtungen im menschlichen Leben, die Unschuldige zur Verzweiflung bringen können. Mein Schmerz verläßt mich keinen Augenblick mehr. Meine Aeltern kamen, und besuchten mich auf meiner Stube. Sie lieben mich, sie machten mir die zärtlichsten Liebkosungen, sie schienen viel ruhiger und heiterer —

Was für eine fürchterliche Nacht habe ich zugebracht! Ich gab mir alle Mühe, mich meiner Schwäche zu schämen; ich bot alles auf, mich über mich selbst zu erheben; allein der Gedanke an den abscheulichen la Haussе verdarb mir alles wieder. Ich sagte: ich will lernen, unglücklich zu seyn; ich will lernen, in Ver-

zweiflung zu leben. Was liegt an meinem Leben, daß ich nur den geringsten Werth darauf legen sollte? Bin ich nicht dadurch glücklich genug, daß ich Aeltern, denen ich alles zu danken habe, die ich mit der größten Zärtlichkeit liebe, von Schande und Elend retten kann? Ich legte mir das Gesez auf, stark zu seyn; ich nahm mir vor, eine ruhige und heitere Stirn zu zeigen — ach aber auf einmal schien wieder eine fürchterliche Kette alle Nerven der Seele zu fesseln, und ich ermattete im Kampf, mich loszuwickeln!

Sehen Sie, das ist nun die Bestimmung eines Lebens, das ich der Freyheit und der Unabhängigkeit widmen wollte! Wie schwach sind wir armen Sterblichen nicht! wie spielt nicht das Schicksal mit unsern Wünschen! Wir verlieren uns in süßen Träumen, wir entwerfen uns ein Ideal von Glückseligkeit, das der kleinste Zufall in der wirklichen Welt wieder zertrümmert. Und doch sind wir thörigt genug, Plane zu machen, und uns vorzunehmen, starke Tugenden zu zeigen. Ach! dieß wäre der Augenblick, wo ich sie alle haben müßte, jezt wo ich an der schrecklichen Scheidewand von Freyheit

und Sklaverey stehe, wo nichts geringers von mir gefodert wird, als mein Herz aufzuopfern, meiner Eigenliebe Stillschweigen aufzulegen, meinem Ehrgeiz zu entsagen, und kein eignes Interesse, kein eignes Glück mehr zu haben. Kommen Sie, meine Liebe, kommen Sie, zärtliche Freundinn, daß ich mich in Ihre Arme werfe! Ach! könnt' ich in ihnen sterben! Aber nein; ich muß leben, ich muß den Becher der Wermuth und des Unglücks bis auf die Hefen ausleeren. Was würde aus meinen Aeltern werden? Meinen letzten Seufzer würde die Verzweiflung begleiten, daß ich sie der Habsucht und der unerbittlichen Härte eines eigenmüthigen Mannes überlassen.

Diese Gedanken verfolgten mich die ganze Nacht, und verlassen mich auch jetzt noch nicht. Ich legte mich vor Unruhe nieder, allein der Schlaf blieb fern von meinem Lager. Nicht einmal der Gedanke an Sie vermochte mich zu trösten. Ja, meine Beste, Sie machen, daß ich zittere; ich fürchte Sie, als eine grausame Trösterinn, die eine schmerzhafte Operation durch Zureden lindern will. Nein, geben Sie mir keinen Rath, suchen Sie mich nicht zu trösten; ich könnte

Sie vielleicht hassen. Nehmen Sie Ihre dienstfertige Freundschaft zurück, wenn sie sich nicht damit begnügen kann, stumme Thränen über mein Unglück zu vergießen — lieben Sie mich nicht mehr! Bey Gott, niemand sollte mich lieben. Sieht nicht jedermann, daß ich nichts als Haß verdiene?

Letzte Worte! Die Zeit verfließt, das Unglück wird zubereitet, das Schlachtopfer muß den schrecklichen Ausspruch an sich vollziehen lassen. Vergebens widersteht es noch in den letzten Zuckungen der Verzweiflung. Die Sonne ist kaum aufgegangen, und ich habe schon diesen unendlichen Brief geschrieben. Ich konnt' es nicht länger in der Dunkelheit der Nacht aushalten. Ich stand auf, und suchte Licht. Jedermann war ruhig, jedermann schlief sanft und still. Ich war neidisch über die Ruhe, die im ganzen Hause herrschte. Ich ging wieder auf meine Stube, und war schwach genug, über mich selbst zu weinen. Erst jetzt war mir's möglich, mit einiger angenehmen Empfindung an Sie zu denken. Die Hofnung, noch eine zärtliche, theilnehmende Freundinn zu besitzen, verbreitete einen sanften Schimmer

über meinen Geist. Wie wünschte ich bey Ihnen zu seyn! Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, ich rufte mir alles wieder zurück, was diese drey Tage über vorgefallen war. Ich habe es Ihnen hier unter Thränen, die mich oft unterbrachen, erzählt. Liebste Freundinn, diesen Mittag soll ich Herrn de la Hausse sehen! Sie schaudern. Ich kann nicht mehr schreiben; ich verlaße Sie, und strecke meine Arme sehnsüchtig nach Ihnen aus!

Mein Brief muß noch diesen Morgen fort. Ich weiß nicht, ob ich Sie bitten soll, mir zu schreiben.

Sechs und sechzigster Brief.

Von Ebenderselben.

Dienstags, früh um 8 Uhr.

Mein Brief ist kaum fort, liebste Freundinn, und ich greife schon wieder nach der Feder. Eine wahre Fieberhitze tobt in meinem Blute, ich kann keinen Augenblick Ruhe finden. Diesen Morgen war ich bey meinen Aeltern; sie haben ein wenig gerupft. Ich konnte nicht lange bey ihnen bleiben, ich ging wieder auf meine Stube, und wollte mich mit Henrietten beschäftigen. Es war mir nicht möglich. Zum erstenmal mußte ich sie den Händen meines Mädchens anvertrauen. Ich fürchte alle fühlende Wesen; ich möchte sie fliehen. In meiner Unruhe trat ich an den Schreibeschrank, der offen stand. Sie fielen mir ein, ich setze mich nieder und schreibe. Doch was soll ich Ihnen sagen? Hören Sie! es schlägt — es schlägt zwölfe! Ich kann nicht mehr schreiben; ich verlasse Sie. . . .

Meine Aeltern kamen auf meine Stube; sie waren so freundlich! Ich warf mich meiner Mutter in die Arme und vergoß einen Strom von Thränen; denn ich kann jetzt nichts, als weinen. Sie nahmen mich mit Gewalt mit sich fort, mit ihnen zu frühstücken. Es war mir nicht möglich zu bleiben. Ich eilte auf meine Stube zurück; verschloß und verriegelte die Thüre. Ich möchte vor mir selbst fliehen, und laufen, bis ich Niemand mehr sähe.

Man pochte an meine Thüre: ich zitterte vor Schrecken. Ich hörte die Stimme meiner Tante. Eiligst machte ich auf. Sie sah unpaß aus; ich würde Mitleid mit ihr gehabt haben, wenn ich irgend einer Empfindung fähig wäre. Ich weiß nicht, was wir zusammen gesprochen haben: ich erinnere mich an nichts mehr. Sie sprach ohne Abscheu den Namen la Hausse aus — ich legte meine Hand auf ihren Mund. Eine ganze Stunde lang, sagte sie die vernünftigsten Dinge, die aber mein Herz alle von sich stieß. Endlich hörte ich die fürchterliche Stunde schlagen: ich zitterte und bebte über den ganzen Leib. Auf einmal, gleichsam als ob die Verzweiflung mir neue Kräfte gegeben

hätte, warf ich mich vor Frau von Bonval auf die Knie, und sagte ihr: „Um Gottes willen, liebste Tante, sagen Sie mir, was für ein Schicksal mir bevorsteht! Verheimlichen Sie mir nichts; es sey noch so grausam, noch so furchtbar! Kann Ihre Freundschaft mit kaltem Blute den Jammer ansehn?“

Sie drückte mich an ihren Busen und sagte: „Eine ganze Stunde lang hab' ich ja nichts gethan, als gesagt und wieder gesagt, daß alle Anstalten getroffen sind, und so wie es unvermeidlich war. Entweder mußt du deine Aeltern in Elend und Schande sinken sehen, oder dich entschließen, Herrn de la Hayffe deine Hand zu geben. Glücks genug, daß der Mann um diesen Preiß seinen Rechten entsagen will! Hast du nicht Stärke des Geistes genug, diesen unvermeidlichen Schritt mit Standhaftigkeit zu thun? Hat die Tugend nicht Macht genug über deine Seele? Willst du nicht die Ehre und das Leben deiner Aeltern dadurch retten, daß du eine Leidenschaft aufopferst, die im Grunde doch an Ideen hängt, die über lang oder kurz gewiß einmal verschwinden?“

Ich sah sie mit einem Blick voll Erstaunen an. — „Ja,“ fuhr sie fort, „liebes Kind, sie werden und müssen über lang oder kurz verschwinden. In einem Jahre, in zwey Jahren bist du vielleicht glücklicher mit Herrn de la Haupffe, als mit einem Andern. Es muß dir leichter werden, ihn glücklich zu machen.“ — Hier stürzte ich an ihren Busen, und schrie laut: „Liebste Tante, ich mag nicht glücklich seyn: ich weiß gewiß, ich werde sterben.“ Hastig entfernte ich mich wieder von ihr, richtete Augen und Hände gen Himmel, und sagte in der schrecklichsten Verwirrung meiner Ideen und mit dem innigsten Abscheu: „Nein, diesen Menschen nie und nimmer“. — — Meine Tante ließ mich nicht weiter reden, sie schloß mich in ihre Arme, brachte mich wieder zu mir selbst, und sagte: „Verschwöre nichts! Thu keinen Schwur, oder du bist kein rechtschaffenes Mädchen mehr. Ja, kein rechtschaffenes Mädchen! (wiederholte sie, als sie bemerkte, daß der Ausdruck mich beleidigte.) Ich achte jene Tugend wenig, die nur in einem Widerstand besteht, ohne welchen wir die Achtung dessen, den wir lieben, einbüßen würden. Diese Anstren-

gung ist viel zu gering, dadurch seine eigene Zufriedenheit und fremde Bewunderung zu verdienen. Die Natur selbst hat diese erste Bewegung des Widerstandes in unsre Seelen gelegt, und im Grunde thun wir bey den vorgeblichen Aufopferungen, die wir einem geliebten Gegenstande machen, nichts, als daß wir dieser Bewegung folgen. Die wahre Tugend erfordert, seine Pflicht, auf Unkosten der Empfindung seines eigenen Herzens, zu erfüllen: sich ganz aufzuopfern. Das ist der wahre Heroismus! Ich weiß wohl, es würde dir wenig kosten, für deine Aeltern zu sterben: allein das ist nicht genug, du mußt für sie leben. Ich sehe besser, als jemand, die ganze Schrecklichkeit der Lage ein: allein, eine wahrhaft große Seele bebt für nichts zurück, und la Hausse ist ein Mann, der dich liebt, der dir sein Leben anvertraut, der sich unter deine Gewalt begiebt. Deine Großmuth, deine Tugenden werden dir eine unumschränkte Herrschaft über ihn erwerben. Du wirst Stärke genug haben, deine Aeltern zu retten, dein Herz Ueberwindung genug, zu schweigen, die Größe deines Opfers wird dich mehr anspornen, als zurücktreiben.

Un-

Unglückliche Laura! Ich beklage dich, als ein Schlachtopfer des Schicksals und des Ehrgeizes.“ Mit diesen Worten fielen wir einander in die Arme. Mit Schrecken wand ich mich los, als ich die Thüre öfnen hörte. Meine Mutter war es, die mit einem erzwungenen ruhigen und heitern Gesicht hereintrat. Sie bemerkte, daß wir geweint hatten, sie kam auf uns zu, sagte etwas leise zu uns, und wollte den Namen des Herrn de la Hausse aussprechen; er blieb aber auf ihren Lippen. Hinter ihr kam mein Vater, und nach ihm Er selbst. Durch eine ganz unwillkührliche Bewegung verbarg ich mein Gesicht in mein Schnupftuch und in meine Hände. Ich weiß nicht, was man stammelte, man setzte sich, und nun fing Herr de la Hausse an zu sprechen.

„Ich fürchte nicht, Mamsell, daß man mirs als einen Misbrauch der Umstände auslegen soll, wenn ich Ihren Herrn Vater bitte, mir seine Tochter zu geben, und so alle Geschäfte, die wir zusammen haben, abzuthun. Sie wissen, Mamsell, daß ich schon seit langer Zeit liebe, und ich liebe Sie, weil ich oft Zeuge Ihrer Simplicität, Ihrer Ordnung, Ihrer

Oekonomie gewesen bin; ohne alle ihre Reize in Anschlag zu bringen. Deswegen will ich auch nichts von der Aufopferung erwähnen, die ich mache: ich rechne auf Ihre Tugend, und bin sehr geneigt, alles zu thun, was im Stande ist, etwas zu Ihrem Glück beyzutragen. Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter sollen gewiß immer Ursache haben, mit mir zufrieden zu seyn, ich hab's ihnen versprochen, und versprech es Ihnen auch, Mamsell." Hier stand er in einer Stellung auf, als ob er zittere, näherte sich mir, und sagte: „Ich bitte Sie, Mamsell, geben Sie mir Ihre Hand, zum Zeichen Ihrer Einwilligung, und zum Beweiß, daß Sie weder Abneigung noch Widerwillen haben, mich zu heirathen, und meine Frau zu seyn." Nun kamen auch mein Vater und meine Mutter näher zu mir: sie gaben mir die besten Worte von der Welt. Was sie aber eigentlich gesagt, was sie mit meinen Händen gemacht haben, weiß ich nicht. Ich konnte mich gar nicht von meiner Betäubung erholen; gern wär ich nie wieder zur vollkommnen Besonnenheit gekommen. Der Tod wäre mir eine Erlösung gewesen. Ich hörte blos, daß

ſie zu einander ſagten, der Augenblick der Verlobung brächte junge Mädchen immer etwas aus der Faſſung. Darauf ſprachen ſie von dem Heirathscontract, von dem Tage, wo er aufgeſezt werden ſollte, u. ſ. w. Ich ſtand auf, und trat mit meiner Tante ans Fenſter. Ich weinte nicht, kaum konnte ich athmen. Ich rang die Hände. Ein ſehr heftiger Schmerz würde mir in dieſem Augenblick eine Erleichterung gedünkt haben. Das Herz war mir zerriſſen, der Geiſt gelähmt, der Athem verging mir. Ich weiß nichts von dem, was weiter vorging, was man mir ſagte, noch was ich antwortete, und ob ich antwortete. Endlich bemerkte ich, daß ich allein bey meiner Tante war. Und nunmehr iſt er wirklich beſtimmt der Tag für den fürchterlichen Contract! Vielleicht übermorgen, vielleicht in drey, vier Tagen, ich weiß nicht wann? und ich unterſtehe mich nicht, mir den Tod zu wünſchen. Meine Tante that alles, was ihr das zärtlichſte Mitleid eingeben konnte. Nach einigen Stunden kam meine Mutter wieder zu uns. Meine Aeltern ſchonen das Schlachtopfer, und das macht meinen Schmerz nur deſto peinigender. Es iſt mir, als wäre ich von

lauter gefühllosen Wesen umgeben, und ich fühle, daß ich eben so gegen sie werde. Henriette, meine liebe Henriette! ich liebe sie nicht mehr, ich beschäftige mich nicht mehr mit ihr: ich entbehre ihre Liebkosungen, sie machen keinen Eindruck mehr auf mich; ich weise sie so gar zurück. Ich bin in einem wahren Zustand von Vernichtung, und ich überlasse mich ihm ganz, so lange ich allein bin. Ach! ich möchte niemand sehen und sprechen, als Sie. Doch, das Schreiben hat mich sehr müde gemacht, so oft ich auch absetzte. . . Den Abend hoffe ich meinen Brief fortsetzen zu können.

Um zehn Uhr des Abends.

Diesen ganzen Abend blieb ich auf meiner Stube, in der Absicht allein zu seyn. Es waren ungefähr ein paar Stunden verflossen, und ungefähr gegen Neune, als man mir sagte, Herr v. Marville und Herr v. St. Ange wären da, und verlangten mich zu sprechen. Ich dachte nicht mehr an sie, schon lange waren sie mir nicht mehr mit einer Sylbe eingefallen. Ich zitterte am ganzen Leibe, da ich sie nennen hörte; ich gab zur Antwort, ich würde

ſie nicht ſehen, ich könnte niemand ſehen, ich wäre krank, ſehr krank, und eben im Begriff mich zu Bette zu legen. Wirklich legte ich mich auch in der Unruhe, die dieſe Anmeldung mir verurſacht hatte, nieder. Auf einmahl kehrten alle Bilder und Erinnerungen an Herrn v. St. Ange in meiner Seele. Tauſend andere folgten ihnen in gleicher Geſchwindigkeit. Ich war nicht mehr Herr meiner Gedanken; ich ſtand wieder auf, ohne zu wiſſen, was ich that. Es iſt mir immer, als ob mich etwas verfolgte, wofür ich fliehen müßte. Meine Mutter kam zu mir, und nöthigte mich, etwas zu mir zu nehmen. Wahrſcheinlich mußte ich ihr ſehr ruhig und gefaßt vorkommen, denn ſie fing an, von Herrn de la Hauſſe zu reden, den ich morgen annehmen müßte, und den ich, wie ſie ſich verſpräche, gewiß mit aller Freundſchaft und Artigkeit empfangen würde. Sie ſetzte hinzu, er werde mir ſehr ſchöne Geſchenke machen. Drauf brachte ſie die Rede auf Herrn v. Marville und Herrn v. St. Ange, und ſagte, ich hätte ſehr wohl gethan, daß ich ſie nicht angenommen; ſie hätten ſo gar ſonderbare Mienen gemacht, und

auf eine ziemlich zudringliche Art tausend Fragen an meinen Vater gethan, die er aber nur sehr unbestimmt beantwortet habe. Nunmehro sey es ganz überflüßig, ihnen weitere Auskunft zu geben. Doch gestand sie zugleich, sie hätten viel Eifer und Theilnahme gezeigt, und meinen Vater genöthigt, mit ihnen von Herrn de la Hausse zu sprechen. Nach seinen Aeußerungen hierüber, hätten sie ihn um Erlaubniß gebeten, zu ihm zu gehen, und weitere Erkundigung von ihm einzuziehen. Meine Mutter verließ mich mit der Vermahnung, zu ruhen und zu schlafen. Ich setze mich hin, an Sie zu schreiben, meine Beste. Eben erhalte ich diesen Brief. Es herrsche eine Unordnung und Zerstreuung in unserm Hause, die alles erlauben; die Bedienten thun, was sie wollen. Diesen Abend hat sich das Gerücht von allen unsern Unglücksfällen zuerst in der Stadt verbreitet. Verschiedene Personen von unsern Freunden und Verwandten sind zu meinem Vater gekommen. Ich weiß, daß der morgende Tag vorüber gehen wird, ohne daß ich nicht den und jenen sehen muß.

O Gott, meine Beste, was für ein schreckliches Leben beginnt von nun an für mich! Dieser Brief, den ich Ihnen schicke, beichtet mich, daß alle Hofnung und Rettung verloren ist.

An Laura von Germosan,

von Herrn von St. Ange.

„Ich verschone Sie mit einer Schilderung meiner Lage, gnädiges Fräulein; ich „sage Ihnen nichts von meinem Erstaunen, „von meiner Verzweiflung, die ohne Ziel und „Maaß ist. Und Sie? Sind Sie glücklich? — Ich dürfte es nicht wagen, „Herrn von Germosan alles zu sagen, „was [illegible] abscheulichen le Hausse „denke. Kaum konnten wir die Erlaubniß „erhalten, als Freunde Ihrer Familie mit „ihm zu sprechen. Nur mit vielen Schwierigkeiten kamen wir endlich in sein Zimmer. „Er wollte uns durchaus nicht annehmen. „Freylich war es schon ziemlich spät. Er „sprach kaum ein paar Worte, er schützte „eine Unpäßlichkeit vor, und wirklich sah er

„auch etwas kränklich aus. Nach allem,
„was wir bis jetzt zu erfahren im Stande
„waren, zu schließen, sehen wir keinen Aus-
„weg, die Lage der Sachen zu ändern. Er
„scheint so fest entschlossen, daß nichts ihn
„abbringen kann. Alles was man thun
„könnte, versichert man uns, würde nur
„das Uebel verschlimmern, und es beste ge-
„wisser machen. Indeß will Marville
„morgen früh noch forterbeiten: wir wollen
„suchen, noch eine zweyte Unterredung von
„Ihrem Herrn Vater zu erhalten. Nur müß-
„ten wir wissen, gnädiges Fräulein, wozu
„Sie uns bevollmächtigen? Setzt, es wäre
„möglich, daß alles noch von Ihrem freyen
„Willen abhinge? daß Sie durchaus freye
„Hände bekämen, zu thun, was Sie wol-
„ten, zu wählen, was Ihnen gefiele? was
„würden Sie dann thun? Doch, ich darf
„nichts versprechen. Kaum ist noch die min-
„deste Hofnung erlaubt. Ist es ganz un-
„möglich, Sie zu sprechen? Soll Ihren
„Freunden ganz der Zutritt zu Ihnen ver-
„sagt werden? Haben Sie gar keinen Trost
„nöthig? Ihre Bedienten geben uns sehr

„zusammenhängende Nachrichten von Ih„rem Zustande. Ich mage es noch nicht, „etwas mehr zu sagen. Weiß ich doch nicht „einmal, ob das, was ich hier schreibe, in „Ihre Hände kommen wird. Ich bin sehr „unglücklich, gnädiges Fräulein, sehr ....

Ich kann Ihnen jetzt nichts weiter sagen, meine theuerste Freundinn. Die Nacht ist fast verstrichen. Ich weiß nicht, was ich gethan, was ich gedacht habe. Ich verlasse Sie. Sobald als möglich komme ich wieder zu Ihnen zurück.

Mittwochs, Abends zehn Uhr.

Für diesen Abend nicht mehr als drey Worte. Ich habe bey Herrn de la Haussaye zu Mittage gespeist. Gütiger Gott! Sie verstehen mich, meine Beste!

Donnerstags, früh.

Diesen Morgen fühl' ich mich viel stärker, sehr viel stärker. Ich spüre keine Niedergeschlagenheit mehr in meiner Seele. Die fürchterlichsten Dinge würden mir jetzt nicht fürchterlich vorkommen. Ich fühle Muth, den größten Gefahren Trotz zu bieten, ja im Noth-

soll wollte ich sie sogar aufsuchen. Jetzt schäme ich mich meiner Schwachheit. Kein Verfall meines Lebens soll mich wieder so tief niederschlagen. Künftig werde ich jedes Unglück mit mehr Entschlossenheit und Muth ertragen. Ich will lernen, mich über das Schicksal zu erheben, das mich verfolgt. Ich will eine heitre Stirn zeigen, und nicht länger um Theilnahme und Mitleid betteln. Wohlan denn! Ich will ein Geschöpf werden, wie so viele andere; ich will keine eigene Empfindung: ich will das knechtische, drückende Joch geduldig ertragen; ich will den Tod im Elend und in Unterwürfigkeit erwarten. Ich will nicht länger untersuchen, ob es nöthig ist, für sich zu denken und zu fühlen, und andere Tugenden zu haben, als die zur Führung einer Wirthschaft gehören. Aber gütiger Gott! wenn der, mit dem ich leben soll, nur nicht so Haussе wäre! Bey diesem Namen verschwindet mein ganzer Muth. Helfen Sie mir, ihn zurückrufen. Ich hab' ihn so sehr nöthig. Versäumen Sie ja nichts, was mir neue Kraft einflößen kann. Ich brauchte viel, viel weniger davon, wenn ich weiter nichts als sterben sollte. Aber so glücklich bin ich nicht,

daß mir die Wahl zwischen dem Tod und ihm frey steht. O ich fühle, daß meine Feigheit mein Unglück vergrößert. Der gestrige Tag war ein wahrer Martertag für mich. Ich gab mich geduldig allen Qualen der Verzweiflung hin: ich suchte selbst alles auf, was mich peinigen konnte. Gern hätte ich selbst mein Herz zerfleischt. Dieser Tag ist vorüber, allein ich leide noch; meine Existenz verlängert sich, ohne Trost, ohne Hofnung, ohne Linderung, und mein Leben erträgt alle diese Uebel! Wie gesagt, gestern war einer der schrecklichsten Tage meines Lebens; es war mir unmöglich, sonst jemand zu sehen, als Hrn. de la Hausse; man ließ niemand zu mir als meinen Henker, und er bot alles auf, meine Qual zu verlängern. Man hatte unsern nächsten Verwandten die scheußliche Heirath notificirt. Sie kamen auch, ihren Glückwunsch abzustatten. Ich vermocht' es nicht, jemand zu sprechen. Nicht einmahl meine Tante Bonval. Ich verabscheue alle Tröstungen, und wenn ich Glückwünsche anhören müßte, so glaube ich, wäre ich im Stande, den Mund zu verwünschen, der sie vorbrächte. Ich erhielt verschiedene Briefe

und Bücher, ohne eins davon zu öffnen. Endlich ging ich mich zu dem fürchterlichen Diner an. Ich sage Ihnen nichts davon; lassen Sie mich's vergessen.

Endlich kam ich wieder auf meine Stube; ich schloß mich ein, und legte mich zu Bette. Ich sagte, ich wäre nicht wohl, und so sehr meine Mutter und mein Vater mich zu sehen verlangten, so ging ich doch vor zehn Uhr Abends nicht zu ihnen. Der Kummer und Verdruß hatte mich ganz erschöpft. Diese Müdigkeit verschafte mir einige Stunden Schlaf. Ich erwachte in einer Gemüthsverfassung, die von der gestrigen ganz verschieden war. Ich sah in meiner ganzen schrecklichen Lage nichts, als die Nothwendigkeit, meine Aeltern zu retten, und die Möglichkeit, sie der Schande und dem Elend zu entreißen. Nun verachtete ich selbst über meine Schwäche: ich machte mir Vorwürfe, daß ich durch die Aeußerungen der Verzweiflung meine That selbst entdeckte, und dadurch denjenigen Personen, gegen die ich meine Schuldigkeit thäte, Leiden verursache. Wäre mein Vater in seinen Unternehmungen glücklich gewesen, so würde ich sein Vermögen gerettet haben

Bin ich jetzt aber allein unglücklich, so muß dieß eine wahre Süßigkeit für ein großmüthiges Herz seyn. Ich will zeigen, daß das meinige dieser Tugend nicht unfähig ist. Mit diesen Ideen stand ich auf. Es reute mich, daß ich gestern jedermann gestohen hatte. Ich wählte einen bessern Anzug und einen bessern Kopfaufsatz, als ich in langer Zeit nicht gethan hatte. Ich suchte meine Blässe zu verbergen. Ich gab mich mit Henrietten ab, ich schmeichelte sie, ich liebkoste ihr, was ich eben so lange nicht gethan hatte. Sie schien es zu fühlen, sie weinte und umarmte mich.

Drauf ging ich alle Visitenbillette durch, die man mir gebracht hatte. Ich las alle Briefe und Billette, die ich erhalten hatte. Ich fand, daß fast keine von unsern Freundinnen fehlte. Ich las, ich weiß aber nicht mehr, was sie schreiben. Die Clißis kamen den Morgen und Abend. Sie sind die einzigen, die mit ihren Worten etwas sagen. Es ist auch ein Brief vom Herrn v. Marville, und einer vom Herrn v. St. Ange dabey. Diese beyden schicke ich Ihnen. Sie haben mich einen Augenblick nachdenkend gemacht. Doch

wozu helfen alle Ueberlegungen, so lange die Thatsachen gewiß sind. Es ist nunmehr außer allem Zweifel, daß mein Vater dem Hrn. de la Hausse eine unermeßliche Summe schuldig ist, die sein sämtliches Vermögen weit übersteigt, und die abzutragen keine Möglichkeit vorhanden ist. Was vermag Herr v. St. Ange gegen diese offenbare Sache mit aller seiner Einsicht und Geschicklichkeit? Ueberdieß würde er mir gar keinen Gefallen thun, wenn er Gebrauch davon machte; ich wünschte so gar, er schriebe mir nicht mehr. Wenn ich nur wüßte, wie ichs ihm zu verstehen geben sollte. Freylich kann ich mich nicht über seinen Eifer noch über die Theilnahme, die er gegen mich bezeigt, beschweren; allein jetzt darf ich an nichts mehr denken, ich muß alles vergessen. Ich gestehe Ihnen, meine Beste, in diesem Augenblick würde es mir ein großer Trost seyn, mich von Ihm geliebt zu wissen. Seine zärtliche und gefühlvolle Seele würde die ganze Größe des Opfers eingesehen haben, das ich ihm dann hätte bringen können. Er würde es gewiß nicht zugegeben haben, allein glücklich zu seyn. Doch wohin lasse ich mich von meinen schwärmerischen

Ideen führen? Sie zeugen von der Lage, in der ich mich befinde; und so werden Sie mir sie vergeben.

Ich ward von meinen Aeltern unterbrochen, die sehr früh zu mir kamen. Sie erstaunten ganz, als sie mich nicht blos außer dem Bette, sondern auch angekleidet und aufgesetzt fanden. Sie hatten geglaubt, ich wäre krank. Ich zeigte ihnen ein ruhiges und heiteres Gesicht. Sie waren so zärtlich, so besorgt; ich vermehrte ihre Zärtlichkeit, und so hielt ich einige Thränen zurück, die sich bereits in den Augen meiner Mutter zeigten. Sie nahmen mich mit sich fort, mit ihnen zu frühstücken. Gestern ist alles deklarirt worden. Wir werden heute vielen Besuch bekommen: ich will jedermann sehen, meine Freundinnen und Bekannten. Liebste Freundinn, ich fühle eine wahre Löwenstärke in mir. Man soll mir gewiß nicht ansehen, daß ich unglücklich bin: ich werde ruhig, gleichgültig scheinen. Man mag mich ansehen, man mag sprechen und schwatzen wie und wovon man will! Mein Vater sieht sich genöthigt, auf unser Landhaus zu gehen: er hat wichtige Papiere aus einem

Schreibeſchrank zu holen. Meine Mutter verlangt auch das und jenes, das ich ihr mitbringen ſoll. Dieſen Abend werde ich mit meinem Vater hinaus fahren. Ich weiß nicht, mit was für einer Art von Widerwillen ich jetzt in dieſe Kutſche ſteige: es ſcheint mir, ſie gehöre einem andern zu, und wäre nichts als ein elender Bettelſtolz. Und doch kann ich's nicht vermeiden, ſie zu brauchen. Die Verhänge werden feſt zugezogen, niemand kann mich ſehen, und überdieß habe ich ja heute Muth. Eben kömmt meine Tante. In einigen Stunden denke ich den Brief zu ſchließen. Unterdeſſen mögen Sie ſich mit den Briefen, die ich Ihnen hier ſchicke, die Zeit vertreiben. Ich erwarte einen von Ihnen.

Von Marville,

an Laura von Germeſan.

„Sie wollen Ihren Freunden nicht erlauben, Sie zu ſprechen, gnädiges Fräulein? „Fürchten Sie ihre Theilnahme, oder glauben Sie, es fehle ihnen daran? Ich ſage „Ihnen nichts von der meinigen, ich erzähle

„Ihnen

„Ihnen nur, daß ich den Augenblick, als „ich den Vorfall, der uns trostlos machte, „erfuhr, zu Ihrem Herrn Vater eilte. Ich „beschwor ihn, mich von der wirklichen Lage „der Sachen zu unterrichten; er weigerte „sich dessen, und nur mit vieler Mühe erhielt „ich die Erlaubniß, mit Herrn de la „Hausse darüber sprechen zu dürfen. We„gen verschiedener Dienste, die ich diesem „geleistet, hatte ich dazu gewissermaßen „ein Recht. Anfangs wollte er mich je„doch weder anhören, noch mir antworten. „Er sagte, er wäre schon ganz einig mit „Herrn v. Germosan: alle Anstalten wä„ren getroffen; er verlange von niemand „nichts, und habe nichts zu sagen, noch zu „vertrauen. Nur durch die dringendsten „Vorstellungen brachte ich ihn dahin, daß er „mir sagte, Herr v. Germosan habe sich „mit einem Artikel, von dem er sich die grö„ßten Hoffnungen gemacht, in eine sehr be„trächtliche Spekulation eingelassen, und er „habe die Commißion auf sich genommen. „Ihre Erwartungen wären getäuscht worden, „die Sache wäre umgeschlagen, und Ihr

„Herr Vater bliebe ihm, vermöge des getrof-
„fenen Vergleichs, nach aller Abrechnung,
„eine unermeßliche Summe schuldig, die sein
„ganzes Vermögen weit überstiege. Indeß
„ließe sich alles noch gut machen, und würde
„auch gut gemacht werden, ohne daß sonst
„jemand nöthig habe, sich in die Sache zu
„mischen. Ich fragte ihn, ob er die Com-
„mission des Herrn v. Germosan wirklich
„besorgt, und für ihn und in seinem Namen
„den erwähnten Speculationsartikel ange-
„kauft gehabt hätte? Er antwortete: alles
„dahin gehörige läge bey den Pariser Com-
„mißionärs deponirt, und er habe alle An-
„weisungen und Quittungen auf den Namen
„des Herrn v. Germosan ausgefüllt er-
„halten. Er setzte hinzu, er sey erbötig, sie
„den Augenblick gegen den Werth dessen,
„was sie gekostet hätten, herauszugeben.
„Ich habe mit Herrn v. St. Auge davon
„gesprochen. Er verstehe sich auf diese Sa-
„chen, er hat sie zu Paris in der Nähe ge-
„sehen, und sich wie viele seiner Bekannten
„damit beschäftigt, niemals aber etwas davon
„auf seinen Credit nehmen wollen. Ich er-

„zählte ihm alles, was mir Herr de la „Hausse gesagt hatte, von Wort zu Wort „wieder, und er glaubte, einen Schimmer „von Hofnung zu entdecken, die Geschäfte „Ihres Herrn Vaters wieder herzustellen, „und den Verlust zu ersetzen. Dazu, meint „er, würden zwey Dinge nöthig seyn. Erst„lich müßte man eine Sicherheit ausfindig „machen, mit der sich la Hausse vor der „Hand begnügte, dann müßte Herr v. Ger„mosan oder sonst jemand, der die Sachen „verstünde, mit seiner Vollmacht nach Paris „reisen. Herr v. St. Ange setzte gleich hin„zu, er würde diesen Auftrag mit Vergnügen „besorgen, und er getraue sich zu versprechen, „das Unglück, wenn gleich nicht ganz zu „verhüten, doch wenigstens um vieles zu ver„ringern. Alles käme darauf an, mit den „Effekten, die unter dem Namen des Herrn „v. Germosan dort liegen, und mit dem „Credit, den sie verschaffen müssen, eine entge„gengesetzte Spekulation zu machen. Durch „eine gut eingeleitete, von der vorigen ver„schiedene Operation, könnte und müßte man „dann einen Theil, wo nicht das Ganze der

„verlornen Summe wieder gewinnen. Al-
„lein, gnädiges Fräulein, das gegebene Wort,
„das überwiegen feyerlich bestätigt und un-
„terzeichnet werden soll, schneidet alle Art
„von Hofnung ab. Ist es wirklich Ihr
„Wille? Wie? Sie wollen unterzeichnen?
„Unmöglich kann ich das glauben. Ihre Frau
„Mutter, gegen die ich kurz von der Sache
„zu sprechen wagte, hat mir erzählt, ein
„Schweizer habe sich auf einmal mitten un-
„ter ihnen sehen lassen, und Sie so er-
„schreckt, daß Sie Ihre Einwilligung gege-
„ben hätten. Ich habe mich genau nach die-
„sem Schweizer erkundigt; er hatte keinen
„Executionsbefehl, sondern war blos abge-
„schickt, Herrn v. Germoson ein gewisses
„Papier zu communiciren, und kam nicht
„von der Obrigkeit, sondern von dem Pro-
„curator des Herrn de la Haussе. Viel-
„leicht hatte der Procurator wirklich die Ab-
„sicht, Sie zu erschrecken, Herr de la
„Haussе aber glaubt, Ihr Billet rühre
„aus freyer Entschließung her, und beweise,
„daß die ganze Familie nunmehr ohne Wider-
„willen diese Partie ergriffen habe: er hatte

„selbst nicht eine so schnelle Entschliessung zu
„erhalten gehofft. Dieß erfuhr ich von dem
„Schweizer und dem Procurator. Diese Leute
„bilden sich ungemein viel auf ihre eigenen freyen
„Willen ein. Sie Herrn de la Hausse
„schmeicheln, und so haben sie es ihm auch
„überredet. Wir bemerkten leicht, daß
„dieser Wahn ihn viel ruhiger und nachgebender
„gemacht hat. Wir hielten es für unsere Pflicht, gnädiges Fräulein, über alle
„böse Gegenstände mit Herrn v. Cliffi,
„Ihrem Verwandten und Freund, zu conferiren. Er ging auf der Stelle mit uns zu
„Herrn de la Hausse, und versprach ihm
„alle Sicherheit, die er nur verlangen dürfe;
„wir erboten uns sogar, alle Sicherheit zu
„stellen, die er verlangen wollte. Er
„antwortete, er begehre keine Sicherheit;
„diejenige, die er wünsche, habe er schon;
„er hoffe, die Sachen sollten so, wie sie eingeleitet worden, ungestört ihren Weg gehen. Wir unterdrückten unsern Zorn, aus
„Furcht, die Sache dadurch noch schwieriger
„zu machen. Wir gingen darauf zu Ihrem
„Herrn Vater, wir beschworen ihn, uns als

„Freunde zu betrachten, die sein Zutrauen
„verdienten. Herr v. Cliſi drang mit den
„besten Gründen und der feurigsten Beredt-
„samkeit in ihn, uns von der ganzen Lage
„der Umstände zu unterrichten, und nichts
„zu verschweigen, was diese Verbindung be-
„träfe, die wir unmöglich glauben konnten.
„Ihr Herr Vater scheint sich ganz gelassen
„der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu un-
„terwerfen, aus seiner Verlegenheit zu kom-
„men und sich von der schrecklichen Abhän-
„gigkeit, in der er schwebt, zu befreyen.
„Kummer, Reue und Verzweiflung haben
„ihn ganz niedergeschlagen, er erwartet mit
„äusserster Ungeduld den Augenblick, der ihn
„befreyen soll, er hat nicht Kraft genug, ei-
„nen andern Entschluß zu fassen. Kurz, wir
„konnten nichts von ihm erhalten, und auch
„Sie, gnädiges Fräulein, auch Sie sagen
„nichts, auch Sie antworten nicht. Und
„doch sind kaum fünf Tage verflossen, daß —
„Erinnern Sie sich dieses Augenblicks. Ich
„kenne Ihren starken Geist, und ihr zärtli-
„ches Herz. Unmöglich kann alles das verloren
„gehen. Noch hoffe ich eine günstige Ver-

„änderung zwischen jetzt und dem Augen„blick dieser fürchterlichen Unterzeichnung.
„Wir haben noch zwey Tage, vielleicht noch
„einige mehr für den äußersten Unglücks„fall. Vermand von denen, die Sie lieben,
„wird bis dahin ruhig werden. Meine Ge„sinnungen und meine Hochachtung werden
„sich immer unveränderlich gleich bleiben.
„u. s. w.“

Von St. Ange,

an Laura von Sermosan.

„Nur umsonst, gnädiges Fräulein, suchte ich
„meiner Verwirrung Meister zu werden.
„Jeder Augenblick vermehrt die Qual, die
„ich ausstehe. Sie sagen nichts, Sie ant„worten nichts, Sie verbergen sich für jeder„mann, ausgenommen für — ich kann den
„abscheulichen Namen nicht schreiben. Sie
„scheinen mit Ihrer Familie über die Art und
„Weise, einstimmig zu seyn, einen ganz un„glaublichen Unfall abzuwenden, und das we„nig Tage nach [illegible], gnädiges Fräulein,

„das kann, darf nicht geschehen. Jetzt freylich hat der Mensch gutes Spiel, da er „Ihre Aeltern wegen das, was sie ihm schuldig sind, von sich abhängig gemacht hat, „allein es giebt noch Mittel und Wege, ihn „zurück zu werfen, und die Unterhandlungen, „in die man sich mit ihm eingelassen hat, abzu„brechen. Doch ich komme wieder auf Sie zu„rück, gnädiges Fräulein. Man behauptet „sogar, Sie hätten Ihr Wort nicht blos „schriftlich von sich gegeben, Sie würden es „in einigen Tagen sogar förmlich unterzeich„nen. Wie? Das wären Sie im Stande „zu thun? Und Ihr Herz hat nicht Ihre „Hand zurück gehalten, und wird sie nicht „noch zurück halten? und so wollen Sie wirk„lich ganz das Opfer eines unglücklichen Ir„thums werden? Und ich muß mein Leben „aufopfern, und die Empfindungen, die Sie „mir eingeflößt haben, und den einzigen „Strahl der Hofnung und des Glücks, das „auf dieser Erde für mich war? Marville, „der edle Marville wendet mit dem gröſ„ten Eifer seine Geschicklichkeit und Einsichten „an, um ein Mittel ausfindig zu machen, eine

„so schreckliche Katastrophe wenigstens noch „etwas hinaus zu schieben. Sie würde und „müßte schrecklich für Sie werden, gnädiges „Fräulein! Gönnen Sie mir diesen Glauben: „widersetzen Sie sich wenigstens den Bemü„hungen Ihrer Freunde nicht. Man sucht „nichts, als Ihnen Ihre Freyheit wieder zu „geben. Sie können dann selbst das Un„glück wählen, das Ihr Herz über Andere „bringen will. Und ich sollte leben, ohne „Sie zu sehen! ohne mich Ihnen nähern zu „dürfen! ohne etwas von Ihnen zu erhal„ten! Unmöglich könnte ich diesen schreckli„chen Zustand lange ertragen. Doch, so viel „mir möglich ist, werde ich Ihren Verboten „und Befehlen gehorchen. Mein Gehorsam „ist sehr groß, doch verspreche ich nicht, daß „er groß genug seyn sollte, Ihren Befehlen, „die mich von Ihnen entfernt halten, lange „zu gehorchen. Warum sollte ichs noch „nicht wagen, von meinen leidenschaftli„chen Empfindungen zu sprechen? Sie „werden nur mit meinem Tode sterben. . . „u. s. w.“

O. Ich las diese beyden Briefe mit meiner Tante. Ich kann Ihnen, meine Beste, nicht alles wiederhohlen, was sie mir sagte. Sie sieht nur eine Möglichkeit, und das ist just die fürchterlichste. Ich wünschte doch etwas genauern Unterricht, und bat meinen Vater, mir nochmals genau den gegenwärtigen Zustand unserer Umstände zu sagen. Er zeigte alle Papiere, Rechnungen, und den Contract mit Herrn de la Hausse. Der Fehler in der Spekulation ist ganz ungeheuer. Dieser Verlust hat uns um unser ganzes Vermögen gebracht, um alles, alles, was wir besaßen, und überdieß bleibt mein Vater Herrn de la Hausse noch mehr als zweymal hunderttausend Livres schuldig. So wie ich mich mit meinen Augen davon überzeugt hatte, sagte ich kein Wort weiter, sondern ging zu meiner Tante zurück. Ich konnte nicht sprechen, die Verzweiflung erstickte jeden Laut. Den Abend kam mein Vater und sagte: Herr de la Hausse verlange, und begehre ausdrücklich, daß die Unterzeichnung des Contracts um einen Tag beschleunigt werden, und morgen vor sich gehen sollte. Und dieser Contract kann uns

allein retten! Die Feder fällt mir aus den Händen! ...

Ich habe heut verschiedene Besuche gehabt. Einige von meinen Bekannten ließen sich sehr dringend bey mir melden; ich nahm sie an. Meinem Vater sind wichtige Geschäfte dazwischen gekommen: er kann nun nicht auf unser Landhaus gehen, und doch braucht er die Papiere äußerst nothwendig. Ich bin eben im Begriff, mit einer von unsern Kammermädchen hinaus zu fahren, um sie zu holen. Ich habe kaum noch Zeit, diesen Brief zu versiegeln.

Ich öfne den Brief noch einmal, um Ihnen zu sagen, daß ich eben den Ihrigen erhalten habe. Mein Herz erwartete ihn mit Ungeduld. Er ist das treue Bild Ihrer Seele. Nein, theuerste Freundinn, es giebt kein Mittel mehr, den Streich abzuwenden. Ihre Tröstungen vermehren meine Verzweiflung. Auf dem Wege nach dem Landhaus will ich Ihren Brief noch einmal lesen. Allein ich werde mich an nichts halten, als an Ihre Gesinnungen. Sie würden ein süßer Trost für mich seyn,

wenn ich jetzt für etwas anders Gefühl hätte, als für meine Qual. Leben Sie wohl, theureste Freundinn! Leben Sie glücklich; ich, arme — morgen! — Großer, gütiger Gott!

Sieben und sechzigster Brief.

Frau von Dubourg,

an Laura von Germosan.

Theuerste, beste Freundinn, bey den ersten Worten Ihres Briefs überlief mich ein kalter Schauder: wie ich weiter las, fing ich bitterlich an zu weinen. Ein Donnerschlag hat uns Beyde getroffen. Nein, Sie sind nicht unglücklicher, als ich; ich fühle Ihr Unglück, wie Sie selbst. Ich war allein, als ich Ihren Brief erhielt. Herr Dubourg kam nach Hause, und erschrack über den Zustand, in dem er mich fand. Er wollte nach dem Arzt schicken. „Lesen Sie, ich sagte ich zu ihm, „und lassen Sie mir meinen Gram!" — Nein, liebste Freundinn, es ist nicht möglich, das darf nicht geschehen. Was? meine zärtliche Freundinn, meine liebe Laura sollte die unglücklichste Person unter der Sonne, sollte die Frau des Herrn de la ... werden? Das ist ganz unmöglich. So leicht soll es ihm nicht werden, ein hülfloses Frauenzimmer unglücklich zu machen. Ihre

Anverwandten werden Ihnen beystehen, sie werden den Menschen zwingen, zu warten, sich mit Bürgschaft zu befriedigen. Freylich, Schulden, eine so große Summe Geld... die Gläubiger haben Rechte, die man nicht einschränken kann. Gütiger Himmel! wie sehr sind Sie zu beklagen! Augenblicklich würde ich zu Ihnen eilen, und mich in Ihre Arme werfen, allein Unbequemlichkeiten, die mit meinen Umständen verknüpft sind, hindern mich. Ich will Ihnen Herrn Dübourg schicken: so bald nur der geringste Anschein da ist, daß er Ihnen irgend einen Nutzen leisten kann, so macht er sich gewiß unverzüglich auf den Weg. Er soll Ihnen alles bringen, was wir haben. Schalten Sie damit, wie Sie wollen, meine Beste. Wie schmerzhaft ist mir jetzt die Entfernung von Ihnen! Kommen Sie zu mir. Zusammen können wir noch glücklich seyn. Ich weiß nicht, was ich Ihnen sage, ich will auch keine Betrachtungen darüber anstellen, ich will erst Ihren zweyten Brief erwarten. Was gäb ich drum, wenn ich diesen Herrn de la Hausse genauer kennte! Er thut nichts, als rechnen, und er sollte wirklich meine Freundinn sich er-

rechnet haben. Er glaubt, eine Aufopferung zu machen, gleich als ob das Glück, ſie zu beſitzen, geſchätzt werden könnte! Und doch kann ich ihn nicht haſſen. Daß er ihren Werth einſieht, daß er ſein Liebſtes aufopfert, um nur ſie zu bekommen, das iſt eine Denkungsart, deren ich ihn gar nicht fähig geglaubt hätte. Aber deswegen haß ich ihn, daß er nichts hat, wodurch er ſich ihr gefällig machen könnte. Er wird immer mißfallen, und meine Freundinn wird beſtändig unglücklich bleiben. Wenn ich nicht irre, iſt er ungefähr vier oder fünf Jahr älter als mein Mann, ach, und wenns nur ſonſt nichts wäre... Seine Figur iſt vielleicht ſehr unangenehm, doch auch das möchte noch hingehen, bey Männern darf man ſo ſtrenge auf Schönheit ſehen. Wenn er nur ſonſt vernünftig und billig wäre. Allein gewiß wird er ſehr große Forderungen machen, den Tyrannen im Hauſe ſpielen, und wie ſchwer mag es nicht werden, den Willen eines Mannes zu thun, den man nicht lieben kann. Wenn er noch wäre, was man einen guten Mann nennt, wenn er ſeine Frau genug liebte, um ſich wenigſtens Mühe zu geben, ihr zu gefallen; allein ſo er-

was wird der nicht zu thun im Stande seyn. Alle diese Betrachtungen bringen mich zur Verzweiflung. Beste Freundinn, ich kann unmöglich glauben, daß diese Heirath wirklich vor sich gehen könne. Geschieht es aber doch, so verlassen Sie Ihre Stadt und kommen Sie zu uns. Hier wird Ihr Mann geachtet werden, wir sagen dann alles Gute von ihm; ich mache gemeinschaftliche Sache mit Ihnen, und dann soll er schon alles thun müssen, was wir von ihm verlangen. Herr Dubourg wird ihm zum Muster dienen, und diese immerwährende Vergleichung wird ihn zu einem ganz andern Manne umschaffen. Wir leben dann zusammen, Ihre Tugenden, Ihre treffliche Eigenschaften werden uns noch manchen vergnügten Augenblick verschaffen. Dieses Projekt ist nicht unmöglich. Sind Sie noch fähig, Plane zu machen, so brauchen Sie ihn wenigstens als eins von den Dingen, die dazu dienen können, Sie zu zerstreuen. Lassen Sie jetzt gleich, in dem nämlichen Augenblick, mit Hrn. de la Haussé davon sprechen. Er hat vielleicht schon Feinde, und wird ihrer gewiß noch mehr bekommen, und so, dächte ich, müßte es ihm

nicht

nicht unlieb seyn, aus ihrer Nähe zu kommen. Ich sage Ihnen alles unverholen, meine Theuerste, was mir in den Kopf kömmt. Könnten Sie alles sehen, was in meinem Herzen vorgeht, so würden Sie finden, wie sehr ich Ihr Unglück theile. Ich kann nicht dran denken, ohne Thränen zu vergießen, und bin nicht einmal im Stande, etwas zu thun, etwas zu sagen, das Ihnen nützlich werden könnte! Ich erwarte Ihren nächsten Brief mit der heißesten Sehnsucht. Sobald mirs nur möglich ist, komme ich zu Ihnen. O könnte ich Sie doch alle den Furien, die Sie quälen, rauben und entführen! Ich verlasse Sie keinen Augenblick im Geiste, meine Theuerste. Ich strecke die Arme nach Ihnen aus, und drücke Sie zärtlich an meinen Busen. Leben Sie wohl!

Acht und sechzigster Brief.

Laura an Sophie.

Ich habe Ihren Brief geleſen, und wieder geleſen, meine Beſte, und mir jedesmal feſt vorgenommen, Ihren Vermahnungen und Ihrem guten Rathe zu folgen. Ich konnte nicht warten, bis wir auf unſerm Landhauſe ankamen, ſondern las ihn unterwegs im Wagen. Ich habe jetzt nur Ein Ziel, worauf ich alles beziehe: die Rettung meiner Aeltern. Ich muß verhindern, daß das Ende ihrer Tage nicht unglücklich und grauſam werde. Und mehr noch muß ich ſorgen, daß unſere Ehre gerettet werde. So lange dieſe Ideen mir lebhaft ſind, fühle ich mich ſtark genug, alles Unglück und alle Leiden der Menſchheit zu ertragen. Ich gehe alle Martern durch, die mir bevorſtehen, und keine dünkt mich unerträglich. Ich geſtehe, die größte unter allen dünkt mir

Herr de la Hausse selbst zu seyn: diese zu ertragen, glaub ich, wird die meiste Kraft erfordert, und da, fürcht' ich, wird sie mich am ersten verlassen.

So wie ich in das Haus trat, besorgte ich gleich die Aufträge meines Vaters und meiner Mutter, von denen ich Ihnen neulich sagte, ich schickte das Kammermädchen fort, einige andere in der Nachbarschaft zu besorgen, ich ließ den Pachter und seine Frau kommen und gab ihnen dieß und jenes im Hause zu thun. So gingen einige Stunden hin, ehe ich mich auf meine Stube begeben, und mich etwas ausruhen konnte. Ich fühlte eine wahre Beklemmung und Herzensangst, und vertiefte mich in eben dem Sessel, und auf eben dem Plätzchen, dem Sie so gut waren, in die traurigsten Betrachtungen. Ich dachte mich zurück in unser ruhiges und glückliches Leben, in die Augenblicke, die ich mit Ihnen verlebte. Der Verzweiflung, die sich anfing meiner Seele zu bemächtigen, zu widerstehen, nahm ich meine Zuflucht zu Ihrem Briefe. Ich wog alle Worte ab, und suchte keine Idee, keine Nebenidee zu verlieren. Ich versuchte es, Ihre Grundsätze

anzunehmen, und mich Ihren Gründen zu ergeben; allein vergebens. Die Mühe war verloren, und meine Verzweiflung ward nur desto stärker. Ich weinte bitterlich, mein Gesicht hielt ich mit den Händen und dem Schnupftuch bedeckt. Ich hörte die Thüre öfnen, ich glaubte, das Kammermädchen wäre es. Ich wollte ihr nicht merken lassen, daß ich weinte, und veränderte also meine Lage nicht. Auf einmal aber seh ich, daß jemand zu meinen Füßen liegt. Kaum erkenne ich in meiner Bestürzung den, welchen ich höre, der mein Unglück beklagt, und mir die rührendsten Dinge von der Welt sagt. Seine Thränen fallen auf meine Hände. Jedes Wort, das er spricht, ist ein Beweis seines Schmerzes und seiner Zärtlichkeit. Er schwört, der schreckliche Auftritt, der uns drohe, solle nicht zur Wirklichkeit kommen. Lieber werde er das Leben von tausend Menschen aufopfern, als das zugeben. Ich war so erschrocken, daß ich ihm nicht ins Wort fallen konnte. Ich wollte mich über die Grausamkeit beschwören, mit der man mich in meine tiefste Einsamkeit, sogar in meine eigne Stube verfolge . . tausend Betheuerungen seiner Ehrerbietung, seines Re-

ſpects, thaten meinen Beſchwerden Einhalt, doch äußerte ich wenigſtens meine Ueberraſchung, mein Erſtaunen, und meinen Verdruß, daß man nicht einmal den Augenblick ungeſtört laſſe, wo ich ganz allein und von dem heftigſten Kummer niedergebeugt wäre. Dieß ſchien ihn zu rühren. Er ſagte mit dem Ton des Schmerzes und der Verzweiflung: „Ja, gnädiges Fräulein, ich bin ſtrafbar, daß ich Ihnen bis hieher gefolgt bin; doch in unſerer jetzigen Lage kann ich nichts mehr ſchonen. Mein Leben ſteht auf dem Spiele, und meine Leidenſchaft iſt ſo zügellos, daß ich vielleicht Ihr Leben nicht einmal ſchonen würde. Iſt es möglich, daß Sie dem ſchrecklichſten von allen Unglücksfällen ſo nahe ſeyn, und Ihre Einwilligung zu dem abſcheulichen Tauſche geben können? Sie können ſo feſt auf ihrem Stillſchweigen und auf meiner Entfernung von Ihnen beſtehen? und doch, Laura, anbetungswürdige Laura, haben Sie ihn vergeſſen, hat Ihr Herz ihn vergeſſen dieſen Tag, dieſen Sturm? — Gern möchte ich ein Wort von Ihren Lippen hören, und doch zittere ich im voraus für dem, was Sie mir ſagen werden. Ich war nicht im

Stande, Ihnen etwas mehr als eine vorübergehende Empfindung einzuflößen. Es kostet Ihrem Herzen nichts, dieß schwache Band zu trennen. Sie sind glücklich, Sie sind leichtsinnig, und ich verdiene nicht, daß...“ Der Schmerz erstickte hier seine Worte. Ich wollte aufstehen und ihn bitten, sich zu entfernen, allein er faßte mich heftig an, und hielt mich zurück. „Nein, Fräulein,“ fuhr er mit Anstrengung und Feuer fort, „die ganze Natur soll mir nicht wehren, Sie mein ganzes Lebelang anzubeten. Sie haben mir ein Recht dazu gegeben, und ich werde tausendmal lieber sterben, als für immer von Ihnen getrennt leben, als zu dulden, daß ein anderer Mann“ ... Hier fiel ich ihm ins Wort. Ich sagte ihm, er habe meines Wissens keine Rechte, und nicht die mindeste Befugniß, sich gegen irgend etwas zu setzen, das ich mit meinem Willen thäte. Ich verlangte durchaus, daß diesem Willen nichts in den Weg gelegt würde: ich wäre zu nichts geringerm verbunden, als das Leben meiner Aeltern zu retten. Ich bäte ihn, mich dem Schicksal zu überlassen, dem ich mich ohne Murren unterwerfen müsse. Niemand sey im Stande, das

Geringste daran zu ändern, ich verlangte also, er möchte mich verlassen, und verböte ihm, mich jemals wieder zu besuchen. — „Was?“ rief er aus, „Sie nicht wieder sehen? Entfernt von Ihnen zu seyn, Ihrem Herzen, Ihrem Verstande, Ihren Tugenden zu entsagen? Ihre Reize, Ihre Schönheit vergessen? Giebt es entfernt von Ihnen ein Glück für mich? Nein, tausendmal lieber entsage ich dem Leben. Wie? die Empfindungen, die Sie mir einflößten, haben Ihnen nicht das geringste Vergnügen gemacht? Mein Herz voll der zärtlichsten, feurigsten Leidenschaft hat nichts von dem Ihrigen zu erwarten? Meine Entfernung, mein Tod sind Ihnen also ganz gleichgültig? Wär es möglich, liebenswürdige Laura? sagen Sie mirs, und ich werde ruhiger sterben...“

Ich gestehe Ihnen, liebste Freundinn, dieser Ton drang mir tief durch die Seele, und erregte eine Empfindung bey mir, die ich bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Alles schien in diesem Augenblicke um mich her verschwunden; es war, als existirte in der ganzen Welt nur Ein Gegenstand. Ich hätte fliehen mögen: ich würde es für ein Glück gehalten haben, allein und verlassen

in einer Wüste zu seyn. Gott weiß, was für ein Zauber es war, der mich vielleicht fern von allen mich umringenden Gegenständen hätte weglocken können. In einigen Stunden sollte meinem Unglück die Krone aufgesetzt, der fürchterliche Contract den nächst folgenden Tag unterzeichnet werden. . . . Ich weiß nicht, ob er in meinen Blicken alles las, was in meiner Seele vorging. Ich sträubte mich, ich riß mich mit lautem Geschrey aus seinen Armen, und stürzte auf die Thüre los. Er warf sich mitten im Jammer auf die Knie, in seinen Augen zitterten Thränen, sehnsüchtig streckte er die Arme aus, und sagte: „Laura, angebetete Laura, nehmen Sie mir das Leben, wenn Sie meinem Herzen entsagen, wenn Sie eine Leidenschaft verachten, die nur mit meinen Leben sterben wird. Ja, ich werde sterben, wenn Sie mich verlassen." — — In der gewaltigen Bewegung, in der ich mich befand, und nah an der Thüre, die ich halb offen hielt, antwortetete ich: „Ja, St. Ange, ich liebe Sie. Sie sind der einzige Mann, den ich jemals lieben werde. Allein morgen gehöre ich nicht mehr mir, sondern Herrn de la Hausse

an, und nie werde ich Sie wieder sehen.“ Voll Schaam und Verzweiflung eilte ich davon, und verschloß mich in die Stube, wo die Pachtersleute arbeiteten. Das Kammermädchen kam bald drauf zurück, ich ließ sogleich anspannen, und verließ das Landhaus mit zerrissenem Herzen. Ich war in einer schmerzhaften, grausamen Lage. Alles schien mir mit schwarzen Todtenschatten bedeckt. Aus einer tödtlichen Niedergeschlagenheit ging ich zur heftigsten, wildesten Verzweiflung über. Ein Thränenstrohm folgte auf die dumpfe Stille. „Mein,“ sagte ich zu mir selbst, als ich mich von unserm Landhaus entfernte, „nie werde ich diesen ruhigen Aufenthalt wieder sehen: wenigstens nie wieder darin glücklich seyn. Ich werde nicht mehr in dem Wäldchen hin und her gehn, das ich so liebte: für mich wird es keine sanften und ruhigen Empfindungen mehr geben. Jedermann wird hier oder da Trost finden, und für mich allein wird nichts als Verzweiflung übrig bleiben. Herr v. St. Ange, oder kann leicht noch glücklich werden — Es giebt der Mädchen so viel!“ — Aber, meine Beste, wird Ihr Herz mir nicht ein wenig Mitleid

ſchenken? Wollen Sie immer noch das Alter, das Vermögen, die Wahrſcheinlichkeiten des Stifts auscalculiren? Doch nein! Ich mag kein Mitleid. Die ganze Welt mag mich verlaſſen. Es ſollte mich verdrießen, wenn mich etwas an meinem Unglück abginge. Eine tödtliche Erſtarrung bemächtigte ſich meiner immer mehr, je näher wir der Stadt und unſerm Hauſe kamen. Und doch würden Sie gewiß mit mir zufrieden geweſen ſeyn, wenn Sie Zeuge von der Ruhe und dem kalten Blute geweſen wären, womit ich meinem Vetern von ihren Aufträgen Rechenſchaft ablegte. Ich brachte meinem Vater alle diejenigen Papiere, die er zu haben wünſchte, mit, und hatte genau alles, was meine Mutter mir aufgetragen, beſorgt. Während meiner Abweſenheit haben ſie eine Menge Beſuche angenommen: ſie erzählten mir alle Perſonen her, die ſie geſehen hatten: ſie finden ſchon wieder Geſchmack an Zerſtreuungen, und ich, meine liebe Sophie, ich — gütiger Himmel! — fodern Sie nicht, daß ich Ihnen alles ſage, was ich über die Anſtalten auf den morgenden Tag habe anhören müſſen. Man iſt auf das genauſte von allen Verrich-

rungen im Hause des Herrn de la Hausse unterrichtet, die Plane zu seiner künftigen Lebensart sind schon entworfen. Man schenkt mir nicht die mindeste Einsicht; alles muß ich entbehren. Alles habe ich mit Standhaftigkeit und Ergebung ertragen. Erst in meiner Stube, als ich mit Henrietten allein war, überließ ich mich den Empfindungen, die mich marterten. Es war mir eine Art von Erleichterung, in ihrer Gegenwart zu weinen. Ich schonte das Mädchen nicht, mit einer Art von Vergnügen beging ich die Grausamkeit, ihre Empfindlichkeit zu reizen. Es war mir eine Wollust, sie weinen zu sehen. Ihre Thränen vermischten sich mit den meinigen: ich sagte ihr, ich wiederholte es oft, ich wäre unglücklich, ich würde sterben. Sie schlang ihre Arme mit einer so ausdrucksvollen Zärtlichkeit um meinen Hals, daß das Gewicht meiner Leiden vielleicht dadurch verringert worden wäre, wenn es irgend etwas verringern könnte. Aber glücklichers Kind! sie schlief auf meinem Schooße mitten in ihrer Betrübniß ein. Ich fühlte auch das Bedürfniß nach Ruhe und Schlaf. Aber mein Bestreben war umsonst. Nicht eher, als bis ich mich hinsetzte,

an meine Freundinn zu schreiben, gelang mir, den Tumult in meiner Seele zu stillen, und nunmehr ist die Nacht bald verflossen. Ich glaube fast, meine Beste, ich werde Ihnen nicht mehr schreiben. Wo wollte ich morgen die Kraft her bekommen, Ihnen zu erzählen, was denn geschehen soll wird? Ich wüßte nicht wo. — Doch da der heutige Tag kein Postag ist, so werde ich meinen Brief nicht eher als morgen oder übermorgen zusiegeln. Ich will das Datum hinsetzen, Ihnen ein Lebewohl sagen, und Sie können daraus schließen, daß Ihre Freundinn sie nun verlassen ist. Leben Sie wohl, bis morgen Abend. Können Sie auch bis dahin Ihre Liebe Ihrer unglücklichen Freundinn. — — —

Gott sey gelobt! Noch kann ich Ihnen, meine Theuerste, ein paar Worte sagen, eh ich den Brief schließe. Auch dem Unglücklichsten werden doch bisweilen noch kleine Freuden vergönnt. Die Herren von Cliff, von Merville und St. Ange haben diesen Morgen so nachdrücklich in Herrn de la Hausse gedrungen, daß er sich endlich genöthigt gesehen, in einen Aufschub von vier Wochen zu willigen.

Man hat ihm für alles, was sich in der Zeit zutragen könnte, hinlängliche Sicherheit gegeben. Interesse und sonstiger Schade wird ihm ersetzt. Der herrliche Marville hat ein wahres Wunderwerk verrichtet, und es sich so sauer werden lassen. Meine Mutter verkündigte mir diese frohe Botschaft zuerst: sie wußte aber nicht den ganzen Zusammenhang. Ein paar Augenblicke darauf kam er selbst zu mir, und erzählte und erklärte mir alles, was geschehen war. So wie ich ihn die Thüre hereintreten sah, ging ich mit der größten Erwartung auf ihn zu. Gern hätte ich ihm den überzeugendsten Beweis meiner wahren Freundschaft für ihn gegeben. Wir setzten uns, er wollte sprechen, wir sahen einander an, und weinten zusammen ohne etwas zu sagen. Als wir wieder ruhiger worden waren, erzählte er mir, sie hätten anfangs gehofft, in dem Verfahren des Herrn de la Hausse gegen meinen Vater einen offenbaren Betrug zu entdecken; allein er habe alles so weislich eingerichtet, daß man nicht die geringste Beschuldigung auf dem Wege des Rechtes gegen ihn vorbringen könne. So viel aber sey gewiß, daß er mit viel List und Ver-

schlagenheit zu Werke gegangen, um seine Absichten zu erreichen. Er hatte alle Aufträge meines Vaters schriftlich in Händen, er hatte selbst einigen Theil an der Speculation genommen; der gegründetste Verdacht findet aber statt, daß er selbst, um gewiß zu seyn, nichts einzubüßen, und damit meinen Vater der Verlust allein treffe, blos für seine Rechnung die entgegengesetzte Speculation gemacht habe. Er hatte die Engagements meines Vaters angenommen, da er überzeugt war, sein Vermögen werde beynahe dazu hinreichen, und das übrige durch die Verbindung mit der Tochter ersetzt werden. Die Ueberfüllung meines Vaters, fuhr er fort, liege freylich auch am Tage; er habe sich durch den ersten glücklichen Erfolg und durch das Beyspiel einiger andern Personen verführen lassen, und ganz unglaublich viel in einen Fond gewagt, der auf einmahl und gegen alle Erwartung gefallen wäre. Nunmehr müsse man drauf denken, mit den Effekten, die unter meines Vaters Namen in Paris liegen, etwas zu unternehmen, das den erlittenen Verlust ersetzen könne: man müsse eine Speculation anstellen, die von jener verunglückten ganz ver-

schieben wäre, auf welche Weise hernach die Summen, die mir Herrn de la Hausse schuldig sind, abgetragen werden könnten. Ich unterfange mich nicht, Ihnen allen das klar und deutlich zu machen: ich höre sehr aufmerksam zu; nur aber mehr beschäftigt, meine Wohlthäter zu fragen, als daß ich gesucht hätte, sie zu verstehen. So viel weiß ich nur gewiß, daß jemand nach Paris reisen muß, um die nöthigen Verfügungen zu veranstalten. Bey der gegenwärtigen Lage der Sachen kann es mein Vater nicht selbst thun, es möchte das Ansehen einer Flucht bekommen, und die übrigen Gläubiger würden es nicht zugeben. Herr von Marville hat Geschäfte, die seine Anwesenheit nothwendig machen, und hat keine sonderliche Kenntniß von solchen Speculationen. Herr von St. Ange hingegen ist vollkommen davon unterrichtet, und hat zum Glück eben selbst Geschäfte dort, die ihn nöthigen hinzureisen. Es ist also beschlossen worden, daß er nach Paris gehen soll. Er hat sich eifrig erboten, es gehe mir es wolle, die Geschäfte meines Vaters zu besorgen. Es war nicht möglich, es ihm abzuschlagen: man hat schon

alle nöthigen Maasregeln getroffen, und er wird sich morgen auf den Weg machen. Morgen also wird Herr von St. Ange sich entfernen, und uns verlassen: mir kömmt es indeß vor, als nähere er sich uns dadurch vielmehr. Ich will mir keinen einzigen Gedanken über die Zukunft erlauben, meiner Phantasie nicht den kleinsten Sprung. Jede Ahndung und Vermuthung soll mich blind und taub finden. Herr de la Hausse giebt seinen Schuldnern, die nicht im Stande sind zu bezahlen, einen Monat Aufschub, einen Monat lang will er keinen Gebrauch von seinen Ansprüchen machen. Was kann das helfen? Ich werde ein paar Augenblicke länger frey athmen. Das ist es alles. Ueberdieß habe ich den Verdruß zu sehen, daß meinen Aeltern mit dieser Aenderung eben kein großer Gefalle geschieht. Auf alle Fälle sehen sie einer Verringerung ihres Vermögens entgegen, und hatten sich schon an das Mittel gewöhnt, wodurch ihnen dasjenige verbleiben sollte, das sie jetzt genießen. Ich kann sie deswegen nicht tadeln. Sie haben nicht meine Gesinnungen, sie kennen sie nicht ein, mahl. Der Widerwille, den ich äußerte, kann

in ihren Augen ohnmöglich große Rücksicht verdienen. Vielleicht haben sie darinne sehr recht. Das Glück der Ehen hängt heut zu Tage so vom Vermögen ab: und Herr de la Housse ist in ihren Augen so gut als so manche andere Mann, der auch nur aus Convenienz gewählt wird. Er ist billig, er hat ihre Eigenliebe geschont: es schmeichelt ihm, ihre Tochter zu heirathen; ja er ist sogar stolz darauf. Natürlich ist das ihnen mehr als genug. Sie bilden sich vielleicht ein, ich könnte glücklich mit ihm leben. Das Unglück macht immer weniger ekel in der Wahl der Mittel.

Herr de la Housse kam diesen Nachmittag zu uns. Ich habe ihn gesehen, und wenn mir recht ist, auch mit ihm gesprochen. Wirklich ich liebte ihn wegen der Verwilligung des Aufschubs. Ich glaube fast, er kam blos, um zu sehen, ob ich vergnügt darüber wäre. Er wird nicht mit mir zufrieden gewesen seyn. Ich schließe das aus gewissen Reden, die er gegen meinen Vater fallen lassen. — Wie aber, meine Liebe, wie soll ich nun die vier Wochen, um die mein Leben verlängert worden, genießsen? Die Auftritte der verflossenen Tage haben

meine Seele so zerrüttet, daß ich selbst nicht weiß, welcher Art von Genuß sie noch fähig ist? Die einzige Sache, die ich jetzt von Herzen wünsche, ist die tiefste Einsamkeit. Gern möchte ich die ganze Welt vergessen, um ruhig den Ausgang erwarten zu können. Meine Freundinnen verlangen mich zu sehen; sie schreiben mir, allein alle gewöhnliche Gegenstände des Umgangs sind jetzt so weit von mir entfernt, daß ich sie nicht mehr bemerke. Was würde ich auch zu hören bekommen? Nichts, das den Wünschen meines Herzens angemessen wäre: Vermuthungen, Schmeicheleyen, Untersuchungen. Ich würde vielleicht Beweise der Freundschaft, mit der man mich beehrt, erhalten, aber die Art, wie man sie an den Tag legen würde, müßte meinen Schmerz nur vergrößern. Ich würde finden, daß man sich viel zu sehr mit mir beschäftige. In der That, ich kann jetzt noch nichts anders als unglücklich seyn! Wie grausam haben sich nicht alle Umstände meines Lebens gefügt, und ich wähnte sonst, Herr über sie zu seyn. Halten sie mich vom Nachdenken ab, liebste Freundinn, ich beschwöre Sie. Herr von St. Ange geht morgen Nachmittag von

hier eh; ich werde ihn nicht wieder ſehen, und doch liegt mein Schickſal in ſeinen Händen. Finden Sie dieſen Umſtand nicht recht ſonderbar? Er iſt im Begriff, ſeine Einſichten, ſeine Geſchicklichkeit [illegible] zu beweiſen, doch er muß auch Glück haben. Ja es müſſen recht viel und ganz verſchiedene Umſtände zuſammen treffen; man muß ſich auch glückliche drunter finden ſollen. Und hernach, wodurch wollen wir uns erkenntlich zeigen? Noch einmahl, ich darf nicht weiter dran denken. Ich will die vier Wochen verfließen laſſen, die Zeit iſt ja ſo lang nicht. Ich denke immer, ſie werden vorüber gehen, ohne daß ich Ihnen ſchreibe. Was könnte ich Ihnen auch ſchreiben? Es iſt mir, als könnte mir nun weiter nichts begegnen. Große Unglücksfälle machen gegen kleinere, die auf ſie folgen, ziemlich unempfindlich. Der treffliche Cliffi iſt ein wahrer, ehrwürdiger, edelmüthiger Freund und Verwandter? Mit welchem Feuer hat er ſich nicht für uns verbendet? Er wollte ſein ganzes Vermögen aufopfern, um uns wieder in Freyheit zu ſetzen. Er that alles, den la Hauſſe zu überzeugen, daß es beſſer ſey, meine freywillige Einſtimmung zu ſuchen, als mich

durch Gewalt zu zwingen. Er rieth ihm, damit den Anfang zu machen, daß er meinem Vater Zeit und Freyheit gäbe, seine Sachen in Ordnung zu bringen, und erst nachher bey ihm um seine Tochter anhielte. Er allein hat die verlängerte Frist von ihm erhalten. Es giebt doch noch einzelne rechtschaffene Männer, die machen, daß man sich wieder mit der Menschheit aussöhnt. Diese Nacht hoffe ich etwas zu ruhen: ich kann mir wenigstens eine Stunde Schlaf versprechen. Und nunmehr beruhigen Sie sich auch, meine theuerste Sophie. So lange ich mich mit Ihnen unterhalten habe, so ungern verlaß ich Sie. Leben Sie wohl, meine Beste.

Neun und sechzigster Brief.

Von Derselben.

Wie könnte ich aufhören, Ihnen zu schreiben, geliebteste Freundinn? Immer fühle ich das Bedürfniß mit Ihnen zu sprechen, Ihnen alles zu sagen, was ich denke, und was sich um mich her zuträgt. Dieses Vergnügen könnte ich mir ohne den größten Kummer darüber zu empfinden nicht versagen. Immer fürchte ich, mein letzter Brief möchte nicht den vortheilhaftesten Eindruck bey Ihnen erregt haben, und gern möchte ich den Fehler durch einen neuen Brief gut machen. Ich wünschte Ihre Freundschaft auf alle Weise zu schonen, und doch setze ich sie durch alles, was ich leide, und alles, was ich Ihnen schreibe, auf die Probe. Ich nahm mir vor, mich zu bessern, und dem Vergnügen der Unterhaltung mit Ihnen zu entsagen. Zehn Tage war ich der Ueberwindung fähig, an dem hey-

tigen eilften Tage scheitert mein Projekt. Ich setze mich hin, und schreibe meiner Sophie.

Nicht wahr, Sie wünschten wohl, daß ich Sie auf einmahl durch einen Zauberschlag an das Ende der vier Wochen versetzte? Mit mir ist es anders. Ich fürchte mich vor diesem Zeitpunkt. Doch die wenigen Tage werden auch verfliessen, und ich muß mich immer auf den fürchterlichen Tag gefaßt halten. Es ist ein langwieriges Leiden, das der Himmel über mich verhängt hat. Das Publikum kennt unsre Unglücksfälle und unsre Lage: man hat schon viel davon gesprochen, und spricht noch davon. Man stellt Vermuthungen an, erkundigt sich nach den genausten Umständen, beurtheilt, tadelt und verdamme uns. Alles, was davon zu unsern Ohren gekommen, zeigt weder von Gerechtigkeit, noch Billigkeit, noch von christlicher Liebe, und war fast immer äußerst demüthigend für uns. Ich habe mir durchaus nicht erlaubt, mit meinen Freundinnen und Bekannten im Vertrauen von der Sache zu sprechen, deswegen nahm ich auch ihre Besuche niemahls auf meiner Stube allein an, sondern führte sie je-

desmahl in meiner Aeltern Zimmer. Sonst muß ich gestehen, gaben sie mir alle Beweise von Freundschaft und Theilnahme. Ich habe mit Frau von Clißi und d'Arsilli mehrmahls geweint, und mich weitläuftig mit Frau von Tapluze unterhalten. Alle ertheilten mir guten Rath, thaten Anerbietungen, und suchten mich zu trösten, so wie Kopf und Herz es ihnen eingab. Ich bemerkte ihren guten Willen, und sie konnten meine Dankbarkeit sehen. Niemand fürchtete ich als Fräulein von Wirfort. Zum Glück traf sie mich nur ein einziges mahl zu Hause an. Nach und nach gab ich zu verstehen, daß es mir angenehm und zuträglich wäre, allein zu seyn: ich that, als ob meine Gesundheit dabey interessirt wäre, und so läßt man mir nun immer mehr Freyheit, meiner Neigung zu folgen. Auch meine Aeltern bekommen täglich weniger Besuche. Der Eifer, sie zu trösten, und bey ihnen zu seyn, erlischt allmählig. Wir fangen schon an, den Abend allein zusammen zu seyn, und ich gestehe gern, das sind zugleich die Augenblicke, wo ich am wenigsten unglücklich bin, wo ich wenigstens einige Ruhe genieße. Das Unglück hat uns

wieder viel näher gebracht; indeß sind wir sehr ost zusammen, ohne sehr behaglich zu seyn. Es tritt manche lange Pause ein, wo kein Wort gesprochen wird. Mein Vater hat mit unter sehr heftige Anfälle von Verdruß und Betrübniß. Wir bieten alles mögliche auf, ihn zu beruhigen, wir müssen aber die rechten Mittel nicht kennen, denn nur selten gelingt es uns.

Herr von St. Ange ist an dem Tag, den ich Ihnen gemeldet habe, abgereist. Einen Theil des Vormittags brachte er mit meinen Aeltern, vorzüglich mit meinem Vater zu. Ich hatte große Lust, bey ihnen zu seyn: ich hielt es für schicklich, ihm doch auch ein paar Worte zum Abschied zu sagen. Ich war auch schon ein paarmahl wirklich an der Thüre des Zimmers: ich weiß nicht, was für eine Furcht mich immer abhielt hinein zu gehen. Ich fürchtete, glaub' ich, den Schein der Zudringlichkeit. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich den Tag vorher auf unserm Landhaus Herrn von St. Ange zum letztenmahl in meinem Leben gesehen, und doch konnte ich mich nicht entschließen, in meines Vaters Zimmer zu gehen. Ich hörte ihn heraus kommen: ich

glaubte schon den Wagen zu hören, in dem er wegfuhre, und mein Herz schlug heftiger. In dem Augenblick trat mein Mädchen herein, und meldete Herrn von St. Ange an; er folgte ihr auf dem Fuß, und erschien fast zugleich mit ihr. Ich gab ihm heftig zur Antwort, ich könnte ihn nicht auf meiner Stube annehmen, ich wollte ihn aber zu meiner Mutter führen. Wir gingen zusammen hinüber. Auf dem Weg ersah er einen günstigen Augenblick, mir ins Ohr zu flüstern: „Wenigstens hoffe ich die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen schreiben zu dürfen, gnädiges Fräulein?“ — Ich gab zur Antwort: „unter der Bedingung, daß mein Vater immer zuerst Ihre Briefe erbricht.“ Der ganze Besuch ging mit Complimenten und Dankſagungen hin, und war sehr kurz. Endlich ging er. Er schien in außerordentlicher Bewegung. Ich eilte auf meine Stube, wo ich mich einschloß. Ich bemerkte, daß meine Mutter uns sehr genau beobachtete. Seit seiner Abreise ist die Rede einige mahl von ihm gewesen, doch immer nur als von einem Freunde, der mit einem für uns wichtigen Auftrag versehen ist. Ich habe mit Herrn von Marville darüber gespro-

chen. Seine Vorsicht und Discretion bleibt sich beständig gleich. Sind wir alle beysammen, so spricht er nie anders als mit einer wahrhaft rührenden Theilnahme von unserer Lage. Er scheint nicht weniger darunter zu leiden, als wir selbst. In den Anstalten, die zu der Vollmacht des Herrn von St. Ange erfoderlich waren, ist er meinem Vater mit Rath und That an die Hand gegangen. Er hoft, es soll uns gelingen, den Herrn de la Hausse los zu werden. Uebrigens erlaubt er sich keine Betrachtung, keine Vermuthung. Er ist ein wahrhaft großmüthiger Freund. Man sagt, sie wären so selten. Sind wir nicht glücklich, daß wir einen Freund von so seltner Großmuth, als die seinige ist, besitzen! Herr von St. Ange, glaub ich, kann in diesem Stück nicht mit ihm verglichen werden. Herr von Clissi ist ein Verwandter von uns. Wir nehmen die Beweise der Freundschaft und Theilnahme, die man uns giebt, mit der gebührenden Dankbarkeit an, ohne die Bewegungsgründe aufzusuchen, denen wir sie zu verdanken haben. Noch weiß ich nicht, in wie fern wir aus unserer Verlegenheit kommen werden. Auf alle Fälle wird

uns doch der Trost, theilnehmende Freunde entdeckt zu haben, die uns mit willigem Herzen zu Hülfe eilten, und ohne große Aufopferungen gemacht zu haben, wenigstens zeigten, was sie zu thun im Stande wären. Nach den hingeworfenen Aeußerungen meines Vaters zu schließen, steht unsern Einkünften eine große Verminderung bevor, gesetzt auch, daß die Operationen des Herrn von St. Auge gänzlich ganz Wirkung thun sollten. Doch, werden wir sonst nichts als arm, so können wir dabey noch glücklich genug seyn. Nicht mich, sondern meinen Vater werde ich beklagen, der sich die größten Erwartungen gemacht, und nunmehr seine Entwürfe, deren er so gut als gewiß zu seyn glaubte, in Rauch aufgehen sehn muß. Er hatte [illegible] Einrichtung auf die Zukunft gemacht, diese Täuschung muß ihm natürlich äußerst empfindlich fallen. Man hat davon gesprochen, unser Landhaus zu verkaufen, wenn ich nicht irre, so hat man sogar schon meinem Vater Vorschläge deshalb gethan. Ich weiß nicht, zu welchem Entschluß ihn vielleicht die Noth treiben wird. Davon aber hat er selbst gesprochen, daß er willens sey, unser

Haus in der Vorstadt, zu welchem ein kleiner Garten, und einige Weinberge gehören, zu verkaufen. Doch, das sind Kleinigkeiten, der Gang der französischen Fonds kann allein über unsre Umstände entscheiden. Wir müssen warten, bis die Zeit kömmt, wo wir uns gezwungen sehen werden, los zu schlagen, und unsere liegenden Gründe zu Gelde zu machen. Den Gedanken an Herrn de la Hausse entferne ich von mir, täglich wird er schwächer. Meine Aeltern schonen ihn noch sehr, und richten sich nach ihm, allein ich kann mir nicht mehr vorstellen, daß wir noch von seinem guten Willen abhängen sollten. Meine Tante predigt mir fleißig über diesen Text vor; die Wahrheit zu gestehen, achte ich nicht sonderlich drauf. Sie nöthigt mich zu gewissen Rücksichten, die mir große Ueberwindungen kosten. Die gute Tante ist sehr fleißig bey uns, und doch habe ich sie in langer Zeit nicht allein im Vertrauen gesprochen. Eben kömmt sie. Ich muß den Brief schließen. Leben Sie wohl, theuerste Freundinn.

Siebenzigſter Brief.

Herr von St. Ange an Herrn von Marville.

Dijon, den 10 Auguſt.

Ich ſehe mich genöthigt, in dieſer Stadt einige Stunden Halt zu machen. Ich will ſie dazu anwenden, dir zu ſchreiben, mein theurer Freund. Ich weiß nicht, ob du darauf Acht gehabt haſt, daß bey der unzähligen Menge von Gegenſtänden, mit denen wir bis auf den letzten Augenblick meiner Abreiſe beſchäftigt geweſen ſind, doch mit keinem Worte an den Punkt gedacht wurde, der für mich der wichtigſte iſt. Wir haben nichts von dem Fräulein von Germoſan geſprochen. Wir hatten allein mit dem Vermögen der Aeltern zu thun. Und doch ſeit jenem Sturme — — — ſeit dem du Zeuge von allem geweſen biſt, was damahls vorfiel — hätten wir doch wohl etwas davon ſprechen kön-

nen. Wir haben uns zwar unsre Gedanken nicht mitgetheilt, allein ich sehe doch, daß sie ziemlich übereintreffen. Das ist das Privilegium der Freundschaft, sich zu verstehen, ohne sich alles zu sagen. Es giebt gewisse Grundideen, die von einem gleichgestimmten Charakter auf den andern übergehen, ohne daß es nöthig ist, sie vorher in Worte zu hüllen. Die Resultate derselben sind das Band der Freundschaft. Daher kömmt es, daß zwey Personen einander nahe kommen, was nie geschehen seyn würde, wenn man sich vorher alle seine Grundsätze und Gedanken hätte entdecken sollen. Bekanntschaften, die mit allem Feuer der Freundschaft anfingen, werden sehr bald vernachläßigt, wenn man sich gezwungen sieht, die gute Meynung und Hochachtung zurück zu nehmen, die man Anfangs jemand verwilligt hatte. Man läßt sich durch die angenehme Außenseite verführen, man setzt bey dem andern Eigenschaften und Gesinnungen voraus, wie man sie wünscht, und wie man sie selbst besitzt. Bald aber wird man wieder durch eine Erfahrung zurückgestoßen, die nichts als Gleichgültigkeit und Verachtung zurück läßt. Eine solche Täuschung ist immer

höchſt unangenehm. Glücklich ſind daher diejenigen Geſchöpfe, deren leicht veränderlicher Charakter ſich an alles ſchmiegt, nach allem bequemt, und an nichts feſſelt! Leichtſinn und Selbſtliebe ſind vielleicht die einzigen wahren Ingredienzien des Glücks. Freylich empöre ſich anfangs das Herz gegen dieſe Wahrheit, in der Folge aber gewöhnt man ſich an die Ausübung derſelben, ohne vorher deutlich den Vorſatz gefaßt zu haben. Allein ſo ſoll es nicht zwiſchen uns gehen. Meine Neigung zu dir beruht auf weſentlichen und ſichern Stützen. Ich konnte nicht zugeben, daß ein bloßes Mißverſtändniß uns von einander trennen ſollte. Ich habe dir meine Art zu denken geſagt, ich habe dich mit allen meinen Grundſätzen bekannt gemacht, und du liebſt mich noch. Und ich, der ich der Zeuge und der Gegenſtand deiner Tugenden bin, ich verehre und liebe dich. Doch was hat es endlich wohl mit unſern Grundſätzen auf ſich. Kann man ſich, auch mit der größten Stärke des Geiſtes, wohl ſchmeicheln, ihnen beſtändig treu zu bleiben? Sie hängen von den Umſtänden, von unſerm Temperament, von unſrer Galle ab, und die erhabene menſch-

liche Vernunft bildet sich ein, genug gethan zu haben, wenn sie hinterdrein Bewegungsgründe aufsucht, die es rechtfertigen, was sie, verführt von Leidenschaften und eigennützigem persönlichen Interesse, gethan hat. In meinen ersten Jahren glaubte ich etwas groſses gethan zu haben, daß ich mein Leben nach den Regungen meines Herzens eingerichtet hatte: in der Folge glaubte ich, um glücklich zu seyn, wäre weiter nichts nöthig, als meinem Hange zum Wohlthun und der mir angebornen Leichtigkeit in Behandlung der Geschäfte des Lebens zu folgen. Meine ganze Moral hatte sich auf den Vorsatz eingeschränkt, alles Gute zu thun, was in meinen Kräften stünde, und das Vergnügen allenthalben mitzunehmen, wo ich's anträfe. Mit diesem System glückte mirs sehr gut, besonders so lange mein Pariser Aufenthalt währte. Noch vor drey Monaten glaubte ich, ich würde mein ganzes übriges Leben hindurch nicht davon abweichen. Deine Freundschaft hatte vollends zu diesem Gebäude hinzugesetzt, was noch dran fehlte. Ich sah das Fräulein von Germosan, und nichts war verändert; ich sah sie noch einmahl, und mein ganzes Le-

ben

ben sah sich nicht mehr gleich. Auf einmahl bemerkte ich eine unerträglich schmerzhafte Leere, die ich durch nichts als durch ihr Bild ausfüllen konnte. Kein Vergnügen, keine Zerstreuung befriedigte meine Seele mehr. Es entstand nach und nach eine Einsamkeit um mich her, die ich noch nie bemerkt hatte. Es war mir immer, als fehle mir jemand, den ich suchen müsse. Und nichts, was ich fand, that mir Genüge, ausgenommen Laura von Hermosan. Ich brachte sie allenthalben an, ich vermuthete sie in jedem Gegenstande um mich her. Hier würden ihre schönen Augen den meinigen begegnet haben, hier würde ich ihre schöne Stimme gehört haben, wie sie meine Handlungen billigte, oder mir einen guten Rath gab, oder begehrte — dort würde ich ihre schöne Hand [illegible] haben, beschäftigt etwas zu unserer Bequemlichkeit, zu unserm Vergnügen einzurichten. Ihr Verstand wäre dem meinigen zu Hülfe gekommen; mein Herz hätte das ihrige verstanden. Entzückt von der Idee, ihr ganz und einzig zu gehören, und auf das innigste mit ihr verbunden zu seyn, sah ich nichts mehr, als eine lautere und vollkommene Glückseligkeit, die meine

Seele mit brennendem Verlangen und heiſſer Sehnſucht füllte. Die ganze übrige Welt verſchwand aus meinem Geſichtskreiſe. Ich kämpfte lange Zeit mit mir ſelbſt, ich bemerkte ihre gefühlvolle Seele, und ich hofte glücklich ſeyn zu können, ohne den Plan meines Lebens zu verändern. Mein Verſtand und meine Einbildungskraft hatten mit leichter Mühe alles in die ſchönſte Ordnung gebracht. Ich bildete mir ein, ich könnte die gröſte aller irdiſchen Glückſeligkeiten genieſſen, und jedermann müſte dabey zufrieden ſeyn können. Mit unter regten ſich freylich in den Tiefe meiner Seele gewiſſe Empfindungen, die ſich gegen jene Grundſätze empörten, und vorzüglich ſtark waren ſie am Tage des Sturms. Die innige und zärtliche Theilnahme des Fräuleins von Germoſan machte mein Gewiſſen rege. Der Tag vor meiner Abreiſe ward vollends das Grab meiner ehemaligen Grundſätze. Ich erfuhr, das Fräulein von Germoſan würde allein auf ihr Landhaus fahren: ich folgte ihr heimlich; ich trat in einem Augenblick, wo ſie allein war, in ihr Zimmer. Ich hatte einige Minuten den herrlichen Anblick, ihre Augen voll des ſanfte-

ſten, durchdringendſten Feuers zu ſehn. Ich lag zu ihren Füßen, meine Arme hatte ich um ſie geſchlungen. [redacted] eilte nach der Thüre, und ſagte: „St. Auge, ich liebe Sie, ich werde Sie ewig lieben; aber morgen gehöre ich Herrn de la Hauſſe!“ Ich glaubte die Stimme eines Engels zu hören, der mir die ſchreckliche Strafe für meine Hofnungen ankündigte. Mitten im Zimmer auf den Knieen liegend, ſchwur ich, den Reſt meiner Tage nur ſie zu lieben, nur ihr anzugehören. Sie hörte mich nicht: allein mein Schwur iſt feſt in meiner Seele eingegraben. Es iſt entſchieden, daß eins dem andern angehören, daß uns nichts als der Tod trennen wird. Ich will dir geſtehen, daß ich den Tag vor meiner Abreiſe eine geheime Unterredung mit la Hauſſe hatte. Ich entdeckte ihm die Lage der Sachen, ich verſicherte ihm, wenn er das Verhältniß des Herrn von Germoſan gegen ihn misbrauche, ſo würde ich ihm einen unverſöhnlichen Krieg ankündigen, und ich wäre fähig, Schwert und Feuer gegen ihn und ſein Vermögen zu brauchen. Er ſagte mir, Gewalt und Recht wäre auf Seiten der Gläubiger, und er fürchte

nichts. Doch, fuhr er fort, wollte er mir wohl zeigen, daß ein gewisser Verdacht, den ich gegen ihn rege gemacht, ganz ungegründet sey. Er zeigte mir alle Papiere, und so viel muß man gestehen, man kann ihm weiter nichts vorwerfen, als höchstens, daß er Herrn von Germosan in seinen eigenen Ideen, denen er sich ohne hinlängliche Ueberlegung überlassen, bestärkt haben mag. So viel ich sehe, hätte ihm la Hausse immer abrathen und die Augen öffnen können. Ferner hat er, aller Wahrscheinlichkeit nach, die entgegengesetzte Speculation unternommen, die gegen jene, die er den Herrn von Germosan unternehmen lassen, gerichtet war, so daß er von der einen Seite ohngefähr wieder gewann, was er von der andern einbüßte. Vielleicht glaubt er sein Gewissen dadurch abzufinden, daß er das Fräulein von Germosan heirathe, und auf das, was ihm der Vater schuldig bleibt, Verzicht leiste. Ich bin fast überzeugt, daß er seinen Plan aufgeben wird, wenigstens wird das Fräulein von Germosan bis zur Entscheidung der Pariser Geschäfte ruhig seyn können. Meine Absicht ist, gleich bey meiner Ankunft

mich an einen Wechſelagenten, den ich kenne, zu addreſſiren, der außerdem ſehr geſchickt iſt, und der ſo viel als möglich ſich nur mit ſolchen Geſchäften abgiebt, deren wahrſcheinlicher Ausgang für diejenigen, die ihn brauchen, vortheilhaft iſt. Hierauf will ich zu den Herren *** gehen, die die Commiſſionäre des Herrn von Germoſan ſind, und ſeine Freunde zu ſeyn ſcheinen. Sie ſind auch die Commiſſionäre von Herrn de la Hauſſe. Herr von Cliſſi hat mir Creditbriefe gegeben. Mit Hülfe von alle dem, denk' ich doch, ſoll der gehabte Verluſt zu erſezen ſeyn: wenigſtens will ich weder Mühe noch Arbeit und nichts ſparen, was nur im mindeſten dazu beytragen kann. Doch zweifle ich faſt, daß der größt mögliche Gewinn hinreichend ſeyn wird, das Vermögen des Herrn von Germoſan zu retten. Einige Bankerute haben ihm viel Schaden gethan. Man hat mir verſichert, er habe auch ſonſt noch Speculationen unternommen, die eben nicht glücklicher ausgeſchlagen wären. Ich fürchte, ich fürchte, er hat ſich gänzlich zu Grunde gerichtet. Doch, er hat ſeine Tochter noch, und iſt ſo reich genug. Vielleicht wird ſie indeß doch dem

Vermögen der Aeltern aufgeopfert. Sie wird sich's zur Pflicht machen. Das, was sie that, die Ehre ihrer Aeltern zu retten, das wird sie thun, ihnen eine drückende Armuth zu ersparen. Ich aber, bester Freund, werde durch die Empfindungen, die nun einmahl in meiner Seele rege geworden sind, mein ganzes Leben hindurch unglücklich seyn. Du begreifst leicht, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Feuer ich arbeite, diesem Schicksal zuvor zu kommen. Ich muß dir zwey Dinge gestehen, die ich bis jetzt dir anzuvertrauen noch nicht Ueberwindung genug gehabt habe, denn es hält immer hart, seine Schwachheiten zu gestehen, besonders wenn sie mit Fehlern zusammen hängen, die man gern für sich selbst verbergen möchte. Schon seit länger als vier Monaten hätte ich eigentlich nothwendiger Weise in den wichtigsten Geschäften, die mich persönlich betreffen, nach Paris gehen sollen. Bey der Erbvertheilung des Vermögens meiner Mutter, nahm ich auf meinen Theil gewisse Obligationen, die aus Nachläßigkeit auf sehr undeutlich bestimmte Namen ausgestellt waren, und überhaupt gar nicht die gehörige Einrichtung hatten: so daß alles verloren ist, wenn

der Fehler nicht bald wieder gut gemacht wird. Ich hatte damals auch alle nöthige Anstalten zur Reise bereits getroffen: allein die Abreise verschob sich von einem Tage zum andern. Heut sah ich das Fräulein von Germosan, morgen hoffte ich sie zu sehen, unter dem beständigen Schweben zwischen Furcht und Hofnung kam es zu keinem Entschluß, und so blieb ich zuletzt ganz da. Ich wollte wenigstens die Gewißheit, von ihr geliebt zu werden, mit mir nehmen. Du kannst deinen Freund verachten, wenn du Lust hast, er trägt aber kein Bedenken zu gestehen, daß er immer noch auf größere Gewißheit hofte. Du siehst hieraus, liebster Freund, wie große Ursach ich hatte, auf dieser Reise zu bestehen. Ich sagte und wiederholte es mehrmals, mein eigenes Interesse rufe mich nach Paris, meine Gegenwart sey dort durchaus nothwendig. Man wollte mir nicht glauben: man wollte mich durchaus als einen Mann betrachten, der fähig wäre, viel für seine Freunde zu thun; aber umgekehrt, ich bin glücklich, daß ich etwas für andere zu thun habe, und mir auf gewisse Weise einen Einfluß auf das Schicksal des Fräulein von Germosan ver-

schaffen kann. Wäre dieser Umstand nicht dazu gekommen, vielleicht hätte ich meine Geschäfte ganz vernachlässigt. Geyalso so gut, und sag ihnen das, versichere ihnen, daß sie sich den Dank ersparen können. Ich bin ihnen Dank schuldig. Glaubst du, daß wir es einander mit der Zeit gegenseitig gleich machen können? Ach! es ist Thorheit, jetzt schon solche Gedanken zu nähren, und der zweyte Punkt, den ich dir gestehen will, wird dich vollends davon überzeugen. Jene schöne Anlage zur Wohlthätigkeit war im Grunde nichts, als ein sorgenloser Leichtsinn, der sich nie darum bekümmerte, wie weit die Umstände ihm erlaubten, jene Neigung zu befriedigen, der nie die geringen Kräfte eines sehr mäßigen Vermögens in Rechnung brachte. Da meine eignen Bedürfnisse in die engsten Gränzen eingeschlossen waren, so hielt ich mich immer für reich genug, und ich gab nie eine abschlägliche Antwort, wenn ich ersucht ward, zur Unterstützung und Verbesserung der Umstände hülfsbedürftiger Personen etwas beyzutragen. Ich überrechnete nie, ob ich auch im Stande wäre, selbst mit Aufopferung meines ganzen Vermögens, die Bürgschaften wirklich zu lei-

sein, zu welchem ich mich für Andere verbindlich gemacht hätte. Ich war schwach und leichtsinnig, und galt für großmüthig. Ich werde diesen Ruf verlieren, sobald man erfährt, daß er mir das geringe Vermögen, das ich besaß, gekostet hat. Mit Einem Worte, theuerster Freund, der Augenblick ist nicht weit mehr entfernt, wo ich arm seyn werde, und wo man mich obendrein noch verdammen wird. Ich habe meine Geschäfte meinem Schwager anvertraut; er besitzt eine strenge Genauigkeit, die mein ganzes Zutrauen verdient. Ich habe ihm den Auftrag gegeben, mein kleines Gut ganz oder stückweise zu verkaufen, und ihn gebeten, mir nur das Haus zu erhalten, wenn es möglich wäre. Wenn meine Pariser Angelegenheiten in Ordnung gebracht sind, so müssen mir doch noch einige geringe Einkünfte übrig bleiben: ich werde wenigstens Dach und Fach und Brod haben, und das ist alles, was ich brauche. Sieh, lieber Freund, das ist meine gegenwärtige Lage: ich bin arm, verliebt, und im Begriff, für das Vermögen derjenigen Person zu arbeiten, die ich liebe. Gelingt es mir, so wird mich's sehr zufrieden und glücklich machen,

aber nie werde ich die Anſprüche benutzen, zu denen mich meine Arbeit vielleicht berechtigen könnte. Davon bin ich weit entfernt. Ich bete Lauren von Germoſan an, meine Seele iſt voll der zärtlichſten Gefühle für ſie, ich ſehe nicht, wie ich ohne ſie glücklich ſeyn könnte: nie aber könnte ich mich entſchließen, ihre unangenehme Lage mit der meinigen zu vereinigen und zu erſchweren. Ehe würde ich jeder Hofnung entſagen. Dieß wollte ich ihr auch einige Augenblicke vor meiner Abreiſe ſagen: ſie wollte mich aber nicht anhören: und ſo bleibt die Zukunft mit einem undurchdringlichen Schleyer für uns verhüllt. Alles, was ich mit einiger Wahrſcheinlichkeit vorausſehen kann, iſt, daß Zeit und Abweſenheit bey dem Fräulein von Germoſan eine Empfindung ſchwächen, vielleicht gar vertilgen werden, gegen die ſie ſich immer gewehrt hat, über deren Geſtändniß ſie ſich gewiß Vorwürfe macht, und die ſich gegen Aufopferung, die ihre Aeltern von ihr verlangen, nur ſchwach vertheidigen wird. Iſt es nicht la Hauſſe, der ihre zerrütteten Umſtände wieder herſtellen ſoll, ſo iſt es ein andrer reicher Mann, der vielleicht auch

Sinn für den Werth ihrer Tochter hat. Daß ſich nicht mehrere dergleichen finden ſollten, iſt wohl kein Zweifel; und warum ſollteſt du, mein Freund, der Oekonomie und Vorſicht mit Großmuth zu vereinigen verſteht, du, deſſen feine, edle, zärtliche und großmüthige Geſinnungen ein Herz verdienen, das des deinigen werth iſt, warum ſollteſt du dieſe Umſtände, die dir ſo günſtig ſind, nicht benutzen? Doch unmöglich kannſt du in dieſem Augenblick an dich denken. Du haſt deinen Freund aus der äußerſten Lebensgefahr gerettet, du wirſt auch ſein Leben von einem Unglücksfall befreyen, den es nicht aushalten würde. Dir vertraue ich die Mittel an, ihm zuvor zu kommen: auf dich verlaſſe ich mich ganz, und nirgend ſind meine wichtigſten Wünſche ſicherer aufgehoben, als in deinen Händen. Doch gebe ich dir Freyheit, mich ſogleich zu verlaſſen, als du glaubſt, daß ich allein unglücklich ſeyn kann. Ich hatte mich dem Vergnügen gewidmet, ich verdiene nicht, das Glück kennen zu lernen. Nur vergiß nicht, daß ohne Laurens Herz es für mich kein Glück giebt und nie geben wird. Sie ſchlug mirs ab, als ich um Erlaubniß bat, ihr ſchreiben zu dür-

ſen. Es ſcheint, ſie will mich noch unglücklicher machen, weil ſie ihre Geſinnungen gegen mich geſtanden hat. Ich bin entſchloſſen, nicht gegen ihren Willen zu handeln. Ich könnte leicht bey ihr in den Verdacht gerathen, als bildete ich mir ein, Anſprüche auf ihre Dankbarkeit zu haben, die ich misbrauchen wollte. Gieb's ihr ja ſo deutlich als möglich zu verſtehen, daß ich gar keinen Dank von ihr verdiene.

Ich werde auf der Stelle an Herrn von Germiſani ſchreiben, ihn aber blos von ſeinen Geſchäften unterhalten. Mit ihm will ich blos in ſeinen Affären beſchäftige ſeyn, und das Herz ſeiner Tochter das übrige thun laſſen. Ich kann nicht voraus ſehen, wenn ich zurück kommen werde. Der Aufenthalt in Paris wird wenig Reize für mich haben. Alle meine Ideen, meine Neigungen und Leidenſchaften ſind in einen ſchwarzen Trauerſchleyer gehüllt, und vielleicht wird der Gedanke an die Rückreiſe nicht einmahl ein Troſt für mich ſeyn. Blos der glückliche Erfolg meiner Unternehmungen kann darüber entſcheiden; und wie viel kann ich mit Wahrſcheinlichkeit erwarten? Wenigſtens hoffe

ich doch ſo gute Maasregeln zu nehmen, daß ich die Sachen nicht ſchlimmer machte als ſie ſind. Ich höre das Blaſen des Poſtillions, der die Pferde angeſpannt hat. Ich breche auf. Gleich nach meiner Ankunft ſchreibe ich dir. Bleibe mir gut, theuerſter Freund. Ich umarme dich. ———

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Herr von St. Ange an Herrn von Marville.

Aus Paris.

Seit ich hier bin, mein beſter Marville, habe ich keinen Augenblick aufgehört, in den Geſchäften, die mich hergebracht haben, zu arbeiten. Erſt ließ ich mich in Unterhandlungen mit den Commiſſionairs des Herrn von Germoſan und de la Hauſſe ein. Nachdem ich ihnen meine Vollmacht vorgezeigt hatte, machten ſie keine Schwierigkeit, mir alle zur Sache gehörigen Papiere vorzulegen. Alles iſt ſo, wie es ſeyn muß: die Commiſſionen ſind richtig, alles was ihm allein gehört, iſt genau von dem geſondert, was er in Compagnie mit la Hauſſe unternommen hat. Man kann dem la Hauſſe nichts Schuld geben. Ueber das, was ihn insbeſondre angeht, wollten ſie mir durchaus keine Auskunft geben. Wie ich's

heraus gerissen habe, hat er die Speculationen so eingerichtet, daß das große Risico des Gewinnstes und Verlustes allein auf Herrn von Germosan fiel. Er hingegen hat mit großer Schlauheit [illegible] sich durch entgegenlaufende Speculationen, die er für sich allein unternahm, in Sicherheit zu setzen: so daß er am Ende bey den gemeinschaftlichen Speculationen mit Herrn von Germosan wenig einbüßte. Das ist eine List, aber vielmehr Verschlagenheit, keinesweges aber Betrügerey, aus dem Grunde, weil Herr von Germosan ja vollkommen seinen freyen Willen gehabt, und nicht im geringsten beredet worden. Durch einige Beyspiele, und Erzählungen von Personen, denen es geglückt, ließ er sich von der Begierde und dem Schein der Möglichkeit hinreißen, in kurzer Zeit ein großes Vermögen zu erwerben. Seine Hofnungen wurden aber getäuscht, und da die Fristen bestimmt sind, so ist der Verlust unersetzlich. Es bleibt nichts übrig, als die freye Disposition über einige Effekten, die in Natura vorhanden sind. Und dieses Geschäft habe ich denn mit dem Wechselagenten, von dem ich die schon einmahl sagte,

unternommen; und da ich überdieß gute Empfehlungen an ihn habe, ſo verſpricht er ſehr viel Eifer und guten Willen gegen mich. Vermittelſt dieſer dem Herrn von Germoſan zu ſtehenden Effekten, und dem Creditbrief des Herrn von Cliſſi, können wir eine Entrepriſe mit einem Gegenſtand machen, der leicht iſt, und ſich leicht abthut. Die Operation iſt anfangen, und wir werden ſie ſo ſortiren und endigen, daß der mögliche Verluſt nicht eine gewiſſe Summe überſteigen, und zum Theil durch vortheilhaften Tauſch und Intereſſen wieder erſetzt werden kann.

Meine eigenen Geſchäfte legen mich in noch größere Verlegenheit. Dieſe ſchlecht eingerichteten Obligationen ſind ſehr ſchwer zu ändern; die darin angebrachten Namen treffen weder mit dem Teſtamente noch mit den Taufregiſtern überein. Mit allen Acten und Certificaten, die ich in Händen habe, werde ich doch der beſondern Begünſtigung des General-Controleurs nicht entbehren können. Ich muß meine Anſprüche und Papiere dem Präſidenten des Collegiums überreichen, und alſo erſt eine Audienz zu erhalten ſuchen. Ich muß

mich

mich um Gönner und Empfehlungen bewerben. Das ſind langſame, ſchwierige, langweilige Geſchäfte, die allen Muth benehmen, und mürriſch und ärgerlich machen. Alles misfällt mir, die Weiber, die Schauſpiele. Das Gerüſte betäubt mich, die ewige Bewegung, in der hier die ganze Welt iſt, macht mich unruhig und ungeduldig. Alles wird einem zur Laſt. Allenthalben findet man Schwierigkeiten, die Zeit geht mit Herumlaufen, mit Suchen hin: man hat ein Vergnügen zu genieſſen, und es entſchlüpft uns unter den Händen. Mit Einem Worte, lieber Freund, der Aufenthalt in Paris, den ich ſonſt ſo herrlich und anziehend fand, kommt mir jetzt ſehr unangenehm vor. Ich weiß nicht, ob es die Beſchaffenheit der Affären, die mir den Kopf einnehmen, ſo mit ſich bringt, oder ob meine ganze Denkungsart ſich verändert hat, genug, ich finde jetzt weder Vergnügen noch Zerſtreuungen hier. Die Frauenzimmer ſelbſt kommen mir weniger artig, weniger liebenswürdig vor. Ich ſuche Laurens von Germoſan, und finde ſie nirgend. Und doch ſih ich viele Frauenzimmer, die weit ſchöner ſind als ſie. Ich bringe mein Leben

mit Klagen, Verwünschungen und Kritiken zu. Es hilft nichts, daß ich mir sage, ich hätte kein Recht dazu, ich wäre nur ein Schweizer! Was will man mehr? Bin ich etwa mit mir selbst zufriedner? Ich schmähe so sehr auf mich selbst als auf alles um mich her. Meine üble Laune nimmt täglich zu. Alles was mir in den Weg kömmt, muß es entgelten. Die jetzigen Moden sind mir wie Dornen im Auge. Ich hasse sie von ganzem Herzen. Diese großen Hüthe, welche hindern, daß kein Kopf dem andern nahe kommen kann, die Roben, die alles verstecken und verbergen, flößen nichts als Traurigkeit und Kälte ein! Gewiß werden die Moden nicht von der Liebe erfunden. Gesetzt auch, die Tugend wäre die Erfinderinn derselben, so ist doch gewiß, daß sie nicht halb so sinnreich ist, als die Liebe.

Auch von den Schauspielen werde ich dir nicht viel zu rühmen wissen. Sie sind herrlich, man kann sich kein zusammenstimmenderes Ganze denken: das Spiel der Akteurs ist vortreflich, sie wissen sehr viel Geist, und unendlich viel Grazie hinein zu legen. — Demohngeachtet ist es nicht das Genie eines le

Kain, einer Clairon, Dumesnil, oder Dangeville. Meiner Meynung nach ermüdet nichts geschwinder, als was man Esprit nennt, seine Wirkung geht nur auf die Oberfläche. Das Genie hingegen weckt die Seele aus dem Schlummer, rührt sie tief, und bringt dauernde Eindrücke hervor. Verlangst du weitere Erklärung, wie ich das verstehe, und was ich für einen Unterschied zwischen Esprit und Genie mache? Das letztere folgt der wahren Wegweisung der Natur, es mahlt durch einen einzigen Zug den ganzen Gegenstand: es stellt die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange dar, und gräbt sie in die Tiefe der Seele: sie kann nicht wieder daraus weichen, und die Seele findet sie immer in ihren kleinsten Theilen wieder. Mich dünkt, der große Corneille ist der erste unter unsern dramatischen Dichtern gewesen, der die Idee eines Genies gegeben. Seine erhabenen Worte sind ganze Gemälde, sie erregen eine Menge von Ideen. Meistens ist es eine Wahrheit, die in ihrem ganzen Glanze dargestellt ist, und der man mit Entzücken beystimmt. Z. B. in dem Qu'il mourut des Vaters der Horazier, sieht

man ein ganzes Gemälde nicht bloß von einem Vater, der die Ehre seiner Kinder ihrer Existenz vorzieht, sondern auch einen charakteristischen Zug des römischen Volks, ein Gemälde dessen, was es damals schon war, was es in der Folge worden ist, des Volkes, das von seiner Entstehung bis zu seinem Untergange standhaft die Leidenschaft oder vielmehr die Wuth zu herrschen beybehielt, das ihr alle andere Neigungen unterordnete, alle Empfindungen der Natur nachsetzte, wodurch es endlich bis zur Herrschaft über die ganze Welt gelangte. In einer, dem Scheine nach, ungleich geringern Situation, ist die erste Scene der Merope erhaben und charakterisiret das wahre Genie. Ein paar Worte mahlen auf das herrlichste eine Mutter, die Thron und Herrschaft vergißt, um sich mit nichts, als mit ihrem Sohn zu beschäftigen. Das ganze Stück liegt in den wenigen Worten, die aus ihrem Munde kommen. Die Seele anschließt sich unvermeidlich an den wahren Ton und Ausdruck der Natur. Mit stets wachsendem Interesse folgt sie der Entwicklung, und kaum ist die Auflösung im Stande, ihrer Rührung ein Ziel zu setzen. Die Gewalt des Ge-

aber ist so mächtig, daß es mit Einem Zug ganze Gemälde vollendet, und mit Flammenzügen in die Seele gräbt. Es gleicht dem Blitz, der durch einen einzigen Lichtstrahl in Flammen setzt. Gleich ihm steigt es vom Himmel herab, und läßt sich nicht erwarten. Der Witz braucht Figuren, vervielfältigt die Farben. Er gefällt, blendet, glänzt, verführt, — fesselt aber wenig, und daraus entsteht der Ueberdruß und die Ermüdung, die ich ihm Schuld gebe. Die Bewunderung ist nicht eher ein wahres Vergnügen, als wenn die Seele durch eine vollkommene Nachahmung dazu aufgefodert wird. Das Genie schließt keine Gattung aus, alle Künste sind für dasselbe empfänglich, und können dazu dienen, es zu entwickeln. Die Schauspiele nehmen jetzt einen so großen Theil des menschlichen Lebens ein, daß es billig ist, daß die Schauspieler, die wirklich Genie haben, den Ruhm genießen, den sie in dieser Rücksicht verdienen. Das Genie des Schauspielers giebt oft dem Genie des Dichters einen großen Glanz. Bey den theatralischen Vorstellungen macht das Erhabene des körperlichen Ausdrucks das Erhabene des Gedankens sehr viel eindringender.

und schilderte. Voltaire ließ einst in seinem Orest die Clairon die Electra spielen, und rief einmal über das andere aus: Hab' ich wirklich alles das gesagt? Und in der That vermehrte das Genie der Schauspielerinn die Schönheit der Verse um ein Großes. Wenn Electra zu ihrer Mutter sagt: „Nun, und wenn es wahr wäre, wenn der Himmel es erlaubt hätte?“ stellte die Schauspielerinn so vortrefflich die Schwester dar, die ihren Bruder zärtlich liebt, die seines Schicksals wegen in Verlegenheit ist, die den Empfindungen einer Mutter entgegen geht, die sie erschüttern, ihr gleichsam mit Gewalt entreißen will, so daß es schien, als wünschten sich die Zuschauer mehr Zeit, um alles aufzufassen, was sie durch diese wenigen Worte ausdrückte. Und dieser Ausdruck war äußerst simpel, ohne Spiel, ohne Geste, ohne Pantomime. Die Wahrheit selbst war's, die sich mit der sie charakterisirenden Einfalt in die Seele drückte. In dieser Einfalt bestehe das Genie, das wahre Erhabene der Kunst, und Clairon hatte ihr Genie durch ein sorgfältiges und anhaltendes Studium der Wirkung der Deklamation entwickelt.

Man denkt niemahls an das Erhabene des Ausdrucks, ohne den Preville zu bewundern, denn auch er hatte Genie. Sein Spiel war voll von solchen Zügen, die Stoff zum Denken geben, die ein Gemählde ausmachen, deren Erhabenheit in einer Einfalt besteht, die sich weder beschreiben noch nachahmen läßt, und die man sehr häufig an solchen Orten angebracht findet, von denen man hätte glauben sollen, sie wären ihrer am wenigsten fähig. Am Ende des zweyten Aufzugs in dem Philosophen ohne es zu wissen, sagt Anton: „kommt, laßt uns niederlegen!“ Aus diesen vier Worten machte Preville ein ganzes Gemählde: er stellte einen Bedienten dar, der das Zutrauen seines Herrn genießt, auf den die ganze Oekonomie des Hauses beruht, der an allem Theil nimmt, was seinem Herrn interessirt, der an alles für morgen und übermorgen gedacht hat, dessen Sorgen sich morgen mit dem frühesten erneuern werden, und der jetzt zur Ruhe geht, um morgen desto mehr Kräfte dafür zu haben. Ein Tauber, dessen Seele nur einiger Empfindung fähig gewesen wäre, hätte diese drey Worte und diesen Aus-

druck verſtanden. So etwas kann der Witz nicht ausſtudiren, das Genie ſelbſt muß es eingeben, muß jede Gebehrde, die Stimme, die Züge, und den ganzen Anſtand des Körpers darnach einrichten. So drückt der Schauſpieler nicht blos den Sinn der Worte, ſo drückt er die Natur ſelbſt aus.

Um die meine Gedanken noch deutlicher zu machen, will ich dir zum Beyſpiel einen Vers aus einem Trauerſpiel anführen, das ich in Paris und in der Provinz ſpielen ſehen. Er ſteht in den Illinois. Ein Anführer der Wilden ſagt:

Pourquoi l'aſſaſſiner lorſqu'on peut le combattre.

„Warum ihn ermorden, da man ihn bekämpfen kann?“ Ohne Geberden, ohne gewöhnliches Theaterſpiel ſtellte le Kain ganz den großmüthigen Wilden dar, der voll Muths und voll Unwillen gegen einen niederträchtigen Verſchlag zum Meuchelmord, und begierig nach der Ehre des Kampfs iſt. Durch Einen Ausdruck gab er eine Idee von allen edeln Leidenſchaften, und prägte das Gemählde davon tief in die Seele. Durch Erinnerung und Nachdenken

genoß man deſſelben lange Zeit. Der Schauſpieler in der Provinz, der für einen Mann von großen Talenten galt, brachte in jedes Wort Nuancen und geſuchte Feinheiten. Er ſuchte durch Geberden und Stimme die Grauſamkeit und Schändlichkeit eines Meuchelmords zu mahlen, er ſetzte ſie mit dem Muth des freyen Kampfes in Contraſt, er mahlte, und mahlte ſo gut, daß man zwar den Mord aber keine Spur von Empfindung ſah, und doch ward er gewaltig beklatſcht. So viel iſt gewiß, der Witz blendet oft ſo, daß der große Haufe ſich ihn für Empfindung verkaufen läßt: er macht, daß man ausſtudierte Manieren für Charakterzüge, einen bürlesken Einfall für wahres komiſches Salz hält — doch wo Genie fehlt, muß man ſich wohl mit Witz begnügen. Mich dünkt, Witz iſt eben die Modeſucht. Man verlangt ihn allenthalben, man bringt ihn allenthalben an. Man ſagt mir von einer Finanzverordnung, in dem Eingang derſelben ſtecke viel Witz. Man ſpricht nicht mehr vom Charakter. Ein Mann iſt hinlänglich geſchildert, wenn man ſagt, es iſt ein witziger Kopf. In dieſen Ruf muß man ſich durchaus zu ſetzen ſuchen.

Worauf sehen die Frauenzimmer nicht? Der Witz macht alles verzeihlich, alles erlaubt. Ich will dir nicht sagen, was man unter diesem Worte versteht, allein ich sehe daß man dasjenige als ein Meisterstück bewundert, was vorzüglich die Art von Witz, die man heut zu Tage liebt, charakterisirt: das heißt, Worte, Epigrammen auf Zeitumstände, Scherze, Anspielungen auf Begebenheiten des Tages, diesen Siebensachen opfert man die Wahrheit auf, und zieht sie dem wahren Komischen und den Charakterzügen vor. So erkläre ich mir den erstaunenden Beyfall, den ein Theaterstück erhalten hat, in dem man weder Wahrheit noch Interesse findet, ein Schauspiel, in dem man einen Grand d' Espagne, einen Ambassadeur sieht, der in seine Magd verliebt ist, wie ein Nürnberger Patrizius, eifersüchtig auf seine Frau wie ein Schuhflicker, vertraut mit seinen Bedienten wie ein Student — die Gemahlinn eines Grand d' Espagne, die in ihren Pagen verliebt ist, die ihn in ihrer Gegenwart auskleiden läßt; wo die Hauptrolle nicht in der Natur ist, und nicht in der Natur seyn kann — und die ganze Welt ruft, wenn der Vor-

lang fällt mit Entzücken: „Es ist doch unendlich viel Witz in dem Stücke.“ Eben so schwer fällt mir's zu begreifen, wie dasselbe Publikum, das heut die Meisterstücke eines Racine und Voltäre gesehen und empfunden hat, morgen der unanständigsten Posse mit solchem Enthusiasmus Beyfall zuklatschen kann. Ich habe dieses außerordentliche Stück zum neunzigsten mahle spielen sehn. Ich habe die immer zunehmenden Beyfallsbezeigungen des Parterrs gehört, das allen Parterren von Europa Gesetze gibt, das das Schicksal der Theaterstücke und der Theaterdichter entscheidet. Ich bin fast auf den Gedanken gekommen, man könne Gesetze geben, und doch nicht untrüglich seyn. Es ist wahr, das Spiel der Akteurs hat etwas Bezauberndes, sie legen allen möglichen Geist und alle mögliche Grazie in ihre Rollen. Das Stück, von dem ich spreche, ist in den Provinzen, und auch außerhalb Frankreich gespielt worden, und hat allenthalben gleichen Beyfall gefunden. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der Verfasser desselben Genie hat, allein in seinem Stücke finde ich keine Spur davon. Destomehr aber in der Kunst, mit der er das Parterr und das Pub-

lium auf seine Seite zu ziehen, und den Geist des Augenblicks zu benutzen gewußt hat; und wirklich gilt diese Art von Genie jetzt mehr, als irgend eine andere. Frage nur Racinen, als er seine Athalia verfertigte, dieses Stück, das Anfangs so wenig bekannt und so schief beurtheilt ward. Ich will noch in eine Vorstellung dieses sonderbaren Schauspiels gehen. Ich will meinen Geschmack nöthigen, eben das Vergnügen zu empfinden, das die ganze Welt empfindet. Wir Ausländer beurtheilen zu sehr nach den Büchern, nach den allgemein anerkannten Meisterstücken. In unsern eingeschränkten Gesellschaften sind wir der Natur zu nahe, wir leben fast in Familie zusammen, und gewöhnen uns so an eine gewisse Naivität der Empfindung, an Einfalt des Ausdrucks und Stärke des Charakters, der den Witz den Gesetzen einer strengen Wahrheit unterwerfen will. Unser Verstand bildet sich aus, unser Geschmack aber bleibt roh. Wir müssen deshalb Gerechtigkeit und Bescheidenheit genug besitzen, ihn dem Geschmack der großen Welt, dem allgemein angenommenen Geschmack, mit Einem Wort dem Pariser Geschmack zu unterwerfen. So ist mein gu-

ter Wille, wenn ich mit dir denke und vernünfte. In der Ausführung aber wird die Sache schon schwerer. Der Gedanke an Laura vereinigt sich mit meinen Gedanken über alle andere Gegenstände in mir her. Ich suche allenthalben ihre Simplicität, ihren natürlichen Liebreiz, die Frische, das unfehlbarste Kennzeichen der Unschuld. Ich vermisse sie allenthalben, ich wünsche sie denken und sprechen zu hören. Ihr richtiger und feiner Verstand würde die Schönheiten aller Art, die man hier findet, beurtheilen, und ihre gefühlvolle Seele würde sie empfinden. Ich stelle mir vor, wir besähen sie zusammen. Ich würde sehen, wie ihr Geschmack sich entwickelte, und sich durch die Anwendung auf tausend verschiedene Gegenstände ausbildete. Der Geschmack, dieses Gefühl des Verstandes, ohne welches er beynahe ein Fehler ist, muß durchaus durch den Anblick wahrer Schönheiten und der Meisterstücke des Genies gebildet werden. Er ist eine Gabe der Natur, erhält aber seine Richtigkeit und Gewißheit allein durch die Gewohnheit und Fertigkeit Gegenstände, deren Zweck ist zu gefallen und das Nützliche

mit dem Angenehmen zu verbinden, zu bereichern und zu vergrößern. In unsern kleinen Dichtern, die vom Lyrus und schönen Künsten gleich weit entfernt sind, kennen wir nur die Schönheiten der Empfindung, der Geschmack wird nicht gebildet, das Verlangen zu gefallen macht, daß man auf Abwechselung und Veränderung ausgeht: man bildet sich immer ein, der gute Geschmack bestehe in der Neuheit eines Dings, man ahmt darum mahrer Wuth nach, und oft verderbt sie, was die Natur so gut gemacht hatte. Wir lernen von den Modern immer nur das Uebertriebene kennen, und befolgen sie mit einer sklavischen Genauigkeit, ohne unsern eignen Witz und Geschmack dabey anzuwenden. Das Verlangen zu gefallen verfehlt gewiß immer so sicherer seinen Zweck, als er deutlich in die Augen leuchtet, und geschmacklose Nachahmungen sind oft die einzigen Resultate dieses Eifers. Der größte Feind der Liebe, glaub ich, ist der schlechte Geschmack. Sollte das nicht allein hinlänglich seyn, sich dafür in Acht zu nehmen, ihn zu hassen und zu verfolgen? Diesen Zweck würde man gewiß nicht verfehlen, wenn man sich an die rechte

Simplicität hielte, und jede Biſarrerie und Uebertreibung zu vermeiden ſuchte. Einfalt iſt der wahre Schmuck der Schönheit, ſie erhöht alle Reize, und macht ſelbſt die Höflichkeit erträglich.

Was unendlich viel zur Bildung des guten Geſchmacks beytragen müſte, wäre die Betrachtung der Natur. Sie hat immer den guten Geſchmack, ihre Formen entſprechen immer dem Zweck, den ſie ſich vorgeſetzt hat, ihre Farben ſind immer gut ausgewählt, und thun eine herrliche Wirkung. Nicht die blaſſe Königinn der Wieſen, noch die gelbe Ringelblume vereinigen ihre Farben mit dem Goldgelb der reifen Saaten, ſondern der Mohn vermiſcht mit ihnen ſein Inkarnat und die Cyane ihr Himmelblau. Die Natur hat der Blume nicht erlaubt, irgend eine andere Farbe anzunehmen, als diejenige, die ſie ziert. In der Reinheit ihres Teints, in der Simplicität ihrer Form beſteht ihre Schönheit. Dieß giebt ihr den erſten Rang unter den Blumen, und deßhalb hat man ſie zum Sinnbild des Frühlings und des Alters der Liebe gewählt. Die Frauenzimmer ſollten die Blumen immer zu ihren Muſtern nehmen.

Sie haben einerley Beruf mit ihnen, die Natur zu beleben und zu verschönern. Laura von Germosan besitzt die Empfindung des guten Geschmacks und die Kunst der Simplicität im hohen Grade. Nicht sie ist es, die die Moden für sich aussucht, die Moden sind es, die sich nach ihr zu richten scheinen. Sie unterwirft sie alle jener Simplicität, die immer so vortreflich kleidet, und das Costum der Grazien ist. Man sollte fast glauben, die Moden wären nur erfunden, einige von ihren Annehmlichkeiten zu erheben, oder ihre Reize zu bescheiden.

Ich unterstehe mich nicht, liebster Freund, dir zu sagen, wer die Frau ist, die ich in dieser unermeßlichen Hauptstadt am besten gekleidet gefunden, die in ihrem Putz den meisten Geschmack, Witz und die meiste Eleganz anzubringen versteht. Das Schicksal und die Natur haben sich vereinigt, sie zur Beherrscherinn des schönsten Königreichs und der Herzen der Sterblichen zu erheben. Sie würde der ganzen Welt Gesetze geben; sie ist das Vorbild des Geschmacks und der Grazien. Sie ist so sorgfältig in ihrem Putz, als wenn das Schicksal und

die

die Natur nichts für sie gethan hätten, und gleichwohl ist die Natur stolz auf ihr Werk. Wenn die Majestät der höchsten Gewalt sich mit dem Glanz der Schönheit und der Sanftmuth der Grazien verbindet, da wird die ganze Welt umarmen. Wenn man sie sieht, so begreift man, wie ein Monarch glücklich seyn kann, und dann fühlt man auch die Wahrheit des Ausdrucks: glücklich wie ein König. Lebe wohl, bester Freund.

Zwey und siebenzigster Brief.

Herr von St. Ange,

an Herrn von Marville.

Ich bin mit deinem letzten Brief so wenig zufrieden gewesen, lieber Freund, daß ich dir nicht geantwortet habe, ob es gleich beynahe sechs Wochen ist, daß ich ihn erhalten. Du sprichst so unbestimmt, so nachläßig von dem Fräulein von Germosan, daß ich nicht das geringste erfuhr oder rathen konnte, was seitdem vorgefallen ist. Und doch bilde ich mir ein, daß die Sachen mich auch etwas angehen. Hat deine Freundschaft, deine Theilnahme an meinem Schicksal nachgelassen? Vereinigst du dich mit dem, der mir Verdruß und Qual macht? Mein Schwager Durton sagt mir mit drey Worten, Herr von Germosan sey gänzlich ruinirt, und seine Tochter werde den la Hausse heirathen. Du schreibst mir, du hättest ihm vorgelesen, was sich aus meinen Briefen mittheilen lasse, und es hätte geschienen,

als machten sie ihm Vergnügen. Herr von Germosan fülle seine Briefe an mich mit lauter Danksagungen, und sagt mir nichts von seiner Tochter. In alle dem ist nicht ein Wort des Trostes und der Hofnung. Ist es nicht, als stelle sich jedermann, nichts von meiner Liebe zu Lauren von Germosan zu wissen? Glaubt man etwa, ich sey keiner beständigen und uneigennützigen Leidenschaft fähig? Willst du selbst, mein Freund, so ungerecht gegen mich seyn? Siehst du nicht alle deine Prophezeihungen erfüllt? Du hast die Fortschritte dieser Leidenschaft, die mich zum Sklaven macht, beobachtet. Jetzt ist sie sicher in ihrer größten Stärke. Abwesenheit und Entfernung schwächen sie nicht. Du triumphirst, und ich fühle, daß Laura von Germosan das Glück meines Lebens allein in ihren Händen hat. Ich verabscheue jetzt Leichtsinn und Flatterhaftigkeit, und kenne kein anderes Vergnügen als im Glück einer unzertrennlichen Vereinigung. Ich gestehe mein Verbrechen. In der Idee, die ich mir von dem weiblichen Geschlechte überhaupt gemacht hatte, glaubte ich auch das Fräulein von Germosan jenes Hanges, der allmäch-

tig mit sich dahin reißt, jener berauschenden Zärtlichkeit, jener alles vergessenden Leidenschaft fähig. Ich glaubte, das Feuer ihrer Jugend würde ihr Herz unterjochen, ich erwartete alles von dem Augenblicke, wo sie sagen würde: ich liebe Sie. Endlich habe ich diese goldenen Worte aus ihrem Munde gehört, aber nicht sie ist gefesselt und gefangen, ich bins. Jetzt bete ich ihre Tugenden noch mehr an, als vordem ihre Reize. Nein, mein Freund, für mich giebt es nun kein Glück mehr, als bey ihr: meine Vernunft wiederholt es, und mein Herz fühlt es in jedem Augenblicke meines Lebens. Willst du mir nun versprechen, daß mir meine Abwesenheit nicht schädlich werden soll, daß sie nicht eine schon an sich selbst schwache Leidenschaft vollends vertilgen wird? Sie hat nicht eher Kraft und Entschlossenheit, als wenn es drauf ankömmt, mich zu fliehen und meinen Betheuerungen aus dem Wege zu gehen. Sie selbst sprach den schrecklichen Namen la Hausse aus — und seit jenem Augenblick habe ich nichts weiter gehört, hast du mir kein Wort gesagt. Man kümmert sich wenig um meine Leiden: man erkundigt sich bey mir nach nichts, nis-

mand hat den Auftrag mir ein Wörtchen zu sagen. Man gewöhnt sich an mein Schweigen und an meine Abwesenheit. Alles, was ich erhalte, trägt den unverkennbaren Stempel der Gleichgültigkeit. Ach! vielleicht ist jener Leichtsinn, in dessen Besitz ich mich ehmals so glücklich wähnte, auch der Antheil Laurens von Germosan! Sie wird den Hindernissen nachgeben, und sich von den Schwierigkeiten Gesetze vorschreiben lassen, und die Convenienzen werden noch einmal das Schicksal ihres Herzens bestimmen. Liebster Freund, schreibe mir nichts davon, wenn das geschehen sollte: ich will nicht gut dafür seyn, daß meine Verzweiflung mich nicht zu den größten Ausschweifungen verleiten sollte. Und du machst mir nicht Muth, du überläßt mich der Furcht, dem Argwohn, und den Besorgnissen zum Raube. Ich erwartete jeden Augenblick noch einen Brief von dir zu erhalten. Immerhin, treib dein Spiel mit meiner Schwachheit. Meine eignen Gedanken quälen mich: alles ermüdet mich, alles macht mir Langeweile. Ich gehe in der Absicht aus, mich zu zerstreuen, und komme immer lange vor Einbruch der Nacht müde nach Hause. Alles dünkt

mich leeres Geräusch und zweckloſe Bewegung. Ich ziehe die Ruhe und das Schweigen vor: es iſt mir unendlich angenehmer, an das zu denken, was weit von mir iſt, als mich mit den Dingen zu beſchäftigen, die unter meinen Augen vorgehen. Ich ſtelle mir jenen ſanften Blick vor, den ich noch tief in dem Innerſten meiner Seele fühle, jene reizenden Züge, jene Miene der Sanftheit; was mich eine Empfindung hoffen ließ, die, wie ich leider fürchten muß, jetzt nicht mehr da iſt. Vielleicht ſprechen ſie gar von Dankbarkeit, von Erkenntlichkeit; o dann iſt ihre Gleichgültigkeit außer allem Zweifel! Verhüte es, ich beſchwöre dich, verhüte es, daß man niemals von Dankbarkeit ſpricht, mach die ganze Familie lieber zu den undankbarſten Perſonen.

Wie ſeltſam, daß mir ſeit einiger Zeit nichts in der Welt ſeinen rechten Gang zu gehen ſcheint! Ich finde alles ſehr ſchlecht eingerichtet. Ich beklage mich über die ganze Menſchheit. Ich ſehe die Menſchen ſo ganz an ihrem perſönlichen Intereſſe hängen: alle ihre Handlungen werden nach ihren Convenienzen eingerichtet, die einzige Triebfeder ihrer Tugen-

den ist ihre Eigenliebe. Die einfachen Gesetze der Natur sind so verdreht, verstümmelt, so verwirrt und verdunkelt worden, daß ich im Grunde meines Herzens eine wahre Abneigung gegen allen Umgang mit Menschen spüre. Mein Schwager hat nichts in seinem Kopfe als seine Geschäfte und seine Bedenklichkeiten, meine Schwester möchte gern alles dem Interesse ihrer Familie aufopfern. Freunde und Bekannte denken an nichts als an ihr Vergnügen, ihren Zeitvertreib. Herr von Germesan überläßt sich unnützen Grillen; seine Tochter setzt ihre Tugend darein, unglücklich zu seyn. Du selbst, mein Freund, der einzige Mensch auf der Erde, der eine wahre Freundschaft für mich hegt, du unterwirfst sie doch, ich weiß nicht welchem System. Du verwilligst sie mir nur unter gewissen Bedingungen. Mit Einem Worte, alle Menschen, deren Existenz auf die meinige Einfluß hat, tragen das ihrige bey, sie so unglücklich als möglich zu machen. Oft suche ich den Grund dieser Empfindungen selbst in Melancholie, ich thue alles, diese Stimmung los zu werden; ich mache mir Bewegung, gehe, reite, fahre — ich werde müde, aber es wird

mir weder anders, noch besser. Fast möchte ich zu meinen ehemaligen Grundsätzen zurückkehren, fast möchte ich glauben, um glücklich zu seyn, dürfe man sich an nichts fesseln, müsse man blos vegetiren, und auf nichts bedacht seyn, als den Augenblick des Vergnügens nicht ungenutzt vorbeyfliehen zu lassen. Mitten in diesem Räsonnement aber gehen mir die Augen über meinen Zustand auf: ich finde mich fest an Einen Gegenstand gefesselt. Die Annehmlichkeiten des Umgangs, das Vergnügen des Herzens und des Geistes, das Glück des Lebens, alles beruht auf Einer Person. Vergebens mag ich mich gegen diese Empfindung empören, ich begreife mich selbst nicht mehr, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, der mich immer verfolgt, alles führt mich auf ihn zurück, die einzigen Mittel glücklich zu seyn, liegen in der Nähe Laurens von Germosan! Mit ihr möchte ich immer denken, ihren Witz möchte ich immer hören, ihren Verstand zu Rathe ziehen, ihr Geschmack sollte mich in zweifelhaften Fällen bestimmen, nur ihrer Zärtlichkeit möchte ich genießen! Noch nie habe ich sie ohne diese Grazie, ohne diese anziehenden

Reize gesehen, die verführen, entzücken und begeistern. Vor ihr habe ich noch kein Frauenzimmer gesehn, die nicht wenigstens bisweilen die Empfindung, die sie eingeflößt hatte, ruhen ließ; allein wer sie liebt, der liebt sie immer, und immer gleich heftig und zärtlich. Ich suchte alle mögliche Zerstreuungen hervor, allein alle umsonst. Und so nahm ich mir auch vor eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Es war ein Frauenzimmer, mit der ich ehedem in der engsten Vertraulichkeit gelebt hatte. Ich hatte sogar alle mögliche Veranlassung zu glauben, sie liebe mich wirklich. Ich suchte sie auf, ich traf sie aber nicht zu Hause. Hierauf bat ich schriftlich um Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Sie ließ mir mündlich antworten, sie würde sehr selten zu Hause, doch könnte es vielleicht seyn, daß ich sie heut vor dem Schauspiel anträfe. Ich versäumte die Stunde nicht, ich kam, und fand sie in einem Zirkel von Herren und Damen. Man empfing mich mit einem außerordentlichen Frost, fast so, als wenn wir uns niemahls gesehen hätten. Kurz darauf gab ihr ein großer schöner junger Mann die Hand, und führte sie an ihren Wagen. Die ganze

Gesellschaft folgte ihnen, und begab sich nach dem Schauspielhause. Diese Aufnahme verdroß mich. Ich nahm mir vor, ihr bittre Vorwürfe darüber zu machen. Ich ging verschiedene mahle hin, eh ich endlich vorgelassen wurde, und sie allein fand. Sie begegnete mir mit eben so viel Kälte und Gleichgültigkeit. Ich beklagte mich: sie stellte sich, als habe sie alles vergessen, und behandelte mich als einen ganz fremden Menschen. „Wie, Madam," sagte ich, „Sie haben mich vergessen? Jene herrlichen, süßen Augenblicke, die wir zusammen verlebt haben, sollten wirklich ganz aus Ihrem Gedächtniß verschwunden seyn?" Sie antwortete mit einer übermüthigen Miene: „Sie nennen das herrliche, süße Augenblicke?" — „Nein, Madam," sagte ich kalt, wobey ich von meinem Stuhle aufstand, „ich irre mich, es waren abscheuliche Augenblicke. Und davon werde ich ganz überzeugt, wenn ich den Herrn sehe, der einer so vortreflichen Gesundheit zu genießen scheint." In dem Augenblicke trat der junge schöne große Mann herein. Ich ging lachend fort. Meine Absicht war gar nicht, verjährte Rechte geltend zu machen: davon war

ich weit entfernt. Ich war überzeugt, meine Stelle sey vollkommen besetzt. Ich suchte weiter nichts, als etwas von jenem leichten, ungezwungenen Umgang zu genießen, der mir bey meiner jetzigen Langenweile so wohl zu statten gekommen wäre. Allein es giebt Weiber, die keine Verbindungen weiter kennen, als solche, die aus Liebe und Intrike entstehen. Sonst glaubte ich, sie thäten wohl daran, und auch jetzt verdamme ich sie eben nicht sehr. Du siehst also, liebster Freund, daß ich mitten in dieser unermeßlichen Stadt ziemlich isolirt lebe, und daß sich alles verschworen zu haben scheint, mich in meiner Traurigkeit und Melancholie zu lassen. Es macht mir mehr Vergnügen, ihr nachzuhängen, als sie zu bekämpfen. Meine Neugierde wegen der Schauspiele ist befriedigt. Ich gehe jetzt weit weniger hinein. Oefter bin ich auf den Promenaden, deren Schönheit und Pracht ich bewundre. Hier suche ich die Einsamkeit, und finde sie auch des Morgens an den entlegenern Orten. Auch des Abends finde ich sie mitten im Gedränge. Mein Zeitvertreib ist die Betrachtung der Physiognomien. Auf den artigen Gesichtern finde ich nichts als Fröh-

lichkeit, doch im Ganzen genommen, entdecke ich wenig zufriedne Geſichter. Man ſcheint immer ernſthafter zu werden. Und doch bringt das ewige Getöſe, die Thätigkeit und Bewegung auf den Gedanken, man jage nur nach dem Genuß und Vergnügen, und fürchte einen Augenblick zu verlieren. Wenn ich den prächtigen Platz Ludewigs des XV. ſehe, ſo überlege ich, wo man wohl den Platz Ludewigs des XVI. anbringen könnte? Dieß iſt eine Verſchönerung der Hauptſtadt, die das Herz verlangt, und die das Herz der Franzoſen ſich nicht wird verſagen können.

Ich hatte mich neulich durch eine anhaltende Arbeit ziemlich müde gemacht, und bekam den Einfall, auch die Börſe zu beſuchen. Da fand ich wahren ſprechenden Ausdruck auf den Geſichtern. Habſucht, Mißtrauen, Furcht, Verſtellung mahlten ſich da wechſelsweiſe. Der Aktioniſt bläßt ſich über ſeinen Credit auf, der Speculant wird von allem, was er hört, in Bewegung geſetzt. Ein ruhiger Beobachter kann ſich da mit dem Spiel der Leidenſchaften, die durch das Geldintereſſe hervorgebracht werden, amüſiren. Kein anderes

Interesse giebt den Zügen und Mienen so viel Energie und Ausdruck. Auf diesem Geschäftsplatz, wo jeder in die seinigen vertieft ist, und wo man gleich mit der ganzen Welt zu thun bekommen kann, ist niemand gleichgültig, aber auch niemand ist da der Freund des andern. Als ich das erste mahl hinkam, war ich jedermann unbekannt. Ich ging ohne Aufenthalt durch die Reihen der versammelten Personen, deren Speculationen sie entweder bereichern, oder zur Verzweiflung bringen sollten. Ich bemühte mich, diejenigen heraus zu suchen, deren Wünsche durch einen glücklichen Erfolg gekrönt worden. Nach den ernsthaften, nachdenkenden Gesichtern der ganzen Versammlung hätte ich glauben müssen, niemand habe seine Absichten erreicht, niemand habe gewonnen, sondern alle verloren. Ich begegnete meinem Wechselagenten. Ich hatte eine lange Unterredung mit ihm über die Geschäfte des Herrn von Germosan. Auf einmahl fing man an, aufmerksam auf mich zu werden, man wollte wissen, wer ich wäre? Er machte sich den Spaß, mich für einen Fremden auszugeben, der gesonnen sey, große Geldsummen in den öffentlichen

Fonds anzulegen: er ſetzte hinzu, ich habe Creditbriefe an Herrn *** Das Gerücht von dieſer Neuigkeit verbreitete ſich ſehr ſchnell, ich bemerkte, wie alle Augen auf mich gerichtet waren: man theilte mir die Details einer Menge ſehr guter Geſchäfte mit, an denen ich Theil nehmen könnte. Es ſchien, als brauchte ich nur Ein Wort zu ſagen, um auf einmahl reich zu werden. Ein Mann, der mich beſonders in ſein Herz geſchloſſen zu haben ſchien, hielt mir eine lange Lobrede auf die neue Indianiſche Compagnie. Ich antwortete ihm, ſo muß es wohl eine Art von Glück ſeyn, recht viel Aktien davon zu beſitzen. Er erbot ſich auf der Stelle mir ſeinen ganzen Vorrath um eine geringe Kleinigkeit über den gegenwärtigen Cours abzutreten. Was ich damahls mit mir hinwegnahm, war eine ziemlich ſichere Hofnung, daß die im Namen des Herrn von Germoſan angeſtellten Speculationen wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt glücken würden. Wie ich das letztemahl auf der Börſe war, und eben im Begriff war, wieder fort zu gehen, begegnete ich einem Manne, den ich bisweilen bey Herrn *** gefunden hatte. Er ſchien in die größte Trau-

eigkeit verſenkt, er ſeufzte, ſchlug ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne: ich glaubte ihm mein Beyleid über ſeinen erlittenen Verluſt bezeigen zu müſſen. Er wiederholte mehrmahls, er wäre der unglücklichſte aller Menſchen: er wartete auf ſeinen Flaker, der Mühe hatte, durchs Gedränge zu kommen. Ich bot ihm an, in meine Kutſche zu ſteigen. Da er nicht abließ, zu ſeufzen und zu ächzen, ſo bat ich ihn, er möchte das annehmen, was ich an Geld bey mir hätte. Ich zog meine Börſe, in der etwas über 50 Louisdor befindlich waren. „Was?“ ſagte er, „Sie haben 50 Louisdor übrig? Ich habe jetzt nichts in Händen als Wechſel, man muß ſie immer umtauſchen, Sie glauben nicht, wie viel man dabey verliert. Doch, da ſie baar Geld haben, ſo will ich's recht gern nehmen: in acht Tagen bekommen Sie's wieder.“ Er nahm den Beutel und zählte das Geld. Die Umſtände dieſes Mannes gingen mir wirklich nahe. Man hatte mir ihn als ſehr reich beſchrieben, und ich fand ihn ohne Geld, mit einem elenden Flaker, und in Verzweiflung über ſeinen erlittenen Verluſt. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß er nicht ganz ruinirt wäre,

und da ich ihm meine Bestrembung äußerte, wie er so sehr viel habe wagen können, versetzte er: „Ja, ich habe heut 50,000 Thaler eingebüßt, ich, bin der einfältigste Mensch, das dümmste Klotz auf der ganzen Erde. Vor vierzehn Tagen schlug ich Waaren los, an denen ich nicht mehr als 200,000 Franken gewann: hätte ich nur bis heute gewartet, so hätte ich 350,000 gewonnen. Sie sehen," fuhr er mit dem klägelichsten Tone fort, „das sind 150,000 Franken reiner Verlust. So gut als zum Fenster hinaus geworfen. Ich werde mich nie darüber trösten." Er mußte mir's wiederholen, daß er 200,000 Franken gewonnen habe, denn ich konnte meinen Ohren kaum trauen. Er brachte die Rechnungen vor, und zeigte mir die Wechselbriefe, die er in der Tasche hatte. Endlich sagte er, wenn ich meine Kutsche den Nachmittag nicht brauchte, so wollte er sich sie ausbitten, um einige Wechsel zu negociren, an denen er etwas zu gewinnen hoffte. Und, um mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, sagte er, ich sollte den Abend mit ihm bey einem herrlichen Frauenzimmer speisen. „Denn Sie wissen," setzte er mit heitrer Stirne hinzu, „in diesem

Lande

Lande hier muß man immer ein bischen galant seyn. Es ist eine Bekanntschaft, die ich mit K**** neulich auf dem Boulevard gemacht habe. Wirklich, Sie müssen mit ihr speisen: doch nein, heute nicht," fuhr er fort, nachdem er einen Augenblick gethan hatte, als sänne er nach, „heut ist die Reihe nicht an mir, wir haben uns eingerichtet, jeder hat seinen Tag. Der Preis für das Souper ist bestimmt, den übrigen Theil des Tages bekümmern wir uns nicht um einander. Morgen will ich Sie mit hin nehmen, oder vielmehr Sie können selbst gleich nach der Comédie françoise hingehen. Das Haus liegt nahe am Kornmarkt, in der Straße *** Nr. *** Wir wollen uns recht lustig machen: ich will für die beste Gesellschaft sorgen." Mit diesen Worten verließ er mich, und bemächtigte sich meiner Kutsche, die ich nicht eher als ein paar Stunden darauf wieder zu sehen bekam. Alles zu benutzen wissen, was einem in den Weg kömmt, ohne sich drum zu bekümmern, wie der andere sich dabey befindet, ist eine sehr nützliche Kunst in dieser Stadt. Ich habe mir diese Sitte noch nicht angewöh-

nen können, ich zweifle auch, ob mir's gelingen würde.

Aber feſt habe ich mir vorgenommen, in den Geſchäften, die mich perſönlich angehen, mehr Thätigkeit anzuwenden. Noch hat mir's nicht glücken wollen, den Befehl zur Abänderung der ſchriftlichen Verträge auszuwirken, auf denen der größte Theil meines übrigen Vermögens beruht, und ohne die ich kaum meine Schulden bezahlen könnte. Mein Schwager hat mir ſchon einigemahl über dieſen Punkt geſchrieben: er fürchtet immer, ſich zu exponiren, er will nichts auf ſeine Schultern nehmen, er dringt in mich, ich ſoll ihm genau das bereit halten, was man vielleicht erſt nach einiger Zeit von mir fordern wird. Ich geſtehe, ich hätte freylich dieſe Affären mit mehr Eifer betreiben ſollen; ich habe mich von jeder Schwierigkeit, die ſich in den Weg legte, zurück ſchrecken laſſen; ich hielt bey jedem Hinderniße ein, das ſich zeigte. Alle die Perſonen, die mir gute Dienſte leiſten könnten, ſind ſo beſchäftigt und mit Arbeiten überhäuft, daß ich mich ſchäme, ihnen ihre Zeit zu rauben und mit Bitten beſchwerlich zu fallen. Ich ſcheue mich, in den Ruf eines zu-

heiligſten Menſchen zu kommen, ich will einen ſchicklichen Augenblick abwarten, aber wie es ſcheint, kommt der niemals. Ich habe meine Vorſtellungen aufgeſetzt, meine Anſprüche und Beweiſe in die beſte Ordnung gebracht, aber noch keine bequeme Gelegenheit ausfindigmachen können, ſie einzureichen. Ich laſſe alle diejenigen, die eifriger ſind als ich, ſich vor mir hervordrängen: ihre Geſchäfte müſſen, wie es ſcheint, doch noch dringender ſeyn als die meinigen. Ich überlaſſe alles der Zeit, ohne Vorbereitungen und Anſtalten für die Zukunft zu treffen. Ich weiß nicht, mit was für Hofnungen ich mir ſchmeicheln, und was für einen Plan ich mir vorzeichnen ſoll. Ich ſehne mich nach der Rückreiſe, und ſürchte mich davor. Ich haſſe die Geſchäfte, die mich hier zurück halten, und kann ſie doch nicht aufgeben. Alles iſt ſo fern von dem, was ich begehre, daß ich keine andere als vergebliche Wünſche thun kann. Deswegen thu ich auch ſeit einiger Zeit gar keine mehr. Ich lebe, und überlaſſe dieß Leben der Langweile und den Verbeſſerungen zum Raube. Ich war einſt ſo nahe bey Lauren von Germeſan, und jetzt ſchmachte ich entfernt von ihr,

ohne daß ich weiß, ob ich jemahls wieder in ihre Nähe kommen werde. Ich erblicke rund um mich her nichts als unüberwindliche Hindernisse, die meine Leidenschaft in Feuer setzen, ohne ihr mehr thätige Kraft zu geben. Ich hatte mir ein System des Vergnügens und des Genusses gemacht, und alles entschlüpft mir jetzt aus den Händen! Die Welt ist für mich eine Wüste worden, in der nur ein Einziger Gegenstand noch vorhanden ist, der alle meine Seelenkräfte beschäftigt. Wohlich, lieber Marville, ich weiß nicht, was aus deinem Freunde werden wird; und du hast nicht das geringste Mitleiden mit ihm: du glaubst, ich verdiene keins. Vielleicht beneidest du gar mein Loos, denn sie sagte, sie liebe mich. Liebster Freund, was werden diese Worte für Folgen haben? Vielleicht sehr grausame, schreckliche Folgen. Denn sie erregten Hoffnungen in mir, die höchst wahrscheinlich werden getäuscht werden.

Noch kann ich dir nicht sagen, weder wenn ich von hier abreisen, noch wenn ich wieder bey Euch eintreffen werde. Ich lebe immer nur von einem Augenblick zum andern, fürchte die Zukunft, und wünsche die Zwischenzeit mit

Schlaf oder Vergeſſenheit auszufüllen. Heut kann ich, nach der ganzen Lage der Sachen zu ſchlieſſen, faſt mit Gewiſsheit verſichern, daſs die Geſchäfte des Herrn von Germoſan eine glückliche Wendung nehmen werden. Man kann hoffen, daſs der Hauptverluſt ganz oder doch beynahe wieder erſetzt werden wird. Bald wird man den la Hauſſe befriedigen können. Verlangt er ſein Geld gleich auf der Stelle, ſo kann man Wechſel auf drey Monate ziehen, ſie werden acceptirt werden: ich habe bereits die nöthigen Anſtalten getroffen. Herr von Germoſan muſs davon unterrichtet werden: die Commiſſionäre werden ſeine Befehle erwarten. Sollte ſich ein günſtiger Augenblick finden, ſo werden wir ihn ergreifen, und alles zu Gelde machen. Die Germoſans können alſo ganz ruhig ſeyn: la Hauſſe wird kein Recht mehr haben, jemand zu zwingen. Jeder kann nunmehr ſeinen Neigungen folgen: Aufopferungen ſind überflüſſig worden. Was für einen Gebrauch werden ſie von dieſem Glücke machen? Schreibe mir ein paar Worte darüber: ich beſchwöre dich. Lebe wohl, beſter Freund.

Drey und siebenzigster Brief.

St. Ange an Marville.

Mein theuerster Freund, was ich in meinem letzten Brief nur noch Vermuthungsweise über die Geschäfte des Herrn von Germosan einfließen ließ, ist zur Wirklichkeit gediehen. Es zeigte sich ein sehr günstiger Augenblick, alles zu Geide zu machen. Dieß haben wir gethan, und uns eines ansehnlichen Gewinns versichert, der, so viel ich ohngefähr berechnen kann, seinem erlittenen Verlust gleichkommen wird. Mit dieser Post wird Herr von Germosan die Berechnungen erhalten, und wird nunmehr aller seiner Verbindlichkeiten gegen la Hausse frey und ledig. Demohngeachtet bleibt es gewiß, daß ihre Vermögensumstände sich immer noch sehr verschlimmert haben. Sie sind jetzt viel ärmer, und können unmöglich gleichgültig bey diesem Unglück seyn. Es ist nichts weniger als ein Unglück, nicht reich zu

seyn, aber es ist sehr schwerlich, mit Wahrheit in Armuth hinab zu sinken. Die Nothwendigkeit erschwert jede Entsagung um vieles, die Eigenliebe wird dabey zu empfindlich gekränkt. Vor kurzem schrieb ich noch die Reichthümer des Herrn von Germosan, ich beneidete mich über die Verschiedenheit unsrer Vermögensumstände: jetzt beinet mich die Uebereinstimmung unsrer Situationen in Verzweiflung. Ich fühle lebhaft alle Vortheile des Reichthums. Die Verachtung der Glückseeligkeit ist eine sehr leere, sehr unerwärmte Philosophie. Nicht Eine von meinen Ideen bleibt unverändert, so wie sie war, von jeder sehr ich jetzt die Falschheit ein. Und ich glaubte sonst so gründlich und richtig zu urtheilen! Das Fräulein von Germosan bleibt vermuthlich zu einer Entsagungsheirath genöthigt werden, die zerrütteten Umstände der Familie zu verbessern, und eine höchst unnütze Dankbarkeit wird die einzige Empfindung seyn, die für mich übrig bleibt. Ein Monat Abwesenheit, und Nachrichten auf Geld und Vermögen werden alles zerstören. Sie hatte den Muth, sich aufzuopfern: sie wird ihn noch haben, und ich werde das Opfer dieser Tugend

werden. Vielleicht unterstützt der Abbé die Familie in ihren schönen Planen. Nicht alle Männer sind wie la Hausse. O gewiß werden sich ihrer eine Menge finden, gegen die man nicht das geringste wird aufbringen können. Ich versichere dich, es macht mir wahres Vergnügen, daß ich weder von dir, noch von dem Fräulein von Germosan, noch von sonst jemand eine Zeile bekomme. Nach dem, was sie mir gesagt hat, habe ich nichts mehr zu erwarten. Vielleicht würde sie selbst ihm jetzt eine sanftere Deutung geben wollen, ich würde ihre Vernunftgründe, die im Grunde doch nichts, als ihre Gleichgültigkeit beweisen würden, nicht ertragen können. Zehnmahl lieber also, daß ihr mich beyde ganz meinen Vermuthungen, meiner Furcht, meinem Mißtrauen überlaßt. Aber wie? sollte Laura wirklich .... Doch stille! laß uns nicht untersuchen, was ein Frauenzimmer im Stande ist, die so wenig liebt wie sie.

Sieh, liebster Freund, das sind die Ideen, mit denen ich mich nach einander herum kämpfe. Und mehr als jemahls in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Geschäfte bald geendigt

sind, und meine Abreise nicht weit mehr entfernt seyn kann. Ich habe einen zweyten Versuch gewagt, einige von meinen ehemaligen Bekanntschaften zu erneuern. Das war eine Selbstüberwindung, die ich in meinen vernünftigen Augenblicken über mich erhielt. Unter andern ging ich auch zu Frau von Monrose. Ich gefiel mir ehedem als ein Freund vom Hause sehr wohl bey ihr. Ich fand immer eine angenehme Gesellschaft, in der ein ganz natürlicher Ton, ohne alle Prätension herrschte. Man spielte wenig und sprach desto mehr: die Unterhaltung war immer munter und interessant. Man unterhielt sich ohne Partheygeist über die neuesten Schriften, man beurtheilte sie ohne Leidenschaft, man lobte ohne Eifersucht, man amüsirte sich ohne zu verläumden, und liebte sich ohne Rivalität. Frau von Monrose gab sich nicht die Miene einer Beschützerinn der Wissenschaften, und strebte nicht, sich einen Namen zu erwerben: ihre einzige Bemühung ging dahin, von ihren Freunden geliebt zu werden, und sie liebte sie alle ohne einem einen auffallenden Vorzug vor den andern zu geben. Das größte Verdienst war in ihren Augen Sanft-

heit, Vernunft und Beschränktheit. Ein dummer Mensch, ein Mann ohne Beurtheilungskraft würde sich sehr übel bey ihr befunden haben, ohne daß er Ursach hätte, sich über jemand zu beklagen. Nichts war aus dieser Gesellschaft verbannt, als der schlechte Geschmack, und man duldete ihn auch nicht in der geringsten Kleinigkeit. Diese kleine Inquisition veranlaßte bisweilen Streitigkeiten, die sehr lebhaft wurden, wo man den guten Geschmack fremden lernte, und diejenigen, denen er fehlte, sich ihn erwerben konnten. Die Erinnerung, die mir von dieser Gesellschaft geblieben war, erregte wieder den Wunsch bey mir, sie zu genießen. Ich wurde eben so freundlich empfangen als ehemahls. Ich fand beynahe noch dieselben Personen, die ich sonst da gesehen hatte. Doch, leidig bin ich nur selten im Stande, unter diesen Leuten zu seyn, die munter, gesittet sind, und auch glücklich zu seyn scheinen. Nur zu oft bin ich mir selbst unerträglich, und gehe als jetzo hin.

Ich hätte hier vielleicht eher sagen sollen, daß es mir auch in den Gesellschaften, die mich persönlich angehen, gelungen ist, einige Schritte

zu thun. Ich habe meine Beweise zusammen gebracht, alles Nöthige schriftlich aufgesetzt, und darauf den Rath verständiger Personen eingeholt. Auf ihre Vorschläge habe ich mich entschlossen, mich dem Finanzminister vorstellen zu lassen. Ich gestehe dir, daß ich diesen Weg nicht ohne alle Furcht und Unruhe gemacht habe. Der Gegenstand, der für mich so interessant ist, muß für ihn so unbedeutend seyn, daß mir's schien, als müßte er sich in der unermeßlichen Menge von Geschäften ganz verlieren, und daß mehr als Zuversicht und Keckheit erfodert würde, den Minister, der indeß allein ein Urtheil in der Sache fällen kann, damit zu behelligen. Fremd, unbekannt, fast ohne alle Empfehlung ging ich zu dieser Audienz, und war selbst fest überzeugt, daß nichts für mich zu hoffen wäre. Wie ich in das Vorzimmer trat, wo sich eine große Menge Menschen befand, fielen einige Blicke auf mich. Einige bezeigten die größte Gleichgültigkeit, andere schienen mir zu sagen: „kömmst du etwa her, um eben die Sache anzuhalten, um die wir anhalten?“ Gern hätt' ich ihnen geantwortet: „Nein, meine Herren, ich mag nichts von dem, was Sie be-

gehren. Ich habe dem König mein Geld geliehen, und, sey es Irrthum oder Betrug, die Contracte sind so schlecht eingerichtet, daß sie uns zu nichts helfen können. Der Minister ist ein rechtschaffener Mann, ein Menschenfreund, er wird mir im Namen des Königs Gerechtigkeit wiederfahren lassen.“ Ich mischte mich unter die Menge, ohne jemand zu kennen. Ich hörte von einer neuen Anleihe sprechen. Ein Mann, der ganz nahe bey mir stand, und eben so isolirt zu seyn schien, zuckte die Achseln mit einer mitleidigen Miene, und rief überlaut: „Ist es möglich, daß man immerfort auf neue Anleihen denkt, da man doch mit Hülfe meines Projekts auf die leichteste Art von der Welt die Schulden des Königreichs bezahlen könnte!“ Da er mich, ich weiß nicht warum, für einen geduldigen Zuhörer ansehen mußte, so beehrte er mich mit einer langen, detaillirten Unterhaltung und Beschreibung seines Projekts, das er schon seit langer Zeit dem Minister hatte mittheilen wollen, ohne je Audienz erhalten zu können. Er wiederholte fleißig, daß er des guten Erfolgs gewiß sey; unter andern Vorschlägen war auch der mit begriffen, die Summe

des baaren Geldes um die Hälfte zu vermehren, welches, wie er meinte, vermöge einer neuen von ihm erfundenen Bearbeitung der Bergwerke, und eines dreyßigjährigen Friedens, der unter einem Miniſter, wie der Graf von Vergennes, leicht zu erhalten ſeyn müßte, nicht die geringſte Schwierigkeit haben könnte. Ich erkundigte mich, wer dieſer Projektmacher wäre. Man berichtete mich, es ſey ein Mann von Kopf, der aber von ſeinen Gläubigern gedrängt würde, und alle Tage Gefahr liefe, Schulden halber in Verhaft genommen zu werden. Kurz darauf kam ich neben ein Frauenzimmer zu ſtehen, die mir außerordentlich gefiel. Sie war in tiefſter Trauer, jung, und hatte eine ſanfte, furchtſame aber äußerſt intereſſante Miene. Wir ſahen die Thür des Kabinets öfnen und zumachen, ohne ſelbſt näher zu kommen. Wir beneideten das Glück der Perſonen, die hinein und heraus kamen, und ſuchten den Erfolg ihrer Bemühungen aus ihren Geſichtszügen zu errathen. Dieſe Gleichförmigkeit brachte uns in ein Geſpräch. Wir theilten einander unſere Beſorgniſſe, wegen der Unmöglichkeit zur Audienz zu kommen, mit. Die Zeit, wo es mög-

lich war, vergelassen zu werden, war bald vorüber. Es erschien ein Bedienter, und invitirte einige von den Anwesenden im Namen des Ministers zum Diner, und so verlor sich der große Hause nach und nach. Ich begleitete meine neue Bekanntschaft bis an ihren Wagen. In der kurzen Unterredung, die wir zusammen halten konnten, kam sie mir sehr liebenswürdig vor. Ich beklagte mit ihr die Zeit, die wir in dem Vorzimmer verloren hatten, und äußerte meine Besorgniß, daß wir vielleicht noch weit mehr Zeit und eben so unnütz würden aufopfern müssen. Ich sagte ihr, vielleicht wüßte sie ihre Rechte nur nicht geltend zu machen; in diesem Lande, wo die Frauenzimmer so viel Gewalt hätten, müßten sie wohl immer auch zuerst angehört werden. Sie antwortete mir mit dem Ton der Simplicität und der Vernunft: um in Geldsachen zu seinem Zweck zu gelangen, müsse man geschickt und verschlagen seyn, und sie sey just keins von beyden. Ich gestehe, ich verließ sie mit wahrem Verlangen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich war auch wirklich so glücklich, sie am folgenden Morgen in den Thuilerien anzutreffen. Sie ging in einer

entlegenen Allee mit einem jungen Mädchen von fünf bis sechs Jahren allein spazieren. Ich redete sie an, sie antwortete mir mit jener Miene von natürlicher, unerkünstelter Güte, die zur Freundschaft geneigt macht, und Freundschaft hoffen läßt. Ich faßte wahre Freundschaft für sie, da ich in ihrem ganzen Wesen Rechtschaffenheit, Simplicität und nicht die geringste Spur von Koketterie bemerkte. Ihre sehr angenehme Gesichtsbildung verrieth einen sanften Charakter, und zeigte Spuren von Traurigkeit und Gram. Sehr schöne Augen ließen auf eine gefühlvolle Seele schließen. Ich erfuhr auf diesem Spaziergang, daß sie Frau von Seme hieße, und Wittwe eines Finanzeinnehmers sey, der ohngefähr vor sechs Monaten gestorben, und sein Vermögen in großer Unordnung zurück gelassen habe. Der Zweck ihrer Sollicitationen bey dem Minister ist, eine längere Frist zur Ablegung der Rechnung und zur Erstattung der Reste zu erlangen. Ihr Mann hatte sehr ansehnliche Summen auf Speculationen angelegt, er war ganz unvermuthet gestorben, und seine Affären forderten Zeit, um in Ordnung gebracht und berichtigt zu wer-

den. Wenn sie die Frist, um die sie bittet, erhält, so hoft sie ein jährliches Einkommen von acht bis zehntausend Livres zu behalten, wovon sie denn mit ihrer Tochter, welches dieß kleine Mädchen war, das sie bey sich hatte, auf dem Lande auf einem kleinen Gute zu leben denke. Vor der Hand hat sie sich in ein Kloster begeben; allein um den Geschäftsleuten, mit denen sie zu thun hat, näher zu seyn, will sie in einigen Tagen ein Quartier bey einem ihrer Verwandten beziehen. Ich sagte, sie würde ohne Zweifel Freunde, Familie und Gönner haben. Sie antwortete: in Paris wäre jedermann so sehr mit seinen eigenen Affären beschäftigt, daß niemand Zeit habe, an anderer Leute ihre zu denken. Sie brächte jetzt den Tag damit zu, sich Kanäle zu öfnen, und Vorsprache zu erwerben, es glücke ihr aber nicht, jemand zu finden, der sich besonders für sie interessire. Alle diese besondern Umstände erzählte sie mir mit so viel Gutmüthigkeit, und auf eine so natürliche Art, daß sie mir gleichfalls Zutrauen einflößte, und so erzählte ich ihr denn auch meine Geschichte, nach der Frau von Seme einige Neugier äußerte. Ich hatte große Lust, auch von dem

Frau-

Fräulein von Germosan zu sprechen, ich hielt aber doch damit zurück, und sagte blos, außer den Geschäften, die mich vorzüglich persönlich angingen, interessirte ich mich auch für die Affären einer Familie, mit der ich in genauer Verbindung stünde. Sie that noch verschiedene Fragen über diese Familie. Wahrscheinlich war's nichts als diese Fragen, die mich abhielten, das Fräulein von Germosan zu nennen. Aber auch so hatte ich schon Gelegenheit durch den Antheil, mit dem sie meine Antworten anhörte, die Güte ihres Herzens kennen zu lernen. Ich erbat mir die Erlaubniß, sie in ihrem Kloster besuchen zu dürfen, und wir verabredeten, uns bey der nächsten Audienz einzufinden, wo wir uns glücklicher zu seyn schmeichelten. Frau von Seme hatte mir die Lage ihrer Sachen mit einer Klarheit und Einsicht geschildert, die mich sonderbar überraschte. Sie kannte alle Schwierigkeiten, alle Hindernisse, und die Mittel, die angewendet werden müßten, sie aus dem Wege zu räumen. Sie zog Folgerungen aus dem Charakter der Personen, mit denen sie zu thun hat, und gründete darauf Vermuthungen und Wahr-

scheinlichkeiten, was sie von ihnen zu hoffen oder zu fürchten habe. Ich sah aus allem, daß sie ungemein viel Verstand und Geschicklichkeit besitzen müsse. Ich habe schon einmahl gegen dich die Bemerkung gemacht, daß es hier zu Lande eine große Menge Frauenzimmer giebt, die einen sehr aufgeklärten Verstand und einen sehr ausgebildeten Charakter haben, obgleich im Ganzen genommen bey ihrer Erziehung mehr auf Gegenstände des Zeitvertreibs und Vergnügens, als auf Unterricht in ernsthaften Dingen gesehen wird. Ich kenne ihrer selbst nicht wenige, die eine genaue Kenntniß von Geschäften haben, sie mit Einsicht betreiben, mit Muth solliciriren, und für ihre Männer oder Familie eine Gerechtigkeit erhielten, die wegen unzähliger Schwierigkeiten fast unmöglich zu erlangen schien. Die Anmuth und die Kunst zu gefallen, haben immer eine siegreiche Gewalt, wenn sie durch Gerechtigkeit und Vernunft unterstützt werden. Hier zu Lande, wo die Weiber ihre ganze Gewalt und Einfluß kennen, wo die Schönheit ihrer Herrschaft genießt, in diesem Lande der Frivolität und des Leichtsinns, wo das Vergnügen das

erste und nothwendigste Bedürfniß ist, hier giebt es auch eine große Anzahl verständiger Frauenzimmer, die Verdienst und Kenntnisse zu schätzen wissen. Freylich sind es nicht immer diejenigen, die Naturalienkabinette und große Bibliotheken haben, oder ins Lyceum gehen; aber auch diese muß man rühmen, daß sie im Stande sind, ohne mit zu sprechen, zuzuhören, und zwar ganze Stunden lang, und ernsthaften, unterrichtenden Materien. Die meisten sind in keiner Sache ganz fremd, das Gespräch mag fallen worauf es will, und man bemerkt nicht, wie in andern Ländern, daß die ernsthaftesten Unterhaltungen der Männer ihnen Langeweile machen. Es giebt zwey ganz verschiedene Nationen in Paris. Die eine besteht aus solchen Personen, die hier leben, ohne ein andres Vaterland zu haben, und die durch ihre Aemter und Beschäftigungen für beständig hier gehalten werden. Die andere besteht aus dem unermeßlichen Schwarm von Fremden, und Leuten aus der Provinz, die blos dahin kommen, um die Vergnügungen der Hauptstadt zu genießen. In dieser letzten herrscht eigentlich die immerwährende Bewegung, Unruhe,

Neugierde, der Geschmack, die Sucht und die Uebertreibung neuer Moden. Diese sind es, die in großen Schaaren wie die Heuschrecken in die öffentlichen Schauspielhäuser ziehen, und die Männer, die sich einiges Ansehen erworben haben, abgöttisch verehren und beräuchern. In der andern findet man den ruhigen Umgang, die wahren freundschaftlichen Verbindungen, das Interesse, das den Reiz jeder Verbindung und vorzüglich täglicher Gesellschaften ausmacht, den Geschmack an Dingen, die wahren Werth haben. Der Witz wird hier gerade so hoch geschätzt, als er werth ist, und in jedem Falle muß er den Eigenschaften des Charakters nachstehen.

Außer diesen beyden giebt es noch eine dritte Nation, die nicht am wenigsten in die Augen fällt. Ein reizendes Völkchen, das ewig in seinem Frühling bleibt, von dem Herbst und Winter verbannt sind, das die Promenaden und die kleinen Schauspielhäuser anfüllt, putzt, und angenehm macht. Ein ewiges Lächeln ruht auf seinem Munde, von seinen Gesichtern spricht beständig Fröhlichkeit und Lust. Der Gewinn ist seine Haupttriebfeder; allein diese wird so

gut hinter die Maske des Vergnügens versteckt, daß man nur dieß letztere gewahr wird. Man behauptet, dieses Völkchen wäre in dieser unermeßlichen Hauptstadt so unentbehrlich, daß die Polizey genöthigt seyn würde, es mit Gewalt zu retabliren, wenn es einmahl durch Zufall verringert werden sollte. Ich weiß nicht, welchem von beyden Geschlechtern diese Unentbehrlichkeit die meiste Ehre macht; doch, dem sey wie ihm wolle, dieser Mangel hat sich noch nicht spüren lassen, und diese Colonie ist gewiß diejenige, die sich auf der ganzen Erde am besten erhalten hat. Freylich muß man auch wissen, daß die Nacheiferung durch große, wunderbare Beyspiele von glänzenden Glücksfällen stets rege erhalten wird.

Verschiedene Personen haben mich versichern wollen, es gäbe in Paris mehr als zwanzig tausend ledige Mädchen, die sämtlich keinen andern Beruf hätten, als der Göttinn der Freude zu dienen. Diese Angabe ist ohne Zweifel übertrieben, und läßt sich mit Fug und Recht auf die Hälfte und noch tiefer herabsetzen. Doch die Zahl mag seyn wie groß sie will, so läßt sich doch mit Gewißheit annehmen, daß

jährlich der zehnte Theil des vorhandnen cursirenden Geldes erfodert wird, sie zu unterhalten. Die Reisenden, die nach Paris gehen, können mit geringer Aufmerksamkeit die Bemerkung machen, daß man zehn Meilen rings um die Hauptstadt her, auf dem Lande nicht ein einzig hübsches Bauermädchen, und in den kleinen Städten nicht ein einziges schönes Bürgermädchen finden kann. Dieselbe Bemerkung wird man in der Gegend um grose Städte, wie Bordeaux, Lion, Marseille, bestätigt finden. Alle jungen Mädchen, die sich durch Figur, Wuchs, Gesichtszüge und Gesundheit auszeichnen, werden von jenen schlauen Unterhändlerinnen, die für die Befriedigung dieser Art von Vergnügen sorgen, aufgekauft. Es bedarf keines Beweises, daß dieser Handel der Bevölkerung unendlich nachtheilig seyn muß. Durch den Abgang dieser Mädchen, die ihrem Lande entrissen werden, wo sie artige Weiber und gute Mütter geworden seyn würden, muß das Volk von Seiten der körperlichen Vollkommenheiten ausarten. Ohnmöglich können die Folgen davon noch lange ausbleiben, und zum Theil, glaube ich, spürt man sie jetzt schon.

Dieser Inconvenienz, die gewiß keiner Nation gleichgültig seyn kann, könnte man dadurch zuvorkommen, daß man allen ledigen Mädchen die Niederlassung in den Städten verwehrte, im Fall sie dort nicht wirklich eine Familie hätten, so wie allen denen, die noch nicht das acht und zwanzigste oder dreißigste Jahr zurückgelegt hätten. Da man aber doch durchaus behauptet, daß in diesen unermeßlichen Städten junge und schöne Mädchen unentbehrlich wären, so könnte man ausländischen Damen dieser Art den Eingang ins Land verstatten. Die Commissionärinnen dieses Handelszweigs könnten ihre Waaren aus Spanien, Italien, der Schweiz, Deutschland, Flandern, und selbst aus England ziehen. Da dieses Artikels nicht in dem letzten Handlungstractat erwähnt wird, so würde er, folglich frey, und leicht zu haben seyn. Der Ueberfluß, der in dieser Gegend herrscht, würde keinen Mangel befürchten lassen. Ueberdieß könnte man ja eine Auflage auf die Einfuhr dieser fremden Mädchen legen, und den Ertrag davon zur Aussteuer derjenigen anwenden, deren Gewerbe durch die neuen Verbote gestört würde. Die Mädchen, die dage-

gen handeln, und als Contrebande weggenommen würden, müßte man verdammen, eine gewisse Anzahl Jahre in Arbeitshäusern, Hospitälern oder Findelhäusern zu dienen. Man behauptet, die Polizey sey auf das genaueste von allem unterrichtet, was diesen Theil der Einwohner der Städte betrüfe, sie kenne sie alle, und führe vollständige Register über sie: es würde ihr also ein leichtes seyn, über die Befolgung der in dieser Rücksicht gegebenen Befehle zu wachen. Untersucht man die Gründe, die sich einer größern Bevölkerung des Landes widersetzen, aufmerksam, so wird man einen Hauptgrund in der Menge der Bedienten, der Frisöre und Austreiber finden. Alle diese Menschen werden nur aus Einer Klasse des Volks genommen, und sind in Absicht auf Wuchs, Figur und Kraft der Kern derselben. Mit allem Rechte von der Welt muß man entweder auf eine bevorstehende Entvölkerung, oder wenigstens auf eine Ausartung dieser Klasse schließen, wenn man eine so unsägliche Anzahl Mannspersonen erblickt, die vermöge ihres Gewerbes zu einem ledigen und unsteten Leben gezwungen sind. Man berechnet das Verhältniß der Aus-

fuhr und Einfuhr der fremden Waaren, allein noch niemand ist auf den Gedanken gekommen, das Auswandern und Einwandern der Menschen zu untersuchen, und eine Balance zu ziehen. Der Franzose liebt sein Land, und doch läßt er sich mit der größten Leichtigkeit in fremden Ländern nieder. Es ist keine Stadt in Europa, in der man nicht eine gewisse Anzahl französischer Handwerker, Künstler und vorzüglich aber Frisors finden sollte, die da ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben. Diese Auswanderungen gehen beständig fort, so daß die Menge Menschen, die jährlich das Königreich verläßt, ungeheuer groß seyn muß. Ueber einen gewissen Punkt hinaus läßt sich die Freyheit der Menschen nicht beschränken, noch ihr Leichtsinn und ihr unruhiger Geist fesseln; allein könnte man das Uebel, das aus diesen Auswanderungen entspringt, nicht wenigstens dadurch verringern, daß man die Einwanderung aus fremden Ländern begünstigte, indem man den neuen Ankömmlingen Befreyung von Frohnen, Kriegsdiensten und dergleichen, angedeihen ließe? Jeder Mann, der mit Frau und Kindern in sein Vaterland zurückkehrte,

jeder Fremde, der käme, sich mit seiner Familie im Lande nieder zu lassen, müßte diese Freyheiten bis zu einer gewissen bestimmten Zeit genießen. Man müßte den Ausländern das Meisterwerden in solchen Handthierungen erleichtern, deren Glieder vorzüglich zum Auswandern geneigt sind. Könnte das ungeheure Heer unnützer Bedienten, das nur zum äußersten Verderb des Ackerbaues unterhalten werden kann, und dessen Auswanderungen so beträchtlich sind, nicht gewissen Gesetzen und Einschränkungen unterworfen werden, die den Nachtheil, den das Königreich davon hat, wenigstens verringerte? Der Ertrag einer beständigen fortschreitenden Auflage auf die Bedienten, über den zweyten oder dritten, die ferner nach Verschiedenheit des Alters, des Wuchses und der Kräfte stark oder schwach seyn müßte, könnte dazu gebraucht werden, die Ausländer in ihren Niederlassungen in solchen Dörfern, wo die Folgen der Entvölkerung am meisten gespürt würden, zu unterstützen, und ihnen hinreichende Geldvorschüsse zu thun. Ausländische Bedienten könnten die zehn ersten Jahre ihres Aufenthalts im Lande, von dieser Auflage befreyt wer-

den. Die angekündigten Amnestien bringen viele Ausreisser wieder in ihr Vaterland zurück; sie müßten aber gewiß noch weit wirksamer seyn, wenn die Zeit ihres Dienstes nach ihrer Rückkehr genau bestimmt würde, und sie sichere Hofnung hätten, nach einigen wenigen Jahren ihren ehrlichen Abschied zu erhalten. Doch ehe sich über alle diese Gegenstände wahre heilsame Gesetze geben lassen, müssen erst Fragen wie folgende befriedigend beantwortet werden. Begünstigt eine zahlreiche Bevölkerung das Glück der Einwohner eines Landes? Heißt die Vermehrung der untersten Menschenklasse nicht eben so viel, als eine Vermehrung der Unglücklichen, und mit ihnen des Luxus und des Despotismus der Reichen? Ist es einem Reiche zuträglich, unermeßlich bevölkerte Städte zu haben? Giebt es nicht, unter sonst gleichen Verhältnissen, mehr Unglückliche in einer grossen als mittelmäßigen Stadt? u. s. w. Doch, wo gerathe ich hin? Vom hundertsten komme ich auf tausendste. Kaum besinne ich mich, wo ich ausgegangen war. Ich blättere zurück. Bey den Mädchen der Freude — Richtig.

Wie viel Reisende glauben Paris zu kennen, und haben doch nur diese Klasse der Einwohner in der Nähe betrachtet, und wissen von den übrigen alles nur vom Hörensagen. Uebrigens giebt nichts in der Welt weniger einen Begriff von dieser unermeßlichen Stadt, als das Buch, das bestimmt ist, ein Gemählde davon zu liefern. Es besteht aus einer Menge einzelner Pinselzüge, die ohne Verbindung hingeworfen sind, und enthält, gegen alle Grundsätze der Kunst und Billigkeit, nichts als die schwärzesten Schatten, die ohne alles Licht auf einander gehäuft sind. Die Farben hätten wohl anders gemischt werden können. In der That, mein Bester, oft kömmt mir's vor, als wäre außer mir nichts Trauriges hier, als wäre ich der Einzige, der die Gegenstände des Vergnügens, die sich in Menge darbieten, nicht zu genießen verstehe. Hundert Meilen von der Person entfernt, von der ich mich nie entfernen möchte, bin ich nicht im Stande, etwas zu genießen. Ich habe nicht einmahl den Trost, ihr schreiben zu können, oder eine Zeile aus ihrer Hand zu bekommen, oder auch nur von ihr reden zu hören. Frau von Seme, die ich

den Tag nach unserm Zusammentreffen in den Thuilerien in dem Sprachzimmer ihres Klosters besuchte, bemerkte gleich, ich müsse einen heimlichen, drückenden Kummer mit mir herumtragen. Ich sahe es aus der Art, mit der sie mir[illegible] das Gespräch auf die Familie brachte, von der ich ihr gesagt hatte, und an der ich so starken Antheil nahm. Sie fragte, was für eine Art von Band mich an sie fesselte, und ich glaubte zu bemerken, daß sie die Wahrheit schon errathen habe. Ich gestehe, es würde mir Vergnügen gemacht haben, mich mit ihr von dem Fräulein von Germosan zu unterhalten: ich halte sie der Empfindungen der Freundschaft fähig: sie würde leicht in meine Art zu denken hineingehen, und in der Einsamkeit, in der ich jetzt lebe, würde das keine geringe Erholung für mich seyn. Laura von Germosan würde sie deswegen nicht als eine Nebenbuhlerinn zu fürchten haben, dafür ist sie ewig sicher — Dich aber, mein Freund, deine Freundschaft möchte ich auf irgend eine Art ersetzt haben, und du wirst mir erlauben, daß ich die Augen nicht muthwillig verschließe, wenn ich sie durch Zufall in einem reizenden Frauen-

zimmer wieder fände. Seitdem die Geschäfte des Herrn von Germosan so gut als geendigt sind, ist es, als ob mich gar nichts mehr interessire. Meine eignen Geschäfte vernachlässige ich ganz, ich komme niemahls dazu, etwas daran zu thun. Indeß bekomme ich von meinem Schwager einen dringenden Brief über den andern, er warnt mich, Maasregeln zu ergreifen, er versichert, es sey keine Zeit mehr zu verlieren, wenn die Bürgschaften, die ich für Andere geleistet, erfüllt werden sollen. Ich will neue Schritte thun, und mich morgen wieder bey der Audienz des Ministers einfinden. Wenigstens kann ich doch hoffen, Frau von Seme dort anzutreffen. Diesen Mittag werde ich bey Herrn F*** speisen. Ich fand ihn neulich bey Herrn von *** Wir standen sonst auf einem gewissen Fuß mit einander. Er ist ein sehr reicher Junggeselle, ein wollüstiger Epikuräer. Er hält ein sehr großes Haus, und giebt herrliche Diners. Ich konnte seine Einladung nicht abschlagen. Ich verlasse dich bis diesen Abend, wo ich meinen Brief schließen werde, daß er morgen mit der Post

abgehen kann. Vielleicht besuche ich diesen Nachmittag Frau von Seme. — — —

Durch einen Zufall befand sich bey diesem Diner just der Mann, von dem der glückliche Erfolg meiner Bemühungen fast allein abhängt. Ich war ihm schon lange nachgegangen, hatte ihn aber noch nirgend finden können. Ihm kostet es nur Ein Wort, so erhalte ich alles, was ich begehre. Die Gesellschaft war sehr munter und lustig. In einer von den Aufwallungen von Güte und Wohlwollen, welche die Fröhlichkeit erzeugt, bot der Mann, von dem ich rede, mir seine Dienste an: ich hatte zum Glück Gegenwart des Geistes genug, diese günstige Gelegenheit nicht ungenutzt zu lassen. Er gab mir manchen guten Rath, manchen Wink, und was das wichtigste ist, das Versprechen, daß ich Audienz erhalten, und meine Papiere untersucht werden sollten. Ich erbot mich, in seinem Expeditionszimmer zu erscheinen. „Nein, nein, sagte er, da kommen Sie ja nicht hin, dort würde ich vielleicht vergessen, was ich Ihnen hier verspreche, und Sie würden nichts erhalten. Suchen Sie es lieber so einzurichten, daß wir bisweilen zusammen speisen. Ich

weiß, daß Sie bey Frau von Monrose aus und eingehen, kommen Sie morgen zum Souper hin, und überworgen werden Ihre Geschäfte schon weit vorgerückt seyn. Sie erscheinen dann bey der ersten Audienz, und erhalten Ihre Ausfertigung.“ Zu diesem Anerbieten fügte er noch die Versicherung seiner Freundschaft und Dienstfertigkeit. Wir setzten uns dann zum Spiel nieder, wo mich das Glück sehr freundlich behandelte. Hierauf besuchte ich Frau von Seme. Die Hofnung, ihre Angelegenheiten glücklich geendigt zu sehen, ist noch weit mehr gesunken: sie war sehr betrübt darüber, und ich nahm mir vor, mit meinem Gönner von ihr zu sprechen. Frau von Seme wird auch zur nächsten Audienz erscheinen: es wird mir weh thun, glücklicher als sie zu seyn. Morgen verläßt sie ihr Kloster, und zieht zu ihren Verwandten. Sie ist wirklich ein äusserst interessantes Frauenzimmer. Sie ist jetzt gar nicht glücklich, und die Unglücklichen sind von Natur geneigt, sich an einander anzuschliessen. Wir fangen an Freunde zu werden. Verstehst du mich, Marville, Freunde; wir sind beyde fähig, Freunde zu seyn. Immerhin

schüttle

schüttle nur deinen boshaften Kopf. Ich ging nach Hause, in der Hofnung einen Brief von dir zu finden, und mit dem Vorsatze, den meinigen zu schließen. Ich fand aber nichts, als einen Brief von Herrn von Germosan. Er sagt mir, den Nachrichten zu folge, die er von seinen Commißionärs erhalten, habe er Anstalten gemacht, den la Hausse zu bezahlen: er hoffe, ganz aus seiner Schuld zu kommen; überdieß habe er sich entschlossen, sein Landhaus und sein Haus in der Stadt zu verkaufen. Ich begreife diese Einrichtung gar nicht. Ich hoffe, dein nächster Brief soll mir die Sache deutlich machen. Wie? soweit sollte es mit dem Fräulein von Germosan kommen, daß ... Ich wag' es nicht, meine Furcht und Vermuthung zu äußern. Ich will ihrem Vater auf der Stelle antworten, und diesen Brief bis den nächsten Posttag liegen lassen. Vielleicht warte ich auch wohl so lange damit, bis meine Geschäfte auch geendigt sind, damit du zugleich die Entwickelung von dieser Sache erfährst. Sie kann nicht weit mehr entfernt seyn, und gleich darauf werde ich an die Rückreise gehen. Die erste Audienz, die ich erhalte, muß darüber entscheiden.

Und dazu habe ich spätestens in vier Tagen Hofnung. Bis dahin verschieb' ich es auch, meinen Brief zu endigen und zu siegeln. Ich ersuche Herrn von Germosan, dir etwas in meinem Namen zu sagen.

Liebster Freund, noch bin ich weit von den vier Tagen entfernt, nach deren Verlauf ich diesen Brief abschicken zu können hoffte. Hier darf man die Tage nicht zählen. In diesem Lande fliegt die Zeit, und die Geschäfte schleichen. Ich mag nicht ausrechnen, wie lange es ist, daß ich keine Zeile zu diesem Briefe hinzusetzen können; ich erzähle dir nur kurz, was sich seitdem mit mir zugetragen hat. Das Souper bey Frau von Monrose, zu welchem ich von meinem Freund-Gönner eingeladen war, (du wirst mir erlauben, daß ich ihn nicht anders nenne,) war noch munterer, als das Diner, das ich in seiner Gesellschaft eingenommen hatte. Ich hatte das Glück oder vielmehr die Schlauheit, seinen Witz geltend zu machen: denn auf Witz macht er große Ansprüche. Er hat Kenntnisse und Gedächtniß, es fehlt ihm aber ganz an dem nöthigen Gefühl und Geschmack, das was er weiß, und was ihm einfällt, am rech-

den Orte anzubringen. Das, was er sagt, ist fast immer pikant und interessant, allein das Bestreben, mehr Witz zu zeigen, als er hat, verderbt auch den, den er wirklich hat. Frau v. Monrose besitzt die Kunst im vorzüglich hohen Grade, fremden Witz ins Liche zu setzen: in ihrer Gegenwart bleibt kein Verdienst verborgen. Ich konnte nicht länger als einen Augenblick allein mit meinem Gönner sprechen, aber das war auch schon genug, mir die besten Hofnungen und die nöthigen Anweisungen zu geben, wie meine Sachen in der nächsten Audienz beym Minister, die auf den dritten Tag angesetzt war, geendigt werden könnten. Den folgenden Morgen besuchte ich Frau v. Seme in ihrem neuen Quartiere, und brachte den Abend bey ihr zu. In der langen Unterredung, die wir zusammen über alle uns interessante Materien führten, sah ich mich endlich durch ihre häufigen Fragen genöthigt, von dem Fräulein v. Germosay zu sprechen. Ich gestehe, es kostete mich wenig Ueberwindung, ihr meine Gedanken, und meine ganze Situation zu entdecken. Sie verlangte alle Details zu wissen, besonders ließ sie nicht eher ab, bis

ich ihr ein genaues Gemälde von dem Fräulein v. Germosan gemacht hatte. Ich mußte sie vom Kopf bis zu den Füßen beschreiben, ihre Züge schildern, ihren Verstand, ihre Tugenden, eine nach der andern. Sie schien einen besondern Antheil an ihr zu nehmen, und große Lust zu haben, sie kennen zu lernen. Aus gewissen Worten, die ihr entschlüpften, glaubte ich schliessen zu dürfen, ihr Herz sey auch nicht frey. Ich drang in sie, eben so offenherzig gegen mich zu seyn, als ich gegen sie gewesen wäre. Sie versicherte hingegen, sie habe mir keine Confidence zu machen, und ich wüßte bereits ihre ganze Geschichte. Sie setzte hinzu, sie spüre, sie wisse selbst nicht was für einen Hang, sich für alles zu interessiren, was mich beträfe, und ich dürfte kein Bedenken tragen, mein ganzes Herz in ihren Schoos auszuschütten. Ich läugne es nicht, diese Gelegenheit, ohne Zurückhaltung von Lauren sprechen zu können, ist ein wahrer Trost für mich. Meine ganze Existenz ist auf einmal dadurch geändert, und nunmehr giebt es hier wieder einiges Vergnügen für mich. Den Tag darauf fanden wir uns im Vorzimmer des Ministers, ich folgte den An-

weisungen, die ich erhalten hatte, Zutritt zu erhalten; allein anstatt selbst im nöthigen Augenblicke Gebrauch davon zu machen, nahm ich Frau v. Seme bey der Hand, und ließ sie in das Zimmer hinein. Ich glaubte, es würde noch Zeit seyn, nach ihr vorzukommen; allein die Stunde verfloß, und ich mußte mich entfernen, ohne vorgekommen zu seyn. Ich fürchtete, alles möchte verloren, und mein Gönner und Freund übel auf mich zu sprechen seyn, daß ich ihn vergebens für mich bemüht hätte. Wer weiß, dachte ich, wie weit nunmehr deine Sache hinausgeschoben werden wird. Ich versuchte es, ihn in seinem Hause zu sprechen zu bekommen, allein es gelang mir nicht. Ich ging zu Frau v. Monrose, und eröffnete ihr meine Besorgniß. Sie tadelte mich wegen meiner Aufopferung für Frau v. Seme: sie sagte, so dürfte man's freylich nicht anfangen, und die Geschäfte müßten immer vor den Damen den Vorzug haben. Darauf gab sie mir ein Billet an einen ihrer Freunde, den ich bey ihr gesprochen hatte. Ich trug es auf der Stelle zu ihm hin, er erkundigte sich nach meiner Verbindung mit Herrn ***. Ich erzählte ihm, wie ich

seine Bekanntschaft gemacht habe. Er sann einen Augenblick nach, und sagte dann, er wolle mich morgen mit in ein Haus zum Souper nehmen, wo wir ihn sehen würden; er wolle mich am Ausgang des französischen Schauspiels nach geendigter Vorstellung erwarten. Von ihm ging ich zur Frau v. Seme, der ihre Audienz sehr wenig geholfen hatte. Sie hatte alle Hoffnung verloren, ihr Gesuch gewährt zu erhalten. Ueberdieß war sie durch die Rechnungen, die man über ihr Vermögen gemacht hatte, geängstigt worden. Es hat sich ein ziemlicher Defekt in der Kasse gefunden: sie muß große Summen wieder ersetzen, und ihre Einkünfte werden nicht den dritten Theil so stark werden, als sie sich anfangs geschmeichelt hatte. Sie wird in die Nothwendigkeit gerathen, einen Aufenthalt zu wählen, wo sie in der äußersten Eingezogenheit leben kann. Dieses Unglück scheint sie blos ihrer Tochter wegen zu rühren, die sie mit der größten Zärtlichkeit liebt, und die der einzige Gegenstand aller ihrer Neigungen ist. Wir beweinten unsere gegenseitige Armuth, und diese Uebereinstimmung zog das Band unserer Freundschaft noch fester zu. Ich ermangelte

nicht, mich zu gehöriger Zeit an dem bestimmten Orte einzufinden, und ward in ein Haus geführt, wo Pracht und Eleganz mich schon in den Vorzimmern frappirten. Beym Eintritt sahen wir große und schöne Lakayen in einer schimmernden Livree. Wir gingen darauf durch drey erleuchtete Salons, die parfümirt und mit den niedlichsten und ausgesuchtesten Möbeln besetzt waren. In dem mittlern, der zugleich der größte unter den dreyen war, sahen wir eine Sammlung Gemälde von den besten Meistern; sie stellten Leda, Venus, Apollo, Herkules u. s. w. vor. Von da traten wir in ein wirklich reizendes Gesellschaftszimmer. Es war mit Arabesken bemalt, und mit blau und Silber möblirt. Eine sanfte Erleuchtung verbreitete eine Helle, die nicht blendete, und doch stark genug war, daß man die kleinste Verzierung des Zimmers dabey bemerken konnte. In einer mit Spiegelglas ausgelegten Nische und auf einem Sopha a la Sultane saß ein Frauenzimmer, das mir außerordentlich artig vorkam. Sie war mit allem möglichen Geschmack, und doch auf eine simple, nachläßige Art gekutzt. Was meine Aufmerksamkeit vor-

gläslich erregte, war ein äußerst kleiner, reizender Fuß: die Hände waren bey weitem so schön nicht. Ich erstaunte über diesen Unterschied. Sonst war ihre Figur sehr angenehm, ihre Physiognomie hatte viel Anmuth und Verbindlichkeit. Wir wurden mit Anstand und Höflichkeit empfangen. Man sagte mir viel Verbindliches. Anfangs sprach man von einigen Vorfällen, die mir unbekannt waren, es währte aber nicht lange, so konnte ich auch Theil am Gespräche nehmen. Kurz darauf kamen noch zwey Frauenzimmer und einige Mannspersonen. Nach einer Viertelstunde war ich weder unbekannt noch fremd mehr; ich war so in der Gesellschaft zu Hause, als wenn ich mein ganzes Leben mit ihr zugebracht hätte. Ungezwungenes Betragen, ein anständiger, freundschaftlicher Ton, eine reizende Munterkeit machten die Unterhaltung äußerst angenehm. Man erwartete meinen Freund und Gönner. Er kam etwas spät. Wie er mich erblickte, kam er auf mich zu, und fragte: warum ich seine Verschrift nicht befolgt habe? Ich erzählte ihm, was mir mit Frau von Seme begegnet war, deren Angelegenheiten wichtiger wären, als die

versichern. „Ah, ich verstehe,“ versetzte er. „Ich muß Ihnen und Ihrer Freundinn behülflich seyn.“ Ich erwiederte, ich hätte keine Freundinn mehr in Paris, Frau von Sevre verdiene eine Strafe wie ihn. In dieser Unterredung wurden alle Maßregeln ergriffen, und er versprach mir, in der nächsten Audienz selber alles zu Ende kommen. Hierauf wurden zwey Partien Berlan gemacht. Während des Spiels setzte man das Gespräch beständig fort, und erzählte Geschichten und Anekdoten, welche die Munterkeit der Gesellschaft erhöhten. Man spielte hohes Spiel, ohne große Aufmerksamkeit darauf zu verwenden. Um Mitternacht setzten wir uns zur Tafel. Das Souper, das in dem Gemäldesaal eingenommen wurde, entsprach allem übrigen. Die Gerichte waren auserlesen, und die Weine köstlich. Jedermann schien von Vergnügen und Fröhlichkeit beseelt zu seyn. Es kamen keine langen, langweiligen Untersuchungen über politische Gegenstände, und keine Streitigkeiten über die Schauspiele vor. Man sprach nichts von Speculationen, und erwähnte einige Abwesende nur um zu beklagen, daß sie nicht da wären. Man

störte keine Züge aus ihrem Charakter an, die beleidigend waren, ohne beobacht zu seyn. Auf das Theater kam die Rede, aber nur um die neuen Arien zu singen, die Beyfall gefunden hatten. Die Gesänge waren ein wenig frey, doch vielleicht war das einmal der Ton dieser Gesellschaft. Ich bemerkte bald, daß die Gränzen der Anständigkeit nicht durch eine mürrische Strenge bestimmt würden, doch muß ich gestehen, daß ich nichts sah noch hörte, was den Wohlstand und gute Sitten geradezu beleidigt hätte. Die Pointe der Erzählungen, das Salz der Epigrammen, das Blitzen der Scherze, der Purpurstrahl der Scham, waren immer in jenen Schleyer verhüllt, der Lachen erregt und das Vergnügen erhöht. Die Wirkung davon äußerte sich bald, es schien, als wären wir schon seit langer Zeit schon die besten Freunde gewesen. Doch bekam ich oft Gelegenheit zu bemerken, daß einige von den Gästen sich sehr wenig kannten. Ich war der erste, der aufbrach, aber mich zu bestimmen, wie man den Rest der Nacht zubringen würde. Hatte ich selbst gleich nicht viel Vergnügen genossen, so begriff ich doch, daß sich jemand in einer sol-

sten Stimmung, als die meinige war, außerordentlich hätte vergnügen müssen. Als ich den folgenden Morgen erwachte, glaubte ich, alles wäre nur ein Traum gewesen. Ich erinnerte mich der Personen, mit denen ich so angenehme Augenblicke zugebracht hatte, die ich liebte, und nicht kannte. Es war mir, als wären mir unsichtbare Freunde zusammen wachsen, und doch konnte ich mich kaum mehr auf ihre Namen besinnen. Ein paar Tage drauf fiel mir ein, daß die Höflichkeit es erforderte, der Dame, die mich so gut bey sich aufgenommen, einen Besuch abzustatten. Wie erstaunte ich, als ich an die Thüre einen Zettel angeheftet fand, auf welchem das Quartier zur Miethe ausgeboten wurde. Zwey Tage nachher erhielt ich folgendes Billet:

„Mein lieber Sr. Hugo.

„Es machte mir unsäglich viel Vergnügen, „Sie bey mir zu sehen. Ich hoffe, Sie „haben das Souper, das Sie bey mir eingenommen, nicht vergessen haben. Sie „haben mich neugierig gemacht, Sie genauer kennen zu lernen, und ich möchte,

„Sie wieder zu sehen. Suchen Sie mich
„aber nicht in dem Hause auf, wo Sie mich
„das letztemal fanden: ich habe mich genö-
„thigt gesehen, es zu verlassen. Herr v. ***
„gab mir vier und zwanzig tausend Livres,
„davon ein Haus zu halten, wo er wöchent-
„lich zweymal in guter Gesellschaft zu sou-
„piren wünschte. Allein ich brauchte beyna-
„he das Doppelte der Summe, und die
„Soupers, nebst einigen andern Nebenaus-
„gaben, kamen ihm monatlich gegen zehn-
„tausend Livres zu stehen. Das war ihm
„zu theuer, er behauptete, ich verstehe mich
„nicht auf die Wirthschaft, und brach alle
„Verbindung mit mir ab. Ich möchte
„nicht, daß Sie irgend auf einen andern
„Verdacht geriethen. Ich mußte alles ver-
„lassen, und finde mich nun auf einmal ohne
„alle Beschäftigung. Sie würden mir ei-
„nen Gefallen thun, wenn Sie mir ohnge-
„fähr zehn Louisd'or leihen oder vorschießen
„wollten. Sie erinnern sich ohne Zweifel,
„daß Sie beym Verlust eine große Kleinig-
„keit verloren. Ich wohne jetzt im Hotel
„d'Italie, nahe bey St. Eustache. Dort

„werden Sie diejenige finden, der es viel
„Vergnügen machen wird, Sie zu sehen.

Aurora Dußcourt."

Du kannst leicht denken, daß ich nun nicht begierig war, die Bekanntschaft weiter fortzusetzen. Desto öfter besuchte ich Frau von Geme. Ich berathe mich gemeinschaftlich mit ihr über die schlimme Wendung, die ihre Angelegenheiten genommen haben. Sie sucht einen Ort, wo sie sich hinbegeben, und von den geringen Einkünften, die ihr übrig bleiben, anständig leben kann. Selten sind wir aus einander gegangen, ohne von dem Fräulein von Germosan gesprochen zu haben. Sie bezeigt großes Verlangen, sie kennen zu lernen, und wirklich scheinen sie auch beide in meinen Augen bestimmt, Freundinnen zu seyn. Der Umgang mit ihnen beiden müßte unendlich angenehm seyn. Allein es ist sehr zu zweifeln, daß sie einander jemals sehen werden. So viel ich beurtheilen kann, scheint Frau von Geme eine heftige Leidenschaft zu nähren. Ich glaube, sie liebt, und ist nicht glücklich. Oft höre ich sie seufzen: nicht selten vergißt sie sich und ver-

stellt in tiefes Nachdenken. Sie thut viele Fragen über meine Neigung zu dem Fräulein, und ich glaube zu bemerken, daß sie Vergleichungen anstellt. Wenn ich ihr sage, daß ich keinen Grund habe zu glauben, daß ich nur irgend mit warmer Zärtlichkeit geliebt würde, und daß das Fräulein auf dem Punkt gewesen ist, sich nach Convenienz zu verheirathen, so scheint sie noch weit mehr, als ich selbst, überzeugt zu seyn, daß sie mich nicht liebe, und nie wirklich lieben werde. Und dann vollends scheint sie ganz davon überzeugt zu seyn, wenn ich ihr sage, daß ich nicht schreibe, und keine Briefe von ihr bekomme. Sie kömmt oft mit einer Art von Wohlgefallen auf diese Details zurück, und wenn sie davon spricht, geschieht es immer mit einer Wärme und Theilnahme, die Zutrauen erweckt, und mich unendlich an sie fesselt. Ich verlange dann auch von ihr, daß sie mir die Angelegenheiten ihres Herzens mittheile, ich wiederhole oft, daß ich zu bemerken glaube, es lebe irgendwo ein Mann, der das Glück genieße, von ihr geliebt zu werden. Sie verneint es, und setzt hinzu, Offenherzigkeit sey dem Frauenzimmer untersagt, man setze

immer voraus, bey ihnen müsse jede zärtliche Empfindung mit zu viel Schwäche verbunden seyn. Die Männer könnten niemals die Ideen lieben und schwach seyn bey Weibern voneinander trennen. Und doch wäre sie überzeugt, daß die Weiber, auch trotz der Abwesenheit, trotz aller Hindernisse, ja sogar denn noch lieben könnten, wenn sie gewiß wären, ihre Liebe nicht erwiedert zu sehen, und daß sie überzeugt wäre, selbst einer solchen Liebe fähig zu seyn. Ich machte hierauf die Bemerkung, eine so feine Denkungsart verriethe immer ein zärtliches Herz, das unmöglich je ganz müßig seyn könne. Ich beschwerte mich, daß sie das Innere ihres Herzens vor mir verschlösse, da ich ihr doch alle Geheimnisse des meinigen entdeckt hätte. Sie antwortete seufzend, vielleicht würde sie mir nachmals der Zeit einmal sagen, was sie mir jetzt unmöglich gestehen könne. Der Zustand ihrer Angelegenheiten und ihres Vermögens mache sie jetzt traurig und niedergeschlagen, das ganze Glück, auf das sie in ihrer jetzigen Situation Anspruch machen dürfe, sey, vernünftige Freunde zu finden, deren Umgang sie in etwas trösten könte.

Diese interessante Frau verdiente ein besser Schicksal.

Ich bin glücklicher gewesen, als sie. Ich habe erhalten, um was ich anhielt. Ich fand ein günstiges Gehör, der Minister begnügte sich nicht blos, mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, er begegnete mir auch mit der größten Artigkeit. Wirklich, ich weiß nicht, wo ich die meiste Politesse in Paris gefunden habe, in Verhandlung der Geschäfte, oder bey Lustpartien. Ich denke nunmehr ernstlich auf meine Rückreise: ich habe nur noch einige Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen, ich muß meine Obligationen in baar Geld verwandeln, den Betrag desselben an meinen Schwager übermachen, und von den Zinsen der Renten meine Reisekosten bestreiten. Diese Operation wird mich schon meine Armuth kennen lehren, da ich hier drey ganzer Monate gelebt habe, als wenn ich nicht die mindeste Ursache hätte, zu sparen. Ich hoffe, vor meiner Abreise noch einen Brief von dir zu bekommen: schreibe mir nur etwas ausführlicher, ich bitte dich recht sehr. Die Entfernung von Paris wird mir sehr

leicht

leicht werden, aber die Ankunft in der Familie Germosan — das ist eine Szene, der ich nicht mit kaltem Blute entgegen sehen kann. — Sage mir, was sie davon denkt, ob man meine Abwesenheit nicht als eine angenehme Sache ansieht? Ich wage nicht, meine Blicke in die Zukunft zu werfen: nichts berechtigt mich zu frohen Erwartungen. Versichere mir, daß mir wenigstens Ein Freund für immer bleiben soll. Lebe wohl.

Vier und siebenzigster Brief.

Herr von Marville an Herrn von Er. Ange.

Ich wußte sehr wohl, mein bester Freund, daß du mit meinen Briefen nicht zufrieden seyn würdest, und daß sie deine Neugierde nicht befriedigen würden. Allein, was hätte ich dir Angenehmes sagen können? Von deinen Angelegenheiten? Ganz und gar nichts. Ich wußte, daß sie in üblen Umständen waren, ehe du mir's noch sagtest. Ich hörte bey Gelegenheit deiner Bürgschaft für die Familie Despréz davon sprechen. Damals machte man dir den Prozeß. Es finden sich immer müssige Leute genug, die sich um Andrer Angelegenheiten bekümmern, und so rechnete man denn auch aus, daß du nach deiner ersten Pariser Reise, nach den Aufopferungen, die du für deine Schwester gemacht, und den unbedachtsamen Bürgschaften, auf die du dich eingelassen, nicht sonderlich viel mehr haben könntest. Ja, man setzte hinzu, bey deinem beständigen Leichtsinn, oder wie es andere nannten, bey deiner Frey-

geblichkeit, müßtest du bald ganz herunter kommen. Ach, ich mag dir gar nicht sagen, was ich thun mußte, um dir den Verdruß zu ersparen, deine großmüthigen Anerbietungen ausgeschlagen zu sehen. Ich konnte dieß um so eher, da ich gewiß wußte, daß bey dieser Familie Despréz nichts zu verlieren wäre, und daß man ihr nur Zeit zu lassen brauche. Ich gestehe indeß, ich hoffte du würdest deine Pariser Reise für dich selbst und die Verbesserung deiner Vermögensumstände benutzen. Du hattest Credit, Papiere, die so gut sind wie baares Geld, und alle nöthigen Kenntnisse. Alles das hast du zum Besten der Germosans angewandt. Ich ahndete es gleich, eben weil du nichts davon erwähntest. Kurz darauf schrieben die [illegible] an Herrn von Elisi, du hättest das Ganze auf dich genommen, alles eingerichtet, in Ordnung gebracht, und zwar so, daß die Germosans auf keine Weise dabey verlieren, hingegen viel gewinnen könnten. Herr von Germosan erkennt sehr wohl, wie viel er dir zu danken hat. Ich sehe es aus den Lobsprüchen, die er von deinem Charakter macht. Er weiß zwar bey weitem nicht so viel,

wie ich, aber doch soviel, daß du in Paris blos allein für ihn gearbeitet, daß du über der Rettung seines Vermögens dein eigenes vernachläßigt, und selbst das Wenige, was dir übrig ist, auf das Spiel gesetzt hast. Erst in den äußersten Verlegenheiten lernt man glauben, daß ein Anderer ganz uneigennützig handeln, und sich selbst ganz vergessen könne. Doch bist du auch nicht ganz ohne Genuß geblieben, du hast das Vergnügen genossen, das Fräulein von Germosan von einer gezwungenen und verhaßten Verbindung befreyt zu haben. Erst gestern ist der Bruch derselben gänzlich entschieden worden. Ehe ich dir erzähle, was bey der Gelegenheit vorfiel, und die Folgen dieses Auftritts mittheile, muß ich auf die Details zurückkommen, die ich in meinen vorigen Briefen übergangen habe. Bis diesen Augenblick habe ich dir eben nicht viel Tröstliches zu schreiben gehabt, und ich fand es für besser, zu schweigen, als dich mit leeren Vermuthungen zu belästigen. Ich sagte dir von dem Fräulein von Germosan nicht alles, was du wissen wolltest, allein ich durfte auch nicht mehr sagen, als sie selbst. Seit deiner Abreise hat sie sich be-

ständig mit ihrer Familie inne erhalten: sie wollten durchaus niemand aus der Stadt sehen: sie verstatteten niemand den Zutritt, als den Cliffi's und der Frau von Bonval. Ein paarmal habe ich mit Herrn von Cliffi und Herrn von Germofan Zusammenkünfte gehabt: die Tochter sah ich immer nur einige kurze Augenblicke, wo ich kaum Zeit hatte, ihr deine Briefe zu communiciren. Sie ertrug ihre Lage mit einer Ergebung und Sanftmuth, die Thränen erpreßte. Der Antheil, den sie mir einflößte, die Gesinnungen, die ich gegen sie hege, erlaubten mir nicht, mich deutlich auszudrücken: überdieß fehlten mir die Worte immer zu dem, was ich sagen wollte. Ich folgte also ihrem Beyspiele, und schwieg. Die wenigen Worte, die ihr entwischten, verriethen ihre Besorgniß über die Lage ihrer Aeltern. Ich las ihr ein paar Zeilen von deinen Bemerkungen über Paris vor. Sie sagte mit einem Seufzer: „Herr von St. Ange hat viel Witz!“ Da dieses Lob eben nicht das war, das ich jetzt für dich zu bekommen wünschte, so setzte ich das Gespräch über diesem Gegenstand nicht weiter fort. Du wirst dir leicht denken, daß die Ge-

schichte, die sich mit der Familie zugetragen hat, das Publikum sehr ernstlich beschäftigt hat. Man wollte alles wissen, und kramte alles mögliche aus, was sich nur errathen und vermuthen ließ. Wie du denken kannst, wurden reichliche Zusätze gemacht, Uebertreibungen und Unwahrheiten mit eingemischt, und es gab leichtgläubige Seelen die Menge, die sich alles aufheften ließen. Ein paar Tage lang war dieser Vorfall der einzige Gegenstand des Gesprächs. Die Damen versagten sich das Vergnügen nicht, Mitleid mit dem Fräulein von Germosan zu haben, und sie christlich zu bejammern. Sie konnten gar nicht damit fertig werden, und natürlich mußte ihnen die Person ein sehr erwünschter Gegenstand des Mitleids seyn, die so oft der Gegenstand ihres Neids gewesen war. Die Mannspersonen, die sich so viel um sie zu thun machten, sagen: es ist wirklich Schade um sie! Kurz, soviel ist in allen Köpfen fest und ausgemacht: erstlich, daß Herr von Germosan durchaus ruinirt ist, zweytens, daß Herr de la Hauffe, um sich für das bezahlt zu machen, was er mit Herrn von Germosan eingestüßt, erst seine Tochter heira-

chen wollte, hernach aber eines gewiſſen Argwohns wegen ſeine Gedanken geändert habe; drittens, daß das Fräulein von Germoſan in Herrn von St. Auge verliebt iſt, daß ſie heimlich an einander ſchrieben, daß ſie heimliche Zuſammenkünfte gehabt u. ſ. w. Man hat den Aufſeher in dem Bauerhauſe erfahren, und die letzte Zuſammenkunft auf dem Landhauſe ausgekundſchaftet. Man behauptet, daß la Hauſſe durch dieſe erhaltene Nachricht bewogen worden, ſeinen Plan aufzugeben.

Sieh, mein Freund, dieß ſind die Folgen deiner Unbeſonnenheit und deiner Nachſtellungen. Man behauptet auch von dir, daß du ganz zu Grunde gerichtet wäreſt, und blos deshalben die Reiſe gethan, um allem Umgang und allen Verbindlichkeiten gegen das Fräulein von Germoſan aus dem Wege zu gehen. Man iſt überzeugt, daß du nie wieder zurück kommen wirſt. Dieß ſind die Urtheile des Publikums über alles Vorgefallene. Ich habe dagegen gekämpft, ſo viel mir möglich war. Ich erklärte mich mit Nachdruck gegen die Unbeſcheidenheit der tadelſüchtigen Männer, die ſich auf Koſten

der Weiber alles erlauben. Ich nöthigte einige, zu gestehen, daß sie das selbst nicht glaubten, was sie Andern mit so vielem Behagen nacherzählten. Allein ganz konnte ich doch über diese Geschwätze nicht Herr werden, und sie dauern noch fort. Ich zweifle, daß du ganz ruhig dabey seyn kannst; dein Gewissen muß dir Vorwürfe machen. Ist es nicht abscheulich, daß der gute Name des Fräuleins von Germosan, so ganz ohne ihre Schuld, verläumdet und angezapft wird? Freylich ist es nur das Werk der Bosheit der Menschen: allein ist man nicht strafbar, wenn man ihr muthwillig die Waffen in die Hände giebt? Ich verheimlichte dir bis jetzt meinen Kummer und Schmerz darüber, um dich nicht zu tief zu verwunden, da du eben im Begriff warst, für das Glück und die Ehre der Familie Germosan zu arbeiten. Das Geheimnißvolle in deinen Nachstellungen, das Verstohlne in deinen Unternehmungen auf sie, konnten den Augen der Späher nicht entgehen. Man mag bey solchen Dingen noch so vorsichtig zu Werke gehen, immer verräth man sich durch einige Kleinigkeiten. Es giebt so viel neugierige Geschöpfe, deren Augen

immer auf andere gerichtet ſind, und der Witz der Boshaften und Verläumder iſt ſo geſchäftig und verſchnell mit ſeinen Vermuthungen. Er ruht niemals, und bald verkauft man die leichtſinnigſten Vermuthungen für ungezweifelte Wahrheiten. Alles, was du gethan haſt, macht dein Verbrechen noch nicht wieder gut: du haſt noch viel abzubüßen. Ich kann dich unmöglich ſchonen, da ich einmal angefangen habe, der Sache gegen dich zu erwähnen. Ich weiß freylich, daß die Unſchuld immer ſiegt, daß ſie in großmüthigen, edlen Seelen ihre Rechte nie verliert, ſo wenig als bey denen, die noch an menſchliche Tugend glauben. Allein unterdeſſen leidet ſie immer, und der Verdacht gegen die Aufführung und die Sitten des Fräuleins von Sternheim iſt eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit. Was kannſt du thun, um ſie wieder gut zu machen? Wahrlich, dazu reicht dein ganzes Leben kaum hin. Du haſt dich dem Feuer der Leidenſchaft, das dich beſeelte, überlaſſen, du haſt nicht hinlänglich unterſucht, ob nicht Umſtände eintreten könnten, die dich hindern müßten, das Uebel, das du angeſtiftet, wieder gut zu machen: oder vielmehr, du haſt

dieß himmlische Mädchen nicht genug geschont. Du suchtest auf alle Weise sie zu verstricken, und benutztest alles, was deinen Absichten beförderlich seyn konnte. Das, was du gethan hast, die Ehre ihrer Aeltern zu retten, ist das geringste, was du ihr schuldig warst. Ich kann mir nichts denken, was mich unruhiger und unglücklicher machen könnte, als wenn ich mir bewußt wäre, dem guten Namen eines Mädchens, das ich liebte, geschadet zu haben. Der Schade kann leicht unersetzlich seyn: du siehst es selbst ein. Wenigstens will ich's nicht glauben; wie könnte ich dich sonst noch lieben? Und doch, was bleibt in der Lage, in der ihr jetzt beyde seyd, für eine Wahrscheinlichkeit frey, dein Verbrechen auszubüßen? Was kannst du thun, die Eindrücke zu vertilgen, die deine List, dein geheimnißvolles Verfahren auf die Gemüther des Publikums gemacht haben? Die Aufmerksamkeit, die Begierde, mit der du ohne Rücksicht jeden Augenblick benutztest, wo du das Fräulein von Germosan allein überraschen konntest — die Briefe, die du wagtest, und die du ihr verstohlner Weise in die Hände zu spielen suchtest, sind eben so viel grobe Beleidigungen der wahr-

ren Zärtlichkeit und Delicatesse. Die Leidenschaft verschont nichts; sie hat für nichts Augen, als für das Ziel, nach dem sie strebt, sie ist selten im Stande, sich selbst aufzuopfern, um den geliebten Gegenstand zu schonen. Ich kann nicht anders, als dir meine Unzufriedenheit, so stark sie ist, fühlen zu lassen. Folgender Brief, den ich gestern erhalten habe, berechtigt mich nur zu sehr dazu. Er kömmt von einer Freundinn des Fräuleins von Germosan, der Frau von Dubourg, von der du ganz gewiß gehört hast. Vergangenes Jahr wohnte sie bey ihr auf ihrem Landgute, und hieß Fräulein Sophie von St. Aubin. Ich habe sie dort einige male gesehen. Ich schreibe dir den Hauptinhalt ihres Briefs ab.

„Ich wende mich an Sie, mein Herr, in „der Betrübniß und dem Kummer, den mir „ein Brief verursacht, der von Yverdon, „die Familie Germosan betreffend, hier „eingelaufen ist. Sie kennen meine Verbin„dung mit ihr, und wissen, wie viel ich auf „meine liebenswürdige Freundinn halte. Ich „hörte gestern diesen Brief lesen, und das

„Herz blutete mir. Man behauptete für „gewiß, die Familie Germosan wäre ganz „zu Grunde gerichtet, sie wäre nicht im „Stande zu bezahlen, die Lage der Sachen „wäre ausgebrochen, die Obrigkeit habe sich „ins Spiel gemischt, und die Germosans „wären dem äußersten Elend nahe. Herr „de la Hausse habe zwar das Fräulein „von Germosan heirathen, und sich vor „den Riß stellen wollen, man wäre auch schon „über alle Bedingungen einig geworden, und „habe sich gegenseitig das Wort gegeben; „allein Herr de la Hausse habe entdeckt, „das Fräulein von Germosan sey in „Herrn von St. Ange verliebt, sie hät„ten eine förmliche Intrike geführt, sie hät„ten sich einander Rendezvous gegeben, und „wären noch den Abend vor Unterzeichnung „des Contracts zusammen auf dem Germo„sanschen Landhause beysammen gewesen. „Herr von St. Ange wäre zwar gleich „abgereist, um allen Verdacht zu benehmen, „allein Herr de la Hausse habe doch al„les erfahren, und sey sogleich zurückgetre„ten: die Germosans hätten ihr ganzes

„Vermögen aufgeopfert, um das Gerücht zu „unterdrücken. Sie hielten sich in ihrem „Hause eingeschlossen, wollten niemand zu „sich lassen, so daß sie nunmehr von allen „ihren Freunden verlassen wären. Ich kann „unmöglich glauben, daß diese Gerüchte sich „wirklich verbreitet, noch daß die Sachen „sich wirklich so verhalten sollten, wie der „Brief behauptet. Wahrscheinlich rührt er „von einem boshaften Menschen her, der an „Verläumden Vergnügen findet. Ich sehe „die Unschuld und das unverschuldete Unglück „des Fräuleins von Germosan aus jeder „Zeile, die sie mir schreibt. Sie giebt mir „von allem Nachricht, was um sie her vor„geht: aber freylich hängt man leider immer „mehr von dem trügerischen Scheine, von „falschen Vermuthungen und boshaften „Menschen, als von seiner eigenen Recht„schaffenheit ab. Wie sollte meine Freun„dinn, die so viel Verstand hat, nicht wissen, „wie sie ihr Betragen vorsichtig einzurichten „hätte? Unmöglich kann ich so etwas glau„ben. Ich vertraue Ihnen meinen Kum„mer an, wertheſter Herr, da Sie ohne

„Zweifel im Stande sind, dem Uebel Einhalt
„zu thun, und was verdorben ist, gut zu ma-
„chen. Ich glaube, Herr von St. Ange
„sollte nicht zurück kommen. Er würde bes-
„ser thun, wenn er in Paris bliebe. Je-
„nes Land ist ganz für ihn gemacht. Ich
„ersuche Sie, mein Herr, mich von der Wahr-
„heit zu unterrichten, und mir gütigst alles
„zu melden, was das Schicksal und die Fa-
„milie meiner Freundinn betrift. Es ist unge-
„wöhnlich lange, daß ich keine Nachrichten
„von ihr erhalten habe, u. s. w.

Du begreifst leicht, bester Freund, was ich auf diesen Brief geantwortet habe. Ich habe alles mögliche gethan, den Urheber des Briefs auszuforschen, von dem Frau von Dubourg spricht. Ich habe einigen Verdacht, den ich weiter verfolgen will. Ich kenne einen Menschen, bey dem ich oft Neid und Eifersucht gegen Herrn von Germosan zu bemerken glaubte. Gewiß hat er seinen Groll bey dieser Gelegenheit, wo er es ungestraft thun zu können wähnte, ausgelassen. Allein er soll seinen elenden Triumph nicht genießen. Er wird sich

gewiß verrathen: ich bin überzeugt, ich ertappe ihn.

Doch, ich vergesse fast, daß ich dir noch viel zu erzählen habe, was sich seit deiner Abreise zugetragen hat. Ich habe dir mit Fleiß nicht eher davon geschrieben, weil bey der schwankenden Lage der Sachen immer besser war, du erführst es gar nicht, als halb oder falsch. Es hat seine ganze Richtigkeit, daß es das Ansehen gewann, als gäbe la Hausse seine Ansprüche an das Fräulein von Germosan auf. Er besuchte sie bisweilen, er bemerkte wohl den widrigen Eindruck, den er auf sie mache, allein er gewöhnte sich daran, und rechnete darauf, daß seine gute Laune und sein Geld sie schon trösten würden. Auf einmal aber brach er seine Visiten ab, erwähnte der Verbindung mit keinem Worte, vermied endlich allen Umgang, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Gerüchte, oder vielmehr die Verläumdungen, die ihm zu Ohren gekommen, verbunden mit den Drohungen, du du gegen ihn ausgestoßen, ihn zu dieser Entschließung bewogen haben. Man ließ ihn gleichfalls gehen, und erwähnte der Sache eben so wenig gegen ihn. Wir hatten oft Zusammen-

künfte, Herr von Germosan, Herr von Cliffi, und ich. Der Schluß von allen unsern Berathschlagungen fiel immer dahin aus, daß man das Resultat der Pariser Operationen erwarten müsse. Doch sahen wir wohl ein, daß Herr von Germosan — es gehe so gut als es wolle — doch genöthigt seyn würde, sein Landgut und sein Haus in der Stadt zu verkaufen. Es fanden sich gleich Käufer, und der Handel ward richtig gemacht, um die Gläubiger zu befriedigen. Aus der Berechnung über alle Activa und Passiva des Herrn von Germosan, und der daraus gezogenen Balance, ergiebt sich, daß die Masse ganz wird befriedigt werden können. Frau von Germosan wollte nichts von dem Vorschlag hören, ihr Eingebrachtes von der Masse abzusondern. Alles bezahlen, ist der Wahlspruch der ganzen Familie. Sie wollten sich nie auf die Untersuchung einlassen, wie viel auf diese Weise zu ihrem Unterhalte übrig bleiben würde. Dieser Punkt ward besonders in der letzten Zusammenkunft in Vorschlag gebracht. Das Fräulein von Germosan, die bey keiner von den vorigen zugegen gewesen war, ward zu dieser

gerufen

gerufen. Sie sah aus wie ein Engel, oder wie ein Lamm, das zur Opfertafel geführt wird. Die Thränen traten uns in die Augen, als wir sie hereinkommen sahen. Ihre Aeltern hatten selbst nicht mehr an die Verbindung gedacht, und auch seit dem Stillschweigen und dem sichtbaren Zurückziehen des Herrn de la Hausse kein Wort davon gegen sie fallen lassen. Sie glaubten, der Eigennutz habe bey ihm die Oberhand genommen, und ihn auf andere Gedanken gebracht. Sie sind sehr aufgebracht über dieses Betragen. Sie thaten alles, um das Ansehn zu gewinnen, als hätten sie den Anfang gemacht, die Sache abzubrechen, und sie gaben ihm bey jeder Gelegenheit, die sich nur darbieten wollte, zu verstehen, daß sie hofften, ganz aus seiner Schuld zu kommen. Vielleicht war die Reue, ihre Einwilligung zu geschwind zu dieser Verbindung gegeben zu haben, mit Schuld, daß diese Materie hernach zwischen ihnen gar nicht mehr besprochen worden. Herr und Frau von Germosan hatten seit dem letzten Besuche des Herrn de la Hausse, mit dem sie ohnehin sehr wenig zufrieden gewesen waren, kein Wort mehr davon

gegen ihre Tochter fallen lassen. Sie schmeichelte sich gleichfalls, daß alles ins Stecken gerathen, schwebte aber doch noch in Ungewißheit. Gern hätt' ich mir das Vergnügen gemacht, ihr diese frohe Botschaft zu bringen, allein ich bequemte meinen Eifer nach dem Willen ihrer Aeltern. So wie sie nun zu uns hereintrat, wurden wir Alle so gerührt, daß keines ein Wort finden konnte. Herr und Frau von Germosan konnten kaum einzelne abgebrochene Sylben stammeln, wodurch sie ihre Zärtlichkeit auszudrücken suchten. Herr von Clissi und ich fühlten unsere Herzen nicht weniger beklommen, wir seufzeten statt zu sprechen. Das Fräulein erschrack, sie glaubte, wir hätten ihr traurige Nachrichten mitzutheilen; sie warf sich ihrem Vater zu Füßen, streckte die Arme nach ihm aus, und bat ihn, sie nicht länger in ängstlicher Erwartung schmachten zu lassen, sondern ihr das Todesurtheil mit wenig Worten anzukündigen. Nun konnten wir unsre Thränen nicht länger zurückhalten. Herr von Germosan schloß seine Tochter in seine Arme, und war noch nicht im Stande zu sprechen. Kaum konnte er die

Worte herausbringen: „Nein, nicht den Tod, mein Tochter, nicht den Tod. Fürchte nichts!“ Ein langes Stillschweigen folgte auf diese Worte; wir konnten nichts thun, als weinen. Als wir wieder ein wenig zu uns gekommen waren, sagte man dem Fräulein von Germosan, man könnte alles bezahlen, und sich von allen Verbindlichkeiten losmachen. „Allein,“ setzte Herr von Germosan hinzu, „unser Landgut und unser Haus müssen wir verkaufen, und ich weiß nicht, ob Brod für uns übrig bleiben wird.“ Mit einer Miene, die fast Freude und Zufriedenheit ausdrückte, stand das Fräulein von Germosan auf, warf sich ihrem Vater in die Arme, und rief: „Wie mein Vater? Wir sind also nur arm? O so können wir glücklich seyn. Die Erziehung, die Sie mir gegeben haben, muß mich in den Stand setzen, Ihren und meinen Unterhalt zu verdienen. O liebste Mutter, wie will ich Sie mein ganzes Lebelang bedienen und pflegen!“ Sie konnte nicht weiter sprechen. Allmählich wurden wir ruhiger, und konnten nun mit kaltem Blute und vernünftig von dem interessanten Gegenstande, der uns beschäftigte, re-

den. Ich bewunderte Herrn von Clissi, mit welcher Feinheit er alles anordnete, ohne sich den Schein der Großmuth zu geben, und ohne den Stolz der Familie durch Mitleid zu beleidigen, ohne etwas zu tadeln, was vielleicht Tadel verdienen konnte, ohne die geringste Betrachtung über das Vergangene anzustellen. Es schien, als wär' es eine Ehre, arm zu seyn, als wäre die Kraft, die Armuth ohne falsche Schaam zu ertragen, ein Glück, um das er sie beneide. Er ließ sich in kein Detail über die künftige Lebensart seiner Verwandten ein, er äußerte nicht die geringste Besorgniß, ob das Wenige, was ihnen übrig bliebe, zu ihrem Unterhalte hinreichend seyn werde. Ich gestehe, mir lag das sehr im Sinn, und ich hätte zu meiner Beruhigung gern einige Fragen gethan: allein ich fand es für besser, dem Beyspiel des Herrn von Clissi zu folgen. Aus einer nochmaligen Ueberrechnung des Ganzen ergab sich, daß den letzten Briefen der pariser Commissionärs zufolge, die dortigen Fonds hinreichen würden, den la Hausse zu befriedigen, und daß der Verkauf des Landgutes und des Hauses ohngefähr so viel betragen würden, die übri-

gen Schulden zu tilgen. Außer dem ist nichts übrig, als ein kleines Haus in der Vorstadt, das aber höchstens einem Weinleser oder Taglöhner zur Wohnung dienen kann, und wozu sich schwerlich ein Käufer finden dürfte. Es ist eine kleine Scheure und ein kleiner Garten dabey, den man suchen muß zu verpachten. Ich erhielt den Auftrag, dem Herrn de la Hausse das Resultat unserer Zusammenkunft mitzutheilen. Es kostete mir viel Mühe, ehe ich vor ihn kam. Ich mußte seinem Diener mehrmals wiederholen, ich käme in Angelegenheiten der Familie Germesan. Er empfing mich sehr unfreundlich. Da ich sagte, ich käme, ihm zu melden, daß er alles, was man ihm schuldig wäre, bezahlt bekommen sollte, wiederholte er drey- viermal: Alles? Alles? Ich versetzte: Ja, Alles, und setzte hinzu, man würde ihm sogar die Interessen bis auf den letzten Augenblick abtragen, und ich käme, ihn zu bitten, mir die Rechnung zu machen. Er schüttelte den Kopf, setzte sich an seinen Schreibtisch, und wiederholte immer: Alles, Alles! Die ganze Rechnung war schon gemacht, und bis auf den Ersten des laufenden Monats fortgesetzt. Wir

sahen sie noch einmal zusammen durch, addirten die Interessen bis auf den erwähnten Tag, und so wie er mir die Summe angab, fragte er noch einmal: Und Sie glauben also, daß ich ganz bezahlt werden soll? „Ja, mein Herr,“ schrie ich ihm in die Ohren, „Ja, ganz! und wenn man Ihnen auch das bezahlen dürfte, was sie außerdem noch verdienen, (wobey ich eine gewisse Bewegung mit der Hand machte) so versichere ich Ihnen, so würde ich das genau auf mich nehmen.“ Auf einmal ward er außerordentlich höflich, und zog seine Mütze bis auf die Erde ab. „Er begleitete mich bis an die Hausthüre, und machte sie, wie es schien, mit großem Vergnügen hinter mir zu, denn ich hatte ihm seine Höflichkeiten freylich nicht sehr gewissenhaft erwiedert. Ich brachte dann die Rechnungen zu Herrn von Cliffi, der mit Herrn von Germosan die Auszahlung der Gelder, die von Herrn *** gezogen werden konnten, besorgte. So werden sie auch die übrigen Angelegenheiten zusammen ins Reine bringen. Ich mischte mich nicht weiter hinein, da ich überzeugt war, die Bescheidenheit erfodere es mir nicht merken zu lassen, als hielte ich mein

Mitwirkung weiter für nöthig. So viel weiß ich nur, daß der Verkauf der Häuser, und liegenden Gründe im kurzen zu Stande kommen, und ihnen außer dem Häuschen in der Vorstadt schwerlich etwas übrig bleiben wird. Dieses muß man so gut wie möglich zu benutzen suchen. Was mich am meisten schmerzt, und worüber ich mich nicht trösten kann, sind die boshaften Gerüchte, die sich über das Fräulein von Germosan verbreitet haben, und noch nichts weniger als zum Stillschweigen gebracht worden sind. Es ist wahr, noch weiß sie nichts davon, allein über kurz oder lang müssen sie doch zu ihren Ohren gelangen. Man ist eben nicht geneigt, den Unglücklichen etwas zu verschweigen, was ihre Leiden vergrößern kann. Ich kann nicht sagen, daß ich die abscheulichen Dinge, die in dem Briefe der Frau von Dubourg enthalten sind, von Wort zu Wort so gehört habe; allein ich begreife wohl, daß man sich damit getragen hat. Die jungen Herren, die dem Fräulein von Germosan den Hof machten, und deren Eigenliebe ohne Zweifel eben nicht außerordentlich geschmeichelt worden, sind gerade diejenigen, die sich mit dem größten Wohl-

behagen von ihren Unfällen unterhalten. Oft war ich selbst Zeuge, wie sie ihr erkünsteltes Mitleid zur Schau trugen. Einer wollte dem Fräulein von Germosan den und jenen Wink gegeben, andere wollten ihr Anerbietungen gethan haben, und alle beklagten sie sie, ihren Ausdruck zu brauchen, von Herzen. Sie zweifeln sämtlich nicht, daß sie nicht noch ein sehr glänzendes Glück machen werde, und sie nennen die reichen Mannspersonen, die ernstlich darauf denken sollten, nachdem nun doch la Hausse nicht mehr dran deuke. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mir dabey zu Muthe war, wenn ich solche Reden mit anhören mußte, und wie sehr sie meine Galle rege machten. Ich versichere dich, sehr oft äußerte ich es ziemlich deutlich; allein es ist eben so vergeblich, boshaftes, hämisches Geschwätz, als einen Strom in seinem Laufe aufhalten zu wollen. Frau von Bernal klagt mit mir über diese Geisel. Das Unglück ihrer Nichte hat ihr eine förmliche Krankheit zugezogen. Durch sie erfuhr ich sehr oft, was das Fräulein von Germosan mache. Auch diese ihre Tante hat sie bisweilen nicht sehen wollen. Seit deiner Abreise hat

sie, so viel es sich nur thun lassen, vermieden irgend einen Besuch anzunehmen. Sie hat sich vor allen ihren Freundinnen verschlossen, die lange Zeit nicht abließen, ihre Thüre zu belagern. Sie hat fast an alle von ihnen geschrieben und Abschied genommen, um ihnen zu sagen, daß sie jetzt unmöglich ihre Aeltern verlassen könnte, denen die Einsamkeit ein Bedürfniß wäre: ob sie sich aber gleich genöthigt sähe, dem Vergnügen, ihre Freundinnen zu sehen, zu entsagen, so würde sie doch immer auf ihre Freundschaft rechnen. Frau von Arsilli und Frau von Taninge ist es ein einziges mal gelungen, bis zu ihr durchzudringen. Ich bin Zeuge von der Empfindsamkeit dieser Damen gewesen. In den ersten Tagen konnten sie das Unglück des Fräulein von Germosan gar nicht vergessen: jetzt höre ich aber eben nicht, daß man viel von ihr spricht, man klagt nicht mehr über ihre Abwesenheit. Die lebhafteste Theilnahme erkaltet doch immer nach einiger Zeit.

Sieh, mein liebster Freund, das ist ohngefähr die Lage der Sachen, so viel ich dir davon zu erzählen weiß. Ich weiß nicht genau, wie

viel den Germoſans von ihrem Vermögen übrig bleiben wird; eben ſo wenig kann ich errathen, wovon ſie ihren künftigen Unterhalt beſtreiten, und was für Einrichtungen ſie deswegen machen werden. Ich kann mir nicht einbilden, daß gar keine Rettung für ſie ſeyn ſollte. So ſehr man Herrn von Germoſan, und freylich nicht ganz ohne Grund, über ſeinen Ehrgeiz, ſich ein großes Vermögen zu erwerben, tadelt, ſo läßt man doch ſeinem Charakter und übrigen guten Eigenſchaften alle Gerechtigkeit wiederfahren. Er wird geſchätzt und geehrt, und man beklagt ihn überall. Man iſt durchaus einſtimmig, ihm ſein Votum zu einem Amte zu geben, das bald durch den Tod des jetzigen Inhabers erledigt werden muß: ſeine Freunde ſollicitiren ſchon für ihn. Allein, vielleicht kann es ſich noch lange verziehen, ehe die Stelle erledigt wird, und dann würde es doch auch nur eine ſehr geringe Hülfe ſeyn. Du weißt, daß hier zu Lande die öffentlichen Aemter mehr eine Gelegenheit ſind, ſeinen Patriotismus zu zeigen, als Mittel, davon zu leben. Mitten unter dieſen Verfällen ſuche ich denn auch ein Plätzchen für dich auszumachen. Auf

was für einen Fuß wirſt du dich mit der Familie Germoſan ſetzen? In welcher Verbindung wirſt du künftig mit ihr ſtehen? Wie wirſt du das Fräulein von Germoſan wieder ſehen? Was werdet ihr fühlen? Was werdet ihr euch ſagen? Ich kann mir eure beyderſeitige Lage nicht anders als äuſſerſt unbequem und zwangvoll vorſtellen. Und doch darfſt du nicht in Paris bleiben. Deine Lage erlaubt dir's nicht. Dein natürlicher Aufenthalt iſt in deinem Vaterlande, und deine Wohnung in dem Hauſe deiner Väter. Ich verſuchte es einige male gegen Herrn von Durtan, die Rede auf deine Angelegenheiten zu bringen: allein er iſt ſo vorſichtig, ſo furchtſam, er fürchtet ſo ſehr ſich zu exponiren, daß ich nichts von ihm erfahren konnte. Erſt durch andere Perſonen erfuhr ich, daß er einen Theil von deinen liegenden Gründen verkauft habe, und daß er willens ſey, das übrige gegen eine gewiſſe Summe ſelbſt anzunehmen. Mich dünkt, jetzt müßte dir dein Landhaus nöthiger und nützlicher ſeyn, als jemals. Es iſt immer ehrenvoll auf ſeinem väterlichen Grund und

Boden, in seinem Eigenthume zu wohnen, man ist da immer mehr für vergeblichen Aufwand gesichert, den die Eitelkeit nothwendig macht. Mit Heinrichen und seiner Oekonomie wirst du immer reich genug seyn, bey deinen Freunden zu leben. Ich hoffe also gewiß, dich wieder zu sehn. Mein Herz wünscht es. Wird aber nicht Frau von Seme, diese interessante Frau, deinen Aufenthalt in Paris verlängern? Ich wünschte es nicht, der guten Meinung wegen, die ich von dir habe. Ueber sie selbst will ich dir nichts sagen. In der Ferne urtheilt man fast immer falsch. Ich sehne mich nach deiner Zurückkunft, ich wünsche, daß dein nächster Brief mir deine Abreise meldete — Doch fürchte ich auch wieder deine Gegenwart hier. Soll ich denn gar keine glücklichen Menschen sehen? Niemand, der zufrieden wäre, sich wieder zu sehen, und glücklich, beysammen zu seyn? Lebe wohl, theuerster Freund.

Eben da ich im Begriff bin, diesen Brief zu schließen, erhalte ich diesen hier. Ich schicke dir ihn, wie er ist. Ich habe nicht Zeit, meinen Zorn, meinen Unwillen, und meine Ver-

achtung gegen die Urheberinn desselben auszudrücken. Die Post geht ab.

* * *

Das Fräulein von Mirfort an Herrn von Marville.

„Ich weiß, mein Herr, daß Sie das Fräulein von Germosan, meine Freundinn, „bisweilen sehen. Ich wollte ihr meinen „Besuch abstatten, als die Nachricht von „dem Verfall ihrer Aeltern bekannt ward; „sie fand es aber nicht für gut, mich anzunehmen. Sie schickte mich zweymal fort, „hieß mir aber sehr viel Freundschaftliches „und Verbindliches sagen. Es thut mir sehr „leid, daß ich sie nicht habe sprechen können. „Ich würde mir's zur Pflicht gemacht haben, sie zu trösten, und mich gebildet haben, ihrer Eigenliebe nicht zu nahe zu treten. Sie hätte die Verschiedenheit unserer Situationen nicht gewahr werden sollen, ich würde die meinige vergessen haben, „um mich blos mit derjenigen zu beschäftigen,

„in welcher sie sich befindet. Sie hätte nichts „als meine Freundschaft, und das gerechte „Mitleid schon fühlen, das ihre Unglücksfälle „bey mir erregt haben. Es thut mir sehr „leid, daß die Gerüchte, die sich seitdem ver„breitet haben, mich abhalten mußten, mei„ter das Vergnügen zu suchen, mit ihr zu„sammen zu treffen. Sehr wichtige Perso„nen versicherten mich, es wäre nicht schick„lich, meinen Umgang mit ihr weiter fort„zusetzen. Freylich ist es wohl wahr, es „giebt gewisse Dinge, die zu billigen man „sich nicht das Ansehen geben darf. Ich „versichere Ihnen, es hat mich wahrhaft be„trübt, daß sie sich in diese Lage versetzt hat, „und ich erstaune, daß sie ihre Intrille mit „Herrn von St. Ange nicht weiter „geführt hat. Sie hat mich sehr hintergan„gen. Hätte sie mich um Rath gefragt, „so würde ich ihr manche gute Lehre ge„ben, und sie von den wirklichen Absichten „des Herrn von St. Ange benachrichtigt „haben. Ich habe mir niemals einbilden „können, daß sie sehr entrüstet wären. Doch, „dem sey wie ihm wolle, man würde mir

„sehr unrecht thun, wenn man sich einbilden „wollte, das Unglück meiner Freundinn „könne mich gleichgültig lassen. Vorzüglich „hoffe ich, daß Sie, mein Herr, mit mehr „Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und dem „Fräulein von Germosan bey Gelegen„heit meine wahren Gesinnungen erklären „wollen, warum ich Sie inständigst ersuche. „Ich wollte ihr geradezu schreiben; in der Un„gewißheit aber, ob mein Brief ihr Vergnügen „machen, und günstig aufgenommen werden „würde, zog ich den Ausweg vor, mich an Sie „zu wenden, um mich zu rechtfertigen, und „ihr die Versicherungen meines Schmerzes „über ihre unglückliche Situation zukommen „zu lassen. Ich bin außerordentlich davon „gerührt, und ich werde mich nicht darüber „trösten, daß die Convenienz und die Ach„tung, die man sich im Angesicht des Pub„likums schuldig ist, mich verhindern, einen „Umgang fortzusetzen, der mir sonst unend„lich angenehm seyn würde. Der Grund „davon liegt nicht in der Veränderung ihrer „Vermögensumstände — ich versichere Sie, „mein Herr; im Gegentheil, ich möchte ihr

„gern das Wenige, was ich besitze, anbieten
„— auch das, bitte ich Sie, ihr in meinem
„Namen zu sagen — wenn sie mich noch
„einmal heimlich, und ohne daß jemand es
„erfähre, bey sich sehen wollte, so würde ich
„ihr meine Gesinnungen in diesem Stücke
„noch deutlicher zu erkennen geben. Ich
„weiß, daß einige von ihren Freunden ihr ge-
„stern einen kurzen Besuch abgestattet ha-
„ben, und ich möchte nicht gern die letzte seyn,
„ihr den Antheil zu bezeigen, den ich an ih-
„rer traurigen Lage nehme. Ich fühle alles
„Schreckliche ihres Schicksals, und bedaure
„sie von Grund meines Herzens. Das ist
„zu viel, sein Vermögen und seinen guten
„Namen zugleich zu verlieren. Melden Sie
„ihr, mein Herr, meinen ganzen Kummer,
„meine ganze Betrübniß. Ich thue diesen
„Auftrag an Sie, weil ich weiß, daß Sie
„ihr ganzes Vertrauen besitzen, und weil ich
„die wichtigen Dienste kenne, die Sie ihr die
„Zeit über geleistet haben. Sollte ich je-
„mals im Stande seyn, ihr einigermaßen
„nützlich zu werden, so würde ich den größten
„Eifer dabey anwenden. Ich hoffe, Ihnen

genug

»genugsam bekannt zu seyn, mein Herr, um »mit diesen Versicherungen Glauben bey »Ihnen zu finden. Mit aller Hochachtung »habe ich die Ehre zu seyn u. s. w.«

(Nun übergeht hier verschiedne Briefe von Lauren und Sophien, die nichts als Klagen über die Lage der ersten, und ganz unbedeutende Details enthalten.)

Fünf und siebenzigster Brief.

Laura von Germosan an Frau von Dubourg.

Endlich, liebste Freundinn, endlich ist unser Loos entschieden. Wir sind arm. Das ist so gewiß, als etwas gewiß seyn kann. Ich sag' es Ihnen ohne Unmuth, ohne Verzweiflung. Ich habe Ihnen meine Furcht nicht verhehlt, meine Vermuthungen und Hofnungen nicht verschwiegen — ich hätte mir's ersparen können, denn alles ist ganz anders gekommen. Unser Vermögen ist hin, und doch, glaub' ich, können wir noch glücklich seyn. Noch der Gedanke, der ich entgegen bin, kommt mir jede Lage gut und wünschenswerth vor. Nicht ganz so ist es mit meinen Aeltern, die Hofnung hatten, in ihren verlohren guten Umständen zu bleiben: ja sie waren überzeugt, auch ich würde mit der Zeit durch jene Veränderung noch glücklich werden. Häufig quälten sie sich jedoch bey meiner Furcht und meinem Schmerz. So sehr mein Vater seine Empfindungen zu verbergen suchte, so konnte ich doch mit leichter

Mühe seinen Kummer entdecken: sehr oft sahe ich, daß Thränen in seinen Augen standen; ich hörte ihn tief seufzen, wenn er mich umarmte. Seine Zufriedenheit und seine Freude nahmen sichtbar zu, so wie die Hofnung wuchs, den la Hausse zu befriedigen, und ihn von uns zu entfernen. Erst seit einigen Tagen haben sich diese Hofnungen ganz bestätigt. Die Briefe aus Paris brachten Anweisungen auf eine hinreichende Summe mit, Herr von Cliffi und Herr von Marville hatten deshalb Zusammenkünfte mit meinem Vater. Sie schlossen die Rechnungen ab, verkauften was nöthig war, nahmen das Geld auf, und es fand sich am Ende, daß alle Schulden bezahlt werden konnten. Ich bekümmerte mich mit Fleiß nicht um die Rechnungen und die Vorkehrungen, die sie trafen; meine Seele und mein Leben schwebten zwischen Furcht und Hofnung, bis ich vollkommen überzeugt war, daß wir nicht das Geringste schuldig zu bleiben brauchten. Dann, gesteh ich, empfand ich ein wenig Freude. Aus dem, was ich Ihnen bereits geschrieben habe, können Sie schon vermuthen, daß die Unterhandlungen mit la Hausse über

den verdrüßlichen Punkt nach und nach in Vergessenheit geriethen: er hat uns seitdem nicht wieder besucht. Wir hörten und sahen nichts von ihm, und schlossen, daß er uns durch sein Stillschweigen und seine Entfernung zu verstehen geben wolle, er habe seine Absichten und Plane geändert. Jeder Augenblick, der meine Hofnungen über diesen Gegenstand bestätigte, machte mir das größte Vergnügen von der Welt. Auch meine Aeltern erwähnten seiner nicht mehr gegen mich, und ich bin überzeugt, hätte eins von uns seinen Namen genannt, es würde den beyden andern eine Nöthe abgejagt haben. Sobald die Briefe aus Paris eintrafen, die uns versicherten, ihn ganz befriedigen zu können, eilte man, ihm davon Nachricht zu geben. Auch diesen Auftrag nahm Herr von Marville über sich. Wie theuer ist er mir worden, der gute, der herrliche Marville! Ich habe die größte Hochachtung für ihn. Ich sah ihn gestern in der Zusammenkunft bey meinen Aeltern, zu der ich gerufen wurde, Thränen vergießen. Herr v. Cliffi zeigte nicht weniger Rührung und Theilnahme. Ich kann Ihnen nicht genug beschreiben, meine Theuerste, mit

gut, wie menschenfreundlich, wie großmüthig mir diese Herren vorkamen. Und mit welcher feinen Schonung sie uns behandelten! Sie beklagten uns nicht, sie ließen uns ihr Mitleid nicht fühlen, allein unsre Stärke und Ergebung rührte sie innig. Es schien, als genössen wir ein Glück, um das sie uns beneideten, als machte unsre Armuth uns in ihren Augen nur wichtiger und ansehnlicher. Diese Mischung von Empfindungen war sehr rührend und tröstend. Sie sprachen niemals geradezu von unserer Armuth. Geradezu beschäftigten sie sich mit nichts als mit den Mitteln, unsern Verbindlichkeiten Genüge zu leisten, und die Schulden meines Vaters abzutragen. Herr von Marville ging zu Herrn de la Hausse, die Rechnungen mit ihm abzuschließen. Herr von Cliffi beschleunigte den Verkauf unsers Landhauses und unsers Stadthauses: denn, meine Liebe, dem allen müssen wir entsagen, um unsere Ehre zu retten. Wie wir allein waren, wagte es niemand zu untersuchen, wie viel zu unserm Unterhalte übrig bleiben würde. Und doch hatten wir große Lust, es zu wissen. Meine Mutter wagte, zitternd und bebend, eine Frage

an meinen Vater. Ein tiefer Seufzer war ſeine ganze Antwort, und es erfolgte ein langes Stillſchweigen. Endlich ſetzte er ſich hin, nahm eine Feder und rechnete eine halbe Stunde lang. Meine Mutter und ich hatten die Augen feſt auf ihn geheftet, und wagten es kaum Athem zu holen. Endlich rief er aus: wir ſind ganz unglücklich, wir werden Hungers ſterben müſſen. Meine Mutter ward wie vom Donner gerührt. Ich nahte mich meinem Vater, umarmte ihn, und wiederholte, was ich ſchon geſagt hatte, ich wollte von Herzen gern aus allen Kräften arbeiten, um unſern Unterhalt zu verdienen, die Erziehung, die ſie mir gegeben, würde mir Mittel genug darzu verſchaffen. Ich rechnete alles her, was mir in der Geſchwindigkeit einfiel, das ich unternehmen könnte. Ich fragte noch einmal, ob uns wirklich ganz und gar nichts übrig bliebe? Mein Vater antwortete: kaum ein jährliches Einkommen von 40 Louisd'or. Wie? ſagte ich ganz erſtaunt, vierzig Louisd'or jährliche Einkünfte! Ja, wiederholte er, vierzig Louisd'or ohngefähr, außer unſerm Hauſe in der Vorſtadt und dem Gärtchen, das ich noch nicht habe los wer-

den können, was aber höchstens ein Gegenstand von funfzig bis sechzig Louisd'or ist. — Wie? sagte ich, Vater; wir haben ein Einkommen von vierzig Louisd'or und ein Haus? So sind wir nicht arm. — Ich sah ihn halb vor Verzweiflung lächeln, meine Mutter badete sich in Thränen. Ich umarmte sie beyde. Ich wiederholte noch einmal, wir wären nicht arm, wir könnten noch immer sehr glücklich leben. Ich fing an eine Berechnung über die nöthigsten Ausgaben zu machen, mein Vater zeigte mir hier und da manchen Rechnungsverstoß, nach langem Untersuchen, Ueberlegen und Rechnen fanden wir doch, daß es möglich wäre, mit vierzig Louisd'or zu leben, daß wir aber dann selbst das Haus in der Vorstadt beziehen müßten. Und warum sollten wir nicht darin wohnen können? Wir sind in unserm Eigenthum, hängen nicht von der Habsucht eines Miethherrn ab, der uns vielleicht übertheuern würde. Eine ehrliche Familie hat in diesem Hause gewohnt, und ist glücklich darin gewesen; warum sollten wir es nicht auch seyn können? Sind wir nicht fähig eben so einfach, und durch Tugend froh und glücklich zu leben?

Ja, Vater, fuhr ich fort, laſſen Sie uns dieſe Wohnung verlaſſen, die unſerer Eitelkeit nur zu viel Nahrung gegeben hat. Laſſen Sie uns unſern Stolz darein ſetzen, die Armuth zu ertragen. Wir werden in unſerm Eigenthume wohnen! Was können wir mehr verlangen? — Ich überließ nunmehr meinen Vater ſeinen Betrachtungen. Er ging mit groſſen Schritten das Zimmer auf und ab, und wiederholte dann und wann: vierzig Louisd'or und ein Bauerhaus! Endlich ſagte ich ihm: Ja, Vater, vierzig Louisd'or und ein Bauerhaus, und wir können mit Ehren leben. Laſſen Sie uns einen unglücklichen Ehrgeiz vergeſſen, und der Nothwendigkeit nachgeben. Wir wollen keine auſſerordentlichen Hülfsmittel ſuchen, wir wollen uns nicht trennen, ſondern unſer Unglück dadurch erträglich machen, daß wir beyſammen bleiben. Laſſen Sie uns einander durch Liebe glücklich machen, und wir ſind übrig reich! Wir ſtreckten unſre Arme nach einander aus, umſchlangen uns alle drey, und unſre Thränen floſſen in einander. Wir fingen nun ernſtlich an, an das kleine Haus zu denken, und lieſſen den ganzen Belaß deſſelben die Muſterung paſſiren. Erſtlich iſt da eine ſehr groſſe Küche, daneben

eine groſse Stube, an der Seite ein kleines Kabinet unter der Treppe, die auf den Boden führt. Fenster und Thüren sind ganz so, wie sie in den Dörfern zu seyn pflegen. Neben diesen Wohnstuben liegt eine kleine Scheure und ein Kuhstall. Hinter dem Hause liegt ein kleiner Garten, mit einer Dornhecke eingefaßt. Ich fand, daß wir so sehr gut eingerichtet wären. Mein Vater und meine Mutter nehmen die groſse Stube, wo Platz genug ist, daß für jedes ein eignes Bett gestellt werden kann. Das kleine Kabinet daneben mit einem Ruhebett nehm' ich für mich. Da die Küche übrig groß ist, so können wir auch da essen. Freylich werden viel Ausbesserungen nöthig seyn, um uns gegen die Winterkälte zu schützen. Zu diesem Behuf verkaufen wir unsere besten Möbien und Kleider, die uns doch so unnütz seyn würden. Von dem Ertrag richten wir unsre Wohnung so gut und bequem ein, als es sich mit unsrer Lage verträgt. Wagen, Pferde und alles überflüssige Geräthe lassen wir versteigern, von dem Gelde bezahlen wir alle kleinen häuslichen Schulden, die wir vielleicht hie und da noch abzutragen haben, von dem Ueberschuß

machen wir unsre Einrichtung, und kaufen den nöthigen Vorrath für den bevorstehenden Winter ein. Sehen Sie, meine Beste, das war der Plan, über den wir nach und nach einig wurden. Freylich ging es nicht ohne Einwürfe und mancherley Bedenklichkeiten ab, allein ich hatte die Idee mit solchem Feuer ergriffen, daß es mir gelang, auch meine Aeltern zu dem Plane zu bereden. Dieß brachte wieder den ersten Strahl von Freude in meine Seele. Seit langer Zeit war das der erste Mittag, an dem wir ein wenig heiterer zusammen aßen. Ich segnete meinen Vater und meine Mutter über ihren gefaßten Entschluß, ich wollte ihnen zu Füßen fallen, und meine Dankbarkeit an den Tag legen: jedes meiner Worte verrieth die Freude und die Dankgefühle meines Herzens. Von dem Augenblick an hab ich nicht aufgehört zu berechnen, wie viel bey Personen unumgänglich zu ihrem Unterhalte brauchen. Immer finde ich noch hier und da etwas abzuziehen. Demohngeachtet soll meine Mutter nicht das geringste wesentliche Bedürfniß entbehren. Das ist mein Hauptzweck, und alles übrige muß darnach eingerichtet werden. Mein Va-

der kann ſich leichter etwas verſagen, und für mich wird jede Entbehrung ein wahrer Genuß werden. Meine Mutter ſoll alle gute Möbeln, die ſie jetzt braucht, behalten, eben ſo mein Vater, eine Ecke der Stube ſoll für ſeinen Schreibſchrank und ſeine Bücher leer bleiben. Ich hoffe recht glücklich in meinem kleinen Kabinette zu ſeyn; einen Schreibtiſch werde ich wohl behalten können, und an Papier wird mir's wohl auch nicht fehlen. In den erſten Augenblicken mögte ich nicht, die Rede auf Henrietten zu bringen; allein in meinem Herzen war es gleich beſchloſſen, daß ſie mich nicht verlaſſen darf. Mein Bett wird ſchon groß genug für uns beyde ſeyn. Mit Freuden werde ich mir eine Mahlzeit verſagen, um den geringen Aufſatz ihres Unterhalts davon zu beſtreiten. Bey mir ſoll ſie von nun an ſich ſelbſt ihr Auskommen erwerben helfen, das iſt für ſie die ſchicklichſte Erziehung. Ueber unſere Domeſtiken iſt noch nichts beſchloſſen: ich glaube nicht, daß wir im Stande ſeyn werden, auch nur Eine Magd zu behalten. Immerhin! Henriette und ich wollen ſchon alle häuslichen Geſchäfte beſorgen. Nicht ein Augenblick iſt verſtrichen,

in dem wir uns nicht mit unserm Projekt beschäftigten: immer fiel uns noch etwas Neues ein. Herr von Cliffi kam den Abend wieder, meinem Vater von dem Erfolg seiner Geschäfte Nachricht zu geben. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm unsern gefaßten Entschluß mitzutheilen; er billigte ihn sehr. Ja er ging auf der Stelle hin, das Haus zu besehen, und die nöthigen Ausbesserungen zu besorgen. Er will dann einen Anschlag machen, ihn mit dem Ertrag der Versteigerung vergleichen, und die Arbeitsleute unverzüglich anfangen lassen. Die Aufsicht dabey will er selbst führen: die Auction kann in kurzem vor sich gehen, noch heute des Tages wollen wir ein Verzeichniß von allen den Stücken machen, die hinein kommen sollen. Läßt meine Thätigkeit und Ungeduld nicht nach, so werden wir höchstens in vierzehn Tagen vollkommen in unserm neuen Hause eingerichtet seyn. Ich will Herrn von Cliffi auf das dringendste bitten, ja nichts zu versäumen, und die Arbeiter anzutreiben. Ich benutzte die ersten Morgenstunden, meine Beste, Ihnen von allen diesen Dingen Nachricht zu geben. Meine Aeltern scheinen mir heut ganz

ungewöhnlich lange zu schlafen. Ich will indeß ihr Frühstück zurecht machen. Ich habe eine wahre Sehnsucht, sie zu sprechen. Ja, meine Beste, ich bin fest überzeugt, in unserm kleinen Häuschen werden wir das Glück finden, das wir bis jetzt immer nur in der Ferne sahen, und das uns immer entschlüpfte, ehe wir es festhalten konnten. Es macht mir das größte Vergnügen, allen den Kleinigkeiten, die ich bis jetzt besessen habe, alle dem, was ein Gegenstand meiner Wünsche war, zu entsagen. Alles hat sich von mir entfernt; ich sehe fast nichts mehr um mich herum, kaum erinnere ich mich meiner ehemaligen Bekanntschaften, der Welt, der Vergnügungen, der Gesellschaft. Ich denke auf nichts, als das Leben meiner Aeltern, ich wünsche nichts, als sie getröstet, zufrieden und in Umständen zu sehen, die ihnen ihr Daseyn nicht ganz unerträglich machen müssen. Es wird noch manchen harten Kampf kosten, ehe wir ganz eingerichtet sind, ich überspringe in meinen Gedanken diesen verdrüßlichen Zeitpunkt, und fühle mich stark genug, alles auszuhalten, alles zu unternehmen, alles einzurichten. Ich wage es nicht, Ihnen zu gestehen,

daß ich meine Freundinnen und meine Freundinnen fürchte. Sie werden mich beklagen, mich trösten wollen, sie werden Mitleid mit mir haben, und ich bedarf nichts, nicht einmal Troſt. Auch meine gute Tante fürchte ich ein wenig. Seit zwey Tagen habe ich sie nicht gesehen. Sie ist die Zeit her oft kränklich gewesen. Gewiß würde sie nichts von unsrer neuen Einrichtung hören wollen. Sie wird sich ihrer Verwandten schämen, die gezwungen sind, ein Bauernhaus zu bewohnen. Sie wird in uns dringen, zu ihr zu ziehen, sie wird sich für uns aufopfern wollen: ich hoffe, meine Aeltern werden es über sich gewinnen, nichts anzunehmen. Wenn man vierzig Louisd'or jährlicher Einkünfte und ein Haus hat, so braucht man Niemands Unterstützung. Ich schätze und bewundere den warmen Antheil, den Herr von Cliffi an unserm Schicksal nimmt; er ist beständig für uns beschäftigt, er bietet uns nichts an, läßt uns aber sehr deutlich merken, daß wir, wenn wir wollten über sein ganzes Vermögen disponiren könnten. Er thut nichts als unsre Wünsche erfüllen, Vorschläge thut er selbst nie. Er und Marville sind die einzigen Mannsper-

sonen, die in meinen Augen ein Muster wahrer Freunde und tugendhafter Männer sind. Auch Sie, meine beste Freundinn, auch Sie werden meinen Geist aufrecht erhalten; Sie werden Ihre armen Freunde lieben. Ihre Empfindungen werden ganz so seyn, wie sie mein Herz begehrt. [redacted] werden uns in unsrer niedrigen Hütte besuchen. Diese Hofnung ist an der Spitze aller meiner übrigen. Es wird sich schon noch ein Plätzchen für Sie in meinem kleinen Kabinette finden. Künftig werde ich Sie von nichts als von unsrer neuen Einrichtung unterhalten. Kaum giebt es, außer diesem, noch einen Gegenstand mehr für mich in der Welt. Leben Sie wohl, meine theuerste Freundinn.

Sechs und siebenzigster Brief.

Von Ebenderselben.

Alles geht gut, meine Beste, ich mache mir das Vergnügen, Ihnen meine Zufriedenheit mitzutheilen. Alles fügt sich meinen Wünschen gemäß. Seit meinem letztern Brief ist mir nicht die geringste Schwierigkeit aufgestoßen; alles hat sich so gefügt, wie ich's Ihnen vorher sagte. Ich genieße das Vergnügen, zu sehen, daß meine Eltern ihre Art zu denken auch nicht einen Augenblick ändern. Einige kleine Umstände haben sie im Gegentheil von der Nothwendigkeit überzeugt, bey unserm entworfenen Plane zu bleiben. Unabhänglichkeit ist das köstlichste Gut, das uns übrig ist, und dieses wollen wir dem falschen erkünstelten Mitleid zum Trotz genießen. Doch würde ich undankbar seyn, wenn ich den Gesinnungen, die man gegen mich geäußert, nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließe. Ich sah Thränen über mein Unglück fließen; die sichersten Kennzeichen einer aufrichtigen Theilnahme. Ich habe Ihnen

schon

schon erzählt, wie sich alle meine Freundinnen von Anfang an um die Wette bemühten, mir ihr herzliches Mitgefühl zu bezeigen. Ich hätte neuen Trost darin suchen können, und wenn ich mich von ihnen zurück zog, so geschah es gewiß nicht aus Eitelkeit. Unserer Armuth habe ich mich noch keinen Augenblick geschämt. Doch ist mir die Wirkung nicht entgangen, die sie auf das Betragen mehrerer Personen gehabt hat. In dem Ton ihrer Stimme, die ihr inniges Mitleid so gut ausdrückte, in der Behutsamkeit, mit der sie jedes Wort abwogen, in ihren thränenreichen Klageliedern über das Vergangene konnte ich nur zu deutlich unser Verdammungsurtheil lesen: ihre Achtung für uns steht gewiß in genauem Verhältniß mit unserm Vermögen. Mit wahr Verdruß bemerkte ich an einigen meiner Freundinnen in den wenigen Augenblicken, die wir zusammen waren, daß sie sich so gegen mich betrugen, als wenn ich einige Schuld hätte, und diese Theilnahme, die sie mir bezeigten, kaum verdiene. Diese ließen es auch beym ersten Besuch bewenden. Da mir kein fremder Tadel gleichgültig ist, so untersuchte ich genau, ob ich mir nicht wirklich

etwas vorzuwerfen habe? Allein mein Betragen ist rein und lauter, ich kann die ganze Welt zum Richter nehmen, und die strengste und unerbittlichste Kritik kühn auffordern. Ich schrieb also diese kleinen Ungerechtigkeiten auf Rechnung der menschlichen Schwachheit, und hatte nun selbst Mitleid mit denen, die mich ihres Mitleids unwerth achteten. Unter allen aber hat sich keine sonderbarer gegen mich betragen, als das Fräulein von Mirfort. Sie ließ sich gleich in den ersten Tagen einigemale melden, ich gab aber immer zur Antwort, ich wäre nicht im Stande Besuch anzunehmen. Nun hörte ich eine lange Zeit über nichts von ihr. Gestern aber schickte sie wieder und ließ mir sagen, sie werde um 8 Uhr des Abends zu mir kommen, sie hoffe aber niemand bey mir zu finden. Ich begriff nicht, was sie mit dieser sonderbaren Bedingung haben wollte, und ließ es ihr absagen. Einer von meinen Trostgründen ist auch die Hofnung, diese gute Freundinn nicht wieder zu sehen. Noch nie in meinem Leben ist der Wunsch so lebhaft in mir gewesen, niemand zu sehen. Ich fürchte die Anerbietungen von Unterstützung, das Trösten,

selbst die Aufopferung der Zeit, die man mit mir zubringen würde. Ich denke an nichts als an die Ausführung unsers Plans: diese Gedanken kommen mir keinen Augenblick aus dem Kopfe. Mit den Ausbesserungen unserer neuen Wohnung rückt es sehr vor. Nach der Nordseite werden doppelte Papierfenster gemacht, auch die Thüren und übrigen Fenster werden für den Zugang der Kälte geschützt. Herr von Cliffi besorgt alles mit einem Eifer und einer Thätigkeit, die nicht ihres Gleichen hat, und mich an ihm entzückt. Er weist die Arbeitsleute an, und spornt sie zum Fleiß. Mein Vater geht gewöhnlich den Morgen und Abend danach. Bisweilen kömmt er sehr traurig zurück. Ich liebkose und tröste ihn dann, er trocknet meine Thränen, und wir schöpfen neue Kräfte und Hofnungen für die Zukunft. Andere male bringt er eine heitere und zufriedene Miene zurück. Ich schließe daraus, er habe sich überzeugt, wir würden dennoch glücklich seyn. Dann empfinde ich eine wahre Freude; ich theile sie ihm mit, und wir fühlen eine Erleichterung, die uns unsern Kummer vergessen macht. Meine Mutter ist viel ruhiger. Ihr

sanfter Charakter erlaubt ihr, auf ihre eigene künftige Einrichtung zu denken. Sie sorgt im voraus für ihre kleinen Bequemlichkeiten, sie verspricht sich dieß und jenes kleine Vergnügen, und sorgt für alle Commoditäten, die sich nur mit unserer Lage vertragen. Alles das ist die Folge ihrer Gutmüthigkeit. Die Stube meiner Aeltern wird sehr gut werden. Es ist ein kleines Kamin und außerdem ein sehr guter Ofen mit einer Cavette*) drinn. Vielleicht,

*) Viel ähnliches mit der Cavette hat in einigen Provinzen Deutschlands eine Erhöhung zwischen dem Ofen und der Wand, die man zu den Stuben der niedrigen Volksklassen findet, und die den Namen Helle führt. (Nicht Hölle, wie es gemeiniglich ausgesprochen wird.) Der Verfasser macht hierbey eine Anmerkung, die ich nicht weglassen mag, weil sie mit einer Wahrheit schließt, die in unserm modesüchtigen Zeitalter nicht oft genug wiederholt werden kann. „Die Cavetten," sagt er, „sind nur in der Schweiz, vorzüglich in der französischen Schweiz bekannt. Die Cavette ist ein abgesonderter erhöhter Ort neben dem Ofen, zu welchem Treppen führen, die von eben der Töpferarbeit, wie der Ofen, verfertigt sind. Er wird eben so geheizt und man kann sich darauf setzen. Den Abend herrscht hier eine angenehme Temperatur, und man wärmt sich hier auf eine angenehmere und zugleich anständigere Art, als vor einem Kamine. Man kann es als einen Beweis von Freundschaft betrachten, wenn man zur Cavette zugelassen wird. Immer stößt dieses beim-

meine Liebe, wissen Sie gar nicht mehr, was für eine gute Sache es um die Cavetten ist, was für eine sanfte Wärme man da genießt, wie da die Herzen zutraulich sich einander öffnen, wie die Füße da warm, und die Sinnen leicht und froh sind. Hier ist der Sitz der Offenherzigkeit, die Freundschaft legt da alle Zurückhaltung ab. Auf dieses Plätzchen verlege ich alle meine Vergnügungen für künftigen Winter. Da werden wir denn oft beysammen sitzen, und meine Aeltern mir die Geschichte ihrer ersten Lebensjahre erzählen. Dann denke ich, wie schön es wäre, wenn ich eine gewisse Freundinn in unsrer Miete sähe, ich strecke meine Arme sehnsüchtig nach Ihnen aus, und ach! Sie sind so fern. Kommen Sie, meine Beste, ich habe Ihnen so viel zu sagen: wir haben Stoff genug einen ganzen Winter zu plaudern. Allein, dieß Glück ist unmöglich, und das bringt mich zur Verzweiflung. Herr von Cliffi und Herr von Marville können bisweilen

liche Plätzchen Zutrauen ein, und oft bemüht es die Liebe. Der Luxus, der die Oefen vernichtet hat, hat auch die Cavetten mit hinweg geführt. Dieß ist nur Einer von den unzähligen Nachtheilen, die er der Freundschaft, deren abgesagter Feind er von jeher gewesen, zugezogen hat.“

len in dieses kleine Heiligthum zugelassen werden: ich kenne sonst niemand, der dieses Vorrecht genießen könnte. Alle meine übrigen Bekannten würden dieses Plätzchen verschmähen, und ich wag' es nicht einmal, sie auf diese Probe zu stellen. Wir sind noch fest entschlossen, mit unserm entbehrlichen Geräthe und Möbeln eine Auction anzustellen: ich wollte erst meine Spitzen, meinen Flohr, meine Hüte, Federn, Considerationen, seidne Kleider dazu geben; ein Rest von Eitelkeit und falscher Schaam aber brachte mich auf andere Gedanken. Ich ließ eine Modehändlerinn kommen, und nahm, was sie mir dafür geben wollte. Dieses Geld ist dazu bestimmt, für Henrietten Winterkleider anzuschaffen, mein Kabinet einzurichten, und die nöthigen Möbeln zu kaufen. Dieses Kabinet war sonst die Vorrathskammer der Bauerfamilie, die das Haus bewohnte, deswegen sind die Fenster mit eisernen Stäben besetzt. Sie dienen zum Schutz gegen diebischen Einbruch, da sie in den Garten gehen, der so gut als offen ist. Herr von Cliff wollte ein Kamin ins Kabinet anbringen lassen, ich gab es aber nicht zu. Ich werde viel in der

der Küche seyn, und die übrige Zeit bey meinen Aeltern zubringen: nichts soll mich von ihnen trennen. Wir stellten große Berathschlagungen über die Bedienung an, und hatten Mühe uns zu vereinigen. Wir rechneten hin und her, endlich fand sich's, daß es unmöglich wäre, eine Magd zu halten. Wir kündigten allen unsern Domestiken an, daß wir bald genöthigt seyn würden, sie abzudanken. Alle erboten sich, ohne Lohn zu bleiben, und uns bis auf den letzten Augenblick zu bedienen. Demohngeachtet haben wir den Bedienten und das Küchenmädchen fortgeschickt. Die Wittwe eines unsrer alten Tagelöhner, die von unserm Unglück gehört hat, kam und bot uns ihre Dienste und alles, was sie in ihrem Vermögen hätte, an. Sie wohnt mit ihren Kindern nahe an dem Hause, in das wir ziehen werden. Wir sind mit ihr einig worden; sie verrichtet die gröbern Arbeiten im Hause, dafür bekömmt sie ein gewisses Geld, und um sie ganz zu befriedigen, will ich ihren Kindern lesen und schreiben lehren. Dieß muß eine nützliche und angenehme Beschäftigung für mich seyn. Unter allen unsern Einrichtungen ist nicht eine einzige, von

der ich mir nicht irgend ein Vergnügen verſpreche. Noch bin ich nicht in unſerm Hauſe geweſen. Ich habe den größten Widerwillen auszugehen. Die ganze Stadt hat ſich ſo viel mit unſerm Unfall beſchäftigt, und ſpricht noch davon, auf der Straße würde ich ſehen, wie mich jedermann mit neugierigen Blicken verfolgte. Ich mag die Augen der Leute nicht auf mich ziehen. Ich würde ſie nicht aushalten ohne zu erröthen, ganz habe ich meine falſche Schaam noch nicht ablegen können. Auch für Sie, meine Beſte, fürchte ich mich. Sie werden ſich unſerer ärmlichen Einrichtung widerſetzen, Sie werden ſchreiben, ich für uns verwenden, arbeiten, und jedermann aufbieten, dem ſie Gewalt genug über uns zutrauen, unſern Entſchluß rückgängig zu machen. . . . Ja, meine Theuerſte, ich bin feſt entſchloſſen, Ihnen dieſen Brief nicht eher zu ſchicken, als bis wir wirklich in unſrer neuen Wohnung eingerichtet ſind: ich freue mich drauf, ihn von dort datiren zu können. Ueberwindung wird mir's freylich koſten, Sie ſo lange über unſere Umſtände in Ungewißheit zu laſſen, gern möchte ich Ihnen verſichern, daß ich nunmehr außer

aller Verlegenheit bin. Sie werden meinetwegen in Sorgen seyn, allein in unserer Lage können wir unsern Freunden nichts anders als Kummer machen, und es ist mir unmöglich Sie zu schonen. So nehme ich denn auf zehn, vielleicht auf zwölf Tage Abschied von Ihnen, meine Beste. Die Holzleute machen so lange. Herr von Cliffi ist indeß immer hinter ihnen her: er läßt sich die Sache mehr angelegen seyn, als seine eignen Geschäfte. Die Kosten bestreiten wir von unserm Silberzeug, das vor einigen Tagen verkauft worden. Die Auction wird sogleich vor sich gehen, als wir dieses Haus verlassen haben. Wir machen alle Anstalten dazu, ich habe den Catalog aufgesetzt, und bessere hie und da etwas aus, um eher Liebhaber zu finden. Ich taxire alles, berechne alles, schätze jeden kleinen Genuß, und finde fast immer, daß das baare Geld den Vorzug verdient. Mein größter Ehrgeiz, liebste Freundinn, geht dahin, meinen Aeltern so wenig als möglich zu entziehen, aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich alles, und treffe die Maasregeln danach. So leben Sie denn wohl, liebste Sophie, bis ich in dem Häuschen bin, das

der gütige Himmel uns läßt, und wofür ich ihm von Herzen danke. Aus unsrer demüthigen Wohnung. ... Hören Sie, liebste Freundinn, heut sind wir endlich eingezogen. Vierzehn ganzer Tage lang mußte ich meinen Brief liegen lassen. Was uns so lang aufhielt, war ein hölzerner Verschlag, der am Eingang der Küche angebracht werden mußte. Er war durchaus nothwendig, er schützt uns vor der Kälte, und entfernt uns von der Straße. Sie können leicht denken, daß ich die Zeit über alle Hände voll zu thun hatte, und daß mir unsere Einrichtung viel zu schaffen machte. Noch sind wir nicht ganz in Ordnung. Wir verließen unser Haus nicht ohne Thränen zu vergießen. Sie stürzten mir häufig aus den Augen, als ich meinen Vater und meine Mutter ihre Wohnung verlassen sah. In ihrem Alter sich in ein kleines, enges, unbequemes Häuschen zu begeben — dieses Unglück fühlte ich tief in meiner Seele. Sie durften sich schmeicheln, ihre Tage in glücklichern Umständen zu beschließen. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Herz springen möchte. Oft wird das noch ein Gegenstand meiner Thränen seyn. Und

doch leiden sie nicht, und werden nicht leiden: das kann ich hoffen. Wir fuhren den Abend in Cliffi's Wagen her, alles war zum Empfang meiner Aeltern vorbereitet; sie fanden alles, was sie zu ihrer Bequemlichkeit brauchten. Hanne, so heißt die Frau, die uns aufwartet, hatte eine kleine Mahlzeit, nach meiner Angabe, zurecht gemacht. Sie ist nicht die beste Köchinn, künftig aber werden unsere Gerichte besser zubereitet werden. Wir waren außerordentlich bewegt und gerührt, als wir von unsern Domestiken Abschied nahmen. Sie wollten keinen Lohn nehmen, sie sagten, sie wären glücklich bey uns gewesen, und es hätte ihnen nie an etwas gefehlt. Sie bestanden darauf, kein Geld zu nehmen: sie setzten hinzu, sie hätten genug dadurch gewonnen, daß sie uns gedient hätten. Das Kammermädchen meiner Mutter wollte durchaus bey ihr bleiben, und umsonst dienen. Es ward ihnen ein ganzer Jahrlohn ausgezahlt, und wir weinten alle beym Abschied. Die Liebe und Uneigennützigkeit dieser armen Leute rührte mich tief, und ich umarmte sie herzlich. O gewiß, man darf keinen Menschen verachten, Tugend und Em-

findung können in jedem Stande gedeihen. Diese rührende Szene machte uns sehr niedergeschlagen; wir konnten uns den ganzen Abend nicht davon erhohlen. Mein Vater und meine Mutter setzten sich in ihre gewöhnlichen Armsessel, die sie in ihrer Stube am Kamin fanden, in dem Feuer angemacht war. Ich saß zwischen ihnen. Es währte ziemlich lange, eh eins von uns ein Wort vorbrachte. Es schien, als suchte eins gegen das andere eine Standhaftigkeit zu zeigen, die im Grunde keins hatte. Meine Mutter besah die Stube, und fand alle Möbeln, die gewöhnlich in ihrem Zimmer standen. Hanne kam und meldete, das Essen sey fertig. Ich gab meiner Mutter den Arm, wir gingen in die Küche, und alle drey affektirten wir eine Gelassenheit, die das Ansehen von Zufriedenheit haben sollte. Da die Küche groß genug ist, so hat man in einer Ecke einen kleinen gedielten Verschlag angebracht, der künftig unser Speisezimmer vorstellen wird. Wir blieben nicht lange bey Tische sitzen. Nach dem Essen ward es uns etwas leichter ums Herz: wir fingen an freyer zu sprechen, und beschäftigten uns mit unserer gegenwärtigen Einrichtung.

Bey näherer Untersuchung fanden wir, daß unsere Leiden größtentheils von Gewohnheiten herrührten, die wir ohne große Mühe ändern könnten. Wir verglichen unsere Ausgaben mit unserer Einnahme, von der wir jetzt die eine Hälfte für sechs Monate in den Händen haben, und die bis auf den Tag ausreichen muß. Wir beschlossen, meine Mutter sollte alle Morgen ihren Kaffee mit Rahm haben, so gut es sich nur thun läßt. Mein Vater und ich halten unser Frühstück von Brod und Milch, nachdem wir Hunger haben. Der Hunger, denk' ich, wird künftig allein unsern Küchenzettel machen. Den Mittag wollen wir spät essen, das soll unsre Hauptmahlzeit werden: das Vesperbrod fällt ganz weg, vielleicht auch das Abendessen: höchstens essen wir etwas aus der Hand, ohne uns an den Tisch zu setzen. Wir werden sehen, was sich in diesem Stücke thun läßt. Wir finden so schon, daß die vier Mahlzeiten, die man hier des Tages über hält, eine sehr thierische Lebensart sind. Unter solchen Gesprächen blieben wir spät in die Nacht hinein auf. Die Freunde, die wir künftig sehen, und die uns zugethan bleiben würden, wurden nicht vergeß-

sen. Die Zahl stieg nicht hoch: doch das ist uns eben recht. Ich half meine Mutter auskleiden, und that alles, daß sie ihr Kammermädchen nicht vermissen möchte. Dann ging ich in mein Kabinet. Henriette, die ich früh zu Bette gebracht hatte, lag im tiefen Schlaf. Kinder werden durch neue Gegenstände leicht zerstreut. Die Abwechselung macht ihnen Vergnügen. Henriette weinte auch ein paarmal, besonders da sie von den Bedienten Abschied nahm. Sie tröstete sich aber bald, und beschäftigte sich mit den kleinen Handreichungen, die sie uns leisten kann. Ich fand in meinem Kabinet meinen eichenen Schreibtisch: den Bureau mochte ich nicht behalten, weil er zu viel Platz einnimmt, und doch nur zu Einem Gebrauche dient. Meine Papiere hatte ich in den Tischkasten gelegt, wo ich auch diesen Brief fand, den ich vor ohngefähr vierzehn Tagen angefangen habe. Ich machte mir das Vergnügen, ihn fortzusetzen, und Ihnen den Anfang unsers neuen Lebens zu beschreiben. Wie es scheint, schlafen meine Aeltern ruhig: es ist mir ein wahrer Trost, davon urtheilen zu können, und ihnen so nahe zu seyn. Ich will mich

nun auch auf mein Ruheberr legen, und hoffe es recht gut zu finden. Auch für Henriettens Bedürfniß hat ſich noch ein Platz gefunden. Mein noch übrig iſt, reiche gerade zu, einen Stuhl zu ſetzen, und mich anzukleiden. Morgenfrüh will ich dieſen Brief ſchließen. Ich habe einen Vorrath von Papier, von dem ich Ihnen noch lange ſchreiben kann. Dieß iſt das erſte Bedürfniß meines Lebens. Gute Nacht, liebſte Freundinn.

Die Nacht war nicht ſo gut, als ich erſt hoffte. Ich konnte nicht ſchlafen, ich hörte meine Aeltern oft ſeufzen. Ich ſtand auf, und ging in die Stube, weil ich fürchtete, ſie möchten nicht wohl ſeyn. Es fehlte ihnen aber nichts. Ich ſtand früh auf. Ich höre ſchon die gute Hanne in der Küche: ich will geſchwind meiner Mutter den Kaffee machen. Leben Sie wohl, theuerſte Freundinn. Wünſchen Sie nicht, ich möchte auch künftig eine fleißige Briefſchreiberinn bleiben?

Sieben und siebzigster Brief.

Von Ebendemselben.

Aus Ihrem Briefe, meine beste Freundinn, sehe ich, daß Sie unsertwegen in Sorgen stehen. Ihre Unruhe, Ihre Besorgniß über unser Schicksal haben mich innig gerührt. Ich habe in Ihrem Briefe die Sprache des Herzens nicht verkannt. Das Unglück hat mich nicht ganz zu Boden geschlagen, im Gegentheil, Ihre zärtliche Theilnahme hat mir neue Kräfte gegeben. Wirklich, meine Theuerste, ich bin fast überzeugt, daß die Unfälle im menschlichen Leben nicht so schwer zu ertragen sind, als man sich einbildet. Die Eigenliebe findet auch im Elende der Armuth noch Nahrung. Die Kunst, sich mit der schicklichen Nothdurft zu begnügen, ist wohl eben so gut, als die Fertigkeit, große Summen unter die Leute zu bringen. Ich weiß kaum, welches von beyden mehr Mühe macht. Da man in der Verwendung des Ueberflusses immer auch für andere Leute sorgen muß, so macht die Schwierigkeit, ihnen

zu

zu gefallen, und sie zu befriedigen, immer eine Sorge, die mir künftig nicht mehr fühlen werden. Hierum will ich mich jedesmal erinnern, wenn die Eitelkeit mich durch Vergleichungen betrüben wird. Doch bis jetzt habe ich dieses Mittel noch nicht nöthig gehabt: ich vermisse nichts, und habe das Vergnügen zu sehen, daß meine Aeltern eben dieselbe Denkungsart annehmen. Und zwar kostet sie meinem Verstand keine große Anstrengung. Jeden Augenblick entdecke ich eine neue Wonne. Den Morgen nach unserm Einziehen fand meine Mutter ihren Kaffee vortrefflich: nie hatte er ihr noch so gut geschmeckt. Nach dem Frühstück wollte sie sich für den ganzen Tag anziehen. Sie ging in mein Kabinet, wo ich sie ankleide und auffrisire. Während der Zeit nimmt Hanne den Zimmet auf, wobey ihr Henriette fleißig an die Hand ging. Den ganzen Tag über fiel meiner Mutter ihr Geschäftsmesser nicht einen Augenblick ein. Denselben Morgen hörten wir ein Geräusch an der Thüre. Es war die Stimme der Frau von Artill, die sehr laut fragte: Wo sind sie? Wo findet man sie? Ist das ihr Haus? Ihre

Bücher? Einen Augenblick darauf trat sie herein, fiel meiner Mutter um den Hals, umarmte meinen Vater und mich, und rief einmal über das andere: meine Freunde! meine liebsten Freunde! Ist's möglich? Sie sah sich allenthalben in der Stube um, trat in mein Kabinet, und die Thränen fielen ihr aus den Augen. Wir setzten uns neben sie, und sie fing an, sich über unser geheimnißvolles Betragen zu beschweren. Man habe ihr wohl gesagt, wir würden in die Vorstadt ziehen, allein sie hätte geglaubt, in ein Quartier, das wir seiner Bequemlichkeit wegen verlegen, aber in ein großes Haus, das wir gemiethet hätten. Man habe sich in der Stadt sehr mit uns beschäftigt, aber nie recht erfahren können, was wir machten, noch was für eine Einrichtung wir für die Zukunft gesetzt hätten. Man habe alles gesagt, die Wahrheit allein ausgenommen. Mit ihrer gewöhnlichen Hastigkeit setzte sie hinzu, sie habe gehört, Herr von St. Auge werde von Paris zurück kommen, und alles in Ordnung bringen. Das ist seit langer Zeit das erstemal, daß ich seinen Namen nennen höre. Es ist unbegreiflich, wie man sich mit einer so

unglücklichen Lage wagen kann. Wir sagten der Frau von Arsilli, es wäre ganz unsre Absicht gewesen, unsern Aufenthalt heimlich zu halten, wir hätten unsere Maasregeln damit genommen, und niemand würde uns haben auf andere Gedanken bringen können. Wir rechneten auf die Freundschaft unserer Freundin allein wir wollten durchaus unabhängig bleiben: die Armuth sey uns schwer, allein wir schämten uns nicht, arm zu seyn. — Es ist ganz unmöglich, versetzte Frau von Arsilli, daß Sie hier bleiben können. Sie sind zu weit von der ganzen Welt entfernt, diese kleine, plötzliche Heurat schickt sich nicht für Sie. Man stellte sie eine förmliche Misbilligung über unsere Wahl an. Sie wollte das ganze Haus sehen. Ich zeigte es ihr. Und die Domestiken? fragte sie, als sie alles gesehen hatte. Wir haben keine, antwortete ich ganz gelassen. Unmöglich! unmöglich! rief sie einmal über das andere, holte dann eine Rolle aus ihrer Tasche, legte sie auf den Tisch, und sagte: hier ist, so viel ich jetzt entbehren kann, Sie werden mir schon ein paar Zeilen darüber geben. Sie geben es wieder, wenn Sie können. Ohne uns

Zeit zur Antwort zu laſſen, eilte ſie zur Thüre hinaus. Mein Herr glaubte, es flimmern wohl hundert Louisd'or in der Rolle ſeyn. Ich ſetzte mich gleich hin, und ſchrieb ein Billet, worinne wir ihr herzlich für ihre gute Nachricht dankten. Hanne wurde herein mit dem Billet und dem Gelde fortgeſchickt. Kaum war ſie fort, als ich Jemand an die Thüre pochen hörte. Ich machte auf, und vor herrinnet war Frau von Taninge. Sie hatte ein ſehr eingenommenes Weſen gegen mir. Sie umarmte mich, und küßte mich. Es vergingen einige Augenblicke, ehe ſie ſich gefaßte, unſere Situation zu erklären. Endlich ſagte ſie: liebſte Freundinn! es hat mir viel Mühe gekoſtet, ehe ich den Nachrichten von Ihrem Unglück Glauben beymeſſen konnte. Aber, ſagen Sie mir nur, was bedeutet dieſe Veränderung Ihrer Wohnung, und der man ein ſo großes Geheimniß macht, und von der man heute ſo viel ſpricht? Es iſt wahr, man ſagt, Sie hätten Ihr Haus verkauft, ich weiß auch, wer es gekauft hat: allein es giebt ja noch ſo viel Quartiere in der Stadt, und eine Einrichtung läßt ſich immer treffen. Iſt es wirklich Ihr Ernſt, daß Sie hier wohnen bleib

ben wollen? Vielleicht bleiben Sie nur so lange hier, bis Sie auf Ihr schönes Landhaus gehen, wo Sie so schön eingerichtet sind? „Liebste Freundinn," sagte ich, „wir haben jetzt kein Haus mehr, als nur bloß hier." — Ey nu, die Stube ist nicht übel, das Gesellschaftszimmer ist ohne Zweifel neben an. — Wir haben kein Gesellschaftszimmer . . . Und wenn auch, versetzte Frau von Taninge, auch im Speisezimmer kann man Besuch annehmen, im Winter ist es sogar eine Bequemlichkeit mehr. . . . Wir haben kein Speisezimmer . . . . Wie? kein Speisezimmer? Sie essen also im Vorzimmer, und wo halten sich die Bedienten auf? . . . Wir haben weder Vorzimmer noch Bedienten . . . Meine Liebe, fiel sie mir mit einem etwas ärgerlichen Tone ins Wort: Sie scherzen mit mir. Leuten von Stande bleibt immer etwas übrig, ihre Umstände mögen so zerrüttet seyn als sie wollen. Man trifft Vergleiche, man läßt warten . . . Sie sehen, sagte ich, was uns übrig ist, und wie wir uns eingerichtet haben. . . . So werden Sie mich doch wenigstens recht oft besuchen, liebste Freundinn; Sie müssen die Woche durchaus wenigstens zwey bis drey-

mal bey mir soupiren. Sie müssen sich zerstreuen, und wir wollen uns recht lustig machen. Kömmt St. Ange nicht von Paris zurück? Wir haben so angenehme Soupers mit einander gehabt. Madam, fuhr sie fort, indem sie sich an meine Mutter wendete, ich bitte, erlauben Sie Ihrer Tochter, daß Sie mich recht fleißig besuchen darf." Uebrigens betrug sie sich sehr freundschaftlich, sagte uns viel Schönes und Verbindliches, und verließ uns mit Wiederholung der Bitte, ich möchte sie recht fleißig besuchen. Dieser Besuch war uns ziemlich gleichgültig. Mein Vater ging in unsern kleinen Garten, den er genau untersuchte, meine Mutter machte Ordnung in ihren Sachen, und ich mit Hannen und Henrietten Anstalten zum Mittagsessen. Wir aßen sehr spät, nach drey Uhr. Das Essen gerieth sehr gut; ein neues Vergnügen für mich. Wie freute ich mich, als ich meine Aeltern mit so gutem Appetit essen sah. Wir saßen noch am Tisch, als Herr von Marville hereintrat. Er sagte wenig, und verweilte mit seinen Blikken auf nichts. Es stand noch ein ledigter Stuhl in der Küche; diesen nahm er, und setzte sich

zu uns, nicht anders, als hätt' er uns sein ganzes Lebelang an diesem Orte ersehen. Mit dem Sprechen war er ein wenig mehr in Verlegenheit: seine Blicke hafteten nirgend. Man brachte nichts als einzelne abgebrochene Redensarten ohne Zusammenhang vor, und doch waren wir mehr zum Vergnügen als zur Traurigkeit gestimmt. „Ich sehe, Herr von Marville," sagte ich zu ihm, „Sie sind in unserm Namen in Verlegenheit. Seyn Sie zufrieden: wir kümmern uns nicht, die liebe Eitelkeit macht freylich dann und wann no[illegible]nen Augenblick auf, allein mit der Zeit wird es sich schon geben. Jetzt denken wir auf das Nöthigste: jetzt sind wir der Sorge für den Ueberfluß überhoben. Wir essen, wenn wir Hunger haben. Aber ich fürchte immer, das ist nicht die beste Oekonomie; denn wir haben unsre ganze Mahlzeit aufgegessen, und ich hoffe, es sollte noch etwas für das Abendbrod übrig bleiben. Vielleicht aber hungern wir nun den Abend nicht." — Es wollte mir nicht glücken, ihn mit meiner muntern Laune anzustecken. Wir gingen in die Stube, und er ward noch niedergeschlagener. Doch stand er eben im De-

griff, ſich mit meinen Aeltern in ein Geſpräch einzulaſſen, als Hanne hereinkam, und ſagte: es wäre ein Herr Rath da. Wir fielen gleich auf Herrn du Terrier. Mein Vater wollte ihn nicht abweiſen laſſen. Ich mag Ihnen nicht alle ſeine Exclamationen, ſeine Fragen, die nie auf eine Antwort warteten, nicht ſeine Condolenzen über das Vergangene, noch ſeinen guten Rath für die Zukunft wiederholen. Ich habe nichts davon behalten, als eine Antwort meines Vaters auf eine Rede, die ſich anfing: „Sie waren in ſo guten Umſtänden, und wenn Sie hätten wollen“ ... Ich wollte, fiel ihm mein Vater ins Wort, meine Tochter reich genug machen, um ſich ganz nach ihrem Geſchmack verheirathen zu können, und daß ſie bey ihrer Wahl nicht nöthig haben ſollte, auf Vermögen Rückſicht zu nehmen. Ich wollte ihr den Verdruß erſparen, des Geldes wegen einen Dummkopf zu nehmen, oder mit einem unbegüterten Manne unglücklich zu werden. Das war mein Ehrgeiz, und dieſer Ehrgeiz hat mich unvorſichtig gemacht. Doch habe ich den Troſt, daß ich ſehe, meine Frau und Tochter ergeben ſich gelaſſen in ihr Schickſal, und wir können noch

immer glücklich seyn, da wir von niemand abhängen. „Sie könnten,“ versetzte Herr du Terrier mit einem sehr sanften, freundschaftlichen Tone, „sich um die Charge des *** bemühen. Herr M*** ist alt und sehr schwächlich, es wird's nicht lange mehr treiben, und Ihre Freunde werden Ihnen gerne behülflich seyn.“ Ich kann nicht auf das Leben oder den Tod eines Andern rechnen, versetzte mein Vater, um meine Einrichtung danach zu machen; doch bin ich allerdings entschlossen, mir eine Beschäftigung zu suchen. Ich habe bemerkt, daß die Bauern oft einen guten Rath und eine Zurechtweisung in ihren Arbeiten brauchten: sie sind sehr geneigt, über ihr Eigenthum und auf ihre Ansprüche Prozesse zu gründen. Ich will ihnen meine Hülfe anbieten, ohne jemals Geld von ihnen zu nehmen. Was sie mir aber freywillig von ihren Früchten und Producten geben wollen, werde ich nicht ausschlagen. Wir wollen mit unserm Ueberfluß tauschen, und ich will ihnen schon wehren, allzugroßmüthig zu seyn. Morgen des Tages will ich meine Absicht in den benachbarten Dörfern bekannt machen lassen.“ Ich fiel meinem Vater um den

Hals, und umarmte ihn mit weinenden Augen. Ich war ſo gerührt, daß ich nichts vorbringen konnte, als: Vater; zärtlicher Vater! Herr du Terrier, ganz erſtaunt über das, was er hörte und ſah, machte uns eine Menge Complimente, brachte einen Schwall nichts ſagendes Zeug vor, und mein Vater begleitete ihn unter vielen Freundſchaftsbezeigungen bis auf die Straße. Alle dieſe Beſuche gaben uns wenig Vergnügen. Alle unſre guten Freunde haben uns bis jetzt immer nur Verdruß gemacht; freylich iſt es nicht ihre Schuld, ſondern der Fehler unſerer Lage. Wenn nur die erſten Wochen vorüber ſind, ſo wird ſich's ſchon geben, und wir werden ſie hoffentlich beſſer genießen. Sie werden ſich an unſere Lage gewöhnen, und wir, ſo viel es ihre Convenienzen erlauben wollen, ihren Umgang benutzen. Das iſt alles, was wir brauchen; und ſind wir nicht glücklich genug, daß wir Herrn von Cliſſi und Herrn von Marville haben? Zwey Freunde, bey denen man die ganze übrige Welt vergeſſen könnte. In unſern Berathſchlagungen über dieſen Punkt ward beſchloſſen, daß wir niemand vermeiden wollen. Ohnerachtet wir uns ganz von

dem Zirkel der Gesellschaften entfernen, so wollen wir doch mit allen denen in Umgang bleiben, die sich nach dem unsrigen bequemen können. Wir werden alle Arten von Einladung ablehnen, überhaupt wenig, und im Winter fast gar nicht ausgehen. Auch würde ich nicht einmal Zeit dazu haben. Den Abend wird sich niemand von uns aus der sehr warmen Stube hinaus sehnen. Herr und Frau von Cliffi, Herr von Warville und meine Tante Bonval werden uns bisweilen besuchen. Was brauchen wir mehr? In meinem letzten Briefe habe ich Ihnen nichts von meiner Tante gesagt, weil Sie ihre Denkungsart und ihre Gesinnungen gegen uns vollkommen kennen. Auch ihr haben wir ein Geheimniß aus unsrer neuen Einrichtung gemacht; sie fragte uns oft, was wir für einen Plan für die Zukunft hätten: sie that uns Anerbietungen, und drang in uns, sie anzunehmen. Wir ließen sie bey dem Gedanken, es müßte uns wenigstens eine sehr gute Wohnung und ein hinreichendes Auskommen übrig bleiben. Da sie einige Tage über krank gewesen, so hat sie von der Veränderung unsers Quartiers nicht eher als heute

etwas erfahren, wo ein Bedienter, den ſie in unſer Haus ſchickte, hieher gewieſen wurde. Ich ſchrieb ihr, gab ihr aufs genaueſte von unſern Umſtänden Nachricht, und entſchuldigte unſre Heimlichkeit. Wenn ſie nicht ſo weit von uns wohnte, ſo würde ich ſie gern beſuchen. Und doch will ich's thun, ſo bald ich nur einmal gewiß weiß, daß ich ſie allein finde. Ich weiß nicht, warum ich jetzt alle Freundſchaftsverſicherungen, alle Theilnahme, die man uns bezeigt, ſo ſehr haſſe. Ich fürchte, man möchte uns in Verlegenheit ſetzen, und mit der beſten Abſicht von der Welt viel Verdruß machen. Wir haben uns nochmals feſt entſchloſſen, nicht das geringſte anzunehmen, und die Unabhängigkeit zu erhalten, deren ganzen Werth wir jetzt in unſerer Armuth erſt recht einſehen. Herr und Frau von Cliffi kamen geſtern, und brachten den Abend bey uns zu. Noch nie waren wir ſo glücklich. Nicht reiche Freunde beſuchten uns, ſondern Leute, die uns liebten, denen es bey uns gefiel, die zufrieden und nie reicher geweſen zu ſeyn ſchienen, als wir jetzt ſind. So war das Vergnügen beſchaffen, das ſie uns verſchaften, und unſere Eitelkeit ſchien ſich ganz

wohl dabey zu befinden. Sie ſagte ganz leiſe: man kann ſich doch noch bey uns die Zeit vertreiben. Wir haben ſehr viel Dienſtfertigkeit und guten Willen bey unſern neuen Nachbarn, den Bauern, gefunden, und einen vorzüglich braven Mann, Nahmens Johann Peter Dabin, der uns manchen guten Dienſt geleiſtet hat. Er wohnt ſehr nahe bey uns, er iſt Arbeiter bey Herrn von Flamacour, und überdieß ein Bruder von Heinrich, dem Verwalter des Herrn von St. Ange. Dieſe Umſtände fielen mir ganz ſonderbar auf. Seit wir ihn kennen, haben wir ihn nicht weiter gebraucht, und für ſeine vorigen Dienſte reichlich bezahlt. Sein Haus ſieht dem unſrigen ſehr ähnlich, ſo wie es überhaupt bey den Bauerhäuſern in unſerer Provinz der Fall iſt. So lange wir nun in der Gegend wohnen, haben wir an allen unſern Nachbarn die größte Dienſtfertigkeit entdeckt. Sie äußern ein Mitleid, das die Eigenliebe nicht kränkt, und ein Verlangen behülflich zu ſeyn, das von allem Eigennutz entfernt zu ſeyn ſcheint. Wir werden ihrem Beyſpiele folgen, und uns auch bemühen nützlich zu werden. Und um nützlich zu werden, braucht

man eben nicht reich zu ſeyn. Sehen Sie, theuerſte Freundinn, ſo verfloſſen die vier erſten Tage unſerer neuen Einrichtung. Unſer Haushalt iſt nun ganz im Gange: keins von uns fühlt Ueberlaſt, aber auch keins iſt müſſig. Unſere Abendmahlzeiten waren immer etwas ängſtlich: mein Vater und meine Mutter aßen ſo viel als nichts. Ich that den Vorſchlag, ſie ganz abzuſchaffen. Wer Hunger hat, ſoll ſich etwas auf einen Teller geben laſſen. Die Hauptſache iſt indeß aufs Reine. Wir wiſſen nunmehr gewiß, daß unſer Einkommen zur Beſtreitung unſerer Ausgaben hinreichen wird. Ich ſchreibe Ihnen dieſen Abend, indeß meine Aeltern ruhen. Sie waren heut etwas niedergeſchlagen: wir brachten den Abend ohne Beſuch zu. Morgen will ich ihnen den Dürftigen vorleſen. Vielleicht wird dieſes Drama *) ihren Muth wieder in etwas beleben. Mich wunderts gar nicht, daß die lange Gewohnheit ihre Rechte behauptet. Meine Schuldigkeit iſt's, auf Mittel zu denken, ſie bey ihnen in Vergeſſenheit zu bringen. Ich laſſe keinen Augenblick ab, daran zu arbeiten. Es iſt meine Pflicht,

*) Von Mercier.

denn, genau genommen, bin ich doch an Allem Schuld, und leide juſt am wenigſten darunter. Mein Brief wird morgen abgehen. Vielleicht ſchreibe ich noch ein paar Zeilen dazu, eh ich ihn ſchließe. Schlafen Sie wohl, liebſte Freundinn; es iſt ſchon ſpät. — —

Dieſen Morgen ließen ſich Herr v. Mirfort und ſeine Tochter melden. Meine Antwort war: wir wären außer Stande uns dieſe Ehre zu geben, und bäten uns ihren Beſuch auf ein andermal aus. Ich habe einen entſchiedenen Widerwillen, dieſe gute Freundinn wieder zu ſehen. Leben Sie wohl, beſte Sophie. Die Stunde ſchlägt, die mich in die Küche vor den Herd ruft.

Acht und ſiebenzigſter Brief.

Herr von St. Ange an Herrn von Marville.

Ja, liebſter Freund, dein Brief hat mich der Verzweiflung nahe gebracht. Ich will nicht unterſuchen, ob die Vorwürfe meines Gewiſſens viel dazu beytragen, wie du vermutheſt. Aber, ſage mir ſelbſt, ob ich nicht alle mögliche Gründe habe, die tiefſte Hochachtung für das Fräulein von Germoſan zu hegen, wenn die Sachen ſo eingerichtet ſind, daß kein Mann es wagen darf, Anſprüche auf ſie zu machen: wenn niemand, wie ich, den unſchätzbaren Werth des Glücks, ſie zu beſitzen, fühlt; wenn das Schickſal ſelbſt ſich nicht erkühnt, ſeine Rechte auf ſie geltend zu machen; mit einem Wort, wenn ich der Einzige bleibe, der ſie aus reinen Abſichten anbetet? Iſt das ein Unglück, worüber ich mich ernſtlich zu betrüben Urſach habe? Ich liebe das Fräulein von Germoſan, wie ich ſie immer geliebt habe, wegen ihrer Reize, wegen ihrer Schönheit, weil ſie ein herrliches Mädchen iſt. Mit dieſem

diesem natürlichen Hange verbindet sich das innigste Gefühl von Hochachtung und Zärtlichkeit, das mir durch ihren Verstand, ihre trefflichen Eigenschaften, ihren Charakter und ihre Tuzenden eingeflößt worden. Mein Herz und meine Einbildungskraft sehen die höchste Seligkeit in das Glück, bey ihr zu seyn, mit ihr zu leben, nichts zu sehen, nichts zu lieben als sie, nur Ein Interesse mit ihr zu haben, kurz, mein Leben ganz von dem ihrigen abhängig zu machen. Dieses Gefühl verläßt mich keinen Augenblick mehr, und nie habe ich es so deutlich gespürt, als seitdem ich so weit von ihr getrennt bin, seitdem ich in Paris lebe, wo das Gewühl von tausend Gegenständen mich zwar einen Augenblick beschäftigen, aber nie von dieser Idee entfernen, oder sie nur im geringsten schwächen kann. Gerade das Gegentheil: ich fühlte vielmehr allenthalben eine Leere, die das Andenken an das Fräulein von Germosan allein ausfüllen konnte. Sie schwebt mir immer in der Stellung vor Augen, wo sie sagte: „Ja, St. Auge, ich liebe Sie!“ Ein himmlisches Feuer war in ihren Augen. Es ging in meine Seele über, wo es nie erlöschen

wird. Ich geſteh es, erſt ſeit dieſem Augenblick habe ich einſehen lernen, daß das größte menſchliche Glück darin beſteht, mit einem Weibe zu leben, das man liebt, und das verdient, geliebt zu werden. Der auf das vollkommenſte befriedigte Ehrgeiz, die ſchmeichelhafteſten Ehrenſtellen, die glänzendſten Reichthümer können nicht ſo gut alle Augenblicke des Lebens ausfüllen, als eine reizende Gattinn, deren Geiſt, Grazie und Sanftmuth jeden Augenblick neue und angenehme Empfindungen verſchaffen. Dann genießt die ganze Seele, und jede andere Begierde erſtirbt. Die Gegenſtände der Habſucht, des Stolzes, und der Eitelkeit erfordern eine Menge Dinge, die doch niemals befriedigen. Immer ſtöhrt etwas den Genuß, den ſie verſchaffen, entweder eine neue Begierde, oder eine Unvollkommenheit in dem, was man erwartet. Die vollkommene Befriedigung unſrer Begierden wird immer entweder durch Zweifel, welche die Eigenliebe aufwirft, oder durch eine Kränkung der Eitelkeit, oder durch Hinderniße, welche die Eigenliebe der Perſonen um uns her in den Weg legt, verwehrt. Die Liebe hingegen erwartet ihr Glück allein von der,

die der Gegenstand derselben ist: und warum sollte nicht Empfindung und Vernunft das wieder gut machen können, was die Natur weislich eingerichtet, die Fehler der Menschen und der Gesellschaft aber verderbt haben? Sieh, Freund, das sind die Gedanken, auf die das Fräulein von Germosan mich brachte, und von denen ich nie wieder abweichen werde. Bis jetzt habe ich's getrieben, wie der große Haufe der Mannspersonen; ich setzte das Glück in die Menge angenehmer Empfindungen, in den Genuß der Eitelkeit, der Eigenliebe und aller jener kleinlichen Leidenschaften, die das Glück der Menschen vergiften, welche die Natur nicht vorgeschrieben, sondern das gesellschaftliche Leben erfunden hat. Allein man kann es wieder zu dieser einfachen und glücklichen Natur bringen. Gehört auch Anstrengung des Geistes dazu, so hoff' ich ihrer doch fähig zu seyn, und diese Kraft habe ich einzig den Gesinnungen zu danken, die das Fräulein von Germosan mir eingab. Doch, wozu wird mich diese Kraft führen? Werd ich ihrer genug haben, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die mich um-

fingen? Immerhin! Ich kann das Glück nicht suchen, wo ich nicht hoffen darf, es zu finden: ich kann dem Gegenstand nicht entsagen, der mir zuerst und allein einen Begriff davon gab: geh es auch wie es wolle.

Doch darfst du nicht glauben, daß die Nachrichten in deinem Briefe, die mich betreffen, meine Betrübniß vermehrt hätten. Im Gegentheil, ich finde gerade darin neue Strahlen von Hofnung. Der gänzliche Verlust des Vermögens der Germosans ist es, was mich bestürzt machte. Ich hätte nie geglaubt, daß ihr ganzes Vermögen drauf gehen sollte. Sie haben Häuser, liegende Gründe, Kapitale, und da der Verlust mit la Hausse ersetzt ist, so hätte doch etwas übrig bleiben müssen. Wie ist auf einmal alles verloren? Freylich wahr, wenn man sich einmal auf Projekte und weitaussehende Speculationen einläßt, wenn man zu gleicher Zeit die Sucht bekömmt, zu bauen und zu verschönern; so wird man bald über die Gränze, die man sich vorgezeichnet hatte, hingerissen. Man hofft, man wagt neue Versuche, und Ein Irrthum, Ein Rechnungsfehler führt oft nach und nach zum gänzlichen Ruin.

Ich habe hier mehr Beyspiele erlebt, allein ich war weit entfernt mir einzubilden, daß es mit Herrn von Ormosan so weit kommen könne. Mein erster Gedanke war, zu ihm zu eilen, mich zu seinen Füßen zu werfen, und ihm alles, was ich habe, mein Leben, meine Fähigkeiten, alles, was in meiner Gewalt steht, anzubieten. Ich überlegte, was für Mittel man anwenden könnte, den äußersten Mangel zu vermeiden: allein in der Entfernung, in der ich jetzt lebe, kann ich keinen Plan, keine feste Idee entwerfen: meine einzige Sorge war, die Lage meiner Umstände zu untersuchen, und alles, was mir übrig blieb, zu Gelde zu machen. Sobald meine hiesigen Geschäfte in Ordnung gebracht, und die Anweisungen ausgestellt waren, überließ ich es meinen Commissionären sie so gut als möglich zu benutzen. Ich schrieb Herrn von Durtan, ich wollte seine Forderungen befriedigen, und er könnte die schicklichsten Maasregeln danach ergreifen. Ich behielt nicht mehr baares Geld, als ich zu Bezahlung meiner hiesigen Schulden, und zur Bestreitung der Reisekosten nöthig glaubte. Indeß hatte ich alles das nur so ohn-

gefähr berechnet, ohne jede Kleinigkeit mit in Anschlag zu bringen. Nach Empfang deines Briefes aber änderte ich meinen Plan etwas, und fing an, genauer nachzurechnen. Ich schrieb an Herrn Durtan, ich wollte mich nicht mit der Befriedigung solcher Forderungen übereilen, die mich nicht unmittelbar beträfen, ich bäte ihn, mir noch einige Zeit Sicht zu verschaffen. Darauf hielt ich mit meinem Wechselagenten Rath, wie die verkäuflichen Effekten auf der Stelle zu Geld gemacht werden könnten. Ich entschloß mich kurz, und ließ mir von ihm und meinen Commissionären auszahlen was ich zu fordern hatte. Ich verkaufte sogar einige Juwelen, und alles, was ich von meiner Equipage entbehren konnte. Diese Operation beschäftigte mich verschiedene Tage: heut bin ich endlich damit zu Stande gekommen, und alles ist in baarem Gelde in meinen Händen. Ich wollte es in Wechsel verwandeln, allein sie sind jetzt selten und theuer, ich möchte sie auf Lyon stellen lassen, und dort würde mir es wieder neue Mühe und Kosten machen, das Geld in die Schweiz zu bringen. Mein Wechselagent hat mir gerathen, das Geld in Natura mit der

Diligence nach Besanzon zu schicken, von da sich es mit leichter Mühe nach Yverdon bringen könnte. Und dazu habe ich mich auch entschlossen. Eben habe ich die Säcke zugemacht und versiegelt. Sie sind an die Herren Pellier und Pochet in Besanzon addressirt. Morgen bringe ich sie selbst in einer Miethkutsche auf die Post. Es sind 55,000 und einige hundert Livres in Gold; in drey Paketen. Deswegen, und weil auch einiges Silbergeld dabey ist, will ich alles in eine kleine Schatulle thun, und sie auf der Post verschließen. Ich denke fast zugleich mit dem Gelde in Besanzon einzutreffen. Vielleicht nehme ich es dort selbst zu mir. Meine Absicht ist, es den Germosans zu bringen, und sie zu bitten, es anzunehmen. Sie werden das Schicksal meines Lebens entscheiden, und ich werde mich glücklich schätzen, mit ihnen arm zu seyn. Ich werde bey ihnen alle Glückseligkeiten finden, und wer um Lauren ist, bedarf keiner Reichthümer. Warum könnten wir nicht auf meinem Landhause ein ruhiges, einsames, frugales, ökonomisches Leben führen? Wir würden arbeiten, und einander wechselsweise unter die Arme grei-

ſen. Da wir von unſerer Oekonomie und Arbeit leben müßten, ſo könnte es uns nicht an Vergnügen fehlen. Die Germoſans ſind rechtſchaffene, edle Leute, und vielleicht würden ſie mich auch von manchen Seiten kennen lernen, die ſie an mir nicht geſucht hätten. Ich bin feſt überzeugt, wir könnten glücklich ſeyn, unſer Vermögen möchte auch ſo unanſehnlich ſeyn, als es wollte. Ich bitte dich, theuerſter Freund, ein Wort davon fallen zu laſſen, wenn du irgend eine Möglichkeit ſiehſt, ihnen dieſen Vorſchlag annehmlich zu machen. Doch das Glück des Lebens läßt ſich ſo hurtig nicht einrichten. Es wird Schwierigkeiten, Hinderniſſe die Menge ſehen: ſie werden ſich bedenken, vielleicht gar abſchlägliche Antwort geben. Der Stolz des Herrn von Germoſan iſt noch nicht erloſchen. Er wird keinen Vorſchlag eingehen, der ſeine Umſtände nicht ganz wiederherſtellt. Seine ganze Hofnung beruht auf ſeiner Tochter. Geh es wie es kann. Ich komme, ich biete ihnen an, was in meinem Vermögen ſteht, ich werfe mich zu ihren Füßen, und das Fräulein von Germoſan mag mich ſo unglücklich machen, als ich werden kann! Das iſt mein ſe-

ſter Entſchluß. Morgen ſchicke ich mein Geld fort, übermorgen gehe ich ſelbſt von hier ab: alle Anſtalten zur Reiſe ſind ſchon getroffen. Ich zähle die Tage, und hoffe, daß ich, eingerechnet die Zeit, die ich mich in Beſanzon aufhalten muß, in eilf oder zwölf Tagen ſpäteſtens bey dir und — ſonſt noch Jemanden — ſeyn werde. Morgen, wenn ich meinen Brief ſchließe, kann ich dir nähere Nachricht geben. Doch ſeh' ich nicht, was mich aufhalten, oder zu einer Aenderung veranlaſſen könnte. Von Frau von Seme habe ich bereits Abſchied genommen. Sie iſt traurig, und hat viel Kummer und Sorge. Ihre Tochter iſt krank, ich verlaſſe ſie ſehr ungern, da ich ihr vielleicht noch manchen guten Dienſt leiſten könnte. Ihre Verwandten intereſſiren ſich wenig für ſie. Von ihrem Vermögen wird nicht viel übrig bleiben. Sie fühlt das Traurige ihrer Lage ganz. Ich war äußerſt gerührt, als ich ſie verließ. Ich will ſehen, daß ich ſie morgen noch einmal ſprechen kann. Ich bin überzeugt, ſie würde eine vertraute Freundinn des Fräuleins von Germoſan werden, wenn ſie zuſammen lebten. Sie haben beyde ſehr viel Aehnlichkeit in ihrem

Charakter. Morgen werde ich meinen Brief auf die Post geben. — — —

Ach! theuerster Freund, fast möchte ich den Brief ins Feuer werfen, den ich dir vor vier Tagen schrieb. Er bedeutet jetzt nichts mehr. Ich bin sehr unglücklich; unglücklicher als jemals. Ich sagte dir: auf Morgen! allein wo ist der Mensch, der für den morgenden Tag gut sagen kann? Ich habe wahre Anfälle von Verzweiflung gehabt, und kaum begreife ich, was mich zurück gehalten hat, der Stimme dieser Leidenschaft Gehör zu geben.

Den Abend nach dem Tage, an dem ich dir zuletzt geschrieben hatte, brachte ich nochmals das Geld im Bureau in Ordnung, legte sogar die Summe, die ich zu der Reise bestimmt hatte, dazu, und ging dann ganz ohne Sorgen zu Bette. Ich sah in der Summe, die ich zusammengebracht hatte, einige Reßourfen und Hofnungen; eine Leibrente, Mittel, mein kleines Gut in bessern Stand zu setzen, und was die Hauptsache war, die Möglichkeit, einer Familie beyzuspringen, und sie vor dem Elend der Armuth zu schützen. Ich hatte mich den Tag ermüdet, und brachte die Nacht in dem tiefsten

Schlaf zu, wenigstens hatte ich in langer Zeit keine so gute Nacht gehabt. Ich hatte befohlen, mich bey früher Tageszeit zu wecken, und doch war es schon spät, und niemand kam. Der Lohnlakey, den ich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über gehabt hatte, ließ sich nicht sehen. Ich klingle, ich rufe; vergeblich! Ich stehe auf, in der Absicht, ihn auszuschelten, daß er mich den letzten Tag, den er bey mir ist, so schlecht bediene. Ich gehe in das Kabinet, das neben meiner Stube ist, worin der Bureau steht, und in das man nicht kommen kann, ohne durch die Stube zu gehen. Der Bureau ist offen, und die kleine Schatulle mit dem Gelde nicht mehr zu sehen. Ich stürze hinzu, reiße die Schubladen auf, und werde wie vom Donner gerührt. Ich sehe das Fenster im Kabinet offen, und erinnere mich, daß der Bediente, während ich schrieb, hereingekommen war, und das Fenster zu, oder wenigstens etwas daran gemacht hatte. Ich untersuche es, und sehe, daß man mit leichter Mühe von unten heraufsteigen kann.

Nun war der Diebstahl gewiß. Ich lief zu dem Besitzer des Hauses, ließ Jedermann

zusammen kommen, beklagte mich, schrie, erkundigte mich nach dem Domestiken. Man hört mich an, betrachtet mich, thut eine Menge Fragen, und läßt nicht undeutlich seine Zweifel merken, ob ich das Geld wohl wirklich gehabt haben möchte, das mir, wie ich behaupte, gestohlen worden? Man läßt einen Commissar kommen, er entwirft ein weitläuftiges Protokoll, und in dem Protokoll kommen wieder eine Menge Sachen vor, die es eben so zweifelhaft machen, daß ich wirklich bestohlen worden, als ihrer für die Wahrscheinlichkeit da sind. Ich eilte zu dem Polizeylieutenant. Er war beschäftigt, man läßt mich lange warten, endlich bringe ich meine Klage vor. Ich werde sehr gütig angehört, man verspricht mir, alle mögliche Nachforschungen anzustellen, und macht mir Hofnung, das Geld wieder zu bekommen. Ich kehre nach Hause zurück, alles ist da in Unordnung und Aufruhr. Man vertheidigt den Bedienten, auf den ich den Verdacht geworfen hatte, man nahm durchaus seine Partie, und getraute sich, für ihn gut zu sagen. Man versicherte mir, er würde schon wieder kommen, er könne nicht fortgehen, und

man werde gewiß erfahren, ob ich wirklich bestohlen sey. Der größte Theil des Tages verstrich in dieser Unruhe, mit Anstalten und Nachforschungen. Allein, was kann ich hoffen? Der Bediente ist vielleicht schon über die Grenze des Königreichs mit dem Gelde, und alles ist auf einmal für mich verloren. Noch zwey Tage brachte ich mit Nachsuchungen zu, ohne das geringste zu entdecken: dann fing ich an, zu untersuchen, was ich noch hatte, was mir übrig bliebe, und was weiter zu thun wäre. Meine Uhr, einige Louisd'or, die ich noch in der Tasche hatte, und ein ganz kleines Felleisen mit Kleidern und Wäsche, reichten kaum zu, was ich im Hause schuldig war, zu bezahlen. Ich wußte nicht, ob mir nur ein Heller zur Reise übrig bleiben würde. Gestern wußte ich nicht, was aus mir werden sollte; ich brachte die ganze Nacht mit Nachdenken zu, was ich anfangen könnte, und ich gesteh es, ich gerieth in Verzweiflung, da ich auf einmal alle meine Hofnungen über den Haufen geworfen und vernichtet sah. Die Commissionärs, denen ich die Effekten, die in ihren Händen gewesen waren, abgenommen hatte, schie-

nen mißvergnügt darüber zu ſeyn, und ich hatte Abſchied von ihnen genommen, ſo daß ſie mir's anſehen konnten, es wäre mir lieb, nichts mehr mit ihnen zu thun zu haben. Ich hätte mich nicht entſchließen können, wieder zu ihnen zu gehen, und ſie um einen Vorſchuß zu erſuchen, und wenn mein Geld ſich nicht wieder findet, ſo wär' es ohnehin eine große Frage, ob ich die Summe, die ſie mir vielleicht leihen würden, wieder bezahlen könnte. Dieſen Morgen überlegte ich, daß mein hieſiger Aufenthalt mich jeden Tag ärmer mache. Ich entſchloß mich alſo, meine Uhr und meine Kleider zu verkaufen. Von dem Gelde, das ich daraus löſte, bezahlte ich, was ich ſchuldig war, und es blieben juſt 66 Livres 10 Sous übrig, das heißt, genau ſo viel, als ich zu einer Fußreiſe brauche. Das war mein erſter Entſchluß, er reute mich zwar bald wieder; ich fing von neuem an, nachzuforſchen, zu rechnen, zu unterſuchen; allein jetzt ſehe ich, daß mir kein andrer Ausweg übrig bleibt. Und warum ſollte ich auch nicht zu Fuße gehen? Wenn ich den Tag nicht mehr als drey, höchſtens vier Livres verzehre, ſo kann ich ohngefähr vierzehn Tage unterwegs bleiben, und mehr Zeit brau-

che ich nicht. Ich befinde mich wohl, bin ein rüstiger Fußgänger, und will auf meiner Huth seyn, daß die Ungeduld, nach Hause zu kommen, mich nicht zu übertriebener Anstrengung verleitet. Mein Entschluß ist gefaßt, morgen gehe ich von hier ab; ich habe mich schon mit einem Reisestabe versehen. Ich habe die falsche Schaam, daß ich meine Art zu reisen zu verheimlichen suche: ich stelle mich, als veränderte ich blos mein Quartier. Heut ist meine Abreise sicherer als jemals, ich darf nicht fürchten, daß man mir die nöthigen Mittel dazu raube. Ich bin so voll Zuversicht darauf, daß ich dir ein Lebewohl sage, und meinen Brief schließe.

N. S. Ich weiß nicht, ob ich dir auf dem Wege schreiben werde. Ich hoffe nicht, daß ich dir etwas zu sagen haben soll. Ich bitte dich, sage Niemand ein Wort von meiner Abreise, noch von meinem Marsch. Ich hoffe unerkannt auf meinem Landhause einzutreffen. Ich will einige Tage zu Hause zubringen, ohne daß jemand es weiß. Ruhe wird mir nöthig seyn, und besonders werde ich über manche Punkte Erkundigung einziehen müssen. Ich

denke an den Brief, dessen Frau von Dubourg gegen dich erwähnt. Wir müssen den Urheber zu entdecken suchen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so kann ich ihn errathen. Sey meinetwegen ganz unbesorgt: ich habe für alle meine Reisebedürfnisse gesorgt. Lebe wohl, mein Bester; ich umarme dich noch einmal.

Neun und siebenzigster Brief.

Sophie an Laura.

Sie sind recht grausam, meine Liebe. Wie konnten Sie nur Ihren Brief so lange zurück halten, ohne nur die geringste Nachricht von sich zu geben, ohne mir Ihr Schicksal und die Entschließung, die Sie gefaßt, wissen zu lassen? Ich hoffte immer, es werde nicht alle Hülfe für Sie verloren seyn, mit ihren Angelegenheiten werde es nicht sogar übel stehen, Ihre Freunde würden Ihnen zu Hülfe kommen, Sie unterstützen, und den gewaltsamen Entschluß, den Sie genommen, hintertreiben. Hätte ich Ihre Absicht voraus sehen können, so würde mich nichts zurück gehalten haben; ich wäre zu Ihnen geflogen, ich wäre Ihren Aeltern zu Füßen gefallen, und hätte sie durch mein Flehen bewogen, zu mir zu kommen, und alles, was ich habe, mit mir zu theilen. Wir könnten Sie logiren: wir hätten Sie so einrichten wollen, wie es Ihnen am angenehmsten gewesen wäre. Ich wollte mich gleich auf den Weg machen; allein mein Mann sagte, es

ſtände jetzt nicht in meiner Gewalt, und wirklich habe ich einen heftigen Anfall, der mir auf einer Reiſe hätte gefährlich werden können. Ich mußte den Beſorgniſſen, zu denen meine Umſtände berechtigten, nachgeben; allein ich will mich ſchonen, und ſobald ich wieder vollkommen geſund bin, ſoll mich nichts aufhalten. Ich komme, das Kabinet mit Ihnen zu bewohnen, Ihr Ruheſeſſel zu theilen; es wird ſchon noch ein Plätzchen für mich übrig ſeyn. Ich werde mit Ihnen, mit Ihren Aeltern leben, ich werde Ihnen an die Hand gehen, Ihren Kummer theilen: kein Glück in der Welt würde ich dieſer angenehmen Ausſicht vorziehen. Ich bin überhaupt nicht im Stande, Ihnen zu ſagen was ich fühlte, als ich Ihren Brief las. Ich ſage Ihnen nichts von den Thränen, die er mir auspreßte: aber gern, gern möchte ich die Bewunderung ausdrücken, die Sie mir einflößten. Ihr Muth, Ihre Standhaftigkeit nöthigte mich zu einer wahren und tiefen Ehrfurcht für Sie. Mitten unter Ihrem Unglück gaben Sie mir das lebhafteſte Bild des Glücks. Dieſe Unabhängigkeit, dieſe wechſelſeitige Dienſtleiſtungen, dieſe anhaltende zuvorkommende Aufmerk-

samkeit, diese Empfänglichkeit für die kleinsten Freuden des Lebens, diese beständige Beschäftigung und Sorge für die Zufriedenheit der Personen, die man liebt — — Ich bin fest überzeugt, das ist die wahre irdische Glückseligkeit, oder es giebt gar keine. Ich will Zeuge derselben seyn, will mir einen Ekel gegen allen Ueberfluß beybringen, und lernen mit der Nothdurft zufrieden und vergnügt seyn. Ich frage mich oft: ist es aber auch wirklich wahr, daß meine Freundinn, die in der Welt lebte, einen angesehenen Platz in ihr einnahm, auf mehr als Eine Art auf diesem Schauplatz glänzte, die ein reizendes Landhaus hatte, und da aller Annehmlichkeiten des Lebens genoß, jetzt gezwungen ist, in einem Bauerhause zu wohnen, ohne alle Bedienung zu seyn, und sich mit der äußersten Nothdurft zu begnügen? Ich lese Ihren Brief von neuem, mein Herz folgt Ihnen in das kleinste Detail, und mein Verlangen, bey Ihnen zu seyn, wird jeden Augenblick größer. Ohnmöglich kann ich ihm widerstehen: in einigen Tagen muß ich wieder vollkommen gesund seyn. Man versichert mir, im achten Monat sey nichts zu fürchten. Mein Mann soll mich die Hälfte

der Weg begleiten: wir wollen ſehr langſam fahren. Kurz, wir wollen alle mögliche Vorſicht brauchen, und ich gewinne das Glück, vierzehn Tage bey meiner Freundinn zuzubringen. Mir vergnügt will ich ſeyn! Gewiß würde es weit gefährlichere Folgen für meine Umſtände haben, wenn ich dieſes Vergnügen weiter hinaus ſchieben müßte. Ich werde die Zeit nicht erwarten können. Machen Sie ſich gefaßt, daß ich Ihnen nicht eher Ruhe laſſe, bis Sie mir alle drey verſprechen, zu mir zu kommen, und ſich bey mir niederzulaſſen. Ich verſpreche Ihnen dagegen, daß Ihre Delicateſſe auf jede Weiſe ungekränkt bleiben ſoll: wenigſtens ſollen Sie ſehen, daß Sie mir nicht den geringſten Aufwand verurſachen werden. Ich gehöre Ihnen frey, mit Ihren Freunden kann ich nicht zufrieden ſeyn. Wie wär' es möglich geweſen, daß ſie nicht hätten erfahren ſollen, was Sie machten? Warum ließen ſie Ihnen ſo ganz Ihren Willen? Haben ſie Ihnen nicht alle zu Ihrer neuen Einrichtung gerathen? Wozu dient die Freundſchaft? Wo geht ſich ihr Intereſſe für Sie? In der That, meine Liebſte, ich bin überzeugt, hier hätte ſo

etwas nicht geschehen können. Man würde das unbefohlne Geheimniß nicht so heilig beobachtet haben, man hätte sich mehr in Ihre Angelegenheiten gemischt. Sie hätten vielleicht mehr dabey gelitten, allein man hätte der Freundschaft einen solchen Schimpf erspart. Nicht einmal mit dem Herrn v. Marville bin ich zufrieden: er hat Ihre Lieblingsneigung zu sehr geschont, und Herr von Cliffi viel zu viel gethan, Sie darin zu bestärken. Mit einem Worte, meine Liebe, ich schäme mich im Namen der Freundschaft, daß sie sich nicht angelegen seyn lassen, mehr für Ihr Glück und Ihren Wohlstand zu thun.

Aber, auch noch eine andere Person macht meine Neugierde rege. Ich spürte immer sorgfältig in Ihren Briefen nach, ob ich nicht vielleicht etwas herausrathen könnte, das ihn betrift. Sie haben mir nicht ein Wort von ihm gesagt, und auch ich konnte nichts erfahren. Fast muß ich glauben, er lebt gar nicht mehr. Ich sehe weder in Ihrem Hause, noch in Ihrem Kopfe, noch in Ihrem Herzen eine Stelle mehr für ihn. Sie haben gestanden, ihm selbst gestanden, daß Sie ihn lieben, und diesem

Geständniß nach sollte er Ihnen doch wohl allenthalben gegenwärtig seyn. Sagen Sie mir etwas von ihm, ich bitte Sie. Es ist mir unerträglich über Gegenstände, die Sie beschäftigen und interessiren, in einer solchen Unwissenheit zu leben. Bleibt er in Paris? Kömmt er zurück? Was wird aus ihm werden? Ich weiß nicht, was ich denken soll, da ich sehe, daß Sie bey allen Ihren Einrichtungen nicht die geringste Rücksicht auf ihn nehmen. Ich möchte nicht gern jemand beschuldigen. Herr von Marville, an den ich Gelegenheit gehabt habe zu schreiben, drückte sich über diesen Gegenstand auf eine sehr unbestimmte Art aus. Ich hoffe, wir werden besser von der Sache sprechen können, wenn ich erst bey Ihnen bin. Das ist eine wahre Materie für die Cavette, und in Ihrem Kabinet wollen wir gewiß nicht eher einschlafen, als bis wir unsere Herzen gegen einander entledigt haben. Sie sehen, liebste Freundinn, daß es ein wahres Bedürfniß für mich ist, Sie zu sehen. Ich weiß nicht, was geschehen würde, wenn mir die Möglichkeit, es zu befriedigen, genommen würde. Ich hoffe, meinen Plan nicht über vierzehn Tage verschie-

Ihm zu hören. Vielleicht werde ich wohl noch mehr als Einen Brief von Ihnen erhalten, bis mich aber das Verlangen, mit Ihnen zu plaudern, nicht schmerzt. In der festen Erwartung der Zukunft sage ich Ihnen heute weiter nichts, als daß ich Sie ewig lieben werde, wie jetzt.

Achtzigster Brief.

Laura von Germeſan an Sophie von Dubourg.

Ja, liebſte Freundinn, kommen Sie, beſuchen Sie mich. Ihr Verſprechen überraſcht mich mit Freude. Ich verſichere, ich kenne keine Freundſchaft als die Ihrige. Kommen Sie, dulden Sie mit uns, hungern Sie mit uns. Doch nein, Sie ſollen nichts dulden, und ich werde glücklich ſeyn. Ich kann ſehr gut in Henriettens Bette ſchlafen, Sie ſollen meins haben, das iſt gut iſt, und für das kleine Mädchen kann ich recht bequem ein anderes in dem kleinen Gang machen, der aus dem Kabinet in die Küche führt. Es bleibt alles in ſeiner Ordnung, und Sie werden ſich ganz leidlich hineinfinden. Meine Aeltern freuen ſich faſt eben ſo ſehr darauf, als ich ſelbſt. Kommen Sie, liebſte Freundinn, kommen Sie, halten Sie Ihr Verſprechen, oder ich würde nach der Hoffnung, die Sie mir gemacht haben, zu unglücklich ſeyn. O gewiß iſt nicht die geringſte Urſache für Sie zu befürchten: die Wege ſind

nicht schlecht, die Kälte ist noch nicht übrig streng, und wir können zusammen schwatzen! Ich kann meine Freude nicht mäßiger, wenn ich mir vorstelle, Sie bey mir in meinem Kabinet zu haben. Wie lieb hab ich Ihren Mann, daß er sich Ihrer großmüthigen Idee nicht widersetzt: es ist ein herrlicher Mann, daß er sogar keine Schwierigkeit macht. Und man giebt doch sonst den Männern Schuld, daß sie sich meisterlich darauf verstünden. Stellen Sie ihm ja vor, wie traurig es ablaufen würde, wenn er Sie nicht gutwillig fortließe. Lassen Sie mich an nichts als an dieses Vergnügen denken. Ich hofte nicht, daß mir ein so grosses Vergnügen so nahe bevorstehen sollte. O es wird mir sehr zu Statten kommen, denn ich habe Kummer gehabt. Meine Mutter war ein wenig krank. Ich fürchtete, wir würden in die Verlegenheit kommen, unsern Arzt brauchen zu müssen. Ich ließ ihn rufen, und um ihm alle Bedenklichkeiten wegen der Bezahlung zu benehmen, gab ich ihm für zwey Besuche, die er bey meiner Mutter abgestattet, viel mehr als da wir noch reich waren: so daß ich hoffe, er wird wohl wiederkommen. Ich hatte noch

etwas von dem Gelde übrig, das ich aus meinem Putz gelöst, allein ich überlege, daß es mir in der Länge fehlen könnte, und wie im Fall einer Krankheit vielleicht weder den Arzt noch die Arzeneyen zu bezahlen im Stande seyn würden. Ich sah mich derowegen nach einem Mittel um, etwas Geld zu verdienen. Ich ließ mit einer Putzmacherinn reden: sie will mir Arbeit geben, die ich den Tag über thun kann, des Nachts schreibe ich Noten für die Concerts der Frau von Taninge. Es sind schon alle Einrichtungen getroffen, und ich arbeite bereits seit zwey Tagen. Freylich verdiene ich sehr wenig daran, allein mit der Länge der Zeit kann ich mir doch einen Nothpfennig zusammen sparen. Und so ist wieder ein neuer Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Zu gleicher Zeit lehr' ich Henrietten nähen. Noch weiß ich nicht, was ich mit Hannens Kindern für eine Einrichtung treffen werde, um ihnen Unterricht im Lesen und Schreiben zu geben. In unserm Hause würden sie zu viel Unruhe und Geräusch verursachen. Sie wohnen sehr nahe bey uns: ich will also suchen, es so zu machen, daß ich nach dem Frühstück meinen

Aeltern eine Stunde zu ihnen gehen kann. Morgen will ich damit anfangen. Sie ſehen, liebſte Freundinn, daß meine Zeit gut beſetzt iſt, und daß ich von der Langenweile nichts zu fürchten habe. Den ganzen Nachmittag bringe ich mit den Arbeiten für die Putzmacherinn zu. Meine Aeltern gehen zwiſchen zehn und eilf Uhr zu Bette, und ich ſcheide bis um zwölf oder Eins Neten ab. Den Morgen um fünf Uhr beſchäftige ich mich mit Henrietten. Den Abend lieſt uns mein Vater vor. Die Bauern fangen nach und nach an, ihn zu Rathe zu ziehen: er hat zwey bis drey Morgen mit ihren Angelegenheiten zu thun gehabt. Er beſchäftigt ſich mit Vergleichsentwürfen für ihre Prozeſſe, und bringt ihnen richtigere Begriffe von ihren Rechten und Pflichten und den Geſetzen bey. So viel möglich hält er ſie vom Klagen ab, und nimmt keinen Beweis ihrer Erkenntlichkeit an, wenn ihre Sachen nicht einen günſtigen Ausgang gehabt haben, oder wenn es ihm nicht gelungen iſt, ihnen einen wichtigen und nützlichen Dienſt zu leiſten. In allen Streitigkeiten, die er nicht zum Vortheil ſeiner Klienten beylegen kann, rechnet er ſeine Mühe

für nichts. Sind aber die Partheyen zufrieden, ſo nimmt er etwas, doch nie baares Geld, ſondern Früchte u. d. g. an. So haben wir ſchon Oel, Eyer, friſche Butter bekommen, und es macht uns wahres Vergnügen, von den guten Werken meines Vaters zu leben. Das ſind unſre köſtlichſten Gerichte. Kommen Sie, theuerſte Freundinn, theilen Sie ſie mit uns, und ſie werden noch mehr Werth in unſern Augen erhalten.

Herr von Marville, Herr von Cliſſi und meine Tante Donval kommen bisweilen, den Abend bey uns zuzubringen. Sie können leicht denken, daß die erſtenmale das Geſpräch blos von uns und unſrer neuen Einrichtung handelte. Es ward unterſucht, was wir hätten thun, und was wir hätten vermeiden ſollen: kurz, die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft wurden in Ueberlegung genommen. Man unterſuchte, diſputirte; allein, da unſer Entſchluß unerſchütterlich iſt, und unſer Leben ſeinen Gang fortgeht, ſo waren alle dieſe Geſpräche vergeblich, und es wurde nichts geändert. Nach und nach fängt man an, ſich weniger mit uns zu beſchäftigen, man ſieht ein,

daß wir arm sind, und also auch als arme Leute leben müssen.

Allein, warum haben Sie an Herrn von Marville geschrieben? Diese Nachricht hat mich unruhig gemacht. Er hat mir kein Wort davon gesagt. Ich kann nicht zugeben, daß Sie beyde ein Geheimniß unter sich haben. Ich bestehe darauf, er muß mir Ihren Brief zeigen, oder Sie kommen bey mir in den Verdacht, einen Hochverrath an der Freundschaft begangen zu haben. Ich bitte Sie, liebste Freundinn, thun Sie nichts, sagen Sie nichts, denken Sie an niemand. Warum wollen Sie mich auf Gedanken zurückbringen, die ich nicht früh genug vergessen kann? Was liegt dran, was ich gesagt habe? Was hat es zu bedeuten, ob etwas in meinem Herzen vorgeht, oder nicht? Sie sehen, daß alles auf eine unumstößliche Art eingerichtet ist, und daß nun keine Veränderung weiter in meinem Leben statt findet. Herr v. St. Ange ist noch in Paris, er wird aber zurück kommen. Wenn ich nicht irre, hat mir's Herr v. Marville gesagt. Ich glaube, er setzte hinzu, er wäre durch gewisse Bürgschaften, die ihn nöthigten, fremde Schulden zu bezahlen,

eben ſo arm werden, als wir. Meine beſte Freundinn, ich habe wenig Zeit, mich mit allen dieſen Dingen zu beſchäftigen: mein Hauptgeſchäfte muß es ſeyn, ſie mir ganz aus den Gedanken zu bringen. Doch, ſo lange ich Briefe ſchreibe, kann ich keine Noten ſchreiben: das iſt alſo baarer Verluſt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich mir das Vergnügen gönne, mich mit Ihnen zu unterhalten, und ich möchte mir nicht einmal gern dieſen Vorwurf zu machen haben. Leben Sie alſo wohl, theuerſte Freundinn.

Ein und achtzigster Brief.

Herr von St. Ange an Herrn von Marville.

Von meinem Landhause,
den 20 November.

Es geht mir recht unglücklich, lieber Freund. Du bist niemals da, wo ich dich gern finden möchte. Ich hofte, mich bey meiner Ankunft in deine Arme zu werfen; ich hofte bey dir die Erholung und allen Trost zu finden, dessen ich nach meiner höchst mühseligen Reise so sehr bedarf: und du bist in Bern: wichtiger Geschäfte halber, wie es heißt, zu deren Besorgung dich dein Amt verpflichtet. Man sagte mir in deinem Hause, man wisse nicht, wenn du wiederkommen werdest, und gab mir deinen Brief, der mich nicht tröstete. Heut will ich dir nichts von meiner Fußreise erzählen, diese Auftritte muß ich dir einmal bey guter Musse umständlich beschreiben. Die ersten Tage über marschirte ich rüstig auf, meine Sehnsucht sporute mich, aber bald sah ich mich

gezwungen, langsamer zu gehen. Die letztern Tage waren vorzüglich mühselig. Und doch war ich nicht im Stande, mich aufzuhalten. Ich eile, dir zu erzählen, was mir in den ersten Augenblicken meiner Zurückkunft begegnete. Das Herz schlug mir immer heftiger, je näher ich Yverdon kam, und doch athmete ich freyer. Ich sah nichts als Sorgen und Kummer im Perspekt vor mir, und doch war ich viel ruhiger. In den Augenblicken der Unruhe ist es immer besser dem Gegenstande, der sie verursache, nahe zu seyn, selbst dann, wenn man nichts als Leiden zu hoffen hat. Nach einer vierzehntägigen Wanderung ging ich den Abend in Yverdon ein, mit ganz verschiedenen Ideen und Empfindungen beschäftigt. Es war just, als suchte ich mir selbst gleich den ersten Augenblick meiner Ankunft ein Hinderniß in den Weg zu legen: es fiel mir ein, daß Heinrich einen Bruder in der Vorstadt hätte, der vom Weinbau lebe. Der Weg trug mich vor seinem Hause vorbey, ich wollte mich nach Heinrichen und meinem Landhause erkundigen, wohin ich den folgenden Morgen in aller Frühe zu gehen gedachte. Ich suchte mich an sein

Haus

Haus zu erinnern. Es war schon dunkel. Endlich glaubte ich's gefunden zu haben. Ich stieß eine Thüre, dann noch eine, die in einen Vorschlag führte, und da erblickte ich ein Frauenzimmer, oder vielmehr einen Engel. Sie hatte ein weißes Vortuch um, in der einen Hand hielt sie eine Serviette, in der andern einen Teller. Ihre schönen braunen Haare waren oben mit einem blauen Bande zusammen gebunden, ihre Kleider von einer blendenden Weiße und Reinlichkeit. Neben ihr stand ein kleines Mädchen, und am Heerde eine Frau, die Holz anlegte. Ich blieb unbeweglich stehn, ich wußte nicht, ob ich eine Erscheinung säße. Das Fräulein v. Germosan that einen lauten Schrey, und sank in einen Stuhl, der neben ihr stand. Ich warf mich zu ihren Füßen, und betete sie mit einer Aufrichtigkeit an, die ich dir nicht beschreiben kann. Ich sagte es ihr, ich wiederholte es mit dem Feuer, das mich beseelte. Ich sagte, und schwur, daß ich sie noch immer liebe, und mein ganzes Lebelang lieben werde: meine Liebe für sie wäre von meinem Daseyn unzertrennlich. Ich bemerkte die Unruhe, in der sie war, sie bedeckte ihre Augen mit der Hand;

ich glaubte eine Thräne fallen zu sehn. Das Kind näherte sich ihr von der andern Seite, umarmte sie mit beyden Händen, und fragte ängstlich: Liebe Laura, will uns der Herr was zu leide thun? Nun konnte ich meine Thränen nicht länger zurück halten, sie erstickten mich fast, und rollten häufig die Wangen herab. In diesem Augenblicke ließ sich Herr von Germosan an der Stubenthüre sehn. Mein Gesicht war mit dem Schnupftuche bedeckt, so daß er mich nicht erkannte. Ich trat näher, sah ihn an, und er rief voll Erstaunen: „Wie? Sie sind es, St. Ange!“ und er umarmte mich herzlich. Wie habe ich eine so lebhafte Rührung empfunden. Mein Herz schien mir gelähmt und erstarrt, und doch empfand ich, ich weiß nicht was für ein süßes Gefühl, das mir in die Seele drang. Herr von Germosan zog mich in das Zimmer, und rief der Frau von Germosan zu: Herr von St. Ange! Diese ehrwürdige Frau kam mir gleichfalls mit offnen Armen entgegen, und sagte: Wie? Sie sind es, Freund, unser guter Freund? Eine lange Weile überließen wir uns der Gewalt der Empfindung, ohne zu

ſprechen. Endlich, als wir wieder der Rede mächtig waren, erzählte man mir alles, was vorgefallen war, und wie man ſich in dieſes Haus begeben habe. Darauf erzählte ich, wie ich wäre beſtohlen und gezwungen worden, die Reiſe zu Fuße zu machen. Es ſchien, als brächte die Aehnlichkeit unſerer Situationen uns in wenig Augenblicken näher, als wir einander vorher in Jahren gekommen waren. Unſere Herzen floſſen in einander, wir äußerten gegenſeitig das unbeſchränkteſte Zutrauen. Ich weiß nicht wie es kam, genug, wir klagten wenig über unſer beyderſeitiges Unglück. Das Fräulein v. Germoſan kam herein; ich ſah, daß ſie zitterte. Ich näherte mich ihr, und bat ſie um Verzeihung, daß ich ſie ſo überraſcht habe. Ich erzählte, wie es zugegangen wäre. Alles was ich hörte, alles was ich ſah, erſchütterte und rührte mich ſo, daß ich meine Geſinnungen nicht verbergen konnte. Ich fühlte die Unmöglichkeit, die Ergießung meines Herzens zurück zu halten, und wendete mich an Herrn v. Germoſan: „Mein Herr,“ ſagte ich, „es wäre vergebliche Mühe, wenn ich Ihnen meine Geſinnungen gegen Ihre Tochter ver-

heimlichen wollte: sie können Ihnen nicht unbekannt seyn, und ich bitte Sie, das Geständniß meiner Leidenschaft für sie, als die Bestätigung aller Ihrer Vermuthungen anzunehmen. Ich werde nie eine andere als das Fräulein v. Germosan lieben. Mein Leben hängt von ihr ab. Allein, was für Ansprüche kann ich in meiner Lage machen? Gern wollte ich meine Hände, meine Zeit, und mein Leben ihrem Dienste widmen; allein darf ich mir wohl schmeicheln, ihr Leben dadurch glücklicher zu machen? Wie ihm auch sey, ich werfe mich zu Ihren Füßen, und werde nie ein ander Glück kennen, als dasjenige, das Sie mir verwilligen wollen. Gnädiges Fräulein, (fuhr ich fort, indem ich mich an Lauren wendete,) verzeihen Sie mir, daß ich ohne Ihre Einwilligung Ihren verehrungswürdigen Aeltern meine Gesinnungen bekannt mache. Es ist mir unmöglich, sie ihnen länger zu verheimlichen. Ihr Herz ist deshalb nicht gezwungen, mit mir einzustimmen. Allein mein Leben gehört Ihnen, und Sie können damit thun, was Sie wollen.“ Herr v. Germosan unterbrach mich, indem er mich bat, ich möchte immer ihr Freund blei-

Ben. Er wollte von Dankbarkeit sprechen, ich fiel ihm aber ins Wort, und versicherte, ich würde es als die gröſte Beleidigung ansehen, wenn er noch ein Wort davon fallen lieſe. Ich bewies ihm, daß ich nichts für ihn gethan habe, und daß das Einzige, was ich mir vorgenommen hätte zu thun, durch den erlittenen Diebstahl zu Wasser worden wäre. Ich entfernte mich nun, und sagte, ich würde den Abend bey meiner Schwester zubringen, und morgen auf mein Landhaus gehen: ich bäte um die Erlaubniß, sie bisweilen besuchen zu dürfen, und verspräche die gröſte Aufmerksamkeit anzuwenden, ihnen weder Verdruß noch Verlegenheit zu machen. Beym Hinausgehn drückte ich Henrietten zärtlich an meine Brust. Noch nie hatte ich den Trieb der Natur so lebhaft empfunden. Ich würde mich schämen, wenn der Grund davon in meiner jetzigen Armuth läge. Bey meiner Schwester ward ich sehr zärtlich empfangen. Man wuſte nicht, wie ich zurück käme, man hatte mich erwartet, allein wegen meines langen Ausbleibens schon fast die Hofnung aufgegeben. Ich danke dir, liebster Freund, daß du das Geheimniß so

ſorgfältig bewahrt haſt. Mein Schwager fing gleich an von Geſchäften zu ſprechen: er ſagte, er habe mein Verlangen, daß ich in dem letzten Brief geäußert, nicht erfüllen können; man habe ihm keine längere Friſt zur Bezahlung verwilligen wollen: allein er habe Geld auf das Landhaus geborgt, und ſo die ungeſtümſten Gläubiger befriedigt. Auf dieſe Weiſe wird der Ertrag faſt ganz auf die Bezahlung der Intereſſen gehen. Kaum glaube ich, daß mir etwas übrig bleiben kann, wenigſtens wird es unendlich wenig ſeyn. Ich werde mit Heinrichen arbeiten, und die Oekonomie verbeſſern müſſen. Noch habe ich nicht Zeit gehabt, zu überlegen, was ſich in dieſer Rückſicht etwann unternehmen ließe.

Wie ich dieſen Morgen auf dem Wege nach meinem Landhauſe vor dem ehemaligen Hauſe der Germoſans vorbey ging, trat ich in die Thüre deſſelben, wo Leute aus und eingingen, und Möbeln weggeſchaft wurden. Ich fühlte mein Herz beklommen, und doch konnte ich mich nicht enthalten hineinzugehn. Ich trat aus einem Zimmer in das andere. Die Verſteigerung war noch nicht geendigt; einige Mö-

beln ſtanden noch da, die zum Verkauf beſtimmt waren. Ich ging bis ins Zimmer des Fräuleins. Beym Eintritt empfand ich ein heftiges Zittern an allen Gliedern. Die vier Wände ſtanden ledig da, einige Stühle wurden eben fortgetragen. Blos ein Spiegel hing noch an einer Seitenwand. Ich hielt ihn für den, deſſen ſich das Fräulein gewöhnlich an ihrer Toilette bediente. Ich bot darauf, und erſtand ihn für die letzten vier Thaler, die ich noch bey mir hatte. Ich nahm ihn mit einem wahren Vergnügen mit. So wie ich nach Hauſe kam, hing ich ihn über meinem Schreibſchrank auf. Ich ſehe ihn, ſo oft ich die Augen in die Höhe richte. Heinrich hatte meine Ankunft bereits erfahren, er konnte nicht begreifen, was das für ein Spiegel wäre, den ich ſelbſt von meiner Reiſe mitbrächte. Der gute Heinrich ſchien ſehr vergnügt, mich wieder zu haben. Er machte die Bemerkung, ich ſähe ziemlich kränklich aus, und gerieth wegen meiner Geſundheit in große Angſt. Ich ſprach ihm Muth ein, und verſicherte, es fehle mir nichts als Ruhe. Er fragte, wo meine Equipage wäre; ich antwortete, ich hätte keine, und käme

ärmer wieder, als ich weggegangen wäre; ich rechnete sogar auf das, was er in meiner Abwesenheit erspart hätte. Allein mein Schwager hatte ihm das Geld abgenommen, um Interessen und Advokaten davon zu bezahlen. Heinrich hatte nichts als seinen Lohn, den man ihm ausgezahlt hatte, und den er mir mit gröſter Bereitwilligkeit anbot, und fast aufdrang. Ich gestand ihm, ich brauche jetzt alles, was er mir leihen könnte, und fragte, ob er wohl bey einem so armen Herrn, als ich, weiter würde dienen wollen? Er kam hastig auf mich zu, als ob er mich umarmen wollte. „Ich," rief er aus, „ich bitte Sie, mich zu behalten: unmöglich kann ich einem andern Herrn dienen." Ich drückte ihm die Hand, und sagte, ich würde ihn immer als meinen Freund betrachten; alles, was ich hätte, wäre sein. Er wollte mir Rechnung über das ablegen, was er während meiner Abwesenheit gethan habe; ich versicherte ihm, ich möchte keine Rechnung sehen, und überlieſe ihm alles, damit nach seinem Gutdünken zu schalten und zu walten. Es ist ein groſes Glück für mich, daß ich einen so gescheiten und ökonomischen Bedienten habe:

mit ihm fällt es mir unmöglich, meines Unterhalts wegen besorgt zu seyn; es wird mir Vergnügen machen, mit ihm zu arbeiten. Die Einsamkeit, in die ich auf einmal gerieth, brachte mich zum Nachdenken, und das Nachdenken machte mich niedergeschlagen. Ich fühlte das ganze Unglück meiner Lage. Deine Abwesenheit vergrößert es noch mehr. Ich sehe nichts, als Unglückliche um mich her, und du, der allein mich trösten könnte, du bist weit von hier. Ehe ich an etwas anders denken konnte, mußte ich meine Sehnsucht befriedigen, mich mit meinem Freunde zu unterhalten. Komm zurück ich beschwöre dich. Ein unglücklicher Freund bittet dich. Lebe wohl.

Zwey und achtzigſter Brief.

Laura an Sophie.

Die vierzehn Tage ſind nun bald um, meine Beſte. Ich zähle jede Stunde, und hoffe, Ihre Geſundheit ſoll nicht länger das Glück verzögern, wozu Sie mir Hofnung gemacht haben. Meine Aeltern freuen ſich eben ſo ſehr darauf, als ich ſelbſt, und alles iſt zu Ihrem Empfang bereit. Ich ſag' es Ihnen zum voraus, daß Sie Ihr Brod mit uns verdienen müſſen: Sie müſſen mir bey meiner Arbeit helfen, Sie müſſen mir allenthalben an die Hand gehen: allein dafür werden Sie auch an einem lebendigen Beyſpiele ſehen, daß man ſehr arm ſeyn kann, ohne ſehr unglücklich zu ſeyn. Ich fürchtete den Winter; allein ich ſehe jetzt, daß wir nicht viel dabey leiden werden, wenn er nicht gar zu ſtreng wird. Mein Kabinet heizt ſich gut. Sie werden nicht frieren. Meine Aeltern gewöhnen ſich alle Tage beſſer an ihre Situation. Die Sehnſucht nach dem Vergangenen wird nach und nach ſchwächer,

und ſie ſpüren eben nicht viel von drückender Langenweile. Bisweilen hilft mir meine Mutter an meinen Arbeiten. Ich habe ihr meine Abſicht nicht entdeckt, ſie hat mich auch nicht darum befragt, ich vermuthe aber faſt, ſie erräth ſie. Henriette arbeitet auch. Sie wird jeden Tag liebenswürdiger; thut uns durch ihre kleinen Arbeiten ſehr gute Dienſte, und vergnügt uns durch ihre Naivetäten und ihre gute Laune. Es iſt ein wahres Glück für uns, daß wir das Mädchen haben.

Ich hätte Ihnen eher ſagen ſollen, daß Herr v. St Ange zurück gekommen iſt. Unſere erſte Zuſammenkunft ging nicht ohne Rührung vor ſich. Ich weiß nicht, durch was für einen Zufall er ſich geſtern Abend ganz unvermuthet in eben dem Augenblick an der Küchenthüre ſehen ließ, als ich mit der Zubereitung des Abendeſſens für meine Aeltern beſchäftigt war. Dieſe Erſcheinung machte einen gewaltigen Eindruck auf mich; eben ſo wenig konnte Er ſich von ſeinem Erſtaunen erhohlen, da er, wie ich nachher erfuhr, nicht wußte, daß wir in dieſem Hauſe wohnten. Er ſagte mir die zärtlichſten Sachen von der Welt. Ich geſtehe, daß jedes

Wort mir zum Herzen drang, und ich fühlte bald deutlich genug, daß ich im Grunde nichts vergessen, und daß seine Abwesenheit nichts ausgelöscht hätte. Meine Aeltern schienen ihn mit Vergnügen wieder zu sehn. Nach einer Erzählung, die man ihm von der gegenwärtigen Lage unserer Umstände machte, gestand er ihnen seine Gesinnungen gegen mich, und sagte, er werde ihnen sein ganzes Leben widmen. Wenn ich gleich wollte, so wäre ich doch nicht im Stande, Ihnen alles zu erzählen, was gesprochen ward. Die Bewegung, in der ich war, die Verlegenheit, die Ueberraschung, der Verdruß sogar über das, was vorging, hinderte mich, daß ich alles hören, oder alles behalten konnte, was ich hörte. Soviel bemerkte ich indeß doch, daß meine Aeltern über seine Erklärung nicht betroffen schienen. Sie hörten alles sehr ruhig und gütig an, gaben einige unbestimmte Antworten, die aber nichts weniger als abschlägliche Anworten waren, und erwiesen ihm überhaupt viel Freundschaft. Was mich in Erstaunen setzte, war, daß man vollkommen überzeugt schien, ich würde zu allem, was man verhandelte, Ja sagen — daß man

ſich gar nicht an mich wendete. Endlich umarmte man ſich, nahm Abſchied, und überhäufte ſich mit Freundſchaftsbezeigungen. Wenn ich nicht irre, ſo verſprach man, ſich einander fleißig zu ſehen. Ich hatte nichts zu ſagen, und wirklich wüßte ich ſelbſt jetzt nicht, was ich hätte ſagen können. Ich ſpürte eine Verlegenheit, eine Aengſtlichkeit in mir, die ich lange nicht empfunden hatte: ich fürchtete mich, allein mit meinen Aeltern zu ſeyn, und gewiß war das Eſſen dieſen Abend viel ſchlechter als gewöhnlich. Unterdeſſen hörte man nicht auf, vom Herrn v. St. Ange zu ſprechen, von der Reiſe, die er zu Fuße gemacht, von ſeinen Unglücksfällen, und den mannichfaltigen guten Dienſten, die er uns ſchon geleiſtet. Er ſah ſo abgemattet, ſo niedergeſchlagen aus, doch das machte ihn nur deſto intereſſanter. Unter dieſen Geſprächen ward es ſpät, und es ſchien, als wären wir alle müde vom Sprechen. Mein Vater ging die Stube auf und ab: ich glaubte die ganze Unterredung wäre geendigt. Während dem Hin- und hergehen ſagte er halb laut: ſie hat ihrem Schickſal nicht entgehen können. Meine Mutter drang in ihn, er möchte noch einmal laut

ſagen, was er eben leiſe geſprochen habe. „Ich ſagte,“ erwiederte mein Vater, „die arme Laura hat ihrem Schickſal nicht entgehen können, das ſie beſtimmte, einen Mann zu lieben, der ſie nicht glücklich machen wird.“ „Aber, Vater!“ rief ich halb außer mir, „wer hat Ihnen das geſagt! Einen Mann zu lieben“ ... „Ja, mein Kind,“ fuhr er fort, „einen Mann zu lieben. Es iſt nicht erſt ſeit heute, daß ich es weiß, ſehe, und davon überzeugt bin. Nein, du warſt nicht im Stande, dich der Liebe zu erwehren. Alle deine Projekte waren vergeblich, und alle deine ſchönen Ideen von Freyheit und Unabhängigkeit wurden von dem Bilde eines Mannes zerſtreut, der die Kunſt beſaß, dir zu gefallen, zu ſchmeicheln, und dich zu überreden, er liebe dich einzig, und du hätteſt ihm eine wahre Leidenſchaft eingeflößt. Ich geſtehe, er beſitzt alles, was erfordert wird, Liebe zu erwecken. Er vereinigt vortrefliche Eigenſchaften des Herzens mit Annehmlichkeiten des Geiſtes: vorzüglich hat er eine Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit des Witzes, der die gewöhnliche Folge eines biegſamen aber unbeſtändigen und leichtſinnigen Herzens zu ſeyn pflegt, allein

bey dem Frauenzimmer geschwind Eingang findet. Liebe Laura, (fuhr er fort, indem er sich neben mich setzte,) nunmehr ist es zum Ueberlegen und Untersuchen zu spät. Wir sind dem Strom der Begebenheiten überlassen, er reißt uns mit sich hin, ohne daß wir widerstehen können. Ich will keine Fragen an dich thun, um dir nicht Gelegenheit zu geben, deine Offenherzigkeit zu verläugnen, noch dir Verhaltungsbefehle vorschreiben, um dir Lust zu machen, sie zu übertreten, noch weniger dir etwas verbieten, und mich der Gefahr aussetzen, keinen Gehorsam zu finden. Ich habe mich immer ganz auf dich verlassen, dir nie die Hände gebunden, und auch jetzt habe ich nicht Lust mein Betragen zu ändern. Ich bin bey mir vollkommen überzeugt, daß du Herrn von St. Ange liebst: auch Er liebt dich gewiß. Ich entdeckte vollkommen den Charakter der Wahrheit in dem Bekenntnisse, das er gegen uns ablegte: allein was soll die Folge von dem Allen seyn? Ich weiß es nicht. Ich bin so fern von meinen Wünschen, von dem Gegenstand meines Bestrebens; ich habe mir so viel Unvorsichtigkeit vorzuwerfen: wir standen so nahe dran, viel un-

glücklicher zu werden, als wir jetzt sind; du selbst warst in der äußersten Gefahr, dein Leben aufzuopfern, daß ich's nicht mehr wage, etwas anzuordnen und zu dirigiren. Kaum erlaube ich mir im Geheim Wünsche und Hofnungen. Ich erkenne, daß es Thorheit ist, das Glück an einem Orte fesseln zu wollen, wo es ihm nicht gefällt. Unsere Situation ist nicht glücklich, Herr v. St. Ange kann sie nicht verbessern, allein er kann den Frieden und die Ruhe stören, die wir jetzt genießen: er kann die Aufopferungen, die du dir bey jedem Schritt abzwingst, mühsamer und unerträglicher machen. Bis jetzt hast du uns noch nicht merken lassen, daß unsere Lage dir hart und drückend ist. Ich würde es nicht aushalten, wenn ich dich traurig, niedergeschlagen, und übler Laune sehen sollte. Du siehst, liebstes Kind, wie sehr wir von dir abhängen. Mehr will ich dir nicht sagen: ich will nicht wissen, wie die Sachen zwischen dir und Herrn v. St. Ange stehen. Ich könnte mich über den äußern Schein und über die Wirklichkeit betrügen. Ich weiß nicht, wie das Benehmen des Herrn v. St. Ange seyn wird; dir kömmt es zu, ihm in diesem

Stücke

Stücke Gesetze vorzuschreiben. Ich werde ihn immer als einen liebenswürdigen Freund, und als einen Mann, dem wir wesentliche Verbindlichkeiten haben, mit Vergnügen sehen. Er soll mir lieb und werth seyn, wenn er anders das Schicksal meiner Tochter nicht schlimmer macht, als es gegenwärtig ist. Ich verlange keine Antwort von dir: du bist nicht im Stande mit so viel Freymüthigkeit zu antworten, als erforderlich wäre, um mein ganzes Zutrauen zu verdienen. Von einem jungen Mädchen, das liebt, darf man keine Offenherzigkeit fordern. Ich verlasse mich ganz auf dich, und habe dir weiter nichts vorzuschreiben."

Es war mir nicht möglich, meinem Vater auf der Stelle zu antworten. Meine Mutter sagte mir noch etwas von der Dankbarkeit, die wir dem Herrn v. St. Ange schuldig wären, und beklagte ihn, daß er jetzt eben so arm und unglücklich wäre, als wir selbst. Nach und nach gewann ich so viel Stärke, meinem Vater vorzustellen, in was für einer höchst unangenehmen Lage ich wäre. Meine Gesinnungen gegen Herrn v. St. Ange möchten auch seyn wie sie wollten, so sähe ich mich doch als gänzlich

von ihm getrennt an. Ich würde ihm nie weder etwas befehlen, noch unterſagen, denn gerade dadurch würde ich mich in eine Art von Verbindung mit ihm ſetzen, die zu vermeiden mein ganzes Beſtreben wäre. Da er ihnen ſeine Geſinnungen gegen mich entdeckt hätte, ſo müßten ſie ihm auch erklären, ob ſie ſie billigten oder verwürfen. Ich hätte jetzt keinen andern Gedanken, keinen andern Wunſch, als mit ihnen zu leben: ich würde nicht den geringſten Schritt thun, unſere Verhältniſſe und unſre Lage zu ändern. Mein Vater dachte einen Augenblick nach, und wiederholte dann mit einem Seufzer: „nie unſre Lage und Verhältniſſe ändern! — Es würde mich zur Verzweiflung bringen, wenn ich mich davon überzeugen könnte. Doch, dem ſey wie ihm wolle; wir laſſen die Sachen gehen wie ſie gehen, ich mag meine Hand nicht mehr ins Spiel miſchen. Wir haben keine Unvorſichtigkeit mehr zu fürchten. Von Herrn v. St. Ange war es nichts als Feinheit und Delicateſſe, daß er ſeine Geſinnungen für dich uns erklärte, eben dieſe Feinheit und Schonung wird er gewiß auch künftig in ſeinem Betragen gegen uns zeigen.

Haben wir uns erſt einmal an die Armuth gewöhnt, ſo werden wir auch weniger furchtſam werden, und mehr Muth und Zuverſicht für die Zukunft bekommen.“ Er umarmte mich zärtlich, und ſetzte hinzu: „Arme Laura, du lernſt jetzt leiden. Dieſe Schule kann dir nützlich werden. Faſſe Herz, und genieße das Glück, das du über das Leben deiner Aeltern verbreiteſt. Wir wollen mit Herrn v. St. Ange als mit einem unſrer Freunde umgehen, und uns nicht ſelbſt unnützen Kummer und Schwierigkeiten machen. Ihr liebt euch: ihr werdet eure Tugenden auf die Probe ſtellen; Standhaftigkeit wird der Preis derſelben ſeyn.“

Indeß ich meine Mutter auskleidete, um ſie zu Bette zu bringen, ſprach man von den Vermögensumſtänden des Herrn v. St. Ange. Mein Vater wußte, ſie wären ſehr zerrüttet: er glaubte, auch wenn ihm die anſehnliche Summe nicht geſtohlen worden wäre, ſo könnte er doch nur ſehr wenig übrig behalten haben, und in ſeiner jetzigen Lage wäre kaum noch eine Rettung für ihn möglich. Ich beklagte ihn aufrichtig; ich habe kein böſes Herz. Aber ſagen Sie mir, liebſte Freundinn, warum die

Armuth, faſt möchte ich ſagen, das Elend des Herrn v. St. Ange mich eben nicht außerordentlich betrübte? Ich empfand ſogar ein geheimes Vergnügen, ihn eben ſo arm zu wiſſen, als wir ſind, und ich betrachtete ſeinen großen Verluſt nicht als ein ſonderliches Unglück. Er iſt frey, hat ein Landhaus, er iſt nicht unglücklich. Er kann Oekonomie treiben, er kann ärnten, wo er geſät hat, und den Ertrag ſeiner Arbeit ſogar noch mit jemand theilen. Und wäre es nicht ein wahres Glück, mit jemand eine Hütte zu bewohnen, ſeine Sorgen zu theilen, und von ſeiner Arbeit zu leben? Unter ſolchen Umſtänden kann ich mir immer noch ein höchſt angenehmes Leben denken, das weiter nichts zu wünſchen übrig ließe. Doch, das ſind romanhafte Ideen, die nie zur Wirklichkeit gedeihen.

Dieſe Unterredung mit meinen Aeltern währte ſo lange, daß wir ſpät in die Nacht hinein aufblieben, und alles, was vorgefallen war, beſchäftigte mich zu ſehr, als daß ich mich noch hätte hinſetzen und ſchreiben können. Dieſen Morgen wachte ich ſehr früh auf, und meine Lampe brennt ſchon ziemlich lange. Das ganze

Haus ist im tiefsten Schlafe, und ich plaudre mit meiner Freundinn. Dieses Vergnügen wird mir täglich schätzbarer und unentbehrlicher. Jetzt stehe ich mit Ihnen ganz auf den Fuß, wie ich mir's lange wünschte. Ich fürchte Sie nicht mehr. Was wird es erst werden, wenn ich von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen sprechen, und Sie hören kann? Ich glaube schwerlich, daß wir Zeit haben werden, etwas anders zu thun. Ich hoffe, ich werde nicht nöthig haben, Ihnen noch einmal zu schreiben; ich erwarte alle Augenblicke ein paar Zeilen, die mir Ihre Ankunft zu wissen thun. Ich habe Sie schon allen meinen Freunden angekündigt: vorzüglich den Herren v. Clissi und Marville. Sie freuen sich, Sie zu sehen. Sie werden eine reizende Abwechselung in unser Leben bringen, das anfängt etwas einförmig zu werden, wie Sie leicht denken können. Wir werden das Geräusch der Winterlustbarkeiten in der Ferne hören, und ruhig seyn. Meine Freude ist ein wahres Entzücken. Schon diesen Herbst sind ein paar Bälle angestellt worden. Diese Vergnügungen machen keinen andern Eindruck auf mich, als den eines entfernten Geräusches,

das mir vollkommen gleichgültig ist. Nur Ihre Gegenwart kann mir ein wahres und süßes Vergnügen gewähren. In vier, fünf Tagen spätestens, soll ich es genießen! Warten Sie nicht länger, bis die große Kälte des Januars einbricht. Leben Sie wohl, beste Freundinn. Ich schreibe Ihnen nicht mehr: ich kann nun nicht anders als mündlich mit Ihnen sprechen. Welch Entzücken wird es seyn, wenn ich Ihnen sagen kann, wie sehr ich Sie liebe.

Drey und achtzigſter Brief.

Sophie von Dubourg an ihren Mann.

Lieber Mann, meine Reiſe habe ich glücklich geendigt, und keinen Verdruß gehabt, als daß ich dich auf der Hälfte des Wegs verlaſſen mußte. Ich gerieth in eine lebhafte Bewegung, als ich mich Germoſans Hauſe näherte. Ich ſuchte es in der Ferne zu erkennen, das Herz ſchlug mir heftig, da ich vor ihrer Thüre aus dem Wagen ſtieg. In demſelben Augenblick lag ich in den Armen meiner Freundinn: ich ſah den Ausdruck des Vergnügens und der zärtlichſten Freundſchaft. Eben ſo empfingen mich Herr und Frau von Germoſan. Erſt, nachdem ich einige Augenblicke unter ihnen geweſen war, fühlte ich, daß Thränen mir in die Augen traten. Laura bemerkte es, und drückte mich an ihren Buſen. Ihr Vater näherte ſich mir mit den Worten: „Ich bitte, ſehen Sie auf nichts, als das Vergnügen, das Sie uns machen. Die Freundſchaft macht uns viel glücklicher, als der Verluſt von alle dem, was wir eingebüßt haben. Sie

ſind nicht unglücklich. Auch die Armuth hat ihre Süßigkeit. Unſere Tochter läßt es uns ſtündlich fühlen, und Sie werden uns helfen, ſie dafür zu belohnen.“ Ich war nicht gleich im Stande zu antworten. Unſere Herzen waren von Einer Empfindung durchdrungen, und wir verſtanden uns, ob wir gleich nicht ſprachen. Wir hatten ein ſehr gutes Souper, allein Laura erklärte gleich, es wäre nur dießmal ſo, um meine Ankunft zu feyern, und morgen würden wir mit der gewöhnlichen Frugalität beſorgt werden. Den Abend, im Kabinet meiner Freundinn, ſprachen wir von allem, und du kannſt leicht denken, daß Herr v. St. Ange nicht vergeſſen ward. Es ſchien, als koſte es ihr Ueberwindung, über dieſen Gegenſtand mit mir zu ſprechen, als wollte ſie mir ein Geheimniß aus einer Sache machen, die ſie mir ſo oft geſchrieben hat. Es muß alſo mehr Mühe koſten, von einer Sache, die uns ſehr am Herzen liegt, zu ſprechen, als zu ſchreiben. Ich drang daher auch nicht ſehr in ſie, und ſuchte ſie nicht zu einem Geſtändniß zu zwingen. So viel ich aber aus allem merken konnte, iſt ſie mit ihm zufrieden. Sein Betragen iſt höchſt

vernünftig und untadelhaft. Seit seiner Zurückkunft, das heißt, seit zwölf Tagen, ist er nicht mehr als zweymal hier gewesen. Das erstemal machte er nur einen sehr kurzen Besuch, und dann brachte er einen Abend mit den Herren v. Marville und Cliffi hier zu. Er ist immer sehr liebenswürdig, und scheint glücklich zu seyn, wenn er in der Familie Germeran ist. Er besucht niemand als sie, er hat in nichts von der Achtung und dem Eifer nachgelassen, den er sonst zeigte, und er scheint ganz von den Gesinnungen der Freundschaft und der zärtlichsten Theilnahme beseelt. So viel hörte ich aus dem Munde meiner Freundinn. Ich gestehe dir, lieber Mann, ich bin äußerst neugierig, diesen Herrn v. St. Auge zu sehen, und kennen zu lernen. Ich werde mich vielleicht für ihn scheuen, aber fürchten gewiß nicht. Ich freue mich darauf, dir etwas von ihm erzählen zu können. Auch meine Freundinn unterhalte ich von meinem Mann, und fürchte nicht, sie auf mein Glück neidisch zu machen. Im Gegentheil, sie soll von mir lernen, wie glücklich man mit einem sanften, gefälligen, vernünftigen Mann, der nichts liebt als seine Frau,

leben kann. Du siehst, daß ich Ihr nicht mehr sage, als mehr ist. Die Zeit meines Aufenthalts mag ich noch nicht zu bestimmen, doch so viel sieh ich schon, daß es schwerlich bey den verwilligten acht Tagen bleiben wird.

Vier und achtzigster Brief.

Von Ebenderselben.

Endlich habe ich ihn gesehn, diesen Herrn v. St. Ange. Seit meinem Briefe war er zweymal hier. Ich weiß nicht, wie das Fräulein v. Germosan seinen Besuch eingerichtet hatte, als er zum erstenmal erschien. Ich wußte nicht, daß er kommen würde, und hatte anfangs nicht viel Acht auf ihn. Ich glaubte, es wäre jemand, der in Geschäften zu Herrn v. Germosan käme. Ich schlug die Augen nicht auf, hatte nicht die geringste Neugierde, und setzte die Arbeit, mit der ich beschäftigt war, ruhig fort. Es währte aber nicht lange, so bemerkte ich einen sehr angenehmen Klang der Stimme, und eine nicht gewöhnliche Art sich auszudrücken. Ich schlug die Augen auf, und erblickte einen Mann von einer reizenden Figur. Ein simpler und edler Anstand macht meine Aufmerksamkeit rege, eine ungezwungene Höflichkeit, die ganz das Ansehn der Wahrheit und Aufrichtigkeit hat, interessirt mich vollends

für ihn. Laura, die den Eindruck nicht gut bemerkte, den Herr v. St. Ange auf mich machte, ſetzte ſich lächelnd bey der Hand, und ſtellte ihn mir als einen Freund ihres Vaters vor. Frau v. Germoſan fiel ihr gleich ins Wort: Ja, Herr v. St. Ange gehört unter unſre Freunde, wir haben ihm große Verbindlichkeiten, und Sie werden ihm gewiß auch ihre Freundſchaft ſchenken. Nun ward ich ihm auch als eine Freundin vom Hauſe vorgeſtellt, und es kam zu einem langen Geſpräch über die Freundſchaft. Herr v. St. Ange ſprach von der Glückſeligkeit zweyer Freundinnen, die nichts von einander trennen kann, die einander in allen Lagen des Lebens treu bleiben. Er hielt eine Lobrede auf das Gefühl, das uns so feſt an einander gekettet hätte, ohne andern Vortheil als das Vergnügen, uns wieder zu ſehen und beyſammen zu ſeyn. Er ſagte mir ſehr viel Schmeichelhaftes darüber, daß ſeine Dankbarkeit mich abgehalten hätte, meine Freundinn zu beſuchen. Dieß gab mir Gelegenheit zu verſichern, daß ich mit einem vollkommenen Vertrauen auf das gegenſeitige Glück und zu ſehen, und trotz aller der Hinderniſſe, die ſich

meinem Vorhaben widersetzt hätten, einige Tage zusammen zuzubringen, hieher gekommen wäre. Ich [illegible] mir Mühe zu errathen, ob Herr v. St. Auge wisse, wie weit sich unsre Vertraulichkeit erstrecke, und ob er nicht eine Vertraute, wie mich, scheue? Wie mir vorkam, scheut er nichts, und wirklich bin ich nunmehr überzeugt, daß er von Herzen liebt. Unsre Bekanntschaft machte sich sehr geschwind, es schien, als hätten wir beyde Lust, einander kennen zu lernen, und wechselseitig Rechte auf unsre Freundschaft. Ich suchte zu einem Urtheil über ihn zu kommen, eben so suchte er mich zu errathen, und die Meinung zu erforschen, die ich von ihm hätte. Die ganze erste Visite brachten wir blos damit zu, einander zu beobachten. Bey der zweyten waren wir schon weit ungezwungener. Und ich gestehe, nun kam er mir jeden Augenblick liebenswürdiger vor. Er hat eine traurige, interessante Miene, die ein sehr fühlbares Herz verräth, und bey alle dem ist er doch von einer natürlichen, angenehmen Laune, aus der nicht das geringste Bestreben hervorblickt zu gefallen, und die dennoch sehr glücklich drinn ist. Er sprach viel

von der Fußreise, die er von Paris hieher gemacht hat, und belustigte uns durch die Mittheilung verschiedener Dorfes und kleinen Abentheuer, die ihm unter Wegs aufgestoßen waren. Wegen seines schlechten Aufzugs ward er oft ziemlich unfreundlich aufgenommen, durch sein Betragen aber brachte er's in kurzer Zeit immer dahin, daß man ihn sehr gut behandelte. Unter andern erzählte er von einem armen Manne, in einem höchst kläglichen Aufzuge, der einen Schnappsack voll Stücken Brod auf dem Rücken trug, aus dem er von Zeit zu Zeit eins hervorholte. Er war unterwegs zu ihm gestoßen, ging zwey Stunden mit ihm, und sie geriethen in ein Gespräch zusammen. So begegneten sie der Marechaussee, die den armen Menschen als einen Bettler und Landstreicher beym Kopfe nehmen wollte. Der arme Unglückliche gerieth in Verzweiflung, schwamm in Thränen, und bat demüthigst, daß man ihn gehen lassen möchte. Herr von St. Ange vereinigte seine Bitten mit den seinigen, und brachte es durch ein Trinkgeld dahin, daß man ihn gehen ließ. Der angebliche Bettler gestand ihm hierauf, daß er eine Nonne wäre, die aus ihrem Kloster ent-

ſprungen, und nun nach Dijon denke, um dort einen Anverwandten aufzuſuchen, der ihr verſprochen hätte, ſie aus dem Königreiche zu bringen. Sie ſcheute ſich, ihrer Kleider wegen in die Stadt zu gehen, und blieb alſo in einem Bauerhauſe, wo Herr v. St. Ange ihr weibliche Kleider verſchafte. Hierauf machte er die Perſon ausfündig, die ſie ſuchte, und half ihnen, ſich zu verbergen, und unbekannt zu bleiben. Den Abend aßen ſie zuſammen. Zur Belohnung ſeiner guten Dienſte verlangte er ihre Geſchichte zu hören: den folgenden Morgen ſetzten ſie ihren Weg, und er den ſeinigen fort. Wir waren ſehr neugierig, dieſe Geſchichte zu erfahren: Herr v. St. Ange verſprach, ſie uns das nächſtemal, das er wiederkommen würde, zu erzählen. Er verſicherte uns, ſie wäre merkwürdig und intereſſant, es kämen ſogar mit unter ſehr luſtige Sachen vor. Wir drangen in ihn, er möchte ſie aufzeichnen, und einen Roman daraus machen.*) Allein er betheuerte, er würde in Verzweiflung ſeyn, wenn er einen Roman machen müßte, und ver-

*) Der Verfaſſer verſpricht ſeinen Leſern ſie mit dieſer Nonnengeſchichte nicht zu behelligen.

ſicherte, er ſähe ſie gerade als die ſchlechteſte und ſchädlichſte von allen Arten der Lectüre an. Er verglich ſie mit artigen Schauſpielerinnen, die Dramen aufführen, in denen ſchöne Lehren der Moral und Tugend vorkommen. Die Figur, die Grazie, die Züge der Schauſpielerinn machten weit mehr Eindruck, als die ſchönen Tiraden, die ſie predigt. Die Romane, (ſagte er,) ſind nie etwas anders, als Unterweiſungen in der Liebe, und kommen immer entweder zu früh, oder zu ſpät. Die wahre Liebe bedarf ihrer nie. Ich erlaubte mir gegen Herrn v. St. Ange einige Scherze über die Toilette der Nonne, der er beygewohnt, und an welcher er geholfen hatte. Er fragte, ob ich nicht glaube, daß das Zutrauen dieſer Perſon zu ihm eine Folge ihrer Ueberzeugung geweſen, daß ſie nichts von ihm zu beſorgen habe? Ich gab ihm dagegen die Frage zurück, ob die Mannsperſonen nicht glaubten, ſie müßten allen möglichen Vortheil aus den Gelegenheiten, die ſich ihnen darböten, ziehen? ob ſie ſich nicht ſogar ſchämten, wenn ſie ſie ungenutzt aus den Händen gelaſſen? Meine Antwort ſchien ihm aufzufallen. Er ſagte, er glaube nicht, daß ich Gründe hätte, ihn mit

dem groſſen Haufen der Männer zu vermeiden. Die Unterhaltung ſchien auf einmal ins Stocken zu gerathen; wir ſahen einander ſtillſchweigend an, und jedes hing ſeinen Gedanken nach, als Frau v. Germoſan die Rede wieder auf die Nonne brachte, und ſich vom Herrn v. St. Ange verſprechen lieſs, bald wieder zu kommen, und uns ihre Geſchichte zu erzählen. Er verlieſs uns mit einer Miene, die einigen Verdruſs gegen mich zeigte. Es reute mich ſehr, daſs ich ſoweit gegangen war. Ich fürchte faſt, ich habe auch meiner Freundinn einen kleinen Verdruſs gemacht. Sie iſt ſehr überzeugt, Herr v. St. Ange zeichne ſich in allen möglichen Stücken von dem groſſen Haufen der Männer aus. Der bloſſe Gedanke würde ſie demüthigen: ſie liebt ihn mit der heftigſten Leidenſchaft. Man ſieht es in allem, was ſie ſagt, ſelbſt in den kleinen Zügen, die ihr entſchlüpfen, wenn ſie ſich die Miene giebt, das Geſpräch von ihm abzulenken. Die Gegenwart des Herrn v. St. Ange bringt allemal eine ſonderbare Veränderung bey ihr hervor; alles was er ſagt, alles was er thut, macht einen Eindruck auf ſie. Wenn er angenehme

Dinge sagt, wenn er jedermann gefällt, wenn man Grund hat, etwas zu seinem Lobe zu sagen; so bemerkt man, wie sich augenblicklich eine süße Heiterkeit auf dem Gesichte des Fräuleins v. Germosan verbreitet. Nach seinen Besuchen hat sie allemal eine so fröhliche Laune, ist sie so gefällig, so schmeichelnd. Mit jeder Stunde aber nimmt diese Heiterkeit ab, sie wird ernsthaft, nachdenkend, traurig. Den sechsten oder siebenten Tag ist sie förmlich unglücklich, und es kostet ihr die größte Mühe von der Welt, es zu verbergen. Ich bemerkte diese Niedergeschlagenheit gleich den Morgen nach meiner Ankunft, und den folgenden Tag, allein ich schrieb sie auf ihre Lage, und vielleicht auf die Verlegenheit, in die ich sie setzte. Herr v. St. Ange kam, und die Niedergeschlagenheit verschwand. Eben so ging es in der Zwischenzeit zwischen den beyden folgenden Besuchen. Ich schließe mehr aus dem, was ich sehe, als aus dem, was sie mir sagt, auf die Größe ihrer Leidenschaft für Herrn v. St. Ange. Trotz dem, was sie mir schon gestanden hat, spricht sie immer mit einer Zurückhaltung von ihm, aus der ich deutlich sehe, daß sie diesen Gegenstand des

Geſpräche lieber ganz vermeiden möchte. Schon ſeit zwey Tagen haben wir ſeiner mit keiner Sylbe erwähnt. Ich habe auch Herrn von Marville geſehn: doch, das iſt eine alte Bekanntſchaft von mir. Ich war ihm gut, eh ich ihn noch geſehen hatte, und gab ihm gleich den erſten Augenblick meine Geſinnungen gegen ihn zu erkennen. Er iſt von einem ſanften, angenehmen Umgange, hat einen aufgeklärten Verſtand, und die guten Eigenſchaften, die durch ſein Aeußerliches blicken, machen ihn bey jedermann beliebt. Er ſcheint ſich mir ſehr geändert zu haben. Er iſt jetzt ein ernſthafter, geſetzter Mann, der Achtung und Zutrauen einflößt. Einige Tage vor meiner Ankunft war er von ſeiner Berner Reiſe zurück gekommen. Er findet ſich ſehr oft den Abend ein, und bleibt einige Stunden bey uns. Bisweilen erhält er zu unſern geheimen Verhandlungen hinter dem Ofen Zutritt. Er erzählt uns die Stadtneuigkeiten; meine Freundinn läßt ſich von ihm die Soupers und Bälle beſchreiben, denen ſie ſonſt ſelbſt beywohnte, und von denen ſie mit der größten Gelaſſenheit ſprechen hört. Wirklich ihre Tage werden auf eine ſo anziehende, für

ihr Herz so befriedigende Art ausgefüllt, daß sie wenig zu bedauern hat. Ihre Freundinnen wünschen sehr sie zu sehen, allein sie vermeidet allen weitläuftigen Umgang. Doch habe ich Frau v. Arsilli und Frau von Taninge zu sehen bekommen. Die erste war zu beschäftigt, um sich lange zu verweilen. Und doch nehmen ihr weder ihr Haushalt noch ihre Kinder die Zeit weg. Sie ist immer mit fremden Angelegenheiten beschäftigt. Sie hat immer einen guten Rath zu geben, bald diese bald jene Einrichtung zu treffen. Sie beklagte sich sehr über das Fräulein v. Germosan, daß sie ihr aus ihrer neuen Einrichtung ein Geheimniß gemacht; sie hätte ganz andere Anstalten treffen wollen. Frau von Taninge scheut die Stuben mit Oefen, und die Straßen sind so schmutzig, daß sie bald gar nicht mehr ausgehen wird. Sie setzte sehr in das Fräulein v. Germosan, sie doch fleißig zu besuchen, und bey ihr zu souppiren. Ihre Soupers sind immer sehr angenehm. Diesen Winter ist sie höchst unglücklich im Spiel. Ich weiß nicht wie es kam, wir haben uns einander unsere Gedanken über dieß

Freundinnen nicht mitgetheilt. Die Rede kam nicht wieder auf ſie.

Ich befinde mich hier außerordentlich wohl, lieber Mann, und meine Geſundheitsumſtände ſind die beſten von der Welt. Ich bewundre die Geſchicklichkeit meiner Freundinn, ſie bringt in alle Geſchäfte eine Ordnung und Thätigkeit, die macht, daß alles unverbeſſerlich ſeinen Gang geht. Bisweilen frühſtücke ich mit Frau von Germoſan, ein andermal, je nachdem mein Appetit iſt, mit dem Vater meiner Freundinn und mit ihr. Nach dem Frühſtück geht ſie in ein benachbartes Haus, wo ſie den Kindern ihrer Aufwärterinn Unterricht im Leſen und Schreiben giebt. Während der Zeit hat Herr v. Germoſan ſeine Geſchäfte mit den Bauern, mit denen er im Speiſezimmer, das heißt, in einem Verſchlag der Küche arbeitet. Dieſe Arbeit trägt bisweilen ſehr gute Sachen ein. Neulich bekamen wir ein Lamm, das drey bis vier gute Mahlzeiten gab. Unterdeſſen beſchäftige ich mich bey der Frau v. Germoſan mit den Arbeiten meiner Freundinn, und wie ſie ſagt, verdiene ich, was ich verzehre. Wir eſſen ſpät zu Mittag, und haben Hunger wie arme Leute.

Die Speisen sind immer sehr gut, vorzüglich esse ich das Gebackene mit Vergnügen, weil ich weiß, daß es Laura immer mit eignen Händen zurichtet. Gern möchte ich auch Herrn v. St. Ange einen Theil davon gönnen. Den Nachmittag beschäftigt sich jedes, so gut es kann, mit seinen eignen Angelegenheiten. Den Abend sind wir besonders glücklich, wir arbeiten und schwatzen. Herr v. Germosan liest uns etwas vor, wenn wir nicht zum Sprechen aufgelegt sind; doch dieser Fall tritt sehr selten ein. Kömmt jemand dazu, so wird die Gesellschaft zwar zahlreicher, in der Anwendung der Zeit aber nichts geändert. Zu dem Abendessen wird die Entschließung immer auf der Stelle gefaßt, man zieht dabey nichts zu Rathe als den Hunger. Je nachdem dieser beschaffen ist, wird bald oder spät, oder auch gar nicht gegessen. Zwischen zehn und eilf begeben wir uns in unser kleines Kabinet, und eine große Freude ist es dann, wenn wir finden, daß wir uns den Tag über nicht ganz ausgeschwatzt haben. Ich habe dir noch nichts von Henrietten gesagt. Das ist sehr unrecht. Es ist ein liebenswürdiges Mädchen. Sie dient ihrer Gebieterinn mit

Eifer und Verſtand; ſie hat Grazie und Naivetät. Wie angenehm klingt es, wenn ſie fragt: „Liebſte Laura, hab ich's ſo recht gemacht? Liebſt du mich?“ Und doch ſpüre ich eben keine ſtarke Zuneigung zu ihr. Ich glaube nicht, daß ſie Anſprüche auf ſo viel Zärtlichkeit von dem Fräulein v. Germoſan zu machen hat. Sie beſchäftigt ſich viel mit ihr, und liebe ſie zu ſehr. Ich wollte wohl; es wäre jemand anders um ſie, der ihr nützlicher wäre: doch ich lehne mich nicht gegen ihren Geſchmack auf, und ſchätze ihre gute Abſicht, wie es recht und billig iſt. Noch habe ich Frau v. Bonval nicht geſehen, ſie hat einen heftigen Katharr, der ſie am Ausgehen hindert. Meine Freundinn hatte mich ſehr für ſie eingenommen, und ich freute mich, ſie kennen zu lernen. Doch glaubte ich auf Seiten der erſtern einen kleinen Kaltſinn gegen ſie zu bemerken. Ich fragte nach der Urſache: erſt wollte ſie die ganze Sache leugnen, nachher aber geſtand ſie, ſie wäre der Meinung, Frau v. Bonval hätte ſich der Heirath mit dem la Hauſſe bey weitem nicht genug widerſetzt, ſondern faſt auf der Stelle ihre Stimme gegeben, ja ſogar dazu gerathen. Bey der Gele-

genheit bemerke ich, daß gerade nicht die gefällige und nachgiebige Gutmüthigkeit, die ſich in alle Umſtände fügt, die ſtärkſte Freundſchaft einflößt.

Erſchrick nicht über die ungeheure Länge dieſes Briefs. Ich habe ihn nicht auf Einmal geſchrieben. Du kannſt verſichert ſeyn, lieber Mann, daß ich mich gewiß ſchone. Ich befinde mich hier außerordentlich wohl, und meine Geſundheit iſt nie in beſſern Umſtänden geweſen. Die ſtille, ruhige, mein Herz befriedigende Lebensart, die ich hier führe, bekömmt mir ſehr wohl, da die Unruhe, die ich über das Schickſal und die Lage meiner Freundinn hatte, mir gewiß Schaden gethan haben würde, da ſie täglich zunahm. Es iſt ganz unvermeidlich, daß ich meinen Aufenthalt etwas über die beſtimmte Zeit verlängere: wir würden beyde ſehr unglücklich ſeyn, wenn wir uns ſo bald verlaſſen ſollten. Du kannſt dich immer auf eine dreywöchentliche Abweſenheit einrichten; doch bitte ich, dich nicht zu ſehr daran zu gewöhnen. Ich verſichere dich, es fehlt mir hier nichts, als du. Wir wünſchen dich ſehr her, und gewiß würdeſt du dir bey unſern Abendge-

ſprächen gefallen: ſie ſind oft ſehr aufgeräumt und luſtig. Herr und Frau v. Germoſan, die beyde von Natur ſehr ernſthaft ſind, lachen bisweilen aus vollem Herzen. Wirklich, Laura iſt ein wahrer Engel: Ihr Herz läßt keinen Augenblick verſtreichen, ohne etwas Gutes zu thun, und ihr Verſtand giebt ihr immer die beſten Mittel dazu an die Hand. Die Möbelnauction iſt dieſer Tagen geendigt worden. Der Ueberſchuß von dem Gelde wird zurückgelegt, auf den Fall, daß die Auszahlung ihrer Rente ſich einmal etwas verzögern ſollte. Die Arbeiten gehen auch ſehr gut, und es iſt ſchon etwas in der Sparbüchſe, die für künftige Krankheiten beſtimmt iſt. Alle dieſe kleinen Einrichtungen und Geſchäfte ſind eben ſo viel Zerſtreuungen und Ergötzungen für das Fräulein v. Germoſan: ſie vermehren ihre natürliche gute Laune, und machen ſie noch ſchöner, noch liebenswürdiger. Einmal kam auch die Rede auf den theuern Herrn de la Hauſſe, und wir machten uns auf ſeine Unkoſten luſtig. Laura hat mir die drolligſten Dinge von ihm erzählt, und doch weinte ſie, da ſie ſich ſelbſt zutrugen. Ich möchte ihn wohl kennen lernen, ich zweifle

aber, daß ich das Vergnügen haben werde. Lebe wohl, beſter Mann. Ich empfehle dich meinen Aeltern, empfiehl mich den deinigen. Bald ſind vierzehn Tage vorüber: in acht oder zehn Tagen ſehn wir uns gewiß wieder. Ich habe dann doch noch Zeit genug vor mir, und werde mich bis dahin um vieles beruhigen. Ich umarme dich mit aller Zärtlichkeit.

Fünf und achtzigſter Brief.

Von Ebendenſelben.

Noch ſetze ich nicht die Feder an, lieber Mann, um dir von meiner Abreiſe von hier Nachricht zu geben. Du wirſt dich wohl entſchließen müſſen, mir noch ein paar Tage zuzugeben. Doch verlaß dich darauf, vor Ende dieſer vierten Woche bin ich gewiß wieder bey dir. Ich befinde mich vollkommen wohl. Sey ganz ruhig. Ich mache mir das Vergnügen, dir einen Vorfall zu erzählen, der uns vier bis fünf Tage über beſchäftigt hat. Ich wollte dir eher ſchreiben, allein wenn man ſo nahe beyſammen iſt, iſt man nicht immer Herr ſeiner Zeit. Die Augenblicke verfließen, die Zeit geht mit Hören, mit Sprechen hin, und die Gelegenheit zu ſchreiben iſt vorbey. Es ſind nunmehr — ja fünf Tage ſind's, daß wir, Frau v. Germoſan und ich, den Morgen an Laurens Arbeit beyſammen ſaßen: jedermann war bey ſeinen gewöhnlichen Geſchäften, als ſie mit einem Billet in der Hand hereintrat. Sie ſah aus, als ob ihr etwas Außerordentliches be-

gegnet wäre. Wir ſahen ſie ſehr neugierig an, es koſtete ihr Mühe zu ſprechen; endlich ſagte ſie: „Hier iſt ein ſehr ſonderbares Billet; leſen Sie ſelbſt.“ — Ich nahm das Billet, und las. — „Frau von Seme, die das Fräulein von Germoſan ſehr gut kennt, ohne ſie jemals geſehn zu haben, fragt an, ob ſie die Ehre haben kann, das Fräulein auf einige Augenblicke zu ſehn und zu ſprechen. Sie logirt am Ende der Vorſtadt im Hauſe des Herrn Dupont.“ Wir laſen das Billet mehr als einmal. Nach und nach fiel uns ein, daß Herr von St. Ange von Frau von Seme geſprochen, und Herrn v. Marville viel von ihr geſchrieben habe. Noch vor drey Tagen hatten ſie hier zuſammen von ihr geſprochen. Wir waren ſogar etwas unwillig über dieſes Geſpräch worden, und hatten dieß Frauenzimmer als eine Bekanntſchaft des Herrn v. St. Ange betrachtet, die uns nicht im geringſten intereſſiren könnte, beſonders, da er ſogar viel Rühmens von ihr machte. Wir hielten Rath: jedes ſagte ſeine Meinung. Das Fräulein v. Germoſan meinte, ſie müſſe die Bitte abſchlagen, und ſich nicht auf die Bekanntſchaft

einer fremden Person einlassen. Frau v. Germosan und ich waren der Meinung, eine ganz abschlägliche Antwort würde zu hart und liebelos seyn. Wir rufften Herrn v. Germosan, und erzählten ihm den Vorfall, und alles was wir von der Fremden wußten. Er sagte, in der Lage, in der sie sich befänden, würde es Grausamkeit, ja sogar Eitelkeit und falsche Sprödigkeit seyn, wenn sie sich weigern wollten, ein fremdes Frauenzimmer zu sehen und zu sprechen, die vielleicht einiger Unterstutzung bedürfte. Es wäre immer noch Zeit, sich zurück zu ziehen, und ihren Nachforschungen auszuweichen, wenn man erst wüßte, wer sie wäre, und was sie wolle? Wenn seine Tochter nicht hingehen wolle, so werde er hingehen. Er erbot sich auch, sie zu begleiten. Das Fräulein v. Germosan fand noch manche Bedenklichkeit, und wollte sich nicht in den Willen ihres Vaters fügen. Ich that den Vorschlag, man sollte Herrn v. Marville zu Rathe ziehen, der die Bekanntschaften seines Freundes kennen müßte. Mein Rath ward für gut gefunden, und man schickte nach Herrn v. Marville. Eh er kam sprachen wir noch viel über Frau v.

Seme und ihr Billet. Wir gingen allen Vermuthungen nach, die uns in den Kopf kamen. Wir waren so eilig, dem Herrn v. Marville alles, was wir wußten, zu erzählen, daß er Mühe hatte, uns zu verstehen. So wie er hörte, daß von Frau v. Seme die Rede wäre, und daß sie hier sey, schien er sehr zufrieden damit zu seyn, und sagte und wiederholte mehrmals, sie wäre eine reizende Frau, und durch ihre Unglücksfälle sehr interessant. Wahrscheinlich nöthigten diese sie auch, sich von Paris an einen kleinern Ort zu begeben. Er sagte, sie wäre eine Frau von Stande, und verdiente alle Achtung. Er sprach mit vieler Wärme von ihr, und erhielt von dem Fräulein so viel, daß sie versprach, ihr freundschaftlich zu antworten, und sogar zu ihr zu gehen, weil sie ihr vielleicht Sachen zu sagen haben könnte, die keinen Zeugen zuließen. Das Fräulein v. Germosan widersetzte sich lange den Bitten des Herrn v. Marville, sie willigte auch unter keiner andern Bedingung in den Besuch bey Frau von Seme, als daß ihr Vater sie dahin begleitete. Sie beschlossen den Nachmittag hinzugehn. Das Haus, in dem sie logirt, liegt nicht viel über

hundert Schritte von dem unsrigen. Dem Fräulein schien sehr wenig an dieser neuen Bekanntschaft zu liegen: es war, als scheute sie dieses Pariser-Frauenzimmer, mit der Herr v. St. Ange von ihr gesprochen, und mit dem sie also in einer nähern Verbindung stehen müsse. Herr v. Marville stellte uns zufrieden, und machte die Gutmüthigkeit und Theilnahme der Germosans an ihrem Schicksal rege. Unsere Neugierde wuchs bis zum Augenblick der Visite, wir sannen hin und her, und zerbrachen uns die Köpfe. Wir sahen sie fortgehen. Herr v. Germosan kam bald allein zurück. Er sagte, er habe ein Frauenzimmer von sehr angenehmer Figur, in tiefer Trauer, sehr simpel angezogen und in einer großen Haube gesehn. Ihr Anstand wäre sehr einnehmend, und verriethe eine feine Erziehung, einen guten Stand, und gute Sitten. Sie hätte eine traurige, niedergeschlagene Miene, die sehr zu ihrem Vortheile einnähme. Nach den ersten Complimenten habe sie seine Tochter angeredet, und ihr unter Vergießung einiger Thränen erzählt, sie habe das Unglück gehabt, eine Tochter zu verlieren, die der ganze Trost ihres

Lebens geweſen wäre. Durch eine Reihe anderer Umſtände, die ſich mit dieſem Unfall vereinigt hätten, wäre ſie auf den Gedanken gekommen, ſich an einen Ort zu begeben, wo ſie von dem wenigen Vermögen, das ihr übrig wäre, ruhig und unabhängig leben könnte. Sie hätte den Aufenthalt von Yverdon ſehr rühmen hören, und dieſen Ort deshalb allen andern vorgezogen: doch bäte ſie um eine beſondere Unterredung mit dem Fräulein von Germoſan. Hier entfernte ſich Herr von Germoſan. Er war willens, in einer Stunde wieder hinzugehn, und ſeine Tochter abzuholen. Durch das Wenige, was er von Frau von Seme gehört und geſehn hatte, war er ſchon ganz für ſie eingenommen worden, er wünſchte ſie näher kennen zu lernen, und war überzeugt, der Umgang mit ihr müßte ſehr angenehm werden, wenn ſie hier bleiben und mit ihnen in Verbindung treten wollte. Wie das Fräulein v. Germoſan zurückkam, eilten wir ihr voll Neugierde und Erwartung entgegen. Sie hatte eine ernſthafte und nachdenkende Miene. Dieß ſpannte unſre Neugierde noch höher, und wir verſchlangen jedes

Wort

Wort. Sie erzählte, Frau v. Seme wäre die Witwe eines Oberſteuereinnehmers, der ihr ein geringes Vermögen hinterlaſſen habe. Ihre Angelegenheiten wären ſehr zu ihrem Nachtheil beſorgt worden, und hätten eine üble Wendung genommen. Ueberdieß hätte ſie noch das Unglück gehabt, ihre Tochter durch die Blattern zu verlieren. Ihre Familie habe ſie an einen ſehr reichen, aber alten und kränklichen Mann verheirathen, oder zwingen wollen, in einem Kloſter in der Provinz zu leben, wo ſie in eine gänzliche Abhängigkeit gerathen ſeyn würde. Da aber keiner von beyden Vorſchlägen ihr anſtändig geweſen, ſo habe ſie den Entſchluß gefaßt, nach Yverdon zu ziehen, einer Stadt, von der ihr Herr v. St. Ange die vortheilhafteſte Schilderung, und zugleich Luſt gemacht, die Familie v. Germoſan kennen zu lernen. Alles, was er ihr von dieſer Familie erzählt, habe bey ihr den heftigſten Wunſch erregt, mit ihr in Geſellſchaft zu leben. So wäre ſie, ohne ihren Entſchluß jemand mitzutheilen, allein in Begleitung eines Kamermmädchens hieher gekommen. Bey ihrer Ankunft ſey ihre erſte Frage nach dem Germoſans geweſen, und ſie habe er-

fahren, daß ſie große Unglücksfälle erlitten, und ſich in ein Haus in der Vorſtadt begeben hätten. Sie habe ſich nach einem Quartier in der Nachbarſchaft umgeſehen, und ſey ſo glücklich geweſen, eins zu finden, das ihr vollkommen anſtändig wäre. Ehe ſie ſich beſſer einrichten könne, habe ſie ſich bey dem Wirth in die Koſt gethan: nunmehr fehle ihr weiter nichts, als etwas Umgang. Sie ſetzte hinzu, ſie liebe weder die Einſamkeit noch die großen Geſellſchaften: ſie ſuche nichts als Simplicität, einen ungezwungenen Umgang, nachſichtige und freundſchaftliche Geſinnungen, und aus dem, was Herr v. St. Ange ihr erzählt, habe ſie geſchloſſen, ſie könne alles das nirgend beſſer als bey den Perſonen finden, von denen er mit ſo viel Theilnahme gegen ſie geſprochen habe. Meine Freundinn beſchloß ihre Erzählung mit den Worten: ſie iſt viel reicher als wir, denn ſie hat mehr als fünf hundert Thaler jährlicher Einkünfte. Da ich glaubte, Sie würden neugierig ſeyn, ſie kennen zu lernen, ſo that ich ihr den Vorſchlag, ſie möchte den Abend bey uns zubringen. Sie nahm ihn mit Freude und Dankbarkeit an. Sie werden alſo Frau von Seine kennen lernen. Mei-

nem Vater und meiner Mutter überlaſſe ich das Urtheil und die Entſcheidung, auf was für einen Fuß wir mit ihr leben wollen. Denn ſie hat ſich feſt vorgenommen, entweder unſern Umgang zu genießen, oder einen andern Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Herr v. St. Ange weiß noch nicht, daß ſie hier iſt. Herr v. Germoſan machte die Anmerkung, in allem, was ſie ihr geſagt, könne er keinen Grund zum Geheimniß finden, und er hätte eben ſo gut dabey bleiben, und alles mit anhören können. Das Fräulein v. Germoſan bat, man möchte ihr erlauben, nicht alles zu ſagen, was ihr anvertraut worden wäre. Es wäre das Geheimniß der Frau v. Seme und nicht ihr eignes. Sie kam auch wirklich den Abend, und ließ ſich durch unſre neugierigen und forſchenden Blicke nicht aus ihrer Faſſung bringen. Ihre Figur iſt ſehr angenehm: wir fanden ſie ſehr liebenswürdig, von einem ſanften und anziehenden Charakter. Sie ſpricht gut, ohne witzig zu ſeyn. Sie hat Verſtand, und in ihrem ganzen Weſen eine edle Einfalt. Sie erzählt was ſie geſehen hat, ohne Zuſätze, und ohne großen Werth drauf zu legen. Herrn v. Marville

trieb die Neugierde her, den Erfolg des Beſuchs zu erfahren. Man ſtellte ihn der Frau v. Seme vor. Sie ſagte, ſie kenne ihn, und wiſſe, daß er ein Freund des Herrn v. St. Ange ſey. Er hat alle Perſonen ſo genau und treffend geſchildert, daß ihr niemand fremd iſt. Ich war die einzige Unbekannte, ſie richtete auch ihr Betragen danach ein, das heißt, ſie machte mehr Complimente mit mir, und bemühte ſich vorzüglich, mich für ſich einzunehmen. Es war mir unmöglich, ihr meine Freundſchaft zu verſagen. Wir bemerkten, daß Herr v. Marville ſie mit beſonderer Theilnahme und Aufmerkſamkeit betrachtete. Wir rückten es ihm vor, nachdem ſie ſich entfernt hatte. Die Art, wie er ſich vertheidigte, verrieth ſeine Verlegenheit noch mehr. Frau v. Germoſan nahm die Partie des Herrn v. Marville, und gab uns Schuld, wir wären auf Frau v. Seme eiferſüchtig. Meine Freundinn ſchlug die Augen nieder. Ein paar Augenblicke drauf bat ſie, man möchte Frau v. Seme als eine Freundinn vom Hauſe aufnehmen. Herr und Frau v. Germoſan machten keine Schwierigkeit, ihre Einwilligung zu geben. Wir woll-

gn von Herrn v. Marville wiſſen, ob Herr v. St. Auge von der Ankunft der Frau v. Seme Nachricht habe. Er verſicherte, er wäre überzeugt, daß er nichts davon wiſſe, allein er halte es für ſeine Schuldigkeit, es ihm zu wiſſen zu thun, und habe auch ſchon bereits ein paar Zeilen an ihn geſchrieben. Das war uns gar nicht recht, weil wir wünſchten, ihn ſelbſt damit zu überraſchen, und dadurch ſeine und ihre Aufrichtigkeit auf die Probe zu ſtellen. Den Reſt des Abends ward von nichts als der eben angekommenen Dame geſprochen. Wie wir allein im Kabinette waren, ſagte ich meiner Freundinn nichts weiter über dieſen Gegenſtand, allein ſie fing bald ſelbſt an. „Ich bemerke, (ſagte ſie,) Ihre Neugierde; ſie leuchtet aus Ihren Augen, allein darf ich dieſes Geheimniß der Frau v. Seme wohl jemand entdecken? Und doch, glaube ich, muß die Achtung, die man Geheimniſſen ſchuldig iſt, wenigſtens dem eigenen Intereſſe der Perſonen nachſtehen, die ſie anvertraut haben. Denn, ſollte meine Verſchwiegenheit die gute Meinung, die Frau v. Seme verdient, ſchwächen, ſollten Sie etwa in Ihrer Unwiſſenheit Dinge ſa-

gen, die ſie beleidigen, oder auf den Argwohn bringen müßten, Sie, meine Beſte, wären unterrichtet, oder hegten einen ſchimpflichen Verdacht gegen ſie, ſo wäre das Uebel viel größer, als es durch meine Schwatzhaftigkeit werden kann. Wie wäre mir's überhaupt möglich, Ihnen etwas zu verheimlichen? Könnte ich einen einzigen Gedanken haben, ohne ihn in Ihren Schoos auszuſchütten? Iſt das Geheimniß, das mir Frau v. Seme anvertraut hat, nicht eben ſo gut, und noch beſſer bey Ihnen aufgehoben, als bey mir? Ich will Ihnen alles erzählen, ſo ſehr ich auch Gefahr laufe, in Ihren Augen als eine treuloſe Schwätzerinn zu erſcheinen. Freundſchaft und Zurückhaltung vertragen ſich in meiner Seele nicht zuſammen. Ich will Ihnen alles genau wiederholen, was mir Frau v. Seme ſagte. Sowohl für mich ſelbſt als für ſie brauche ich Ihren guten Rath und Ihre Ueberlegung. So wie mein Vater von Frau v. Seme weggegangen war, ſagte ſie mir: „Fräulein v. Germoſan, Sie werden mein Betragen ziemlich ſonderbar finden, und höchſt wahrſcheinlich hat es Ihnen nicht die beſten Begriffe von mir beygebracht.

Blos um Sie zu verhindern, ungerecht zu ſeyn, bitte ich Sie, mich anzuhören. Meine Geſchichte iſt weder lang, noch ſehr intereſſant. Ich heyrathete, wie man in Frankreich nur zu oft heyrathet. In meinem achtzehnten Jahre nahm man mich aus dem Kloſter, um mich einem Mann zu geben, den ich nicht kannte: das heißt, ich ward in einem Alter, wo man bey einer ſolchen Verbindung gar zu gern nur der Stimme des Herzens folgte, den Convenienzen eines Mannes überlaſſen, der mir vollkommen gleichgültig war. Sie können denken, wie es um mein Glück ſtand. Mein Mann, der ſonſt alle Achtung verdiente, hatte ſich verheirathet, weil ſeine Umſtände es erforderten. In unſerer ganzen Verbindung ſah er auf nichts ſonſt, als ſeinen Geſchmack und ſeinen Vortheil. Er herrſchte ganz unumſchränkt, und nie fiel es ihm nur ein, daß ich in irgend einem Stück eine andere Meinung oder Neigung haben könnte, als er. Ich fand es bequem, mich leiten zu laſſen, — da es doch ganz umſonſt geweſen wäre, wenn ich mich ihm hätte widerſetzen wollen. Er ſchien glücklich, und mit meiner Unterwürfigkeit zufrieden: das war ein Grund

für mich, jeden Gedanken zu unterdrücken, der mir natürlich bisweilen einfiel, ob es gar nicht möglich ſey, die Hände etwas freyer zu bekommen. Der Tod überraſchte ihn endlich, und nahm ihn mitten in einem Wirbel von Zerſtreuungen und Geſchäften hinweg. Sein Vermögen hinterließ er in großer Unordnung, und alle Umſtände vereinigten ſich nach ſeinem Tode ſo zu meinem Nachtheil, daß ich mich genöthigt ſah, auf die ſtrengſte Oekonomie zu denken. Eine Tochter, die ich im zweyten Jahr meiner Ehe bekommen hatte, war der Gegenſtand meiner ganzen Zärtlichkeit, und das einzige Intereſſe, das ich noch im Leben hatte. Mein Plan war, es ganz auf ihre Erziehung zu wenden: ſie ward mir entriſſen .... Ich beurtheilte alle Mannsperſonen nach der Idee, die mir Herr v. Seme von ihnen beygebracht hatte, das heißt, ich hielt ſie für Geſchöpfe, die auf nichts Rückſicht nähmen, als auf ihre eigne Convenienz, die keinen andern Vortheil kennten als den ihrigen, und alles mit Gewalt ſich unterwürfig zu machen ſuchten. Ueberzeugt, daß ihr Vortheil und ihre Neigung niemals mit den meinigen übereinſtimmen könnten, ſuchte

ich ſie für immer zu meiden. Sie flößten mir eine Furchtſamkeit und Zurückhaltung ein, die machte, daß ich jede Art von Verbindung mit ihnen ſcheute. Die Geſchäfte, die ich in meinen Erbſchaftsangelegenheiten zu beſorgen hatte, konnten mich auch nicht auf andere Gedanken bringen. Im Gegentheil, ich ſah, daß die Habſucht, oder wenn Sie wollen, die Gerechtigkeit, mit der unbarmherzigſten Strenge zu Werke ging. Alle diejenigen, zu denen ich meine Zuflucht nahm, fanden es ſehr natürlich, daß ich, nachdem ich mein Schickſal einem Mann, der blos nach ſeinem Geſchmack und Ehrgeiz gelebt, aufgeopfert hätte, nunmehr arm und unglücklich mit einem Kinde leben müßte, das noch ärmer wäre als ich. Wenn man dieſe Herren, die doch meine Sache führen ſollten, reden hörte, ſo ſchien es, als wäre es nun einmal nicht anders, und könne nicht anders ſeyn. Um dieſe Zeit ward ich durch einen Zufall mit Herrn v. St. Ange bekannt. Ich erſtaunte, als ich jemand fand, der meine Angelegenheiten ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte. Ohne alle ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften zu kennen, war es mir unmöglich, unempfindlich gegen die Freund-

ſchaft zu bleiben, die er mir erzeigte. Er bot mir ſeine Dienſte an, ich nahm ſein Anerbieten an, und er leiſtete mir verſchiedne wichtige Gefälligkeiten, mit einer Uneigennützigkeit, die mich rührte. Unſere Bekanntſchaft wurde bald vertrauter. Ich geſteh Ihnen, ich fand Herrn v. St. Auge ſehr liebenswürdig. Ich weiß nicht, (hier ſchlug ſie die Augen nieder) ich weiß nicht, fuhr ſie mit ſchwächerer Stimme fort, was dieſer Lobſpruch für einen Eindruck machen, noch was für eine Idee er Ihnen von der Geſinnung, die ich gegen Herrn v. St. Auge hegte, beybringen wird. Ich darf nicht erwarten, daß Sie mir unbedingten Glauben beymeſſen ſollten: allein Ihr Verſtand iſt zu richtig, als daß Sie Ihren Vermuthungen nicht Schranken ſetzen ſollten, und ich will mich lieber ganz Ihrem Urtheil auf Diſcretion ergeben, als es nach meinen Wünſchen zu leiten ſuchen. Ich überlaße Ihnen vollkommen, zu glauben was Sie wollen. Genug, mein Fräulein, Herr v. St. Auge brachte das Geſpräch bald auf Sie. In dem Vergnügen, an den Ergießungen des Herzens, mit denen er mich von Ihnen unterhielt, bemerkte ich bald ſeine Geſinnungen gegen

Sie. Bald hatte ich ihm ein gänzliches Geſtändniß abgenöthigt; er machte mir kein Geheimniß aus der heftigen Leidenſchaft, die Sie ihm eingeflößt haben. Ich will Ihnen nicht beſchreiben, was ich bey dieſer Beſtätigung meiner Vermuthungen empfand: ich ſah, daß Sie ſo geliebt wurden, wie Sie verdienen geliebt zu werden. Mein Schmerz ward indeß dadurch nicht verringert. Ich geſtehe Ihnen, wie ich hieher ging, hoffte ich ihn glücklich, und Sie beyde auf ewig verbunden zu ſehn. Es ſchmerzte mich, als ich mich in meinen Erwartungen betrogen fand. Herr v. St. Auge reiſte ſehr plötzlich von Paris ab, und ſeitdem habe ich nichts von ihm gehört. Das Gemälde, das er mir von Ihnen entworfen, alles, was er mir von Ihrem Charakter, von Ihrer Familie, von Ihrer Lebensart, von den Annehmlichkeiten dieſer Stadt, und dem natürlichen, ungezwungenen Ton, der hier in geſellſchaftlichen Leben herrſchen ſoll, erzählt hat, kurz, alle Details, die mir auch von andern Perſonen über dieſen Ort mitgetheilt wurden, machten mir große Luſt, meinen Wohnſitz für beſtändig da aufzuſchlagen. Wie freute ich mich nicht, hier

meine Tochter erziehen, und ihr eine Simplicität der Sitten und des gesellschaftlichen Umgangs, die die Beschaffenheit unsers Vermögens nothwendig macht, von Jugend auf einflößen zu können. Das Unglück, das ich erlebte, sie zu verlieren, vermehrte das Bedürfniß meines Herzens, unter edlen, sich mittheilenden Menschen zu leben, Freunde zu haben, die Nachsicht, Theilnahme und Mitleid fähig wären, und deren simple und ungezwungene Lebensart mich nicht in neue Kosten setze. Ich glaubte, sie hier zu finden: mit dieser Hoffnung machte ich mich auf den Weg, und kam hier an. Ich bin nunmehr fünf Tage da, und so glücklich gewesen, mich ganz nach meinem Wunsch einrichten zu können. Die guten Leute, denen dieses Haus gehört, haben mir ein Stockwerk vermiethet, das für mich ein sehr bequemes Quartier ausmacht, und mich bey sich, und an ihren Tisch mit einer Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit aufgenommen, die mir höchst schätzbar ist. Nichts fehlt mir nun noch, als das von Ihnen zu erhalten, was ich wünsche: Ihre Freundschaft, wenn ich sie verdiene: Ihren Umgang, wenn Sie mich desselben würdig finden;

Verbindungen mit Ihrer Familie, Ihren Freundinnen und Bekanntinnen. Bey meiner Ankunft erfuhr ich die Unglücksfälle, die Ihnen zugestossen sind, und Sie bewogen haben, Ihre jetzige Wohnung zu beziehen, und das machte mir desto mehr Lust, mich Ihnen zu nähern. Sie also, bestes Fräulein, werden über mein Schicksal entscheiden. Ich bin fertig, Ihnen mein Herz zu öffnen, folgen Sie ganz der Stimme des Ihrigen. Sollte ich Sie aber im geringsten stören, sollte ich Ihnen in der geringsten Kleinigkeit im Wege seyn, sollten Sie das mindeste Bedenken finden, mir zu willfahren, so haben Sie die Güte, mir's mit drey Worten zu sagen, und ich bin morgen nicht mehr in dieser Stadt. Es würde mir Vergnügen machen, Herrn v. St. Ange zu sehen, und ihn oft zu sehen, aber ich hoffe, nie anders als bey Ihnen, und mit Ihnen. Es ist mir nicht möglich zu zweifeln, daß Sie nicht bald ganz vereiniget werden sollten. Er verdient es, und ich weiß auch, wie sehr Sie, mein bestes Fräulein, glücklich zu seyn verdienen. Die Glückseligkeit ist so gerecht, daß die Erfüllung dieser Hoffnungen mir das süßeste Vergnügen verschaffen

wird." Mit diesen Worten beschloß Frau v. Semme ihre Rede, näherte sich mir, und drückte mir die Hände. Ohne daß ich selbst wußte, was ich that, umarmte ich sie; antworten aber konnte ich ihr nicht gleich. Ihre Offenherzigkeit und Freymüthigkeit entzückte mich, und doch war ich nicht im Stande, ihr nachzuahmen. Sie sprach so gut, und nach dem, was Herr v. St. Ange ihr gesagt hatte, würde es vergeblich gewesen seyn, wenn ich länger hätte leugnen und verheimlichen wollen. Eben so unmöglich war mir's, von der andern Seite, alles zu gestehen und einzubekennen. Ich begnügte mich also, ihr zu sagen, wir führten ein sehr eingezogenes Leben, und wären zu der äußersten Oeconomie gezwungen; ich zweifelte sehr, daß sie einiges Vergnügen in unserer Gesellschaft finden könne. Doch stünde es ihr vollkommen frey, einen Versuch zu machen; ich bäte sie, diesen Abend meine Aeltern zu besuchen, und sich unsere Gesellschaft so lange gefallen zu lassen, bis sie weitere Bekanntschaften in der Stadt gemacht hätte. Sie versetzte, in der Traurigkeit, in die ihre Unglücksfälle sie versenkt hätten, wäre ihr der Umgang einiger Per-

stimm, die sie als ihre Freunde betrachten können, vollkommen genug, und so sehr sie sich auf das Vergnügen freue, den Herrn v. St. Auge zu sehen, so werde sie ihn doch nirgend anders als in unserm Hause sehen, und um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, seinen Besuch in ihrem Hause anzunehmen, so werde sie in ihrem Hause gar niemand sehen. Sie wünscht mit Vergnügen mein Anverlobter zu, und werde sich diesen Abend bey uns einfinden. Aber, setzte sie mit einem scherzhaften Ton und einer ungezwungenen Miene hinzu, entdecke ich das geringste Mißchen auf diesem Gesichte, das mir schon eine zärtliche Freundschaft eingeflößt und mein ganzes Herz erobert hat, so werden Sie nichts weiter von mir sehen, und ich werde auf immer verschwinden. Sie wissen nicht, bester Freund, wie viel wir von Ihnen gesprochen haben, wie oft ich die traurigsten Gedanken auf Ihr Herz, Ihren Verstand und Ihre Reize geheftet habe! Ist meinem Herrn v. St. Auge die Thränen in die Augen. Wie hat sich vielleicht ein Frauenzimmer so viel über ein anders Frauenzimmer von einem Manne versprechen lassen, der vielleicht das Recht hatte, um sich

sicht zu sprechen. Herr v. St. Auge hatte sein Herz und seinen Kopf ganz voll von Ihnen: es war' ihm nicht möglich gewesen, von etwas anderm zu sprechen. Er bat mich für wichtig, es anzuhören, und dieses Zutrauen schmeichelte mir. Hier sehen Sie mein Herz, liebes Fräulein, ich wünschte, daß es des Ihrigen nicht ganz unwerth seyn möchte. . . . Hier war mein Vater herein, um mich wieder abzuholen. Ich sagte zu ihm: Hier ist Herr v. Erne, die wir erst für einem Augenblick kennen, und die doch vielleicht unsre beste Freundinn ist, und uns auf das genauste kennt. Sie bat uns, sie will mit uns leben: bald werden Sie, eben so wie ich, den Werth ihres Umgangs schätzen lernen; sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, den Abend bey uns zuzubringen. Mein Vater ersuchte sie auf das freundschaftlichste, Wort zu halten, und sagte ihr viel Schmeichelhaftes. Wir wiederholten die Schilderung unsrer sinnlosen, eingezogenen und ökonomischen Lebensart. Auch sie wiederholte, sie würde sich glücklich schätzen, wenn sie mit uns, und wir wie leben könnte. Hier machte meine Freundinn eine kleine Pause: ich bat sie

über

über das nach, was ich hörte. Nach ein paar Augenblicken sahe sie mich an: Was denken Sie von diesem Frauenzimmer? Ich fühle, daß ich sie liebe, daß ich mich für sie interessire: und doch! ein Frauenzimmer, das von Paris kömmt, und warum? Was denken Sie davon? Sagen Sie mir's. ... Ich fand die ganze Sache eben so sonderbar und auffallend, als sie. Doch, fiel ich ihr ein, wäre sie nicht eben so aufrichtig in ihren Erzählungen als sie vorgäbe, so würden ihre Angaben entweder nicht so genau mit denen von Herrn v. St. Ange zusammen stimmen, oder sie würde sich doch ganz anders benommen, und gewiß andere Bekanntschaften als die übrige gesucht haben. Alles was man vermuthen kann, ist, daß Frau v. Orme wahrscheinlich durch ihre Umstände für erbittert worden, und daß Herr v St. Ange ihre Einbildungskraft durch eine romantische Beschreibung seines Landes, seiner Stadt und Bekannten erhitzt hat. Und, setzte ich lächelnd hinzu, auch der Person, die er liebte. Zugleich gab ich dem Fräulein v. Germeuil zu verstehen, daß es mir sehr angenehm wäre, meine Stadt wieder besucht zu sehen, da ich sie doch

bald verlaſſen müßte, und ich glaubte, dieſe gute und liebenswürdige Frauenzimmer würde Ihren Aeltern durch ihren Umgang viel Vergnügen machen. Dieſe Geſpräche dauerten den größten Theil der Nacht hindurch, ſo daß wir wenig ſchliefen. Am folgenden Morgen ließen wir uns nach dem Befinden der Frau v. Orme erkundigen. Sie ließ uns ſagen, ſie wäre nicht ganz wohl, und würde nicht ausgehen. Ich beſuchte ſie noch dieſen Morgen, und fand ſie mit Schreiben beſchäftigt. Sie brachte das Geſpräch bald auf ihre Tochter, und fing heftig an zu weinen. Ich ſah bald, daß ſie wirklich nun dieſen Grund habe, ſich von der Welt zurück zu ziehen, und den Umgang einiger wenigen nachſichtigen, natürlichen und theilnehmenden Freunde zu ſuchen. Nach den Beſchreibungen des Herrn v. St. Ange konnte ſie freylich dieſes Glück nirgends beſſer zu finden hoffen, als hier. Vergeiern brachte ſie wieder den Abend bey uns zu. Er kam kurz nach ihr. Wir waren Zeugen ihrer Erkennung. Marville hatte ihm von der Ankunft der Frau v. Orme Nachricht gegeben, er hatte ſie gleich den Tag darauf in ihrem Hauſe aufgeſucht, war aber nicht angenommen

worden. Ja sie hatte ihn sogar bitten lassen, sie noch einige Tage über nicht aufzusuchen. Während dieser Zusammenkunft hatte Herr v. St. Ange ganz die Miene der Freundschaft und Herzlichkeit. Frau v. Seme hingegen schien nicht ganz ruhig zu seyn. Durch die sorgsamsten Beobachtungen überzeugten wir uns, daß es auf Seiten des Herrn v. St. Ange nie etwas mehr als die reinste Freundschaft gewesen: und wie könnte die Eigenliebe einer Mannsperson sich der Freundschaft gegen ein Frauenzimmer erwehren, die merken läßt, daß sie ihn liebt? Dieser Abend war sehr angenehm, Herr v. St. Ange war noch aufgeräumter und unterhaltender als die vorigenmale. Die Armuth war oft der Gegenstand seiner witzigen Einfälle und seiner ernsthaften Betrachtungen. Doch diese letztern waren immer mehr tröstend als niederschlagend. Ich war die einzige reiche Person in der ganzen Gesellschaft: man beschuldigte mich, ich hätte alle Fehler reicher Leute, Aengstlichkeit und Sorge für die Zukunft. Man behauptet, ich wäre nicht im Stande von Herzen zu lachen. Ich gestehe lieber Mann, nie hätte ich mir eingebildet, daß

eine gänzliche Zerrüttung der Vermögensumstände, und eine so höchst eingeschränkte Lage, noch so viel angenehme und fröhliche Stunden zulassen könnte. Sie haben sie sämtlich meiner Freundinn zu verdanken, die alles leicht und angenehm zu machen versteht. Bey ihr spürt man nicht, daß man etwas entbehrt. Herr v. Marville kam auch, und wir blieben sehr spät beysammen. In der That, Frau von Seine hat Recht, sie wird in dieser Gesellschaft glücklich seyn, und ich selbst werde sie höchst ungern verlassen. Doch fange ich nunmehr an, mit Ernst darauf zu denken, lieber Mann. Ich bin eben im Begriff, die Anstalten zu meiner Abreise zu treffen: ich habe auch schon mit meiner Freundinn davon gesprochen. Die Thränen traten uns dabey in die Augen. Die Trennung von ihr wird mir unendlich schwer fallen. Nur du wirst im Stande seyn, mich darüber zu trösten. Lebe wohl, mein Bester.

* * *

„Man unterdrückt hier verſchiedene Briefe von „Lauren und Sophien. Sie enthalten „nichts als Klagen, daß ſie wieder getrennt „und entfernt von einander leben müſſen — „Details über das Vergnügen, das ſie zu„ſammen genoſſen, über die Annehmlichkeit, „in einer Geſellſchaft zu leben, die aus Per„ſonen beſteht, wie Frau v. Seme, Herr „v. St. Ange und Marville ſind — „lange Reflexionen über einige Geſpräche, „die im geheimen Zirkel hinter dem Ofen ge„halten worden u. ſ. w. Frau v. Dubourg „iſt der Meinung, daß ſich Herr v. St. „Ange und das Fräulein v. Germoſan, „ohnerachtet ihrer beyderſeitigen Armuth, „dennoch heirathen könnten. Sie beſteht „darauf, künftigen Frühling im Ernſt An„ſtalten zu machen, und dann zuſammen auf „das Landhaus des Herrn v. St. Ange „zu ziehen. Sie behauptet, wenn man im „Stande wäre getrennt in Armuth zu leben, „ſo könne man es noch beſſer, wenn man zu„ſammen wäre. Laura hingegen denkt nur

„an ihre Aeltern. Sie kann und will ſich „mit keiner dritten Perſon beſchäftigen; ſie „vermag auf dieſem Wege kein Glück für ſich „zu entdecken, und iſt geſonnen, die Geſin„nungen, die man gegen ſie zu hegen vor„giebt, etwas länger auf die Probe zu ſtellen. „Sie will wenigſtens gewiß ſeyn, daß die „Armuth von beyden Seiten der Liebe „nicht im Wege ſey, und glaubt ſich noch „nicht ganz davon überzeugt. Ueberdieß habe „Herr v. St. Auge einige male ein paar „Worte fallen laſſen, daß er im Ausland „Dienſte ſuchen werde: er heft jetzt gute „Ausſichten zu erhalten, da man anfängt „von Krieg zu ſprechen. Dieſe Idee möge „ihren Grund in böſer Laune, in Leichtſinn, „in Ungeduld oder gar in Verzweiflung ha„ben — ſagt ſie — ich kann eins ſo wenig bil„ligen als das andere. Dieß iſt der Inhalt „von einem Dutzend Briefen, die ſämtlich „nicht kurz ſind, und die der Leſer ſchwerlich „ohne Langeweile leſen könnte, jetzt zumal, „da er ſchon ſo viel geleſen hat. Jeder „Schriftſteller ſollte billig ſo ſchnell als mög„lich ſeinem Ziele entgegen eilen, und wir

„würden uns ein Gewiſſen machen, wenn „wir nicht alles, was in unſern Kräften „ſteht, anwenden wollten, das Ende dieſes „Werks dem Leſer ſo nah zu rücken, als mög„lich.“

Sechs und achtzigſter Brief.

Laura an Sophien.

Sagen Sie mir, ich bitte Sie, liebſte Freundinn; wenn eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer ſich oft ſtreiten, wenn ſie einander nicht die geringſte Kleinigkeit ungeahndet hingehn laſſen, wenn ſie bey der geringſten Veranlaſſung zum Kampf fertig ſind, und ihn mit der größten Hitze führen, wenn nie eins mit der Meinung zufrieden iſt, das, wie es glaubt, das andere von ihm hat, wenn jedes behauptet, das andere thu' ihm unrecht — was ſoll man aus alle dem ſchlieſſen? Haſſen ſie ſich? Lieben ſie ſich? Werden ſie ſich einmal lieben? Schon ſeit geraumer Zeit zerbreche ich mir den Kopf darüber. Die Veran-

laſſung zu dieſer Frage gaben mir Herr von Marville und Frau v. Seme. Immer beſchwert ſich eins über das andere. Immer haben ſie einander noch von geſtern her was vorzuwerfen. Sie ſind ſehr vergnügt, ſo oft ſie einander antreffen, und nicht ein paar Augenblicke ſind vergangen, ſo ſind ſie im hitzigſten Gefecht begriffen. Wenn man ſie bisweilen reden hört, ſollte man glauben, ſie wären auf ewig mit einander entzweyt. Man ſollte glauben, Herr v. Marville habe allen Pariſer Frauenzimmern eine ewige Fehde angekündigt. Er behauptet gegen Frau v. Seme, ſie wären alle höchſt leichtſinnig, koket, ſie liebten nichts als ihr Vergnügen, ſie läſen nichts als das Journal de Paris und das Modejournal, und wären durchaus einer ernſtlichen, dauerhaften Neigung unfähig. Sie behauptet dagegen, die Mannsperſonen hier zu Lande hätten einen ziemlich ſchwerfälligen Witz, ſie wären voller Vorurtheile, und hätten eine Art von eiskaltem Verſtand, der alle Fröhlichkeit verſcheuche: ſie müßten den Frauenzimmern, die das Unglück hätten, ihnen zu gefallen, unendliche Langeweile machen. So geht es von

beyden Seiten fort, oft nah genug an förmliche Injurien. Und doch ſind ſie den Tag darauf ſo felig, wenn ſie einander wiederſehn, ſie ſuchen ſich, und ſind gleich im Geſpräch. Marville richtet alle Neuigkeiten, die er mitbringt, an Frau v. Seme, ſelbſt dann, wenn ſie ſich nicht im geringſten dafür intereſſiren kann. Ich hoffe immer, es ſoll zu einem Waffenſtillſtand zwiſchen ihnen kommen, ich trage oft in allem Ernſt drauf an, bin aber nie glücklich in meinen Bemühungen. Doch kommt mir's ſeit einigen Tagen vor, als wenn Marville weniger hartnäckig, und Frau v. Seme etwas mehr mit ihm zufrieden wäre. Sagen Sie mir, was denken Sie davon? Glauben Sie nicht, daß unter dieſer Verſchiedenheit der Ideen eine große Uebereinſtimmung der Empfindungen verſteckt liegt? Ich denke es bisweilen, und wirklich, ich würde Herrn v. Marville ſehr glücklich preiſen. Frau v. Seme iſt ein äuſſerſt liebenswürdiges Frauenzimmer, von einem Charakter, wie er nöthig iſt, einen ſolchen Mann glücklich zu machen Sie hat feine Empfindungen, und ein vortreffliches Herz. Hätten Sie mich nicht verlaſſen, ſo würde ich Sie ge-

gebeten haben, an dieser Partie zu arbeiten. Doch wir wollen die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Der Zufall ist ein mächtiger König, der viel kann. Eben höre ich Marville's Stimme — er spricht sehr lebhaft mit meinem Vater — ich kann die Neugierde nicht länger unterdrücken — ich muß doch hören, was sie vorhaben. . . .

Herr v. Marville bringt uns die Nachricht, daß Herr Violans, der L.. V.. war, gestorben ist. Er will, mein Vater soll sich um seine Stelle bewerben: mein Vater will nichts davon hören. Meine Mutter stimmt Herrn v. Marville bey, und dringt in ihn, darum anzuhalten. Er will selbst nach Bern gehen, und im Namen meines Vaters um die Stelle nachsuchen, der sich nur aus Bescheidenheit weigert, und weil er, in unsern jetzigen eingeschränkten Umständen, seinem Amte nicht Ehre genug zu machen glaubt. Die Einkünfte sind so gering, daß sie kaum hinreichend seyn würden, ein anderes Quartier davon zu bezahlen. Wir fanden die Gründe meines Vaters nicht kündig, und vereinigten uns alle drey, sie

zu widerlegen. Herr v. Marville ſetzte hinzu, das Publikum werde höchſt zufrieden damit ſeyn, und der Herr Landvogt wünſche es ſehr, weil die Einſichten, die Fähigkeiten und die Rechtſchaffenheit meines Vaters allgemein bekannt wären, und die ganze Welt ſich jetzt für unſer Schickſal intereſſire. Er ſetzte hinzu, hie und da gäbe es noch ein paar Dämchen, die unſer ruhiges und zufriedenes Leben beneideten, der größte Theil aber ſchätze uns ſehr hoch, daß wir uns ſo gut in unſere Umſtände zu finden wüßten, und das Unglück gelaſſen ertrügen, ohne uns deſſelben zu ſchämen und ohne zu außerordentlichen Mitteln unſere Zuflucht zu nehmen. Herr v. Marville verließ uns mit der Verſicherung, er wolle mit allen Freunden meines Vaters von der Sache ſprechen, und ſie wollten zuſammen bey dem Landvogt einkommen, daß er ihn zu der Stelle in Vorſchlag bringen möchte. Er wäre überzeugt, daß es nicht die geringſte Schwierigkeit machen würde. Er erbot ſich, mit ihm nach Bern zu reiſen, und die Sache in Richtigkeit zu bringen. Ich geſtehe Ihnen, liebſte Freundinn, ich wünſche meinem Vater die Befriedigung dieſes ſeines heimlichen Wunſches.

Es muß ſehr ſchmeichelhaft für uns ſeyn, wenn man dieſes anſehnliche, ehrenvolle Amt, meinem Vater, trotz unſerer Armuth, anvertraut. Es gehört mit unter die Vorzüge unſeres Landes, daß unſer Souverain mehr auf Einſichten und Rechtſchaffenheit, als auf Vermögen und Rang Rückſicht nimmt. Ich kann die Zeit nicht erwarten, bis ich erfahre, ob Herr von Marville in ſeinem Bemühen glücklich geweſen. Er will dieſen Abend wiederkommen, und uns Nachricht geben. Sehen Sie, meine Beſte, ſo ſind wir wieder mit einem neuen Gegenſtande beſchäftigt, der unſre Art zu leben vielleicht etwas umſchaffen wird. Unſere häuslichen Umſtände werden nicht ſehr dadurch verbeſſert werden, allein mein Vater wenigſtens auf eine anſtändigere, ehrenvollere Art beſchäftigt ſeyn. Doch alles iſt zur Zeit ſo ungewiß, daß ich noch keinen Plan mache, und meine Phantaſie im Zügel halte. Vielleicht iſt unſer Leben jetzt ſo glücklich, als es nur ſeyn kann. Wer ſteht davor, daß eine Veränderung unſere Glückſeligkeit vergröſſern wird? Wie es auch ſeyn mag, ſo dürfen wir uns doch dem, was man für uns thun will, nicht widerſetzen, und

der treſliche Marville iſt gewiß alles Danks und aller Ehre werth, daß er nie abläßt, den innigſten Antheil an unſerm Schickſal zu nehmen. Wirklich, er verdient glücklich zu ſeyn. Dieſe Wahrheit will ich Frau v. Seme recht einprägen. Ich darf meinen Brief nicht ſchlieſſen, ehe ich Ihnen noch einige nähere Nachricht gegeben habe, und das hoffe ich morgen Abend oder übermorgen früh thun zu können. —

Ich gehe dieſen Morgen an meinen Brief, ohne daß ich weiß, wenn ich ihn werde fortſchicken können. Die Unterhaltung geſtern Abends war ſehr lebhaft. Wir ſprachen viel von der künftigen Charge meines Vaters. Herr v. Marville und Frau v. Seme kamen wie gewöhnlich mit einander in Streit. Dieſesmal hatte ſie unrecht; ſie machte ſich einen ganz falſchen Begriff von dem Amte, und vertheidigte ihre Meinung hitzig. Herr v. Marville ward böſe, und warf ihr vor, die Franzoſen beurtheilten alles nach ihren Ideen, und wären durchaus nicht im Stande, Einrichtungen fremder Länder richtig zu beurtheilen. Frau von Seme hingegen behauptete, die franzö-

ſiſchen Einrichtungen wären allein gut, ſie ſtellte ſich, als könnte ſie nicht begreifen, daß die Landvögte in unſerm Lande Repräſentanten des Souverains, und in dieſer Qualität bald Richter und bald Verwalter der Staatseinkünfte eines gewiſſen Bezirks ſeyn könnten. Der arme Marville möchte verzweifeln, wenn Frau v. Seme ſeine langen Erklärungen weder anhören noch begreifen will. Herr v. St. Ange war niedergeſchlagen, traurig, und immer in Gedanken. Er ſagte, mein Vater müſſe durchaus die Stelle erhalten; er kenne niemand, der mehr Anſprüche darauf zu machen habe. Herr v. Marville ſetzte hinzu, es würden ſich freylich eine Menge Competenten melden, allein er kenne die Geſinnungen des Landvogts, und wäre ſeiner Sache ſo gut als gewiß. Mehrere Perſonen wären überzeugt, mein Vater würde in Bern vor allen Mitwerbern den Vorzug erhalten: doch könne es nicht ſchaden, wenn er mehrerer Sicherheit halber ſelbſt hinginge. Allein wo ſollten wir das Geld zu der Reiſe hernehmen? Kurz, meine Beſte, die Hofnungen, die man uns macht, ſind immer noch nicht ſo zuverläſſig, daß wir ganz ruhig ſeyn könnten.

Wir machen ſchon Projekte, und doch verſichere ich Ihnen, werden wir ſehr ungern eine Veränderung in unſerer jetzigen Einrichtung vornehmen.

Sollten die Geſchäfte dieſes Amtes meinem Vater mit der Zeit zu beſchwerlich fallen, ſo würde es leicht werden, einen Gehülfen oder Subſtituten zu finden. Herr v. Marville läßt ſich durch die Schwierigkeiten, die mein Vater mache, nicht abhalten: er verließ uns mit der Verſicherung, daß er alles anwenden, alle ſeine Freunde in Bewegung ſetzen, und nicht eher ablaſſen werde, bis er die Stelle für meinen Vater erhalten habe. Er muß bald in Amtsgeſchäften nach Bern gehen, vielleicht kann er auf dieſe Weiſe meinem Vater die Reiſe, erſparen, oder doch wenigſtens alles ſo einrichten, daß er ſie nicht vergeblich thut. Er ſagte dieß mit dem Ton des lebhafteſten Intereſſe, daß es mich innig rührte. Ich verſuchte es, meine Geſinnungen durch Worte auszudrücken, und er blickte beſchämt auf Frau v. Seme. Wie ſehr wünſchte ich, daß ſie glücklich würden. Wirklich, ich hoffe auch, es ſoll geſchehen.

Ich glaube, meine beſte Freundinn, Herr v. Dubourg wird mir nun bald an Ihrer Statt ſchreiben. Ich denke ſehr oft hieran, und dieſer Gedanke beſchäftigt mich faſt mehr als alle andere. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mir ja ſobald als möglich Nachricht geben. Stillſchweigen oder Zögern würde mich unglücklich machen. Doch vielleicht kann ich vorher noch ein paar Briefe von Ihnen bekommen, wenigſtens einen, wenn es möglich iſt. Verſäumen Sie's ja nicht, meine Beſte, ich bitte, ich bitte Sie inſtändigſt, und umarme Sie zärtlich.

Henriette fragt mich, was ich ſchreibe, und bittet mich, ich möchte der guten Dame, ſo nennt ſie Sie, etwas von ihr ſagen. Sie verſichert mich, Sie könnten ſie nicht leiden, ſie habe es wohl gemerkt. Ich ſuchte es ihr auszureden, und das brachte uns zu einer Unterhaltung, wobey ihr beſtändig die Thränen in den Augen ſtanden. Aber, warum ſollten Sie das arme Mädchen nicht leiden können? Ich verſichere Ihnen, ſie verdient, daß man ſie liebt. Noch einmal leben Sie wohl, meine Beſte.

„Von

* * *

„Von jetzt an hält man es für nöthig, alle „Briefe wegzulaſſen, die nichts zur Erläu„terung der Geſchichte beytragen, und bloße „Betrachtungen und Räſonnements enthal„ten. Sie würden den Leſer unnützer Weiſe „aufhalten, und ermüden. Gewiß liegt ihm „nur wenig dran, ob er weiß oder nicht, daß „Frau v. Dubourg mit einem jungen Sohn „niedergekommen iſt, worüber ihr Mann ſehr „vergnügt, und ſie ſehr unzufrieden iſt, weil ſie „ſich eine Tochter wünſchte — daß Herr v. „Marville und Frau v. Seme anfan„gen, beſondere Unterredungen am Fenſter „oder in einer Ecke der Stube zu haben — „daß Herr v. St. Ange täglich trauriger und „niedergeſchlagener wird — daß das Fräulein „v. Germoſan fürchtet, er möchte auf ei„nen gewaltſamen Entſchluß gerathen, daß „ſie ſich alle Mühe giebt, ihn zu zerſtreuen „und aufzuheitern, das Uebel aber dadurch „nur deſto ärger macht. Uebrigens beträgt „er ſich mit ſolcher Diſcretion und Beſchei„denheit, und iſt ſo fein, ſo gefällig und lie„

„benswürdig, daß Herr und Frau v. Ger-
„mosan sehr zufrieden damit sind, daß er
„sie jetzt häufiger besucht als sonst. Er hat
„eine lange Unterredung mit Herrn v. Ger-
„mosan gehabt. Seine Tochter glaubt,
„es wäre ein Plan im Werke, auf das Land-
„haus des Herrn v. St. Auge zu ziehen,
„und die nöthigen Maasregeln danach zu er-
„greifen. Herr v. Germosan hat seine
„entscheidende Antwort so lange verschoben,
„bis er wisse, ob er die Stelle erhalten wer-
„de oder nicht. Die Ungleichheit in Lau-
„rens Betragen macht Herrn v. St. Auge
„sehr unglücklich. Bisweilen ist er vollkom-
„men überzeugt, sie liebe ihn gar nicht. Die
„Unentschlüssigkeit ihres Vaters macht ihn
„vollends ungeduldig. Oft schon hat er den
„Entschluß gefaßt, sich zu entfernen, nach
„Venedig zu gehn, und der Republik seine
„Dienste gegen die Algierer anzubieten. Er
„erwartet den Frühling. Und so erwarten
„alle übrigen Personen diese Jahrszeit, gleich-
„sam als wenn man überzeugt wäre, sie
„müsse entscheidende Begebenheiten herbey
„führen. Herr v. Noirval hat einen sehr

„langen Brief geſchrieben, in dem er Herrn „v. Germoſan auf das dringendſte erſucht, „mit ſeiner ganzen Familie den Sommer in „ſeinem Hauſe zuzubringen. Sie könnten, „ſagt er, die ganze erſte Etage einnehmen, „und hätten in allen übrigen häuslichen Ein„richtungen vollkommen freye Hände. Frau „v. Germoſan iſt einige Wochen über „krank geweſen. Der Nothpfennig iſt aus„gegeben, und es iſt ſehr zu fürchten, daß „ihr Geld nicht ſo lange reicht, bis die „halbjährigen Zinſen gefällig ſind. Laura „verdoppelt den Eifer bey ihrer Arbeit. „Drey Monate ſind verfloſſen. Mar„ville iſt in Geſchäften in Bern. Er „arbeitet für Herrn v. Germoſan. Al„les dieß iſt in mehrern Briefen ausführ„lich beſchrieben, die aber ſämtlich zu lang „ſind, als daß ſie hier Platz finden kön„nen.“

Sieben und achtzigſter Brief.

Laura an Sophien.

Nun iſt's keinem Zweifel mehr unterworfen, liebſte Freundinn; es iſt richtig. Herr v. Marville und Frau v. Seme lieben ſich. Den Abend vor ſeiner Abreiſe nach Bern ward ich ganz davon überzeugt. Sie brachten Beide den Abend bey uns zu, und es erhob ſich nicht der geringſte Streit zwiſchen ihnen. Sie ſahen Beide ſo ſanftmüthig aus, und hatten ein langes Geſpräch zuſammen, in dem wir ſie, wie Sie denken können, nicht ſtörten. Endlich kam es zum Abſchiednehmen. Mit meinen Aeltern und mir ging es ſo ziemlich gut, wie es aber an Frau v. Seme kam, da konnte er ſeine innerliche Unruhe und Rührung nicht länger verbergen: ſie zeigten ſich deutlich genug in ſeinen Mienen, und in den ihrigen nicht minder. Wir ſtellten uns, als bemerkten wir nichts. Wie Herr v. Marville weggegangen war, ſprachen wir noch von ihm, und ſagten auf eine ungezwungene Weiſe manches zu ſeinem Lobe; wir ſprachen von

den treflichen Eigenſchaften ſeines Herzens, von ſeinen Einſichten und Kenntniſſen, von ... Doch, was erzählt Hanne meinen Aeltern? ſie ſpricht ſo haſtig, ſo ... es muß etwas vorgefallen ſeyn ... ich kann über meine Neugierde nicht Herr werden . ich gehe ...

Hanne hat Frau v. Durtan mit einem Arzt und Chirurgus in einer Kutſche in vollem Gallop fahren ſehn. Wir geriethen in die äuſſerſte Unruhe, und ſchickten Hannen zu Frau v. Durtan ... ſie kam zurück, und erzählte ganz erſchrocken, Herr v. St. Ange ſey von Mördern gefährlich verwundet worden. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was für einen Eindruck dieſe Nachricht auf mich machte. Meine Mutter fiel beynahe in Ohnmacht, wir mußten ihr zu Hülfe kommen. Erſt wollten wir zwar die ſchreckliche Nachricht nicht glauben, bald aber war die ganze Stadt davon voll. Man weiß es nun gewiß; er hat ſich mit den Herren *** auf Piſtolen geſchlagen. Mein Vater ließ die Cliſſi's um ihren Wagen bitten, man konnte ihn aber vor Abends nicht verſprechen, weil er nicht zu Hauſe iſt. Es war unmöglich, einen andern zu finden. Das Ge-

rücht vergrößerte ſich immer, man erzählte nähere Umſtände, bey denen mir das Blut in den Adern erſtarrte. Mein Vater konnte ſich nur ſehr ſpät auf den Weg machen, ich erwarte ſeine Zurückkunft unter wahrer Herzensangſt. Man erzählt hundert widerſprechende Geſchichten, aber niemand weiß die Gefahr, in welcher Herr v. St. Ange ſich befindet, genau zu beſtimmen. ... Frau v. Seme eilte herbey, ich ſank in ihre Arme. Sie zeigte wahres Mitleid mit mir, wir gingen in unſer Kabinet. Ich konnte meine Thränen nicht zurück halten. Ich beweinte das fürchterliche Schickſal, das uns verfolgt. Nun hat es den höchſten Gipfel erreicht. Wie grauſam, wie boshaft ſind die Männer! ſie können nicht in Frieden leben, ſie müſſen einander wie Barbaren zerfleiſchen...

Mein Vater kommt nicht wieder: ich kann die Angſt, die Martern nicht beſchreiben, die meine Seele fühlt ... Frau v. Seme iſt noch hier; ſie iſt bey meiner Mutter. Ich habe ſie einen Augenblick verlaſſen, um den Brief fortzuſetzen, den ich dieſen Morgen angefangen habe .... Woher kömmt dieß neue ſchreckliche Unglück? Wie ging es zu? Wie

kam Herr v. St. Ange dazu, ſich zu ſchlagen? Ich begreif es nicht. Die Herren *** haben nicht die geringſte Verbindung mit Herrn v. St. Ange. Sie liegen den ganzen Tag auf der Jagd, und ſind grobe, lüderliche Leute, die nicht den geringſten feinen Umgang haben ... Ach, theuerſte Freundinn! das Schickſal legt mir doch wirklich zu viel Laſten auf. Nirgend kann ich Ruhe finden, und ich fühle, daß Unglücksfälle, Armuth und Elend jeden neuen Unfall deſto ſchrecklicher machen: verwundete Herzen bluten bey jeder Berührung. Wie reizend war mir die ſüße Gewohnheit worden, mit Perſonen zu leben, die man liebt, und von denen man Beweiſe ihrer Achtung und Liebe erhält! Die Beweiſe, die mir Herr v. St. Ange von ſeinen Geſinnungen gab, ſchienen gegen ſeine Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit keinen Zweifel zu erlauben. Ich bildete mir ein, wir würden immer ſo glücklich bleiben als wir waren, und auf einmal muß ein neues ſchreckliches Unglück unſre Ruhe ſtören! O, meine Theuerſte, Einzige, Ihre Seele allein vermag zu faſſen, was mein Herz leidet. Sie fühlen meine Qual mit ... aber was mag nur

die Urſache dieſes Zweykampfs, dieſes ſchrecklichen Mords ſeyn? ... Es iſt wahr, die Leute, denen man ihn Schuld giebt, ſind boshafte Geſchöpfe, die ſchon mehrere Gewaltthätigkeiten verübt haben; aber was haben Sie mit Herrn v. St. Ange zu ſchaffen? Mein Vater wird alles erfahren, ſchon muß er alles geſehen haben. Seine Ungeduld iſt befriedigt. Er wird ſpät zurückkommen: wer weiß, wie viel Stunden noch hingehen? Ich muß warten, mich gedulden, Gott! — o liebſte Freundinn, haben Sie Mitleid mit mir — jetzt höre ich das Geräuſch eines Wagens ...

Geſtern konnte ich meinen Brief nicht fortſetzen. Mein Vater hatte Herrn v. St. Ange geſehen; allein man ſah, daß er nicht ganz offenherzig ſprach, er wollte uns nicht erſchrecken. Die Art, wie er uns verſicherte, die Wunden des Herrn v. St. Ange wären nicht tödlich, und ſein Leben außer aller Gefahr, verſtärkte unſere Unruhe vielmehr. Herr v. St. Ange, ſagte er, wäre ruhig, und doch ließ ſich mein Vater in keine nähern Details ein: er war auſſer ſich, ſo ſehr er ſeinen Schmerz zu verheimlichen ſuchte, ſeufzte, und beantwortete uns von

zehn Fragen kaum Eine. Kurz, wir erfuhren nichts, und unſere Angſt iſt unbeſchreiblich ... es iſt noch nicht Tag, und doch ſteht mein Vater ſchon auf: gewiß will er wieder hinaus. Ich will ihm in den Weg treten, wenn er vorbeygeht, ich will ihn beſchwören, daß er mir ſagt, was er weiß ... Mein Vater ward böſe, da er ſah, daß ich ſchon auf war. Doch umarmte er mich zärtlich, und wiederholte, das Leben des Herrn v. St. Ange wäre nicht in Gefahr, die Wundärzte hätten es für gewiß behauptet. Er iſt wirklich im Begriff, wieder zu ihm zu gehen, er will den ganzen Tag bey ihm bleiben, und verſprach mir, uns einen Expreſſen mit den genaueſten Nachrichten zu ſchikken. Mein Vater wollte mir nichts weiter ſagen, ſo viel aber merkte ich, daß er außerordentlich bekümmert, unruhig und ängſtlich war. Kaum konnte ich mich überwinden, ihn gehen zu laſſen, das Herz blutete mir, wie er zur Thüre hinaustrat. Sollten wir gar die unſchuldige Veranlaſſung dieſes ſchrecklichen Zufalls ſeyn? Wenn ich nicht glaubte, daß das durchaus unmöglich wäre, ich könnte ... Ich ſchließe dieſen Brief nicht eher, bis ich die ver-

ſprechnen Nachrichten von meinem Vater erhalten habe.

Hier, meine Beſte, ſchreibe ich Ihnen die beyden Billets ab, die uns mein Vater geſchickt hat.

„Liebe Tochter, das Befinden des Herrn „v. St. Ange iſt ſo gut, als es in ſeinen „Umſtänden nur möglich iſt. Die Schmer„zen ſind nicht anhaltend, und das Fieber iſt „ſchwach. Es iſt nunmehr ganz ausgemacht, „daß ſeine Wunden nicht tödlich ſind, der „Chirurgus hat mir's heilig verſichert. Die„ſen Abend wird der Verband abgenommen, „und dann kann man noch nähere Nachrich„ten erhalten. Ich komme Herrn v. St. „Ange nicht von der Seite, und kehre nicht „eher nach der Stadt zurück, bis der Ver„band abgenommen, und die Beſchaffenheit „der Wunde genauer unterſucht iſt. Ich „bitte meine Frau, ſich nicht zu ſehr zu be„trüben, und meine Tochter, ſich zu beruhi„gen.“

„Gnädiges Fräulein, ich erfahre durch „Heinrich, daß Herr v. Germoſan ei„nen Expreſſen an Sie ſchickt. Ich brauche „die Hand, die ich frey habe, und die weni„gen Kräfte, die mir übrig ſind, ein paar „Zeilen zu ſchreiben, die ich ihm mitgeben „will. Ich hoffe, ſie werden hinreichend „ſeyn, Sie wegen des mir zugeſtoßnen Un„falls vollkommen zu beruhigen. Ihr theil„nehmendes Herz wird meine Schmerzen „mitgefühlt haben. Was könnte mir Ihr „Herz nicht vergeſſen machen? Doch, viel„leicht wär' es ein Glück für mich geweſen, „wenn ich geſtorben wäre? Antworten Sie „mir darauf, gnädiges Fräulein, ich beſchwöre „Sie. Sie allein können über mein Schick„ſal und Leben entſcheiden. Haben Sie die „Güte, das nicht zu vergeſſen.“

v. St. Ange.

Der Unfall des Herrn v. St. Ange wird mit ſehr verſchiedenen Umſtänden erzählt. Einige ſagen, ſie wären über Jagdrechte in Streit gekommen, andere behaupten, ſie wären über einen Brief zuſammen gerathen, den Herr v.

St. Ange bey Herrn v. Durtan geſehn, und warum er die *** zur Rede geſtellt habe.

Es iſt ſehr ſpät, und mein Vater kömmt noch nicht wieder. Die Nacht iſt ſehr dunkel, und er iſt zu Fuße. Liebſte Freundinn, wenn man für Unruhe und Erwartung ſtürbe, ich wäre längſt todt.

Endlich iſt er wieder da, mein Vater, mein herrlicher Vater. Mit welcher Zärtlichkeit ſchloß ich ihn in meine Arme! Man iſt jetzt über Herrn v. St. Ange außer allen Sorgen. Es iſt nicht die geringſte Gefahr vorhanden. Mit den Wunden geht's ſo gut als möglich. Es iſt ſo gut als gewiß, daß er keine lahme Hand davon tragen wird. Indeſſen ſind die Wunden doch ſchrecklich, er muß grauſam viel ausſtehn, und kann doch ſchreiben!

Da wir Verſchiedenes von den Nachrichten, die ſich in der Stadt verbreitet haben, erfahren hatten, ſo konnte uns mein Vater den wahren Zuſammenhang der Sache nicht länger verheimlichen. Alles kam über einen Brief her, den man zum Nachtheil meines Vaters geſchrieben hatte, um zu verhindern, daß er die erwähnte

Stelle nicht bekommen ſollte. Dieſer Brief gerieth Herrn v. St. Ange in die Hände, der den Verfaſſer zwang, zu revociren, und ſeinen Widerruf mit eigner Hand unter den Brief zu ſetzen. Auf dem Weg nach ſeinem Landhauſe ward er von ein paar Kerlen überfallen, die ihn nöthigen wollten, den Brief mit dem Widerruf zurückzugeben: Herr v. St. Ange ſetzte ſich zur Wehre — Doch ich bin heut Abend nicht im Stande, Ihnen eine weitläuftige Beſchreibung von dieſem Unglück zu geben. Noch habe ich mich nicht von meinem Schrecken erhohlt. Leben Sie wohl, beſte Freundinn.

Acht und achtzigster Brief.

Herr von St. Ange an Herrn von Marville.

Auf den ersten Blick wirst du, mein bester Freund, diesen Brief vielleicht nicht für meine Hand halten. Kein Wunder, da ich mit der linken Hand schreiben muß. Du kannst denken, daß mir's nicht leicht wird, und auch ohne Schmerzen nicht abgeht. Wenn es nicht mehr fort will, so will ich Heinrichen die Feder geben, und ihm diktiren. Er mag schreiben, so gut er kann; zum Glück habe ich ja den ganzen Tag zu diesem Briefe frey. Er wird lang werden, und ich werde mehr als einmal absetzen müssen. Seitdem man mir den Arm auf eine gewisse Art verbunden hat, ist der Schmerz viel geringer; allein ich fühle mich sehr matt, ich muß eine Weile ruhen ... Jezt ist mir's wieder ganz wohl; ich glaube, ich werde ziemlich lange schreiben können: es wär so gut als gar nichts, wenn ich nicht mit der linken Hand schreiben müßte ... Seit meiner Zurückkunft von Paris hörte ich nicht auf,

nach dem Urheber des Briefs zu forschen, dessen Frau v. Dubourg erwähnt, und den sie in N*** hatte vorlesen hören. Ich hatte starken Verdacht, allein ich wollte meiner Sache gewiß seyn. Es giebt eine gewisse Familie, die es nicht verschmerzen kann, daß sie aus aller guten Gesellschaft verbannt ist, die auf alles, was in ihr vorgeht, eifersüchtig ist, die sie tadelt, lächerlich zu machen sucht, und keine Gelegenheit vorbeyläßt, jedermann, der wahre Vorzüge vor ihr hat, zu verläumden und anzuschwärzen. Sie möchten gern alles brandmarken, alles zu sich herab in den Schmuz ziehen. Sie hassen den ächten Adel. Du kennst sie gewiß, die Leute, die ich meine. Es sind zwey Brüder und ein Cousin, die wir auf dem Lande, und bisweilen in unserer großen Tour besuchen. Ihr weiblicher Umgang besteht aus lauter schlechten Personen. Ich schrieb nach N**, um wo möglich nähere Erkundigung von diesem Brief einzuziehen: ganz zuverläßige Nachrichten konnte man mir nicht geben, indeß bestätigte alles, was man mir mittheilte, meinen Verdacht, und man machte mir einige Hofnung, den Brief im Original zu erhalten. Du

weißt, bey deiner Abreiſe nach Bern war es ſehr wahrſcheinlich, daß Herr v. Germoſan die Charge eines Lt. Bl. erhalten würde: alle Wahrſcheinlichkeiten waren für ihn. So ſprachen wir in der Familie davon, und zweifelten keinen Augenblick, daß dein Eifer und deine Bemühungen die Sache unſern Wünſchen gemäß zu Stande bringen würden ... Heinrich wird fortfahren müſſen ... die Schmerzen nehmen etwas zu ... Zwey Tage nach deiner Abreiſe kam mein Schwager zu mir, der Hofnung hat, Rath zu werden, wenn die Freunde des Herrn v. Germoſan ihn mit ihren Stimmen unterſtützen, und deſſen Geſchäfte ihn längſt zu einem genauen und vertrauten Freund des Herrn Landvogts gemacht haben. Er ſchien ſehr unruhig und aufgebracht. Er ſagte mir, er käme von dem Landvogt, der ihm einen Brief aus unſerer Gegend gezeigt habe, den man ihm von Bern zugeſchickt. In dieſem Briefe, an dem der Name weggeſchnitten geweſen, ſtünde, Herr v. Germoſan habe nicht alle ſeine Schulden bezahlt; er bleibe mehr als die Hälfte ſchuldig; er habe ſich in ein Haus in der Vorſtadt retirirt, wo er Abentheuer

theurer und liederliche Weibspersonen aus Paris bey sich aufnähme. Der Landvogt hatte die Güte, meinem Schwager diesen Brief anzuvertrauen, und verlangte, man möchte Attestate beybringen, die das Gegentheil von den in dem Briefe enthaltenen Beschuldigungen bekräftigten, damit sie nicht ein Hinderniß würden, das Herrn v. Germosan vielleicht gar um die Stelle bringen könnte. Ich erkannte die Schrift den Augenblick. Es ist die Hand eines von den Herren, die ich dir beschrieben habe, und zwar genau von demselben, der dein Nebenbuhler um die Stelle war, die du jetzt verwaltest, und der damals, wie nachher bey jeder andern Gelegenheit, durchfiel. Ich bat meinen Schwager, mir den Brief anzuvertrauen: ich ließ ihn abschreiben, und bat ihn, mit Herrn v. Cliffi von der Sache zu sprechen, der den Augenblick Anstalt machen würde, daß die Attestate, die der Landvogt verlangt, ausgestellt würden. Ich habe nur Ein Pferd, das eben am Pfluge zog. Ich schickte danach, es war aber nicht möglich, es zu bekommen. Ich mußte es also auf den andern Tag verschieben, zu den bewußten Herren zu gehen, mit

nähere Erklärung von ihnen auszubitten, und den Urheber dieser Niederträchtigkeit zuverläßig zu erfahren. Ich machte mich demnach gestern sehr früh auf den Weg, in der Hofnung, sie in der Stadt zu finden; sie waren aber nicht da, sondern auf einer Art von Jagdhaus, das sie am Fuß des Berges haben. Ich ging gerade zu, fand aber nur den zu Hause, dessen Handschrift ich in dem Brief erkannt hatte; die beyden andern waren auf der Jagd. Er empfing mich mit großer Höflichkeit. Ich brachte gleich das Gespräch auf Herrn v. Germosan, ich sagte, jedermann wünsche, daß er das erledigte Amt des Lt. Bl. erhalten möchte, und aller Anschein wäre auch da, daß es ihm glücken werde. Er stimmte in allem mit mir überein, und gab sich die Miene, als nähme er den wärmsten Antheil an Herrn v. Germosan. Und doch, fuhr ich fort, giebt es Leute, die niederträchtig genug denken, diese ehrwürdige Familie zu verläumden, und hier ist ein Brief, setzte ich hinzu, wobey ich ihn aus der Tasche zog, der von Yverdon nach Bern geschrieben, und dem Herrn Landvogt zugeschikt werden. Finden Sie nicht, fing ich an, nach-

dem ich ihn von Wort zu Wort vorgelesen hatte, daß dieß abscheuliche, höchst strafbare Verläumdungen sind. Er stammelte. O, ich bin überzeugt, fiel ich ihm mit einem zuversichtlichen Ton ins Wort, Sie räumen das gern ein. Sie sind ein rechtschaffener Mann, und werden sich also nicht weigern, eigenhändig unter diesen Brief zu schreiben, daß Sie nicht den geringsten Grund hätten, die absurden Lügen, die er enthält, zu glauben, ja, daß Sie gewiß überzeugt wären, daß es nichts als absichtliche Verläumdung sey. Hierauf erhielt ich eine sehr schwankende Antwort. Er wollte die Sache im Scherz behandeln: allein ich rückte ihm nah auf den Leib, sah ihn starr an, und sagte: Ohne Umstände thun Sie, was ich verlange, oder wir werden sehen, wer von uns beyden den andern auf den Boden streckt. Hier in dieser Ecke steht Ihr Degen. Mit diesen Worten trat ich ein paar Schritte zurück, und legte die Hand an den meinigen. Nunmehr fing er an, seine Unschuld zu betheuern, versicherte, Herr von Germosan wäre ein rechtschaffener Mann u. s. w. Ich hörte sein Geschwätz nicht lange an, sondern ließ den Degen fahren, nahm

meine Peitsche wieder, und versicherte, ich würde ihm auf der Stelle hundert Hiebe zuzählen, wenn er nicht augenblicklich schriebe, was ich ihm dictiren würde. Ganz demüthig griff er nach einer Feder, und schrieb alles, was nöthig war, zu bezeugen, daß der ganze Inhalt des Briefs aus lauter schändlichen Lügen bestehe. Ich sagte: preisen Sie sich glücklich, daß ich Ihre infame Verläumdung nicht noch auf eine andere Art bestrafe. In M... geht ein Brief herum, kann ich das Original in meine Hände bekommen, so soll der schändliche Verläumder, der ihn geschrieben hat, öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung thun. Mit diesen Worten ging ich zur Thüre hinaus, stieg auf mein Pferd, und ritt nach der Stadt zu, meinem Schwager den mir anvertrauten Brief wieder zu bringen. Kaum war ich aus einem ziemlich dichten Tannenholz, das auf dem Wege liegt, und durch welches man hindurch muß, heraus, als ich das Geräusch von einigen Pferden hörte, die im Galopp hinter mir drein kamen. Ich sah mich um, und erblickte die drey Herren, die mich verfolgten. Wie sie ohngefähr noch ein paar hundert Schritte von mir waren, riefen sie mir

Halt! zu, und stürzen eine Menge der gröm-
sten Schimpfreden gegen mich aus. Sie spreng-
ten auf mich los, umringten mich, und verlang-
ten, ich sollte ihnen den Brief zurück geben.
Sie liessen mir Zeit, aus der Strasse zu rei-
ten, vom Pferde zu steigen, und mir den Rük-
ken durch einen Baum zu decken. Ich legte
die Hand an den Degen, und sagte, nichts wäre
leichter, als das Papier wieder zu bekommen,
das sie verlangten. Sie brauchten mich nur
wie Bomblern umzubringen. Sie griffen mich zu
Pferde an, und verwundeten mich am Kopf; ich
trieb sie mit meinem Degen zurück. Einer von
den beyden Brüdern griff in der Wuth nach ei-
ner Pistole, drückte los, und schoß mir mit zwey
Kugeln durch den Arm und die Schulter. Ich
fiel hin, sie stürzten über mich her, und suchten
das Papier, das sie gern in ihre Gewalt ge-
habt hätten. Zum Glück hatte ichs in eine
Tasche im Unterfutter meines Fracks gesteckt,
wo sie es nicht finden konnten. Sie suchten
noch, als der Zufall und das Getöse einige
Bauern herbey führte. Sie und ein Wagen,
der sich in der Nähe sehen ließ, setzte die Meu-
chelmörder so in Furcht, daß sie eiligst entflo-

hen. Man kam mir zu Hülfe, und brachte mich in den Wagen. Ich bat, man möchte mich lieber auf mein Landhaus als in die Stadt bringen. Man schickte gleich nach Aerzten und Wundärzten, und ich ward auf das beste verpflegt. Meine Schwester ist bey mir, und ich habe eine Menge Besuche gehabt. Seit einigen Stunden bin ich ganz ruhig. Doch kommen noch mit unter Augenblicke, wo ich heftige Schmerzen ausstehn muß. Ich bin noch nicht sicher, daß ich nicht eine lahme Hand behalte, doch glauben die Wundärzte, es sey keine Muskel verletzt, und wenn es weiter nichts ist, als daß die Knochen ein bischen zerschmettert sind, so hoffen sie mit der Kur weit eher zu Stande zu kommen. Was mich mehr tröstet, als alles sonst, ist, daß ich das Papier glücklich gerettet habe. Ich lege es hier bey. Es ist etwas mit Blut befleckt, weil ich nicht eher ruhen konnte, bis ich mir's geben lassen, und mich dadurch überzeugt hatte, daß es nicht in ihre Klauen gefallen wäre. Ich hielt es für besser, es unmittelbar an dich zu senden, damit du ohne Zeitverlust Gebrauch davon machen kannst. Die Verläumdung wirkt so schnell, daß man ihr

nicht zu bald Einhalt thun kann. Mein Schwager hat es über sich genommen, Herrn v. Germosan auf alle mögliche Weise gegen den Herrn Landvogt zu rechtfertigen. Man sagt, die Meuchelmörder wären ausgetreten. Die Sache wird zum Prozeß kommen. Man hat meine Aussage, während dem ich verbunden wurde, sehr weitläuftig zu Protokoll gebracht: indeß muß noch ein anderes Verhör angestellt werden. Die Herren rechneten wahrscheinlich nicht drauf, Widerstand zu finden: sie wollten mir das Papier mit Gewalt abnehmen, und glaubten, ich würde es nicht wagen, mich gegen drey Personen zur Wehre zu stellen. Ich verlangte, man möchte mich mit Heinrichen allein lassen: man wollte mich abhalten, an dich zu schreiben. Du wirst sehen, daß ich fast nur dictirt habe. Ich werde viel ruhiger seyn, da ich dir nunmehr Nachricht gegeben, und besonders das Papier in sichern Händen weiß. Dieß ist eine neue Gelegenheit für dich, für Herrn v. Germosan zu arbeiten. Verdopple deine Bemühungen, und versäume ja nichts, was die Sache beschleunigen kann. Noch habe ich nichts von ihnen gehört. .... Doch, eben

höre ich die Stimme des Herrn v. Germo-ſan: ich kann und mag ihn nicht warten laſſen. Meinetwegen kannſt du ganz außer Sorgen ſeyn. Wunden laſſen ſich immer heilen.

Lebe wohl. Die Flecken, die du auf dem Papiere ſiehſt, ſind Thränen von Heinrich. Ich ſchreibe das mit der linken Hand. Ich glaube, ich wollte mich leicht daran gewöhnen.

* * *

„Die folgenden Briefe würden dem Leſer „nichts ſagen, das er nicht bereits weiß. Er „kennt die Herzen und die Charaktere, und „kann daraus mit der größten Zuverläſſigkeit „ſich alles ſelbſt denken, was bis zu der voll-„kommenen Wiederherſtellung des Herrn v. „St. Ange vorgehen kann. Während „ſeiner Geneſung ſchreibt er verſchiedene „Briefe an Herrn v. Marville. Sie „tragen das Gepräge der Traurigkeit und „Melancholie: er ſieht nichts im Leben, als „Elend, Sorge und Kummer. Er iſt arm,

»krank, niedergeſchlagen, ſchwermüthig: er »hält ſich des Fräuleins v. Germoſan »ganz unwerth. Herr v. Marville ant»wortet, was ihm ſeine warme und beſtän»dige Freundſchaft für Herrn v. St. Ange »eingiebt. Er iſt von Bern zurückgekom»men, und wieder dahin abgegangen, und »zwar dießmal einzig in der Abſicht, für »Herrn v. Germoſan zu ſollicitiren. Er »iſt beynahe gewiß, das Amt für ihn zu er»halten. Er empfindet die zärtlichſte Zunei»gung für Frau v. Seme, allein ſo lange »er ſeine Freunde noch unglücklich weiß, kann »er nicht an ſein Glück denken. Auch von »dem Fräulein v. Germoſan kommen »zwey Billets vor. Sie bittet Herrn v. St. »Ange, ſein Leben zu ſchonen; ſie ermahnt »ihn, alle Uebel deſſelben, und alle Miß»handlungen des Schickſals zu ertragen. Sie »glaubt, es ſey nicht aller Troſt verloren, »ſo lange man noch Theil an dem Unglück »anderer nehmen, und es ihnen ertragen hel»fen könne.

Neun und achtzigſter Brief.

Herr von St. Auge an Herrn von Marville.

Beſter Freund, ich ſpüre ſie jetzt mehr als jemals, deine zärtliche und treue Freundſchaft. Dein Herz beſitzt einen unerſchöpflichen Reichthum an edelmuthigen Geſinnungen. Deine Theilnahme an dem Schickſal und Glück deiner Freunde iſt immer thätig und geſchäftig. Wie glücklich biſt du! du tröſteſt deine Freunde, du ſprichſt ihnen Muth ein, du linderſt ihre Uebel; niemand hat davon mehr Beweiſe bekommen als ich. Ja, liebſter Marville, deine Freundſchaft iſt die einzige noch übrige Stütze meines Lebens. Mit jedem Tag wird es trauriger und unglücklicher. Für mich iſt nichts mehr zu hoffen, als Uebel und Elend aller Art: alles, was mich umgiebt, ſcheint das Ende meines Daſeyns zu fodern. In der Marter meiner ohnmächtigen Wünſche bin ich oft feig genug, es mir als die gröſte Glückſeligkeit vorzuſtellen. Ich ſehe nunmehr die gänzliche Unmöglichkeit ein, jemals glücklich zu werden, und

mein Loos ist das schrecklichste, das sich denken läßt. Sonst sagte ich: ich würde der glücklichste Sterbliche seyn, wenn ich geliebt würde: jetzt werde ich geliebt, und bin der unglücklichste von allen Menschen. Rings um mich her seh ich nichts, als Schwierigkeiten: ich kann nichts thun, als die unglückliche Lage der Personen, die ich liebe, erschweren. Ich trübe den heitern Horizont deines Lebens; ich biete dir nichts mehr, als einen Gegenstand des Mitleids dar. Statt meiner Freunde zu genießen, muß ich mein Elend beweinen, und alle die fliehen, mit denen ich glücklich seyn könnte. Von meinen Wunden bin ich beynahe ganz geheilt, du siehst, daß ich meinen rechten Arm so ziemlich wieder brauchen kann; allein von meiner Verzweiflung vermag nichts mich zu heilen. Drey Monate von Lauren v. Germosan getrennt zu seyn, und sich nach dieser Zeit in einer größeren Entfernung von ihr zu finden als jemals — fühlest du, Freund, was das sagen will? Drey Monathe, ohne sie gesehen, ohne einen Augenblick das wohlthätige Licht ihrer Blicke genossen zu haben! Ein Blick von ihr gab mir Kraft, meinen Kummer zu ertragen, und doch

fürchte ich mich, ſie wieder zu ſehn. Was könnte ich ihr mehr ſeyn, als ein Gegenſtand des Mitleids? Und bey ihren mühſamen Arbeiten, das Leben ihrer Aeltern ſo viel möglich angenehm zu machen, muß ſie ein Geſchöpf, das nichts als ihre Sorgen vergrößern und vermehren kann, fliehen und haſſen. Sie iſt glücklich, ſie erfüllt einen Beruf, der ihr Herz befriedigt: und nichts kann das meinige befriedigen! Ich kann nichts anders als Uebel ſtiften, und ihr in dem Guten, das ſie thut, hinderlich ſeyn. Ich kann dir nicht beſchreiben, liebſter Freund, wie ſehr alle dieſe Ideen mein Elend vergrößern. Sie untergraben ſichtbar meine Geſundheit: doch darüber klage ich nicht. Es iſt immer ein Troſt, das Ende ſeiner Sorgen voraus zu ſehen, und ich kann es nur im Tode finden. Eine nagende Leidenſchaft verzehrt und tödtet mich langſam; meine Lebenskraft nimmt zuſehends ab; ich genieße keinen Schlaf mehr ohne künſtliche Mittel, und täglich muß ich ſie verſtärken. Ja, liebſter Freund, der Schlaf, dieſer Stillſtand aller Thätigkeit, dieſe Abweſenheit aller Gedanken, iſt eine wahre Süßigkeit für mich, und eine Erholung, der

ich nie genug genieße. Beym Erwachen dank ich der Natur, daß sie der armen Menschheit diese Zuflucht gegönnt hat. Während dieser glücklichen Unempfindlichkeit verfließt die Zeit, das Leben rückt fort, Gewohnheit stumpft den Stachel des Schmerzes, und endlich kömmt der Tod, alle Leiden zu endigen, die der Schlaf nur auf wenige Stunden entkräftete, und

jenen Rathschluß zu vollziehen,
den ihm die Natur gebot.

Das ist die einzige Hofnung, die mir übrig ist, und die ich in den Schoos der Freundschaft ausschütte. Ich hoffe nicht, daß ein übelverstandenes Mitleid dich auf den Gedanken bringen wird, mir diese Hofnung rauben zu wollen. Du würdest mein Elend nur vergrößern, ohne von einer andern Seite die geringste Linderung schaffen zu können. Laura v. Germosan ist glücklich, die Laufbahn ihres Lebens ist entworfen, ihre Aeltern sind ruhig, sie ist zufrieden — ein Verbrechen wär es, hier das geringste ändern zu wollen, wenn man nicht gewiß ist, es bessern zu können, und wie weit ich entfernt bin, das zu können, kann niemand besser wissen, als du. Laß also deinen Freund

seinen Jammer betäuben, und die Auflösung seiner Existenz beschleunigen. Du aber sey glücklich. Bester Freund, du verdienst so sehr, glücklich zu seyn. Und hier ist ein Weib, das deiner würdig ist. Ich habe sie wohl bemerkt, die Fortschritte eurer wechselseitigen Zuneigung. Die Aehnlichkeit eurer Tugenden zeigt, daß ihr für einander geschaffen seyd. Das ist die wahre Sympathie, die zum Glück führt. Es wird euch nie an Gründen fehlen, einander zu schätzen; und wie solltet ihr euch dann nicht lieben? wie solltet ihr nicht glücklich seyn? Alle meine Wünsche, nach diesem, schränken sich darauf ein, meinen letzten Seufzer in deinen Armen auszustoßen, wenn ich vorher noch gehört habe, daß Laurens Vater erhalten hat, was er sucht. Ich sehe Herrn v Germosan ziemlich oft. Er besucht mich sehr fleißig, und beträgt sich so zärtlich gegen mich, wie ein Vater. Fast zweifle ich, daß ich für die Absichten, die ich ehedem auf seine Tochter hatte, genug gebüßt habe. Was sind es doch für seltsame Dinge, das menschliche Herz und das menschliche Leben! Und die Menschen können sich wirklich einbilden, irgend etwas in ihrer

Gewalt zu haben! Natur und Tugend zeichnen den Weg, den man gehen will, auf jedem Schritte aber führen uns die Gebrechen der Menschheit von dieser richtigen Straße ab, und das Leben wird ein Gewebe von Leiden. Die meinigen sind jetzt so grausam, als möglich. Laß mich meine Gefühle abstumpfen, und die physische Kraft meiner Sinnen ersticken ... sie bereiten meiner Seele zu viel Qualen ... die Vorboten des Schlafs sind so süß ... in seinen Armen vermindern sich die Leiden, und ersterben ... aber da ist noch die ängstliche Furcht vorm Erwachen .. auch die wird einmal verschwinden! — Lebe wohl, theuerster Freund.

Neunzigſter Brief.

Laura an Sophien.

Liebſte Freundinn, ich ſcheue mich faſt, Ihnen zu ſchreiben. Sie werden mir das nicht glauben, was ich Ihnen zu ſagen habe. Sie werden ſagen, ein Romanengeſchichtchen! ein fröhlicher Ausgang mit einer Hochzeit! Eine Begebenheit aus den Wolken gefallen! Und warum ſollte der Himmel uns nicht zu Hülfe kommen? Warum ſollten die Umſtände und Veränderungen, die nothwendig in der Welt vorkommen müſſen, ſich nicht auch einmal zum Vortheil der Unglücklichen wenden? Warum ſollte das Schickſal, das ſo oft ſein Spiel mit unſern Wünſchen treibt, ſich nicht Einmal gefällig gegen ſie erweiſen? Ach! meine Beſte! ich habe nie über die traurigen Unfälle gemurrt, die uns trafen, und noch liege ich auf den Knien, auf denen ich dem höchſten Weſen aus vollem Herzen dafür dankte, daß es uns glücklich machte. Ja, liebſte Freundinn, wir ſind nicht mehr unglücklich; doch was ſage ich: nicht unglücklich? Unſer Glück iſt unendlich groß.

Be-

Bereiten Sie Ihre Seele vor, es zu hören, es zu theilen. Hören Sie, was ich Ihnen zu ſagen habe. Wir ſind glücklich. Empfinden Sie die ganze Stärke dieſes Ausdrucks, und zählen Sie ſchon die Perſonen, auf die dieſes Glück ſich erſtreckt? Ich zweifle, daß ſich mein Blut in kurzer Zeit ſo abkühlen wird, um Ihnen die ganze Geſchichte im Zuſammenhang zu erzählen. Ehe ich anfange, muß ich vorher meinen Vater noch einmal umarmen, den beſten, den zärtlichſten Vater. Er verdient Ihre Hochachtung, und gewiß, wenn Sie ihn ſehen, müſſen Sie's ihm fühlen laſſen, wie ſehr Sie ihn ſchätzen. . . .

Ich komme zurück von meinen Aeltern. Welch unausſprechliches Vergnügen, die Zufriedenheit, die Freude, die Heiterkeit auf ihren Geſichtern zu ſehen! O Gott, meine liebſte Freundinn, wie glücklich ſind wir nicht! Ich fürchte, der Taumel des Vergnügens wird uns hindern, unſer Glück zu genießen . . . ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles ausführlich beſchreiben wollte; rechnen Sie nicht drauf; doch will ich verſuchen, mein möglichſtes zu thun . . .

Seit einiger Zeit brachte uns mein Vater immer ziemlich gute Nachricht von den Gesundheitsumständen des Herrn v. St. Auge mit. Er war ruhig, hatte sehr guten Schlaf; zwar nahmen seine Kräfte und sein Appetit nicht sehr merklich zu, allein das Wetter ist auch immer so rauh und ungesund gewesen, daß man seine gänzliche Genesung von der Wärme und der schönen Jahrszeit erwartete. Vorgestern machte mein Vater Anstalten, ihn zu besuchen; er wollte eben fortgehen, als Hanne hereinkam und sagte, der Briefträger wäre mit einem großen Pakete und einem großen Briefe da, und verlangte, sie uns selbst einzuhändigen. Wir ließen ihn hereinkommen, und untersuchten das Paket. Es kostete 3 Thaler 20 Groschen Porto. Ach! wir hatten in unserm ganzen Hause nicht so viel Geld. Der Briefträger, der unsere Verlegenheit sah, nahm das Paket wieder, und ging trotzig hinweg. Er sagte, wir sollten es bekommen, wenn wir bezahlten, was wir dafür schuldig wären. Wir ließen ihn gehn, ohne ein Wort zu sagen: allein Neugierde und Verwunderung ließ uns nicht ruhig werden. Ich sann hin und her, ob

es nicht möglich wäre, ſo viel Geld zuſammen zu bringen, als wir dazu brauchten. Ich ſchickte zu der Wäſcherinn, die mir Arbeit verſchaft, ob ſie mir nichts zu thun ſchaffen, oder vier Thaler vorſtrecken könnte. Sie konnte keins von beyden; und wir hörten unterdeß nicht einen Augenblick auf, uns zu fragen: was wohl in dem Paket ſtecken mag? Mein Vater hatte es genau betrachtet. Das Siegel war uns unbekannt, aus dem Poſtſtempel aber konnte man ſehen, daß es aus England kam, und da konnten wir auf niemand ſonſt, als auf Herrn Allwell rathen. Er hatte mit meinem Vater von den engliſchen Gärten geſprochen, und geſagt, er wolle ihm einige Plane aus England ſchicken. Wahrſcheinlich ſind es dieſe verſprochenen Plane, ſagten wir, und nun war unſere Neugierde auf einmal verſchwunden. Wir freuten uns ſogar, daß wir die vier Thaler nicht umſonſt hinweg geworfen hätten, und es ward feſt beſchloſſen, das Paket ſollte auf der Poſt bleiben. Mir war es indeß doch nicht möglich, meine Neugierde ganz zu unterdrücken, und während dem mein Vater und meine Mutter ſich noch die Köpfe zerbrachen, um das Räth-

ſel zu löſen, ging ich zu unſerm Bäcker, der gleich in unſerer Nachbarſchaft wohnt, ſagte ihm, wir brauchten auf einige Tage vier Thaler, und bat ihn, ſie mir zu leihen. Er gab mir ſie auf die verbindlichſte Art; ja er wollte mir mehr geben, als ich verlangte. Gleich wurde Hanne nach dem Briefträger geſchickt; ſie hatte viel Mühe ihn zu finden, endlich kam ſie doch mit dem Paket wieder. Ich erwartete ſie an der Thüre, und trug es mit Freuden zu meinen Aeltern. Man las mir den Text, daß ich meine Neugierde nicht hätte bezähmen können, und nannte mich ein unbeſonnenes Ding. Indeß riß meine Mutter doch das Siegel ab, und es fielen eine Menge großer Papiere heraus. Einige waren engliſch geſchrieben, und mit Stempeln und Siegeln verſehen, andere waren halb gedruckt, halb geſchrieben, und von Notaren unterzeichnet. Dabey lag ein Brief, aber alles in engliſcher Sprache. Mein Vater verſteht dieſe Sprache nicht hinlänglich genug, um hurtig leſen zu können, überdieß war er jetzt ſelbſt voller Erwartung und Unruhe. Er mußte ſein Wörterbuch zu Hulfe nehmen: er fing immer wieder von vorne an zu leſen.

Meine Mutter trieb ihn, fortzuleſen, und uns den Inhalt zu ſagen. Mein Vater befahl ihr, zu ſchweigen, und ihn nicht zu ſtören. Alles, was er ſagen konnte, war, daß die Sachen von Herrn Oldcomb kämen. ... So, ſagte meine Mutter, will der Phantaſt etwan unſere Portraits noch einmal haben? ... Nein, fuhr mein Vater fort, es iſt von einer Heirath die Rede ... So, fiel meine Mutter ein, er meldet uns, daß er ſich eine Frau genommen. Das kann uns ziemlich gleichgültig ſeyn. ... Nichts weniger, fuhr mein Vater fort, wobey er alle Kräfte anſtrengte, zu verſtehen, was er las, er iſt geſtorben, und ſetzt Laura von Germoſan zu ſeiner Erbinn ein, unter der Bedingung ... ich verſtehe nicht recht, fuhr er fort, indem er aufhörte zu leſen, ich muß wieder von vorn anfangen ... Ich ſtand neben ihm, und hätte das Papier gern mit meinen Augen verſchlingen mögen ... Wie, Vater? Auf Bedingung! Unter welcher Bedingung, fuhr ich hitzig fort. Mit ſeinen Bedingungen kann er nur zu Hauſe bleiben. Wenn er einmal todt iſt, was kümmern ihn die Bedingungen? Mein Vater brummte, daß ich ihn im

Lesen störte, er las mit dem größten Eifer, und ich und meine Mutter standen dabey, und sahen ihn stillschweigend an. ... Aber, sagte ich nach einer Weile, Herr v. Clissi versteht vollkommen englisch, ich will ihn holen lassen, und Hannen gleich fortschicken. Mein Vater warf mir meine Ungeduld vor, er versicherte, wenn wir ihn nur eine Viertelstunde in Ruhe ließen, so würde er alles verstehen. So viel hatte er schon herausgebracht, daß das große Papier mit den Siegeln das Testament des Herrn Oldcomb, das andere Papier ein Todtenschein, und das dritte ein Inventarium seines Vermögens an baarem Geld und liegenden Gründen war. ... Aber die Bedingungen, sagte ich, lieber Vater, die Bedingungen, ich bitte. Daran lese ich eben, liebes Kind, versetzte er ganz ruhig. Du bist selbst Schuld, daß ich wieder von vorn anfangen muß. Zum gressen Glück trat Herr v. Clissi eben wie gerufen zur Thüre herein. Wir fingen alle drey auf einmal an zu sprechen, wir erzählen, zeigen ihm die Papiere, bitten ihn, sie zu lesen, alles mit einer stürmischen Hast und Eile, die ihn ganz betäubt. Mein Vater kam immer

darauf zurück, ſo viel habe er wohl verſtanden, daß von einer Erbſchaft die Rede wäre. Endlich nahm Herr v. Cliffi die Papiere in die Hand, und ließ ſich nieder. Wir ſtanden mit geſpitzten Ohren, offenen Augen und offnem Munde um ihn her, und lauſchten. Er überſetzte eben ſo hurtig, als er las: Teſtament von Georg Heinrich Stephan Oldcomb.

„Ich ſchenke und vermache mein Landgut, „ſo wie es iſt, den wilden- und Haus-Thieren, „die es gegenwärtig bewohnen, das heißt, ich „will, daß die Einkünfte dieſes Landguts zum „Unterhalt dieſer Thiere angewendet, und ſie „weder beunruhigt, hinweggejagt, umgebracht, „noch ſonſt auf irgend eine Art gequält wer„den ſollen. Der Lohn des Geſindes, das zur „Wartung deſſelben gehalten werden muß, ſoll „von meinem Vermögen genommen werden, „und dieſe Leute in meinem Hauſe wohnen „bleiben. Alles ſoll in Friede und Freiheit le„ben, und dieſe auf keinerley Weiſe geſtört „werden.

„Ich will auf meinem beſagten Landgute, „ohne alle Ceremonie, in dem kleinen Hölzchen,

„das gegen Morgen liegt, begraben ſeyn. Die „Bäume umher ſolen dergeſtalt niedergehauen „werden, daß die erſten Strahlen der Sonne „auf den Ort fallen, wo man meinen Körper „hingelegt hat.

„Zu meiner Erbinn ſetze ich ein, meine „Verwandte Laura von Germoſan, un„ter der Bedingung, daß ſie vor ihrem zwey „und zwanzigſten Jahre verheirathet ſeyn muß, „da ich keine gute Meinung von einem hübſchen „Mädchen (wie ſie ihrem Portrait nach ſeyn „muß,) hege, die in ihrem zwey und zwanzig„ſten Jahre noch nicht verheirathet iſt. Wird „dieſe Bedingung nicht erfüllt, ſo vermache ich „mein Vermögen dem Hoſpital der Stadt „York, und laſſe blos den Genuß der Renten „auf Lebenszeit meinen Verwandten dem Herrn „und der Frau v. Germoſan, die ich ſehr „ſchätze, weil ich in langer Zeit nichts von ih„nen gehört habe.“

Das zweyte Papier iſt ein Todtenſchein, in dem bezeugt wird, daß Georg Heinrich Stephan Oldcomb ſeinem letzten Willen gemäß iſt begraben worden.

Das dritte Papier ist ein Inventarium, welches beweist, daß die jährlichen Interessen des vermachten Vermögens sich auf 1350 Pfund Sterling, oder ohngefähr auf 8000 Thaler belaufen.

Herr v. Clissi mußte uns alles noch einmal vorlesen; wir fragten ihn tausendmal, ob er sich auch nicht irre. Er nahm die Papiere noch einmal vor, und las, was er schon gelesen hatte. Vor Eilfertigkeit hatten wir vergessen das vierte Papier zu lesen, das ein Brief von den Londner Kaufleuten war, die das Paket an uns schickten, und darin die nöthigen Erläuterungen gaben. Sie verlangten Taufzeugnisse und Vollmachten. Jemehr wir lasen, jemehr wir untersuchten, desto gewisser ward es, daß wir die Erben unsers Vetters Oldcomb sind, und die jährlichen Einkünfte von 8000 Thalern uns wirklich von Rechts wegen gehören. Nach und nach erholten wir uns von der Ueberraschung, Herr v. Clissi konnte die lauten Ausbrüche seiner Freude nicht zurück halten. Er umarmte meine Mutter, die vor Freude weinte. Mein Vater suchte immer noch mehr Gewißheit, daß kein Irrthum vergehe: er zweifelte noch immer, und konnte sich nicht überreden,

daß ein ſo außerordentlicher Zufall wirklich wahr ſeyn ſollte. Herr v. Cliſſi antwortet blos durch die lebhafteſten Freudenbezeigungen. Er iſt vollkommen von unſerm Glück überzeugt, alles iſt den engliſchen Formalitäten, die er kennt, gemäß eingerichtet. Er wiederholte mit dem Ton der Zufriedenheit und des Vergnügens: Ja, beſten Freunde, 8000 Thaler jährlicher Einkünfte: wir werden alle glücklich ſeyn. — Unterdeſſen ſtellte ich doch einige Betrachtungen an. Die bekannte Sonderbarkeit unſers Vetters Oldcomb machte es freylich wahrſcheinlich, daß er uns zu Erben eingeſetzt; allein die Bedingung? — Sie iſt nicht deutlich beſtimmt. Ich wünſchte, daß man ſich etwas dabey verweilt hätte; aber niemand ließ ſich nur ein Wort verlauten. . . . Herr v. Cliſſi warf mir vor, ich ſähe gar nicht vergnügt und luſtig aus. Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Endlich fiel meine Mutter doch auf die Bedingung: ſie bat Herrn v. Cliſſi den Artikel noch einmal zu leſen, in welchem die Erben beſtimmt wären. Man hörte jetzt mit mehr Aufmerkſamkeit zu, und ſah einander einen Augenblick ſtillſchweigend an.

Mein Vater ſagte: Erſt in vier Monaten wird ſie zwey und zwanzig Jahre. Meine Mutter fiel ihm ins Wort: das iſt gut, ſo haben wir noch Zeit genug. Mein Vater nahm Herrn v. Cliſſi bey Seite, und ſprach mit ihm allein. In eben dem Augenblick brachte man uns einen Brief, der von Lauſanne kam. Er war von Herrn Allwell, der meinem Vater ſchrieb, eben leſe er in einem engliſchen Zeitungsblatte, im London Chronicle, das Teſtament des Herrn Oldcomb, und auch außerdem ſchreibe man ihm von London, daß wir zu Erben eingeſetzt wären. Er wünſchte uns Glück, bot uns ſeine Dienſte an, und gab uns manchen guten Rath. Kurz, es ward vollkommen beſtätigt, was wir ſchon wußten. Mein Vater und Herr v. Cliſſi ſprachen wieder heimlich; dieſer verließ uns, ohne etwas zu ſagen. Mein Vater ſagte, er gehe zu Herrn *** der lange in England geweſen, um einige Erkundigungen bey ihm einzuziehen, und von da zu einem Notar, die nöthigen Aufſätze machen zu laſſen. Er ſetzte hinzu, ich ſollte mich ankleiden, weil ich vielleicht einige Perſonen würde ſehen müſſen. Hierauf ſagte er meiner Mutter ein paar Worte

ins Ohr, und ging hinaus. Meine Mutter ſah aus, als wenn ſie über etwas nachdächte, und noch unentſchloſſen wäre, und ſagte nichts. Ich war unruhig, ging die Stube auf und ab, und brachte einzelne Worte vor, die nicht beantwortet wurden. Sie ſagte blos: liebe Tochter, geh und kleide dich an. Ich frage, ich will wiſſen warum? wozu? ſie antwortet mir nichts, als: geh' und zieh dich an! Lange kann ich mich nicht entſchließen, was ich anziehen ſoll, endlich mache ich doch meine Toilette, ob ich gleich weder das Stillſchweigen noch das Geheimniß, das man gegen mich beobachtet, begreife. Meine Mutter hilft mich ankleiden; wir ſprechen zuſammen, aber wie Perſonen, die nicht recht bey ſich ſind: einzelne Ausrufungen, die unſre Freude auspreßt, abgebrochene Redensarten über die Zukunft, Betrachtungen, die nicht zur Hälfte zum Vorſchein kommen! Man hatte Henrietten verboten, hereinzukommen, ſo lang geleſen wurde, ſie kam aber in mein Kabinet, indeß ich mich anzog. Ich weiß nicht, was ich auf einmal für eine Anwandlung von Zärtlichkeit für ſie bekam: ich ſchloß ſie in meine Arme, machte ihr tauſend Liebkoſungen, und

that ihr Verſprechungen, von denen ſie ohnmöglich etwas verſtehen konnte. Sie antwortete mit einer reizenden Naivetät. Die arme Hanne ward auch umarmt, und wir fingen beyde an zu weinen, meine Mutter und ich. Hanne und Henriette begriffen nichts von dem, was ſie ſahen und hörten. Wir ſagten ganz unbeſtimmt, es wäre uns ein groſſes Glück begegnet, und ſie ſollten es mit zu genieſſen haben. Nie war mir das Anziehn ſo ſauer worden: ich rief einmal über das andere: Sophie, Sophie, wenn du erfahren wirſt .... Gern hätte ich mich auch in Ihre Arme geworfen. Bey Ihnen würde mein Herz ſich eher beruhigt haben, bey Ihnen, zärtliche Freundinn, die machte, daß wir uns für reich hielten, ſo lange Sie bey uns waren..... Es fiel mir gar nicht ein, nachzuſehen, ob ich recht angezogen wäre, oder nicht, ich war in einer unausſprechlichen Bewegung, und meine Mutter mit mir in einer Unruhe, die der Trunkenheit ähnlich war. Mein Vater blieb lange aus, und wir wurden nach und nach etwas ruhiger. Ich hoſte, meine Mutter ſollte die Rede auf die Bedingung bringen, oder etwa eine Be-

merkung machen, die dahin abzielte; endlich wollte ich selbst anfangen davon zu sprechen; sie antwortete mir nicht, sondern sagte blos, es wäre etwas an meinem Kopfputz nicht recht, und befahl mir, es zu ändern. Doch, nun hatte ich wieder meine Handschuhe, meinen Fächer vergessen. Es kostete mir viel Mühe, diese Sachen zu finden, da ich sie so lange nicht gebraucht hatte. Endlich kam mein Vater wieder nach Hause. Er hatte eine außerordentlich beschäftigte Miene: die nöthigen Vollmachten und Verhandlungen erfordern verschiedene Formalitäten, die ihn unruhig machen. Wir wollten zu Mittag essen, es war uns aber nicht möglich, nur die geringste Ordnung in das zu bringen, was wir vornahmen. Wir hatten Hunger und konnten nicht essen. Die Verwirrung erstreckte sich über alles. Wir hörten, daß ein Wagen vor der Thüre still hielt, Herr v. Clissi kam, und sprach wieder mit meinem Vater von Geschäften; auf mich schienen sie kaum Acht zu haben. Indeß gehen sie auf die Thüre los, nach dem Wagen zu. Ich bleibe zurück. Mein Vater sagt: so komm doch, Laura. Ich frage, wo ich hin soll, und nun fangen sie an zu la-

chen, und erinnern sich, daß sie mir noch kein Wort davon gesagt haben. Herr v. Clissi faßte mich bey der Hand, und sagte: kommen Sie mit uns, liebe Cousine. Mein Vater zog mich hinter sich her, und sagte: komm mit uns, liebe Tochter. Ich dachte, du würdest meine Absicht errathen. Wir stiegen ein, dem Kutscher ward zugerufen: zu Herrn v. St. Ange! Ich höre, erstaune, sehe meinen Vater und Herrn v. Clissi an. Das Herz schlägt mir gewaltig, mein Vater faßt mich an der Hand, und will sprechen, die Worte versagen ihm. Herr v. Clissi fährt fort: Wie, liebe Cousine, Sie errathen nicht, was wir vorhaben? Sie finden nicht natürlich, daß wir zu ihm gehen?.... Nun fiel ihm mein Vater wieder ins Wort: hast du denn, liebe Tochter, die Clausel des Testaments schon wieder vergessen: vor dem zwey und zwanzigsten Jahre! Und glaubst du, daß ich dem Vergnügen widerstehen könnte, die Wünsche deines Herzens zu befriedigen? Glaubst du, ich wußte nicht, wie sehr du Herrn v. St. Ange liebst? Wenn du mein Herz nur etwas kennst, so mußt du das Glück beurtheilen können, das ich empfinde,

euch Beyde glücklich machen zu können. Ich schätze Herrn v. St. Ange seiner treflichen Eigenschaften wegen; wir sind ihm für alles, was er für uns gethan hat, unendliche Verbindlichkeiten schuldig, er hat sein Leben für mich aufs Spiel gesetzt. Ich würde untröstlich gewesen seyn, wenn ich bey den Gesinnungen, die er gegen dich, und du gegen ihn hegst, kein Mittel gefunden hätte, mich dankbar gegen ihn zu bezeigen. Schon seit langer Zeit sehe ich alles, was in deiner Seele vorgeht, so daß ich's, ich gestehe es, jetzt nicht für nöthig hielt, dich um Rath zu fragen. Ich glaubte, es wäre natürlich, nothwendig sogar, daß wir zu Herrn v. St. Ange eilten, ihm unser Vermögen anböten, ihm sagten, daß du ihn liebst, und daß es nur von ihm abhängt, ob wir alle glücklich seyn sollen. Besinne dich jetzt nicht länger: laß keine Schwierigkeit, kein Bedenken mehr bey dir aufsteigen. Alles Vernünfteln ist jetzt außer der Zeit, überlaß dich dem Hange deines Herzens, und folge uns Ich gestehe dir, wie ich das letztemal bey Herrn v. St. Ange war, machten mich seine Umstände ganz traurig. Er nimmt täglich mehr ab, wird immer

schwä-

schwächer, bleicher. Es ist mir bange für seine Gesundheit. Man sieht, daß eine tiefe Schwermuth sich seiner bemächtigt; und ich bin überzeugt, seine und unsre Lage sind der hauptsächliche, oder gar der einzige Grund davon. Auf alle Fälle ist sein Leben in Gefahr, und was können wir jetzt anders thun, liebste Tochter, als der testamentlichen Verordnung des Herrn Oldcomb nachleben? Es kömmt sogar viel darauf an, daß wir, nebst den übrigen Zeugnissen und Vollmachten, auch gleich deinen Heirathskontrakt mit schicken können. Wir haben keine Zeit zu verlieren: zwey, drey versäumte Posttage könnten uns in große Verlegenheit setzen. Verzögerungen, Schwierigkeiten würden den Genuß unsers Glücks stören, es könnten Prozesse daraus entstehen, von denen wir das Ende nicht erlebten. Ich verspreche mir also von deiner Zärtlichkeit für .... (hier hielt er inne, und ich bemerkte eine Miene an ihm, die etwas spöttisch und boshaft war) .. !für deine Aeltern, fuhr er fort, daß du ihren Bitten Gehör geben wirst. Ja ich verlange, daß du, ohne deine gegenwärtige Lage gegen Herrn v. St. Ange zu unterfu-

chen, mir in nichts widersprichst, was ich ihm in deinem Namen sagen werde. Ja, liebe Tochter, wir wollen ihm entgegen gehn, und die gewöhnlichen Formalitäten und Gebräuche, deren Beobachtung wir in jedem andern Falle fordern und erwarten würden, vergessen. Jetzt denke ich an nichts, als an Herrn v. St. Ange, der sein Leben meinetwegen in Gefahr gesetzt hat, den man dem Tode aus den Klauen reissen muß, und ich bin fest überzeugt, du allein bist es im Stande. Ich habe demnach nicht den geringsten Anstand genommen, dich den Schritt thun zu lassen, den wir jetzt thun. Laß mich glauben, daß mir dein Herz nicht widerspricht. Deine Gesinnungen mögen seyn wie sie wollen, ich werde dir deine Einwilligung immer Dank wissen, du sollst in meinem Namen alles gleich machen, was ich Herrn v St. Ange schuldig bin." Unmöglich kann ich Ihnen, liebste Freundinn, alles beschreiben, was in meiner Seele vorging; meine Verwirrung war unaussprechlich. Unter der Zeit kamen wir in Herrn v. St. Ange's Hof an. Heinrich kam uns mit einem traurigen und niedergeschlagenen Gesicht entgegen. Die Thränen standen ihm

in den Augen. Er erzählte uns, ſein Herr befände ſich ſehr übel, jetzt ſchlummre er ſeit ein paar Stunden, allein die ganze Nacht über wäre ſein Schlaf höchſt unruhig geweſen. Dieſen Morgen wäre er aufgeſtanden, läge aber jetzt in einer Art von Betäubung auf einem Ruhebette. Herr v. Cliſſi war ſchon bey ihm, mein Vater zog mich hinter ſich her, oder man trug mich vielmehr: ſo kamen wir an die Thüre ſeines Zimmers, wo Herr v. Cliſſi uns wieder entgegen kam, und ſagte, Herr v. St. Ange wäre ſehr ſchwach, wir müßten warten, bis er wieder aufgewacht und etwas zu Kräften gekommen wäre. Ich ſank in einen Lehnſtuhl im Vorzimmer, man ließ mich kaltes Waſſer trinken, und an Spiritus riechen. Ich höre eine ſterbende Stimme, die mit der äuſerſten Anſtrengung ſpricht: Wie? Fräulein von Germoſan? — Meine Kräfte kommen wieder, ich ſtehe auf, gehe hinein, oder laufe vielmehr nach einem Kanapee, faſſe eine Hand, die man mir reicht, und ſinke ohne Beſinnung hin. Wie ich wieder zu mir kam, ſah ich Herrn v. St. Ange, wie er ſeinen Kopf auf meine beyden Hände ſtützte, die er in die ſeinigen

drückte. Mein Vater und Herr v. Cliſſi waren beſchäftigt, uns zu uns ſelbſt zu bringen .... Laſſen Sie mich einen Augenblick friſche Luft ſchöpfen, liebſte Freundinn ... das Andenken dieſes Augenblicks verwundet noch jetzo mein Herz, und Thränen fallen mir wider Willen aus den Augen ... es iſt mir unmöglich mich in eine weitläuftigere Schilderung einzulaſſen ... die erſten Blicke des Herrn von St. Ange verurſachten mir eine Bewegung, eine Unruhe, die ich nicht beſchreiben kann ... zum erſtenmale ſuchten meine Augen die ſeinigen ... ſein bleiches, abgezehrtes Ausſehn, ſeine niedergeſchlagene, kränkliche Miene würden die härteſte Seele gerührt haben ... ich verſichere Ihnen, meine Beſte, ich war nicht im Stande, etwas zu ſagen: mein Vater und Herr v. Cliſſi mußten allein ſprechen, erzählen und erklären. Sie hatten viel Mühe, Herrn v. St. Ange den Verfall, der uns zu ihm brachte, begreiflich zu machen, und es koſtete viel Zeit, ehe ſie mit ihren Erläuterungen und der Schilderung des Glücks, das wir erlebt hatten, fertig wurden. Bey der Bedingung des Teſtaments verweilten ſie am längſten. Jetzt ward

ich meiner Blödigkeit einen Augenblick Meiſter, und ſagte: „Ja, Herr v. St. Auge, ich komme, und ſage Ihnen, daß ich Sie liebe, ich komme, Sie zu fragen, ob das, was Sie mir ſo oft geſagt und wiederholt haben, noch die Geſinnung Ihres Herzens iſt? ob Sie mein Herz und mit ihm unſer Vermögen annehmen wollen?“ Er ſchien ganz betroffen und erſtaunt, ſah mir ſcharf in die Augen, und rief dann langſam und mit ſichtbarer Anſtrengung aus: „Wie? himmliſches Mädchen, Sie könnten meine Armuth vergeſſen? Sie könnten mit einem Unglücklichen leben wollen?“ Mein Vater und Herr v. Cliffi fielen ihm hier ins Wort, und wiederholten, was ſie ihm ſchon ausführlich genug von unſerm Glück erzählt hatten, er aber nicht gehört zu haben ſchien. Nun fiel er in eine Art von Entgeiſterung, und ſtreckte die Arme gegen meinen Vater und Herrn v. Cliffi aus. Wir ſprachen, ſeufzten, weinten, freuten uns alle auf einmal, und alles zugleich. Ich will Ihnen nicht wiederholen, was geſprochen ward, noch die verſchiedenen Empfindungen beſchreiben, die mich beſtürmten. Mein Vater, der die Hauptſache keinen Augenblick

aus den Augen verlor, fing nun an, mit Herrn v. St. Ange von den nöthigen Maasregeln und Anstalten zu sprechen, die sie treffen müßten: ich verstand das Wenigste von diesen Verhandlungen, genug, sie wurden bald einig, und mein Vater schien zufrieden zu ſeyn. Wie wir aufbrachen empfand ich einen heftigen Widerwillen in mir, Herrn v. St. Ange allein, ohne Pflege, verlaſſen und krank zurückzulaſſen. Auf dem Nachhauſeweg beſchäftigten ſich mein Vater und Herr v. Cliſſi mit nichts als den nöthigen Anſtalten. Von dieſem Augenblick an ſuchte ich meine Gedanken und Empfindungen in Ordnung zu bringen, allein es wollte mir nicht glücken. Selten kann ich meine Gedanken auf die Sache fixiren, mit der ich mich eben beſchäftige. Unterdeſſen haben wir beſchloſſen, noch nichts in unſerer Einrichtung zu ändern, ganz ſo fort zu leben, wie wir bisher lebten, und nicht den geringſten Aufwand mehr zu machen, bis wir im vollen Beſitz der Einkünfte unſrer Erbſchaft ſind. Da aber die Heirath eine von den nöthigen Bedingungen iſt, ſo will mein Vater durchaus die Sache um keinen Augenblick vergeblich verſchoben wiſſen, und hat ſchon be-

reits einen Entwurf zum Kontrakt aufgeſetzt. Es fiel mir wieder ein, was er meiner Mutter geſagt hatte, und ſo erinnerte ich, die Hauptbedingung, auf welcher ich beſtünde, wäre, daß meine Aeltern als Eigenthümer der Hälfte von den uns vermachten Renten und Kapital anerkannt würden. Ich beſtand ein für allemal darauf. Mein Vater, der noch gar nicht über das Eigenthum, wie es die Bedingung des Teſtaments und die Heirath beſtimmten, nachgedacht hatte, las den Artikel noch einmal, und ſchien ſehr zufrieden, daß ich die Folgen vorausgeſehn hatte, welche die Form des Vermächtniſſes unſers guten Vetter Oldcombs nach ſich ziehen könnte. Er ſchob alſo einen Artikel dem Inhalt meines Begehrens gemäß ein, und beſchäftigte ſich mit der Entwerfung eines Formulars, das er morgen des Tags unſerm Notar bringen wollte. Den Reſt des Tages brachten wir mit Betrachtungen über alles, was uns ſeit dem Morgen begegnet war, zu. Gewiß, liebſte Freundinn, hören Sie uns einander von Zeit zu Zeit fragen: ob nicht alles Vergangne ein Traum, ob nicht alles, was wir geſehn und gehört hatten, eine pure Täuſchung ſey? Ich

für meinen Theil geſtehe, daß ich in eine Art von Betäubung verſank, die mir kaum den Gebrauch meiner Sinne und meiner Vernunft ließ. Ich überhäufte meine Aeltern mit Liebkoſungen; mein Vater lachte, ich ließ mich aber nicht ſtören. Den Abend koſtete es uns Mühe, von einander zu kommen, wir verſprachen uns noch einmal, noch lange, lange nichts in unſerer jetzigen Lebensart zu ändern. Ich beſorge meine Haushaltungsgeſchäfte nach wie vor. Sehen Sie, wie vielmal ich ſchon die Hände ſehnſüchtig nach Ihnen ausgeſtreckt habe? Warum ſind Sie nicht mehr bey mir? Ich hätte mich Ihrer Freude gefreut, ich hätte mich Ihnen ganz überlaſſen; Sie hätten alles beſorgt, alles eingerichtet. Mit Ihnen hätte ich allen meinen Gedanken nachgehangen, da ich mich jetzt vieler entſchlage, die mir zu unwichtig dünken. Ich muß mich mit Gewalt ſammeln, wenn meine häuslichen Geſchäfte nicht verſäumt werden ſollen, und vor zwey Tagen wäre mir noch alles unangenehm geweſen, was mich davon zerſtreut hätte. Geſtern Morgen hatte ich mir vorgenommen, an Sie zu ſchreiben: ich ſtand ſehr früh auf, konnte aber nicht ſo ruhig wer-

den, mich hin zu setzen: eine unwiderstehliche Thätigkeit machte mir's unmöglich, mich mit meiner abwesenden Freundinn zu unterhalten. Alles, was den Tag über vorgehen sollte, machte mich im voraus unruhig. Gern hätte ich von Herrn v. St. Ange Nachricht gehabt; wir verliessen ihn in so bedenklichen Umständen! Ich wünschte, es möchte meinem Vater einfallen, nach ihm zu schicken. Doch, meine Beste, ich versehne Sie mit der Beschreibung aller Kleinigkeiten, die bis Abends vier Uhr vorfielen, wo wir das Geräusch eines Wagens hörten, und einen Augenblick darauf Herrn v. St. Ange in den Armen meiner Mutter sahen. Die Ueberraschung, die Freude, die Zärtlichkeit, die mancherley Empfindungen, die uns überwältigten, brauche ich Ihnen nicht zu schildern: Ihr Herz kennt alles dieß besser, als ich es ihm beschreiben könnte. Mein Vater, der gleich nach Tische ausgegangen war, kam mit meiner Tante wieder, und nun erneuerte sich die vorige Scene. Einzelne abgebrochene Sylben, Umarmungen, laute Freude mit Thränen vermischt — Nach einer kleinen Pause sagte mein Vater zu Herrn v. St. Ange: Sie

wiſſen noch nicht, daß meine Tochter Sie durchaus um die Hälfte Ihres Vermögens bringen will; und nun nahm er ihn mit ſich ans Fenſter, und ſprach leiſe mit ihm. Er wollte ihm ein Papier verleſen, das er aus der Taſche zog, Herr v. St. Ange aber verſicherte ihm, er würde nichts leſen und nichts anhören: er ſey bereit, alles was mein Vater aufgeſetzt habe, mit ſeinem Blut zu unterzeichnen, und ſein ganzes Lebelang werde er ſeine Tochter lieben. Hierauf wendete er ſich an mich und ſagte: Ihnen kömmt die Entſcheidung und Beſtimmung meines Schickſals allein zu. Ich begehre kein Glück weiter, als durch alle Bande, die je erfunden worden, ewig mit Ihnen verbunden zu werden. Ich weiß nichts, ich verlange nichts, und bitte den Himmel, daß er Herrn v. Germoſan die beſten Mittel eingeben mag, das Glück und das Vermögen ſeiner Tochter zu ſichern. Ich bitte Sie, fuhr er mit Wärme fort, ſorgen Sie dafür, daß Ihr Herr Vater alles blos nach ſeinem Gutdünken einrichtet: ich bin überzeugt, daß ich Sie mein ganzes Lebelang lieben werde, und mehr bedarf ich nicht zu wiſſen. Mein Vater ant-

wortete, er ſey im Begriff mit einem Notar, dem er ſchon die ganze Lage der Sachen mitgetheilt, alles in Ordnung zu bringen, er wolle gleich hingehen, und dann mit Herrn v. Cliſſt wiederkommen. Ein paar Augenblicke drauf trat Frau v. Seme zur Thüre herein. Meine Mutter hatte ihr während unſerer Abweſenheit alles Vorgefallne erzählt. Sie und Herr v. St. Ange fielen einander in die Arme, und unſere Thränen floſſen noch einmal mit den ihrigen. Die Freude der Frau v. Seme, der Antheil, den ſie an unſerer Lage nimmt, trägt ganz den Stempel der Aufrichtigkeit, alles ſagt uns, daß ſie eine zärtliche Freundinn iſt, und daß unſere Herzen auf das ihrige rechnen können. Dieſe Scene war gleichſam eine Wiedererkennung zwiſchen zwey Perſonen, die ſich länger als drey Monat nicht geſehen hatten. Frau v. Seme hatte ihm geſchrieben, Herr v. St. Ange hatte ein paar Worte geantwortet, allein ſie war doch nicht genau von allem unterrichtet, was Herr v. St. Ange ausgeſtanden hat. Sie verlangte es zu hören: er war bleich, mager, eingefallen, und ſie ſchien ſeiner Geſundheit wegen ſehr beſorgt. Ja,

Madam, ſagte er, ich habe viel gelitten, allein das Gift war in meiner Seele: nicht körperliche Uebel waren es, die mich peinigten. Meine Verzweiflung rührte von dem Gedanken her, bey aller zärtlichen Liebe für das Fräulein v. Germeſan doch nur ein Gegenſtand des Mitleids und des Bedauerns zu ſeyn, nichts thun zu können, als ihre Leiden und ihren Kummer zu vergrößern, ohne Hofnung, je das geringſte zum Glück und zur Erleichterung ihres Lebens beytragen zu können. Mein Leben war mir eine Laſt und Qual worden: ich konnte es ihr nicht widmen, und ſo war mir's ganz unnütz worden. Ich geſtehe Ihnen, Madam, bey dieſen Empfindungen und dem Bedürfniß, mich gegen meine Leiden unempfindlich zu machen, that ich alles, was nur irgend dienen konnte, mir dieſe Art von Erleichterung zu verſchaffen. Ich läugne es nicht, es war eine ganz unmännliche Feigheit, ich zog den Schlaf und die Betäubung dem Muth vor, eine Pein zu ertragen, von der ich mich nicht befreyen konnte. Allein was vermag die Vernunft gegen eine zu reizbare Empfindlichkeit, gegen ein zu tief eingewurzeltes Gefühl, das ich

nicht mehr im Stande war, zu erſticken? Die Natur begünſtigte meinen Vorſatz nicht; meine Leidenſchaft war nicht geſchwächt, und meine Geſundheit ſcheint durch dieſes Mittel, die Schmerzen zu lindern, gewonnen zu haben. Die erſten Strahlen der Hofnung gaben mir Leben und Kräfte wieder. Das einzige Glück, das es in der Welt für mich giebt, das Fräulein v. Germoſan zu lieben, und von ihr geliebt zu werden, weckte mich aus dem Todesſchlummer auf: ich fühlte mich glücklich, daß ich noch lebte, und genoß die erquickenden Folgen dieſer Empfindung. Seit geſtern fühle ich kein Uebel mehr; mein Leben iſt eine wahre Auferſtehung, und jeder Augenblick vermehrt mein Glück. Die Spuren von dem, was ich gelitten habe, dürfen Sie nicht mehr zum Mitleid bewegen, ich bin nun zu glücklich, und gegen dieſes Glück waren alle meine Leiden verhältnißmäßig ſehr gering. Doch, Madam, ſagen Sie mir nun auch, wie es Ihnen hier zu Lande gefällt? Entſprechen die Freunde, die Sie ſich gewählt haben, Ihren Hofnungen? — Frau v. Seme ſchien dieſe Frage gleich anfangs gefürchtet zu haben, ſie näherte ſich meiner Mutter und

ſagte: ſie ſegne den Augenblick, der ihr unſre Bekanntſchaft verſchaft habe. Und nun wieder eine Scene, wo man nichts als die Verſicherungen einer zärtlichen, ewigen Freundſchaft hörte. Dieſe Augenblicke verbreiteten eine Ruhe und ein Wohlbehagen in meiner Seele, wie ich es vorher noch nie empfunden hatte. Mein Vater kam mit Herrn v. Cliſſi und einem Notar zurück, der ein großes Papier in der Hand trug. Man lachte, ſcherzte, weinte, eins durchs andere. Mein Vater verlangte, es ſollte vorgeleſen und unterzeichnet werden; wir wollten nichts leſen hören, ſondern verlangten nur den Punkt zu ſehen, auf dem ich beſtand. Ich bat Herrn v. St. Ange ihn zu leſen, er ſah meine Abſicht gleich ein, und küßte mir die Hände. Alle übrigen Punkte wollten wir durchaus weder hören noch leſen. Die Unterſchrift geſchah ohne weitere Formalitäten, unter zärtlichem Zwiſt und munteren Neckereyen. Sagen Sie mir, liebſte Freundinn, warum Herr v. St. Ange mir von dieſem Augenblick an eine Art von Furcht einflößt? Kann ein Weſen, das wir lieben, uns Furcht einjagen? Und doch, glaub ich, empfand ich wirklich ein Vergnügen, als ich ihn

wieder fortfahren ſah. — Noch will es nicht Tag werden, und ich habe ſchon undenklich lange geſchrieben. Ich bin überzeugt, man wird ſchon die Spuren des Kummers, der Unruhe und Schlafloſigkeit auf meinem Geſichte finden, meine alten Freundinnen werden mich nicht wieder erkennen. Ich werde meine alten Bekanntſchaften fortſetzen, und wir werden unſere ehemalige Lebensart wieder ergreifen. Dieſe Prüfungszeit wäre alſo überſtanden. In die Zukunft wage ich nicht, vorwitzige Blicke zu werfen. Ich will von einem Augenblick zum andern leben .... Heute früh geht der Brief ab. Ich ſchließe alſo mit der Verſicherung, theuerſte Freundinn, daß ich ewig ſeyn werde u. ſ. w.

* * *

„Schon ſeit einigen Tagen hatte das Fräu„lein v. Germoſan folgenden Brief er„halten. Man hatte darüber gelacht, mit „ein paar Worten und großen Glückwün„ſchen drauf geantwortet, und nicht weiter „daran gedacht.“

Ein und neunzigster Brief.

Fräulein von Mirfort an Fräulein von Germoſan.

Mademoiſelle und geliebte Freundinn, der vorzügliche Antheil, den ich immer an allem genommen habe, was Sie betrift, läßt mich hoffen, daß Ihnen gleichfalls eine Begebenheit nicht gleichgültig ſeyn wird, die ich für meine Schuldigkeit halte, Ihnen mitzutheilen, und die Sie hoffentlich nicht mißbilligen werden, wie weit auch immer ſchon die Sachen zwiſchen Ihnen und Herrn de la Hauſſe mögen gediehen, und wie tief auch der Eindruck, den er auf Ihr Herz gemacht, geweſen ſeyn mag. Er verdiente ſicherlich Ihre Hochachtung, und den Vorzug, den Sie ihm vor ſo vielen andern eingeräumt hatten, ohne daß ich mich hier auf die Gründe, die ihn ſeinen Entſchluß zu ändern bewogen, weiter einzulaſſen brauche. Ihren Verdruß, und die Kränkung, die es Ihnen verurſacht haben muß, kann ich mir leicht denken. Die Unterhaltung über dieſen Vorfall mit ihm, hat

mir

mir zu seiner nähern Bekanntschaft verholfen, und endlich hat er sich entschlossen, bey meinem Vater um mich anzuhalten. Gestern hat er seine Einwilligung erhalten, und das Verlöbniß ist bereits vor sich gegangen. Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen diese Nachricht ohne Zeitverlust mitzutheilen. Wir erwarten von Bern Dispensation von dem gewöhnlichen Aufgebot, und die Hochzeit wird künftigen Montag über acht Tage seyn. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß mein Haus nicht unter die mittelmäßigen gerechnet werden wird, und ich hoffe, Sie werden mir bisweilen das Vergnügen machen, mich in kleiner Gesellschaft zu besuchen. Herr de la Hausse ist so galant, meinen Freundinnen einen Ball zu geben, er macht alle Anstalten dazu auf künftige Woche, und ich vermuthe sehr, Sie werden auch eine Einladung bekommen. Sollte Ihnen vielleicht etwas fehlen, um dabey comme il faut zu erscheinen, so würde ich mir ein großes Vergnügen machen, es Ihnen zu schicken. Ich bitte Sie offenherzig, ohne Complimente und wie mit Ihrer Freundinn mit mir umzugehen, und

nicht zu vergeſſen, daß ich es immer geweſen bin. Mit wahrer Zuneigung bin ich auch jetzo noch

Ihre

gute Freundinn und ergebene Dienerinn

Mariane von Mirfort.

Zwey und neunzigster Brief.

Laura an Sophien.

Unsere Tage, liebste Freundinn, verfliegen unter beständiger Bewegung. Keiner geht vorbey, ohne einen außerordentlichen Vorfall mitgebracht zu haben. Sie folgen einander Schlag auf Schlag; kaum haben wir Zeit, uns zu besinnen: ans Schreiben ist gar nicht zu denken. Ich fange jetzt wohl einen Brief an, ich weiß aber nicht, wenn ich damit fertig werde. Diese schnelle Veränderung unsers Schicksals versetzt mich oft in eine Art von Betäubung. Ich weiß manchmal nicht wo ich bin. Ich muß mich oft eine lange Zeit besinnen, eh mirs einfällt. Der Schwarm von Menschen, der in unserm kleinen Hause ein und ausgeht, vermehrt die Unruhe.

Lassen Sie mich einen Versuch machen, ob mir etwas von dem einfällt, was sich die zwölf Tage über, die ich Ihnen nicht geschrieben, zugetragen hat. Den Tag nach der Unterschrift ließ mein Vater alle Papiere ausfertigen, und

ging zu unsern nächsten Verwandten, um ihre Unterschrift zu bitten. Meine Tante Bonval verband damit ein Vermächtniß ihres Vermögens, im Fall ihre beyden Schwestern vorher mit Tod abgehen sollten. Alle nöthigen Schriften gingen noch denselben Tag nach England ab, und das Gerücht von unserer Erbschaft und meiner Heirath verbreitete sich so schnell durch die Stadt, daß auf einmal alle unsere Verwandten, alle ehemaligen Freunde und Bekannten herbey strömten. Das war eine wahre Strapaze für uns, die wir nicht lange würden haben aushalten können. Die folgenden Tage ließen wir unter dem Vorwande, meine Mutter wäre nicht wohl, unsere Thüre zuschließen, und sahen niemand als Frau von Seme und Herrn v. St. Ange. Es ist unbegreiflich, wie schnell seine Gesundheit sich herstellt, er ist munter, fröhlich, und scheint vergnügt und glücklich zu seyn. Liebe Freundinn, ich sage es Ihnen frey, er ist liebenswürdiger als jemals. Es ist ein wahres Entzücken für mich, wenn meine Aeltern mir's versichern, und wenn ich sehe, wie zufrieden und glücklich sie sind. Wir sind es alle, und unsre Zufrie-

denheit iſt mit einem ſolchen Geiſt der Munterkeit, und einer ſo reizenden, intereſſanten Freundſchaft vermiſcht, daß wir keinen Augenblick Langeweile haben, wenn wir vier allein beyſammen ſind. Er ißt bisweilen den Mittag bey uns, und da wir immer noch das Speiſezimmer haben, das Sie kennen, ſo giebt das zu mancher anziehenden Erinnerung Anlaß. Henriettens Naiveräten, Hannens haſtiger Dienſteifer, die Art, wie wir uns unter einander ſelbſt bedienen, alles giebt Stoff zum Vergnügen, zur Luſtigkeit und zum Lachen. Meine Mutter vorzüglich kann recht von Herzen lachen. Ich weiß nicht, ob wir in einem ſchönen Saale glücklicher ſeyn werden. Vor der Hand denken wir nicht daran, und haben uns noch nicht nach einem neuen Quartier umgeſehn. Ich glaube, liebſte Freundinn, die erſten Augenblicke des Glücks wecken die Empfindungen der Freundſchaft und Zärtlichkeit auf; wenn Gott will, ſo ſoll die Gewohnheit ſie nie wieder in Schlummer wiegen. Jetzt lieben wir uns alle ſo ſehr, und keins ſehnt ſich nach einer Aenderung. Hanne ſoll immer eine unſrer Freundinnen bleiben, und auf Hen-

rietten werde ich künftig noch weit mehr Sorgfalt und Zeit wenden können. Das einzige Projekt, das wir gemacht haben, besteht darinne, daß wir alle Jahre wenigstens Einmal hieher kommen, und einen ganzen Tag in diesem Hause, so wie es jetzt ist, und so wie wir jetzt hier leben, zubringen wollen. Sie, liebste Freundinn, bleiben auch nicht aus, versteht sich. Wir werden uns bemühen, dann auch dieselben Gedanken, dieselbe Fröhlichkeit, dieselbe Freundschaft, dieselbe Zärtlichkeit zu haben, wie jetzt. Glauben Sie nicht, daß das möglich wäre? Herr v. Clifft hat nicht vergessen, einen Expressen nach Bern um Einholung der Dispensation vom dreymaligen Aufgebot zu schicken. Er, mein Vater, und Herr v. St. Ange haben alle drey an Herrn v. Marville geschrieben. Nachdem alles das in Ordnung gebracht war, ging unsere erste Sorge dahin, tiefe Trauer für unsern guten Vetter Oldcomb anzulegen. Ich bin überzeugt, er würde uns verzeihen, daß wir eben nicht sonderlich betrübt aussehen; wenigstens würde er gewiß mit unserer Dankbarkeit zufrieden seyn.

Wir waren eben vor einigen Tagen in voller Arbeit an diesen traurigen Gewändern begriffen, als wir jemand mit großem Ungestüm und Hast kommen hörten. Ich dachte, der arme Marville würde für lauter Freude und Vergnügen ersticken. Er konnte nicht reden, er schloß eins um das andere in seine Arme. Frau v. Seme allein ausgenommen, die eben bey uns war, und die er sehr ehrerbietig grüßte. Sie hofte, im Getümmel seiner Freude sollte ihre Bewegung nicht bemerkt werden, allein sie entging mir nicht, und ich freute mich im Herzen darüber. Wie wir nach und nach etwas ruhiger wurden, erzählte uns Herr v. Marville, mein Vater werde die Stelle eines Lt. Bl. gewiß bekommen, er habe das unbedingte Versprechen erhalten, und zugleich die Dispensation von dem öffentlichen Aufgebot mitgebracht. Sie können leicht denken, meine Beste, daß wir ihn mit Dankſagungen überhäuften. Dieses Amt für meinen Vater ist ein Glück mehr. Er wird seinem Vaterlande dienen, und kann es nun mit der Großmuth und Freygebigkeit thun, die der Hang seiner Seele ist. O, und wir wußten dieß Glück nach Würden zu schätzen! Wirklich,

der Himmel überschüttet uns mit seiner Gunst. Allein, könnten wir wohl glücklich seyn, wenn unsre zärtlichsten Freunde es nicht wären? Diese Frage fiel uns allen auf einmal ein. Herr v. St. Ange nahm es auf sich, unsere Wünsche in diesem Stücke wo möglich zu befriedigen. Noch denselben Abend sprach er mit Herrn v. Marville von Frau v. Seme, den folgenden Tag ging er zu ihr, und wagte den Antrag. Er drang so stark und anhaltend in sie, daß er die Einwilligung dieser treflichen Frau erhielt, die Herr von Marville mit wahrer Leidenschaft liebt. Die Religion war das Hauptbedenken, allein er hatte das Vergnügen, aus ihrem Munde zu hören, es sey unmöglich, eine andere Religion zu haben, als der Mann, den man liebe. Kurz, meine Beste, gestern schon war alles vollkommen richtig, und man macht alle Anstalten. — Ich kann nicht beschreiben, wie sehr dieser angenehme Vorfall unsre Freude und Zufriedenheit vermehrt hat. Sie scheinen eben so glücklich zu seyn, als wir; sie sagen selbst, daß sie's sind. Wir aßen den Abend zusammen, und nie muß eine Zufriedenheit vollkommner gewesen seyn, als die unsrige

war. Meine Aeltern nahmen herzlichen Antheil an unserm Glück, und ließen uns nichts mehr zu wünschen übrig. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Herrn und Frau v. Durtan ein paarmal gesehen habe. Vor der Hand kann ich Ihnen nur sagen, wir haben uns gesehn, mit der Zeit aber werden wir uns lieb gewinnen, und von nun an ist die Schwester des Herrn v. St. Ange auch die meinige. Wenn es nur irgend möglich ist, aus dem Hause zu kommen, so wollen wir noch vor der Hochzeit einmal bey ihnen zu Abend essen.

Henriette kömmt und sagt mir, ihr Großvater wünsche mich zu sprechen. Ich ließ ihn herein kommen. . . . Der arme Jakob Despras kam und meldete mir mit thränenden Augen, seine Tochter sey im Begriff zu sterben. Schon seit einiger Zeit habe man eine Art von Mattigkeit und Abzehrung an ihr bemerkt, seit vierzehn Tagen aber wäre das Fieber so heftig geworden, daß man alle Hofnung aufgeben müssen. Pauline verlangt mich zu sprechen, und Henrietten zu sehn. Der arme Mann ist über dieses Unglück ganz erst-

los und in Verzweiflung. Ich habe schon nach einem Wagen geschickt, und einen Arzt rufen lassen. Ich will gleich zu ihr, und mich nur ein wenig anders anziehn. Wenn ich zurück komme, setze ich meinen Brief fort. Wird Ihre Freundschaft, meine Beste, nicht müde, mich auf allen Tritten zu begleiten? . . .

Ich komme sehr traurig und niedergeschlagen von meinem Besuch zurück. Ich fand die arme Pauline in den traurigsten Umständen von der Welt. Alle Hofnung ist vorbey. Der Arzt hat ihr das Leben abgesprochen. Mit welch einem zärtlichen Entzücken umarmte sie Henrietten, und doch ist es nur ihre Nichte. Ich erstaunte. Beynahe sollte man auf den Gedanken gerathen . . . . Ich konnte sie ihr nicht wieder nehmen, es wäre höchst unverantwortlich gewesen. Ich ließ sie bis morgen bey ihr, wo ich sie noch einmal besuchen will. Die Kleine war auch außerordentlich gerührt. Das war eine Mischung von Schrecken, Zärtlichkeit und Betrübniß! Ein höchst rührendes, angreifendes Schauspiel! Die arme Frau lag mit der Miene einer Sterbenden in einer kleinen, niedrigen Bauernstube auf einem sehr schlech-

ten Bette. Der gute alte Despras, voll Verzweiflung, seine Tochter zu verlieren, seufzte und weinte. Der Mann saß am Bette, und betrachtete seine Frau mit dumpfen, stummen Schmerz; bald blickte er sie mit wehmüthiger Zärtlichkeit an, bald hob er betend die gefalteten Hände gen Himmel. Ein paar Weiber waren um Paulinen beschäftigt, und suchten sie zu bereden, etwas zu sich zu nehmen. So wie sie Henrietten erblickte, schien neues Leben in sie zu kommen, sie richtete sich in die Höhe, streckte die Arme nach ihr aus, sprach einige Worte, aber so leise, daß ich sie nicht verstehen konnte, und schloß sie mit rührender Zärtlichkeit in ihre Arme. Indeß untersuchte der Arzt den Zustand der Kranken, zog mich dann bey Seite, und sagte mir, sie wäre in der größten Gefahr, er zweifle, daß sie länger als höchstens noch ein paar Stunden leben könne. Ich sorgte für alles, was sie etwan nöthig haben dürfte, ließ Henrietten bey ihr, und kehrte mit schwermüthigem Herzen zu meinen Aeltern zurück. Es war schon sehr spät, und meine Aeltern fingen an, meinetwegen besorgt zu werden. Morgen besuche ich Paulinen noch

einmal, ich kann nicht lange ohne Henrietten leben. Unbegreiflich ist's, wie unentbehrlich mir das Mädchen schon ist; ich kann nicht ohne sie leben; es ist als fehlte mir etwas. Ich habe meine Tante Bonval bitten lassen, mich zu begleiten. Um zehn Uhr wollen wir wegfahren. Wenn ich zurück komme, denke ich meinen Brief zu schließen. . . .

Meine theuerste Freundinn, ich glaubte, nunmehr stünden mir lauter sanfte und angenehme Empfindungen bevor: allein was für einen traurigen Auftritt erlebte ich gestern. Wir kamen sehr spät wieder, und es war mir nicht möglich, eine Feder anzusetzen. Die ganze Nacht hindurch schwebte mir das Schauspiel, von dem ich Zuschauer gewesen war, vor Augen. Schrecken und bange Ahndungen mischten sich unter alle meine Empfindungen — Doch das war nur eine vorübergehende Stimmung; ich beruhigte mich bald wieder, und je mehr ich die Lage der Sachen mit kaltem Blute überlegte, desto mehr ward ich überzeugt, daß mein Glück fest gegründet ist. Ja, liebste Freundinn, so ist es; seyn Sie eben so sehr davon überzeugt, als ich selbst. In der Natur

und dem Charakter der Menschen ist manches wirklich, was man für unmöglich halten sollte. Ihre Tugenden, ihre Empfindungen können standhaft und unveränderlich seyn, wenigstens seh ich den Widerspruch nicht ein. Haben Sie nie Beyspiele davon erlebt? Mein Herz versichert mich, daß es wenigstens Eins geben werde, und ich gestehe Ihnen, ich überlasse mich dieser Hofnung mit Entzücken. ... Ich hatte keine Ruhe, bis ich Henrietten wieder sah. Meine Tante Bonval holte mich ab; wir stiegen eben vor unserm Hause in den Wagen, als Herr v. St. Ange kam. Meine Tante lud ihn ein, uns zu begleiten. Sie sagte, wir wären im Begriff, ein gutes Werk zu thun. Er nahm das Anerbieten an, und so fuhren wir fort. Unterwegs unterhielt uns meine Tante von dem Glück zweyer Personen, die sich lieben, sie ließ sich in die genaueste Zergliederung der Empfindungen ein, sie bereute von neuem, daß sie sich dieses Glück einmal aus den Händen gehen lassen. Bey dieser Unterhaltung blieb es den ganzen Weg über; Herr v. St. Ange wußte nicht, wo wir ihn hinführten. Endlich kamen wir an. Despras und

ſein Schwiegerſohn waren nicht zu Hauſe, blos ein paar Weiber ſaßen bey der Kranken. So wie wir hereintraten, kam mir Henriette mit offnen Armen entgegen. Herr v. St. Ange ſchien außerordentlich erſtaunt und betreten. Ich ließ ihn mit meiner Tante in der erſten Stube, und ging gleich zu der Kranken hinein, die, ſo wie ſie mich erblickte, die Hände nach mir ausſtreckte. Sie war außerordentlich ſchwach. Ihr Zuſtand rührte mich. Wie ſie ſich ein wenig von der Bewegung erholt hatte, die meine Ankunft ihr verurſachte, fing ſie, wiewohl mit großer Anſtrengung an zu ſprechen: Gnädiges Fräulein, ich will die Reue mit ins Grab nehmen, Sie hintergangen zu haben. Bis jetzt ſind Sie getäuſcht worden, und ich bitte Sie von Herzen um Verzeihung. Henriette, liebſte Henriette ... hier ſammelte ſie alle ihre Kräfte, nahm ſie in ihre Arme, und drückte ſie an ihr Herz. ... nein, mein Kind, fuhr ſie ſchluchzend fort, du biſt nicht meine Nichte, du biſt meine Tochter, und dein Vater ... hier ſchwieg ſie. Sie war zu ausgezehrt, um weinen zu können, und doch träten ihr ein paar Zähren in die Augen. Hen-

riette ſchwamm in Thränen. Sie umarmte Paulinen, und ſchrie: meine Mutter! meine Mutter! Du biſt immer meine Mutter geweſen! Ich fürchtete, dieſe rührende Scene möchte der Kranken ſchaden: ich ermahnte ſie, ſich zu beruhigen. Ich weinte mit ihnen, ſchloß Henrietten in meine Arme, und verſprach ihrer Mutter, ſie ſo glücklich zu machen, als in meinen Kräften ſtünde. Die arme Frau war ſo ſchwach, daß ſie faſt nur noch mit ihren ſterbenden Augen ſprechen konnte. Sie hatte geſagt, und dein Vater ... ich geſtehe, dieſe Worte hatten mich neugierig gemacht, doch wagte ich nicht, es zu äußern. In dem Augenblick aber, wo ich Henrietten verſicherte, daß ſie immer bey mir bleiben ſollte, daß ich ſie als meine Tochter anſehen würde, legte ſie eine Hand auf ſie, und ſagte: Auch dein Vater wird dich nicht verlaſſen. Er weiß nicht, daß ich ſterbe, und daß er vielleicht Schuld daran iſt. Ach, Herr v. St. Ange! ... hier blieb ihr wieder der Athem aus. Was, ſagte ich, was ſagt ſie von Herrn v. St. Ange? — Herr v. St. Ange, der ſeinen Namen nennen hörte, glaubte, man rufe ihn. Er kam

herein, der Anblick ſetzte ihn in Erſtaunen: er blieb unbeweglich ſtehn. Pauline ſchrie laut auf, und legte die Hände vor ihre Augen. Ich ging zu ihr, ruſte nach Hülfe. Herr v. St. Ange ſchien ganz außer ſich zu ſeyn, wollte mir etwas ſagen, richtete ein paar Worte an Paulinen, und hielt Henrietten an der Hand. Unterdeſſen war man der armen Kranken zu Hülfe gekommen; ſie ſchien ruhiger, und man ließ mich wieder mit ihr und Herrn v. St. Ange allein. Seine Verlegenheit ſtieg mit jedem Augenblick: er rief: wie Pauline? iſt es möglich? Er drückte ſeinen Schmerz durch Seufzer und Schluchzen aus, und verbarg ſeine Augen mit ſeinen Händen. — Ja, Herr, ſagte Pauline mit einem ruhigern und gelaßnerm Tone, als ich noch von ihr gehört hatte, ja, ich ſterbe . . . vergeſſen Sie Henrietten nicht, und hören Sie nicht auf, das Fräulein v. Germoſan zu lieben. . . . Er ging auf ſie zu, ſie wandte die Augen weg. Er warf ſich mir zu Füßen, und ſagte mit dem Ton der Verzweiflung: Ich bin ganz unglücklich; haben Sie Mitleid mit mir! Ich zeigte mit der Hand auf Paulinen, die er ſchonen ſolle.

Ja,

Ja, fuhr er mit einer Wärme fort, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte, ja, ich ſchwöre, Sie mein ganzes Leben hindurch zu lieben. Nicht einen Augenblick will ich aufhören. Ich weiß, ich würde für Verzweiflung ſterben, wenn Sie daran zweifelten. Er ſtand auf, ging zu Pauline, und ſagte: Liebe Pauline, verzeihe mir, bitte für mich, ewig wird Reue ... Sie richtete ihre Augen auf mich, ein paar Worte zu ſagen, die ihr aber auf den Lippen ſtarben. Mir war's, als hörte ich ſie ſagen: Lieben Sie Herrn v. St. Ange ... ihre Augen ſchloſſen ſich, der Kopf ſank auf die Bruſt, die Augen öffneten ſich wieder, hefteten ſich auf Herrn v. St. Ange, und blieben unbeweglich ... Wir waren Zeugen ihres letzten Seufzers. ... Vor Schrecken ſchrie ich laut, meine Tante kam herein, und machte mir Vorwürfe, einen ſo fürchterlichen Auftritt abgewartet zu haben. Indeß war mir's nicht möglich, mich loszureißen. Pauline hatte im Tode eine ſo ruhige, glückliche Miene, ich beneidete ſie um den Zuſtand, in dem ich ſie jetzt glaubte. Herr v. St. Ange weinte, drückte mir die Hände, und wollte mich aus

der Stube ziehen: ich folgte meiner Tante, die auch darauf beſtand, ich ſollte hinausgehn. So lang als möglich ruhten meine Blicke auf Paulinen. Henriette, die ich einen Augenblick aus den Augen verloren hatte, eilte mir ganz erſchrocken nach, und wiederholte unter einem Strom von Thränen, ſie habe keine Mutter mehr, ich müßte ihre Mutter werden. Ich nahm ſie in meine Arme, und ſah Herrn v. St. Ange an; ich wollte ihm ſagen: welche unglücklichen Geſchöpfe! ich hatte aber den Muth nicht. Seine Miene, voll des tiefſten Schmerzes, rührte mich: ich beklagte ihn ſogar über die Leiden, die ihm dieſer traurige Vorfall verurſachen mußte, und hätte mich faſt gewagt, ihn zu tröſten. Ich weiß nicht, ob er errieth, was in mir vorging, allein er ſagte: Was würde ohne Ihr vortrefliches Herz aus mir werden? Gewiß, ich will Ihr Mitleid verdienen. . . . Beym Herausgehen begegneten wir dem alten Deſpras, wir tröſteten ihn, ſo gut wir's im Stande waren, und fuhren zurück. Wir waren noch zu ſehr außer uns, um unterwegs ein zuſammenhängendes Geſpräch führen zu können. Meine Tante ſchien den Zuſammenhang

nicht ganz gefaßt zu haben. Sie ermahnte Henrietten, das Glück schätzen zu lernen, das sie bey uns genösse; sie sagte, sie wäre gewiß nicht so glücklich worden, wenn sie bey ihrem Vater und ihrer Mutter geblieben wäre. Ich habe eine ganz neue Empfindung für dieses Kind, die ich unmöglich mit Wörten beschreiben könnte. Es ist mir theurer, werther, und doch scheint meine Zärtlichkeit vermindert — allein wie wäre ich jetzt im Stande, Rechenschaft von meinen Empfindungen zu geben? Jetzt könnte ich meine Liebe gestehn, ich dürfte mich nicht schämen, allein wenn ich frage, ob sie wirklich in meinem Herzen ist, so kann ich keine Antwort finden. Und doch entfernt sich keiner meiner Gedanken von Herrn v. St. Angel alles, was ich denke und fühle, ruht auf ihm, zweckt auf ihn ab: ohne ihn, weiß ich wohl, würde das Leben wenig Werth in meinen Augen haben ... Indeß, alles ist richtig ... ich folge dem Ruf des Schicksals ...

Eben erhalte ich Ihren Brief voll freundschaftlicher, herzlicher Glückwünsche. Ihr Brief zeigt mir, was für ein Glück es für mich seyn würde, Sie jetzt um mich zu haben. Sie könn-

ten mir manches Wort des Troſtes ſagen, Sie könnten die anhaltende Unruhe, in der ich mich befinde, vielleicht ganz verſcheuchen. Sind dieß die Vorboten des Glücks? Sie ſagen mir, ich wäre glücklich, ich leſe dieſe Worte Ihres Briefs zehn, zwanzigmal, ich überrede mich's ſelbſt. Doch fodere ich nicht, daß Sie mir gut davor ſeyn ſollen. Aber das vergeſſen Sie nicht, daß ich ohne Ihre Freundſchaft es nicht einen Augenblick ſeyn könnte. Liebſte Freundinn, hören Sie nicht auf, mich zu lieben; ich beſchwöre Sie darum. — Leben Sie wohl.

Drey und neunzigster Brief.

Laura an Sophie.

Liebste Freundinn, es sind mehrere Tage seit meinem letzten Brief verflossen, und doch ist mir's, als hätte ich erst vor einer halben Stunde die Feder hingelegt. Die Zeit verstreicht oft sehr schnell. Heute, denk ich, wird es das letztemal seyn, daß ich mich in Fayhete mit Ihnen unterhalte. Bald wird sie ganz verloren seyn. Mein Vater, Herr v. St. Ange, Herr v. Marville, Herr v. Cliffi ließen nicht ab, in mich zu dringen, zu arbeiten, Anstalten zu machen; es war mir nicht möglich, einen Augenblick zur Ruhe zu kommen. Alles um mich her dreht sich so schnell wie ein Strudel. Die Besuche, Gratulationen, die man nicht ablehnen konnte, die Anstalten, die man machte, unterhielten ein unaufhörliches Getöse. Gestern bekamen wir noch einen Brief von den Londner Commissionären, Sie wiederholen, was sie uns in dem vorigen schon von der Erbschaft und dem Testamente

gemeldet haben; sie geben überdieß über einige Punkte noch bestimmtere Auskunft, und melden, daß sie bereits 435 Pfund Sterling Interessen eingenommen hätten, über die mein Vater disponiren könnte. Mein Vater will nichts davon hören, sondern es so lange ausgesetzt lassen, bis alles gerichtlich bestätigt, und das Eigenthum ihm zugesprochen worden. Herr von Cliffi nimmt alles auf sich, und besteht darauf, das Geld nicht ungenutzt liegen zu lassen. Mein Vater hat bereits viel Geld in den Händen. Ich habe nicht gefragt, woher? Kurz, liebste Freundinn, die Zeit ist verflossen, alle Anstalten sind gemacht, ich sage es Ihnen, und das Herz schlägt mir fürchterlich, morgen ... ja, liebste Freundinn, morgen treten wir, Herr v. St. Ange und ich, Frau v. Seme und Herr v. Marville zum Altar, und schwören, uns einander glücklich zu machen. Morgen wird mein Schicksal entschieden seyn, und ich mir selbst nicht mehr angehören. Sagen Sie mir, meine Beste, ist die Unruhe, die ich in allen Gliedern spüre, diese Aengstlichkeit in der Seele, ein sicheres Anzeigen des Glücks? Mir ist, als hätte ich Herrn v. St. Ange nie,

mals weniger geliebt, als jetzt. Und doch iſt es gewiß, daß er mich liebe. Wird er aber immer Gründe genug haben, mich zu lieben? Machen Sie mir Hofnung dazu, liebſte Freundinn, ich beſchwöre Sie. Gern möchte ich die Sicherheit meines Glücks allein auf die Freundſchaft gründen .... morgen werden wir uns nicht verlaſſen. Meine Tante Douval und Herr und Frau v. Cliſſi werden bey uns bleiben, und den Abend bey uns eſſen. Sie freuen ſich ſehr, daß es noch in unſerm armen kleinen Häuschen geſchehen ſoll. Auch mir iſt es ſehr angenehm. Wir ſind ſo glücklich hier geweſen. Nicht das geringſte ſoll daran verändert werden. Den Abend werden wir in meiner Aeltern Stube zubringen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Frau v. Seme und Herr v. Marville etwas zurecht gemacht, was ſie ſingen wollen. Mir hat Herr v. St Ange ein paar Verſe gegeben, die ich an meine Aeltern richten ſoll. Ich zweifle aber ſehr, daß ich werde ſingen können. Wir werden in unſerm Speiſezimmer an der Küche ſoupiren, und Hanne die einzige Perſon ſeyn, die uns

bedient. Sie iſt ganz neu gekleidet. Und das Kabinet, in dem ich mit Ihnen ſo glückliche Stunden verlebte, morgen ſoll es . . . .

Ende des vierten und letzten Bandes.

Nachschrift.

Laurens Geschichte, oder wenn man lieber will, ihr Roman wäre also geendigt. Vier Bände sind voll, und sie ist verheirathet. Die Geduld des Lesers ist erschöpft, die Heldinn hat ihr Interesse verlohren, und doch endigt sich die Geschichte eines gefühlvollen Frauenzimmers nur mit ihrem Leben. Laurens und Sophiens Briefe, mit denen man gut noch einige Bände hätte füllen können, tragen immer fort das Gepräge der feinen Empfindung, das die bis jetzt gelieferten bezeichnete. Sie geben ausführliche Nachricht von Laurens Rückkehr in die große Welt, von dem Glück der beyden Ehen, und dem Betragen der beyden Ehemänner, des St. Ange und Marville. Allein ein Frauenzimmer, das ihren Liebhaber geheirathet hat, hört auf ein Gegenstand des

Romans zu seyn. Wer würde sich die Mühe geben, zu lesen, was sie schreibt? Und doch ist Laurens Laufbahn lang genug, um manche von den Unglücksfällen, denen das menschliche Leben unterworfen ist, zu erfahren. Der Briefwechsel dauert einige Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit kömmt ein Freund des Herrn von St. Ange, der in Paris wohnt, ihn bey Frau v. Monrose kennen gelernt, und die ersten Jahre nach seiner Abreise einen Briefwechsel mit ihm unterhalten hatte, nach Yverdon. Seit langer Zeit hatten sie einander nicht mehr geschrieben, und seit mehr als achtzehn Jahren nicht gesehn. Dieser Freund, der auf einer Reise durch die Schweiz begriffen war, wollte Herrn v. St. Ange überraschen. Er ließ sich nicht melden, nannte seinen wahren Namen nicht, sondern ließ sich geradezu nach seinem Landhause, dessen Namen er kannte, bringen. Er erstaunt, ein höchst simples Haus zu finden, das gleichsam mitten in einer Wiese lag. Das Gras wuchs allenthalben umher,

ſelbſt auf den Wegen, die auf daſſelbe hinführten. Es ſchien, als würde das Haus von keinem Menſchen beſucht. Allenthalben herrſcht die tiefſte Stille, alle Fenſterladen ſind verſchloſſen, blos vor zwey Fenſtern ſind ſie offen. Er nähert ſich, und hört nicht das mindeſte Geräuſch, ſieht Niemand. Dieſe tiefe Stille macht einen ſonderbaren Eindruck auf ihn. Er wagt es nicht, hinein zu treten. Er geht um das Haus herum, und bemerkt einen betretenen Fußſteig, der von dem Hauſe in ein Gebüſch führt. Er betritt dieſen Fußſteig, geht durch das Gebüſch, und erblickt ein zweytes Haus, in dem eben die Stille zu herrſchen ſcheint. Alles, was er bemerken kann, iſt, daß man häufig aus einem Haus in das andere gehen müſſe. Die wunderbare Einrichtung dieſer Oerter erregt ſeine Neugierde. Er bleibt eine Weile in dem Wäldchen, überzeugt, daß er in kurzer Zeit jemand auf dieſem betretenen Wege antreffen werde. Wirklich ſah er auch nach Verlauf einer Stunde eine Mannsperſon aus dem Hauſe

kommen, das er zuletzt entdeckt hatte. Dieser Mann hat einen ziemlich schnellen Gang, seine Phosionomie verräth eine gefühlvolle, lautere Seele, seine Mienen sind traurig, aber ruhig, und zeigen einen Mann, der viel geduldet und gekämpft hat. Derjenige, der ihn erwartet, redet ihn an, und fragt: wo das Haus des Herrn v. St. Auge wäre? Er antwortet ihm mit dem Ton der Betrübniß und der Verwunderung — legt die Hand an die Stirn, sieht ihn scharf an, sinnt einen Augenblick nach, und sagt endlich: Ah, Sie Herr *** — Herr v. St. Auge! — Und sie gehen zusammen weiter. — Laura ist nun ohngefähr vierzig Jahre; Marvill: wenigstens funfzig... Wer hätte Lust, die Geschichte ihres jetzigen Lebens zu lesen?

58, 56 i4

Alexis

oder

das Häuschen im Walde.

Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward,

herausgegeben

von dem Verfasser von Lelotte und Fanfan.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erster Theil.

Leipzig
im Verlage der Dykschen Buchhandlung.
1792.

An die Leſer.

Mit der wachſenden Menge der Romane nehmen in gleichem Verhältniß die Klagen über die ephemeren Produkte dieſes fruchtbaren Bodens zu. Die meiſten Recenſenten dieſes Fachs, die um Eingänge zu ihren Beurtheilungen verlegen ſind, tummeln ſich fleißig auf dieſem Gemeinplatz herum. Nichts iſt leichter, als dieſes, und doch verſchafft es die ſo wohl kleidende Miene eines tiefſinnigen, gründlichen Gelehrten. Wir gutmüthigen Deutſchen ſind gar zu geneigt, jeden grün-

lichen, steifen Menschen, der sich das Ansehen giebt, mit aufgeworfener Nase und mitleidigem Achselzucken auf die schönen Künste und Wissenschaften herabzusehen, für einen Polyhistor zu halten.

Ein etwas hellerer Blick, ein bischen mehr praktische Philosophie, und vorzüglich etwas mehr Kenntniß des menschlichen Geistes und Herzens würden bald das Uebertriebene und Vergebliche jener Klagen ins Licht setzen. Wer beweisen will, daß zu viel Romane geschrieben werden, muß beweisen, daß ihrer mehr gedruckt, als gekauft und gelesen werden. Geschähe das letztere, so würde das erste bald von selbst hinwegfallen. Freylich ist ein großer, wo nicht der größte Theil der neuen romantischen Produkte mittelmäßig, ja schlecht

und elend; allein daß auch dieſe ihre Liebhaber finden, iſt der ſicherſte Beweis, daß noch bis auf den heutigen Tag der ungebildete Geſchmack des gröſſern Publikums grobe Speiſen fodert. So wie es wahre Thorheit wäre gegen die derben, phyſiſchen Nahrungsmittel, oder die nicht viel feinern Leckereyen des gemeinen Mannes zu eifern, ſo thörigt ſind die ewigen Klagen und das komiſche Gewimmer, daß nicht alle Adamsſöhne von den Meiſterwerken eines Richardſon, Fielding, Sterne, Prevot, Conſtant *), Göthe, Wezel, Hermes

*) Eigentlich nur Herausgeber der beiden vortreflichen Romane Camille und Laura, die eine Dame zu Lauſanne zur Verf. haben ſollen.

u. ſ. w. ſo eingenommen werden, daß ihnen nun gleich alle Werke von geringerem Gehalt unleidlich wären.

So lange in den Augen der Menſchen Neuheit ihren groſſen Reiz erhalten wird; — ſo lange im Leben ſo vieler, ſelbſt ſolcher, die alle geſellſchaftlichen Vergnügungen genieſſen können, immer eine Menge Stunden übrig bleibt, in denen ſie ohne Anſtrengung beſchäftigt und unterhalten ſeyn wollen, weil der unſchuldigſte und unermüdetſte unſrer Sinne endlich doch auch ermüdet wird — ſo lange eine Menge Anderer durch Kränklichkeit, Verhältniſſe, Charakter, Laune von dem Umgang der Welt abgezogen wird, und doch das Bedürfniß fühlt, mit dem Menſchen und den menſchlichen Angelegenheiten ſich zu be-

ſchäftigen (der einzige Don Quixotte lehrt aber davon mehr, als alle Geſchichtſchreiber vom Herodot bis Gibbon) — ſo lange wir von Natur den eben ſo unerklärbaren, als unüberwindlichen Hang zum Wunderbaren, Ueberraſchenden, Komiſch-tragiſchen behalten; — ſo lange wir vermöge eines uns angebornen Gerechtigkeitsgefühls das Laſter geſtraft und die Tugend belohnt zu ſehen wünſchen, (ein herzerhebendes Schauſpiel, das der Lauf der Dinge in der wirklichen Welt ſo äußerſt ſelten verſchafft) — ſo lange Mißmuth und Unzufriedenheit mit dieſem Lauf der Dinge den Hang nährt, ſich in die Gefilde einer phantaſirten Welt zu verlieren, und für die herbe Wahrheit wenigſtens durch ſüße Träume zu entſchädigen; — ſo lange dieſe und unzählich andere Umſtände

dauern und wirken werden, so lange wird man fortfahren, Romane zu schreiben, nachzuahmen und zu übersetzen, was auch einseitige Eiferer dagegen schreiben und schreyen mögen.

So viel genug zur Apologie dieser Uebersetzung eines der neuesten und gewiß der beßern französischen Romane des Tages. Nicht als ob er in seiner Art ein Meisterstück, das Werk eines originellen Genies wäre: dieß wähnt weder sein bescheidener Verfasser, noch sein kaltblütiger Uebersetzer. Er wird nicht ewig, nicht lange leben, aber er wird keinen Leser, der die Kunst in der Anlage einer verwickelten und doch nicht verworrnen Intrigue zu schätzen und sich mit den Spielen einer fruchtbaren Einbildungskraft zu unterhal-

ten verſteht, die wenigen Stunden, die er auf das Durchleſen deſſelben verwendet, bereuen laſſen. Leiſtet er aber das, ſo iſt die alte Frage der ſich klugdünkenden Einfalt wozu gut? hinlänglich beantwortet. Die Geſchichte des jungen Alexis enthält eine Reihe Begebenheiten, die meiſtens glücklich erfunden ſind, oft das Verdienſt der Neuheit haben, die Erwartung bis auf den letzten Augenblick in Spannung erhalten, und endlich auf eine für das moraliſche Gefühl wohlthätige Art befriedigen. Das Wunderbare grenzt oft ziemlich nah an das Abentheuerliche — deſto beßer! werden manche Leſer ſagen, und, dürfen wir ihnen ſo ganz Unrecht geben? Welcher Menſch von Geiſt und Lebhaftigkeit hat nicht zuweilen Stunden, in denen ihm die Menſchen, die Dinge, die Vorfälle um ihn

her ſo ſchaal, ſo leer, ſo alltäglich vorkommen, und wo er mit Begierde nach einem Buche greift, das ſeine, im Hintergrund der Seele dunkel ſchwebenden Erwartungen und Forderungen der Phantaſie befriedigt, und ihn in eine Welt führt, in welcher, auch ohne die, nur die kindiſche Einbildungskraft anziehende Maſchiene von Feen und Geiſtern, die Dinge raſcher, bunter, unerwarteter laufen und fliegen, nicht in dem alten, ewigen Schneckengang ſchleichen und kriechen. Daß der gute Geſchmack verſchiedenes dagegen einzuwenden hat, weiß ich recht gut, allein ich weiß auch, daß man ſich nicht ſelten in ſeiner Geſellſchaft herzlich langweilen, und ſehr oft, auch ohne ihn, herzlich amüſiren kann. — Wie bedeutend bey dieſer Stelle mancher Ariſtarch von „vierzehn Jahren

und ſieben Wochen“ das kluge Köpfchen ſchütteln wird!

Bey der Ueberſetzung habe ich mir manche Freyheit erlaubt, um derentwillen ich keinesweges um Nachſicht oder Verzeihung bitte. Ich habe abſichtlich ſo gehandelt, weil ich überzeugt bin, daß es keine größere Thorheit geben kann, als Schriften für die angenehme Unterhaltung beſtimmt, es ſey aus welcher, es ſey in welche Sprache, ſklaviſch oder auch nur wörtlich übertragen zu wollen. Leicht hätte ich die franzöſiſchen Namen der Perſonen und Städte in deutſche verwandeln, und einige Umſtände, die nicht deutſch ſind, ändern können, allein ſo leicht dieſe Aenderungen geweſen wären, für ſo überflüßig hielt ich ſie. Nöthiger fand ich, mir in

dem Styl, der Erzählung, den Reflexionen größere und kleinere Aenderungen zu erlauben, hier einen Nebenumstand auszulassen, dort einen einzuschieben, alles wie es mir der Geist unserer Sprache und der Geschmack unsrer Nation zu erfordern schien. Man lasse einen Franzosen und einen Deutschen eine und dieselbe Sache, die beide auf gleiche Weise gesehn oder gehört, beschreiben, wie verschieden wird auch bey der größten Treue ihr Vortrag seyn. Der Franzose wird manche Kleinigkeit berühren, die der Deutsche übersah, und dagegen manches übersehen, was dem Deutschen bemerkenswerth schien. Der einzige Vorwurf, den ich hierbey zu verdienen glaube, ist der, daß ich nicht noch weit mehr solcher kleinen Veränderungen vorgenommen.

Der Verfasser spricht in der Vorrede, die ich der Uebersetzung nicht werth fand, ein Langes und ein Breites über den moralischen Zweck seines Romans. Sollte überhaupt der Einfluß von Werken der Phantasie auf die Welt und die Denk- und Handlungsart der Menschen so groß seyn, als manche wähnen? Von der moralischen Tendenz solcher Schriften, die gewöhnlich nur mit geringer Aufmerksamkeit mehr schnell überlaufen als studirt werden, möchte wohl so wenig Gutes zu hoffen, als Schlimmes zu fürchten seyn. Alles was man von einem Werk der schönen Kunst und Wissenschaft in dieser Rücksicht fordern kann, ist, daß es nur nicht unmoralisch sey. Das letztere aber wird gewiß niemand vom Alexis sagen können, und der Wunsch des Verfassers gewiß er-

füllt werden, von unpartheyischen Richtern den Ausspruch zu hören: „Man kann dieß Buch jedermann in die Hände geben!“

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der sinkende Tag.

Wovon hängt das Glück oder Unglück unsers Lebens ab? — Von unserm Charakter, von der Art, wie wir die Dinge in der Welt betrachten, fühlen und auf uns wirken lassen. Es ist nicht genug, daß man alles besitzt, was zum glücklichen Leben erfordert wird; man muß es auch empfinden, daß man glücklich ist, man muß sein Loos mit dem Loos Anderer vergleichen. Erziehung entwickelt den Charakter, und die Leidenschaften geben ihm seine Richtung. Von ihnen erhält er die Stärke, den Ungestüm, den das Jugendfeuer verstärkt, und das reifere Alter nur mit der äußersten Mühe zähmt.

Der Herrschaft der Leidenschaften entzieht sich kein Sterblicher, doch richten sie in großen Städten am meisten Verwüstung an. Unfälle, Begierden, eingebildete Bedürfnisse, alles vereinigt sich hier, sie zu erwecken und aufzureizen. Gleich dem im Schoos der Erde verschlossenen Feuer brechen sie mit Gewalt hervor, sobald sie die Bande der Kindheit abgeworfen haben.

Seht jenen jungen Menschen, der noch vor wenig Tagen unter der Ruthe seines Lehrers stand. Der Tod raubt ihm seine Aeltern, nun ist er frey, sein eigner Herr. Welch ein Glück! Was wird er nun thun, um es recht zu genießen? Vergnügungen aller Art bieten sich seiner Phantasie in Menge dar. Welchen wird er den Vorzug geben? Den rauschendsten unstreitig. Diese zeigen sich jungen Seelen in so lockenden Gestalten! Getöß, und Taumel, und Geräusch! Assembleen, Bälle, Pferderennen; den Tag große Projekte für die Nacht, die Nacht große Projekte für den Tag. Er ist beständig beschäftigt, ohne das geringste zu thun. Das Vergnügen, das er heut genießt, kömmt in seiner Einbildung nie mit dem in Vergleichung, das er sich am folgenden Tag

verſpricht. Das Andenken an die Freuden des vergangenen Tages iſt verſchwunden. Wie martert er ſich, das Vergnügen zu erhaſchen, das ihn immer haſtiger flieht! Spiel, Theater, Liebt —— was red' ich von Liebe? Das wäre ein unverzeihlicher Mißbrauch dieſes Worts. Nein, den Namen Liebe verdient nicht jene wilde Stimme der Sinne, die ſtets in ſeinem Herzen wiederhallt, jene unerſättliche Begierde, die er auf eine thieriſche Weiſe und ohne Wahl befriedigt; jener flatterhafte Wahnſinn, der ihn von einer Lais zur andern treibt; jene plötzliche Aufwallung beym Anblick einer neuen Lockung, und die Furcht, die oft nur allzu gegründete Furcht, die nach dem kurzen Genuß ſein glühendes Blut in Eis verwandelt. Alles opfert er ſeinem Götzen, der Selbſtſucht, auf. Die Jahre, welche die Natur der Entwickelung des Geiſtes beſtimmt hat, verliert er in voreiligem Genuß; in den Jahren, welche die Natur dem Genuß beſtimmt hat, iſt der Körper erſchöpft, und die Kräfte des Geiſtes ſind durch den Nichtgebrauch erſchlafft. Der Unglückliche iſt der Geſellſchaft und ſich ſelbſt zur Laſt. Im dreyßigſten iſt er ein lebensſatter Greis.

Dieß sind die schrecklichen Wirkungen der Leidenschaften in großen Städten. Laßt uns nun einen Blick auf die stillen Dörfer und ihre friedfertigen Bewohner werfen. Nicht auf die Dörfer in der Nähe von Paris: die Sittenverderbniß hat sich unglücklicher Weise über die Vorstädte hinaus verbreitet, sondern auf die Dörfer in den entfernten Gegenden, in Beauce oder Bearn. Hier arbeitet Jakob unter den Augen seines Vaters: er ist achtzehn Jahr, sieht aber aus wie ein Mann von fünfundzwanzig Jahren. Seine starken Arme lenken die Pflugschaar, seine harten Hände stoßen den Spaten in die Erde, ziehen die Egge, oder treiben mit wiederholten Schlägen, die er mit einem kräftigen Hah! begleitet, die Frucht aus den Aehren. Den Tag über sammelt er einen reichen Vorrath von Schlummerkörnern für die Nacht: in der Nacht erinnert ihn nichts, nicht der leichteste Traum, an sein Daseyn, oder träumt er ja, so sind es süße Schattenbilder, die ihm die Geschäfte des folgenden Tages zeigen. Er denkt auch an sein Vergnügen, (denn dieß ist in jedes Menschen Leben eines der wichtigsten Punkte.) Aber wie unschuldig ist nicht sein Vergnügen! Es

beſteht in einem Kegelſpiel, in einem Tanz unter der Dorflinde, und doch immer erſt nach geendigtem Gottesdienſte. Den größten Theil des Sonntages bringt er in der Kirche zu. Er beſucht ſie nicht aus Zwang, oder dem Wohlſtande zu gefallen, ſondern aus Gewohnheit und Pflicht. In der Kirche ſteht er mit hängenden Armen, gefaltenen Händen, offenem Munde, die Augen unverrückt auf den Prediger gewandt, der von einer zerbrechlichen und plumpen Kanzel, oder, wo es gar keine Kanzel giebt, von einem bloßen Lehnſtuhl auf den Stufen des Altars, ihm Lebensregeln giebt, die kein blendender Redeſchmuck bekleidet, die aber das Verdienſt der Wahrheit, der Brauchbarkeit, der Faßlichkeit haben, die er mit Aufmerkſamkeit anhört, und die ihm die ganze Woche über Stoff zum Denken geben.

In dieſem Gemälde, das vielleicht geſchmeichelt ſcheint, ſchildere ich den Landmann überhaupt. Ich weiß freylich, daß es auf den Dörfern, wie in den Städten, laſterhafte Menſchen giebt: aber wie ſelten ſind ſie dort, wie häufig hier! Ueberdieß haben ſie zwey herrliche Mittel Langeweile und Krankheit zu verſcheuchen: Arbeit und Schlaf. Bey uns

erzeugt die Langeweile Laster, und die Laster erzeugen Krankheiten. Ihnen verschafft die Arbeit Schlaf, und der Schlaf Gesundheit.

Erziehung ist es also, die, verbunden mit der Lebensweise, die man ergreift, den Charakter, die Neigungen und Leidenschaften bildet. Die Erziehung, die man in öffentlichen Schulen erhält, führt nur zu oft zum Ehrgeiz, zur Eifersucht, zum Händelmachen, sie zeigt den Weg, den man betreten muß, wenn man seinen Platz in dem stürmischen Leben der Stadt erhalten will. Die Erziehung, welche die Natur selbst auf dem Lande giebt, führt zur Mäßigung, zur Tugend und Religion.

O wer hat diese Ruhe der Seele nicht empfunden, wer ward nicht zur Bewunderung des höchsten Wesens hingerissen, wenn er allein auf ländlichen Pfaden wandelte? . . . Wer ist nie vor einer Gegend mit Weinreben, Holz, Wiesen, Weilern und Hütten entzückt stehen geblieben? . . . In diesen Augenblicken der Begeisterung heften sich die Augen auf die Wunder der Natur, der Mund öffnet sich, sie zu singen, die Hände erheben sich zu dem unendlichen Schöpfer, das Herz schlägt, der Geist betrachtet, und die Seele lächelt.

Wie glücklich ist ein solcher Philosoph! Sitzend am Rande eines kleinen Bachs, den alte ehrwürdige Weiden überschatten, übersieht er die ganze Länge dieses nassen Pfads, der dicht von Bäumen eingeschlossen ist, deren blätterreiche Gipfel sich einander nähern und eine natürliche Laube bilden. Der Wasserfall einer Schleuse versenkt ihn in süße Träumerey, das abgemeßne Klippklapp einer nahen Mühle nährt seine Schwermuth; eine heilige Stille herrscht um ihn her. Die Sonne sinkt, er sieht Arbeiter, ihr Werkzeug auf der Schulter, Weiber und Kinder mit Bündeln Reiß auf den Rücken zurückkehren. In der Ferne hört er die Schallmeye des Schäfers, der seine Heerden in die Horde ruft: träge und verwirrte Töne schlagen an sein Ohr, eine kleine rauhe und mißtönende Flöte läßt sich von Zeit zu Zeit hören. In der Dunkelheit bemerkt er die blitzende Flamme eines Schmelzofens, er betrachtet sie ohne sie zu sehen, er denkt ohne Ueberlegung, seine Lebensgeister sind wie gefeselt; aber sein Herz fließt von Empfindung über ... Endlich löst sich der Zauber der Entzückung auf, alles ruft ihn in seine Siedeley zurück. Froh eilt er dahin, sein Häuschen, seinen kleinen

Garten wiederzusehn, und ruft sich mit Wollust die Freuden des Tages zurück. Denn wie könnte man einen solchen Spatziergang vergessen, auf dem man die Natur gesehen, auf dem man gedacht, empfunden, genossen hat . . .

Welch auffallender Contrast zwischen der Stille des Landes und der Unruhe der Stadt!

Hast du dich je nur eine halbe Stunde vor die Thore von Paris entfernt, und von einer nahen Anhöhe den Blick herab auf diese geräuschvolle Hauptstadt geworfen, was sahst du da? Einen dicken schwärzlichen Nebel, der diese wundervolle Masse von Gebäuden verhüllt, einen mephitischen Horizont, der zu dicht scheint, als daß er sich wieder verdünnen könnte! Du hörtest ein verwirrtes Geräusch von Wagen, Hunden und Pferden, das dumpfe Getöse, das aus den hellen Stimmen der Menge Leute entsteht, die ihre Waaren durch alle Straßen ausrufen. Was fühltest du dabey? Nicht wahr, ein Seufzer entschlüpfte deiner Brust? Philosophische Betrachtungen stiegen in Menge in deiner Seele auf, sehnsüchtig kehrte sich dein Blick nach den Land-

häusern in der Gegend umher. Du verlängertest deinen Spatziergang, und kehrtest endlich mit einem traurigen Gefühl, von dem du dir nicht Rechenschaft geben konntest, und das nur durch die Hoffnung, dein väterliches Haus wiederzusehen, zerstreut werden konnte, in die Stadt zurück ; ; ;

* * *

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich der junge Alexis, als er durch das Thor von Valence ging. Er war allein, zu Fuß, mit seinem Reisegepäck unterm Arm, und wendete sich von Zeit zu Zeit um, noch einen Blick auf die Mauern und die Gebäude dieser artigen Hauptstadt der kleinen Provinz zu werfen, wo er so eben den geliebtesten und vielleicht den treulosesten Freund verloren hatte. Er ging rüstig weiter, und bald konnte er nur noch die Spitze der Citadelle und den hohen Thurm der Abtey erkennen. Er wußte nicht, wo ihm eine bleibende Stätte beschеert werden würde, und kam endlich an die Stelle, wo die Iser, welche auf dem Berg Iserano in Savoyen entspringt, die Fluthen, mit denen sie sich durch

die in Dauphinee vergrößert hat, in die Rhone gießt. Hier schlug er sich etwas linker Hand von Romans, und kam auf eine weite Ebene, wo die Müdigkeit ihn auszuruhen zwang. Er sank an den Fuß einer Buche, und sann seufzend über die Gründe nach, die seinen Vater bewogen haben möchten, ihn zu verlassen.

Der Tag begann sich zu neigen. Vom westlichen Himmel schimmerte nur noch ein schwaches Licht. Ein purpurfarbner Vorhang entzog den Vater des Lichts den Blicken der Sterblichen, und vergönnte seine Strahlen nur noch den Gipfeln der Berge. Alles verkündigte die nahe Nacht, alles lud zum Schlaf ein.

Nachlässig auf seine Hand gestützt lag Alexis da, und überließ sein langes Haar den Winden zum Spiel. Seine blauen thränenvollen Augen waren gen Himmel gerichtet. Sein Mund sprach Seufzer und Gebete zum höchsten Wesen ... Alexis trat [illegible] in sein viertes Lustrum, und war schon unglücklich!

„O mein Vater, mein Vater!“ rief er aus. „Was hab' ich dir gethan? Was für „Vorwürfe kannst du mir machen? Warum „stößt du mich von deinem Busen? Was für

„Verbrechen hab' ich begangen? . . o Vater!
„hab' ich, ſo weiß ich's nicht. Bin ich auch
„ſtrafbar, ſo wollt' ich's doch nicht ſeyn. Mein
„Vergehen iſt das Werk des Schickſals! Bin
„ich die Urſache deines Unglücks? Ach, wenn
„du das Herz deines Sohnes kennteſt! . .
„Ja, gern gäbe der arme Alexis ſein Leben
„hin, könnt' er das deinige retten; gern
„gäbe . . . und du liebteſt ihn ja einſt! Wie
„oft drückteſt du ihn nicht an deinen väterli-
„chen Buſen? Wie oft benetzteſt du ihn mit
„Thränen, deren Quelle er nicht kannte, und
„die, mit den ſeinigen vermiſcht, in ſeinen
„Buſen floſſen . . . in dieſen köſtlichen Augen-
„blicken nanntſt du ihn deinen Sohn, deinen
„lieben Alexis . . . Theures Kind, ſagteſt du,
„nein, du wirſt mich nie verlaſſen. Du ſollſt
„deinen Vater kennen lernen, du ſollſt ſeine
„Leiden erfahren, und ihn tröſten . . . Und
„doch ſtößeſt du mich von dir, verfluchſt mich . .
„Gott! hab' ich das verdient? Und nie ſoll
„ich dich wiederſehen? nie? deine Arme ſol-
„len ſich nicht wieder öffnen, mich zu umfan-
„gen? dein Mund ſoll mir nie wieder lächeln?
„dein Blick nie wieder dem meinigen begeg-
„nen? . . . Mein Vater hat mich verſtoßen,

„ich bin allein in der Schöpfung . . . Und
„du, Dumont, du, mein würdiger, rechtschaffener Freund, auch du hast mich verlassen, verrathen? Du, du mich betrogen . . .
„Ja, du hattest wohl recht, da du sagtest, es
„gibt keine Freundschaft, keine Rechtschaffenheit auf Erden mehr: die Menschen sind alle
„falsch, boshaft, ungerecht; der Stärkere unterdrückt den Schwächern, und dieser kann
„auf keine Stütze, keinen Helfer rechnen . . .
„Der Entschluß ist gefaßt, ich will die Menschen fliehen, ich will sie hassen, verabscheuen.
„Ach, wird mich der Himmel nicht auf meinem
„Wege einen Wald finden lassen, in dem ich
„mein trauriges Leben beschließen kann . . .
„Die wilden Thiere, welche die Wälder bewohnen, sind weniger gefährlich, als die
„treulosen Schlangen, die man im Umgange
„mit Menschen findet . . . Nein, ich will
„meinen Menschenhaß nicht bekämpfen, er
„gefällt mir, ich ergebe mich ihm für immer.
„Diese Stadt, *) welche die Natur wie ein
„Amphitheater erhöht hat, schließt auch Menschen in sich! Alle Geißeln der Menschheit,
„Leidenschaften, Sorgen, verzehrender Ehr-

*) Rousseau.

„grif hanſen in ihr. Jetzt iſt die Stunde,
„wo der Reiche, von den Beſchäftigungen
„des Tages entledigt, ſich in ſein Kabinett
„verſchließt: aber die Habſucht ſchleicht ihm
„auch dahin nach ſie öffnet ſeine Schatullen,
„kramt vor ſeinen Augen die Schätze aus, die
„ſie ihn zuſammen ſcharren laſſen, und giebt
„ihm neue Mittel an, ſie noch zu vermehren.
„Dieſe ſchlaue Feindinn verläßt ihn, geht vor
„der Wohnung des Armen vorüber, zeigt ihm
„einen Augenblick eins ihrer ſchimmernden
„Luftbilder, und fliegt, lachend über den un-
„erſättlichen Durſt des Einen, und die eitlen
„Begierden des Andern, davon.

„Wer auch von den Verfolgungen dieſer
„Widerſacherinn ſicher iſt, iſt darum nicht
„glücklicher. Die treuloſe Wolluſt, die düſtre
„Eiferſucht wecken ihn und ſtören ſeine Ruhe.
„Endlich ruft ihn der Tag wieder zu ſeiner
„Arbeit, und ſo erfährt er in dem engen Zir-
„kel von vierundzwanzig Stunden alle Affekte,
„denen er ſein ganzes übriges Leben hindurch
„ausgeſetzt iſt.

„Wie klein mir die Welt erſcheint, wie
„eitel, wie lächerlich, wie thöricht! und ich
„ſollte in ihr leben? Nein, ich will meine

„Tage in einer Einsamkeit zubringen, die der „ganzen übrigen Welt verborgen sey; da will „ich mein Unglück beweinen, da will ich das „höchste Wesen anflehen. Das Gebet wird dem „Frieden in meine Seele zurückbringen, und „dieser Friede wird wenigstens durch nichts „gestört werden, als durch die Erinnerung an „den Fluch meines Vaters und die Verräthe„rey meines Freundes“. . . .

So redete Alexis. In seinem siebenzehnten Jahre sich selbst überlassen, von einem Manne erzogen, der alles im schwarzen Lichte sah, von einem Vater, den er kaum hatte kennen lernen, und dessen Namen er nicht wußte, verjagt und verflucht — wie war es anders möglich, als daß Trübsinn das reine Licht der Vernunft umnebelte, daß Verzweiflung sich seiner bemächtigte, und sein Geist unter der Last des Kummers zu erliegen drohte? Er kannte die Menschen wenig, er floh sie, und betrachtete die Wesen seiner Art als Ungeheuer. Doch seine Seele war nicht gemacht, diesem schwarzen Menschenhaß zu fröhnen, der bey ihm blos die Frucht der Erziehung und des Unglücks war. Bald werden wir ihn zu ver-

günstigern, einem wahren Weisen anständigern Ideen zurückkehren sehen. Er wird unglücklich sein, aber durch seine Schuld, durch ein Uebermaaß von Reizbarkeit, und endlich einsehen lernen, daß er, da es unvermeidlich ist mit Seinesgleichen zu leben, ihre Fehler eben so müsse ertragen lernen, als sie die seinigen ertragen.

Kaum hatte Alexis seine übertriebenen Klagen geendigt, als ein leichtes Geräusch, das er hinter sich hörte, ihn veranlaßte sich umzukehren. Was gewahret er? O gewiß schickt ihm der Himmel, den sein hülfloser Zustand rührete, einen Trost in seinen Leiden.

Zweytes Kapitel.

Wir nähern uns dem Häuschen.

Ein Jüngling von einnehmender Bildung stand da, Hände und Kopf an den Baum gestützt, an dessen Fuß Alexis ruhte. Etwas weiter hin ging sein Pferd, das seiner Fesseln entledigt war, im Grase und weidete. Ein alter Mann hielt sich immer in der Nähe desselben, und ließ es nicht aus den Augen.

Alexis, der sich die Theilnahme nicht erklären konnte, die ein unbekannter Knabe an seinem Schicksale zu nehmen schien, war eben im Begriff, sich nach dem Grund einer Neugierde zu erkundigen, die ihn beleidigte, als der junge Mensch ihn anredete: „Du bist „unglücklich?“

Du fragst noch?

„Mein Gott, was ist die mitersache „um?“

Was kümmert's dich?

„Halt, werde nicht böse. Wenn du mich „kennteſt“

Der

Wer bist du?

„Seht einmal, wie schlau. Ich soll ihm „meine Heimlichkeiten sagen, und er verbirgt „mir die seinigen."

Blos aus Schonung : :

„Wie findest du mich?"

In der That, eine sonderbare Frage : : :

„Eine sehr natürliche Frage. Ich, zum „Beyspiel, gesteh' dir gern, daß ich dich sehr „artig finde."

Artig?

„Ja, und allerliebst dazu . . .

Viel Ehre; aber wer bist du denn?

„Du räthst es nicht?"

Nein!

„O freylich, meine Tracht macht dich irre. „Nu so höre denn. Ich heiße Klärchen, und „wohne mit meinem Vater in einem Walde, „der eine Meile von hier liegt."

In einem Walde?

„Ja, und wir leben recht glücklich drinn?

Ich glaub's?

„Der Alte, den du dort unten siehst, ist „Germain, unser treuer Diener."

Aber, schönes Klärchen, was veranlaßte Ihren Vater, in eine Wildniß zu ziehn?

„Was weiß ich's! Er macht ein Geheimniß „draus, die wird es's gewiß sagen“ . . .

Wie?

„Ganz gewiß, oder hast du deine Meynung „schon wieder geändert?“

Ich verstehe Sie nicht.

„Hast du nicht vorhin, wie ich dich be„lauschte, mit deutlichen Worten gesagt: „Ach „wird mich der Himmel nicht auf meinem Wege „einen Wald finden lassen, in dem ich mein „trauriges Leben beschliessen kann!“ Das ist „doch klar, das!“

Ja, ich gestehe, der Aufenthalt in Städten ist mir ein schrecklicher Gedanke . . . .

„Da hast du sehr recht: mein Vater sagt „das alle Tage“ . . .

Sonderbares Zusammentreffen! Ihr Vater . . .

„Ja, der ist auch sehr unglücklich gewesen. „Komm mit in seine Einsiedeley. Du sollst ihn „trösten, und ich . . . will dich trösten“ . . .

Klärchen, schon habe ich bey Ihnen einen Theil meines Kummers vergessen. Der Klang Ihrer Stimme ist so rührend . . .

„Wie der deinige. Es hört sich dir so gut „an“ . . .

Sie ſind alſo im Walde erzogen worden?

„Ja; es iſt über ſechs Jahr, daß mein „Vater da wohnt“ ...

Und Sie ſind . .

„Bald funfzehn Jahr ...

Die ſchöne intereſſante Figur!

„Ja, mein Vater und Germain ſagen alle „Tage, ich wäre ein allerliebſtes Mädchen. „Es iſt mir recht lieb, daß du eben ſo denkſt“ ..

Welche Unſchuld! welche Naivität ...

„Mein Vater ſchmollt, wenn er merkt, daß ich nicht alles ſage, was ich denke.“

Da hätte ich endlich eine offne, redliche Seele gefunden ... aber freylich ward ſie auch in der Wildniß erzogen ..

„Horch! der ſpricht juſt wie mein Vater. „O ich ſeh' ſchon im Geiſt, wie du ihm gefal„len wirſt. Aber komm, ſtehe auf. Gieb „mir deine Hand, wir wollen aufbrechen.“

Wiſſen Sie aber auch, ob mich Ihr Vater wird aufnehmen wollen?

„Ich ſteh' dir davor, er wird dich recht „gern ſehen. Ich kenne ihn, er will den Un„glücklichen wohl, er iſt's ſelbſt geweſen.“

Das iſt kein Grund; aber ich kann mich nicht erwehren, Ihren ...

„Höre, nur ein einziges Ding gefällt mir „nicht an dir“ ...

Das ist?

„Warum nanntest du mich erst du, und „nun immer Sie. Bist du etwa hochmüthig? Ich kann das nicht leiden, es ist mir „viel lieber, wenn man mich Du nennt.“

Du hast Recht. Die Gleichheit, das erste Gesetz der Natur, verträgt solche Schnörkel nicht. Aber verzeih, ich kannte dich nicht...

„Ich gebe mich doch gleich zu erkennen: „aber komm nur, komm —“ . . . .

Der erste Anblick eines jungen unbekannten Mannes hatte Alexis stutzig gemacht, und vermöge einer natürlichen Folge seines Mißtrauens hatte er Klärchens ersten Warten Glauben beyzumessen sich nicht getraut: allein, wie hätte dieß Mißtrauen sich lange erhalten können? Die Freymüthigkeit, die Miene der Unschuld, der ungekünstelt lächelnde Blick, alles verrieth eine Seele ohne Falsch . . . und ihre reizenden Züge! Die hellblonden Haare flossen, nachläßig geflochten, über die Schulter: ein kleiner runder Huth, mit einem grünen Bande umschlungen, bedeckte die Stirn, ließ aber ein paar blaue Augen sehn, deren

ſchmachtender Blick tief in die Seele drang. Ihr Mund bildete, beym Lächeln, in jeder Wange kleine artige Grübchen, welche, wie man ſagt, die Liebe erfand, die unempfindlichſten Herzen zu erweichen. Die Wangen, von der Mäßigkeit und Geſundheit gefärbt, hatten keine andern Küſſe empfangen, als die Küſſe ihres Vaters. Ein Halstuch, das ſorglos um den Nacken floß und vorn auf den Buſen herabfiel, ließ die Roſen ahnden, die es bedeckte, und deren Knoſpen aufzublühn ſtrebten. Ihre Taille bekleidete ein beſcheidner Rock von blauem Tuch, den jedoch ſtatt der Knöpfe eine Schärpe zuſammenhielt. Mit ſo vielen Reizen vereinigte ſich bey Klärchen noch das Alter der Liebe, und ihr Herz, das der allmächtige Trieb der Natur beſeelte, war ohne ihr Wiſſen und Willen dem jungen Mann, den ſie ſeufzend am Fuße eines Baums und in Thränen gebadet gefunden hatte, zugeflogen.

Alexis betrachtet ſie genau: ſo viele Schönheiten, die er an ihr bemerkt, blenden ihn. Sein neugieriger Blick irrt unter ihnen umher, und möchte ſich gern bey jeder beſonders verweilen: der Mund öffnet ſich, ſein

Erstaunen auszudrücken; aber die Zunge ist wie gelähmt, und bildet nur einzelne, bedeutungslose Töne. Seine Hände strecken sich nach dem bewunderten Gegenstande aus, plötzlich aber fliegt eine Röthe auf seine Wangen, ein brennendes Feuer rinnt durch seine Adern. Er vermag nicht zu sprechen; aber sein Herz schlägt hoch und fliegt auf seine Lippen, und beseelt seine Blicke, die einzigen Dollmetscher seiner Empfindungen.

Unterdessen erholt er sich von seiner Entzückung, und erstaunt selbst über diese Art nie empfundener Unruhe. Seine natürliche Furchtsamkeit behält gleichwohl die Oberhand. Er wendet die Augen hinweg, stammelt ein paar Worte, läßt den Kopf hängen, und ist so verwirrt und betreten, als wenn er einen großen Fehler begangen hätte . . . O wie rein und lauter sind die ersten Bewegungen einer ehrbaren Liebe! wie offen, wie bescheiden muß das junge Herz noch seyn, das derselben in ihrer ganzen Stärke fähig ist!

Klärchen war nicht ruhiger, als Alexis. Sie war in einem Walde erzogen, sah gewöhnlich niemand in der Nähe, als ihren Vater und Germain, was Wunder, daß der Anblick

eines jungen interessanten Menschen einen lebhaften Eindruck auf sie machte, dem sie sich gänzlich überließ, ohne daß es ihr einfiel, die Ursache davon aufzusuchen. Sie betrachtete Alexis und sagte bey sich selbst: „Wie schön „er ist, wie wohlgebaut, wie gut ihm das „lang gerollte schwarze Haar steht! ... Sein „sanftes, rührendes Auge betrachtet mich: er „findet mich artig. Was würde ich mit dies „sem Vergnügen vertauschen? ... Und sein „Mund ... er thut sich auf, mir was zu „sagen ... was wird er mir sagen? ... „aber nein, er bleibt stumm .. warum das? „Doch sein Herz, o wie schlägt es sichtbar em„por, es ist, als wär' ihm die Brust zu enge, „als möcht' es heraus ... Wo bin ich? ... „Kaum kann ich Athem kriegen; ach! Vater, „warum bist du nicht da und erklärst mir, was „mir ist ..."

So standen die Kinder eine lange Weile stumm, im Schauen und Gefühl vertieft. Endlich wiederholte Klärchen ihre Einladung an Alexis, ihr zu folgen, doch nur durch einen Blick und eine leichte Bewegung des Kopfes; sie schlang dann ihren Arm um des Jünglings Nacken, und so gingen sie, ohne ein Wort

vorzubringen, nach der Stelle, wo Germain sie erwartete. Doch nein: der Ausdruck ist nur zur Hälfte richtig. Germain ließ sich nicht träumen, daß seine junge Gebieterinn ihm einen Fremden vorstellen würde. Klärchens einzige Sorge war, wie Germain ihn empfangen werde? Der Gedanke, den Alexis in ihr Häuschen aufzunehmen, war ihr auf den ersten Blick so reizend vorgekommen, daß sie gar nicht an die Schwierigkeiten gedacht hatte, die ihr Plan finden könnte. Zwar nicht von Seiten ihres Vaters: sie wußte, daß man nur unglücklich zu seyn brauche, um von ihm eine freundliche Aufnahme zu erhalten. Germain hingegen war hart, rauh, unempfindlich, und besaß unglücklicher Weise das ganze Vertrauen seines Herrn. Ein junger Mensch, von seinem Vater verstoßen, mit seinem Fluche beladen, ohne Freunde, ohne Zuflucht — das arme Mädchen fühlte selbst, wenn gleich dunkel, daß alles das sehr verdächtig sey, und fürchtete daher, der alte Diener möchte ihrem jungen Freund hart anlassen, und ihn, ohne sich an ihr Versprechen zu kehren, fortschicken.

Ihre Furcht stieg, je näher sie dem furchtbaren Mentor kamen. Endlich erreichten sie ihn, und jetzt fühlte sie sich zum erstenmal in ihrem Leben in Verlegenheit gegen ihn. „Germain," sagte sie zu ihm, „du liebst meinen „Vater! Du weißt, wie unglücklich er gewesen ist, du hast ihn getröstet und die Last „seines Kummers erleichtert. Laß uns diesem „Unglücklichen einen gleichen Dienst erweisen ... Er ist unglücklich und tugendhaft, „wie mein Vater, und das Schicksal verfolgt „ihn, wie es einst meinen Vater verfolgte."

„Woher kennen Sie ihn, Klärchen?"

„Dort unten lag er am Fuße eines „Baums, und weinte und schluchzte. Ich „trat zu ihm, er erzählte mir seinen Jammer, „und ich versuchte es, ihm seine Thränen zu „trocknen."

„Junger Mann, wer sind Sie?"

Guter Alter, ich bin nichts, Ihr müßtet denn die Würde eines Menschen, die ich mit Euch theile, für etwas achten ; ; ;

„Wo sind Sie her?"

Das weiß ich nicht ; ;

„Wie heißt Ihr Vater?"

Das weiß ich eben so wenig ...

„Was ist Ihr Gewerbe?“

Noch habe ich keins ; ; ;

„Was? kein Gewerbe, und wissen Ihren „Geburtsort und den Namen Ihres Vaters „nicht ; ;“

Er hat mich verstehen, mir seinen Fluch gegeben, aber nie hab' ich erfahren, was ich verbrochen ; ; ; (bey diesen Worten stieß ihn Klärchen an, und sagte ihm leise ins Ohr: „Still' doch, das mußt du ihm nicht sagen!“ — aber Alexis fuhr fort:) bis vor wenig Tagen ließ er mich in einem Collegium in Paris erziehen, und gab mir die stärksten Beweise seiner Liebe ; ; ;

„Ihre Antworten sind lauter Räthsel für „mich . . . Und wie kommen Sie dazu, Klärchen, mir diesen Fremdling zuzuführen? „Was haben Sie mit ihm vor? . . .

„Ey so schweig, siehst du nicht, wie deine „Reden ihn kränken?“ ; ;

„Nun so erklären Sie sich deutlicher? „Was wollen Sie von mir? was will Er?

Alexis, der in dieser Frage von Germain eine abschlägliche Antwort zu finden glaubte, konnte seinen Verdruß nicht länger unterdrücken. „Ich will nichts . . mehr,“ ant-

wortete er stolz, und entfernte sich hastig, nachdem er Klärchen einen Blick zugeworfen hatte, dessen ganze Beredsamkeit sie fühlte. „Aber „sieh nur," sagte sie zum Alten, „sieh nur: „er geht, der arme junge Mann, und du „hältst ihn nicht auf .. Alexis! .. Alexis!"

Alexis hörte nicht. Er eilte wie ein Mann, der eine böse That verübt hat. In seinen Augen war der Auftritt, den er mit dem Alten gehabt, eine grobe Beschimpfung, über die er sein Lebelang erröthen müsse. „Ist es „möglich? ist es wahr?" rief er schluchzend aus, „ich glaube eine edelmüthige Seele gefunden zu haben! Ich habe mich erkühnt, „um eine Freystätte zu bitten, und man hat „sie mir versagt! Das hätte ich voraussehen „können ... Der Mensch, dem Alles nach „Wunsch geht, sieht den Elenden so gleichgültig seufzen, wie der Wohlgesättigte den Armen Hunger leiden sieht ... Keiner „bringt in das Gemüth des Unglücklichen: „man findet ihn immer schuldig und strafbar, „um der Mühe überhoben zu seyn, ihm beyzustehn ... So sind die Menschen .. Doch „keinen Vorwurf mehr: ich will mich meinem „Schicksale überlassen ... ich will diesen

„kränkenden Vorfall vergessen... Doch, Klär-
„chen, auch dich soll ich nicht wiedersehen...
„Deine Seele hatte der meinigen Gerechtig-
„keit wiederfahren lassen: du nahmst wahren
„Antheil an meinem Loose... Ein einziges —
„einziges Wesen hat Gefühl für meinen
„Schmerz, und es ist mir nicht vergönnt, mit
„ihm zu leben! o Gott! o Gott!"

Weiter konnt' er nicht: sein Herz verschließt sich; Thränen schlüpften aus seinen Augen; er überließ sich seiner Verzweiflung.

Indeß ging er rasch zu, oder flog vielmehr. Wie ein furchtsames Reh vor dem Jäger flieht, nicht still zu stehen wagt, und bey dem leisesten Rauschen des Laubes das tödtliche Bley pfeifen zu hören glaubt, so lief der junge Alexis, voll Furcht dem Germain zu begegnen; er wagte es nicht, sich umzusehen, aus Furcht ihn im Rücken zu sehen, und in der Angst klang ihm das Geräusch seines Fußtritts wie der Galopp von Germains Roß.

So eilte er zwey Stunden, ohne zu wissen, wohin der Weg ihn trage, als der Anblick eines kleinen Wäldchens ihn überraschte, und er die Nacht darin zuzubringen beschloß.

Es war im Monat Junius, der Mond hatte seine volle Größe, ein leichter Hauch bewegte die Luft, und verschiedene Rasenhügel boten dem verirrten Wanderer ein bequemes Lager dar. Alexis besann sich nicht lange, nach seiner Gewohnheit richtete er ein Gebet an die höchste Quelle des Daseyns, und warf sich am Eingange des Wäldchens an einem Abhange nieder.

Hier lag nun hingestreckt auf dem Grase, das er mit seinen Thränen benetzte, der interessante Jüngling, der den Tag vorher noch bey seinem Freund Dumont war, von dem er die rührendsten Beweise der zärtlichsten Freundschaft erhielt, und der sich mit der Hoffnung schmeichelte, mit nächster Morgenröthe seinen Vater zu umarmen. Er bekam ihn auch wirklich zu sehen, den grausamen Vater, allein statt des väterlichen Seegenkusses erhielt er drohende Blicke und den Fluch.. Wie verändert ist jetzt sein Schicksal!... Er ist allein, sich selbst überlassen, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Einkünfte: das Leben ist ihm jetzt die schwerste Bürde. Er überläßt es den wilden Thieren, den Räubern,

und segnet im voraus die Hand, die ihm diese drückende Last abnehmen wird.

Lange hatte er so über seine traurige Lage nachgedacht, und schon begann der heilsame Balsam des Schlafs seine Sinnen zu betäuben, und in ihm die Erinnerung seiner Uebel zu ersticken, als auf einmal klägliche Töne in sein Ohr dringen, und ihm die Ruhe rauben, die er zu genießen hoffte. „O Himmel!“ hörte er rufen, „so ist kein Erbarmen mehr.. „ich soll sterben . . erbarmt Euch meiner Jus „gend . . .“

Alexis sprang auf. Die Stimme machte ihn stutzen. Er glaubte sie schon gehört zu haben, und von der edelmüthigen Neigung seines Herzens geleitet, eilte er nach der Gegend zu, aus welcher die klägliche Stimme erschallte. Welch ein abscheulicher Anblick zeigte sich ihm!

Drittes Kapitel.

Das Häuschen.

Ein junger Mensch, mit Blut bedeckt und von einem wilden Räuber bey den Haaren geschleppt, fleht ihn um Beystand an . . .

„Es ist Klärchen!“ ruft Alexis, stürzt auf den Barbaren, und es gelingt ihm, sie seinen Händen zu entreißen. Dieser aber zieht, schäumend vor Wuth, eine Pistole aus der Tasche, in der Absicht, dem jungen Helden eine Kugel durch den Kopf zu jagen: doch der gewandtere Alexis läßt ihm nicht Zeit, sein Verbrechen zu begehen, er entwindet sie ihm, spannt sie, drückt sie los, und streckt den Bösewicht zu Boden.

Klärchen war in Ohnmacht gefallen. So wie sie die Augen wieder öffnen konnte, zeigte ihr der erste Blick ihren Retter . . .

„Du bists: ja dir, dir dank' ich mein Le„ben . . . o unerwartetes Glück, o Alexis“ . . .

Klärchen, wo ist Germain?

„Zwanzig Schritte von hier, und gefähr„lich verwundet : : :

O Gott, laß uns eilen : : :

Alexis nahm Klärchen bey der Hand, und unverzüglich eilten sie dem Orte zu, wo der Alte hingestreckt in seinem Blute schwamm : :

„Bist du's!“ rief er aus, „bist du's, „mein Klärchen? Welche Gottheit giebt dich „meinen Wünschen wieder : : :

„Hier ist sie Germain. Hier steht mein „Retter... Alexis!“

„Was, der junge Mensch?“

„Er selbst“ : :

„O großmüthiger Fremdling, was habe „ich Ihnen nicht zu danken! Durch Sie kann „ich einem Vater seine Tochter wiederschenken, durch Sie kann ich ohne Gewissensangst „sterben“

Sterben wollt' Ihr? versetzte Alexis; nein lebt, und bringt mich nicht um die Frucht des Dienstes, den ich das Glück gehabt habe, Euch zu erzeigen...

„Wohlan, so gebt mir die Hand, krönt „Euer Werk, und bringt mich in die Wohnung des tugendhaften Candor, dem wir „alle gleich theuer sind“ : :

Alexis

Alexis und Klärchen hoben den Alten auf, und ſtillten das Blut mit ihren Schnupftüchern. Seine Wunde war nicht gefährlich, es war eine leichte Streifwunde über die Schulter, und ſeine Mattigkeit rührte nur von der Menge Blut her, die er verloren hatte. Mit vieler Mühe gelang es den beiden jungen Leuten endlich, ihn aufs Pferd zu bringen. Klärchen ſtieg hinter ihm auf, ihn zu halten, daß er nicht falle, und ſo ſetzten ſie, von Alexis begleitet, ihren Weg bis zum nächſten Flecken fort, den ſie mit Tagesanbruch erreichten.

Klärchen erzählte unterwegs ihrem Retter, daß ſie und Germain ſich verirrt gehabt und endlich wohl gemerkt hätten, daß ſie einen längern Weg gemacht, als der gewöhnliche von Romans nach ihrem Häuschen wäre. Zwanzig Schritte von dem Holze wäre ihnen der Räuber begegnet, der den Beutel oder das Leben von ihnen gefordert habe. Der Niederträchtige hätte eine Piſtole auf Germain abgedrückt, und da ſie ihm geſagt, ſie ſey ein Frauenzimmer, habe er ſie bey den Haaren an den Ort gezogen, wo er die gerechte Strafe ſeiner Schandthat erhalten. Sie ſetzte hinzu, wenn irgend etwas ſie über dieß Unglück

trösten könnte, so wär' es die glückliche Begegnung eines Freundes, den sie so sehr schätze, und der bald auch der geliebteste Freund ihres Vaters und seines treuen Dieners seyn werde . . .

Alexis dankte ihr für den Antheil, den sie an seiner Zufriedenheit nähme, und kurz darauf erreichten unsre Reisenden St. Marcellin, eine kleine artige Stadt, in der sich Germain sehr gut zu finden wußte, weil er oft hier gewesen war. Kürzer wär' es gewesen, wenn sie den Weg über la Perriere, einen kleinen Flecken diesseits, genommen hätten, allein er war ihnen gänzlich unbekannt, und sie hatten sich so sehr von der Hauptstraße verirrt, daß sie, nachdem sie das rechte Ufer der Iser erreicht hatten, noch eine gute Meile gehen mußten, ehe sie nach St. Marcellin kamen. Hier ließ Germain seine Wunde verbinden. Da er sich stark genug fühlte zu reiten, so beredete er seine jungen Gefährten, sogleich mit ihm nach Canders Wohnung zu eilen, der ohnehin über ihr langes Ausenbleiben unruhig seyn würde. Klärchen schnte sich so sehr nach ihm, als ihn Alexis fürchtete. Von seiner unüberwindlichen Furchtsamkeit be-

herrscht, und noch die kalte Aufnahme, die er im Thal bey Romans bey Germain gefunden hatte, im frischen Andenken, fürchtete er eine ähnliche bey Klärchens Vater zu finden, und wagte es nur mit Zittern, sich ihm zu zeigen. Candors Tochter sprach ihm indeß Muth ein, sie setzten alle drey ihren Weg fort, und erreichten den düstern Wald, der zwischen St. Marcellin, St. Etienne und Romans liegt, und über fünf Meilen lang ist. Dieser große Wald, der wegen der Räuber und der Abgründe, die sich in ihm befinden, berühmt ist, scheint ein Gegenstand des Zorns des Himmels zu seyn. Seine hohen, dichtbelaubten Bäume werden häufig vom Blitz getroffen, und fast unablässig hört man das Pfeifen und Toben der Winde in ihm. Alles flößt in diesem düstern Aufenthalte Schrecken und Entsetzen ein.

Und doch war diese fürchterliche Wildniß der Ort, wo Candor, seine Tochter und Germain ihren Aufenthalt gewählt hatten. Hier hatten sie ihr Häuschen gebaut und gegen allen Ueberfall befestigt. Doch ich will mir in der Beschreibung, die ich weiter unten davon geben werde, nicht vorgreifen. Jetzt wollen

wir unſern drey Reiſenden folgen, die bald ihre Heimath erreichen und ſich in die Arme eines Vaters werfen werden, welcher der Vater meines Helden ſeyn wird.

Klärchen ſaß, wie den Tag zuvor, hinter dem Alten zu Pferde, und reichte dann und wann dem Alexis, der als ein treuer Knappe zu Fuß neben ihr wandelte, die Hand. So hatten ſie ſchon mehr als drey Meilen im Walde durch Hecken und Buſchwerk, durch die das Pferd ſich nur mit Mühe hindurch arbeitete, gemacht, als ſie in einer kleinen Ebene eine Art von Feſtung erblickten, die Alexis mit nicht geringem Erſtaunen betrachtete. Klärchen drückte ihm lächelnd die Hand, und ſagte mit einer freudigen Aufwallung, die ihn aus ſeiner Verzückung riß: „Da! ſiehſt du das Häuschen? Da wohnen „wir, und wenn du Luſt haſt, hier mit uns „zu leben, ſo darfſt du's nur ſagen.“

Klärchen! welch ein reizender Aufenthalt! Wie? Hier? ... O wie glücklich wär' ich noch in meinem Unglück, wenn dein Vater, wenn Germain ſ ſ ſ

„Zweifeln Sie nicht, mein liebenswürdiger Erretter,“ erwiederte Germain, „zwei-

„ſein Sie nicht daran. Doch eh' Sie ſich „hier niederlaſſen, überlegen Sie vorher Ih„ren Entſchluß reiflich. Es iſt von keiner „Kleinigkeit die Rede. Der Welt zu entſa„gen, und in Ihrem Alter!“ ⁘ ⁘ ⁘

Dieß iſt die rechte Zeit, in der man ſie fliehen muß. Je früher man dieſen Schritt thut, deſto mehr Schmerz und Reue erſpart man ſich ⁘ ⁘

„Wie können Ihnen aber die Menſchen „ſchon ſo viel Veranlaſſung gegeben haben, ſie „zu verabſcheuen?“ . . .

Die mir am theuerſten waren, haben mich verrathen; was darf ich von denen erwarten die mich nicht kennen? . . .

„Sie betrachten die Menſchen mit ſehr ein„genommenen Augen“ —

Ich habe nur zu viel Erfahrung —

„Wenn Sie alſo alle Menſchen haſſen, ſo „ſchließen Sie wahrſcheinlich auch dieſes lie„benswürdige Kind in Ihren Haß ein, das „unſre Leiden verſüßt, und uns durch ſeine „Liebe über die Kränkungen tröſtet, die uns „ein treuloſer Freund verurſachte?“

Die Weiber ⁘ ⁘ ⁘

„Wollen Sie in Ihrem siebenzehnten Jahre „fliehn?“ . .

Ach, ihrer aller Reiz ist in Klärchen vereinigt! ; ; ;

„Das macht er gut,“ versetzte das naive Mädchen mit Lebhaftigkeit: „ich bekümmere „mich eben so wenig um die Männer, da ich „meinen Vater habe, und Germain, und — „— und — Alexis.“

„Leutchen, Leutchen!“ sagte Germain, „nehmt Euch in Acht, wacht über Eure Her„zen. Die Liebe ist nirgends gefährlicher, „als in den Tiefen des Waldes“ ; ;

„Was schwatzt Er?“ fiel ihm Klärchen ins Wort; „ich liebte ihn? ich? Nein! aber „ich nehme Theil an seinem Schicksal, weil „er unglücklich ist, und bin ihm als meinem „Retter Dank schuldig“ ; ;

Und ich, erwiederte Alexis, ich müßte der undankbarste Mensch unter der Sonne seyn, wenn ich den Werth ihrer großmüthigen Anerbietungen und die Art, wie sie mich in meinem Kummer getröstet hat, verkennen könnte ; ; ;

„Allerdings, allerdings,“ sagte der Alte, wobey er bedächtig den Kopf schüttelte,

„Freundschaft! Dankbarkeit, schöne Worte, „schöner Vorwand . . Doch macht, daß wir „fortkommen, macht“ — —

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich vor dem Häuschen an. Es war rings von einem Wassergraben umgeben, der bis an den Fuß einer hohen und starken Mauer reichte, die einen geräumigen Hof einschloß, in dessen Mitte das kleine Gebäude stand. Eine Fallbrücke, die über den Graben reichte, vertheidigte es gegen die Angriffe der Räuber, die im Walde haußten.

Candor, der über das lange Ausbleiben seiner beiden Hausgenossen unruhig zu werden anfing, war mit Tagesanbruch auf die Mauer gestiegen, und sah mit schwermüthigem Blick über die weite Waldstrecke, in der ihnen, fürchtete er, ein Unglück zugestoßen seyn möchte. Klärchens Vater war alt und schwach, das Gehen ward ihm sauer; doch sobald er die theuern Personen in der Ferne erblickte, stieg er mit Hülfe seines Stabes herunter, und ließ zitternd vor Freude die Fallbrücke nieder, die durch angebrachte Gewichte selbst von einer schwachen Hand leicht zu regieren war. Doch hatte er nur zwey Perso-

nen erwartet, und hier sah er ihrer drey kommen. Wer mag der junge Mensch seyn, der Klärchens Hand hält, und mit dem selbst Germain so freundlich spricht? Sie hatten keine Bekanntschaft; in seiner von der Welt ganz abgeschnittnen Wohnung hätte er sie, so wie sie ihn vergessen. Wer mag also wohl der Jüngling seyn, den man ihm zuführt? Sein sanftes Wesen, sein bescheidner Anstand nahmen zwar gleich beym ersten Blick für ihn ein, allein der Zweck seiner Ankunft ließ sich nicht enträthseln.

Der gute Candor war noch in diesen Betrachtungen vertieft, als die beiden Reitenden abstiegen. „O mein Vater!“ rief Klärchen und stürzte sich in seine Arme, „bald hätten „wir dich nicht wiedergesehen!“

„Und wie das, meine liebe Tochter?“

„Ein Böswicht streckte Germain mit ei„ner Wunde zu Boden, und würde mir das „Leben geraubt haben, hätte dieser muthige „Reisende mich nicht aus seinen Händen be„freyt, und ihm selbst das Leben geraubt, das „er so schwer verwirkt hatte.“

„O mein Kind ... Germain ist es mög„lich“ ...

„Möglich und gewiß," erwiederte dieser, „Ohne den Muth dieses liebenswürdigen jungen Mannes, waren wir verloren. Lieber „Herr, er ist recht sehr unglücklich, der arme „Alexis! Soll ich Ihnen erzählen, wie wir „zu ihm gekommen, und was uns zusammen „begegnet ist? Es wird Ihnen einen guten „Begriff von seiner Rechtschaffenheit und sei„nem feinen Gefühl beybringen." . . .

Germain begann nun eine ausführliche Beschreibung von dem ersten Zusammentreffen der jungen Leute in dem Thale bey Roniant bis auf den Augenblick, wo sie vor der Fallbrücke des Häuschens vom Pferde gestiegen waren. Besonders hielt er sich bey der Hastigkeit auf, mit der ihn Alexis verlassen hätte, weil er geglaubt, er werde ihn nicht gern mit sich nehmen. Hierin glaubte er einen großen Beweis von seinem Gefühl und einer edlen Denkungsart zu sehen.

Während dieser Erzählung befand sich unser junger Held in keiner geringen Verlegenheit: er ließ den Kopf hängen, und schlug die Augen ganz zur Erde nieder. Er wagte es nicht, dem Greis ins Gesicht zu sehen, dessen ehrwürdiges Ansehen ihn furchtsam machte.

Sein Herz war gepreßt, seine Arme hingen nachläßig herab, kurz er sah aus, als wenn er in Ohnmacht sinken wolle. Klärchen, gleichfalls in der äußersten Unruhe und zitternd, bekräftigte alles, was Germain sagte, verstärkte die Lobsprüche, mit denen er gegen ihren jungen Freund wahrlich nicht sparsam war, und belauschte die Blicke ihres Vaters, als wollte sie ihnen absehen, was die Erzählung für einen Eindruck auf ihn mache.

Candor sammelte sich einen Augenblick, nachdem der alte Diener seine Erzählung geendigt hatte, und wendete sich sodann an Alexis, der nun noch mehr zitterte, als zuvor. „Junger Mann," fragte er, „wie alt sind „Sie?" —

Bald achtzehn Jahr —

„Und schon so brav, so entschlossen, und „so unglücklich . . . Hätten Sie Lust, bey „uns zu bleiben" . . .

Ach, eben das . . .

„Sie sind sehr furchtsam . . . Reden Sie „frey, ich liebe die Unglücklichen, sie haben „Ansprüche auf mein Herz."

Edelmüthiger Mann . .

(Klärchen leise: Wie einnehmend er ist!)

„Sie wollen also der Welt entsagen, und „den Umgang der Menschen meiden?“

Ohne Bedenken. Sind sie nicht alle falsch, boshaft und hinterlistig?

„Wie gut er sie kennt! Indeß, junger „Freund, kann ich Sie nicht für immer bey „mir aufnehmen, bevor Sie mir Ihre Un„fälle und Ihre ganze Lage offenherzig ent„deckt haben. Ich muß selbst beurtheilen „können, ob Ihre Gründe, der Welt zu ent„sagen, triftig und von Dauer seyn können?“

Für ewig . . .

„Recht gut, in Ihren Jahren denkt man „so: in meinem Alter hingegen ist man vor„sichtig und consequent. Ich habe keine Lust, „einen jungen Menschen in meine Wohnung „aufzunehmen, der mich vielleicht bey der er„sten geringsten Veranlassung wieder ver„läßt“ . . .

Nie, mein Vater, nie, niemals . .

„Mein Vater! Er rührt mich! Ach, jetzt „müßte mein Sohn ohngefähr so alt seyn; „aber er sank vor meinen Augen, und machte „mich für immer unglücklich“ . . .

Hier trocknete Candor ein paar Thränen, die über seine Wangen rollten, doch faßte er

sich bald wieder und fuhr fort: „Komm, Alexis, komm, nimm die Freystätte, die dir „Freundschaft und Mitgefühl anbieten . . . „aber bedenke, ehe du die Schwelle dieser „Thüre beschreitest, daß sie sich hinter dir „schließen wird, um sich dir nie wieder zu öffnen“ . . .

Alexis küßte Candors Hand ehrerbietig, umarmte Germain, und drückte Klärchen die Hand, die vor Freude außer sich war, und so gingen sie alle vier über die Fallbrücke, die sogleich hinter ihnen aufflog. Jetzt übersah unser Held das Häuschen ganz, das die hohen Mauern, die es schützten, bisher größtentheils seinem Blick entzogen hatten.

Es bestand aus einem viereckigen Gebäude, ganz von Steinen aufgeführt und nur Ein Stockwerk hoch. Es zeigte nicht die mindeste Spur von künstlicher Verzierung, allein alle Bequemlichkeiten des Lebens waren darin vereinigt. In dem Erdgeschoß war die Küche, der Backofen ꝛc. angebracht. Das erste Stockwerk enthielt zwey sehr bequeme Apartements: eines hatte Candor, das andere Klärchen inne. Oben in den Mansarden befanden sich zwey kleine Zimmer für Germain,

die übrigen dienten zum Boden, wo man Früchte und andere Lebensmittel für den Winter und Geräthe aufbewahrte. Jedes Zimmer hatte sehr bequeme, aber nur die nothwendigsten Möbeln: ein Bette, ein paar Tische und Stühle. In Klärchens Wohnzimmer stand ein treffliches Claveçin, das sie, wie wir in der Folge hören werden, spielen gelernt hatte, und das zu ihrem Zeitvertreib und zur Aufheiterung ihres Vaters diente.

Im Hof fand man beym Hereintreten linker Hand, einen Stall für Ein Pferd, und einen geräumigen Verschlag, in dem alles Gartengeräth aufbewahrt wurde. Rechter Hand stand ein Baßin, in dem sich das Regenwasser sammelte, und worein man im Nothfall auch aus dem Graben Wasser leiten konnte, das, wenn es sich abgeklärt hatte, sehr trinkbar war.

Hinter dem Häuschen, aber doch immer noch innerhalb der Mauer, befand sich ein Gemüsgarten, den Germain und Klärchen bauten, und in dem sie, das Korn ausgenommen, das sie von St. Marcellin holten, alle Arten von Gemüse, auch Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen, Erdäpfel zogen, die zu ihrer

Nahrung auf das ganze Jahr vollkommen ausreichten. Von Fleischspeisen genossen sie nichts, als einiges zahmes Geflügel, das sie in einem kleinen Platz hinter der linken Seite des Gebäudes aufzogen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß sie mit dem Nothwendigen vollkommen versorgt waren: aus der Erzählung von Candors Unfällen werden wir erfahren, wie er sich's zu verschaffen wußte. Jetzt kehren wir zu Alexis zurück.

Nachdem Klärchen und Candor ihn mit der Einrichtung des Hauses, so viel nöthig, bekannt gemacht hatten, ließ ihn der letzte in einen Saal treten, und bat ihn, ehe man ihm noch ein Wohnzimmer anwieß, ihm die Geschichte seines kurzen Lebens zu erzählen. „Sey aufrichtig, mein Sohn!“ sagte er; „verheimliche mir nichts, gestehe mir selbst „deine Fehler. Ich kann mir leicht einbilden, „daß du in einem so zarten Alter nicht davon „frey geblieben seyn wirst. Ganz ohne Fehltritte könntest du nicht worden seyn, was du „wirklich zu seyn scheinst ... ich werde sie „zu entschuldigen wissen, wenn ihre Quelle „nicht in deinem Herzen liegt. Rede, und „sey unbesorgt ...“

Aerie verſprach es mit Hand und Mund. Germain, der indeß das Pferd abgeſattelt und einige Verrichtungen beſorgt hatte, kam zurück, und unſer junger Held begann die Geſchichte ſeiner Unfälle, die, wie wir hoffen, manchem Vater einen heilſamen Wink geben wird, welche große Aufmerkſamkeit die Wahl eines Hofmeiſters für ſeine Söhne verdient.

Viertes Kapitel.

Der Hofmeister.

Ich kann weder den Ort, noch den Tag meiner Geburt, noch den Namen meines Vaters angeben: denn ich bin nie so glücklich gewesen, diese Umstände zu erfahren. So viel ich mich besinnen kann, war ich in meiner ersten Kindheit in den Händen einer guten alten Frau, die ich Mutter nannte, in der Folge aber selbst gestand, sie sey nicht im geringsten mit mir verwandt, ohne mir jedoch meine wahren Aeltern zu nennen. Diese gute Frau besorgte meine Erziehung bis ins zehnte Jahr, und erhielt pünktlich jeden Monat von unbekannter Hand eine ziemlich ansehnliche Summe Kostgeld. Sie ließ mich lesen, schreiben, rechnen, die ersten Anfangsgründe der Tanz- und Tonkunst lehren, die ich hernach im Collegio weiter fortsetzte, wohin sie mich eines Tages brachte. Wir wohnten damals in Paris in der Straße la Chaise, in einem Eckhause im zweyten Stock.

Madam

Madam Delys, das war der Name meiner guten Pflegemutter, befand sich in guten Umständen. Seit sechszehn Jahren war sie Wittwe von einem Cavallerieoffizier, der ihr ohngefähr zweytausend Thaler Einkünfte hinterlassen hatte. Ihr Sohn, den sie zärtlich liebte, war von einem seiner Freunde, mit dem er in Streit gerathen war, im Duell erstochen worden: von dieser Zeit an war der Umgang der Welt ihr unerträglich worden, und sie nahm sich vor, ihr Leben, von aller Gesellschaft entfernt, in dieser stillen Gegend der Stadt zu beschliessen. Obgleich schon über zehn Jahre seit dieser unglücklichen Begebenheit verflossen waren, so verging doch kein Tag, daß die zärtliche Mutter das Andenken dieses Todes nicht durch heiße Thränen feyerte, alles, was einem Besuch ähnlich sah, auf das sorgfältigste vermied, und ihre Zeit damit ausfüllte, daß sie mir von den Tugenden ihres armen Delys, von der Verrätherey seines Freundes und der Falschheit der Menschen vorerzählte; mir kleinem Knaben, der ganz unfähig war, sie zu verstehen und zu trösten ... allein sie weinte! Ich weinte mit ihr, ohne zu wissen warum, und unsre Thrä-

nen vermischten sich. Sie sehen, daß meine ersten Jahre, in Traurigkeit zugebracht, nicht wenig beytrugen, meinen Charakter reizbar und theilnehmend, aber auch bitter und argwöhnisch zu machen.

Ich brachte oft das Gespräch auf meine Aeltern, und machte ihr Vorwürfe über ihre Hartnäckigkeit, sie mir zu verbergen. Ihre Antwort aber war immer: sie kenne sie selbst nicht; sie habe meine Erziehung aus Gefälligkeit gegen ihres Mannes Bruder übernommen, der um das Geheimniß wisse, aber nicht zu bewegen sey, es zu entdecken. Alles was sie erfahren könne, sey, daß ich mein Daseyn überhaupt als ein Unglück zu betrachten Ursache habe, und daß die Geschichte meiner Geburt, wenn ich sie je erführe, mich für Entsetzen schaudern und für immer unglücklich machen würde. Das war nun bey Gott nicht sehr tröstlich, und überdieß sprach Madam Delys bey solchen Gelegenheiten immer mit so viel Feuer, daß ich oft auf den Verdacht gerieth, daß sie wohl selbst eine Verwandte von mir seyn möchte.

Ich kam nicht aus dem Hause, ausgenommen wenn ich die Kirche besuchte. Wir hat-

ten in der Kapelle des Irrhauses und in der Pfarrkirche von St. Sulpiz Gitterstände. Wir gingen nie zu Fuß, sondern fuhren immer im Wagen, dessen Fenster sorgfältig verwahrt wurden; kurz, ich ward so vor Aller Augen versteckt, daß nicht viel fehlte, man hätte mich in einen Kasten gesteckt, um zu verhindern, daß mich niemand sähe. Das alles war mir sehr verdächtig, und so wenig auch meine Beurtheilungskraft gereift war, so schloß ich doch, daß dieses Benehmen mir keine günstigen Aussichten erwarten lasse.

Eines Tages nahm Madam Delps mich in ihr Zimmer, und sagte mir mit thränen den Augen: „Mein kleiner Freund, Sie „müssen mich verlassen. Wir müssen uns „trennen, liebes Kind“ . . .

Uns trennen, Madam? Das wolle Gott nicht . . .

„Du meinst? . . . Es schmerzt dich, daß „du mich verlassen sollst. Mir geht es nicht „weniger nah, allein es ist unvermeidlich; „ohnehin kann ich ja so nicht deine ganze Erziehung besorgen. Sollte der Himmel einst „günstigere Gesinnungen zeigen, so berechtigt „dich deine Geburt zu Ansprüchen auf einen

„wichtigen Platz in der bürgerlichen Gesell„schaft. Man hat mich die Nothwendigkeit „unserer Trennung versichert, und ich ver„mag nichts gegen das Schicksal ... Man „wird dich in ein Collegium thun, wo du „aufstudieren sollst. Hernach ... was das „Geschick weiter über dich beschlossen hat, „weiß ich nicht ... Auch gesetzt, mein lie„ber Sohn, flieh dich, und vergiß in dem „neuen Hause, wohin du kommen wirst, die „rechtschaffenen Gesinnungen und Grundsätze „nicht, die ich dir einzuflößen gesucht habe. „Laß dich nie in vertrauten Umgang mit ei„nem deiner Kameraden ein, und fürchte ihre „Liebkosungen nicht weniger als ihren Haß. „Ach! der, welcher mir meinen Degen raubte, „war auch ein Schulfreund. Lebe wohl, sie „werden gleich kommen und dich abholen. „Herr Dumont, ein rechtschaffener Geistli„cher, den wahrscheinlich deine Aeltern er„wählt haben, wird für dich sorgen und bey „dir wohnen. Mit Einem Worte, betrachte „ihn nicht als Hofmeister, sondern als einen „treuen Freund. Mach' ihn zu deinem Ver„trauten, ich glaube, daß er würdig ist, es „zu seyn."

Ich stand während der Anrede meiner lieben Pflegemutter wie versteinert da. Wie sie fertig war ließ ich meinen Thränen freyen Lauf, warf mich zu ihren Füßen, und bat mir's als eine Gnade aus, daß sie mich bey sich behalten möchte, als Herr Dumont hereintrat, und mich in ein tödtliches Schrecken versetzte.

Ferner ein Abbee von ohngefähr vierzig Jahren, groß, schlank und hager, doch hatte seine Physiognomie so viel Züge von Gutmüthigkeit und Offenheit, daß der Widerwille, den er beym ersten Anblick in mir erregt hatte, bald abnahm, und ich's sogar wagte, mich ihm nach und nach zu nähern.

„Hier, Herr Abbee," sagte Madam Delys, „ist das arme Kind. Sie sehen, wie „ungern es mich verläßt" . . .

„Und das mit Recht!" versetzte Herr Dumont mit einem sehr gefälligen Tone; „doch ich hoffe, Sie werden ihn bisweilen besuchen: Nicht, Madame?"

„O gewiß, und recht oft."

„Desto eher werden Sie sich beide fassen „können. Nun, mein kleiner Freund, kommen Sie mit mir. Sie fürchten sich vor

„mir, nicht wahr? Nun, gestehn Sie's nur;
„aber seyn Sie versichert, daß nichts düster
„und unfreundlich ist, als mein Reck. Ich
„nehme zu viel Antheil an Ihnen, als daß
„ich Sie nicht lieben sollte. Ich will Ihr
„Vater seyn, und glauben Sie mir, sollte das
„Schicksal Ihnen Ihren Vater rauben, Sie
„sollen ihn in mir wiederfinden."

Diese Versicherungen machten mir etwas Muth, ich stammelte ein paar Worte des Danks heraus, und nachdem ich mich noch einmal in Madam Delys Arme geworfen hatte, folgte ich Herrn Dumont, der mich bey der Hand nahm, sie mit Zärtlichkeit drückte, und mich zu sich in den Wagen steigen ließ. Am Schlag fand ich einen unbekannten Bedienten, der meinen Koffer hinten auf die Kutsche befestigt hatte, und der, wie mir mein Lehrer sagte, bestimmt sey, künftig mit uns im Collegio zu wohnen und uns zu bedienen.

Der Kutscher brauchte zu dem Weg aus der Straße la Charse nach dem Mont St. Genevieve nicht viel Zeit. Wir stiegen vor einer großen Thüre ab. Herr Dument sagte mir, dieß sey das College de Navarre. Ein

Pfeffner öffnete eine Gitterthüre, und verſchloß ſie ſogleich wieder hinter uns. Jetzt fing mir das Herz an zu klopfen. Die Knie ſanken unter mir ein, und mir ward nicht wohl. Herr Dumont und mein Bedienter trugen mich in das Zimmer des Prinzipals, wo ich mich, als ich wieder zu mir ſelbſt kam, von einer Menge Pedanten in ſchwarzen Röcken mit widerlichen Geſichtern umringt ſah, die mit einem ſüßlichen Tone ſagten: „Ja, ſo ſind alle Kinder; die Trägheit, der „liebe Müßiggang behagt ihnen gar zu wohl. „Die Aeltern verziehen das liebe Söhnchen; „hier aber geht's aus einem andern Tone. „Da giebt's Karzer und Eſelsbank ; ; ; „Nu, Kleiner, geht's wieder beſſer? Es „hat nichts zu bedeuten, gar nichts .... „Heut hat er frey, und braucht noch nichts „zu thun, das wird gut däuchten; aber „morgen muß er arbeiten, und recht aufmerkſam, recht fleißig ſeyn! Nicht wahr, kleines Männchen?“ ; ;

Ich antwortete nichts. Die vielen Leute, alle ſchwarz gekleidet, jagten mir einen Schauder über den andern ab, und wäre Herr Dumont nicht geweſen, der mir etwas weniger

böse schien, ich glaube ich wäre den ersten Tag entsprungen. Ich war wie ein Lamm hergekommen, das zur Schlachtbank geführt wird, ohne daß ich wußte, was man von mir wollte. Ich ließ sie reden und machte mich auf das Schlimmste gefaßt.

Mein Hofmeister ging einen Augenblick mit dem Prinzipal in ein anderes Zimmer. und ich blieb zitternd und bebend unter drey Abbees, die eine Menge Fragen an mich thaten, auf die sie nicht die mindeste Antwort erhielten. Endlich standen sie auf und sprachen etwas leiser zusammen, doch so, daß ich sie recht gut verstehen konnte: „Dem Jungen scheint die Zunge nicht gelößt zu seyn — — Nein, es ist Furchtsamkeit! — Was, Furchtsamkeit? Dummheit ist's; mit dem werden wir unsere liebe Noth haben — Ach, am Ende wird sich's wohl auch geben ꝛc.“.

Herr Dumont kam zurück, und der Prinzipal führte uns in eine sehr bequeme Wohnung, die, wie er sagte, für uns aufgehoben worden. Er entfernte sich hierauf, nachdem er mir einen kleinen Schlag auf den Backen gegeben und mir befohlen hatte, hübsch artig zu seyn.

Ich war froh, daß er ging, und daß ich mich ganz meinem Schmerz überlassen konnte. Herr Dumont suchte mich zu trösten. Man trug uns zu Essen auf, ich konnte keinen Bissen anrühren und war den ganzen Tag traurig.

Den Tag darauf gab mir Herr Dumont einen Donat in die Hände, sagte mir, was ich davon auswendig lernen sollte, und daß ich nach Septima kommen würde. Ich verstand nicht, was er damit sagen wollte, doch that ich, was er befahl. Um Ein Uhr kam Madam Delys und besuchte mich, und ermahnte mich, meinen Verstand Herr über meine Empfindungen werden zu lassen, und mich in die neue Lebensart zu finden, die ich künftig führen müsse. Ihr Anblick riß meine Wunden von neuem auf, doch endlich nahm sie wieder Abschied, und ich fügte mich in das, was nicht zu ändern war.

Nach und nach gewöhnte ich mich an Herrn Dumont. Er war ernsthaft, etwas schwermüthig, und sein Charakter paßte vollkommen zu dem meinigen. Einstmals fragte ich ihn, ob er meinen Vater kenne, und ob ihm die Aufsicht über mich von ihm selbst auf-

getragen worden. Er sagte mir mit der Freymüthigkeit, die ich in der Folge immer an ihm bemerkt habe, daß er auch nicht die geringste Vermuthung habe, wem ich angehören möchte. Ein Mann von ohngefähr fünfunddreißig Jahren, den er oft bey einer Dame von seiner Bekanntschaft gesehen, und der den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal zu nehmen geschienen, habe ihn gefragt, ob er willens sey, die Erziehung von einem Sohn eines seiner Freunde zu übernehmen. Da er hierauf mit Ja geantwortet, so habe er ihm das College de Navarre angewiesen, eine Summe von 25 Louisd'or gegeben, und ihm versichert, er werde eine gute Pension für mich auswirken. Allein, fuhr Herr Dumont fort, ich bin sehr versucht, diesen Mann für Ihren Vater zu halten, wenigstens sieht er Ihnen auf eine auffallende Weise ähnlich.

Ich bat ihn, das nächstemal, daß er die Dame wiedersähe, sich bey ihr nach dem Namen und Stande des Mannes zu erkundigen, von dem er vermuthete, er sey mein Vater. Er versprach mir's; aber das Unglück wollte, daß diese Person, die allein uns in dieser Sache hätte Licht geben können, denselben Tag

noch eine große Reise antrat, von der sie wahrscheinlich nicht zurückgekehrt ist, denn wir haben nach der Zeit nicht das mindeste weiter von ihr gehört.

In kurzer Zeit machte ich unter diesem vortrefflichen Lehrer erstaunende Fortschritte. Er wußte sich mein ganzes Vertrauen zu erwerben. Was mir aber am meisten an ihm gefiel, waren die Unterhaltungen, die wir oft zusammen hatten, und deren Gegenstand fast immer die Moral war. Ihm allein verdanke ich meine Fertigkeit im Denken, Schließen und Ueberlegen. Mit welchem Entzücken genoß ich seinen Unterricht: in meinem ganzen Leben werde ich ihn nicht vergessen.

Er war so oft und so viel von den Menschen betrogen worden, daß er alles Zutrauen zu ihnen verloren hatte, und mir in dieser Rücksicht herrliche Klugheitsregeln gab, die ich in der Folge oft Gelegenheit gehabt habe, in Anwendung zu bringen. Sein Räsonnement war folgendes. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, ihm zu folgen, so werden Sie mit mir einräumen, daß er gewiß nicht Unrecht hatte.

„Im gesellschaftlichen Leben giebt es keinen Mittelweg: man muß betrügen, sich betrügen lassen oder kriechen. Betrügen, dadurch, daß man genöthigt ist, die Andern zu blenden, sich Titel, Vermögen, Tugenden und Rechte zu geben, die man nicht hat. Der Thorheit eines Mannes schmeicheln heißt ihn betrügen: wer bey einem Großen sein Glück machen will, muß seine Fehler annehmen, oder doch nachäffen. Ist er ein Wollüstling, so muß man es mit ihm seyn; spielt er, so muß man spielen; trinkt er, so muß man trinken; widrigenfalls heißt man ein unerträglicher Mensch, ein hochtrabender Philosoph, ein Mensch voll Vorurtheile, ein ungeselliger ungefälliger Murrkopf u. s. w.

Man muß sich betrügen lassen, wenn man die schneidenden Reden der Leute hört, die alles gethan, alles gesehn haben, zu allem fähig sind. Man hält sich an die äußere Schale, ohne zu untersuchen, ob der Kern verdorben ist. Man vertraut sich ihnen an, öffnet ihnen sein Herz, und sie mißbrauchen unser Zutrauen, uns unglücklich zu machen und in Schlingen zu verwickeln, aus denen wir uns

oft nur auf Kosten der Ehre, der Börse oder der Gesundheit losmachen können.

Man kann es nicht vermeiden zu kriechen, wenn man, auch ohne sich von der dummen Eitelkeit der Erstern und den Lastern der Letztern täuschen zu lassen, sich gleichwohl gefallen läßt, bis auf einen gewissen Punkt nach ihrer Weise zu leben. Alsdann macht man sich ein eignes System, eine bestimmte Lebensweise, man giebt seinen Sitten Politur und Feinheit. Aber alsdann muß man auf Zutrauen Verzicht thun. Man ist in Gesellschaft wohl gelitten, aber blos seines Witzes, seiner Talente oder seines Vermögens wegen. Es heißt dann: der Herr ** ist ohnstreitig ein sehr feiner Mann; schade, daß er so schwach, ohne alle Energie, ohne alle Leidenschaft ist. Zum Glück kann man mit ihm machen, was man will, sonst würde er mit all seiner Rechtschaffenheit unerträglich seyn . . .

Die Menschen suchen unsern Umgang aus Bedürfniß, Stolz oder Müßiggang. Ist man über ihnen, so schmeicheln sie uns; steht man unter ihnen, so legen sie die Gönnermiene nie ab. Man darf nichts als Niederträchtigkeiten oder Demüthigungen von ih-

nen erwarten. Der Falschheiten, Medisancen, Verläumdungen, Verrätherenen, Klatschereyen und so weiter, gar nicht zu gedenken, so sehr sie dem geselligen Leben auch alle seine Anmuth rauben. Alles das muß man erwarten, sobald man in dasselbe eintritt. Welches Interesse könnte man also wohl haben, sich dahin versetzt zu wünschen? Nicht das mindeste. Man muß es also fliehen. Dieser Schluß scheint mir vollkommen bündig."

So redete Herr Dumont, und seine Grundsätze prägten sich mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz. Da er die Einsamkeit liebte und keinen Umgang hatte, so gingen wir niemals aus. Blos an Feiertagen gingen wir auf dem freyen Felde spatzieren, denn er liebte die prächtigen Promenaden nicht, an denen der Luxus seinen kindischen Prunk verschwendet hat, und sich freut, die eitle Bewunderung Dieser, und den thörigen Neid Jener zu erregen. Wir nahmen immer ein Buch mit uns, und zwar ein ernsthaftes, moralisches Buch: als zum Beyspiel Youngs Nachtgedanken, Hervey's Todes-

Betrachtungen, den Zodiakus von Palingenius, und andere Schriften ähnlicher Art, die wir auswendig lernten. Bisweilen brachten wir ganze Stunden mit Meditiren und Betrachtungen über einen einzigen Satz zu.

Wie angenehm waren mir diese ländlichen Spaziergänge! Glückliche Zeiten! Noch jetzt träume ich bisweilen, als säße ich auf dem Schießplatze von Belleville, wo wir durch die heimlichsten, versteckrsten Pfade, die Herr Dument seine kleinen Gänge nannte, wanderten, wo wir uns bisweilen auf die Höhe eines Hügels setzten, die untergehende Sonne betrachteten, und, von der Größe und Erhabenheit dieses Schauspiels gerührt, ausriefen: „Wer kennt das allmächtige Wesen, das diese purpurnen Vorhänge über das Gestirn des Tages zieht? Wie groß, wie gütig muß es seyn!“ Dann blickten wir hinter uns auf Paris, das in der Entfernung mitten in einem mephitischen Dunstkreis lag. Wir sahen den Schimmer der Laternen, die angezündet wurden, und dachten an die Menge Ausschweifungen, die von Sonnenuntergang bis

Anbruch der Morgenröthe von Müßiggängern, Wollüstlingen, Spielern und Beutelschneidern in dieser ungeheuern Stadt begangen werden. Wir seufzeten, und süßer noch ward uns die reizende Ruhe, die uns unsere einfachen und unschuldigen Vergnügungen gewährten.

Fünftes Kapitel.

Der maskirte Mann.

Wir wohnten nun ſchon über drey Monate im College de Navarre, und hatten noch keinen Beſuch erhalten, Madam Delys ausgenommen, die von Zeit zu Zeit einmal bey uns einſprach. Sie ſtand in genauer Verbindung mit Herrn Dumont, und wir liehen uns wechſelſeitig Bücher, denn Lektüre war das einzige Vergnügen, das wir genoſſen. In der Ungewißheit, ob ich meine Aeltern je entdecken würde, bewaffnete ich mich mit Geduld, und war mit meiner Lage ſo ziemlich zufrieden, als eines Tages Vincent, mein Diener, hereintrat und Herrn Dumont meldete, ein Herr, der aus einem prächtigen Wagen geſtiegen, verlange ihn allein zu ſprechen. Mein Hofmeiſter ging ihm entgegen, beide traten in ein abgeſondertes Zimmer und brachten ungefähr eine Stunde zuſammen zu. Schon fing dieſe lange Unterhaltung an, mich unruhig zu machen, als Herr Dumont wieder

zu mir kam, und mit leiser Stimme, aber mit einem Gesichte, das die lebhafteste Freude ausdrückte, zu mir sagte: „Das ist der Mann, „der mich zu Ihnen gebracht hat, und den ich „für Ihren Vater halte. Er hat mir für „das zweyte Quartal funfzig Louisd'or gege„ben. Er verlangt, Sie sollen Tanz-, Mu„sik- und Zeichenmeister annehmen. O, er „will Sie wie einen Prinzen erziehen „lassen" . . .

Ach, bester Herr Dumont, unterbrach ich ihn, darf ich ihn nicht sehen?

„Um diese Erlaubniß habe ich in Ihrem „Namen gebeten. Er machte eine Menge „Schwierigkeiten, ehe er mir diese Gunst be„willigte. Endlich ließ er sich erbitten, doch „unter der Bedingung, so lange als Sie zu„gegen wären, eine Maske vorzunehmen. „Ganz gewiß um die auffallende Aehnlich„keit zu verbergen, die, wie ich sagte, in den „Gesichtszügen zwischen Ihnen beyden „herrscht" . . .

O, er mag erscheinen, wie er will, wenn ich ihn nur sehe, wenn ich nur seine Füße mit meinen Thränen benetzen darf!

Warten Sie nur! Faſſen Sie ſich, und laſſen Sie ſich nichts merken . .

Herr Dumont verließ mich, und kam gleich darauf mit dem Fremden wieder, der in der That das Geſicht mit einer Maske bedeckt hatte, an der unten ein herabhängender ſchwarzer Flor befeſtigt war . . .

Sie können ſich leicht vorſtellen, ehrwürdiger Mann, daß dieſer Augenblick nicht wenig kritiſch für mich, und meine Verlegenheit nicht klein war. Wie ſollte ich mein Betragen einrichten? Natürlich mußte ich's abwarten, daß er mich zuerſt anrede. Ich hatte große Mühe mich zu mäßigen, daß ich nicht in ſeine Arme flog, und Sie werden nun Zeugen eines äußerſt rührenden Auftritts werden, deſſen Andenken mir nicht eher als mit dem letzten Athemzug verſchwinden wird!

Ich grüßte den Unbekannten auf das ehrerbietigſte. Er gab durch ein Zeichen zu verſtehen, ich möchte mich ſetzen. Vincent trug Stühle zuſammen und ging hinaus. Ich bemerkte, daß der maskirte Mann wankte, und von einer Unruhe bewegt wurde, die er vergebens zu verbergen ſuchte. Endlich ſetzte er ſich, und fing an mich genau zu betrachten.

Die heftige Bewegung der Bruſt verrieth es deutlich, daß ihm das Herz klopfte und daß er kaum athmen konnte. Alle dieſe Anzeigen beſtärkten mich in meinen Vermuthungen, doch war ich noch mehr angegriffen, und zitterte mehr noch als er, ſo daß ich's nicht wagte, weder ihn anzublicken noch die geringſte Bewegung zu machen. Dieſe ſtumme Scene hätte vielleicht noch lange gedauert, wenn nicht Herr Dumont ſie abgekürzt hätte. Er ſah, wie ſehr ſie uns beide angriff, und redete mich alſo an: „Alexis, dieß iſt der „Herr, der die Güte hat, für Ihre Bedürfniſſe und die Koſten Ihrer Erziehung zu „ſorgen.“

Ach, mein Herr, welche Gnade . . .

„Sie werden ſie verdienen und ihrer „würdig ſeyn, wenn Sie Ihrem würdigen „Lehrer einen unbedingten Gehorſam und ſeinen Unterweiſungen die größte Aufmerkſamkeit erweiſen.“

O gewiß, mein Herr, nichts überzeugt mich mehr von der Güte und Weisheit meiner . . . Aeltern, als daß ſie einen ſo vortreflichen Mann zu meinem Hofmeiſter gewählt haben —

„Woher wiſſen Sie, daß Ihre Aeltern „ihn gewählt haben?“ . .

So hab' ich alſo wirklich ſ ſ keine Aeltern?

„Unglückliches Kind, möchteſt du ſie nie „kennen lernen!“

O Gott! . . . Sie kennen ſie ſ ſ wohl? mein Herr —

„Frage mich nicht!“

Ach, wenn Sie meinen Vater ſehen, ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm, daß ſein kleiner Alexis nicht leben kann, ohne ihn zu umarmen, ohne für Freude zu ſeinen Füßen hinzuſinken . . . Seit ſeiner Geburt ſucht er ihn in der ganzen Natur, er ruft ihn mit lauter Stimme, er fragt alle Augen, alle Mienen? Aber ach! niemand hört ſeine Klagen . . .

„Unſinniger! was begehrſt du?“

Meinen Vater zu ſehen, ihn an mein Herz zu drücken . . .

„Er kann ſich deinen Augen nicht zei„gen“ . . .

Er kann nicht . . . ſo iſt es alſo ein grauſamer, barbariſcher, unerbittlicher Mann? Die Stimme der Natur ſpricht alſo nicht in ſeinem Vaterherzen . . .

„Er muß ihre Stimme unterdrücken“ . .

Ach! kann man das, wenn man wirklich liebt?

„Du erweichst mich“ . . .

Sie weinen? Ach laſſen Sie mich dieſe heiligen Thränen auf Ihren Wangen ſehn! Legen Sie, legen dieſe trügeriſche Maske ab. Das Gefühl darf keine Maske tragen. Mein Herr! ich werfe mich zu Ihren Füßen, die ich umfaſſe: erbarmen Sie ſich meiner, verheimlichen Sie mir meinen Vater nicht länger: ich beſchwöre Sie .. bey dem Ihrigen, wenn Sie noch einen haben .. Ich ſeh's, er lebt noch: nun wohl, wenn Sie ihn lieben, zärtlich lieben, ſo können Sie meine Sehnſucht nach dem meinigen nicht mißbilligen. Ach! ſehen Sie meine Thränen, wie ſie Ihre Hand benetzen . . . Sie ziehen ſie zurück .. Grauſamer, was habe ich Ihnen gethan? . . . O mein Gott, alles verläßt mich . . alles .. alles verläßt mich . . .

In dieſer ſchmerzhaften Aufwallung war ich auf den Boden gefallen, wo ich mich, das Geſicht mit den Händen bedeckt, in meinen Thränen badete. Dumont, den dieſer rührende Auftritt ſehr angriff, ermahnte, bat,

flehte den Unbekannten an, meiner Marter ein Ende zu machen. Dieser war in der äußersten Bewegung, ging hastig auf und ab, schluchzte, sah mich an, hob die Hände gen Himmel, und rief mit einer erstickten Stimme aus: „Das hab' ich vorausgesehen! . . . Es „ist allein meine Schuld . . ich wollt' es „nicht . . . warum sah ich ihn auch . . . uns „glückliches Kind!" . . u. s w.

Indeß beobachtete er bey unsern Bitten ein tiefes Stillschweigen. So wie ich sah, daß nichts ihn bewegen konnte, sprang ich wüthend auf. In Einem Augenblick wurden meine Augen trocken, ein edler Muth erhob mich über mich selbst; ich redete ihn in einem ehrerbietigen, doch entschlossenen Ton an: Nun wohlan denn, mein Herr; da Sie doch unerbittlich sind, da alles Flehen vergebens ist, so weiß ich, was mir allein noch für ein Ausweg offen bleibt. Ich habe keine Aeltern, die Theil an mir nähmen . . . Ich habe in der ganzen Natur nichts, das mir, dem ich gehörte . . . was mach' ich hier? welch ein Schicksal erwartet mich? Schimpf, Unglück, Schande . . Wohl denn! mein Entschluß ist gefaßt: ich will sterben, und durch

meinen Tod meiner Familie eine Laſt abneh-
men, die, wie ich wohl ſehe, ihr unerträglich
iſt . . . Leben Sie wohl, mein Herr! leben
Sie wohl, beſter Herr Dumont . . . ich geh'
auf ewig . . .

„Wo willſt du hin?“ rief der Unbekannte,
eilte mir nach und reichte mir ſeine offnen
Arme: „Weißt du nicht, daß dein Tod dei-
„nen Vater gleichfalls ins Grab ſtürzen
„würde?“

Ach, Sie ſind's! rief ich, und ſtürzte
mit einem lauten Freudengeſchrey an ſeinen
Buſen.

„Was ſagt er?“

O ja, Sie, Sie ſind's! Die Natur hat
ſich verrathen. Sie ſind mein Vater, mein
vortreflicher Vater . . .

„Laß mich, mein Sohn . . . Himmel!
„was für ein Name iſt mir entſchlüpft! . .“

Mein Sohn! Herrlicher Name, der
jetzt zum erſtenmale in meinen Ohren erklingt,
ach! wie ſüß biſt du meinem Herzen.

Hier nahm mein Vater ſeine Maske ab,
und ließ mich eine edle, intereſſante Phy-
ſiognomie erblicken, die nur durch das Weinen
etwas entſtellt war. Er ſchloß mich in ſeine

Arme, drückte seine glühenden Lippen auf meine Wangen, und hielt mich eine lange Zeit fest umschlungen! Hier empfand ich zum erstenmale, was ich vorher immer entbehrt hatte: das süße Gefühl der Zärtlichkeit und Sicherheit, an dem Busen eines liebenden Vaters zu ruhen, eines Wesens, von dem man in allen Fällen Theilnahme, Schutz, Rettung zu hoffen hat! Nicht um aller Welt Schätze hätte ich eine Umarmung von ihm vertauscht. Ich weinte, ich lachte, ich beging tausend Thorheiten, und wir waren alle drey wie nicht klug. Ich sage alle drey, denn auch Herr Dumont, von einem so rührenden Schauspiele bis zu Thränen bewegt, theilte unsern Schmerz und unsere Freude. Mit Einem Worte, wir waren alle drey zu gleicher Zeit von verschiedenen Empfindungen belebt, die mit der größten Schnelligkeit abwechselten.

Nachdem mein Vater seinen Gefühlen freyen Lauf gelassen hatte, ließ er uns wieder setzen, und richtete diese Rede an mich: „Mein „Sohn, ich habe die stärksten Gründe gehabt, „dir unbekannt zu bleiben, und habe sie noch. „Du hast mir ein Geheimniß abgelockt, das

„mit mir hätte sterben sollen. Doch werde
„ich es nicht bereuen, wenn du mir versprichst,
„die Gesetze, die ich dir vorschreiben muß,
„buchstäblich zu befolgen. Erstlich untersage
„ich dir, die kleinste Frage über meinen Na-
„men und Stand zu thun. Du mußt dich
„begnügen, zu wissen, daß du von Geburt
„ein Edelmann bist: wer ich aber bin, darf
„ich dir nicht sagen; mein und dein Leben
„steht dabey auf dem Spiel. Zweytens ver-
„biete ich dir, mir zu folgen, nachzugehn, und
„das geringste Verlangen zu äußern, mich
„näher kennen zu lernen. Bemerke ich das
„geringste, so verlasse ich dich und sehe dich
„nie wieder. Diese Befehle setzen dich in
„Erstaunen; ich glaub' es wohl, allein ich
„bin gezwungen, sie zu geben. Ach, du hast
„so schon das Unglück meines Lebens gemacht!
„Deine Geburt hat mich das schwärzeste Ver-
„brechen ... Dringe nicht in mich, fortzu-
„fahren; du würdest mich meine Unvorsich-
„tigkeit zu theuer büßen lassen ... Ich
„werde dich sehen, dir schreiben; aber nie
„wirst du meinen Namen erfahren ....

„Sie, Herr Dumont, brauch' ich nicht
„erst zu bitten, gleiche Vorsicht in Ihrem

„Betragen zu beobachten. Sie sind ein „rechtschaffner und kluger Mann; ich ver„lasse mich auf Sie. Die Person, bey der „ich Ihre Bekanntschaft machte, hat mir „Ihre Unglücksfälle erzählt. Sie gereichen „Ihnen zur größten Ehre ... Lebe wohl, „mein Sohn, sey versichert, daß ich dich nie „verlassen, und immer für dich und deine Er„ziehung Sorge tragen werde."

Wir beyde, Herr Dumont und ich, betrachteten diesen sonderbaren Mann, der uns so außerordentliche Verbote that, und ohne daß wir seine Unglücksfälle, an denen wir den wärmsten Antheil nahmen, kannten, schlossen wir, daß sie äußerst schmerzhaft gewesen seyn müßten, weil er sich so lange den Anblick eines Sohnes versagt, den er so sehr zu lieben schien, und dem er selbst in dem Augenblick der zärtlichsten Aufwallung weder seinen Namen noch seinen Stand zu entdecken wagte ...

Er verließ uns endlich, nachdem er mich von neuem mit Liebkosungen und Küssen überhäuft hatte. Vorher zog er noch eine prächtige mit Diamanten besetzte Uhr aus der Tasche: „Hier, mein Sohn," sagte er, „mein

„theurer Alexis, nimm das als ein Andenken „unserer ersten Zusammenkunft“ . . .

Bester Vater, Sie beschämen mich durch Ihre Güte . . . das ist zu prächtig, und ich habe schon . . .

„Behalte Sie, und denke an mich, wenn „es zehn schlägt . . .

Was meynen Sie?

„Zittre vor dem Gedanken, einst die Auf„lösung dieses Räthsels zu bekommen“ . . .

Mit diesen Worten entfernte er sich, und ließ uns in doppeltem Erstaunen über diesen neuen Zug. Ueber zwanzig Minuten standen wir wie betäubt da und sahen einander stumm an. Endlich aber besiegte das Vergnügen, meinen Vater gefunden zu haben, alles übrige, und ich dachte an weiter nichts, als ihm meinen Gehorsam dadurch recht an den Tag zu legen, daß ich mit verdoppeltem Eifer, unter der Anweisung meines lieben Dumont, studirte. Glücklicher Weise war Vincent bey diesem Auftritt nicht zugegen gewesen. Wir beschlossen, ihm kein Wort zu sagen, damit nicht etwa die Neugierde ihn zu vorwitzigen Versuchen verleitete, die wir, bey dem heftigsten Verlangen nähere Nachricht zu haben, selbst nicht zu

wagen willens waren. Im Gegentheil waren wir entschlossen, die Befehle meines Vaters auf das pünktlichste zu befolgen, und ihm dadurch unsern Gehorsam und unsere Delikatesse zu beweisen.

Herr Dumont hatte Recht gehabt, mir zu versichern, daß ich meinem Vater auf eine ungewöhnliche Art gleiche. In der That war ich gleichsam die Copie von ihm, und wie ich die Bilder der vergangenen Zeit in mir auffrischte, so erinnerte ich mich sehr wohl, daß ich ihn oft neben mir gesehen hatte, wenn ich mit Madam Delys in die Kirche ging. Da wir in unserm Stande in der Kapelle des Irrhauses nicht allein waren, so hatte ich keine Acht auf ihn, ob er gleich wahrscheinlich blos deshalb hinkam, um mich zu sehn. Madam Delys kannte ihn nicht, oder stellte sich wenigstens so, denn nie hab' ich sie mit ihm sprechen sehn.

Der Einfall, den er gehabt hatte, mit einer Maske in mein Zimmer zu kommen, war nicht sehr geschickt mir allen Argwohn zu benehmen; denn gesetzt, der Auftritt hätte nicht die Wendung genommen, die ich Ihnen er-

zählt habe, so würde ich ihn natürlicher Weise gefragt haben: warum er sich so vor meinen Blicken verhülle? Wahrscheinlich würde er in diesem Fall um eine Antwort sehr verlegen gewesen seyn. Allein wer denkt in der Bestürzung an Alles?

Sechstes Kapitel.

Die Repetiruhr.

Die koſtbare Uhr, die mir mein Vater zum Geſchenk gemacht hatte, war ſo ſchön und etwas ſo Neues für mich, daß ich faſt den ganzen Tag zubrachte, ſie zu betrachten und repetiren zu laſſen. Herr Dumont, der mich mit dieſem Kinderſpiel aufzog, konnte ſich nicht enthalten, die Größe und das ſchöne Waſſer der Diamanten, womit ſie beſetzt war, zu bewundern. Alles das beſtärkte uns immer mehr in dem Gedanken, daß mein Vater ein ſehr vornehmer Herr ſeyn müſſe. Wir nahmen die Gehäuſe ab, das Werk ſelbſt zu betrachten, und waren ſehr überraſcht, als wir auf der obern Platte die Worte fanden: Ein Geſchenk der Liebe. A. 1730. Was aber unſere Verwunderung noch um vieles vergrößerte, war der Umſtand, daß dieſe Worte ſorgfältig ausradirt zu ſeyn ſchienen, ſo daß es viel Mühe koſtete, ſie zu errathen. Ich begriff Anfangs von der ganzen Sache nichts,

Herr Dumont hingegen zog aus diesen Umständen sehr wahrscheinliche Folgerungen, die sich Ihnen von selbst darbieten werden, wenn Sie einen Augenblick darüber nachdenken wollen.

Wie ich den Abend die Uhr aufziehen wollte, sah ich, daß es eben Zehn sey, und sogleich fielen mir die Worte meines Vaters ein: **Denke an mich, wenn es Zehn schlägt!** Ein kalter Schweiß brach über meinen ganzen Leib aus, das Herz war mir beklommen, und ich sank, die Augen naß von Thränen, auf mein Bette, weil ich mich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Des Nachts verfolgten mich ängstliche Träume: ich sah meinen Vater, mit Wunden bedeckt, seufzen, mir die Arme entgegen strecken u. s. w. Alle diese Schreckbilder, die aus dem Wahn entstanden, mit dem ich mich niedergelegt hatte, daß ihm ein Unglück begegnen würde, verschwanden mit meinem Erwachen. Ich erzählte meine Abentheuer im Traume meinem Dumont, der mich über meine Zaghaftigkeit auszog, und mich gänzlich von meiner Furcht heilte. So oft ich indeß den Abend auf meine Uhr sah, und der Zeiger in der Nähe

von Zehn war, so wandelte mich wider meinen Willen ein Schauder an, den ich nicht vertreiben, und den ich mir nicht erklären konnte. Und wirklich hatten diese geheimnißvollen Worte meines Vaters eine Bedeutung. Der Nachdruck, den er auf sie legte, der Ton, mit denen er sie aussprach, alles bewieß es; nie aber ist mir der Sinn derselben ganz klar worden, und noch weiß ich ihn nicht. Vielleicht erfahre ich in der Zukunft einmal, wenn es mir glückt, den Knäul meiner Abentheuer aufzuwirren, was sie zu bedeuten haben, und was für ein Unglück sie mich fürchten hießen.

Den Wünschen gemäß, die mein Vater geäußert hatte, nahm ich den folgenden Tag Zeichen-, Musik- und Tanzmeister an, und legte mich, ich darf sagen, nicht ohne glücklichen Erfolg, auf diese Künste.

Drey Monate waren verflossen, als mein Vater seinen Besuch erneuerte. Welch ein Freudenrausch bemeisterte sich meiner Sinnen, als Dument mir ihn ankündigte. Ich flog ihm entgegen und drückte ihn in meine Arme. Er umarmte mich zärtlich, nannte mich seinen kleinen lieben Alexis, ließ mich sodann die Lektionen, die ich in seiner

Abwesenheit genommen hatte, wiederholen, und schien über die Fortschritte, die ich gemacht, sehr vergnügt. Oft rief er aus: „er wird seiner Mutter nacharten; er wird alle Talente besitzen“ . . Ich respektirte sein Geheimniß, ich hütete mich, Fragen an ihn zu thun, die ihm unangenehm hätten seyn können, und freute mich desto mehr, da ich sah, daß er mich der Sorge, die er auf meine Erziehung verwandte, würdig hielt.

Herrn Dument händigte er abermals funfzig Louid'or ein, und band ihm ein, mir Vergnügungen zu verschaffen, Schauspiele, u. d. gl., mich die Welt ein wenig sehen zu lassen, und vor allen Dingen das Geheimniß meiner Geburt gegen Niemand mit einer Sylbe zu erwähnen. Ueberdieß hatte er die Güte, mir verschiedene kostbare und nützliche Geschenke zu machen, wofür ich ihm den aufrichtigsten Dank bezeigte. Er verließ mich, und da ich nach der Uhr sah, um ihn zu versichern, daß es noch nicht spät sey, und ihn zu bewegen, daß er noch eine Weile da bliebe, faßte er mich bey der Hand, und sagte mir abermals mit dem gerührtesten Ton von der Welt: „Mein lieber Sohn,

„ du kannſt nicht genug an mich denken, wenn „ es Zehn ſchlägt“ . .

Nein, dießmal vermochte ich nicht, meine Neugierde zu zähmen, und ich erkühnte mich, dieſe Frage an ihn zu thun: „Was wiederfährt Ihnen denn um dieſe Stunde, mein Vater ?“

„ Ich arbeite für dich, mein Alexis, und „ . . . für . . . Gott! was hätt' ich bald ge„ ſagt? Mein Sohn, was hab' ich dich ge„ beten? Dieß ſey deine letzte Frage dieſer „ Art, ich bitte dich noch einmal“ . .

Ich bat ihn wegen meiner Unvorſichtigkeit tauſendmal um Verzeihung, und der gute Vater verzieh mir bald, drückte mich an ſein Herz, und verſprach, nach drey Monaten wieder herzukommen.

Welch ein außerordentlicher Mann! Gewiß, meine edeln Freunde, ſind Sie über ein ſo ungewöhnliches Benehmen nicht weniger erſtaunt, als wir es waren. Allein nach dem, was vorgefallen war, blieb uns nichts übrig, als zu ſchweigen und die Befriedigung unſrer Neugierde von der Zukunft zu erwarten. Ueberdieß hatten wir alle Urſache, mit dem Glück zufrieden zu ſeyn, meinen Vater

zu sehen und einigemal im Jahre die thätigsten Beweise seiner Sorgfalt und Zärtlichkeit zu erhalten.

So verflossen fünf Jahre, in denen ich schnell aus niedern in höhere Klassen rückte, und auch in den Leibesübungen, die ich trieb, nicht schlechte Fortschritte machte. Nichtig alle drey Monate kam mein Vater ins Collegium, und brachte uns jederzeit Geld und Geschenke mit. Da er selbst sehr viele Kenntnisse besaß, so hatte er erst die Güte, mir über die Wissenschaften, mit denen ich mich beschäftigte, Fragen vorzulegen, und schien immer äußerst zufrieden mit meinen Antworten. Er sagte sodann meinem guten Lehrer viel Verbindliches und bat ihn, ferner gleichen Fleiß auf mich zu wenden. Dabey vergaß er nicht, ihn jedesmal zu erinnern, daß er mir Zeitvertreib verschaffen und mich ein wenig mit der Welt bekannt machen möchte. „Ich finde,“ sagte er, „daß er viel Hang zum Mißmuth und Tiefsinn, ein linkisches Wesen und gar keine Weltmanieren hat. Mein Hofmeister versprach ihm alles, und hielt nichts. Vergnügungen, Gesellschaft, Lustpartien, das alles stritt so sehr mit seinem Charakter, daß

er ſich nie entſchließen konnte, den mindeſten Schritt darnach zu thun. Ich werde Ihnen nun bald die Geſchichte meines Eintritts in die Welt erzählen; vorher aber muß ich doch ein Wort von einer ſonderbaren Prophezeihung ſagen, an die ich nicht glaube, die mich aber gleichwohl in großes Erſtaunen ſetzen würde, wenn ſie einträfe.

Mein Vater hatte mir ſo oft geſagt, ich ſolle an ihn denken, wenn es Zehn ſchlüge, daß ich mich eines Tages entſchloß, einen Umſtand zu benutzen, der mir vielleicht die Auflöſung dieſes Räthſels verſchaffen könnte.

An der Thüre des Collegiums ſtand gewöhnlich ein Bettler von ohngefähr vierzig Jahren, ganz abgeriſſen, aber von einnehmender Geſichtsbildung, der durchgehends für einen Hexenmeiſter galt. Alle Schüler hatten ſich von ihm wahrſagen laſſen, und waren ganz erſtaunt über ſeine Kunſt, das Vergangene zu errathen und das Zukünftige voraus zu ſagen. Der Prinzipal hatte ihn zwanzigmal fortgehen heißen, allein gelockt von den Geſchenken, die er von den Neugierigen erhielt, war er immer wieder gekommen. Eines Tages, als Herr Dumont mit ein paar

Professoren im Hof spatzieren ging, benutzte ich den Augenblick, und ließ den Bettler zu mir auf die Stube kommen. Das Gitter der großen Thüre war offen, der Pförtner, der eben sonst womit beschäftigt war, hatte ihn nicht hereinkommen sehen; kurz alles begünstigte meinen Plan. Ich wär in Verzweiflung gewesen, wenn mein Lehrer und Freund den Menschen hätte herauskommen sehen: er hätte mich grausam aufgezogen, und ich hätte nichts erfahren.

Wie er auf der Stube war, schloß ich die Thüre ab und fing an ihn zu fragen: Wo bist du her?

„Von Bourg-en-Bresse" —

Was war dein Handwerk?

„Ein sehr gefährliches und undankbares, „das Soldatenhandwerk."

Du hast gedient? —

„Und mit Ehre, gnädiger Herr; ich „habe mehr als acht Wunden, die es Ihnen „bezeugen können."

Und du mußt dein Brod vor den Thüren suchen?

„Nicht der bereichert sich, der den Staat „vertheidigt, sondern der, welcher ihn unter„drückt" [illegible]

Du hast da wohl recht : :

„Sehen Sie, die Geringen haben die „großen Arbeiten und keinen Gewinn, die „Großen hingegen kleine Mühe und großen „Lohn“ : :

Du hast Witz und Verstand.

„Witz ist eine Gabe der Natur, und „Verstand die Frucht der Erfahrung“ : :

Du bezauberst mich! Doch sage mir nun auch, wie bist du zu der Kunst zu Wahrsagen gekommen?

„In Garnisonen beschäftigt man sich mit „solchen Sachen; man ist mit Leuten zusam„men, die alle Länder, alle Völker der Erde „gesehen haben, und einer lernt immer vom „andern“ . . .

Recht gut; nun höre mich einmal an. Eine Person, die mir lieb ist, sagte zu mir, indem sie mir diese Uhr gab, und wiederholte hernach in der Folge öfters: „Denk an mich, wenn es Zehn schlägt!“ Kannst du mir sagen, was sie um diese Stunde macht . .

„Warum nicht, gnädiger Herr; geben „Sie mir nur die Uhr“ . . .

Ich vertraute sie ihm. Und nun fing er an nachzusinnen, zu schreiben, zu rechnen; dann sagte er ohngefähr nach Verlauf einer Stunde mit einem Prophetenton, der mich in jeder andern Gelegenheit zum Lachen gereizt haben würde: „Diese Uhr hat Ihnen „ein Mann gegeben, der sie selbst von einem „Frauenzimmer erhalten hat, und dieser „Mann wird alle Abend um zehn Uhr in ein „Gefängniß eingesperrt, aus dem er nicht „eher als den folgenden Morgen heraus„kömmt" . . .

So wenig ich den Künsten solcher Wahrsager traute, so war mir's doch unmöglich, bey diesen fürchterlichen Worten nicht zu zittern. Wenig fehlte, so hätte ich den Bettler gemißhandelt, so sehr entrüstete ich mich über diesen Ausspruch, der so wenig mit meinen Wünschen übereinstimmte.

Indeß mäßigte ich mich doch, und bat ihn um die Gefälligkeit, mir zu erklären: wie er dieß habe errathen können? Das war ihm eben recht, daß er Gelegenheit fand, seine Kenntniße zur Schau zu legen, und er gab mir ohngefähr in folgenden Worten die verlangte Auskunft:

„Alles ist kabbalistisch für uns: eine Uhr, eine Briefstasche, ein Ring, alles hat Zeichen, die sich immer gleich bleiben, die wir aber gleichwohl nach den Umständen verschieden auszudeuten wissen. Die Uhr ist das Sinnbild des Lebens. Ein Uhr ist der Augenblick der Geburt, und bedeutet immer Blindheit, Schmerzen, Freude mit Leid vermischt, Unempfindlichkeit, Unbeständigkeit u. s. w.

Zwey Uhr bezeichnet ein Alter von sechs Jahren, und zugleich Sorglosigkeit, Leichtsinn, Eigensinn, Verachtung der Gefahren, Vergessenheit der Strafen und Zufriedenheit . . .

Drey Uhr bezieht sich auf das Alter von neun Jahren, und bedeutet Nachdenken, Sorgen, Thränen, Unruhe, Arbeit ꝛc.

So könnte ich Ihnen die Bedeutung aller Stunden, einer nach der andern, erklären; doch ich will bey dem Zeichen von Zehn Uhr stehen bleiben, das dem Alter von vierzehn sechzig Jahren entspricht, und Schwere, Eid, Gewölbe, Fesseln andeutet.

Nun hat aber jede Stunde eine andere, die ihr zum Contrast dient. Zehn Uhr ist sechs Uhr entgegengesetzt, die das Alter von achtzehn Jahren andeutet; ein Alter, wo man

die Fesseln der Kindheit abwirft, wo die Leidenschaften ihre Dämme zerreißen und mit Ungestüm entschlüpfen. Dieß bedeutet Durchbruch, Befreyung, vorübergehendes Glück, großes aber kurzes Vergnügen, das von Gewissensbissen vergiftet, oder von der Furcht vor der Zukunft gestört wird.

Aus dieser Erklärung sehen Sie, daß Sie, wenn Sie mein Geheimniß gehabt hätten, das Räthsel eben so gut aufgelöst haben würden. Theilen Sie jede Stunde in drey Jahre bis Mitternacht, die das Ziel des Todes ist, bringen Sie dieselben mit der moralischen Situation jeder Epoche des Lebens in Beziehung, und Sie können alles errathen. Ihr Mann ist um zehn Uhr in Betrübniß, das heißt, er ist gezwungen, gebunden, gefangen, und so wie jede Situation ihre Gränze hat, so hat jede Stunde ihren Contraste: folglich kommt er Morgens sechs Uhr aus seinem Gefängniß heraus. Das ist ganz klar."

Ich konnte mich nicht enthalten, über das abenteuerliche Geschwätz des Bettlers zu lachen, der es jedoch sehr übel zu empfinden schien, daß ich mich über ihn lustig machte, und mir mit sichtbarem Verdruß noch eine

andere Probe ſeines Talents zu geben ſuchte. Er machte einige Grimaſſen, unterſuchte meine Hände, meine Augen und Mienen, und ſagte endlich, ich würde einſt ſehr reich, ſehr mächtig und ſehr glücklich werden, eine ſchöne Frau heirathen, in die ich lange verliebt geweſen wäre, doch vorher würde ich viel ſonderbare und traurige Schickſale erleben.

Gut, mein Freund, ſagte ich; ich nehme die Vorbedeutung an. Geh, wenn ich einmal glücklich werde, ſo ſollſt du's auch ſeyn!

„Sie bilden ſich ein zu ſcherzen," fuhr der Wahrſager fort; „aber verlaſſen Sie ſich „darauf, höre ich einſt, daß meine Prophe„zeihung in Erfüllung gegangen iſt, ſo werden „Sie mich an Ihrer Thüre ſehn."

Ich ſchickte ihn lachend fort, und höhnte mich ſelbſt über meine kindiſche Neugierde.

Siebentes Kapitel.

Empfindsame Spatziergänge.

Indeß wurde ich immer größer, und nahm täglich an Kenntnissen zu. Doch, wozu dienten sie mir? Musik, die ich ziemlich verstand, weit entfernt, die Reize für mich zu haben, die sie für die ganze Welt sonst hat, machte mir Langeweile und war mir höchst unschmackhaft. Ich hatte nie Gelegenheit, Gebrauch davon zu machen, ich besuchte kein Conzert, kein Schauspiel, und sah mich genöthigt ein paar Arietten, die Herr Dumont mir aussuchte und kaufte, allein zu spielen und zu singen.

Er malte mir die Gesellschaft mit so verhaßten Farben, daß ich weit entfernt war, ihn zu bitten mich in sie einzuführen. Unser einziges Vergnügen bestand also, wie ich schon gesagt habe, in ländlichen Spatziergängen. Wir zogen immer einigen Vortheil aus diesen kleinen Wanderungen; denn wir untersuchten alles, nichts war uns gleichgültig, und der

gewöhnlichste Vorfall ward einer viertel- und halbstündigen Prüfung unterworfen.

Einest Tages kamen wir von den kleinen Gängen von Belleville zurück, wie sie mein Dumont nannte, und gingen queer über das Feld, um auf die Straße la Raquette in der Vorstadt St. Antoine zu kommen, (denn oft wählten wir den längsten Weg, wenn wir noch keine Lust hatten nach Hause zu gehen,) die Sonne ging eben unter, und die Wendeschreibe nahm ihr das süße Geschäft ab, die Welt zu erleuchten. Ein junger Mensch, der hinter einer Hecke, etwas von unserm Wege entfernt, saß, erregte unsere Aufmerksamkeit. Er seufzte tief und sprach einzelne Worte, die wir jedoch nicht verstehn konnten, mit dem Ton der Verzweiflung aus. Desto deutlicher bemerkten wir in seinen Händen eine Pistole, die er sehr eifrig ladete und verschiedenemale vor die Stirn hielt. Anfangs waren wir für uns besorgt, bald aber wurden wir überzeugt, daß der Unbekannte, blos mit seinem Verhaben beschäftigt, uns nicht sah, und da er überdieß sehr wohl gekleidet, und von der heftigsten Verzweiflung gemartert zu werden schien, so verschwand unser Schrecken, und machte dem

Mitleid Platz. Wir näherten uns leise der Hecke, und vernahmen deutlich folgende Worte, die er mit einem erstickten und von Seufzern unterbrochenen Ton der Stimme aussprach: „Wohlan denn! . . dieser Augen„blick endige meine Leiden . . . Ich habe „alles verloren . . der Tod ist nichts als ein „Schlaf . . ich will schlafen und nicht mehr „leiden“ . . .

Diese Ausdrücke erregten Dumonts Unwillen. Er sah deutlich, daß der Unbekannte ein Materialist war, und er verabscheute diese verruchte Sekte. Doch Mitleid, und der Wunsch ihn auf vernünftigere Gedanken zu bringen, siegten endlich in seinem edelmüthigen Herzen; er entschloß sich ihn anzureden, ihn aus seinem Irrthume zu reißen und ihm das Leben zu retten. „Ah, mein Herr, was „wollen Sie thun?“ rief er, und ging ihm entgegen „Ist es möglich, daß Sie eine so „niedrige Vorstellung von sich selbst und dem „Wesen hegen, dem Sie Ihr Daseyn ver„danken?“ . . .

Der Fremde, von der plötzlichen Erscheinung eines Geistlichen und eines jungen Menschen überrascht, stand betroffen da; doch faßte

er ſich bald, und antwortete meinem Lehrer: „Was intereſſirt Sie meine Denkungsart, „mein Herr? Sind Sie gehalten für mich „zu ſtehen? Ueberdieß habe ich keine Zeit, „mit Ihnen zu diſputiren; ich muß mir das „Leben nehmen, ich muß“ . .

„Was nöthigt Sie dazu?“

„Alles! Unglück und Mangel an Reſſour„cen“ . . .

„In Ihrem Alter! Und Sie verzweifeln „ganz an der göttlichen Vorſicht“ . . .

„Schöne Worte“ . . .

„Nein! wer ihr vertraut, der wird nie „getäuſcht! Doch was verleitet Sie zu einer „Handlung, die eines braven, muthigen Man„nes ſo unwürdig iſt . . . Mangel ſcheint es „nicht zu ſeyn: Ihr äußeres“ . . .

„Ich ſage Ihnen, Alles, Alles“ . . .

„O Himmel, wär' es wahr, ich könnte . . „Junger Mann, beruhigen Sie ſich, öffnen „Sie mir Ihr Herz: mein Stand bürgt für „meine Rechtſchaffenheit und Verſchwiegen„heit. Setzen Sie ſich, reden Sie, vertrauen „Sie mir Ihr Unglück“ . .

„Und was würde mir's nützen?“

„Vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn. „Hören Sie mich an. Sie sind unglücklich, „und ich war es. Das Kind, das Sie hier „sehen, mein Zögling, ist es auch, und vielleicht mehr als Sie. Kommen Sie, mein „Lieber; geben Sie mir diese Pistole, nehmen Sie meine Hand, setzen Sie sich „mit Ihren beiden Freunden auf diese kleine „Anhöhe. Ich nehme Theil an Ihrem „Schicksale: lassen Sie diese Thräne den besten Beweis davon seyn. O Gott! wie „glücklich würde ich mich dünken, wenn ich „im Stande wäre . . Nicht wahr, Sie geben mir dieß tödtliche Gewehr . . . Hinweg „mit dir, hölliſches Werkzeug, das uns der „Himmel in seinem Zorn gab . . Armer, „junger Mann, Sie werden leben bleiben, „ich fühle mich vor Freude nicht“ . .

Dumont warf die Pistole, die ihm der Unbekannte zugestellt hatte, so weit er konnte von sich, und beide, einander an der Hand gefaßt, setzten sich am Wege auf einen kleinen Rasenhügel. Ich folgte ihnen zitternd. Ich fand das Betragen meines Lehrers bey diesem Vorfall sehr unvorsichtig und, so wie ich sein Mißtrauen kannte, ganz unerklärbar. Sein wohl-

wohlwollendes Herz allein konnte mir's verzeihlich finden lassen.

Der Ungenannte erzählte uns hierauf eine Menge Unglücksfälle, die ich nicht wiederholen will, und die ich auch zum Theil vergessen habe. Das Resultat von allem aber war, daß er Sekretär bey dem Grafen d'Ezeville gewesen, durch die Verrätherey eines Freundes aber mit Schimpf und Schande hinweggejagt worden, so daß er ohne Stelle, ohne Geld, ohne Freunde, Aussicht und alles wäre . . .

Die Erzählung rührte meinen Freund und Lehrer sehr; er beklagte den Unglücklichen, tröstete ihn, bot ihm seine Dienste an, zog den Beutel, und gab ihm einen Louisd'or. Der Fremde dankt ihm mit Enthusiasmus; seine Dankbarkeit erwärmt mich nun auch für ihn, ich greife in die Tasche und ziehe gleichfalls meine Börse . . aber, o Schande für die Menschheit! beym Anblick des Goldes, das wir ihm zeigen, erblaßt der Verräther, sieht uns steif an, und sagt mit dem härtesten und gebieterischsten Tone: „Und weiter nichts wollen Sie geben, als diese Armseligkeit?“ .. Und was . . . „Sie haben da überflüßig

„Geld“ . . . Was für eine Sprache! . . .
„Kurz und gut, ich brauch' es Alles“ . . .
O Himmel, Elender! . . „Ja, das bin ich,
„und im Stande . . gebt mir auf der Stelle
„Alles, was Ihr habt, oder Ihr seyd des
„Todes“ . .

Vor Ueberraschung, Schrecken und Unwille standen wir erstarrt wie Bildsäulen. Wir standen auf und sahen uns um, ob wir nicht irgend jemand erblickten, den wir um Hülfe rufen könnten. Allein die Nacht war schon eingebrochen, der Ort entlegen, wir hatten keine Waffen, und der Bösewicht ließ im Mondenschein eine zweyte Pistole blinken, die er wahrscheinlich zu sich gesteckt hatte, seiner Sache desto gewisser zu seyn. Sie können sich unsere Lage denken . .

Nachdem wir ihm mit Verwürfen überhäuft hatten, beschlossen wir ihm alles Geld, das wir bey uns hatten, zu geben. Allein damit war der Niederträchtige nicht zufrieden. Er sah unsere Uhrketten schimmern, und verlangte, daß wir ihm auch unsere Uhren und Tabatieren ausliefern sollten. Meine Uhr war mir zu theuer, als daß ich mich hätte entschliessen können, sie herzugeben. Muth be-

mächtigte sich meiner Sinnen, ich zog mein Messer und sprang ein paar Schritte zurück. Verräther! schrie ich, eh du diese Kostbarkeit bekömmst, mußt du mir erst das Leben rauben. Dument, von meinem Beyspiele angefeuert, fiel dem Schurken in die Arme, und es glückte ihm, die Pistole aus den Händen des Räubers zu winden.

Ich weiß nicht, wie dieser Auftritt abgelaufen seyn würde, wenn uns nicht der Himmel in dieser Noth eine ganz unerwartete Hülfe geschickt hätte. Die Peitsche eines Fuhrmanns und das ferne Geräusch eines Wagens drangen plötzlich in unsre Ohren. In demselben Augenblicke, wo die Hoffnung in unsre Herzen zurückkehrte, bemächtigten sich Ohnmacht und Schrecken unsers Feindes. Wir sahen ihn über die Ebene fliehen, und uns aus einer dringenden Gefahr und der schrecklichen Nothwendigkeit befreyt, zu morden oder uns morden zu lassen.

Lange standen wir unbeweglich da und sahen einander an, ohne daß wir ein Wort vorbringen konnten. Noch waren wir in dieser Lage, als der Fuhrmann, den wir aus der Ferne gehört hatten, neben uns vorbeyfuhr.

Der Mann betrachtete uns genau, er erſchrack beym Anblick der Piſtole, die Dumont noch in der Hand hatte. Er blieb ſtehen und fragte zitternd: was wir hier vorhätten? „Ach, mein Freund!“ rief mein Lehrer, „wir ſind Euch das Leben ſchuldig. Ein Böſewicht fiel uns an, ich hatte Kraft, ihm „ſeine Piſtole zu entreißen, und er floh, wie „er Euch kommen hörte.“

„Iſt das auch wahr?“

„Was berechtigt Euch, Mistrauen in „meine Worte zu ſetzen?“

„Wollen Sie mir die Piſtole geben?“

„Warum nicht, da iſt ſie.“ — —

Der Fuhrmann wollte die Piſtole in die Luft abdrücken; allein ſein Erſtaunen ſtieg ſo hoch als das unſrige, da er ſah, daß ſie nicht geladen war. Wir erzählten ihm nunmehr unſer verdrüßliches Abentheuer, und baten ihn, er möchte uns unter ſeinem Schutze bis an das Thor St. Antoine gehen laſſen. Dieſe Bitte ward uns mit der größten Freundlichkeit gewährt, und wir gingen mit ihm, noch nicht ganz von einem Reſt von Furcht befreyt. Die Verrätherey des Unbekannten hatte einen ſolchen Eindruck auf uns gemacht, daß wir

alle Augenblicke uns einmal umfahen, und ihn auf unſern Ferſen zu finden beſorgten.

Wie wir ans Thor St. Antoine kamen, konnten wir unſerm Begleiter keine Belohnung geben, ſo gern wir es gethan hätten, denn wir hatten auch keinen Pfennig mehr bey uns Herr Dumont gab ihm alſo unſre Addreſſe, und bat ihn, er möchte den folgenden Morgen zu uns kommen; allein war's Schaam oder Uneigennutz, er fand ſich auf unſre Einladung nicht ein, und wir hörten nachher nichts wieder von ihm.

„Sehn Sie," ſagte mein Hofmeiſter zu mir, als wir nach Hauſe kamen, „welche Lehre, welche traurige Lehre! So ſind die Menſchen! So ſind dieſe Verräther, dieſe Undankbaren; in dem Augenblicke, da wir ihnen die hülfreiche Hand reichen, ſtoßen Sie uns den Dolch in die Bruſt. Seyn Sie nur menſchenfreundlich, empfindſam, großmüthig : : Sie ſehen, wie ſie Ihre Wohlthaten belohnen!"

Aber, mein beſter Lehrer, ſind ſie auch alle ſo?

„Alle, lieber Freund. Sie ſetzen Ihnen zwar nicht alle die Piſtole auf die Bruſt,

wie es der Niederträchtige uns that; allein sie reden Böses, sie verläumden, sie schwärzen Sie heimlich an, und erinnern sich der Wohlthaten nicht eher wieder, als wenn sie dieselben erneuert haben wollen. Liebes Kind, es giebt der Arten von Undankbarkeit so viel! Einer erwürgt dich ohne Erbarmen, der andere schlägt dich moralisch todt. Der eine hat keinen Charakter, keine Energie, folglich auch kein Gefühl von Dankbarkeit; der andere ist ganz Feuer, ganz Eifer, ganz Herz, damit aber sind unvermeidlich starke Leidenschaften verbunden, und diese Leidenschaften lösen die Bande, die ihn mit seinem Wohlthäter vereinigen.

Andere lieben aufrichtig, und sind uns von Herzen zugethan; allein wenn sie mit unsern Freunden für uns sind, so sind sie mit unsern Feinden gegen uns. Man bringe sie mit den letzten zusammen; anfangs wird die Freundschaft sie bewegen, unsere Vertheidigung zu führen, nach und nach aber erkaltet ihr Eifer, und am Ende stimmen sie jenen in Allem bey.

Keinen andern Lohn darf man für Wohlthaten und Gefälligkeiten erwarten. Gleich-

wohl darf der edelmüthige Mann ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, weil er nichts als Undankbare findet. Ich räume dieß ein, allein er wird ſo oft betrogen, daß eine große Tugend erfordert wird, auszuharren und auf ſeiner Huth zu ſeyn. So hätte ich zum Beyſpiel dem Böſewicht, der uns ſo grauſam hintergangen hat, nicht ſo leicht trauen ſollen. Die erſten Worte, die ich aus ſeinem Munde hörte, waren gottlos. Da ich ſah, daß er keine Religion hatte, ſo hätte ich gleich denken ſollen, daß er auch aller tugendhaften Geſinnungen unfähig ſeyn müſſe. *) Wiewohl die Piſtole, mit der er uns drohte, war nicht geladen; er wußte das ohne Zweifel. Wir müſſen alſo glauben, daß der Anblick unſers

*) Man muß nicht vergeſſen, daß dieß einem katholiſchen Geiſtlichen in den Mund gelegt iſt. Der Verfaſſer, der ſich an mehrern Stellen als ein helldenkender philoſophiſcher Kopf zeigt, denkt gewiß nicht ſo. Der entſchloſſene Läugner der Unſterblichkeit und Gottheit befindet ſich allerdings tief im Irrthum, und es mag ihm ungleich ſchwerer fallen, ſich auf dem Wege der Tugend zu erhalten; allein, daß ein ſolcher Menſch aller tu-

Goldes ihn zur gänzlichen Vergessenheit der Tugend hinriß.

Eine neue traurige Wirkung niedriger und schmutziger Leidenschaften, die in einem verworfenen und gefühllosen Herzen entstehen" . . .

Aber, bester Herr Dumont, kann nicht die äußerste Noth bisweilen . . .

„Aeußerste Noth, nein, mein Lieber, niemals . . . Der rechtschaffene Mann duldet, seufzt und begnügt sich mit den Wohlthaten, die ihm aus der Hand der Menschlichkeit und Großmuth zufließen. Aber leider ist die Anzahl solcher Menschen fast unmerklich klein. Sey einer noch so reich, und verbreite seine Wohlthaten unter alle Dürftigen, die ihn umgeben, sie werden nie zufrieden seyn. Er müßte sich zu ihrem Vortheil selbst zu Grunde

gendhaften Gesinnungen unfähig seyn müsse," ist eine ganz willkührliche Voraussetzung, die sich durch nichts erweisen läßt. Moralische Triebfedern gut zu handeln behält er immer, so lange er Vernunft behält, und sie nicht verläugnet; denn eine Moral giebt es freylich nicht ohne Vernunft, aber doch auch ohne Religion.

Anm. d. Ueberſ.

richten, oder ſie in gleichen Wohlſtand ſetzen. Habſucht, Geiz, Ehrgeiz quälen ſie, und nur neue, mit verſchwenderiſcher Hand, zum eignen Nachtheil ausgetheilte Wohlthaten können ſie befriedigen. Und zwar müſſen dieſe Wohlthaten ganz uneigennützig ſeyn; denn wer auf Dank rechnet, verrechnet ſich ſehr.“ *)

*) Allerdings hätte ich dieſe ganz troſtloſe und gefährliche Moral, die Dumont hier ſeinem Zögling giebt, unterdrücken können; allein nachdem ich die ganze Handſchrift geleſen habe, ſo finde ich, daß die Stelle nicht wegfallen darf, weil ohne ſie manches in dem Charakter des Helden der Geſchichte dunkel und unvorbereitet ſcheinen würde. Ueberdieß bedarf der moraliſche Zweck der Schrift mit hierauf, und wir werden in der Folge ſehen, daß Alexis Urſache hatte, es zu bereuen, daß er dieſen Lehren zu viel Glauben beygemeſſen, und daß es ihm Mühe genug koſtete, eh er die Irrthümer ablegen konnte, in die ihn der Unterricht eines hypochondriſchen, argwöhniſchen und menſchenfeindlichen Lehrers geſtürzt hatte.

Anmerk. d. Herausgebers.

So weise und durchdacht waren alle Lehren und Warnungen meines edlen Dumont. Auch fielen sie bey mir auf keinen unfruchtbaren Boden. Im Gegentheil, sie hatten die Wirkung, daß mein Entschluß immer fester ward, die Menschen zu fliehen, die ich als eben so viel Feinde betrachtete, von denen ich nichts als Ungerechtigkeit, Bosheit, Tücke und Verrath zu erwarten hätte. — — —

* * *

Hier brach Alexis seine Erzählung ab, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen, deren die drey Reisenden sämmtlich sehr nöthig hatten. Klärchen brachte Gemüse, einige Früchte, ein wenig Milch, und so setzten sich alle vier zur frugalen Mahlzeit nieder, die der Appetit besser als alle Künste der Köche würzte.

Nach eingenommenem Mahl ersuchte Candor seinen jungen Gast, in seiner Geschichte fortzufahren, an der er, wie er versicherte, den wärmsten Antheil genommen habe. Jedes nahm seinen Platz wieder ein, und Alexis setzte seine Erzählung, die, wie

er voraus ſagte, ihrem Ende nahe ſey, mit ſo viel Anſtand, ſo viel Wärme und Herzlichkeit fort, daß er die Leute, die ihn ſo edelmüthig aufgenommen hatten, vollends für ſich einnahm.

Achtes Kapitel.

Mein Eintritt in die Welt.

Herr Dumont ging mit einem Plane um, den er mir eines Tages mittheilte. Er war neugierig, den Menschen, der uns in der Ebene von Belleville ein solches Schrecken abgejagt hatte, näher kennen zu lernen. Sein Zweck dabey war, wie er sagte, die Lehren der Moral, die er mir gäbe, durch Beyspiele anschaulicher zu machen.

Der Unbekannte hatte uns in der Erzählung seiner Unglücksfälle unter andern auch vertraut, daß er Sekretär bey einem Grafen d'Ezeville gewesen sey. Nun traf es sich just, daß ein Sohn dieses Grafen eben in unserm Collegio erzogen ward, und der junge d'Ezeville war unter allen Schülern der einzige, mit dem ich eine Art von Freundschaft errichtet hatte. Ich bemerkte keine sehr hervorstechenden Eigenschaften an ihm, allein er schien mir doch weniger Fehler zu haben, als die andern. Da ich musikalisch war, so hatte

er mich oft gebeten, ſeinen Vater mit ihm zu beſuchen, um ſeine Schweſter zu hören, die, wie er verſicherte, eine ganz vortreffliche Klavierſpielerinn ſey. Herr Dumont, der mich von allem Umgange entfernt halten wollte, hatte nie erlaubt, daß ich mich dieſer Freyheit bedienen durfte; allein da jetzt ſeine Neugier, dem Abentheuer von Velleville näher auf den Grund zu kommen, ins Spiel gerieth, ſo entſchloß er ſich, den Bitten des jungen d'Ezeville nachzugeben, und wir verſprachen meinem jungen Freunde, ihn den erſten freyen Tag zu ſeinem Vater zu begleiten. Gleich der nächſte Donnerſtag war frey. Ich nahm einige Muſikalien zu mir, und ſo gingen wir alle drey, Herr Dumont, mein Freund und ich, nach der Wohnung des Grafen.

Es war ohngefähr vier Uhr, als wir hinkamen. Ein Bedienter meldete uns an, und führte uns in einen prächtigen Saal, wo wir Mühe hatten unter fünf bis ſechs Damen und acht bis zehn Herren den Grafen und ſeine Gemahlinn herauszufinden. Der junge Chevalier ſtellte uns ſeinem Vater und ſeiner Mutter vor, und wir hatten alle Urſache, mit der Aufnahme, die wir fanden, zufrieden zu ſeyn.

Man war äußerſt artig und zuvorkommend gegen uns. Da mein Freund mich als einen Freund der Muſik eingeführt hatte, ſo äußerte Jeder ſein Verlangen, mich zu hören. Ich ſträubte mich lange, und erſuchte die Schweſter meines Freundes, ein Mädchen von zehn Jahren, ihre Talente zuerſt glänzen zu laſſen. Sie ſchlug es aber ab, und die ganze Geſellſchaft drang mit einem ſolchen Schein von Wahrheit in mich, daß ich mich ans Klavier ſetzte und ein Lied ſpielte und ſang, das ich ſelbſt ſowohl verfertigt als komponirt hatte, und deſſen Inhalt Beziehung auf meine Lage hatte.

Als ich fertig war, wurde ich von allen Seiten mit Complimenten überhäuft, von denen ich ſicher nicht den zehnten Theil verdiente. Man bat mich um das Lied, ich verſprach es, und nun ſetzte ſich Mademoiſelle d'Ezeville an das Klavier, und ſpielte mit einem höchſt linkiſchen Anſtande und ohne das mindeſte Gefühl eine Sonate von meinem Lehrmeiſter, die mir in Ihrem Vortrag faſt ganz unkenntlich worden war. Gleichwohl klatſchte die ganze Geſellſchaft lauten Beyfall, man ſchien ganz entzückt, und ergoß ſich in

die übertriebenſten Lobſprüche. Das kleine Ding nahm ſie mit einer gleichgültigen, kalten Miene hin, die gewöhnlich eine Folge des gränzenloſeſten Ehrgeizes und einer ungeheuern Vorſtellung von ſeinem Werthe iſt.

Man verließ nun das Inſtrument, ſetzte ſich in einen Zirkel, und die Unterhaltung ward allgemein.

„Iſt es lange," fragte ein gewiſſer Offizier mit einem platten und übermüthigen Geſicht, die Gräfinn d'Ezeville, „iſt es lange, daß Sie den Chevalier d'A* nicht geſehn haben?"

„O ja wohl," verſetzte dieſe. „Man erfährt nicht, wo er ſich herumtreibt. Er verläßt alle ſeine Freunde; das iſt garſtig" : :

„Die Liebe raubt ihn der Freundſchaft!" ſagte eine Art von Präſident, der Anſprüche auf Witz zu machen ſchien : :

„Um Vergebung," fiel ein dicker Abbee ein, „er hat das Opermädchen wieder aufgegeben."

„Nichts weniger als das!" erwiederte eine alte ganz mit Diamanten beſetzte Baroneſſe; „ſie ſtehen noch auf dem beſten Fuße. Heißt das nicht einen recht verdorbenen Be-

ſchmack haben? Wenn er ſich wenigſtens an eine Frau von Stande attaſchirt hätte.“

„Unter uns,“ verſetzte der Abbee, „er gehört gar nicht in die gute Geſellſchaft“ ; ;

„Man weiß es recht gut,“ fuhr der Offizier fort, „was für eine Bewandniß es“ ; ;

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte die Gräfinn.

„Wie, Madam?“ antwortete der Abbee, „Sie wüßten nicht“ ; ;

„Nein, in der That nicht. Was iſt er denn?“

„Ein Baſtard“ —

„O Himmel!“

„Ganz gewiß. Er iſt der Sohn des Grafen d'A* und einer Frau ; ; einer Frau, deren Namen man niemals hat erfahren können“ ; ;

„Aber, Monſieur l'Abbé, wiſſen Sie das auch gewiß?

„Ganz gewiß. Er hat mir's ſelbſt anvertraut.“

„O mein Gott, das iſt doch abſcheulich! Wie iſt er aber zu dem Titel eines Chevalier gekommen?“

„Ey

„Ey nu, was iſt leichter angenommen, als ein ſolcher Titel?“

„Sie irren ſich, Abbee,“ verſetzte die Dame mit den Diamanten; „ſein Vater hat ihn legitimirt“ . . .

„Er ſagt's“ —

„Nein, es iſt wahr. Ich habe ihn einmal — ein halbes Jahr — ſehr genau gekannt, und ſeinen Adelsbrief mehr als Einmal geſehen“ —

„Ha! heutzutage hat man ſo viel Adelsbriefe als man will.“

„Ich kann mich von meinem Erſtaunen nicht erholen,“ fuhr Madam d' Ezeville fort; „der Chevalier ein Baſtard! Aber ſo einem Menſchen kann man nicht länger den Zutritt verſtatten“ . . .

„Gleichwohl iſt er bey den Frauen ſehr beliebt!“ verſetzte die Wittwe . . . .

„Ja,“ fiel ihr Madam d'Ezeville mit einem boshaften Lächeln ins Wort, „bey den Frauen, wie's ihrer ſo viele giebt“ —

„Er wählt wenigſtens, das iſt ein Verdienſt“ —

„So muß er vorzüglich Gefallen an häßlichen Weibern finden; denn ich habe noch

nicht gehört, daß er eine andere gehabt hätte" —

„O," sagte der Präsident mit einem bittern Lächeln, „er sorgt immer dafür, daß Plutus ihn für die Gebrechen der Natur entschädigen muß."

Ueber diesen platten Einfall brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus. Die Baronesse allein lachte nicht; es kostete ihr Mühe, ihren Verdruß zu verbergen. Sie stand auf, machte eine Verbeugung gegen die Gesellschaft, umarmte die Gräfinn mit einer Miene von Herzlichkeit, und entfernte sich.

Da sie hinweg war, wendete sich die Mutter meines Freundes zu dem Abbee: „Wissen Sie wohl, Abbee, daß Sie ein boshafter, wenigstens ein sehr indiskreter Mensch sind? Es war Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß die Baronesse den Chevalier lange geliebt hat" —

„Ich wußte es," sagte der Abbee, „und that es mit Fleiß, um sie damit zu quälen" —

„Das ist sehr christlich," versetzte der Offizier; „allein sie verdient die Züchtigung."

Nun begann die ganze Gesellschaft gemeinschaftlich eine spöttische Lobrede auf die

arme Baronesse. Der Abbee war der nächste, der nach ihr ging; die Medisance wandte sich nunmehr gegen ihn, und man spielte ihm so schlimm als möglich mit.

„Bey meiner Ehre," sagte der Offizier, „dieser Abbee ist ein sehr gefährlicher Mensch" —

„Gefährlich?" fiel die Gräfinn ein. „Nicht blos gefährlich, er ist eine wahre Pest der Gesellschaft. Er ist falsch, ein Verräther, ein Verläumder, kurz er hat alle mögliche Laster."

Nun ging der Präsident, und dieser kam besser davon, als sonst einer; denn man machte sich nur über seine Ridicüls lustig. „Es ist eine gute Haut," sagte die Frau von Hause, „man möchte sich krank lachen über seine schönen Redensarten" . . .

„Ach," sagte der Offizier, „sein ganzer Witz besteht aus Calembourgs; seine Artigkeiten sind ächter Phöbus, und seine ganze Person ist eine rhetorische Figur u. s. w."

So ging eines nach dem andern. Der Offizier verließ das Schlachtfeld ganz zuletzt. Wie er fort war, wendete sich der Graf zu seiner Gemahlinn: „Meine liebe Freundinn, ich habe Sie schon so oft gebeten, diesem un-

leidlichen Bürschchen ihr Haus zu verbieten. Thut er wohl sonst etwas in der Welt, als daß er Langeweile macht und Langeweile hat.“

„Was wollen Sie, Herr Graf? Jemand muß man doch haben! Soll ich mich lebendig begraben?“

„Ich kann den Menschen nicht ausstehn.“

„Und doch ist er sehr liebenswürdig“ . .

„Liebenswürdig? ein Spieler!“

„Recht wohl; er macht meine Parthie“..

„Ein Geck, der von nichts schwatzen kann, als von seinen Liebeshändeln“ . . .

„Mit mir spricht er niemals davon: ich hab' es ihm auf das strengste verboten“ —

„Sie werden mich dahin bringen, daß ich ihn nicht mehr annehme“. .

„Aber, bedenken Sie nur, Herr Graf, daß ich ihn Ihnen nicht aufdringe; ich will ihn für mich“. .

„Sie scherzen“ . .

„Wollen Sie mich geniren?“

„Aber, Madam, eh ich meinen Tauge-nichts von Sekretär fortschickte, konnten Sie ihn ja gar nicht leiden . .

„Ja, ja, auch das ist ein abscheulicher Zug von Ihnen! Den armen jungen Menschen

fortſchicken, bey dem Sie von Jugend auf Vaterſtatt vertreten hatten“ . .

„Er hat meine Wohlthaten ſchön vergelten.“

„Ich habe nie Urſache gehabt, über ihn zu klagen.“

„Das glaub' ich, Madam“ . .

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Genug! Sie verſtehen mich vollkommen“ . . .

„O ja, Sie ſind ſehr verſtändlich, und ſo fein“ —

„Ich will's Ihnen beweiſen, Madam. Ein elender Menſch, der mich beſtahl“

„Er? Sie beſtohlen? Nein, ſo was war er nicht fähig.“

„Ein Menſch ohne Gefühl, ohne Religion“ . . .

„O Herr Graf, es iſt ſehr luſtig, Sie von Religion ſprechen zu hören.“

„Ein Menſch ohne Grundſätze iſt Alles fähig.“

„Und doch haben Sie ihn erzogen!“

„Und Sie haben ihm vollends die Bildung gegeben; Sie, Madam!“

„Nachdem Sie ihm vorher herrlichen Unterricht in Intriguen gegeben“ —

„Ich?“

„Ja, Sie! Von wem hab' ich Ihr Verständniß mit der kleinen Rosalie anders erfahren, als von ihm?“

„Frau Gräfinn!“ —

„Herr Graf!“

— Der Streit zwischen Mann und Frau wäre, glaub' ich, noch weit heftiger worden, wenn wir uns nicht mit den beiden Kindern vereinigt hätten, diesen Zwist beyzulegen, der ernstliche Folgen hätte haben können. Da sie ein wenig ruhiger worden waren, so schienen sie sich zu schämen, daß sie vor Fremden sich so weit vergessen hatten. Die gute Laune war indeß bald wieder hergestellt, und wir mußten versprechen, künftig recht oft wiederzukommen und, wie sie sich ausdrückten, die Annehmlichkeit ihrer Gesellschaft zu vermehren. Wir versprachen es beym Abschied; allein wir hatten nicht die geringste Lust Wort zu halten.

Hier hatten wir Stoff genug zu Betrachtungen gesammelt, die wir auch in reichem Maaße anstellten, als wir in unsre stille Wohnung zurückgekehrt waren.

„Mein lieber Alexis," fragte Dumont: „Sie haben jetzt eine Gesellschaft aus der feinen Welt gesehen; wie gefällt sie Ihnen?"

So schlecht, daß ich um Alles nie wieder in eine ähnliche gehn möchte.

„Desto eher kann ich also meine Warnungen sparen. Das lebendige Beyspiel, das der Zufall uns verschafft hat, muß mehr Eindruck auf Sie machen, als alle todte Regeln. Nur Ein Wort noch von dem jungen Manne, der uns auf der Straße von Belleville so schrecklich betrogen hat. Was denken Sie von ihm?"

Mein theurer Lehrer, der junge Mann scheint mir mehr zu beklagen, als zu verdammen. Wie kann man tugendhaft seyn, wenn man in einem so verderbenen Zirkel lebt, als der ist, den wir gesehen haben? Wenn man erst dem Herrn von Hause in seinen strafbaren Planen gedient hat, und dann in den Netzen einer sittenlosen Frau verstrickt wird, wie kann man da das mindeste Gefühl von Ehre und Religion erhalten?

„Sie haben Recht, und doch glaub' ich, daß der junge Mensch von der Natur nicht zu einem rechtschaffenen Manne bestimmt war.

Eine edle Seele erhält sich auch mitten unter der Verführung und der äußersten Verderbniß rein und tadellos. Er, der von Natur zum Bösen geneigt war, mußte freylich in diesem abscheulichen Hause noch ruchloser werden, und so wundert mich das, was er an uns verübt hat, nicht mehr. Meine Absicht, als wir zum Grafen gingen, war nicht, ihm das Verbrechen seines Sekretärs zu erzählen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ein solcher Plan mir nie in die Gedanken gekommen ist; ich hatte mir blos vorgenommen, das Gespräch gelegentlich auf diesen Unglücklichen zu lenken, um ohngefähr zu erfahren, was ihn zu einer solchen Schandthat habe verleiten können. Glücklicherweise machte sich die Sache, ohne mein Zuthun, von selbst, und wir können nunmehr ein richtiges Urtheil fällen. Wir wollen diesen Vorfall für ewig vergessen. Bedauern Sie nur Ihren jungen Freund und seine Schwester, daß sie so gefährliche Beyspiele vor Augen haben."

Wie? meinen Freund nennen Sie ihn? Er ist es von diesem Augenblicke an nicht mehr. Wie kann sein Herz, das sich in einer so unwürdigen Schule gebildet hat, rein und un-

verdorben seyn? Nein, ich werde nie wieder ein Wort mit ihm sprechen — —

„Nicht zu rasch, Alexis. Bis jetzt haben Sie keine Ursache über ihn zu klagen. Meiden Sie ihn: ich habe nichts dawider; allein ziehen Sie sich nach und nach von ihm zurück, und glauben Sie mir, Sie müßten dem Umgange mit Menschen für ewig entsagen, wenn Sie ganz sicher seyn wollten, nie mit Schurken und Böswichtern in Gesellschaft zu seyn."

Neuntes Kapitel.

Luxemburg und der Kerker.

Unterdeß blieben die weisen Lehren meines Dument nicht ohne Frucht bey mir, und mein Charakter nahm, gewiß zu meinem Glück, eine bessre, misanthropische Falte an, die ganz nach seinem Wunsch war. Der treffliche Mann hatte sich so an mich gewöhnt, daß er mir versprach, den Rest seiner Tage mit seinem lieben Alexis zuzubringen, und ihn nie zu verlassen, wenn anders das Schicksal diesen Plan, der mir noch mehr am Herzen lag als ihm, nicht verrücken werde.

Mein Vater besuchte uns regelmäßig alle drey Monate, und ließ es uns an nichts fehlen. Madam Delys war seit einigen Jahren todt. Ich ehrte ihr Andenken durch meine Thränen; doch es war nur ein sanfter Schmerz über den Verlust einer zärtlichen Freundinn, die in meiner Kindheit Mutterstelle bey mir vertreten hatte.

Ich war so glücklich, als man es nur seyn kann, und bildete mir ein, dieß Glück noch lange zu genießen, als das Schicksal, das ohne Zweifel der goldnen Tage, die es mir spann, müde war, die Verfolgung meiner Leiden durch einen Vorfall anhub, den ich anfangs nicht für so schrecklich hielt, als er wirklich war.

Ich war funfzehn Jahr alt, und hoffte meine Studien zur Zufriedenheit meines Vaters in diesem Collegio zu vollenden, als Herr Dument eines Tages ein Billet bekam, das er mir vorlas, und das mich zittern machte.

„Mein Herr!

„Finden Sie sich diesen Abend im Garten „von Luxenburg in der Karmeliteralée „ein. Man hat Ihnen etwas sehr Noth„wendiges mitzutheilen.

„Mittwochs den 12ten Sept. 1746.

„Aber allein, bitte ich, punkt 8 Uhr.“

Denken Sie sich unser Erstaunen! Was konnte man von Herrn Dument wollen? Er kannte Niemand ... Wer hatte das Billet ge-

schrieben? Was konnte er ihm so Nothwendiges zu sagen haben? .. Sollte es mein Vater seyn, der ... doch warum wär' er nicht selbst gekommen? Kurz unsre Unruhe, unsre Besorgniß läßt sich mit Nichts vergleichen.

Wir erwarteten das Ende des Tages mit der größten Ungeduld, und ohnerachtet der Ungenannte Herrn Dumont allein verlangte, so bat ich ihn doch dringend, daß er mir erlauben möchte, ihn zu begleiten. Ich versprach ihm, so lange die Unterredung dauern würde, auf der Terrasse spatzieren zu gehen; allein er war so gewissenhaft, so bedenklich, daß er schlechterdings nichts davon hören wollte. Ich ließ ihn also gehen, und erwartete seine Rückkunft mit einer Unruhe, die ich nicht besiegen konnte, und in dem Zustand eines Menschen, der ein Urtheil über Tod und Leben erwartet.

Gegen neun Uhr kam er wieder. Die Veränderung, die ich auf seinem Gesicht bemerkte, machte, daß ich für Schrecken laut aufschrie. Thränen, die er vergebens zu verbergen suchte, rollten ihm die Wangen herab, und er schien schon viel geweint zu haben. Seine Stimme war verändert, er sah mich

mit Thränen voll Rührung an, er wollte reden, allein er vermochte mich nur stumm in seine Arme zu drücken : :

„Bester Mann," sagte ich, „was bringen Sie mir für Nachricht?"

„Keine schlimme," antwortete er, indem er seinen Schmerz zu verbeißen suchte, „keine sehr schlimme. Seyn Sie gelassen. Ich meine blos deßhalb, weil ich erfahren habe, daß mir Ihren Vater auf einige Zeit werden entbehren müssen."

„Wie? mein Vater" —

„Ja er war's. Ich habe ihn gesehn. Herr Damon, sagte er, ich bin genöthigt, eine sehr große Reise zu machen. Tragen Sie Sorge für meinen Sohn, meinen armen Alexis: ich lasse ihn in Ihren Händen, und fordere ihn bey meiner Rückkunft von Ihnen. Siehe der Himmel, daß ich ihn klug, beschieden, geistreich und dankbar wieder finde! Ich trete, wie ich Ihnen sage, eine weite Reise an, die vielleicht : : : doch ich kann die Dauer selbst noch nicht bestimmen : ; ich werde stets für Sie und Ihn sorgen: vor der Hand aber ist mein Wille, daß er das Studiren aufgeben, das Collegium verlassen, und

daß Sie beyde in irgend einer Vorstadt von Paris ganz im Geheim leben sollen, bis ich wieder komme, und ... Hier konnte er nicht weiter sprechen: er gab mir eine ansehnliche Summe, und verließ mich, nachdem er mir das kostbare Pfand, das er mir anvertraut, nochmals empfohlen hatte."

So erzählte Herr Dumont, allein ich fand in seinem Wesen und in seiner Stimme gar nicht die Festigkeit und Zuversicht, die ich an ihm gewohnt war, und die vielleicht nur die Wahrheit allein giebt. „Sie täuschen mich," sagte ich ihm: „o mein theuerster Lehrer: Sie verheimlichen mir das schlimmste ... mein Vater verläßt mich, verstößt mich. Er will mich nicht mehr sehen, er verläßt mich für immer ..."

„So machen Sie's, versetzte er mit einer Art von Unwillen. Immer von einem Aeußersten aufs andere; immer mißtrauisch ... warum sollte Ihr Vater Sie verlassen wollen? Haben Sie's verdient?

Ah! ...

„Nun, mein lieber Alexis, so glauben Sie Ihrem Freunde, der Sie liebt, und der sich

durch nichts wird zwingen lassen, sich von Ihnen zu trennen : : nie : : niemahls."

Diese letzten Worte sprach er mit einem so gerührten und schmerzhaften Tone aus, daß ich an seinen Hals flog, und ihn mit meinen Thränen badete. Indeß war es mir nur gar zu deutlich, daß er mir etwas verberge; allein, da ich überzeugt war, daß alle seine Plane gewiß nur auf mein Bestes abgesehen wären, und daß er sehr mächtige Gründe haben müsse, wenn er mir etwas verheimlichen solle, so nahm ich mir vor, nicht weiter in ihn zu dringen.

Gleich den folgenden Tag verließen wir unsern bisherigen Aufenthalt, welches von meiner Seite nicht ohne Thränen abgieng, und bezogen eine Wohnung in einem neuen Hause, an dem Ende der Seine : und St. Viktor:straße, in der Nähe des königlichen Gartens. Dieses Quartier war weder schön noch bequem, allein Hr. Dumont sagte, wir müßten gut haushalten, weil mein Vater, in der großen Entfernung von uns, vielleicht nicht immer Gelegenheit fände, uns so pünktlich, wie bisher, mit Geld zu versorgen. Ich

fragte, ob er ihm versprochen habe, uns zu schreiben?

„Daran läßt sich wohl nicht zweifeln: wie könnte sich ein Vater den Trost versagen“? — — —

Herr Dumont schien immer etwas zu verheimlichen: man sah, daß er studirte, sich unbestimmt und schwankend auszudrücken. Meine Besorgnisse wuchsen, gleichwohl schwieg ich, und war fest entschlossen, mich in mein Schicksal zu ergeben.

Von dieser Stunde an veränderten wir unsere Lebensart. Vincent erhielt seinen Abschied, und wir nahmen eine Haußhälterinn, die unsere Wirthschaft führte, und unsere Mahlzeiten besorgte. Meine Lehrmeister blieben auch aus, kurz ich spürte eine zu auffallende Veränderung, als daß ich nicht hätte fürchten sollen, mein Vater habe mich ganz verlassen. Ich ließ oft etwas von diesem Verdacht gegen Dumont fallen, allein er ward immer böse, und zeigte mir eine Börse mit Geld, die ihm, wie er versicherte, ein Unbekannter gebracht habe.

Ein Jahr verfloß so, in dem ich meine Studien unter Herrn Dumont fortsetzte, der

ein

der ein sehr geschickter Mann war. Ich fing an, mich zu trösten: ich hatte dieselben Beschäftigungen, und dieselben Vergnügungen, wie sonst: das heißt, wir gingen oft aufs Feld spatzieren, und fast täglich in dem königlichen botanischen Garten, in dessen Nähe wir wohnten, und den wir sehr angenehm fanden. Das kleine Wäldchen in der Mitte und die Grasben, die um die Mauern laufen, und sich bis an den Fluß erstrecken, geben ihm ein so ländliches und einsames Ansehen, daß dieser Garten, meinem Geschmack nach, der angenehmste in ganz Paris ist. *) Das zweyte Jahr unsers Aufenthalts in der Straße St. Viktor fing Herr Dument an, mich auf die schlimmsten Vermuthungen zu bringen. Er war den ganzen Tag außer dem Hause: ich bekam ihn nicht eher als um Essenszeit und des Abends zu sehen, wo er meine Ausarbeitungen korrigirte. Immer erzeigte er mir noch viel Freundschaft und Liebe, aber weniger Vertrauen und Sorgfalt. Ich erfuhr nicht, wo er hinging, und das Geheimniß,

*) Die Leser dürfen nicht vergessen, daß wir uns hier im Jahr 1746 befinden.

das er gegen mich daraus machte, hinderte mich, die kleinste Frage zu wagen.

Täglich aber ward mir klarer, daß er in Geldverlegenheit war: die Ersparungen wurden zahlreicher, und die Ausgaben von Tag zu Tag mehr eingeschränkt. Ich war sehr gut gekleidet, er hingegen desto schlechter. Die allernothwendigsten Dinge versagte er sich. Von meinem Vater ließ sich keine Zeile sehn. Alles das hatte einen schädlichen Einfluß auf meine Gesundheit. Ich zehrte mich ab, und fiel in eine schwere Krankheit, die mir beynahe das Leben gekostet hätte.

In dieser gefährlichen Lage bekam ich Gelegenheit, die Zuneigung, die Liebe und den Eifer meines lieben Dumont recht kennen zu lernen. Er verließ mich keine Minute, und wachte die drey Wochen lang, die meine Krankheit dauerte, Tag und Nacht bey mir.

Wie unzählige mal bat und beschwor ich ihn nicht, daß er mir sein Geheimniß anvertrauen möge . . . Er antwortete immer, ich thäte sehr unrecht, mich mit selbst gemachten Uebeln zu quälen, es ginge alles recht gut, und ich würde nächstens einen Brief von meinem Vater bekommen.

Seine weisen Vermahnungen, sein freundschaftlicher Trost floß wie ein köstlicher Balsam in meine Wunden, und meine Gesundheit war in kurzem vollkommen hergestellt.

Kaum war ich außer Gefahr, als er seine gewöhnliche Lebensart wieder anfing. Er kam jetzt noch weniger nach Hause, und endlich vergingen ganze Tage, an denen ich ihn nicht zu sehen bekam. Meine Unruhe erreichte den Gipfel, als unsre Haushälterinn, die sich wahrscheinlich dadurch ein Verdienst zu erwerben glaubte, mir mit einer bedenklichen Miene erzählte, mein Lehrer gehe regelmäßig alle Nachte aus dem Hause. So bald er sehe, daß ich schlafe, stehe er auf, gehe fort, und käme nicht eher, als fünf Uhr des Morgens wieder, wo er sich niederlege.

Länger war es mir unmöglich, meine Unruhe zu verbergen, und ich entschloß mich eines Tages, ihn um die Ursache einer so ungewöhnlichen und unordentlichen Lebensart zu fragen. Den Tag, den ich zu dieser kitzlichen Eröfnung gewählt hatte, wartete ich auf ihn, als die Haushälterinn ganz erschrokken hereingestürzt kam, und mir die fürchterlichen Worte zurief: „Ach! Herr! Ihr

Hofmeister : : eilen Sie : : eben haben sie ihn arretirt : : er ist im Gefängniß . .

„Gott! was hat er gemacht“ . .

„Ich weiß nicht: man sagt Schulden wegen“ . .

„Schulden halber? Gütiger Himmel!“

Ich flog sogleich zum Commißar des Quartiers, und erfuhr von ihm, daß der unglückliche Dumont in einen dunkeln Kerker geschleppt werden, weil er einen Wechsel von 40 Thalern nicht bezahlen können.

Meinen Schmerz bey dieser Nachricht können Sie sich leicht denken. Ich eilte auf der Stelle nach dem Gefängniß, und ließ mir den Kerker öffnen, in den man meinen Freund, gewiß meinetwegen, geworfen hatte.

Wie ward mir bey diesem Anblick! Bleich, mit wildem Blick lag er auf einer Matte in diesem düstern Gewölbe, in welches das Licht durch eine einzige kleine Oeffnung fiel. So oft ich mir diesen schrecklichen Ort vorstelle, läuft ein kalter Schauer durch meine Glieder.

Ich stürzte mich in seine Arme, und unsre Thränen vermischten sich. „Grausamer Mensch,“ rief er schluchzend, „so ist das fatale Geheimniß entdeckt!“ . .

„Ja,“ ſagte ich, „wir haben alle Stütze, allen Schutz verloren, und Sie haben ſich meinetwegen ins Elend geſtürzt.“

O, mein geliebteſter Sohn, rief er, indem er mich in ſeine Arme drückte, ewig ſollte es dir ein Geheimniß bleiben, allein das Schickſal, das mich verfolgt, erlaubt es nicht. So höre denn alles, vernimm alles, und beklage dein Loos mehr, als das meinige . . . .

Den Tag, wo ich das Billet von dem Ungenannten erhielt, das Sie kennen, ging ich in den Garten von Luxenburg in die Kastanienallee, ſo wie mir vorgeſchrieben war. Ich war kaum hineingetreten, als ich einen Mann mit großen Schritten auf mich zukommen ſah. Ich erkannte ihn; es war Ihr Vater. „Herr Dumont, ſagte er mit zitternder Stimme: es iſt nicht zu ändern: ich bin dazu gezwungen . . ich muß meine Hand von ihm abziehn“ . . . „Wie mein Herr, von meinem Zögling, Ihrem Sohn?“ — „Er iſt es nicht: er iſt nicht mein Sohn: er iſt an allem meinem Unglück Schuld: er macht mich unglücklich, und die liebenswürdigſte, die treuloſeſte Perſon . . . Kurz ich will

ihn nicht wieder sehn : : ich darf und kann es nicht . . . Mein lieber Herr Dumont, ich kenne Ihre Freundschaft für ihn, bereden Sie ihn, eine Beschäftigung zu wählen, sein Vaterland zu verlassen, kurz für seine Existenz zu sorgen, die mir die größte Bürde ist. Leben Sie wohl : : Sie werden mich nicht wieder sehn. Erwähnen Sie meiner nie. Er selbst verheimliche seine Geburt: Ein Wort kann ihm das Leben kosten" : : : „Nein, unmöglich, bester Herr", rief ich, und warf mich zu seinen Füßen. „So hart ist Ihr Herz nicht : : das unglückliche Kind! . . Sie verlangen also seinen Tod: ja es wird, es muß ihm das Leben kosten . . O seyn Sie sein Vater: da er kein größer Glück kennt, als Ihr Sohn zu seyn . . stehn Sie ihm bey: beschützen Sie ihn . . ach, er ist so liebenswürdig, so brav . . Sehn Sie, mein Herr, ich umfasse Ihre Knie, ich benetze Sie mit meinen Thränen: geben Sie der Stimme des Mitleids, der Zärtlichkeit Gehör, erstikken Sie die Stimme der Natur nicht in Ihrem Herzen!" : : : „Dumont, Sie rühren mich; aber ich kann nicht, er ist nicht mein Sohn : : Wenn Sie wüßten : : ach wie

ſehr bin ich zu beklagen! Leben Sie wohl: Er ſorge für ſein Leben! Es ſteht bey der kleinſten Unbeſonnenheit auf dem Spiel, ſo wie das Ihrige. Denn mein Loos iſt ſo ſchrecklich, daß ich der Henker aller derer werde, die ſich mir nähern.“

Dieſe Worte machten mich ſchaudern. Ich wollte ihm antworten: allein er ſteckte mir unvermuthet einen Beutel mit Geld in die Hand, und verſchwand wie der Blitz. Denken Sie ſich mein Erſtaunen und meinen Schmerz! Ich brachte lange mit Nachſinnen zu, was ich für einen Ausweg ergreifen ſollte. Endlich beſchloß ich, Ihnen dieſen grauſamen Vorfall zu verſchweigen, und ſo lang als möglich mit Ihnen von unſerm Erſparten, von den Wohlthaten Ihres Vaters und meiner Arbeit zu leben.

In der Börſe fand ich funfzig Louisd'or, und ohngefehr eben ſo viel hatten wir erſpart. Davon bezahlte ich das Quartal im Collegio, miethete ein Quartier, und möblirte es nicht koſtbar aber reinlich. Ich ſchickte den Bedienten fort, nahm eine Haushälterinn an, und erſuchte Sie, Ihre Lehrer zu bezahlen und abzudanken. Aber ach! bey aller dieſer

Oekonomie fand ſich am Ende des Jahres doch, daß wir nicht mehr als zwölf Louisdor im Vermögen hatten.

Ich ſah voraus, daß wir auf dieſe Art bald auf das äußerſte gebracht ſeyn würden, und entſchloß mich daher, Hausunterricht im Schreiben und Lateiniſchen zu geben: allein dieß brachte leider äußerſt wenig ein. Ich bekam wenig Schüler, und die meiſten bezahlten mich nicht. Man darf nur einmahl an den Rand des Abgrunds gekommen ſeyn, und man kann darauf rechnen, daß ſich alles um die Wette beiſern wird, uns vollends hineinzuſtürzen. Sie wurden krank. Die Zeit, die ich auf Ihre Wartung wenden mußte, hinderte mich an der Arbeit, ich büßte alle meine Schüler ein, und ſah mich genöthigt, vierzig Thaler aufzunehmen, die ich mit vieler Mühe auf einen Wechſel erhielt. Ich bot alle meine Kräfte auf, ſo viel zuſammenzubringen, dieſen Wechſel einzulöſen, allein die täglichen Bedürfniſſe wollten zuerſt befriedigt ſeyn, und ſo kam es nicht dazu. Gleichwohl arbeitete ich mehr als vorher. Ich war Tag und Nacht in einer Druckerey beſchäftigt; allein bey meiner geringen Uebung

verdiente ich auch da so wenig, daß ich kaum mein Leben fristen, und Sie hindern konnte, unser Elend in seinem ganzen Umfange gewahr zu werden.

Und, Gott, was wird nun aus Ihnen werden, mein lieber Sohn, da ich so bald keine Hofnung habe, aus diesem Kerker erlöst zu werden? Wer wird sich Ihrer annehmen? wer wird Ihnen Brod geben? O, liebstes, bestes Kind, du hast keine Eltern, keine Freunde mehr in der Welt; was soll aus dir werden?"

Zehntes Kapitel

Der Gasthof in Valence.

O wahres Muster aller Freunde, rief ich aus, o Edelster aller Menschen; glauben Sie, daß ich im Stande sey, Sie in den Fesseln zu sehen, in die Sie meinethalben gerathen sind? . Nein! . . Glauben Sie nicht, daß ich zu dem leeren Erbarmen der Menschen meine Zuflucht nehmen werde. Ihre Großmuth würde mich in meinen eigenen Augen ernidrigen: ihre Wohlthaten, die, wie Sie mich oft belehrt haben, ich nur durch Niederträchtigkeiten erkaufte, würden mich vor mir selbst erröthen machen . . . Noch Ein Mittel ist übrig . . . so lieb, so theuer mir's ist, so wird mir's noch lieber werden, wenn es mich in den Stand setzt, mein Unrecht gegen Sie zu vergüten . . . o mein bester Lehrer! ich verlasse Sie, und kehre eilig zurück, Sie aus diesem schauderhaften Kerker zu befreyen . . .

Vergebens suchte mich Dumont, der gleich errieth, daß ich von meiner goldnen

mit Diamanten beſetzten Repetiruhr ſprach, die mir mein Vater geſchenkt hatte, zurückzuhalten. Ich eilte zu einem Uhrmacher, der mir nach langem Handeln, fünf und zwanzig Louisdor dafür zahlte, welches wahrſcheinlich kaum die Hälfte ihres Werthes war, und ich flog mit dieſer Summe die Schuld meines Freundes zu bezahlen, und ſeine Banden zu löſen. Sie können ſich meine Freude, mein Entzücken leicht denken, als wir uns wieder in unſerm Zimmer ſahen. Ich war außer mir: ich umarmte, ich herzte und küßte ihn, ich ſang und ſprang, und dankte dem Himmel, daß er mir für dieſe Gelegenheit noch ein Rettungsmittel gelaſſen.

Bald aber traten an die Stelle der Freude neue Sorgen. Unſer ganzer Reichthum beſtand in funfzehn Louisdor. Was konnten wir mit dieſer mäßigen Summe anfangen? Wovon wollten wir leben? Herr Dumont wagte mir nicht den Vorſchlag zu thun, zu arbeiten. Er für ſeine Perſon that es gern, beſorgte aber meine Delikateſſe zu ſehr zu beleidigen, wenn er mir Beſchäftigungen vorſchlüge, zu denen ich nicht erzogen worden. Ich bemerkte ſeine Schonung wohl, und

hielt es für Pflicht, seine Bedenklichkeiten zu heben, und mich den Gesetzen zu unterwerfen, die mein grausames Schicksal mir auferlegte. Ich theilte ihm also den Plan mit, den ich gemacht hatte, Unterricht in der Musik zu geben. Er billigte ihn. Musik, sagte er, ist eine von den Künsten, die man lehren kann, ohne seiner Geburt etwas zu vergeben: allein mein bester Alexis, was für Unannehmlichkeiten erwarten Ihrer auch hier! . . Sie müssen sich gefaßt machen, die Capricen, den Stolz, und die üble Laune von tausend Leuten zu ertragen, die, ohne die allermindeste Anlage, gleichwohl die Schuld auf den Lehrer schieben, wenn sie nichts begreifen. Wenn sie nur richtig bezahlen, so bilden sie sich ein, Kunst und Fertigkeit müßten ihnen ohne Mühe und Arbeit kommen. Sie werden oft hören müssen: Aber Herr, sagen Sie mir, es sind schon so und so viele Monate, daß ich Stunden habe, und ich kann noch nichts: da doch Madame *** in ungleich kürzerer Zeit eine halbe Virtuosinn worden." Vergebens werden Sie einwenden: Madame *** hat gearbeitet, mit wahrer Lust und Liebe sich der Kunst gewidmet, die

Lehren ihres Maitre befolgt, und nichts vernachläßigt, ſich zu vervollkommnen und ihm Ehre zu machen. O mein beſter Alexis, uns endlich viel Geduld, Sanftmuth und Gelaſſenheit muß der beſitzen, der beym Unterricht nicht die Ruhe ſeines Lebens, vielleicht das Leben ſelbſt zuſetzen ſoll. Ich beklage Sie, daß Sie zu einem ſolchen Mittel Ihre Zuflucht nehmen müſſen: allein es iſt anſtändig, Ihrer Erziehung würdig, Sie dürfen es nicht verſchmähen.

Ich verſprach ihm, ſeine gute Lehren zu befolgen, und wir ſahen uns allenthalben nach Schülern um, allein vergebens. Keiner von uns beyden kannte jemand, wir hatten immer die menſchliche Geſellſchaft geflohen, und doch konnten wir jetzt nur in ihrem Schoos finden, was wir ſo eifrig ſuchten.

Da unſre funfzehn Louisdor verzehrt waren, ſahen wir uns in das äußerſte Elend verſetzt. Natürlich, daß die traurigſten und melancholiſchſten Betrachtungen unſre ganze Seele einnahmen. Der Tod ſchien uns das einzige Rettungsmittel aus unſerm Jammer: wir riefen ihn mit lauter Stimme herbey, und würden ihn gewiß haben kommen ſehn, wenn

nicht ein grausamer Vorfall uns aus unserm verzweifelten Zustand gerissen hätte, um uns in einen noch tausendmal schrecklichern zu stürzen.

Eines Morgens, als wir in dem königlichen Garten spatziren gingen, ging ein ehrwürdiger Greis von einem jungen Mann von ungefehr dreißig Jahren mit einer düstern und zerstörten Miene begleitet, vor uns vorüber. Der letzte ward mich gewahr, warf einen durchdringenden Blick auf mich, und rief, voll eines Gefühls, das ihn übermannte, aus: „das ist er, Vater. Hier . . ja er ists: dieß sind die Züge des Marquis ****"

„Glaubst du," fragte der Greis?

„Ich wollte wetten!" erwiederte jener; und nun fuhr er mit leiserer Stimme fort: „da wär er also, der Elende, den wir so lange gesucht haben. Sterben soll er" . . .

Bey diesen Worten entfernten sich die beyden Unbekannten, und wir, Dumont und ich, standen wie versteinert über diesen sonderbaren Zufall und die unbegreifliche Drohung . .

Ach liebster Dumont, rief ich mit einem Strohm von Thränen aus: ich bin verlohren;

meine Laufbahn ist geendigt . . „Gelassen, Alexis, erwiederte mein theilnehmender Freund: nicht den Muth sinken lassen, liebes Kind; so sonderbar dieser Zufall ist, so ist er doch noch lange kein Grund zum Verzweifeln . . . Man bringt die Leute nicht nur so um nichts und wieder nichts um: fürchten Sie nichts: man wird Sie nicht in Ihrem Hause, mitten in einer so großen Stadt, wie in einer Wüsteney umbringen."

„Aber, bester Herr Dumont, was habe ich gethan; was habe ich diesen Barbaren zu leide gethan? Guter Gott, soll ich nicht wenigstens mein Verbrechen erfahren?"

Dumont war so erschrocken als ich; so sehr ers zu verbergen suchte. Diese Unbekannten mußten also heimliche Feinde seyn, die meinen Untergang suchten: vor ihnen mußte ich mich zu verbergen suchen. Aber warum? . . . Schreckliche Räthsel!

Wir gingen auf der Stelle nach Hause, und Herr Dumont fand für nöthig, sogleich dieses Quartier der Stadt zu verlassen, in welchem man uns ohne Zweifel sehr bald ausfindig machen würde. Allein da fand sich eine große Schwierigkeit. Wir hatten kein

Geld, unsre Miethe zu bezahlen, und eben so wenig sahen wir eine Möglichkeit welches zu bekommen. Denken Sie sich unsre Lage!

Den ganzen Tag brachten wir in der tödtlichsten Unruhe zu: wir sannen zwanzig Projekte aus, von denen immer eins das andere zerstörte, und die Nacht kam, ohne daß wir einen festen Entschluß gefaßt hatten.

Gegen Mitternacht pochte es zu wiederhohlten malen an dem Thor der Straße. Wie schlug uns hier das Herz! Ich sank ohne Bewußtseyn auf meinen Freund, der gleichfalls in der größten Angst von der Welt war. Ein Nachbar machte auf, und rief durch unsre Thüre: man wolle zu uns.

Sollen wir aufmachen? Sollen wir antworten? Was ist zu thun? . . Endlich ermannte sich mein Lehrer, und entschlossen, ehe zu meiner Seite zu sterben, als die mindeste Gewalt an mir verüben zu lassen, sagte er, daß er willens sey, den Fremden hereinzulassen. Unsere Furcht legte sich, als wir einen alten Bedienten erblickten, der mit einem sanften, ehrerbietigen Ton uns versicherte, daß er uns keine böse Bothschaft bringe. Er setzte leise hinzu: Hurtig, meine Her-

Herren, leſen Sie dieſen Brief, und folgen Sie mir . .

O Glück, o unerwartete Gunſt des Himmels! Er iſt von meinem Vater; ich erkenne ſeine Hand!

„Unvorſichtiger Alexis! Noch einmal will „Dein Vater Dein Leben retten, indeß Du „vielleicht das ſeinige aufs Spiel ſetzeſt. Folge dieſem treuen Diener! Du wirſt mich in „Valence finden; und Sie, Herr Dumont „verlaſſen Sie ihren Zögling nicht. Ich „brauche Euch äußerſt nöthig.

„Keine Unentſchloſſenheit! Macht Euch „ſogleich auf den Weg, oder Ihr ſeyd verloren!“

Es war keine Schlinge. Wir kannten die Hand meines Vaters vollkommen . . . Wo ſollen wir hin? fragte ich den Bedienten . . . Das werden Sie erfahren, folgen Sie mir nur . .

Hierauf ſtellte er uns eine ziemlich ſtarke Goldbörſe zu. Wir bezahlten damit den Wirth, und traten ohne Verzug den Weg an. Auf dem neuen Boulevard fanden wir eine Poſtchaiſe, die uns erwartete: wir ſtiegen hinein, ſchlugen die Straße von Montargis

ein, und erreichten mit Tagesanbruch Nemours.

Sie können leicht denken, von welcher Art die Gedanken waren, mit denen wir uns unter Wegs herumschlugen. Mein Vater erwartet uns in Valence: wir sollen ihn wiedersehn! Aus seinem Brief athmet weder Haß noch Zorn! Das glänzendste Loos schimmerte uns entgegen! Welch ein unerwarteter Glückswechsel! . . Aber was mochte er wohl mit dem Beywort Unvorsichtig sagen wollen, das er mir gab? Ich setze sein Leben aufs Spiel, sagt er? Ach, und wenn es so wäre, wie könnt' er mirs zurechnen?

Mit diesen und ähnlichen Gedanken kämpften wir auf der ganzen Reise. Wir schwebten unaufhörlich zwischen Furcht und Hoffnung. Der Bediente, der uns zum Führer diente, beobachtete ein gänzliches Schweigen. Er hatte Befehl, sich auf nichts einzulassen, und so konnten wir nicht das mindeste von dem erfahren, was wir so gerne gewußt hätten.

Drey Tage endlich nach unserer Abreise langten wir gegen acht Uhr Abends in Valence an. Unser Führer ließ uns in einem schönen

Gaſthofe abſteigen, wo er ſich erkundigte: ob nicht ein Cavalier, den er beſchrieb, eingetroffen wäre. Ein Poſtillon, der dieſe Frage hörte, ſagte: Nein, aller Wahrſcheinlichkeit aber nach wär es derſelbe, den er in Lyon angetroffen, der jetzt auf der nächſten Station ſeyn, und dieſe Nacht noch, oder ſpäteſtens morgen früh, ankommen müſſe.

Auf dieſe frohe Nachricht beſchloſſen wir zu ſoupiren, und dann der Ruhe zu pflegen bis zur Morgenröthe, die mir meinen Vater zurückbringen und alle meine Wünſche krönen ſollte. Ich weiß nicht, was für glückliche Ahndungen uns erfüllten. Dumont umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt, und ſagte mir alle Augenblicke: „Muth gefaßt, lieber Alexis, wir ſollen ihn wiederſehn! ... Er hat Paris zu gleicher Zeit mit uns verlaſſen, wahrſcheinlich um deſto ſicherer mit uns zu leben, und ſich nie wieder von uns zu trennen! .. Welch eine heitre Ferne ſchließt ſich meinen Blicken auf! Wir werden in Zukunft nur Eine Familie ausmachen! Wir werden unſre Tage mit einem Vater, einem vortrefflichen Vater verleben! o mein Alexis, ich wiederhole meinen Schwur, Dich

nie zu verlaſſen ... Schenken Sie mir immer Ihr Vertrauen, o daß ich auch ſo glücklich wäre, mir das Vertrauen des edlen Mannes zu erwerben, dem Sie Ihr Daſeyn verdanken!“

Statt der Antwort drückte ich ihn an mein Herz, und ſo fuhren wir fort uns an den Ausſichten in eine frohe Zukunft zu ergötzen, bis der Tag anfing zu dämmern, und das Geräuſch einer Poſtchaiſe, die vor der Thür des Gaſthofs anhielt, uns aus unſern goldnen Träumen weckte. „Er iſt's,“ rief ich, und ſogleich eilten wir, oder flogen ihm vielmehr entgegen; aber denken Sie ſich, in dem Augenblick, wo ich mich in die Arme meines Vaters werfen wollte, ſchoß er einen fürchterlichen Blick auf mich, ſtieß mich von ſich, befahl mir durch eine ſtumme Gebehrde ihm in ein entlegenes Zimmer zu folgen, und ſagte mir da ein paar ſchreckliche Worte, die mir nicht aus dem Gedächtniß kommen werden, ſo lange ich die Bürde dieſes elenden Lebens tragen muß.

„Mein Herr, Sie ſind nicht mein Sohn; „ich hab' es Ihnen ſchon geſagt. Ich nährte einſt dieſen ſüßen Wahn; allein der „Schleyer iſt gefallen. Sie ſind zu meinem

„Unglück geboren: Sie haben es auf den „höchſten Gipfel gebracht ... Hinweg von „mir, Elender ... ich ſtoße Dich von mei„nem Herzen, ich entſage dir, ich ziehe meine „Hand von Dir ab, und gebe Dir meinen „Fluch auf ewig ...“

Ich bebte bey dieſer drohenden Rede, die Kräfte verließen mich: ich ſank ohnmächtig zu Boden. Statt mir zu Hülfe zu kommen, die Grauſamen .... kann ich die ſchreckliche Erzählung vollenden! O meine edlen Freunde, gewiß werden Sie ſo ſehr erſtaunen, als ich damals erſtaunte .. erlauben Sie, daß ich meine Thränen trockne, und mich einen Augenblick erhole — — —

Ich brachte ohngefehr eine Stunde ohne Beſinnung zu. Denken Sie ſich meinen Schrecken, als ich wieder zu mir ſelbſt kam. Ich ſchlug die trüben Augen auf, ich blickte furchtſam um mich, aber weder Dumont noch mein Vater waren zu ſehen.

Eine Frau, der ich allein das Unglück, das Tageslicht wieder zu ſehen, verdankte, ſtand bey mir, und ſuchte mich zu tröſten. Ich fragte ängſtlich: wo ſind ſie? wo ſind ſie!

Ach! mein liebes Kind! ſie ſind ohngefehr vor dreyviertel Stunden abgereiſt. Abgereiſt? Gütiger Gott .. und Dumont, Dumont auch?

Ich verſuche es nicht, Ihnen meine Lage zu ſchildern. In weſſen Herzen menſchliches Gefühl lebt, kann ſich ſelbſt einen Begriff davon machen. Das ſchrecklichſte war mir der Gedanke, daß auch Er, daß auch Dumont ein Verräther werden, und mich verlaſſen konnte.

Ich lief, ich füllte das Haus mit meinen Klagen und Seufzern, ich rief überlaut nach ihnen, umſonſt .. jedermann verſicherte mir, daß es nur zu gewiß ſey. Dumont und mein Vater waren zuſammen in derſelben Poſtchaiſe, die meinen Vater hergebracht hatte, fortgefahren. Welch ein Schlag! welch ein tödlicher Schlag!

Bald trat an die Stelle des lauten Schmerzes, ſtumme heimliche Verzweiflung; dann bekam ich wieder Anfälle einer wahren Wuth. Die ſtärkſten Vorſtellungen der Umſtehenden fruchteten nichts. Ich fiel auf den Boden, wälzte mich auf der Erde herum, ſchlug den Kopf auf die Dielen, und ſtieß ein

klägliches Geſchrey aus, welches das gefühlloſeſte Herz erweicht haben würde.

In dieſer grauſamen Lage blieb ich bis drey Uhr Nachmittags: alles war mir gleichgültig: ich ſah und hörte kaum, was um mich her vorging ... Das arme Kind, ſagte man. Seht nur; das war ſein Vater und ſein Hofmeiſter, ſie haben ihn hier verlaſſen! Ja, wenn wir das gewußt hätten, wir hätten ſie nicht fortgelaſſen. Aber wer hätte das denken ſollen. Wie ſie fortfuhren, rief der eine zur Kutſche heraus: Sorgt für ihn: wir kommen wieder ... Die grauſamen Leute! Es iſt ein wahres Unglück, in ſo einem Alter u. ſ. w.

Dieſer Vorfall hatte, wie man denken kann, Aufſehen im Orte gemacht. Eine Menge Neugieriger ſtrömten herbey. Alle ſchienen von meiner Lage gerührt, jeder verſprach mir Unterſtützung, die ich jedoch weit entfernt war anzunehmen. Der Beſitzer des Gaſthofes bot mir ſelbſt an, ich möchte bey ihm bleiben: Es wird ſich ſchon etwas für ihn zu thun finden: es ſoll ihm an nichts fehlen. Freylich, ſo hoch wird's nicht einhergehn wie bey dem Papa, ſo zärtlich wird nicht mit ihm umgegangen: wie in der Eltern Hauſe kriegt

man's in der Welt nicht wieder; sonst aber . . .

Jedes Wort, das er sagte, ging mir durch die Seele. Ich beschloß mich seinen Zudringlichkeiten zu entziehen, nahm mein kleines Päckchen auf den Rücken und wünschte allen Anwesenden wohl zu leben.

Wie ich um eine Ecke herum ging, sah ich die Augustinerabtey vor mir liegen. Meine Seele, welche die Last des Unglücks dankeder drückte, bedurfte des Gebets. Ich trat in die Kirche, lehnte mich an einen Pfeiler, und vergoß die bittersten Thränen. Die Grausamkeit meines Vaters war mir gewissermaßen weniger empfindlich, als Dumonts Verrätherey. Dieser treulose Lehrer bestätigte mir auf die grausamste Weise die Richtigkeit seiner Grundsätze. Ich beschloß die Welt zu fliehen, mich zu verbergen, in einer unbewohnten Gegend meinen Aufenthalt zu nehmen. Ich richtete ein feuriges Gebet an das höchste Wesen, zu dem es gefällig sein Ohr neigte. Es schickte mir Frieden und Trost zu, die den Sturm in meiner Seele stillten, und wie der ätherische Hauch eines Engels alle meine Glieder durchdrang und stärkte.

Ich ging zu Valence heraus, immer den Kopf voll ſchwermüthiger, doch minder ſchrecklicher Gedanken, und kam mit einbrechender Nacht vor Romans an.

Hier wars, wo ein Engel des Friedens mich erwartete. Da begegnete ich Ihrer liebenswürdigen Tochter, edler Candor, und ich habe nun Urſache, alle meine Leiden zu vergeſſen, da ich in dieſem ſtillen Aufenthalt eine Zuflucht finde, die Eure Güte dem unglücklichen Alexis vergönnt, der Eure Wohlthaten durch Folgſamkeit, Hochachtung und Zärtlichkeit zu verdienen ſuchen wird. ...

So endigte Alexis die Geſchichte ſeiner Unfälle. Candor, Germain und Klärchen umarmten ihn und gaben ihm die zärtlichſten Beweiſe ihrer ungeheuchelten Theilnahme an ſeinem Leiden, ihrer Zuneigung und Liebe.

Klärchen beſorgte eine frugale Abendmahlzeit, und der Reſt des Tages ward mit der Beſichtigung des Häuschens und der ſämmtlichen Nebengebäude zugebracht.

* * *

Eine ausführlichere Beſchreibung deßelben geben wir in der Folge. Jetzt wollen

wir das erſte Buch dieſer Geſchichte ſchlieſſen, in dem wir nöthig fanden den Charakter unſers Helden durch die Schilderung der Schickſale ſeiner früheſten Jugend ins Licht zu ſetzen. Wir verlaſſen ihn in einem ruhigen und angenehmen Aufenthalt, wo er gleichwohl das Glück noch nicht finden wird.

Bald werden wir ſehen, wie er dieſen Aufenthalt wiederum verläßt, wie er herumſchweift, von Stadt zu Stadt ſeinen argwöhniſchen, reizbaren Sinn mit ſich trägt. Allenthalben macht er ſich durch ihn unglücklich, allenthalben empfängt er Lehren, die ihn endlich zwingen, ſeinen Irrthum aufzugeben. Er ſieht endlich ein, daß man ſich beliebt machen muß, wenn man geliebt ſeyn will, und daß es unter den Menſchen freylich falſche, boshafte und hinterliſtige Geſchöpfe, aber gewiß auch noch gute, gefühlvolle und unverdorbene Seelen gibt.

Ende des erſten Buchs.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Nächtliche Szene im Häuschen.

Die Erzählung der Unfälle unſers Helden machte einen tiefen Eindruck auf Cander, Germain und Klärchen. Cander vorzüglich ward nicht müde ihn die ganze Mahlzeit ſtets zu betrachten. Er hatte ihn neben ſich geſetzt, und ſagte ihm hier und da ins Wort: „Wie, mein Sohn! ... ſo jung, und ſchon eine ſo reife Menſchenkenntniß ... Wie genau kennſt Du die Menſchen! — — Deine Philoſophie, dein Muth, alles nimmt mich ſo ſehr für Dich ein — — O, mein Alexis! Ich gründe auf Deine Entſchloſſenheit ſehr tröſtende Hoffnungen ... Du ſollſt ſie einſt erfahren, und mir helfen — Doch Geduld! ich will Dich erſt auf die Probe ſetzen: ein Jahr lang ſollſt Du — Sey mein Sohn; Du haſt keinen Vater mehr; ich will

ſeine Stelle vertreten! Alexis, verſprich, mir eben ſo viel Vertrauen und Gehorſam zu ſchenken, als wenn ich Dein Vater wäre“ . . .

O Ja, mein Vater ich verſpreche Ihnen alles . .

„Auf Deine Ehre“ . . .

Ich ſchwöre es Ihnen, bey dem höchſten Weſen! . .

„Umarme mich, und erinnere Dich einſt dieſes heiligen Bundes, den wir jetzt ſchlieſſen“ . . .

Ihre Güte wird mir das Andenken deſſelben ewig theuer machen.

„Ich war einſt glücklich, mächtig in der Welt. Meine liebſten Freunde ſtürzten mich in einen Abgrund von Elend. Germain allein blieb mir, mein guter, treuer, theilnehmender Freund. Liebe ihn ſo ſehr, als mich. Ein treuer Diener iſt ein köſtlicher Schatz . . . Und Käthchen! — ſie iſt meine einzige Tochter, mein einziges Gut . . . vertritt die Stelle eines Lehrers bey ihr: theil ihr alle Wiſſenſchaften und Künſte, die Du beſitzeſt, mit: ſie benutze Deinen Unterricht, vorzüglich aber lerne ſie, von Deinen Einſichten geleitet, die Vorſicht und das Mißtrauen gegen die Men-

schen, das jedem unentbehrlich ist, den das Schiksal bestimmte, einst in der Welt zu leben. Ich bin alt, meine guten Kinder; ihr werdet mich nicht immer haben. Wie leicht kann denn in euch die Begierde erwachen, in Städten zu leben, euch in den Wirbel der Gesellschaft zu stürzen" ...

Nein, nein, das wird nie geschehen, riefen Alexis und Klärchen aus einem Munde.

Das gebe Gott, sagte Lauber!

Alexis schwamm in einem Meer von Vergnügungen. Klärchen drückte ihm die Hand, umarmte ihren Vater und Germain, und war so entzückt von der Aussicht auf die glückliche Zukunft, die ihr vor Augen schwebte, daß sie ihre Freude darüber schlechterdings nicht hätte unterdrücken können.

Sie verließen nunmehr den frugalen Tisch. Lauber wünschte, daß Alexis die Einsiedeley, die er für die Zukunft bewohnen, und aus der er, wie er in diesem Augenblick glaubte, nie wieder herauszutreten hätte, etwas näher in Augenschein nähme.

Sogleich faßte Klärchen den Arm ihres jungen Freundes, Lauber stützte sich auf Germain, und so traten sie alle vier die Wande-

rung durch den ganzen Wohnsitz an; der in allen Stücken mehr für die Bequemlichkeit, als den äußern Schein eingerichtet war. Wir wollen ihnen auf diesem Wege folgen, und einen Aufenthalt näher kennen lernen, in den wir selbst eine Weile mit ihnen gebracht werden.

Hier treten wir denn Anfangs in einen Hof von neunzig Fuß im Gevierte, in dessen Mitte das Häuschen steht. Jede Seite desselben beträgt dreyßig Fuß, und die Höhe sechzig.

Wir steigen vier Stufen hinauf und kommen in eine Art von Vorhaus, das aber sehr eng ist, wo wir unten am Fuß der Treppe zwey Thüren, eine zur Rechten und eine zur linken erblicken. Die erste führt uns in eine Küche, die zweyte in einen kleinen Saal, mit einem Kamin geziert, in welchem sich, außer einer ziemlich zahlreichen Büchersammlung, nur ein Tisch und ein paar Stühle befinden.

Wir verlassen diesen Saal und steigen auf einer steinernen Wendeltreppe in die erste Etage, wo wir auf der einen Seite Lenders Schlafzimmer antreffen. Ein Bett, ein großer Schrank, zwey Portraits, ein halb Dutzend

Flinten und ein paar Stühle sind die einzigen Möbeln, die uns hier ins Auge fallen.

Klärchens Zimmer ist nicht reicher verziert, ein schönes Klavessin ausgenommen, das den größten Theil des Raums einnimmt. In der Mansarde finden wir zwey kleine Stuben ohne Kamine, doch sehr bequem eingerichtet, und sehr lustselig.

Ueber diesen ist ein großer Boden, auf welchem Heu, Stroh und Früchte aufbewahrt werden. Alle Decken sind von Stein und gewölbt, alle Fenster im ganzen Hause nur zwey Fuß breit und sechs hoch, und mit starken eisernen Stangen verwahrt. Im Erdschoß unter der Treppe ist eine Thüre, die zu einem Keller führt, in den aber niemand als Candor und Germain hineinkommen. Dieser Keller verschließt weder Wein noch Liköre, (unsere Einsiedler sind deren ganz entwöhnt) er enthält blos .... doch das ist ein Geheimniß, das wir wahrscheinlich noch entdecken werden, was uns aber vor der Hand verborgen bleiben muß. Jetzt wollen wir uns begnügen im Garten des Häuschens einen Spaziergang zu machen.

Sein Umfang beträgt ohngefehr anderthalb Acker. Drey Viertheile deſſelben ſind mit Erbſen, Bohnen, Erdäpfeln, Haſer ꝛc. beſäet, und der Reſt beſteht aus einer kleinen Wieſe, die Heu für das Pferd liefert. Es enthält auch einige Fruchtbäume, und am Ende einen ſehr hohen Pappelbaum, der, wie es ſcheint, damals verſchont worden, als man den Boden hier lichtete, um das Häuschen mit ſeinen Nebengebäuden zu errichten. An dem Fuß der Pappel rinnt über Kieſel ein klares Waſſer, das weit von hier in der Tiefe des Walds entſpringt, und ſich eine Stunde weiter in einem ſchrecklichen Abgrund verliert.

Dieſer Bach, der unſern kleinen Garten durchſtrömt, wird in ſeinem Laufe von einer kleinen mit Muſchelwerk verzierten Schleuſe aufgehalten. Doch hat das Waſſer Kraft genug, ſie zu überſteigen, und ſo fällt es, gleich einer Caſkade, in ein Becken, das die Hände der Natur in einem Felſen auf der Wieſe ausgehöhlt haben.

Eine kleine Brücke führt in ein Boſket, das Candor mit eigner Hand angelegt, und in dem der Philoſoph am Abend von der Mühe des Tages ausruhe. Auf dieſem wilden und

ſtillen Plätzchen ladet alles zur Ruhe, zum Nachdenken und zur Betrachtung ein.

Alexis hob erſtaunt über dieſe Wunder der Natur und Kunſt die Hände gen Himmel, dem erhabenen Urheber unſers Daſeyns Dank zu ſagen, daß er ihn in dieſe herrliche Einſamkeit gebracht, wo er endlich im Arm der einzigen Geſchöpfe, die er edelmüthig, theilnehmend, und tugendhaft gefunden hatte, der Ruhe zu genießen hoffte.

Klärchen, die ihn vor ihrem Vater her führte, machte ſichs zum Geſchäfte, ihm alle Schönheiten des Gartens zu zeigen, und war unerſchöpflich in ſeinem Lobe. Da, ſagte ſie zu ihm, ſiehſt Du dieſe Beete? Ich pflanzte und baute ſie allein, jetzt wirſt Du mir helfen, und die Arbeit wird mein gröſtes Vergnügen ſeyn . . . Sieh, da wollen wir ausruhen, wenn wir müde von der Arbeit ſind . . . Aus dieſer Quelle wollen wir unſern Durſt löſchen. Du reichſt mir das klare Waſſer, und ich nehme es aus Deiner Hand. Hier wollen wir zuſammen plaudern . . Hier einen Schutz gegen die Hitze des Tages ſuchen. Ich drücke dieſe purpurne Früchte auf Deine glühende Lippen, und ihr Nektar erfriſcht

dein Blut. O wie oft wollen wir gegen Abend in dieß Bosket gehen und uns ausruhen. — Hier wollen wir, der ganzen Erde unbekannt, fern von der Unruh und dem Geräusch der Städte, uns selbst leben, unser Daseyn genießen, und dem Vater unserer Freuden dort oben danken! Die Sonne sinkt, der Mond streut durch die verschlungnen Zweigt, hie und da einige Strahlen seines Lichts. Die Erde schließt sich auf, und verbreitet tausend Wohlgerüche. Das sanfte Murmeln des Quells, der zu unsern Füßen rinnt, versenkt uns in süße Träume; Du drückst meine Hand gegen Dein Herz, mein Herz klopft: wir sind nicht mehr im Stande zu denken, allein wir sehen uns in die Augen und genießen. O, Alexis, Alexis, glaube mir . . . bey uns wirst Du das Glück finden — —

Vergebens bemühte sich Alexis zu antworten. Er empfand zu viel und zu stark, um seine Empfindungen in Worte kleiden zu können. Er begnügte sich Klärchens Hand zu drücken, und sie mit dem stummen Gefühl anzublicken, das die Dankbarkeit besser ausdrückt, als alle Rednerphrasen. „O ja, sagte

er endlich, mit halb erſtickter Stimme: ſchon bin ich . . glücklich . . ich bins, ſo ſehr mans ſeyn kann!“ —

Candor und Germain, die ihnen bald nachkamen, fanden unſer zärtliches Paar in dieſer ſüßen Verzückung. Germain ſchüttelte den Kopf, Candor lächelte, und ſeine Kinder erröheten.

Unterdeß begann die Nacht mit ihrem ſchlafbringenden Schleyer die Erde zu bedecken. Die Vögel, die ſich in die Schatten zurück begeben hatten, erwarteten das gänzliche Einbrechen der Finſterniß, ihre Lieder zu endigen, und auf ihren belaubten Betten einzuſchlummern. Die Nachtigall allein ließ noch ihren melodiſchen Geſang hören, und die Nachtvögel wagten es nicht, ſie zu unterbrechen, und ihr trauriges Concert zu beginnen. Alles lud unſre Einſiedler ein, in das Häuschen zurückzukehren, um hier einer Ruhe zu genieſſen, die ſie nach den heftigen Rührungen des Tages und den Fatiguen der vergangenen Nacht, alle gleich ſehr nöthig hatten.

Sie entbehrten der Bequemlichkeit, die verſchwundene Hellung des Tages durch künſtliches Licht zu erſetzen. Die Sonne ſchloß

ihre Augen und die Morgenröthe öffnete sie wieder. Jedes begab sich also auf sein Zimmer, und erst mit Anbruch des Tages kam man wieder zusammen.

Alexis begab sich also, nachdem er von seinen neuen Freunden zärtlich umarmt worden war, auf sein Stübchen. Er hatte sich vorgenommen, den Schlaf so lang als möglich von sich abzuwehren, um ganz ungestört über seine gegenwärtige Lage und das Betragen nachzudenken, das er annehmen müsse, seine großmüthigen Retter von seiner Dankbarkeit und Zärtlichkeit zu überzeugen.

Schon hatte er seinen Menschenhaß und sein Mißtrauen vergessen, als ein sonderbarer Zufall beydes stärker als jemals in ihm erweckte, und ihn in die größte Unruhe von der Welt versetzte.

Kaum hatte er sich seinen Betrachtungen überlassen, als er ein Geräusch an der Thüre hörte. Er lauschte. Es rasselte jemand mit einem Schlüssel . . . er fragt: wer ist da? Keine Antwort. In einem Augenblick aber ist die Thüre mit einem Vorlegschloß belegt, und der Kerkermeister verschwunden. „Wozu, dachte er, wozu diese unnütze Vorsicht?

Warum ſchließt man mich ein? Was will man von mir? . . o Himmel, ſollte vielleicht Tücke und Verrath dahinter ſtecken? . . . Sollte dieß Haus, wo man mich ſo mit offnen Armen empfangen, eine Räuberhöle ſeyn? . . Doch nein! Leute wie Candor, Germain, Klärchen . . Klärchen! das iſt nicht möglich. Die Bosheit kann ſich nicht ganz verbergen und die Maske der Tugend annehmen: ein Blick, eine Geberde, die kleinſte Bewegung verräth ſie . . . Zuverläßig ſind es rechtſchaffene Leute: allein warum ſchließt man mich ein? Warum gab man mir auf meine Frage keine Sylbe Antwort? . . . Ganz gewiß ſieht man mir nach dem Leben. Ich habe zu viel Zutrauen geäußert: ich bin ſo unvorſichtig als möglich geweſen . . . ich hätte gleich denken ſollen: in einem Walde! — Leute, die eine Art von Feſtung bewohnen! in einem Walde, der wegen der Räuber und Mörder, denen er zum Aufenthalt dient, berüchtigt iſt!“ — — Und ſo ward ihm auf einmal alles verdächtig . . . . Er erinnerte ſich an die Unterhaltung des Tags. Ein paar Worte von Candor, die ihm beyfielen, preßten ihm einen kalten Schweiß aus. „O mein Alexis, ich grüm

„de auf Deine Entschlossenheit sehr tröstende „Hoffnungen: Du sollst sie einst erfahren, „und mir helfen . . .“ Großer Gott, will man mich schwachen, hülflosen Jüngling zwingen, das abscheuliche Handwerk eines Strassenräubers zu treiben? Oder, was hatten diese Worte sonst für einen Sinn? . . . Sollte der Keller, den man mir allein nicht öffnete, eine Mord- und Raubhöle seyn? . . Gewiß liegt unter diesen dunkeln Worten und dem heimlichen Orte eine Schandthat verborgen . . . Alexis zweifelt nun keinen Augenblick mehr: sein Blut geräth in Wallung, seine Phantasie arbeitet, tausend schreckliche Gespenster steigen vor ihm auf: fürchterliche Erscheinungen wandern vor ihm vorüber: die Haare steigen ihm zu Berge, seine Zunge erstarrt . . . Endlich springt er auf, und beschließt, einen gewaltsamen Entschluß zu fassen . . . .

Das Fenster seines Zimmers ging in den Garten. Er war willens hinauszuspringen, sich über die Mauer zu retten, und dieses fürchterliche Haus zu fliehen, wo ihn die schrecklichsten Ahndungen peinigen. Allein ein unvermuthetes Hinderniß hält ihn auf,

und verwandelt ſeinen Verdacht in Gewißheit. Dicke eiſerne Stäbe widerſetzen ſich ſeinen Abſichten! Und nun war es außer Zweifel: er war gefangen, verrathen, verloren! —

So wie der furchtſame Vogel, der in die Schlinge des Jägers gefallen, und von dieſem in einen Käfig geſteckt ward, mit den Flügeln ſchlägt, immer in ſeinem Gefängniß herumhüpft, mit dem Schnabel den Drat pickt, der ihn einkerkert, und ſehnſüchtig nach dem Baum blickt, den er gewahr wird, und auf welchem er ſonſt in der Freyheit ſein Neſt hatte; eben ſo ſteht Alexis hinter dem fatalen Gitter, durch das er auf den Garten und die weite Strecke des Waldes ſieht, deſſen düſtre Schatten ihn weit ſicherer und erwünſchter dünken, als das verhaßte Gefängniß, in dem er nun ſchon den Reſt ſeines Lebens ſchmachten zu müſſen fürchtet.

Doch, das war es noch nicht allein. Sein gefühlvolles Herz ſollte noch einen heftigern Streich erdulden. Gott! wird er auch Kraft genug haben, das ſchreckliche Schauſpiel zu ertragen, das ſich ſeinen Blicken darſtellen wird?

Es währte nicht lange, so hörte er die Kellerthür, den Gegenstand seiner Furcht, stark zuschlagen. Candor und Germain, jeder mit einer angezündeten Fackel in der Hand, kamen heraus. Eine Art von Bahre, mit einem schwarzen Leichentuch bedeckt, ruhte auf ihrer Schulter. Sie gehen durch den Garten schweigend nach dem Pappelbaum, der an dem Rand des Bachs steht. Hier setzen sie ihre Bürde ab, und die Entfernung hindert ihn genau zu bemerken, was sie sprechen und vornehmen.

Nur so viel erkennt er abzusehn, daß Candor den Sarg öffnet, sich über ihn beugt, dann wieder aufsteht, und ein Feuer anzündet. Die Flamme steigt lodernd empor und verlöscht sogleich wieder. Der Baum ward von ihr versengt, die Blätter zischten, die Vögel, die auf ihm ruhten, entflohen mit traurigen Tönen. Drauf erlöschen die Fackeln und alles verschwindet.

Ist dieß Täuschung? Sind es Schattenbilder? Der Mond, vorher von dem Schimmer der bleichen Fackeln verdunkelt, streut jetzt wieder sein mattes Licht umher: die Vögel kehren nach ihrem Lieblingsbaum zurück. Can-

der und Germain erſcheinen wieder, gehen quer durch den Garten, und tragen den Sarg in den Keller zurück. Er hört die Thüre öffnen und ſchließen: er vernimmt das Knarren der Angeln und Schlöſſer — von nun an aber herrſcht im ganzen Hauſe die tiefſte Stille . . .

Der Leſer ſetze ſich einmal an Alexis Stelle! . . . . Er weiß, daß er furchtſam, argwöhniſch und mißtrauiſch iſt . . . Er denke ſich ſeine Verwirrung, ſein ängſtliches Erwarten, ſein Zittern! . . . So wohl die traurigen Gegenſtände, die er ſah, als das Unbegreifliche des Zwecks hatten ihm die Beſonnenheit geraubt . . . Der Sarg, die hochlodernde Flamme! Die Ceremonie, die er nicht deutlich hatte erkennen können! Iſt es der Körper eines unglücklichen Reiſenden, den man verbrannt, nachdem man ihn gemordet und beraubt hat? . . . Das iſt ihm ſo wahrſcheinlich, ſo gewiß! Morgen, denkt er, erwartet dich ein gleiches Schickſal. Doch ich habe ja nichts im Vermögen, warum ſollte man mich umbringen? Meine Habſeligkeiten können ſie doch unmöglich locken . . Und doch! und doch hab ich alles zu fürchten. Vielleicht

hat Candor, der von den Menschen betrogen worden, zur Befriedigung seiner Rache den Schwur gethan, jeden, der in seine Schlingen fallen werde, umzubringen . . . Auch du wirst die Zahl seiner Schlachtopfer vermehren . . . Alles bestärkt mich in dieser Vermuthung . . . Ach, was hab' ich dem Schicksal gethan, daß es mich in diese schändliche Mördergrube gerathen ließ? Gern wollt' ich mein Leben aufopfern — — es ist mir ohnehin verhaßt, — allein einem so schändlichen Verrath unterliegen; der Glaube an die Rechtschaffenheit und Menschlichkeit meiner Mörder . . das bringt mich in Verzweiflung. Ach, wenn nur der Tag anbräche! Da muß sich doch ihre Absicht zeigen, und dann kann ich erst einen festen Vorsatz fassen. Denn ruhig werde ich mich wahrlich nicht abschlachten lassen: nicht still und stumm meinen Mördern die Brust darreichen . . Sie sollen zittern; sie sollen mir mein Blut theuer bezahlen: eh ich sterbe, will ich mein Leben tapfer gegen alle vertheidigen. Gegen Candor, Germain und . . . Klärchen!

Klärchen! — — o unmöglich kann auch Klärchen strafbar seyn!!

Zweytes Kapitel.

Die Muſikſtunde.

Schon hatte Aurora längſt die Nacht vertrieben und die Sonne fing an die Gipfel der Bäume zu vergülden. Der purpurrothe, wolkenleere Himmel verkündigte einen heitern Tag: eine angenehme Kühle, die Zephyr den glänzenden Tropfen des Thaues verdankte, ſollte bald der Mittagshitze weichen, die ganze Natur war ſchön und ruhig, nur Alexis Herz war es nicht. Bleich, zitternd, ermattet erwartete er ſein Todesurtheil, und hatte ſich ſchon durch ein feuriges Gebet dazu vorbereitet. Dieß hatte die gute Folge, daß der Tumult ſeiner Sinne ſich in etwas legte: er endigte es eben, als eine ſanfte Stimme vor der Thüre rief: „Alexis, biſt Du wach?“

Ja, rief er, ja, ich wache, und bin auf alles gefaßt . . .

Ich bin Candor, ich komme Deine Thüre aufzuſchließen, und Dich zu umarmen.

Umarmen? Dieſes Wort ſetzte ihn in die gröſßte Verwunderung. Sollte das eine neue Schlinge ſeyn? Oder hätte ich mich geirrt? Tauſend Ideen und Vermuthungen ſtiegen in ihm auf, indeß Candor, der die Thür geöffnet hatte und hereingetreten war, ganz betroffen über die zerſtörte Miene und das erſchöpfte Ausſehn ſeines jungen Freundes da ſtand. Er ſah ihm ſcharf ins Auge, faßte ihn bey der Hand, und redete ihn mit einem ſo rührenden und freymüthigen Ton an, daß Alexis ſich nicht erwehren konnte, aufmerkſam zu werden, und über ſeinen Verdacht zu erröthen. „Was fehlt Dir mein Sohn? Warum ſo verſtört, ſo außer Dir? Etwa weil ich Dich dieſe Nacht in einer Art von Gefangenſchaft gehalten habe? . . . Ich will nicht hoffen, mein Freund, daß Du Dich ſo weit vergangen haben wirſt, mir böſe Abſichten gegen Dich zuzutrauen . . Ich fürchte nicht: ich würde mich in Deinem Namen ſchämen . . . Beruhige Dich, höre Deinen Vater, und überwinde dieſe kindiſche Furcht, die ich Dir nicht zugetraut hätte.“

„Ich habe Dich geſtern eingeſchloſſen, und ich werde dieſe Vorſicht alle Abend brau-

chen. Sie ist mir nöthiger, als Du vielleicht glaubst . . . Sie darf Dich nicht befremden; denn jeden Tag will ich Dir dafür tausend Beweise meiner Freundschaft geben. Doch fodere ich, daß Du schlechterdings nicht den mindesten Versuch machst, dieß traurige Geheimniß zu ergründen. Es ist mein einziges, laß es mir, Alexis . . Ach! wenn Du wüßtest . . . Mach Dich meines Zutrauens werth, lieber Sohn. Sey immer folgsam, zärtlich, bescheiden: im kurzen will ich Dir meinen Namen, meinen Stand und meine Unfälle entdecken. Suche diese Gunst zu verdienen . . . ich gestehe Dir, ich erwarte von Dir einen sehr wichtigen Dienst, aber einen Dienst, der sich auf Gerechtigkeit und Dankbarkeit gründet, und der, wenn Du mich anders liebst, Dir gewiß nicht schwer fallen wird. Ich bin alt, Alexis: ich bin schändlich, unmenschlich gemißhandelt worden. Man raubte mir das Theuerste, was ich auf dieser Welt besaß . . . Du sollst mein Rächer seyn . . Du sollst die Belohnung verdienen, die ich dafür bestimmt habe, eine herrliche Belohnung, deren Werth Dein Herz gewiß zu schätzen wissen wird. Dringe nicht in

mich, daß ich mich jetzt weiter erklären soll ... ich beschwöre Dich, laß mich noch eine Weile im Besitz meines Geheimnisses: der Tag ist nicht fern, an dem ich es in Deinen Busen ausschütten werde . . . Du wirst mich ganz kennen lernen: bis dahin aber muß ich Deine Neugier im Zügel halten. Ich mache Dir kein Verbrechen daraus; in Deinem Alter ist sie sehr natürlich. Laß Dir's gefallen, daß ich Dich alle Abende einschließe: ich bitte mir's zur Gefälligkeit aus: unter dieser Bedingung bleibe bey uns, lege Deine unzeitige Furcht ab, und sey innig überzeugt, daß Deine Unschuld in dieser entlegenen Einsamkeit, wo wir alle Religion, Weisheit, und Tugend lieben, nicht die mindeste Gefahr läuft."

Diese Versicherungen, und die Miene des ehrwürdigen Greises beruhigten den Jüngling vollkommen. Der Balsam des Trostes floß in sein verwundetes Herz, und die Heiterkeit kehrte auf sein Gesicht zurück. Sein redliches, offenes Herz erlaubte ihm nicht, Candorn ein Geheimniß aus der Veranlassung seines Schreckens zu machen. Er erzählte ihm alles, lachte nun selbst über seine kindische Furcht, und umarmte ihn. Klärchens

Vater

Vater ſchien anfangs etwas betroffen, da er hörte, daß Alexis Zeuge ſeiner nächtlichen Ceremonie geweſen, doch ging das bald vorüber, er faßte Alexis Hand und beyde gingen nun herab zu Klärchen, die eben aufgeſtanden war, und eben ſo wenig geſchlafen hatte als ihr junger Freund, wiewohl aus einer ganz entgegengeſetzten Urſache. Die Liebe, die ſich in ihr Herz eingeſchlichen hatte, das Glück das ſie zu genießen hoffte, die lachenden Bilder, die ſie ſich von der Zukunft machte, alles das hatte ſie die ganze Nacht munter erhalten. Doch war ſie darum nur deſto ſchöner: ihre etwas ermatteten Augen gaben ihr ein ſchmachtendes Anſehn, das ihr von ihrem Vater einen ſcherzhaften Vorwurf zuzog, und worüber ſie mit ſo viel Anmuth erröthete, daß Alexis ſich die bitterſten Vorwürfe machte, daß er je einen Augenblick an der Aufrichtigkeit dieſes holden Mädchens zweifeln können.

Germain kam nun auch zur Geſellſchaft, und alle drey baten den neuen Gaſt, ihnen eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit auf dem Klaveſin zu geben. Alexis ließ ſich nicht bitten: er ſang ein rührendes Lied, und ſeinen Zuhörern ſtanden die Thränen in den Augen.

Klärchen setzte sich nach ihm hin, und ob sie gleich viel mittelmäßiger spielte, so war Alexis doch über ihr Spiel und noch mehr über ihren Gesang entzückt.

So verfloß der Tag unter angenehmen Zerstreuungen. Den Abend ward Alexis abermahls eingeschlossen: allein jetzt ließ es ihn ganz ruhig, und er schlief vollkommen ruhig bis an den Morgen.

Man war übereingekommen, daß der Unterricht, den Alexis Klärchen versprochen hatte, gleich den folgenden Tag seinen Anfang nehmen sollte. Er kam also zu ihr herunter. Candor und Germain waren theils im Garten, theils im Hause beschäftigt, und unser junger Lehrer blieb folglich allein mit seiner Schülerinn. Aus der Darstellung, die wir von der ersten Stunde geben wollen, kann man auf alle übrigen schließen, die Klärchen von ihrem interessanten Lehrer erhielt. Wir wollen ihnen also in den Musiksaal folgen, und sie belauschen, ohne sie zu stören:

Alexis. Klärchen, das Lied, das du gestern sangst, war allerliebst ... hast du's für mich gemacht?

Klärchen. Für wem ſonſt? Gibt es zwey Alexis in der Welt?

Alexis. Eben ſo geht mir's auch. Ich habe viel ſchöne Mädchen geſehn, aber unter allen war nur Ein Klärchen.

Klärchen. Du ſpotteſt. Mir fehlen ja die Reize — der Putz ; ;

Alexis. Putz iſt das Werk der Kunſt: Reize ſind ein Geſchenk der Natur, das dir reichlich zu Theil ward, und womit du eine Seele verbindeſt ; ein Herz ; ;

Klärchen. Ein Herz ; lieber Alexis, erſt ſeit zwey Tagen habe ich gemerkt, daß ich ein Herz habe ; ; ; erſt, da ich dich ſah ; und das iſt ſehr begreiflich ; ; ;

Alexis. Hat es nie für deinen Vater geſchlagen?

Klärchen. O gewiß, aber das iſt ein anderes . . . Gefühl. Ich will ihn bitten, mir den Unterſchied dieſer Empfindungen zu erklären.

Alexis. Deinen Vater?

Klärchen. Warum nicht? Warum ſoll ich meine Gefühle vor ihm verbergen? Ich will keinen andern Vertrauten haben, als ihn! . . Ja, Alexis, wenn wir zuſammen ſpatzis

ren gegangen ſind, wenn wir uns in dem kleinen Boskett ausgeruht haben, wenn wir uns den Tag über hundertmal geſagt haben, daß wir uns lieben, dann werde ich allemahl den Abend erzählen, was wir geſprochen haben . . .

Alexis. O Himmel: hüte dich . . .

Klärchen. Du, was findeſt du wunderbar daran? Es freut meinen Vater immer, wenn ich glücklich und zufrieden bin. Warum ſollte er denn böſe werden, wenn du mir Vergnügen machſt?

Alexis. Hat er niemahls von der Liebe mit dir geſprochen?

Klärchen. O freylich wohl, und das recht oft. Er hat mir hundertmahl geſagt, daß die Liebe eine traurige Leidenſchaft iſt, die die Sinnen und Vernunft verwirret, und eiferſüchtig, unruhig, wüthend macht . . . Er hat mir recht ſehr verbothen, dieſer grauſamen Leidenſchaft nachzugeben.

Alexis. Aber unſre Liebe, Klärchen, wird er doch billigen.

Klärchen. Unſere? — — Du irrſt dich. Was ich für dich fühle, iſt nicht Liebe. Ich empfinde nichts von dem, was mein

Vater ſagte, und es ſollte mir auch ſehr leid thun . . .

Alexis. Die liebe Unſchuld! . . o Klärchen, erhalte dir immer dieſes reine Gefühl, und hüte dich ſtets vor jener wilden Leidenſchaft. Und doch, wenn du mir folgen willſt, ſage deinem Vater nichts . . .

Klärchen. Höre, Alexis, ich werde dich nicht länger lieben, wenn du mich hinderſt, meinen rechtſchaffenen Vater in mein Herz ſehen zu laßen . . . Nein, Er, und Er allein ſoll ſtets die geheimſten Gedanken meines Herzens erfahren: auch ſeinem alten Freund, unſerm Germain, ſollen ſie nie verborgen bleiben . . .

Alexis. Recht ſchön, erzähle ſie der ganzen Welt . . Klärchen, Klärchen, du bereiteſt da uns viel Verdruß, wenn . . . .

Klärchen. So biſt du nun: über alles machſt du dir arge Gedanken. . . Doch ſtill davon, und nun zur Lection . . .

Alexis. Du verſtehſt mich nicht . . . Wenn du die Menſchen kennteſt . . .

Klärchen. Die Menſchen! — mein Vater iſt nicht die Menſchen — —

Alexis. Es ist wahr, er ist so gut, so edelmüthig! — — Doch, sage mir, kennst du seine Schicksale?

Klärchen. Nein. Aber Germain weiß sie —

Alexis. Hast du deine Mutter gekannt —

Klärchen. Ja — Ach! sie liebte mich so zärtlich als ich sie . . .

Alexis. Was ist aus ihr worden?

Klärchen. Das hab' ich nie erfahren. Bis in mein achtes Jahr ward ich im Kloster erzogen, wo mich meine Mutter oft besuchte. In der letzten Zeit indeß bekam ich nichts mehr von ihr zu hören und zu sehen, und mein tugendhafter Vater ließ mich hieher kommen, wo er mir hundertmahl sagte, daß seine Gattinn, und sein Sohn (mein Bruder, den ich niemahls gesehn habe) nahe bey uns wären, daß er sie täglich sehe, und daß ich selbst nach einigen Jahren das Glück haben sollte, sie zu umarmen. Sie müssen beyde, eben so, wie er, recht unglücklich seyn, denn mein Vater und Germain sprechen ihre Namen nicht aus, ohne einen Strohm von Thränen zu vergießen.

Alexis. Und du haſt dich nie näher erkundigt? . .

Klärchen. Ich ſah, daß mein Vater es als Geheimniß behandelte, und ich hatte zu viel Ehrfurcht für ihn, es ihm auszupreßen . . . Ich weiß, zum Beyſpiel, daß er alle Nachte mit ſeinem alten Diener in den Keller herunter geht, der unter unſerm Häuschen liegt. Sie bleiben ohngefähr eine Stunde darin, und dann geht jeder wieder auf ſein Zimmer. Jährlich gehen ſie an einem beſtimmten Tage in den Garten, wo ſie unter dem großen Pappelbaum, ich weiß nicht was für eine Ceremonie verrichten. Ich habe ihnen nie nachgehn können: denn ſie ſchließen mich alle Abende, ſo wie dich, ein.

Alexis. Eben das hat mich die vergangene Nacht ſo erſchreckt! — — Klärchen, ich errathe einen Theil ſeines Unglücks! Ach, gewiß ſind ſein Sohn, ſeine Gattinn Opfer der Verrätherey worden . . . .

Klärchen. Du hältſt ſie alſo für todt?

Alexis. Kannſt du zweifeln?

Klärchen. Ich ſoll ſie ja aber wieder ſehen . . . wie reimt ſich das zuſammen?

Alexis. Er braucht einen Rächer, und das will ich seyn ... Ich will handeln, als wäre das Unrecht mir selbst wiederfahren: er soll seinen Alexis kennen lernen!

Klärchen. Ach, mein süßer Freund, wenn du wüßtest wie er dich liebt ...

Alexis. Der herrliche Mann!

Klärchen. Er hat schon mit mir von dir gesprochen. Liebe Tochter, sagte er, wenn dein Herz einst fühlbar werden, wenn du lieben solltest, so wende alle deine Neigungen auf Alexis: ich glaube, daß er deiner werth ist, doch er muß dich verdienen. Sey du der Preis des wichtigen Dienstes, den ich von ihm erwarte! Wenn er dich liebt, so wird er alle meine Wünsche erfüllen.

Alexis. Himmel, das hätt' er dir gesagt — —

Klärchen. Das sind seine eignen Worte. Und nun siehst du gewiß selbst ein, wie schändlich es seyn würde, wenn wir sein Zutrauen misbrauchen wollten ...

Alexis. O, was für ein Mann! oder soll ich nicht vielmehr sagen, was für eine wohlthätige Gottheit! Wir wollen uns lieben, meine zärtliche Freundinn, wir wollen uns

lieben, und mit ſtiller Sehnſucht dem glücklichen Augenblick entgegen ſehn, in dem der Seegen eines ſolchen Vaters, heiliger und kräftiger als der Seegen eines Prieſters, das Band unſerer Liebe ewig und unzertrennlich knüpfen wird . . .

So brachten ſie die zum Unterricht beſtimmte Zeit meiſt mit verliebten Geſprächen und gegenſeitigen Eröffnungen zu. Doch endlich machte Alexis, der ſelbſt wünſchte, daß die glücklichen Talente, die die Natur ſeiner Schülerinn verliehn, nicht unausgebildet bleiben möchten, mehr Ernſt, und wirklich ward Klärchen in kurzer Zeit ſehr ſtark in der Muſik, dem Zeichnen, und ſelbſt in ernſthaften Wiſſenſchaften, als zum Beyſpiel, der Geſchichte, der Mathematik, Phyſik, und Aſtronomie.

Drittes Kapitel.

Eine Lücke. Die Waldſtimme.

Der glückliche, von ſeinen neuen Freunden geliebte Alexis, hatte ſeine vergangenen Unfälle vergeſſen. Muſik, Gartenbau, bisweilen eine Jagd am Eingang des Waldes, dieß und ſeine übrigen Beſchäftigungen füllten alle ſeine Stunden aus, und für die Langeweile blieb kein Augenblick übrig.

Wie ſüß und rein waren die Vergnügungen unſrer vier Einſiedler! Sie hatten alles, was ſie bedurften, ſie nährten keinen unerfüllten Wunſch, und die ganze Natur ſchien ihre Freyſtätte zu ehren, und zu ihrem Glück beyzutragen. Der Blitz, der ohne Unterlaß die hohen Gipfel der Bäume des Waldes zerſplitterte, war nie in ihre Mauern gedrungen. Die Räuber, die man täglich in der Nähe rufen und ſchießen hörte, hatten nie den vielleicht unausführbaren Plan gemacht, die Schutzwehr zu erſteigen. Germain kam alle Jahr nur Einmal heraus, wo er nach St. Mar-

cellin ging, Früchte einzukaufen, und ohne Zweifel hatte er es einem ſichtbaren Schutz des Himmels zu danken, daß er nie angefallen worden war. Candor, der es Klärchen ausdrücklich verboten hatte, ihrem jungen Freund etwas von dem heimlichen Gang zu ſagen, durch den ſie geführt worden, als ſie ihm in dem Thal bey Riemans begegnete, hatte den Plan, ihm ſelbſt alle dieſe Umſtände zu ſeiner Zeit bekannt zu machen, und ſeinen Arm zu einer grauſamen Rache aufzufodern, mit der er ſchwanger ging, und die er, ehe er ins Grab ſänke, an ſeinen Feinden zu nehmen brannte.

Zu dieſem Zweck ſuchte er Aleris Charakter immer mehr auszuforſchen. Es freute ihn ſehr, ihn immer ſtandhaft und entſchloſſen zu finden, er dankte dem Himmel, daß er ihm das einzige Weſen in ſeine Einſamkeit geſendet habe, das fähig ſey, ſeine Plane auszuführen. Mit Vergnügen bemerkte er die Liebe der beiden jungen Leute, er begünſtigte ſie, und ſuchte ſie ſelbſt noch mehr anzufachen, in der Hoffnung, ſie zu ſeinem Vorhaben zu benutzen. Da ſeine Tochter ihm alles, Handlungen, Gedanken, Empfindungen anvertraute,

so konnte er die Fortschritte dieser Leidenschaft genau berechnen, und erwartete nur, daß sie den höchsten Grad erreiche, um dem Alexis seine Geheimnisse zu entdecken. Dabey verbot er seiner Tochter aufs strengste, ihrem Liebhaber die geringste Freyheit zu verstatten. Er folgte ihnen allenthalben nach, beobachtete jeden ihrer Schritte, und vorzüglich fürchtete er die Gefahr, worein ihre Unschuld in dem kleinen Bosket gerathen könnte. Nie ließ er sie allein darin, er kam sogleich dazu, und nahm sie mit sich ins Häuschen zurück. Sein Mistrauen beschränkte sich nicht auf seine eigne Wachsamkeit, auch Germain mußte stets die Augen über sie offen haben.

Allein alle diese Vorsicht war sehr überflüßig. Alexis war zu tugendhaft, von zu feinem Gefühl, um die Pflichten der Gastfreundschaft zu verletzen, und Klärchen war zu keusch und zu folgsam, als daß sie die Befehle ihres Vaters hätte übertreten und einen Fehler begehen sollen, den sie ihm nicht hätte gestehen können. Ueberdieß ward ja ihre Liebe begünstigt, und man versprach ihnen, ihre Wünsche zu krönen. Es war ihnen erlaubt sich zu lieben, und sie durften sichs unter den

Augen ihres Vaters ſagen. Die Freyheit ſchützte ſie ſelbſt von dem Gedanken an die Sünde, und wenn ja bisweilen die Liebe ſich erkühnte, die Binde über ihre Augen zu ſchieben, ſo ſchwang die Vernunft ſogleich ihre Fackel, und zeigte ihnen den Abgrund, in den ſie in Begriff wären ſich zu ſtürzen, und ließ ihnen die Schande und die Gewiſſensbiße ſehen, die ſich ihrer beym Austritt aus dem gefährlichen Bosket ſo gleich bemächtigen würden. Die beyden Kinder liebten ſich alſo, aber mit einer reinen, anſtändigen Liebe, die auf Tugend, Selbſtachtung und die Einwilligung ihres Vaters gegründet war.

Süße Neigung der Seele, die kein niedriger Sinnenkizzel ſchändet, die Ruhe, Empfindung und Nachdenken befriedigen, die die nagenden Gewißensbiße nicht kennt, noch das verrätheriſche Geheimniß, noch das ſtrafbare Mistrauen: die die Eltern ſehn und billigen! — Ach, wie wenig Herzen ſind gemacht, dir zur Freyſtatt zu dienen!

Indeß bemerkte Aleris, daß Candor und Germain alle ſeine Schritte beobachteten, und dieß Mistrauen kränkte ihn. Der bloße Gedanke, daß man ihm eine Niederträchtigkeit

zutrauen könne, vergiftete das Vergnügen, das er genoß. Oft ging er nach der Rückkunft von einer ländlichen Promenade, wo Cander eine herrliche Unterhaltung gestört hatte, auf sein Zimmer, und vergoß da, gleichgültig gegen die Liebkosungen des Alten, einen Strohm von Thränen. „Wie?“ rief er aus, „ich, ich sollte fähig seyn . . . man kann so einem Gedanken nur einen Augenblick Gehör geben? Man belauscht mich, als fürchtete man, ich könnte mich so weit vergessen, das Zutrauen, das man mir erweißt, zu täuschen, und die Unschuld zu verführen! . . . Gott! was habe ich gethan, einen solchen Verdacht zu verdienen! Sie wollen also muthwillig das Herz verkennen, das sich ihnen so offen zeigt? Sie wissen nicht, wie zärtlich, wie dankbar dieses Herz ist, wie grausam es ein so entehrender Verdacht verwundet! Ja, die Menschen werden mich ewig verkennen!.. O Cander, Cander, wie viel Kummer machst du mir! . . .“

Oft überraschte ihn Cander, wenn er so im düstern Nachdenken vertieft war, und forschte nach der Ursache seiner Traurigkeit: aber Alexis verschwieg sie stets. Die Erinne-

rung an ſeine Unfälle diente ihm zum Vorwand, und der Alte, der wußte, daß er eſſenherzig und freymüthig war, glaubte es, tröſtete ihn, bat ihn, einen Weg durch den Garten mit ihm zu machen, und oft gelang es ihm durch ſeine Liebkoſungen und ſeine Vorſtellungen die Melancholie ſeines jungen Freundes zu zerſtreuen.

* * *

Hier findet ſich in der Originalhandſchrift eine Lücke von ohngefähr zwanzig Seiten. Aus einigen halbzerriſſenen Blättern ſieht man indeß, daß dieſe Lücke nicht viel zu bedeuten hat, und daß ſie gröſtentheils eine Schilderung der Arbeiten und Vergnügungen der vier Einſiedler enthielt, ſo wie die Fortſchritte der Liebe der beyden jungen Leute. Ich hielt es für unnütz, dieſe Lücke aus meinem Kopf auszufüllen, da das Intereſſe des Ganzen nicht das mindeſte dabey verlieren kann. Ich fange alſo ohne Bedenken erſt da wieder an, wo die Erzählung auf folgende Weiſe fortläuft:

* * *

So brachten Candor und Klärchen Alexis und Germain ihr Leben in der Stille

ten zu. Jeden Tag endigten ſich ihre Beſchäftigungen mit einem ländlichen Spatziergang, alle vier ſetzten ſich in das kleine Bosket am Rand der klaren Quelle. Dann kehrten ſie zurück, nahmen zuſammen ein frugales Mahl ein, und genoſſen dann die Süſſigkeit eines ruhigen Schlafs, der erſt von dem Anbruch der Morgenröthe und dem Geſang der Vögel unterbrochen ward.

So verfloß ein Jahr: unſre jungen Leute liebten ſich nicht mehr, ſie beteten ſich an. Es war eine gewaltſame Leidenſchaft, die keinen andern Zaum als die Hoffnung einer nahen Vereinigung hatte. Sie waren entſchloſſen, mit Cander von der Sache zu ſprechen, und ihn fußfällig zu bitten, daß er ihnen den väterlichen Seegen geben möge, ein Band das ſo heilig in ihren Augen war, als das myſtiſche Sakrament der Ehe, das ſie in ihrer Lage nicht empfangen konnten. Eben dieſer Moment war es, den der ſo ſchlaue als rachſüchtige Alte erwartet hatte, um ſeinem jungen Gaſt ſeine Projekte zu entdecken. Er ſelbſt hatte in ſeinem Herzen alle Flammen der Liebe genährt, und ſie blos deßhalb zu dem höchſten Grad der Leidenſchaft anwachſen laßen, um

der

der Dienstwilligkeit des Jünglings, seine Absichten zu begünstigen desto gewisser zu seyn. Gleichwohl kannte er die Standhaftigkeit und den Muth dieses jungen Mannes noch nicht genug: er wollte einen Versuch machen, ob er ihm wirklich ungetrennlich zugethan sey, und beschloß daher, die Erzählung seiner unglücklichen Schicksale, die er ihm versprochen hatte, noch eine Weile hinauszusetzen.

Alexis hingegen, der stets mistrauisch und argwöhnisch war, ward über diese Verzögerung des Alten unruhig. Er hatte unzählichemahl in ihn gedrungen, ihn mit dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit zu verbinden, von dem Alten aber immer die Antwort erhalten: „Mein Sohn, für mich ist es nicht genug, daß du meine Tochter liebst, und daß du die gute Absicht hast, sie glücklich zu machen: deine Freundschaft für ihren Vater muß wenigstens deiner Liebe zu ihr gleich seyn, und Klärchens Hand wird dir nicht eher übergeben, als ich überzeugende Beweise von deiner Zuneigung erhalten habe.“ Alexis bat ihn nun mit weinenden Augen, daß er sagen möchte, was für Beweise er verlange? Candor antwortete ihm nicht, sondern drückte ihm stumm,

mit einer traurigen Miene die Hand, und begab sich hinweg.

Welch eine traurige Lage für unsern jungen Helden! In diesen Augenblicken erneuerte sich die Erinnerung seiner vergangenen Unfälle und er vergeß die bittersten Thränen?

Eines Tages war er bis an den Eingang des Waldes gegangen, um daselbst Holz zu fällen. Wie erstaunte er, als er seinen Nahmen in die Rinde eines Baums eingeschnitten erblickte! Er nähert sich, sieht, daß noch mehr dabey steht, und liest mit Schaudern diese wenigen Worte: „Rette sich Landern, sich das verrätherische Häuschen, wo man das empörendste Verbrechen von die erwartet!!“

Ungeheuer, rief er sodann voll Unwillen aus, du magst seyn, wer du willst, du bist ein Lügner, ein Betrüger .. Lander ist ein Freund der Tugend, einer der edelsten, besten Menschen, und sieh! so viel mach' ich mir aus deiner schändlichen Verläumdung! — So sagte er, hob die Axt auf, und zerstörte mit wiederhohlten Hieben die verhaßte Inschrift, der er weit entfernt war Glauben beyzumessen, und die demnach in seiner Seele ein gewisses

Unbehagen, eine Aengstlichkeit zurück hielt, die er vergebens ist zu meiden suchte.

Welcher Feind meiner Ruhe, sagte er auf dem Rückweg zu sich selbst, welcher Verräther mag mir diesen hinterlistigen Rath ertheilt haben? Ich kenne niemand in der ganzen Welt, und doch kennt man mich und doch weiß man, daß ich in diesem Wald wohne? Warum will man mich von hier vertreiben, warum das Glück, das ich hier genieße, dadurch vergiften, daß man ungerechten Argwohn in mein Herz streut? Nein, mein Herz hegt dich nicht: ich argwöhne nichts: fern von mir strafbares Mißtrauen! O mein Vater, du solltest mich zum Lasser bilden, du, der weiseste und ehrliche aller Sterblichen! — — O warum kann ich nicht mit eigner Hand den schändlichen Verläumder würgen, der sich erfrechte, seine Tugend zu beschimpfen! — Aber, wer er nur seyn mag? Welches Interesse kann er haben mir diesen gefährlichen Rath zu geben? Was liegt ihm an meiner Existenz, — — Kennt er mich? Sollt' es mein Vater seyn, oder Dumont, der — — Gott! ich habe die Schrift nicht genau genug angesehen! Vielleicht könnte ich entdeckt . . .

Solltet Ihr es seyn, meine theuern Unglücklichen, die ich so zärtlich liebte? Solltet ihr mir eure Zärtlichkeit wieder schenken, mich wieder in Eure Arme aufnehmen wollen? Ja ich erkenne die Hand, die diese Züge eingrub: ja es wird mir immer klarer . . . Ich Rasender! warum mußte ich sie so bald vertilgen? Vater! Dumont! — Wie es möglich . . . aber welcher Anschein . . wohin treibt mich die wilde Hitze? . . . Ist es nicht die größte Thorheit zu glauben, daß mich irgend jemand hier vermuthen, daß man errathen könne . . . Nein, ich will diesen verführerischen Wahn nicht länger nähren. Es ist ausgemacht, ein Unbekannter schrieb diese Worte, ein übelgesinnter Mensch, der mich in eine Falle locken wollte. Ich will fliehen, und nie wieder den Fuß über die Mauer der sichern Wohnung setzen . . . Ich will meine rechtschaffene Freunde ehren und lieben, und die schwarze Verrätherey, die den Baum mit ihrem Gift befleckte, als das schändlichste Laster betrachten . . . Erröthe Alexis, schon das macht dich strafbar, daß du die Aufschrift nur gelesen hast. . . .

Alexis kam nach Hause, und Candor, der seine verstörte Miene bemerkte, machte ihm über seinen beständigen Tiefsinn Vorwürfe. Er stammelte, und entschuldigte sich so gut er konnte. Er fühlte das Bedürfniß der Einsamkeit und ging daher allein in der Tiefe des Gartens am Rand des Bachs spatzieren. In seine Betrachtungen versenkt näherte er sich der Mauer, die den Garten von dem Wald absonderte, und glaubte plötzlich eine sanfte Stimme zu hören, die ihn bey seinem Nahmen rief. Er sah hin, horchte, und hörte bald sehr vernehmlich folgende Worte, die eine Person an ihn richtete, die im Wald am Rande des Grabens stand, der die Mauer der Wohnung bespülte: „Alexis, deine Leiden sind zu Ende. Wirf die Augen auf den Bach, der zu deinen Füßen fließt, und lies!“

Alexis stand unbeweglich, wie eine Bildsäule. Als er die Aufforderung befolgte, und in den Bach sah, erblickte er zu seinem doppelten Erstaunen einen Brief an den Zweig eines Baums befestigt, den der Unbekannte am entgegen stehenden Ufer ins Wasser geworfen hatte und der durch eine am Fuß der Mauer angebrachte Oeffnung in den eingeschloß

seinen Platz jenseits des Bachs gekommen seyn mußte.

Alexis fing den Zweig auf, band den Brief los, und las hastig folgende Worte, die ihn in die größte Unruhe versetzten:

„Endlich, Alexis, scheint der Zorn des „Himmels besänftigt: dein Vater erkennt dich „für seinen Sohn. Verlaß dein Häuschen „und den gefährlichen Wald: komm zu ihm „nach St. Etienne, wo er dich nebst deinem „Freund-Dument erwartet. Er reicht dir „die Arme, dich an sein Herz zu drücken . . . „Morgen bey Sonnenuntergang begib dich „allein in den Wald, dahin, wo zusammen„laufende Wege einen Stern bilden, in „dessen Mitte fünf hohe Fichten stehn. Da „wirst du einen sichern Führer finden, der „dich in die Arme des unglücklichsten und „zärtlichsten aller Väter geleiten wird.“

Welche eine Nachricht für Alexis! Er wollte sich bey dem Unbekannten näher erkundigen, allein er stand ihm nicht Rede. Wahrscheinlich hatte er sich entfernt. Sein Vater erwartet ihn, sein Vater erkennet ihn für seinen Sohn . . . Gott! in welchem Augenblick erhält er diese Nachricht, die ihn

zu jeder andern Zeit ſo glücklich gemacht haben würde! . . Allein was ſoll er jetzt thun? Soll er die Liebe der Natur aufopfern? Soll er die Dankbarkeit aus kindlicher Zärtlichkeit verrathen? Soll er ſich aus den Armen ſeines großmüthigen Freundes losreißen, um in die Arme ſeines Vaters zu fliegen? Welche Verlegenheit! welche grauſame Verlegenheit!

Eine lange Weile blieb er ſo in tiefe Betrachtungen verſenkt ſtehn. Alles, was ihm begegnet war, ſchien ihm ein Traum: und doch kann er nicht an der Wirklichkeit deſſen zweifeln, was er ſieht und lieſt . . . . Sein Vater ruft ihn wieder zu ſich: allein wie hat er ſeinen Aufenthalt entdecken können? Durch wen hat er ihn erfahren? Und da er ihn kennt, warum kömmt er nicht ſelbſt? beſucht ihn, hohlt ihn ab, und dankt dem guten Alten, der ſeinem Sohn eine Freyſtätte bey ſich verſtattete? Warum ſcheut er ſich, unter Candors Augen zu treten? Gerechtigkeit, Dankbarkeit, alles macht es ihm zur Pflicht. Allein . . . ſollte er vielleicht meine Liebe zu Klärchen wiſſen und die Folgen dieſer Leidenſchaft fürchten? In dieſem Fall wäre ſeine perſönliche Gegenwart doppelt nothwen-

dig, ihr deſto kräftiger entgegen zu arbeiten .. Ueberdieß iſt der Brief, den mir der Unbekannte zuſtellte, offenbar nicht von meines Vaters Hand: warum ſchrieb er nicht ſelbſt ?.. Das Geheimniß, der Unbekannte, der Wegweiſer, der mich erwarten ſoll, das alles iſt ſehr verdächtig. — — Sollte es nicht ein neuer Fallſtrick des Verläumders ſeyn, der mir ſchon einen treuloſen Rath im Walde gab ? . . Gewiß, gewiß iſts eine Schlinge: ich habe heimliche Feinde, die mich ins Verderben ſtürzen wollen, die mich aus meiner Freyſtatt zu locken ſuchen, um mich ihrem Haß aufzuopfern. Alle Menſchen ſtellen mir nach, und ich möchte fliehen, ſo weit ich wollte, nie würde es mir an einem Verräther fehlen, der mir nachſtellte . . . Und doch, wenn es wahr wäre . . . wenn mein Vater, wenn Dumont wirklich in dem Flecken St. Etienne wären. — Wer weiß . . . ſie verließen mich in Valence, allein es iſt recht wohl möglich, daß ſie mich auf jedem Schritt beobachten laßen, und mir ſelbſt bis in das Häuschen Beobachter nachgeſchickt haben . . alles das iſt möglich, ſehr möglich . . . Was hab ich nunmehr zu thun, welchen Entſchluß

zu faßen? . . . — Von der einen Seite ruft ihm die Natur zu: Kannſt du die Umarmung deines Vaters fliehen? . . von der andern vereinigen ſich Liebe und Dankbarkeit ihn zurückzuhalten. . . Wem wird er folgen? Welche Stimme dringt mächtiger an ſein Herz? welche trägt den Sieg davon? O, Alexis, Alexis, was wirſt du thun; Unglücklicher, was wirſt du thun?

Viertes Kapitel.

Der unterirrdische Tempel.

Schon hatte der junge Tag den Vater des Lichts wiedergebracht. Die Vögel begrüßten ihn durch die süßesten Konzerte, die ganze erwachende aufblühende Natur schien sich in seinen glänzenden Strahlen zu freuen. Alexis, der gewohnt war, dieses majestätische Schauspiel täglich zu betrachten und zu bewundern, hatte nicht die geringste Acht darauf. Er hatte die ganze Nacht unter den traurigsten Betrachtungen zugebracht, und so sah er kaum die Morgenröthe anbrechen, als er ans Fenster trat, und seinen traurigen Blick über die weite Strecke des Waldes, der vor ihm lag, wandern ließ. Seufzer schwellten seine Brust, das Blut schlug gewaltsam in den Adern, das Herz war so gepreßt, als wollt' es zerspringen. Im Geist war er da, wo er glaubte, daß sein Vater ihn erwarte. Den Flecken St. Etienne konnt' er nicht erkennen, allein er errieth seine Lage indem er

ſo ſchloß: Romans liegt gegen Mittag, hier iſt St. Marcellin, folglich liegt St. Etienne dieſem mit Wald bedeckten Berg gegenüber. Ja dort iſt St. Etienne! Mein Vater und Dumont ſind nahe bey mir. O warum können meine Augen nicht durch die Gegenſtände dringen, die uns trennen, warum kann ich Euch nicht ſehen und betrachten! Doch ja ich ſeh Euch, ich betracht' Euch im Geiſte. Sie ſind dort zuſammen in Einem Gaſthof; ſie ſeufzen, ſie fragen: Wird Alexis auch zu uns kommen? Wird er ſeinen Vater ſeiner Geliebten vorziehen? Wird die Natur mehr Gewalt über ihn haben, als die Liebe? Werd' ich ihm vergebens die Arme entgegen ſtrecken, und ihn mit lauter Stimme zu mir rufen? Ach mein Sohn! komme, komme, ich ſehe mit Vaterblicken auf dich, meine Augen ſehnen ſich ihre Thränen auf deinen Buſen zu ergieſſen, mein Herz das Klopfen des deinigen zu fühlen. Wirſt du kommen, mein Alexis, wirſt du kommen? — ‚ ‚ Ja mein Vater ich werde kommen, ich werde deine Knie umfaſſen, unſere Seelen werden zuſammenfließen. . . . O Alexis, undankbarſter aller Menſchen, und du kennteſt nur einen Augen-

blick anſiehn? Blick in dein Herz, es wird dir deine Schuldigkeit vorſchreiben, es wird dir ſagen: was iſt eine Geliebte, was iſt ein Wohlthäter? Gehn ſie einem Vater vor? Dürfen Freundſchaft und Erkenntlichkeit Vaterliebe und Gehorſam verdrängen. O geweihte Nahmen! Vater! Sohn! ſeyd ihr nicht heiliger, als die Nahmen Freund, Geliebte! ... Ich bin entſchloſſen: ſo bald die Sonne nur noch die Spitzen der Berge beſcheint, entferne ich mich aus dem Häuschen und verlaße Cander und ... Klärchen auf ewig! ... auf ewig! Gott! auf ewig ... ſo edle, ſo rechtſchaffene Leute! ... O mein Vater, was für ein Opfer begehrſt du von mir? ... es geht über meine Kräfte, ja ich fühle, daß ich es unmöglich vollziehen kann! ... Aber warum, Grauſamer, kamſt du nicht ſelbſt?.. Warum läßt du mir durch eine dritte Hand ſchreiben? — — Dieſer Brief, der Unbekannte, der Führer, der mich dieſen Abend auf dem Stern an den fünf Fichten erwarten ſoll .. Doch .. ſollte dieſer Führer mein Vater ſelbſt ſeyn? ... ja, nun geht mir plötzlich ein Licht auf, du biſt es ſelbſt, mein Vater, dich ſoll ich im Walde finden. Mein

Herz ſagt mir, es kann nicht fehlen . . . .
Sonne, beflügle deinen Lauf, ſieh das Glück,
das mich an Ende deiner Bahn erwartet! Gieb
einem Sohn ſeinen Vater wieder, und dein
Untergang wird mir ſchöner glänzen, als dein
Mittag. . . . . .

Die Idee, daß es ſein Vater ſey, den er im Walde finden werde, machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, und war ihn ſo gewiß, daß er nun nur noch für Freude weinte. Bald ward es wieder ſtille in ſeiner Seele und Heiterkeit ſaß auf ſeiner Stirn. Er ging zu Klärchen herunter, gab ihr eine Muſikſtunde, und ſuchte drauf Candorn auf, von dem er ſich die Erlaubniß erbat, den Nachmittag jagen zu dürfen. Er gab ſie ihm, unter einer feurigen Umarmung, und nannte ihn ſeinen lieben Sohn. Dieß brachte unſern jungen Helden ganz aus der Faſſung: ſeine Entſchloſſenheit verließ ihn, ſein Vorſatz war halb aufgegeben, ſein Herz verſchloß ſich, und in ſeiner Seele war alles ſo ſchwankend wie vorher.

Klärchen, die er drauf allein ſprach, machte die Verwirrung vollſtändig. Alexis, rief ſie ihm ſchon von weiten zu, freue dich: mein Vater will deine Wünſche befriedigen.

Er hat mirs versichert. Diesen Abend sollst du seine Geheimnisse erfahren, und ich alle. O Gott, wie seufze ich nach diesem glücklichen Augenblick . . aber was fehlt dir? du siehst traurig aus? Liebst du meinen Vater nicht mehr . . liebst du . . . mich nicht mehr? Und du hast mirs doch so oft beschworen! . . . Hör' Alexis, wenn ich wüßte, daß du ein undankbarer Mensch wärst . . . ich könnte dich — — — nicht länger achten. Wie er mich ansieht — — er weint? jetzt? . . . O Sie dürfen nicht böse werden, mein Herr, es ist doch nichts beleidigendes in dem, was ich Ihnen sagte. — Alexis wollte antworten, aber die Beklemmung machte es ihm unmöglich. Er begnügte sich ihr die Hand zu drücken, und entfernte sich dann. Klärchen, die ihn nie so niedergeschlagen gesehn hatte, ließ ihn gehen, ihre schönen Augen standen voll Thränen. Ohne zu wissen, was sie that, ging sie ihrem jungen Freunde nach. Am Rand des Bachs nah an der Brücke, die in das kleine Bosket führte, blieb sie stehen, und war sehr überrascht, als sie den Alexis erblickte, der mit der Spitze eines Messers etwas in die Rinde der großen Pappel eingrub. Sie

versteckte sich hinter eine alte Weide, beobachtete jede Bewegung ihres Geliebten, und wartete nur, bis er sich entfernt haben würde, um zu lesen, was er in den Baum schneide. Alexis unterbrach seine Arbeit von Zeit zu Zeit damit, daß er Augen und Hände gen Himmel hob, und tiefe Seufzer ausstieß. Bedächtig und langsam überlas er nun selbst die Inschrift, ging dann langsam nach dem Hause zurück, wobey er sich öfters umsah, und einige mal ein paar Schritte umkehrte.

So bald Klärchen ihn ganz aus den Augen verloren hatte, kam sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und nahte sich der großen Pappel zitternd. Wie ward ihr, als sie folgende Worte las: „Zärtliche Freunde, die ich mit mehr Dankbarkeit belohnen sollte, machet meinem Herzen eine gezwungene Flucht nicht zum Verbrechen. Einst werd' ich Euch wiedersehn.“

Sie traute ihren Augen nicht: sie wollte die Inschrift noch einmal lesen, allein sie sah sie nicht mehr. Ein dunkler Nebel bedeckt ihre Augen, die Zunge erstarrt, ohne Besinnung sinkt sie am Fuß des Baums nieder, und bleibt so liegen, ohne daß jemand

ihren Zustand errathen, und ihr zu Hülfe kommen kann. Nach und nach kömmt sie wieder zu sich: ihr treuloses Gedächtniß erinnert sie nur an das, was ihr Schmerz machen kann, sie steht auf, blickt um sich, und ist erstaunt, das Tageslicht wieder zu erblicken. Nur zu bald war die glückliche Nacht verschwunden, die auf ihrer Seele ruhte: nun reute es ihr, daß sie ihrem Geliebten nicht gleich nachgeeilt war. Schnell eilt sie dem Häuschen zu, und ruft: „Alexis, Alexis! Undankbarer, dein Klärchen ruft dich! hörst du nicht? o antworte, antworte mir!“ Alexis konnte sie nicht mehr hören. Er hatte die von Candor erhaltene Erlaubniß, auf die Jagd zu gehen, benutzt, das Häuschen verlassen, und war schon im Walde. Er betrachtete die Fallbrücke, die hinter ihm aufsteigen sollte, er wußte nicht, ob er sie fallen lassen sollte, er hatte weder zum Gehen noch zum Bleiben Muth. Man denke sich die Lage seines gefühlvollen Herzens! Candor, dachte er, der edle Candor, der sich meinen Plan nicht träumen läßt, erzeigt mir erst vor wenig Augenblicken die wärmste Freundschaft, und ich sollte ihn verlassen? . . Gott, wie undankbar, wie

schänd-

ſchändlich wäre das! Und Klärchen, das arme Klärchen, was ſollte aus ihr werden? Wenn ſie den letzten Abſchied lieſt, den ich in die Pappel gegraben habe, ſo ſieht ſie, daß ich gezwungen geweſen bin zu fliehen, ſie ſieht, daß ich einſt wieder kommen werde. Ja, edelmüthige Freunde, ich komme wieder, ihr ſollt mich wiederſehn . . Vielleicht morgen ſchon: wer könnte mich hindern, meinen Vater und meinen Dumont herzubringen? . . Unmöglich können Sie meinen Plan mißbilligen. Sie gehn mit mir, wir umarmen Candor, er verzeiht mir. Dieſe Idee floß wie ein ſtärkender Balſam in ſein blutendes Herz: er fühlte ſich wie neu beſeelt. Er beſchloß ſeinen Weg fortzuſetzen, den geliebten Vater, der ihn in der Nähe erwarte, aufzuſuchen, und dankte dem Himmel in voraus für den ſeligen Augenblick, der ihn erwarte.

Nun wendete er ſich noch einmal gegen das Häuschen, und Thränen rollten ihm die Wangen herab; dann ſetzte er den Weg nach dem Stern fort, der ihm bekannt und nicht weit entfernt war. Er hatte ſchon ohngefehr eine halbe Meile im Walde gemacht, als der Himmel, der ſich nach und nach mit Wolken

umzogen hatte, von Blitzen erleuchtet wurde, der Donner krachte, der Regen fiel in Strömen aus den Lüften, und die dichteste Finsterniß deckte den Wald. Alexis, der sich sonst vor Gewittern nicht zu fürchten pflegte, fühlte dießmal eine ungewohnte Bangigkeit, die Kniee fingen ihm an zu wanken, Schrecken bemächtigte sich seiner Seele, er wähnte der Himmel, über seine Undankbarkeit erzürnt, wolle ihn mit seinen feurigen Pfeilen vernichten. Gewiß wäre er unter der Last seines Schmerzes erlegen, wenn er nicht zum Glück in der Nähe eine geräumige Höle entdeckt hätte. Er trat hinein, und suchte hier Schutz vor dem Ungestüm der Elemente. Er that einige Schritte vorwärts, plötzlich aber überfiel ihn ein unwillkührlicher Schauer: die Haare stiegen ihm zu Berge, er glaubte Gespenster zu sehen, die ihn verfolgten und ergriffen. Er wähnte Candor und Klärchen zu hören. Sie sind's, es sind ihre Stimmen. Sie überhäufen ihn mit Vorwürfen, und belegen ihn mit Verwünschungen. Wo soll er hinfliehen? Allenthalben folgen ihm die Phantomen, allenthalben hört er klägliche Töne und Wimmern. Wir wollen ihn einen Augenblick

in dieſer kritiſchen Lage laſſen, und zuſehen, was im Häuschen vorgeht.

Nachdem Klärchen die Worte auf der Pappel geleſen hatte, war ſie nach dem Hauſe geeilt, in der Hoffnung Alexis da zu finden; aber wie erſchrack ſie, als ihr Vater ſagte: Er iſt nicht hier, er iſt in den Wald auf die Jagd gegangen.

„Auf die Jagd!“ rief Klärchen. „Ach Vater, er flieht uns: er flieht uns für immer“ — — „Was ſagſt Du, meine Tochter?“

„Ja, der undankbare Alexis! . . . Wir werden ihn nicht wiederſehn . . .“

„Aber woher weißt Du das . . .“

„Hören Sie mich, Vater, hören Sie, und vernehmen Sie ſeine ganze Bosheit . . .“

Und nun erzählte ſie ihrem Vater und Germain was im Garten vorgegangen war, ſie ſagt ihnen die ganze Inſchrift vor, die ſie von Wort zu Wort behalten hatte, und bittet ihren Vater, ihm Germain nachzuſchicken, nicht um ihn wieder zu holen, ſondern um ihm die blutigſten Vorwürfe zu machen. Candor hörte Klärchen ruhig an, und zeigte ihr, wie unthunlich ihr Vorſchlag ſey. „Nach

welcher Gegend zu ſollen wir ihm nachſetzen? Wiſſen wir, welchen Weg er genommen hat? Ueberdieß iſt er ſchon über eine Stunde fort, und der ſchreckliche Sturm! Lohnt es der Mühe, dem Ungewitter zu trotzen, um einem Treuloſen nachzuſetzen? Nein, meine Tochter, fuhr er fort, es iſt vergeblich, etwas zu verſuchen. Du wirſt Deinen Alexis wiederſehen, Du wirſt ihn wiederſehn; allein er ſoll Dir den Kummer, den er Dir verurſacht, theuer bezahlen! — Geh einen Augenblick auf dein Zimmer, und laß mich mit Germain überlegen, was wir bey dieſen Umſtänden zu thun haben.“

Klärchen küßte ihrem Vater die Hand, und eilte auf ihre Stube, wo ſie einen Strom von Thränen vergoß. So brachte ſie den Abend und einen Theil der Nacht zu, ohne daß Candor und Germain etwas von ſich hören ließen. Endlich kam letzterer und öffnete ihr Gefängniß; denn man hatte ſie wie gewöhnlich eingeſchloſſen „Klärchen,“ ſagte er, „folgen Sie mir; Sie ſollen ihn wiederſehn.“

Wen? Alexis?

„Ihn ſelbſt. Er iſt hier.“

O Himmel; ſoll ich — — ja ich will — komm, Germain folge mir zu dem Treuloſen! wie wird er ſich ſchämen!

So ſagte ſie, Germain nahm ſie bey der Hand, und führte ſie in einen Ort, in dem ſie noch nicht geweſen war, und den ſie jetzt zum erſtenmal in ihrem Leben beſuchen ſollte. Doch wir wollen der Beſchreibung, die wir weiter hin von ihm machen müſſen, nicht vorgreifen, und lieber ſehn, wie Alexis in denſelben gekommen war.

Wir verließen ihn in einer Höle im Walde, wo ihn Reue und fantaſtiſche Täuſchungen quälten. Unausſprechlich furchtbar war der Contraſt der Grabesſtille der Höle mit dem Toben des Sturms und dem im Feuer ſtehenden Himmel! Er war ſchon länger als eine Stunde in derſelben, als er in der Tiefe des Schlundes ein Geräuſch zu hören glaubte. Er horchte und hörte, daß man ihm rief. Die Stimme ſchien ihm bekannt. Es war kein Traum: es zeigte ſich ſo gar in der Ferne der matte Schein eines Lichts. Iſt es eine Schlinge, die man ihm legt? ſoll er gehn? der Stimme folgen, die ihn in einen Abgrund locken kann? Ein übernatürlicher Muth füllt

seine Seele, und reizt ihn das Abentheuer zu bestehn. „Du magst seyn, wer Du willst,“ ruft er dem Mann zu, der das Licht trägt, und den er noch nicht deutlich erkennen kann, „Du magst seyn, wer Du willst, ich folge Dir blindlings: doch was willst Du von mir?“ — Er bekömmt keine Antwort. Er geht vorwärts, und das Licht zieht sich zurück. Welche Unerschrockenheit von einem achtzehnjährigen Jüngling! Freylich lohnte ein solches ungewöhnliches Abentheuer schon der Mühe, es näher zu untersuchen. Alexis zitterte, so lang er Gespenster zu sehen glaubte, jetzt da er es mit einem Menschen zu thun hatte, war sein Muth wieder da, und er folgte ihm unverzagt. So schreckt die Täuschung oft mehr, als die Wirklichkeit.

Beherzt ging er seinem Führer nach, der immer in einer solchen Entfernung von ihm blieb, daß es ihm unmöglich war, seine Gestalt genau zu unterscheiden. Der unterirdische Weg dauerte fast eine Stunde. Alexis bemerkte tausend Schönheiten in dieser Grotte. Bald fiel ihm eine prächtige Versteinerung in die Augen, bald brach ein kleiner Quell murmelnd aus dem Felsen, schlüpfte über

Kieſeln dahin, und verlohr ſich plötzlich in einem tiefen Spalt: kurz dieſe tiefe, breite, regelmäßig gewölbte Grotte ſchien mehr ein Werk der Kunſt als der Natur.

Am Ende der Höle öffnete der Führer eine Thüre und verſchwand. Alexis folgte dem Schimmer des Lichtes, das durch die Thüre fiel, und ſein Erſtaunen ward ſo groß, daß er nicht im Stande war, irgend eine Ueberlegung anzuſtellen Er trat in einen prächtigen Tempel, deſſen Thüre ſich hinter ihm verſchloß. Der Fußboden und die Säulen waren von ſchwarzem Marmor. Letztere ſtützten eine Wölbung, von der eine große Lampe herab hing Auf einer Erhöhung, von Treppen umgeben, befand ſich ein Grabmal, über dem man ein Gemälde erblickte, das ein Frauenzimmer mit einem kleinen Kinde auf dem Schooß vorſtellte. Alexis, der dieſe Wunder betrachtete, vermuthete gleich, daß dieß Bildniſſe der hier begrabenen Perſonen wären. Aber was für ein Begräbnißort war dieſes? Wo befand er ſich? Wer hatte ihn in dieſen traurigen Tempel geführt? Sein Führer war verſchwunden. Er war allein, eingeſchloſſen, und niemand zeigte ſich, ihn aus dieſer Un-

ruhe zu reiſſen. Schon fing er an, ſich über ſeine Unbeſonnenheit Vorwürfe zu machen, als eine Thür aufging. Ein ehrwürdiger Greis erſchien . . . Himmel! ſoll er ſeinen Augen trauen . . . Candor iſt's! er ſelbſt! Man denke, wie dem Jüngling bey dieſer Erſcheinung zu Muthe war. Gern wär er vor Schaam und Reue in die Erde geſunken, oder entflohen, aber das war unmöglich.

Fünftes Kapitel.

Candors Schickſale.

„Undankbarer,“ redete ihn der Greis an, „wo bleiben Deine Verſprechungen, Deine Schwüre? . . . Du wollteſt mit uns leben und ſterben, und nun fliehſt Du und verläßt uns . . Ich ſeh es nur zu wohl, die Probe war über deine Kräfte: ich zweifelte gleich an der Unerſchütterlichkeit deines Entſchluſſes . . . Du ſiehſt mich an: ich leſe in deinen Augen dein Erſtaunen über meine Reden: hör auf Dich zu wundern. Wiſſe, die Inſchrift im Walde, der Unbekannte, der Brief, die Beſtellung deines Vaters, der Führer, der Dich im Stern erwarten wollte, alles das war nur ein Spiel, eine Liſt von mir, um deine Geſinnungen zu erforſchen, und einen Maaßſtab zu haben, nach welchem ich den Grad meines Vertrauens zu Dir abmeſſen könne . . . Jetzt ſind alle meine Wünſche erfüllt, ich kenne Dich, ich weiß wie viel ich von deiner Freundſchaft erwarten kann.

Du haſt mir nur zu ſehr die Augen geöffnet, Treuloſer! Ich ſehe, daß ich alles auf der Erde verloren habe, da mir auch nicht einmal ein Freund übrig bleibt.“

„Ach, mein Vater!“ rief Alexis, und warf ſich zu ſeinen Füßen: „ach, mein großmüthiger Wohlthäter! ja, Sie haben Recht, dieſe Probe war zu ſtark für mein Herz. Aber, wenn Sie wüßten, wie viel Kämpfe ich in mir ſelbſt zu kämpfen hatte, welche Ueberwindung mirs koſtete . . ach verzeihen, vergeben Sie mir, und ſeyn Sie verſichert, nur Vaterliebe konnte die Liebe überwiegen, die Sie mir eingeflößt haben . . .“

Candor wollte antworten, als ſich eine Thür öffnete. Germain trat herein, und mit ihm Klärchen, die den unglücklichen Alexis, den die Verweiſe des Alten ſchon tief verwundet hatten, mit ihren Vorwürfen überhäufte. Der zärtliche Jüngling umfaßt ihre Knie, benetzt ſie mit ſeinen Thränen, verwünſcht ſeinen Fehler, und bezeugt ſeine Reue auf eine ſo rührende Weiſe, daß Vater und Tochter endlich bewogen werden, dem Mitleid, der Nachſicht, und warum ſollten wir nicht ſagen, auch der Gerechtigkeit Gehör zu

geben. Denn sie mußten's sich selbst gestehen, daß der Grund seiner Flucht seinem Herzen Ehre und nicht Schande mache, daß er nur der Stimme der Natur gefolgt, und sie blos darum verlassen, weil er gehofft, in die Arme seines Vaters zurück zu kehren; die Tugend hatte ihn zum Undank verleitet, und die Natur war seine Vorsprecherinn. Candor hätte ihm gern noch nicht seine wahren Gesinnungen gezeigt, so sehr er einsah, daß er ihn einer zu harten Prüfung unterworfen, und daß sein Vergehen selbst ihm zum Lobe gereiche, allein die Umstände verstatteten keinen Verzug. Er umarmte ihn also, versprach ihm, alles zu vergessen, ließ ihn dann neben Germain und Klärchen auf die Stufen des Grabmals setzen, und hielt folgende Anrede an ihn, durch die er den Eingang zur Erzählung seiner Lebensgeschichte machte.

„Daß ich Germain in die Waldhöle nach Dir ausschickte, daß er Dich unerkannt hieher führen mußte, daß ich Dich endlich heut zum erstenmal in diesen traurigen Ort einführe, alles das geschieht blos darum, um Dir einen großen Plan mitzutheilen, den ich entworfen habe, und Deinen Arm zu einer Rache

aufzufodern, die der meinige, vom Alter geſchwächt, nicht mehr an dem grauſamen Feind nehmen kann, dem ich mein ganzes Unglück verdanke. Endlich ſiehſt Du dieß geheimnißvolle Gewölbe, das ich bis jetzt vor Dir verborgen hielt, und das die Reſte der Theuern enthält, mit der die Ruhe und das Glück meines Lebens unwiederbringlich verloren ging. Hier ſchläft meine Gattinn . . . ſie war ſtrafbar, aber . . . lieber Sohn, vergönne mir, daß ich weine: Du ſiehſt ihr Bild: hier das Bild meines Sohnes! Wie reizend war er nicht. Ein barbariſcher Unmenſch hat ſie beyde aufgeopfert, und dieſer Unmenſch . . . kannſt Du's glauben? . . ſteht vor Dir. Ich bin's: — — ja von meiner Hand ſind ſie gefallen. Schande, Gewiſſensbiße und Verzweiflung ſind nie von meiner Seite gewichen . . . meine alten Tage werden durch das Andenken an dieſes Verbrechen vergiftet . . . Nein, verſucht es nicht, mich zu tröſten, meine Kinder: nie werden meine Thränen das Blut abwaſchen, mit dem meine Hände ſich befleckten . . . .“

Candor weinte eine Weile, ward nach und nach ruhiger, und begann endlich die Er-

zählung ſeiner Unfälle, die Klärchen ſelbſt jetzt zum erſtenmal vernahm.

* * *

Ich heiße Dorance; mein Vater war Präſident beym Parlament von Grenoble, einem höchſt ehrwürdigen Tribunal, das bey jeder Veranlaßung Beweiſe ſeiner Gerechtigkeit und Entſchloſſenheit gab. Er ſchickte mich in meiner frühſten Jugend nach Paris, dort unter der Aufſicht eines eben ſo rechtſchaffenen als geſchickten Lehrers zu ſtudieren. Im College de Beauvais machte ich die unglückliche Bekanntſchaft des Verräthers, des Chevalier Düverly. Er war jung, lebhaft, feurig wie ich, und ſein Charakter ſchien ſo durchaus zu dem meinigen zu ſtimmen, daß in kurzer Zeit unſere Freundſchaft ſo eng ward, daß keiner die Geſellſchaft des andern eine Stunde lang entbehren konnte. Er hatte keine Eltern mehr, ein Vormund ſorgte für ſeine Erziehung, und verwaltete ſein geringes Vermögen bis zu ſeiner Volljährigkeit.

Ich will mich nicht bey den nähern Umſtänden unſerer Bekanntſchaft, noch bey den zufälligen Begebenheiten verweilen, die das Band

der Freundschaft fester schürzten: es ist genug, wenn ich sage, daß wir nach vollendeten Studien im Collegio zusammen nach Grenoble gingen. Schon vorher hatte ich meinem Vater viel Gutes von meinem Freunde geschrieben, und da er dadurch neugierig worden war, ihn persönlich kennen zu lernen, so beredete ich ihn, die Reise mit zu machen. Düverly nahm den Vorschlag mit dem größten Vergnügen an. Damahls liebte er mich noch, wenigstens hatte ich allen Grund es zu glauben; doch bald änderten die Leidenschaften sein Herz gänzlich, und streuten den Saamen zu allen Lastern hinein.

Mein Vater, ein guter, freundlicher Mann, empfing Düverly mit aller möglichen Herzlichkeit, und bot ihm sein Haus auf so lange Zeit an, als es ihm in demselben gefallen würde. Düverly nahm dieß Anerbieten mit Dankbarkeit an, und auch ich dankte meinem Vater herzlich dafür. Ja mein Vater ward bald so sehr von meinem Freunde eingenommen, daß er nicht müde ward, ihn zu loben, und daß er mir ihn stets zum Muster vorstellte. Wir wollten beyde Juristen wer-

ten, und Düverly ſchien auch wirklich ungleich mehr Neigung und Geſchick dazu zu haben. Von Tag zu Tag ward er ernſthafter und ſtiller. Er war nicht mehr ſo offen gegen mich als ehedem, ſeine Freundſchaft war ungleich kälter. Keine von den feurigen Aufwallungen mehr, die in frühern Jahren ſo oft vorgekommen waren. Er war zurückhaltend und wog ſeine Worte. Dieſes Benehmen, das mich ſehr beunruhigte, und das ich als eine gänzliche Aenderung ſeiner Denkungsart auslegte, hielt mein Vater für Geſetztheit und einen frühreifen Verſtand, den er bewundernswerth fand. „Sieh,“ ſagte er oft zu mir, „ſieh nur auf deinen Freund! er iſt nicht flatterhaft unbeſonnen, wie du, es iſt ein ernſthafter, vernünftiger Menſch, der nachdenkt und überlegt, und deſſen Charakter ſchon gebildet iſt. Bemühe dich, dir ſeine Freundſchaft ſtets zu erhalten, und ſeinem Rath zu folgen, denn ich bin überzeugt, er kann dir keinen andern, als den beſten geben.“ ... Ich folgte meinem Vater, und da ich gar nicht zweifelte, daß ſein Urtheil über Düverly gegründet ſey, ſo verdoppelte ſich meine Achtung gegen ihn, und ich that alles, ſein Vertrauen wieder zu ge-

winnen, das ich durch meine Schuld verloren zu haben glaubte.

Mein Vater hatte viel Umgang mit einer gewiſſen alten Baroneße. Sie hieß Frau v. Myrſange. Dieſe Frau von Myrſange, die Wittwe eines Offiziers von der Cavallerie, hatte ſich ſeit einigen Jahren mit ihrer einzigen Tochter in Grenoble niedergelaßen. Dieſe Tochter war ein reizendes, ſchönes Mädchen, das ich nie ohne eine ſonderbare Empfindung anſehn konnte. Alle Abende beſuchte ich mit meinem Freunde und Vater Frau von Myrſange, wo wir gewönlich eine Partie hatten, und die liebenswürdige Adelheid immer tiefern Eindruck auf mein Herz machte, ſo daß es mir bald nicht mehr möglich war, mich über die Natur meiner Empfindung ſelbſt zu täuſchen. Ich entdeckte mich Düverly, der mein Geſtändniß, das ihn zu überraſchen und zu befremden ſchien, mit einer Art von Unwillen anhörte, der mich erſchreckte. „Wie?“ ſagte er, „wie? du liebſt das Fräulein von Myrſange? Du? . . . Dürance? weißt du auch was du thuſt? Ueberlege, daß ſie gewiſſermaßen eine Aventuriere iſt, von der niemand weiß, ob ſie wirklich Familie, Vermögen hat. Es iſt

wahr

wahr, ſie und ihre Mutter machen eine ganz artige Figur in der Stadt: allein woher kommen ſie? wer ſind ſie? . . . Erſt drey Jahre wohnen ſie hier: iſt dieſe Zeit lang genug, Leute hinlänglich kennen zu lernen? Vielleicht mußten ſie ihren Geburtsort verlaßen? und wer weis aus welchen Gründen? Oeffne die Augen Dorancé; erkenne deine Thorheit! ... dein Vater wird nie ſeine Einwilligung dazu geben, ſo viel kann ich dir voraus ſagen: nein, nie wird er Ja dazu ſagen. Ich kenne ihn, er wird ſich auf nichts einlaßen, ehe er nicht die genaueſte Erkundigung eingezogen, und wenn er nichts erfahren kann, oder was er erfährt, nicht nach ſeinem Sinn iſt, ſo weißt du . . . Ueberdieß ſetzt er viel Vertrauen in mich, und wenn er mich in dieſer Sache um meine Meinung fragt, ſo verſichere ich dich, auf meine Ehre, du magſt ſo böſe werden, als du willſt, ich werde ihm nie rathen, dir das Mädchen zu geben . . .“

O Himmel! Düverly: du erſchreckſt mich . . .: Nein ! !

„Ja, du kannſt dich drauf verlaßen. Ich bin zu ſehr dein Freund, um dich in einen Abgrund zu ſtürzen, auf den du blindlings zu-

rennst. Du würdest mir einst und mit Recht den Vorwurf machen, ich sey Schuld an deinem Unglück?“

An meinem Unglück —

„Ja, an deinem Unglück. Es ist dir wohl gar nicht eingefallen, den Charakter des kleinen Dings zu prüfen?“

O ich kenne sie besser, als du, ich schwöre dirs.

„Höre mich: sie ist kokett, stolz, herrschsüchtig, medisant. Sie hat Witz, das gesteh ich, aber einen falschen, boshaften, beissenden Witz. Betrachte sie nur genauer, und mit kaltem Blute, und du wirst mir beystimmen müssen. : : Lieber Dorance, ist es möglich? ... ach! wenn du wüßtest, was für Schmerz mir das Geständniß deiner Leidenschaft gemacht hat. Schmerz in deinem Namen, denn wärst du nicht mein Freund, so könnte mirs gleich viel gelten, ob du die heurathetest oder eine andre . . . Komm, versprich mir, meinem Rath zu folgen, und diese unvernünftige Leidenschaft zu ersticken, die nie in deinem Herzen hätte Eingang finden sollen.“

Diese Rede Düverays setzte mich in ein solches Erstaunen, daß ich nicht wußte, was ich ihm antworten sollte. Ich stand unbe-

weglich wie eine Bildsäule da, das Herz stockte und ich glaube, mein Schmerz würde sich durch einen Thränenstrohm Luft gemacht haben, wenn nicht mein Vater hereingetreten und unser Gespräch unterbrochen hätte. Er nahm uns mit sich in den Gerichtssaal wo eben eine sehr interessante Sache im Vortrag war. Sie betraf zwey Eheleute, die sich aus Neigung gegen den Willen ihrer Aeltern geheurathet, nach sechs Monathen aber einander höchst zuwider worden waren, und geschieden zu werden verlangten. Sie sagten einander gegenseitig so viel Injurien, als sie einander vorher Süßigkeiten gesagt hatten, und eine erzählte von dem andern so empörende Dinge, daß das grösste Gefühl daran beleidigt werden mußte.

Dieser Auftritt erregte den grösten Abscheu in mir. Düvercy, der es bemerkte, ließ sichs sehr angelegen seyn, meine Unruhe noch zu vermehren. Bey jeder Erzählung der Advokaten stieß er mich an, und sprach mir viel von den Gefahren einer unüberlegten Verbindung vor, wovon der vorliegende Fall den sprechendsten Beweiß gebe.

Als ich allein auf meinem Zimmer war, überließ ich mich den traurigsten Betrachtun-

gen. Ich argwöhnte bey meinem Freunde keine verborgene Triebfeder, die ihn veranlassen könnte, mir diese Leidenschaft auszureden: überdieß schätzte ihn mein Vater, legte den größten Werth auf seinen Verstand und seine Beurtheilungskraft. Gründe genug, die allen Verdacht bey mir unmöglich machten. Gleichwohl schien keine einzige von den Besorgnissen, die er bey mir zu erregen gesucht hatte, gegründet. Es waren lauter vage Vermuthungen, ohne Beweiß, und folglich nicht sehr beunruhigend. Was sollte ich von Dörry denken? Bey dem Geständniß meiner Liebe hatte er mir sehr bewegt geschienen. War es Interesse, das er an mir nahm? — — o gewiß, dachte ich, war es blos Interesse, blos Freundschaft, die ihn so reden ließ. Vielleicht ist er allzubedächtig, und allzubesorgt: Doch dieß macht seinem Herzen nur deste mehr Ehre. Gewiß nimmt er den innigsten Antheil an meinem Schicksale: er liebt und schätzt meinen Vater, und fürchtet, eine Familie, die ihm werth ist, einst unglücklich zu sehn.

Ich beruhigte mich bey diesen Betrachtungen, und nahm mir vor, den Charakter des Fräuleins zu studiren, und ihrer Hand zu

entlagen, wenn ich fände, daß die Fehler, die ihr mein Freund Schuld gab, gegründet wären.

Unterdessen fragte mich mein Vater oft, was ich von der schönen Adelheit denke? Ich wagte es nicht, ihm meine Empfindungen zu gestehn, aus Furcht, seinen Unwillen rege zu machen. Eines Tages aber erklärte er sich deutlicher.

Mein Sohn, sagte er, ich vermuthe, daß die Tochter der Frau von Myrsange dir nicht gleichgültig ist — — Antworte mir mein Sohn, öffne mir dein Herz: vielleicht wird dirs nicht reuen? —

„Vater — —“

Du liebst sie — — nun, so sage doch das Wort heraus — —

„Ja, mein Vater, ja, ich liebe Adelheit, ich bete sie an, und sollten Sie mich die ganze Schwere ihres Zorns — —“

Zorns? was willst du von Zorn? Komm' in meine Arme, mein Sohn. Du erfüllst meine Wünsche, meine, und die Wünsche ihrer Mutter . . . Längst schon wünschten wir beyde nichts mehr, als daß das Schicksal es so fügen möchte, daß die Reize des schönen Mädchens Leidenschaft in deinem Herzen . . .

„Vater, ist es Ihr Ernst?“

Allerdings ist dein: Allerdings wird deine Bestimmung, doch unter einer Bedingung . . .

„Sagen Sie Vater, sagen Sie, was für eine Bedingung . . .“

Du mußt nach Paris gehen, die Rechte auf dem Grunde studiren, und die alle nöthige Kenntniß zur Führung meines Amts erwerben, das ich dir bey deiner Verbindung abtreten will.

„Nach Paris! Vater? könnte ich nicht auch hier? . . .“

Allerdings, allein es geht doch nichts über Paris für den Unterricht junger Leute. Ueberdieß adressire ich dich an meinen besten Freund, Hrn. Caizieux, Parlamentsrath, der vielleicht besser für deine Fortschritte sorgen wird, als ich selbst im Stande wäre. Es ist ein alter in Geschäften grau gewordener Mann, ein Mann von Verstand und Einsicht. Bey ihm sollst du wohnen, aus seinem Mund schöpfe die Vorsicht und Weisheit, die dem unentbehrlich sind, der bestimmt ist, Richter seiner Nebenmenschen zu seyn. Da du mir im Amte folgen sollst, so mache mir die Freude, daß ich

mit der Ueberzeugung ins Grab steige, meinen Mitbürgern eine geschickte und gerechte Magistratsperson zu hinterlassen. Morgen schon sollst du mit Düverly abreisen, der dich ohne Zweifel begleiten wird. Denn Herr Calezieux schreibt mir, er werde euch beyde mit gleichem Vergnügen empfangen. In einem Jahre kömmst Du zurück. Ja, in einem Jahr wirst Du Adelheid besitzen, und die Hoffnung meiner alten Tage krönen. —

Ich umarmte meinen Vater, und verließ ihn mit dem größten Entzücken. Doch nahm ich mir vor, Düverlyn nichts von diesem Heurathsprojekt zu sagen, aus Furcht, er möchte versuchen, meinen Vater auf andere Gedanken zu bringen. Blos die Nachricht von unser Pariser Reise theilte ich ihm mit. Ich bemerkte, daß ihm diese Idee durchaus zuwider war: er wurde blaß, widersetzte sich eine Weile, und entfernte sich, indem er mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er anfange das Drückende der Bande unsrer Freundschaft zu fühlen. Mein Vater, der diesen Tag sehr beschäftigt war, hatte nicht Zeit, ihm mehr als Ein Wort zu sagen. Er bat ihn, seinen Sohn nach Paris zu begleiten, und ihm zum Men-

tor zu dienen. „Sie haben einen gesetzten Geist, und einen gründlichen Verstand, lieber Düverly, sagte er ihm, haben Sie ein Auge auf meinen Sohn, schenken Sie ihm stets Ihre Freundschaft und Ihren guten Rath. Ich befehle ihn, denselben eben so anzusehn und zu befolgen, als käme er von seinem Vater selbst. Wenn er Ihnen ähnlich wird, so erreicht er nicht blos, so übertrift er meine Wünsche."

Düverly konnte seine Antwort nur stammelnd vorbringen. Ich bemerkte, daß er den ganzen Tag über traurig war. Den Abend nahmen wir Abschied von Frau und Fräulein von Myrsange. Die letztere empfing mich sehr frostig, schlug die Augen nieder, und mir kam es vor, als hätte sie geweint. Ich machte ihr ein Compliment, das sie nicht antwortet ließ. Ich drückte ihr die Hand, sie that nicht, als ob sie es bemerkte. Ihre Kälte kränkte mich, ich sah nur zu deutlich, daß sie mich nicht liebe. Ich erröthete, und es entschlüpften mir ein paar Thränen. Die Mutter, die meine Unruhe bemerkte, eilte der Sache eine andere Wendung zu geben. Sie umarmte mich, und nannte mich ihren lieben

Sohn. Sie erlaubte mir auch ihre Tochter zu umarmen, und da sie sah, daß das Mädchen sich weigerte, so befahl sie ihr's. „Nu, meine Tochter, sagte sie, was soll die Ziererey? . . . beym Abschied kann man wohl jemand so etwas erlauben . . . so tröste ihn doch, den armen Wanderer: Du siehst ja, daß es ihm so schwer wird, uns zu verlassen.“ Adelheit bequemte sich mit sichtbarem Frost, und ich umarmte sie zitternd. Gegen Düverly war die Baronesse viel zurückhaltender, die treulose Adelheit hingegen machte nicht die geringste Schwierigkeit ihn zu umarmen: sie ging ihm vielmehr auf halbem Weg entgegen. Dieß wunderte mich: doch, dachte ich, Furchtsamkeit hat ihr vielleicht gegen mich den Schein der Kälte gegeben, und da sie mir diese Freyheit verstattete, so wäre es die größte Unart gewesen, meinem Freunde nicht gleiche Erlaubniß zu geben.

Den folgenden Tag reisten wir bey guter Zeit ab. Düverly war den ganzen Weg über traurig, unruhig, mürrisch, ja zänkisch so gar. Bisweilen seufzte er, richtete die Augen gen Himmel und rief: „ich bin recht unglücklich!“ —

„Was fehlt Dir, mein Lieber,“ fragte ich?

O nichts, erwiederte er. Meine Gesundheit, die von Tag zu Tag schwächer wird, macht mich besorgt. Ich fühle eine Beklemmung, ein Herzklopfen, das mir mehr Tag und Nacht Ruhe läßt.

„Das ist Hypochondrie — —“

Hypochondrie, Hypochondrie: das soll heißen, Grillen, Einbildung! Ich finde das sehr hart, sehr unfreundschaftlich . . .

„O mein Bester, verzeih, ich glaubte nicht, daß . .“

Du bist sehr glücklich. Dir geht alles nach Wunsch, Dich lacht alles an.

„Mich?“

Ja, Dich! Du hast eine Gesundheit, wie Herkules . . . Du hast die Liebe eines Engels, eines liebenswürdigen Bruders . . . Ich habe keine Aeltern, keine Verwandten, nichts mehr auf der Welt. Ich bin ganz allein — —

„Allein, allein? und hast einen Freund?“

Diderich antwortete hierauf nichts, und fiel wieder in seinen Tiefsinn. Sein Zustand schmerzte mich. Es ist wahr, seit einiger Zeit hatte seine Gesundheit viel gelitten. Er

ſchlief nicht mehr, aß nicht mehr, und zehrte ſich täglich mehr ab, ſo daß eine gefährliche, vielleicht gar tödtliche Krankheit voraus zu ſehn war.

Und dieſe blieb euch nicht lange aus. Wir hatten ohngefähr zwey Monathe in dem Hauſe des Herrn Calezieux zugebracht, bey dem wir es in der That ſo gut hatten, als zu Hauſe, als Düverly bettlägerig ward. Die Aerzte, die conſultirt wurden, ſagten mir, der junge Mann müſſe einen heimlichen Kummer haben, der ihn verzehre: wenn man ihn zum Reden bringen, und die Quelle deſſelben verſtopfen könne, ſo habe es mit ſeinem Leben keine Noth. Denkt, wie mir bey dieſer Verſicherung zu Muthe ward. Ich liebte ihn ſo zärtlich, wie einen Bruder, ich glaubte ſein Zutrauen zu beſitzen, wie er das meinige beſaß, und er konnte mir ſeinen Gram verbergen. Meinem theilnehmenden Herzen war dieſer Gedanke unerträglich, ich beſchloß alles aufzubieten, ihm ſein fatales Geheimniß abzulocken, und ihm ſelbſt auf Koſten meines Lebens die Geſundheit wieder zu geben.

Da ich regelmäßig alle Nächte an ſeinem Bette zubrachte, ſo benutzte ich einen Augen-

blick, wo er ruhig und wir beyde allein wären, zu einem Versuche. Düverly, sagte ich, du willst sterben, und die Ursache deines Todes mir verheimlichen. — — Freund, bedenke welch' eine Beleidigung dieß für mein Herz ist . . . wenn du es kenntest, wenn du wüßtest — — Vertrau mir deinen Kummer, lieber Düverly, vertrau mir ihn . . . Kann ich dein Leben erkaufen, steht es in meinen Kräften, so zweifle nicht, ich werde alles thun.

„Ja, Dorance, Du könntest es — aber —"

Rede sprich ums Himmelswillen! dein Freund beschwört dich.

„Die Gefälligkeit, die ich von dir verlange, wird deine Delikatesse beleidigen: ich fürchte — —"

Fürchte nichts. Kann ich Dir diesen Dienst leisten, ohne die Gesetze der Ehre zu übertreten, so bin ich zu allem bereit, es koste mich auch, was es wolle — —.

„O, mein Freund, wenn ich mich auf dich verlassen könnte — —"

Düverly, Düverly, du kränkst mich bitterlich —

„Nun wohlan, ich will dir alles gestehn — aber werd' ichs auch können? — — ach, höre mich und verzeih mir, wenn ich gewisse Umstände, die . . .

Verheimliche mir nichts —

„Ich muß es, nicht meinetwegen, sondern der Person wegen, die — ich liebe! . . .

Du liebst? Himmel! du liebst —

„Ja ich liebe, ich glühe! — höre mich, höre mich!“

Hier schwieg er ein paar Minuten, um in seinem Kopf den Roman in Ordnung zu bringen, den er mir erzählen wollte. Ach, meine Lieben, hätt' er mir damals gleich die Wahrheit gestanden, so war alles gut. Ich hätte ihm meine Geliebte aufgeopfert, ich hätte gewiß die Ueberwindung gehabt, und mir die ganze Kette von Unglücksfällen erspart, die er über mich gebracht, und die sich nur mit meinem Leben endigen wird.

„So wisse denn, sagte er, daß ich gleich in den ersten Tagen unserer Ankunft in Grenoble, eine Verwandte von mir, eine Frau des Rathes besuchte. Ich habe ihrer nie gegen dich erwähnt, weil sie allein den ganzen Zusammenhang meiner unglücklichen Liebe weiß, und ich

mehr als Ein Bedenken hatte, die das traurige Geheimniß mitzutheilen. Ich traf bey ihr einen Mann von Jahren mit einer Tochter von ohngefähr sechszehn Jahren, die sie besuchten. Mein, mein Freund, nie hast du so viel Reize beysammen gesehen. Sie ist brunett, (erinnert euch, meine Lieben, daß Adelheid blond war) lebhaft, voll Witz, Grazie und Talenten. Ich konnte sie nicht sehen, ohne sterblich in sie verliebt zu werden. Wie sie sich entfernt hatte, gestand ich meiner Verwandte den Eindruck, den dieß wunderschöne Mädchen auf mein Herz gemacht. Sey auf deiner Hut, Düverly, antwortete sie mir, und laß diesen gefährlichen Eindruck nicht von Dauer seyn. Luise hängt von einem reichen und sehr stolzen Vater ab. Ein junger Oberster, der jetzt hier ist, hat um sie angehalten, und man ist schon von beyden Seiten einig. —. Gott! und Luise liebt ihn? — Nein, unglücklicher Weise ist das arme Mädchen ganz gegen diese Partie, aber der Wille des Vaters — — Wenn wird die Hochzeit seyn? — — Man weiß noch nicht. Der Oberste erwartet die Einwilligung seiner Familie, und diese kann morgen so gut kommen, als in einem Jahre.

Frau von Roches vertraute mir noch einige andere Umstände. Der angenehmste davon war für mich, daß Luise sie fast täglich allein ohne ihren Vater besuche, und mehrere Stunden bey ihr bliebe. Der Vater, fuhr sie fort, hat alle mögliche Freundschaft für mich, und ist nie ruhiger, als wenn er seine Tochter in meinem Hause weiß.

Ich bat Frau von Roches mir zu erlauben, meine schöne Luise bey ihr zu sehen. Anfangs schlug sie's ab, da ich aber nicht abließ, in sie zu dringen, da ich mich mit thränenden Augen ihr zu Füßen warf, so ward sie erweicht, und versprach mirs. Ich hatte also das Glück, meine schöne Gebieterinn täglich zu sehen. Ich that ihr das Geständniß meiner Liebe, und fand bald Gegenliebe. Welch ein Unterschied zwischen meiner Luise und deiner Adelheid! . . . ach, wenn es so in meiner Gewalt stände sie zu heurathen, als es in deiner steht. Wenn ihre Mutter — ihr Vater will ich sagen, sie mir eben so gäbe, als Frau von Myrsange dir ihre Tochter gibt! Allein der Vater ist ein rauher barbarischer Mann, dem sein Oberster im Kopf steckt, und der entschlossen ist, Luisen seinem Ehrgeiz und Ju

tereße aufzuopfern . . . Ach! mein Freund, erkennst du nun den Umfang meines Unglücks? . . . Ich muß der schönsten, der liebenswürdigsten Person entsagen! Gott, wie unglücklich bin ich!

Den Abend vor unserer Abreise von Grenoble — eine Abreise, die wie du denken kannst, mich grausam schmerzen mußte: — sah ich sie. Mein lieber Düverly, sagte sie, in Thränen schwimmend, wir sind verloren! . . . wir sind für ewig unglücklich. Mein Vater hat mir heut förmlich erklärt, daß ich mich entschließen müßte, dem Obersten, den ich hasse, den ich verabscheue, die Hand zu geben . . . . . In einem Jahre! — — Ja, der junge Mann ist ins Feld gegangen, und wird den Feldzug mitmachen: sobald er vorüber ist, soll die Hochzeit seyn. — Ach! Luise, welch ein Donnerschlag! — — Er ist schrecklich, Düverly; aber was kann ich machen? ich hänge von meiner Mutter ab, ich muß — — Sie muß! stell dir, Dorance, stell dir meinen Schmerz vor! . . Und nun kam dein Vater, dein Vater, den ich liebe, und that mir den Vorschlag dich nach Paris zu begleiten. Ich hatte nicht das Herz; mich

seinem Verlangen zu widersetzen, ich ging mit dir . . Ich brauche dir nicht zu sagen, wie gern ich in Grenoble geblieben wäre. Mein Nebenbuhler war nicht mehr da, ich hätte ein ganzes Jahr mit meiner Luise verleben, sie täglich sehen können. Wie beneidenswerth wäre mein Loos gewesen!“

Duverly schwieg einen Augenblick, und ob gleich, wie er befürchtet hatte, sein Geständniß mein Gefühl beleidigte, ob ich gleich seine Frau von Roches höchst verächtlich und niederträchtig fand, so äußerte ich doch nichts davon gegen ihn, um nicht seine Leiden noch zu vergrößern. Er fuhr endlich also fort:

„Bey meiner Abreise von Grenoble hatte mir Luise versprochen zu schreiben, und wirklich bekam ich auch vor vierzehn Tagen einen Brief von ihr. Dieser Brief, lieber Dorance, hat mir den letzten Stoß gegeben. Hier ist er, ich will dir ihn vorlesen, und du kannst selbst daraus mein Unglück ersehen.“

Ich kannte Adelheidens Hand nicht. Duverly wußte das, er wagte also nichts, daß er mir den Brief zeigte. Doch hüthete er sich sehr, mich ihn lesen zu lassen, weil seine Absicht war, einige Ausdrücke darin zu ändern,

die mir die Augen hätten öffnen können. Er fing also an zu lesen, und zwar sehr langsam, um sich nicht aus Uebereilung zu versprechen. *)

„Verzeihe, mein lieber Diveriy, daß ich „Dir nicht eher geschrieben habe. Mein „Vater geht mir nicht von der Seite, „und seit der Abreise des Obersten, „läßt er mir nicht einmal so viel Zeit, „Frau von Roches einen Augenblick zu be„suchen. Und ein neues Unglück. Wenn „Du wüßtest, was für ein neues Opfer „man von deiner armen Luise fodert! „Mein Vater will mich durchaus ins „Kloster thun, bis zur Zurückkunft des „Herrn . . . Obersten. Ach! so lang „wirs möglich war, habe ich die Stunde „dieser traurigen Gefangenschaft hinausge„schoben . . . allein er dringt in mich, „er verfolgt mich . . . Endlich werde „ich doch nachgeben müssen. Ach, schreib „mir recht oft, mein süßer Freund.

*) Die Worte, die Diveriy abänderte, als er Dorimons Adelheids Brief verlas, sind mit anderer Schrift gedruckt.

„Dieß ist der einzige Trost der deiner armen Luise übrig bleibt.“ —

Dieser Brief, fuhr Duverly fort, dieser grausame Brief, der mir die Donnerpost brachte, daß meine Luise auf ein ganzes Jahr in eine düstre Einsamkeit gesperret werden sollte, wohin ich ihr denn, wäre sie einmal drinn gewesen, nicht ohne die größte Gefahr hätte schreiben können, dieser schreckliche Brief zerrüttete mir den Kopf, das Fieber entzündete mein Blut, eine schwarze Melancholie bemächtigte sich meiner Seele, und das, lieber Durance', das ist die wahre Ursache meiner Krankheit . . . .

Wie er mit dieser Erzählung fertig war, bemerkte ich ein solches Feuer in seinen Augen, daß ich wohl fühlte, dieß sey nicht der günstigste Augenblick ihm Vorstellungen zu thun. Und doch hatte ich so reichlichen Stoff dazu! Denn was konnte der Zweck dieser Liebe seyn, deren wahren Gegenstand ich nicht kannte? Und diese Frau vom Rachet, die sich zur Unterhändlerinn in einer so unanständigen Intrigue brauchen ließ: dieser Charakter empörte mich auf das äußerste! Ach, und wenn

ich vollends gewußt hätte, daß diese Luise niemand anders sey, als meine Adelheid, daß dieser Brief, den er mir vorlas, von ihr war, daß der Oberste, der vorgebliche Nebenbuhler, ich selbst sey: Gott, was würde aus mir worden seyn! Allein seine Fabel war so gut ersonnen und versteckt, und überdieß hatte er immer so übel von dem Fräulein gesprochen, daß ich gar keinen Argwohn schöpfen konnte. Nicht der entfernteste Gedanke davon kam mir in den Sinn, und wenn ich Euch, meine Lieben, nicht den wahren Zusammenhang gesagt hätte, so würdet ihr das Räthsel eben so wenig errathen haben. Die Frau von Roches war keine Verwandte von Düverly, wofür er sie ausgab, sondern eine von den alten Kupplerinnen, die ihr größtes Vergnügen am Intriguenmachen finden, und die immer bereit sind, junge Leute in ihren Thorheiten und Ausschweifungen zu unterstützen. Glaubt indeß nicht, daß ihr Haus ein berüchtigter Ort gewesen sey, nein, aber es war ein sehr bequemer Ort für Verliebte, die sich ein paar Worte zu sagen hatten. Frau von Roches war eine Person von halber Tugend, die Geschmack an verliebten Intriguen fand, so bald nur der Anstand

dabey nicht ganz aus den Augen geſetzt ward. Mein Vater und Frau von Myrſange wußten nicht das geringſte davon, daß Adelheid dieſe Frau kannte. Düverly hatte dieſen Ort ausgemacht: ſie fand ſich hier ein, wenn ſie ſich, nach genommner Abrede, ein paar Stunden ungeſtört ſprechen wollten.

Alle dieſe Umſtände, meine Lieben, erfuhr ich unglücklicher Weiſe erſt lange Zeit nachher: ich muß ſie aber in meiner Erzählung gleich mit nehmen, um Euch zu zeigen, wie ſchändlich man mich hinterging. Schenkt mir Eure ganze Aufmerkſamkeit: ein abſcheulicheres Gewebe von Liſt und Bosheit muß nie erfunden worden ſeyn, das Zutrauen eines rechtſchaffenen Mannes zu misbrauchen.

Beſter Freund, ſagte ich zu Düverly, deine Lage iſt ſehr traurig . . . Du ſiehſt jetzt aus eigener Erfahrung, daß man der Liebe nicht gebieten kann, und du wirſt es alſo nunmehr ſehr begreiflich finden, wenn ich die reizende Adelheid noch liebe und anbete, trotz deiner weiſen Rathſchläge, und aller Fehler, die du an ihr gefunden haſt . . . .

„Du liebſt ſie alſo immer noch, ſagte er mit Heftigkeit — ja, fuhr er fort, indem er

wie es schien sich mit Gewalt zu mäßigen suchte, ja du hast recht! ich fühl es . . . und wenn gleich diese Person nie Eindruck auf mein Herz gemacht haben würde, so hast du doch Recht, daß man der Liebe nicht gebieten kann. Lieber Freund, Du siehst, daß ich nicht schreiben kann, habe die Gefälligkeit und beantworte diesen Brief . . ich will dir diktiren, nimm Papier und eine Feder . . . . Willst du mir dieses Vergnügen machen? . . Könntest Du es einem sterbenden Freund abschlagen?" . . . .

Ich schwankte einen Augenblick, was ich thun sollte. Allein, er bat mich so dringend . . . er war dem Tode so nah . . . was konnte ich machen? . . Ich setzte einen Tisch neben seinen Bett und er diktirte mir folgenden Brief;

„Ach, meine süße Freundinn, was für „Schrecken hat mir Ihr Brief verursacht. „. . . Sie in ein Kloster ! . in einem „Jahr einem Nebenbuhler ausgeliefert „werden! Und welchem Nebenbuhler! wie „fürchterlich ist er nicht! . . Wenn Sie „wüßten ! ! und doch, wir lieben uns: „der Tod allein kann uns trennen — —

„Mir haben die Hinderniſſe, mit denen „wir zu kämpfen haben, beynahe ſchon „das Leben gekoſtet. Noch vor wenig „Tagen ſtand ich am Rande des Grabes; „aber ein aufrichtiger, wahrer Freund, „ein Freund von dem edelſten, beſten Her„zen hat mich gerettet. Ich habe ihm „unſer Verſtändniß entdeckt: er iſt mein „anderes Ich: er nimmt den innigſten „Antheil an unſern Leiden, wenn er Sie „gleich nicht kennt: er ſchreibt dieſe Zeilen, „ein Dienſt, den mir meine ſchwache Hand „noch verſagt. Ja, meine geliebteſte „Freundinn, wenn Sie dieſen Brief em„pfangen, denken Sie an mich und ihn, „und erkennen Sie die Ausdrücke der „Liebe von der Hand der Freundſchaft ge„ſchrieben.

„Wenn das Ende meiner Leiden ſich „zeigt, wenn mir der Himmel meine Ge„ſundheit bald wieder ſchenkt, ſo eile ich „heimlich nach Grenoble, und — —

Hier fiel ich ihm ein, und fragte: was er damit meyne? er bat mich aber fortzufahren, und verſprach mir dieſe dunkle Stelle hernach zu erklären . . .

„und trete bey Frau von Roches ab, wo „ich mich eine Weile im Verborgenen auf„halten werde. Da werde ich Dich sehen, „da werde ich Dir tausendmal die zärt„lichste, unerschütterliche Liebe schwören. „O, meine Holde, diese Hoffnung flößt „mir neues Leben ein: meine Krankheit „verschwindet . . . ich denke an dich und „ich leide nicht mehr . .

Düverly that sein möglichstes, seinen Namen leserlich zu unterzeichnen. Ich brach, und siegelte den Brief, und er diktirte mir die Addresse: A Madame, Madame des Roches, rue Perriere, à Grenoble.

Es war, als wenn mein Freund eine himmlische Arzney gekostet hätte: seine Augen bekamen wieder etwas Heiterkeit, seine Wangen färbten sich, und er drückte mir zärtlich die Hand. „Mein Freund, sagte er zu mir, dieß ist nicht die einzige Gefälligkeit die ich von dir erwarte. Du kannst mir das Leben wiedergeben, aber du mußt mir versprechen, bey Ehre versprechen, das zu thun, was ich von dir fodern werde. Laß mich nach Grenoble zurückkehren, ich lebe dort im Verborgenen, ich sehe meine Luise und bin glücklich.

Unterdeß ſchreibſt du deinem Vater, ich befände mich beſſer, wir arbeiteten zuſammen u. ſ. w. Ich ſchicke dir auch wirklich von Zeit zu Zeit einen Brief an ihn, den du den deinigen beyſchließen kannſt. Mein beſter Freund, gib mir das Leben wieder, gib mir das Leben wieder! es koſtet dich ſo wenig . . . .“

Dieſer Vorſchlag empörte mich: ich konnte ihm das nicht verbergen, und ſchlug es rund ab. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie der Verräther weinte, ſeufzte, bat. Ja er fiel in eine Ohnmacht, die mich für ſein Leben beſorgt machte. Der Unglückliche, ſagte ich zu mir ſelbſt: welche Leidenſchaft! welcher Wahnſinn! Ach, er iſt ein Raſender, den man gegen ihn ſelbſt vertheidigen muß . . . Wenn aber mein Vater ihn in Grenoble entdeckt, wenn er ſieht, daß ich ihn getäuſcht habe . . . ich lade ſeinen ganzen Zorn auf mich. . . . . Nun denn, ſo werfe ich mich zu ſeinen Füßen, und ſchildere ihm den Zuſtand, in dem mein Freund ſich befand. Ich geſtehe ihm meine Schwäche und er wird mir verzeihen. Ueberdieß iſt Düverly ja nicht mein Sklave, ſondern Herr ſeiner Handlungen. Was habe ich für Recht ihn zurückzuhalten? Und laß es

auch eine Unbesonnenheit von meiner Seite seyn, gnug sie gibt mir meinen Freund wieder, sie rettet ihm das Leben. . . . Ja, Düverly, rief ich, ja ich will alles, alles für dich thun: bleibe mir nur leben; dieser Trost sey mein Lohn! — —

Diese Versicherung schien dem Sterbenden neues Leben einzuflößen. Rührung sprach aus seinen Blicken, er umarmte mich, weinte und lachte. Kurz drauf schlummerte er ein. Mit Tagesanbruch verließ ich ihn, und fest entschlossen, mein gegebenes Wort zu halten, trug ich den Brief selbst auf die Post.

Bewundert ihr nicht meine Gefälligkeit, meine Lieben? — O, das ist noch nichts. Bald werdet ihr mich eine Rolle spielen sehen — — eine Rolle, über die ich mein Lebelang erröthen werde, und die meine Einfalt und Sorglosigkeit beweist: doch weiter.

Nach acht Tagen war der Chevalier Düverly von seinem Krankenlager aufgestanden. Ihr könnt leicht denken, wie viel er mir diese Zeit über von seiner Liebe und dem Vergnügen erzählte, das er in Grenoble zu genießen hoffte. Kurz, ohne noch seine völlige Genesung abzuwarten, umarmte er mich, und trat

seine Reise an. Gegen Calezieux ward der Vorwand gebraucht, Erbschaftsangelegenheiten machten seine Anwesenheit in Auvergne nöthig, und spätestens werde er in zwey Monaten zurückkehren. Es ist nicht nöthig, sagte er ihm, dieß Herrn Dorance dem Vater zu melden. Da er mir die Aufsicht über seinen Sohn anvertraut, so könnte er ungehalten werden, daß ich ihn aus den Augen ließe: allein er ist kein Kind mehr, und überdieß wo könnte er besser aufgehoben seyn, als in Ihrem Hause? Sie sind ihm ein wahrer Vater, und in Ihrer Nähe bedarf er keines Mentors. —

Calezieux, deßen Eitelkeit diese Complimente kitzelten, versprech meinem Vater nichts davon zu melden, Düverly reiste ab, nachdem er mir versprochen hatte, oft zu schreiben, und mir Nachricht von dem guten oder bösen Verlauf seiner Angelegenheiten zu geben. Nochmals schärfte er mir ein, meine Antworten unter einem Couvert mit der Addresse an Frau von Roches abzusenden.

Lange bekam ich nichts von ihm zu hören; endlich nach Verlauf von zwey Monaten erhielt ich folgenden Brief.

„Kannſt Du es glauben, mein Freund?
„Ich bin der glücklichſte Menſch unter der
„Sonne. Luiſe liebt mich. Sie hat ihre
„Abneigung gegen das Kloſter ſo nach-
„drücklich geäußert, daß ihr Vater nicht
„weiter in ſie gedrungen: allein ſie wird
„ſcharf beobachtet. Da iſt auch noch ein
„anderer Cerberus, ein Freund vom Hauſe,
„der Vater des Oberſten, der ihr nachfolgt,
„wie ihr Schatten. Gleichwohl vermag
„die Liebe alle dieſe Argusaugen zu hin-
„tergehn . . . Luiſe kömmt von Zeit zu
„Zeit zum Beſuch bey Frau von Roches,
„wo ich ſeit meiner Ankunft incognito lebe.
„Noch hat mich niemand aus der Stadt
„geſehn. Das Haus meiner Muhme iſt
„eine Einſiedeley, in der man aber alle
„Annehmlichkeiten des Lebens genießt,
„ohne daß man nöthig hat, den Fuß vor
„die Thüre zu ſetzen. Selbſt das Ver-
„gnügen der Promenade genießt man in
„einem reizenden Garten, mit den ſchön-
„ſten Lauben und den niedlichſten Boskets
„geziert. Boskets! ich kann dieß Wort
„nicht ausſprechen, ohne an das Glück zu
„denken, das ich geſtern genoſſen! — —

„Darf ich meinem Freunde dieß Geſtändniß thun? Wird es ſeine Delikateſſe nicht „beleidigen? O nein! er liebt, er muß die „Schwachheiten verzeihen, zu denen uns „die Liebe verleitet. Geſtern waren wir „in einem dieſer Boskets . . . Luiſe und „ich . . . ſie ſind ſo verführeriſch! — — „Kurz die Liebe deckte mit ihrer Binde „die Augen der Vernunft . . . ſie half „mir den Widerſtand meiner Luiſe beſiegen. : : und ich trug einen Sieg davon „— — ach! einen grauſamen Sieg . . „denn er hat ihr viel Thränen, und mir „viel Reue gekoſtet . . . . Ach! mein „Freund, leihe mir all' deine Beredſamkeit, die Schöne zu tröſten, die ich verführt habe. Gib mir meine Unſchuld „wieder, die beleidigte Schaam, die ich „aufgeſtört, zurückzubringen, und einer „Blume, die ich berührt, ihren alten „Glanz und ihre erſte Friſche wiederzugeben . . . Ach! Luiſe nennt mich jetzt „den Urheber ihres Unglücks . . . Wie „darf ſie wagen, ihrem Verlobten die „Hand zu geben? . . . . Mit welcher „Stirn könnte ſie die Fackel Hymens an-

„zünden, da ſie bereits der Liebe alles zu„geſtanden hat? . . Das ſetzt ſie in Ver„zweiflung, das zieht mir von ihr die blu„tigſten Vorwürfe zu. Dorance, lieber „Dorance, ach beklage mich, ſchreibe mir, „rathe mir!

„Ich kann dieſen Brief nicht ſchließen, „ohne Dir ein Wort von Deiner Adelheit „zu ſagen. Man ſagt, ſie verändere ſich „wunderbarer Weiſe von Tag zu Tag, ein „geheimer Kummer müſſe ſie quälen. Sie „verliert dabey nicht weniger von der phy„ſiſchen als moraliſchen Seite. Sie hat „in ihrem Weſen etwas linkiſches, ſie iſt „ärgerlich, mürriſch, und zankt ſich mit „der ganzen Welt. Da fallen Auftritte „zwiſchen ihr und ihrer Mutter vor! . . . „Freund, ich kann Dich nicht tadeln, daß „Du liebſt, aber wenn deine Leidenſchaft „nicht durch Gegenliebe vergolten würde, „wie unglücklich könnteſt Du werden! Le„be wohl, und überleg es.“

Ich erröthete, als ich dieſen Brief las, über die Rolle, zu der ich mich in dieſem Han„del hatte brauchen laſſen. Ich ſelbſt, ſagte ich, ja ich ſelbſt bin der Urheber dieſes Ver„

brechens: ich bins — — hätte ich seine heimliche Reise nicht zugegeben, so hätte er Luisen nicht sehn, das junge unerfahrne Mädchen nicht um ihre Tugend betrügen können. O, Unvorsichtiger, was hast du gethan? . . Wenn ich nur den Obersten kennte, der sie heurathen soll. Ich würde ihn meinem Fehler gestehn, ihm die heimliche Verschwörung gegen seine Ehre entdecken, und verhindern, daß ein ehrlicher Mann auf eine so schändliche Weise betrogen würde. Ja ich will ihn ausforschen, ich will ihn aufsuchen, er soll alles erfahren. Ich will das Unglück seines Lebens nicht auf meinem Gewissen haben. Doch was will ich? Darf ein elender Unterhändler in dem verworfensten Geschäfte sich erkühnen den Mund aufzuthun? In die Nacht der tiefsten Vergessenheit muß ich das Andenken daran zu vergraben suchen, und mein ganzes Leben wird kaum hinreichen, einen Fehltritt auszubüßen, der die Gesetze der Ehre und Tugend gleich sehr beleidigt.

Ich antwortete Duverly, aber in einem sehr ernsthaften Ton. Ich zeigte ihm sein Unrecht, und die Schändlichkeit der Rolle, die er mich spielen lasse. Ich ersuchte ihn,

sich einen andern Vertrauten zu wählen, und schloß damit, daß ich ihn beschwor, mir kein Wort mehr von einer Intrigue zu sagen, an der Theil genommen zu haben ich mir nie verzeihen werde.

Ich weiß nicht, was dieser strenge Brief für einen Eindruck auf ihn machte. Vier Monate verflossen, ohne daß ich die mindeste Nachricht von ihm erhielt: Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von Mad. de Myrsange, mit der traurigen Nachricht, daß mein Vater gestorben sey . . . Ich flog sogleich nach Grenoble, wo ich in meinem väterlichen Hause Trauer und Bestürzung fand. Ich hatte nur sehr weitläuftige Verwandte in der Stadt, und beschloß, sie sogleich zu verlassen, als ich die Hand meiner Geliebten erhalten haben würde. Ihre Mutter, dem meinem Vater gegebenen Worte treu, hatte auch jetzt noch die besten Gesinnungen gegen mich.

Ich hatte gehofft in Grenoble einen Freund zu finden, der mich trösten und Theil an meinem Schmerz nehmen werde. Stellt euch mein Erstaunen vor, als sich nichts von ihm sehen noch hören ließ. Ich ging in die Straße, wo Frau de Roches wohnte, ich

fragte

fragte nach ihr, und erfuhr zu meinem gröſsten Erſtaunen, daſs ſie Grenoble ſeit acht Tagen verlaſſen habe, und daſs man nicht wiſſe, wo ſie ihren neuen Wohnſitz aufgeſchlagen habe. Nun zweifelte ich keinen Augenblick länger, Duverly und ſeine niederträchtige Gehülfinn hätten die unglückliche Luiſe entführt, und mein Freund habe mir aus Furcht, von neuem Vorwürfe zu bekommen, von der ganzen Sache nichts gemeldet. Was mir aber am unerklärlichſten war, niemand in der ganzen Stadt wollte weder dieſe Luiſe noch ihren Vater kennen. Doch, dacht' ich, da du den Namen des Alten nicht weiſst, ſo wird es freylich ſchwer halten, etwas zuverläſsiges zu erfahren.

Kurz, mein Freund war verſchwunden. Er hatte mich verlaſſen, und zuerſt die Bande unſerer Freundſchaft getrennt. Es ging mir eine Weile nah: da ich aber die Verdorbenheit ſeines Charakters überlegte, ſo hielt ich es bald für ein Glück, von ihm getrennt zu ſeyn. Ich ſuchte ihn zu vergeſsen, und es gelang mir. So gewiſs iſt es, daſs das Laſter rechtſchaffenen, unverdorbenen Seelen ſo verhaſst iſt, daſs auch die glänzendſten Eigenſchaften,

wenn sie mit ihm verbunden sind, ihren Werth verlieren.

Unterdeß besuchte ich meine Braut täglich, und in der That fand ich, daß Duverlys Schilderung von ihr nicht übertrieben sey. Sie hatte alle jene Fehler, die er ihr Schuld gab: sie war linkisch, mürrisch, ärgerlich. Ihre Mutter, vor der sie sich scheute, nöthigte sie mir die Hand zu geben. Es war der letzte Wille meines Vaters. Ich war entschlossen sie zu nehmen, aber ohne Liebe. Meine Neigung ward von Tag zu Tag schwächer: ich folgte weniger ihr, als dem Verlangen der Frau von Myrsange, einer gewissen Convenienz, die ich dabey zu finden glaubte, oder vielmehr meinem bösen Stern, der mich nach dem Abgrund zuführte, in dem ich nun schlechterdings einmal umkommen sollte. Oft machte ich den Versuch, ihre Gesinnungen gegen mich auszuforschen, und ich glaubte zu bemerken, daß sie, wenn auch keine Neigung für mich, doch auch keine Abneigung gegen eine Verbindung mit mir habe. Kurz alles vereinigte sich, mich in meinem unglücklichen Entschluß zu bestärken. Der Tag der fatalen Ceremonie ward angesetzt, ich führte Adelheid

zum Altar, und führte ſie zurück, ohne Freude, ohne Verdruß, bloß mit einer Art von Unruhe, die ich mir nicht erklären konnte. Wie wir nach Hauſe kamen, verlangte meine Gattinn mit mir und ihrer Mutter ins Geheim zu ſprechen. Wir gingen zuſammen in ein entlegnes Zimmer. Hier ſahn wir ſie mit Erſtaunen zu unſern Füßen fallen, und dieſe unerwartete Anrede an uns halten:

»Mutter, Sie haben mich gezwungen,
»Herrn Dorance meine Hand zu geben . . .
»Sie wiſſen, was für Kämpfe mich's gekoſtet, wie vielmal Sie mich entrüſtet von ſich »geſtoßen . . . Laſſen Sie mir, ums Himmels willen, laſſen Sie mir Zeit, ihn beßer »kennen, ihn mehr ſchätzen zu lernen, und »mich der Zärtlichkeit werther zu machen, die »er für mich hegt . . . Ich begehre nur »zwey Monate. Erlauben Sie mir, daß »ich mich nach St. Marcellin zu Ihrer »Schweſter, meiner guten Tante, begebe. »Dort will ich mich ſammeln. Dort will ich »alles aufbieten, die Liebe eines Mannes zu »erwiedern, der mehr Zärtlichkeit und keinen »Undank von mir verdient. O, liebe Mut»ter, und Sie mein Herr, erweiſen Sie mir

„dieſe Gnade, ich bitte fußfällig. Können „Sie mirs abſchlagen?“

Schon wollte Frau von Myrſange in Vorwürfe und Drohungen gegen ihre Tochter ausbrechen: allein ich war ſo gerührt, ihre Worte, ihre Stellung machten einen ſo tiefen Eindruck auf mich, daß ich es für Grauſamkeit hielt, eine, dem Anſehn nach, freylich ſonderbare Bitte abzuſchlagen, die aber ſo viel zur Beruhigung der unglücklichen Adelheid beytragen konnte. Ich vereinigte mich alſo mit ihr, die Einwilligung ihrer Mutter zu erhalten. Sie gab ſie endlich, doch mit dem größten Verdruß. Sie überhäufte ihre Tochter mit Verwünſchungen, und ſchwur, ſie nicht wieder vor ihre Augen zu laſſen. „Mein Herr, fuhr ſie fort, ſie gehört Ihnen: ich habe keine Rechte mehr auf ſie: laſſen Sie ſie gehen, wohin es Ihnen gefällt: ich aber mag nie wieder etwas von ihr hören: nein niemals! Sie macht das Unglück meiner alten Tage!“

Wirklich verließ ſie uns auch auf der Stelle, und war nicht zu bewegen, ihrer Tochter einen Brief an ihre Schweſter, die Frau von Reigny, mit zu geben. Ich war

ſo ſehr außer mir, als ſie ſelbſt. Ich gab ihr einen treuen Bedienten, und ſie ſtieg ſogleich mit ihrer Kammerfrau in den Waaen. Sie fuhr fort, und kam den folgenden Tag in St. Marcellin an. Nach zwey Tagen kam der Bediente mit einem Brief von Adelheid zurück, in dem ſie mir für die gegebene Erlaubniß dankte, und mir verſicherte, daß dieſer Beweiß von Großmuth nie aus ihrem Andenken verſchwinden werde, und daß er ſchon anfange, mir den Beſitz ihres Herzens zu verſichern.

Kaum war ich verheirathet, und hatte ſchon keine Frau mehr. Ich blieb noch einen Monat in Grenoble, nach deßen Verlauf ich das Unglück hatte, meine Schwiegermutter zu verlieren. Das Betragen ihrer Tochter, das ſie gleichwohl noch lange nicht in ihrer ganzen Schwärze kannte, vielleicht Reue, daß ſie ſie genöthigt, ſich gegen ihre Neigung zu verheirathen, alles das zog ihr eine heftige Krankheit zu, an der ſie nach wenig Tagen ſtarb; ſie war nicht zu bewegen, ihre Tochter vor ſich kommen zu laſſen, noch ihr in den letzten Augenblicken zu vergeben. Von nun an war mir der Aufenthalt in Grenoble zuwi

der, ich beschloß meinen beständigen Aufenthalt in Paris zu nehmen. Vorher wollte ich aber eine kleine Reise nach St. Marcellin machen, meine Gattinn besuchen, und einen Versuch anstellen, ob ich sie bewegen könne, mir zu folgen. Ich schrieb ihr also, meldete ihr den Tod ihrer Mutter, und meinen Plan, und schloß mit der Bitte, daß sie meinen Vorschlag annehmen und mir nach Paris folgen möchte.

Ich schickte den Brief ab, brachte meine Angelegenheiten in Grenoble in Ordnung, und machte mich auf den Weg nach St. Marcellin. Doch es ist Zeit, daß ich neue Aufschlüße über das Benehmen meiner Gattinn und des treulosen Duverly gebe.

Kaum hatte er nach dem Tode meines Vaters die Nachricht von meiner Ankunft in Grenoble erhalten, als er sich auf der Stelle entschloß die Stadt zu verlassen, aus Furcht meinen Argwohn rege zu machen. Ueberdieß konnte er bey meiner Anwesenheit nicht hoffen, die strafbare Adelheid so leicht zu sehen, und er würde in großer Verlegenheit gewesen seyn, wenn ich von seiner Intrigue mit der angeblichen Luise genauer hätte wollen unterrichtet

seyn. Nach vielen Berathschlagungen, die Adelheid, Duverip und Frau von Roches in dieser Absicht anstellten, ward beschlossen, daß die beyden letztern nach St. Marcellin in die Nähe der Frau von Reigny, Schwester der Frau von Myrsange, ziehen, und Adelheid, so wie auch wirklich geschah, die Erlaubniß von mir und ihrer Mutter zu erhalten suchen sollte, einige Zeit ohne mich hier zu leben. Frau von Roches, ein einschmeichelndes, verschlagenes Weib, war unter verändertem Namen nach St. Marcellin gekommen, hatte Duverip für ihren Sohn ausgegeben, und beyde hatten so genaue Freundschaft mit Frau von Reigny errichtet, daß sie ganze Tage zusammen zubrachten, und fast in Einem Hause wohnten. Nun kam auch Adelheid und vermehrte die edle Gesellschaft. Sie erzählte ihrer Tante, ihre Mutter habe sie gezwungen mich zu heirathen, und da unsre Gemüthsart nicht zusammen stimmen wolle, so hätten wir ihr beyde erlaubt, einige Zeit bey ihr zuzubringen, bis sie ihren Widerwillen überwunden, und sich stark genug fühlen würde, sich in das eiserne Joch der Nothwendigkeit zu fügen. Die gute Tante war betagt, und leichtgläubig:

sie gab sich zu allem her, und stellte ihrer Mitschwester Frau von Raymond (das war der angenommene Name der von Roches) und ihren Sohn als ein paar Freunde vor, die sie unendlich schätze. So überließen sich diese drey verächtlichen Geschöpfe ihren schändlichen Ausschweifungen unter den Augen einer ehrwürdigen Tante, die weit entfernt, das Geringste von diesem höllischen Komplot zu ahnden, ihnen vollkommene Freyheit ließ, sich zu sehen und zu unterhalten.

Indeß kam mein Brief, und setzte die Strafbaren in einige Verlegenheit. Dáverly entfernte sich Hals über Kopf, und meine Gattinn, kaum mag ich es auszusprechen, deren Schwangerschaft schon weit vorgerückt war, legte sich ins Bett, und stellte sich, als habe sie plötzlich eine heftige Krankheit überfallen. Ich kam nach St. Marcellin, und fand an ihrem Bette die alte Tante und die elende von Roches, die ich nicht von Person kannte. „Ach! rief diese, die arme gute Frau! Wie sie die Nachricht vom Tod ihrer Mutter erhielt, ward sie gleich blaß, das Fieber schlug dazu, und sie mußte das Bett suchen. Meine Mutter ist gestorben, sagte sie, ohne ihren

ſtand in Seegen verwandelt zu haben! Wo gibt es ein unglücklicheres Weib, als ich bin? — — Vergebens ſuchten wir ſie zu tröſten, ihre Tante, mein Sohn und ich: nichts vermochte es, als die Nachricht von Ihrer Ankunft. Ich ſoll alſo meinen theuren Gatten wiederſehn, ſagte ſie: . . . ach, er verzeihe mir, und ich ſterbe zufrieden . . .“

Unter dieſen Worten der Verzweiflung nahte ich mich dem Bette meiner Gattinn und redete ſie alſo an: „Liebe Adelheid, Sie wiſſen, ob ich je die Abſicht gehabt habe, Sie zu tyranniſiren . . . Sie wünſchten einige Zeit bey Ihrer Tante zuzubringen: ich habe es bewilligt. Jetzt haben Sie keine Mutter mehr: es bleibt ihnen nichts als ein Gatte, aber ein zärtlicher, treuer Gatte . . . Haben Sie die Gefälligkeit für ihn, ihm nach Paris zu folgen, wo er künftig ſeinen Aufenthalt nehmen will, und ſeyn Sie verſichert, ſein ſüſſeſtes Geſchäfte wird die Sorge für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit ſeyn.“

Adelheid antwortete mir mit ſchwacher Stimme: ſie fühle lebhaft ihr ganzes Unrecht gegen mich, ihr feſter Vorſatz ſey, es wieder gut zu machen, nur bäte ſie um die Erlaub-

niß, noch drey Monathe in der Einsamkeit den Tod der besten Mutter zu bereinen, dieß sey die letzte Frist, nach deren Verlauf sie bereit sey, meinen Befehlen unbedingt zu gehorchen. „Es ist nicht mehr Gleichgültigkeit, die mich diese Sprache führen läßt, setzte sie hinzu. Nein, nein, liebster Dorami, Ihr Verfahren, Ihre Großmuth hat mir über meine Ungerechtigkeit die Augen geöffnet. Sie ist groß, und nie werde ich mir sie vergeben. Reisen Sie, lieber Mann, reisen Sie, in drey Monathen sollen Sie Ihre Adelheid wiederfehn, nicht die ungerechte, unbeständige Adelheid, die Ihre Hand nur mit Schrecken annahm, sondern eine folgsame, zärtliche, liebende Gattinn, die fest überzeugt ist, auch das längste Leben sey zu kurz ihr Unrecht gegen Sie gut zu machen.“

Vielleicht glaubt Ihr, meine Lieben, auch diese Betheurungen seyn nur verstellt gewesen: aber nein, sie kamen wirklich aus ihrem Herzen. Meine Sanftmuth, meine Güte hatten sie gerührt. Sie bereute ihre Verbrechen, und nahm sich vor, künftig mit mir nach den strengsten Gesetzen der Sittlichkeit und des Anstands zu leben. Allein sie war

schen im achten Monath schwanger: sie wünschte, daß ich abreisen möchte: sie fürchtete, ich möchte Zeuge ihrer und meiner Schande werden . . . Ach, wie viel, wie heiße Thränen vergeß sie nicht! Wenn ihr sie hätte sehen sollen, meine Kinder, es würde euch gerührt haben. Da ich vollends die wahre Quelle dieser Thränen nicht kannte, so erweichten sie mich vergestalt, und erneuerten meine alte Leidenschaft so, daß ich mich näherte, sie zu trösten, und zu umarmen. „Nein, rief sie aus, und wehrte mich von sich ab, nein, edler Mann, ich bin nicht werth . . . Mein Betragen gegen Sie . . . ach! verfolgen Sie diese Beweise der Zärtlichkeit für glücklichere Zeiten auf. —“ Die von Roches stand unbeweglich wie eine Bildsäule bey diesem Auftritt. Sie wußte nicht, ob es Adelheiden Ernst mit dem sey, was sie sage, oder ob sie nur Komödie spiele. Die gute alte Tante weinte ein paar Thränen, und brummte leise zwischen den Zähnen: „Hm! die guten jungen Leutchen! sie sind recht brav . . . . Mein lieber Neffe! meine liebe Nichte! Wenn Raymond da wäre. Mit seiner vermünschten Reise! Da hat er eine schöne Cour, einen

erbaulichen Auftritt versäumt . . . Er ist ein recht braver Mensch: er wird gewiß eben so gut mit seiner Frau umgehn . . ich muß nur auf eine gute Partie für ihn denken." Die von Roches winkte ihr zu und hätte sie gern zum T : : gewünscht. Ob sie gleich wußte, daß ich diesen Raymond nicht kannte, so fürchtete sie doch, ich möchte ihn errathen: Die Verbrecher sind immer furchtsam, und in beständiger Sorge und Angst, das entfernteste Zeichen möchte sie verrathen. Der aufmerksame Beobachter könnte ihre Plane oft zuerst durch das entdecken, was sie thun, sie zu verbergen.

Ich blieb zwey Tage in St. Marcellin. Meine Gattinn, die ihre Krankheit vollkommen in ihrer Gewalt hatte, ward zusehends besser, ich ließ sie in den besten Umständen zurück, und reiste vollends nach Paris, wo ich in einer der besten Straßen eine Wohnung miethete. Einen Monat nach meiner Ankunft erhielt ich einen Brief von Duverie, der mich in keine geringe Verwunderung setzte.

„Wirst Du mein langes Schweigen entschuldigen, lieber Dorance, wenn ich

»Die die Ursachen derselben angeht? Ei-
»nige Tage vor dem Tode deines Vaters
»entdeckte der Vater meiner Liebe meinen
»Umgang mit seiner Tochter. Nachdem
»er sehr die heftigsten Vorwürfe gemacht,
»entschloß er sich, Grenoble zu verlassen,
»und in dem benachbarten Flecken Bourg
»d'Oysans eine Wohnung zu miethen.
»Jean von Nochet meldete mir diese Nach-
»richt, die mich wie der Donner traf. Der
»Vater drohte mich umzubringen, wenn
»ich ihm in den Weg käme. Was sollt'
»ich anfangen? Ich gerieth in Verzweif-
»lung. Ich schlug meiner Mahme vor,
»eine Reise zu machen. Sie ward zu-
»frieden, und wir traten sie zusammen an.
»Ich meldete Dir damals nichts davon . .
»ich war in solcher Verwirrung . . . Du
»hättest mir verboten, Dir von meiner
»Liebe etwas zu sagen. Deine Stren-
»ge . . eine Kette von Unglücken . . kurz,
»vergib mir mein Schweigen Ich un-
»terbreche es, um Dich zu beschwören,
»einen unglücklichen Freund bey Dir auf-
»zunehmen, der bald nach Paris kommen
»wird, dort für Kummer zu sterben . .

„Meine Luise ist im Begriff, ihren Ober„sten zu heirathen: doch ist sie schon, darf „ich Dirs gestehen! : sie ist schwanger. „Das arme Kind! Ich weiß nicht, was „ich anfange, daß ihr Vater nichts merkt. „Es bringt mich noch um meinen Ver„stand, wahrlich, es bringt mich noch „um den Verstand. Gib mir einen gu„ten Rath! Dieß ist die letzte Gefällig„keit, um die ein unglücklicher Freund Dich „bittet, der seine Fehler erkennt, und der „bey allem, was ihm heilig ist, schwört, „daß er nie wieder ähnliche Vergehen „sich zu Schulden kommen lassen wird, „wenn Du ihm erlaubst, neben Dir, un„ter deinen Augen zu leben, und dein „Vorbild zu nahen.

„Antworte mir unter der Adresse: an „Hrn. Pürkt in Bourg d'Oysans "

Ich las diesen Brief einigemal, und Mitleid erwachte in meinem Herzen. Ich war im Begriff zu antworten, daß ich mei„ne Wohnung gern mit ihm theilen werde, als ich einen Brief von meiner Gattinn erhielt, die mir meldete, sie sey vollkommen wieder hergestellt, und die bestimmten drey Monate

kämen ihr in der Entfernung von mir zu lang vor. Sie hoffte mich in sechs Wochen wieder herzusehen, und werde alles thun, was in ihren Kräften stehe, mich glücklich zu machen.

Ich gerieth in Entzücken über diesen Brief, und vergaß in der Freude meines Herzens, Duverlys Brief zu beantworten. Einst, als es mir wieder einfiel, und ich wirklich Anstalt dazu machte, meldete mein Diener einen Bauer, der, wie er sage, mich sogleich sprechen müsse. Ich ließ ihn herein kommen, und fragte ihn: was er wolle? Statt der Antwort stellte mir der Unbekannte einen Brief zu. An der Addresse sah ich, daß er von Duverly war.

„Liebster Dorance, wie wirst du die Bitte „aufnehmen, die ich im Begriff bin, an „Dich zu thun? Wirst du mir diesen „großen Dienst erzeigen? Ich bin Va„ter. Luise ist niedergekommen. Ein „schönes Mädchen ist die Frucht unsrer „strafbaren Liebe. Mein Freund Piriet „hatte den Alten auf eine gute Art ent„fernt, und Luisen der Sorge seiner Frau

„überlassen. Während dieser Zeit —
„was soll ich sagen? Es kömmt alles dar-
„auf an, das Kind zu verbergen und es
„dem argwöhnischen Auge des Vaters und
„des Obersten zu entziehen, der täglich
„erwartet wird. Ich habe nur Einen
„Freund, und diesem schick' ich es. Nimm
„es auf, Dorance, nimm dieses Pfand
„der zärtlichsten Liebe auf. Gib ihm Dei-
„nen Namen am Taufstein, oder wenn
„dein Herz, wenn deine Delikatesse
„sich gegen meine Bitte sträubt, so laß
„das unglückliche Geschöpf in eins von
„den Häusern bringen, die den zarten
„Schlachtopfern der Dürftigkeit und Elfer-
„sucht offen stehn. Ach! aber welch ein
„Trost würde mir's seyn, es in dei-
„nen Händen zu wissen; wenn Du Dich
„entschließen könntest, es bis zu meiner
„Ankunft in Paris, die in kurzem erfol-
„gen wird, aufzunehmen! O Dorance
„erinnere Dich der Freundschaft unserer
„Jugend! Thue alles für deinen Freund,
„daß er Dir mehr als das Leben, daß er
„Dir die Ruhe seines Lebens verdanke!"

Ich

Ich befand mich, nachdem ich diesen Brief gelesen, in einer sonderbaren Lage. „Wo ist das arme Kind?“ fragte ich.

„Gnädiger Herr, hab's auf dem Schiebkarren hergefahren; 's ist unten im Hofe.“

„Im Hofe? Mein Gott, solch ein Skandal zu geben. Aber in aller Welt, was soll ich mit machen? Der unverschämte Mensch!“

„Ey nu, wenn's der Herr nicht brauchen können, dürfen Sie nur befehlen. Ich fahr's gleich ins Findelhaus. Das ist bald geschehen“

„Wartet! Gott welche Verlegenheit! Was soll ich thun?“

Noch war ich unschlüssig, als eine Weibsperson mit einem Kinde hereintrat, und mirs in die Arme legte . . „Da, mein schöner Herr, da ist das arme kleine Ding! Da ists! Können Sie's übers Herz bringen?“

„Warum nicht? Gehört das Kind mir? geht es mich das mindeste an?“

Die arme Kleine! sie weinte, sah mich wehmüthig an, (sie war schon ein paar Wochen alt) und machte mir das Herz ganz weich. Ich drückte das Kind an die Brust und lächelte es an. Die Frau, die mirs gebracht

hatte, war seine Amme, ich behielt sie gleichfalls.

„Gnädger Herr,“ sagte sie, „es ist eine kleine Tochter, sie ist noch nicht getauft.“

„Gut, wir beyde wollen seine Pathen seyn. Aber was für ein Ansehn soll ich nur der Sache geben, was wird man von mir denken?“

„Sie dürfen's ja nur für ein ausgesetztes Kind ausgeben, das Sie aus Barmherzigkeit aufgenommen haben.“

Ich befolgte diesen Rath und ließ den Pfarrer des Sprengels kommen, dem ich die Sache, so wie sie mir begegnet war, erzählte. Der würdige Mann hörte meine Erzählung ohne beleidigende Zweifelmienen an und noch denselben Abend ward das Kind getauft. Ich ließ ihm den Nahmen Klara Adelheid Duverly nach seinem Vater geben, und es sodann unter meinen Augen erziehen. Von dem treulosen Freund, der mich in diese Unruhe gestürzt hatte, bekam ich fast in sechs Jahren nicht die geringste Nachricht.

Hier ward Candor in seiner Erzählung von Klärchen unterbrochen, die ihm mit einem Strohm von Thränen in die Arme fiel, und ausrief: „Ach, mein Vater! mein Herr,

ich weiß nicht mehr, wie ich Sie nennen soll... Ich sehe nun wohl, ich, ich bin dieß unglückliche Kind. Gott, und Sie stießen mich nicht von Ihrem Herzen. Himmel! welche Güte, welcher Edelmuth!“

„Ja, Klärchen,“ erwiederte Candor, „ja du bist die Frucht der schändlichsten Ausschweifung. Du siehst, wie verächtlich der Mann ist, dem Du das Daseyn verdankest. Aber solltest Du dafür büßen? Solltest Du allein die ganze Strafe der Missethat dulden? Ach! Deine Geburt ist dein einziges Verbrechen! Du hast es vollkommen ausgebüßt durch deine Freundlichkeit, deine Zärtlichkeit für einen Barbaren — der ihrer nicht werth war. O höre, höre und zittre im voraus für dem, was Du hören wirst!“

Vor allen Dingen muß ich euch erklären, aus welchen Gründen Duverly und meine Gattinn mir die Frucht ihrer strafbaren Liebe zuschickten. Adelheid, durch mein Betragen gerührt, fühlte Reue. Die Stimme ihres Gewissens war erwacht. Nach meiner Abreise von St. Marcellin machte sie der Roches die bittersten Vorwürfe. „Ja, sagte sie zu ihr, ja, treulose Freundinn, Sie haben mich in das Verderben gestürzt. Wer wird mich

aus den Abgrund ziehen? Wer wird mich eines nur allzuedlen Gatten würdig machen? Ach, unglückliche Adelheid, was hast du gethan? . . du hast Dich den schändlichsten Ausschweifungen ergeben. Auf blumigen Pfaden hast du dich in ein Labyrinth führen lassen, aus dem du dich nur auf Dornenwegen retten kannst. Verworfener Duverly! Du hast mich verführt: du hast deinen Freund betrogen! und welch einen Freund! Gott, könnt' ich mich nur vor mir selbst verbergen!"

Die Roches, ganz betroffen über diese plötzliche Sinnesänderung, hinterbrachte sie Duverlyn auf das schnellste. Dieser schmeichelte sich, Adelheidens Herz wieder zu gewinnen. Aber umsonst. Meine Gattinn blieb unerbittlich, sie drohte dem Verräther, ihm einen Dolch ins Herz zu stoßen, wenn er sich erfreche, ihr je wieder unter die Augen zu treten. Sie erbat sich nur noch Eine Gunst von ihm, ihr Kind nach Paris zu ihrem Manne zu schicken. „Ich werde sie sehen, die unglückliche Frucht meines Verbrechens, rief sie aus, ich werde sie erziehen, und ihre Gegenwart soll mir jeden Augenblick Aufforderung seyn, mein begangenes Unrecht durch die größte Zärtlichkeit und Treue gegen den großmüthigsten, edelsten Mann zu vergüten."

Duverly versprach es, schlechterdings aber konnte er ihre Einwilligung nicht erhalten, künftig mit uns zu leben. Die Liebe für den Verbrecher hatte sich in Haß verwandelt, sie verbot es ihm ausdrücklich, und drohte, ihrem Gatten alles zu entdecken, wenn er je die Vermessenheit hätte, den Frieden unsers Hauses stören zu wollen. Da Duverly sah, daß weiter nichts für ihn zu thun war, so wählte er einen sichern Mann und eine Amme, und schickte mir das Kind auf die gewöhnliche Art nach Paris. In der Ueberzeugung, daß Adelheid ihrem entworfenen Plan treu bleiben würde, verließ er freywillig das Reich, und brachte ohngefähr sechs Jahr außer Landes zu, ohne mir Nachricht von sich zu geben.

Indeß war ich in Paris noch nicht außer aller Verlegenheit. Ich wußte nicht, wie ich meiner Gattinn das Kind vorstellen sollte, ohne einen für mich schimpflichen Argwohn bey ihr zu erregen. Wie konnte sie sich meine Vorsorge für dasselbe erklären? Was für einen Anstrich sollte ich der Sache geben? Ich war eben Willens, es samt seiner Amme auf ein Dorf in die Nähe von Paris zu schicken, als ein Wagen vor meiner Thüre hielt. Ein Frauenzimmer stieg heraus, es

war Adelheid. Sie selbst, sie stürzte in meine Arme, vergoß einen Strohm von Thränen, nannte mich ihren lieben, ihren edelmüthigen Gatten. Unsere Zähren vermischten sich. Sie erbat sichs als eine Gnade, daß ich sie aufnehmen, und ihr Unrecht verzeihen möchte . . „Es ist groß, sehr groß, rief sie, allein wie sehr verkannte ich Sie, würdiger Mann. Wie ungerecht war ich gegen Sie! Ach! dieß wird künftig mein einziger Kummer seyn: nie werde ich mir mein unvernünftiges Betragen verzeihen, das mir jetzt selbst unbegreiflich ist!“

„Vergessen Sie das! meine Liebe, lassen Sie uns beyde unsre begangenen Fehler vergessen : : : Ach, wenn Sie meine Unbesonnenheit kennten“ — —

„Unbesonnenheit? Dorance; nein ich weiß alles. Ich habe gehört, was Sie für einen unwürdigen Freund gethan haben. Er hat sich erkühnt, Ihnen die Frucht einer verbotenen Liebe mit einer gewissen . . . Laise zu schicken. Die Frau von Roches hat alles entdeckt!“

„Sie kennen die Nichtswürdige?“

„Meine — Meine Tante kennt sie. Sie hat ihr alles erzählt, und Frau von Reigny hat mirs im Vertrauen gesagt“ . . .

„Meine Liebe, Sie ſollen das Kind nicht vor Ihren Augen behalten . . . ich will es entfernen, es iſt weder billig noch ſchicklich“ — —

„Wie, lieber Mann, ich ſollte fordern . . . Nein! die Liebe darf die Wohlthaten der Freundſchaft nicht hindern. Sie haben es aufgenommen, Ihr Freund glaubt es bey Ihnen aufgehoben. Erlauben Sie, daß ich dem Muſter der Großmuth, das ich vor mir habe, nachſtrebe... Ihre Bedenklichkeiten räumen vollends allen Argwohn hinweg, zu dem dieſes Kind hätte Veranlaſſung geben können, wenn ich nicht ſo gut wie Sie den Zuſammenhang der Sache wüßte. Kurz, behalten Sie's, heraus ben Sie ſich meinetwegen nicht dieſes Pfandes der Freundſchaft . . . . Ich geſtehe, nur eine Liebe wie die meinige kann ſo etwas genehmigen . . . Doch ich bin entſchloſſen, Ihnen dieſe Gefälligkeit zu erzeigen, und Ihnen dadurch meinen : : Gehorſam zu beweiſen. Behalten Sie's, behalten Sie's, ich bitte ſelbſt darum“ — —

„Aber, meine Beſte, iſt es billig, daß wir auf ein fremdes Kind eine Vorſorge verwenden, die wir vielleicht auf“ . . . „Ich verſtehe Sie, mein Freund; allein ſind wir

nicht reich? können wirs nicht? Sein Vater hat es verlassen. Er ist, ich weiß es, nicht mehr in Frankreich — Seine Luise ist verheirathet. Er darf sie nicht sehen, sie hats ihm ausdrücklich verboten. Ach wenn Sie die Reue dieser Person hätten sehen sollen. Meine Tante und die von Roches haben mirs so ausführlich geschildert, daß ich die Szene selbst vor mir zu sehen glaube . . Kommen Sie, mein Bester, lassen Sie uns alles für einen Freund, für eine unglückliche Mutter thun. Vielleicht ist ihr die Freude beschieden, es einst wiederzusehn, in ihre Arme zu nehmen. Wie wird sie uns danken, daß wir es ihr erhielten!"

„Liebenswürdige Adelheid, nein, das hätte ich nicht erwartet" . . .

„Ach, mein Bester, wie gern gäb' ich mein Leben darum, nur um Sie von der Aenderung meiner Denkungsart zu überzeugen. Diese geringe Aufopferung, — wenn es eine ist — wird sich mir herrlich belohnen, wenn sie etwas beyträgt, die Bande unserer Liebe fester zu schlingen. Möge die kleine Unschuldige uns ewig durch ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit erinnern, daß sie das Siegel unserer Wiedervereinigung war."

So sprach Adelheid, und so sichtbar sich in ihren Worten und Geberden Verwirrung und Unruhe zeigte, so argwohnte ich doch nichts weniger, als den wahren Grund davon. Ich hatte nur Augen für die Gefälligkeit und Selbstverleugnung, wovon sie sich das Ansehen so geschickt zu geben wußte, daß ich vollkommen getäuscht wurde, und sie mit Wärme umarmte. Gleichwohl war ich noch nicht fest entschlossen, das Kind stets bey mir zu behalten; allein sie wußte sich so geschickt zu benehmen, daß sie mich ganz dazu beredete. Und wirklich waren ihre Gründe sehr scheinbar. So bald sie bemerkte, daß ich kalt gegen ihre Tochter war, so wußte sie mich gleich durch eine rührende Idee über das Schicksal verlassener Kinder umzustimmen, und wenn sie mich nun so sehr erweicht hatte, als nur möglich war, so nahm sie einen strengern Ton an, und wußte ihre Gefälligkeit gegen Duverly, und ihre Bereitwilligkeit, mir meine kleinsten Wünsche an den Augen abzusehn, sehr geschickt geltend zu machen. Sie befahl sodann, daß man ihr Klärchen bringen solle, nahm sie auf die Arme und sagte: „Sieh einmal das arme kleine Ding, wie ähnlich sie ihrer Mutter sieht! ihr leibhaftes Ebenbild! die unvorsichtige Luise! — ich hab' sie wohl

gekannt! Wer hätte sich ihre Neigung für den Verführer träumen lassen! Ganz Grenoble hatte die besten Ideen von dem Mädchen . . . ich selbst . . . meine Mutter ach! meine Mutter stellte sie mir oft zum Muster dar . . . ja, vollkommen ihre Augen, ihr Mund . . Armes kleines Ding, du sollst die Sünden deiner Eltern nicht büßen.«

„Aber, liebe Adelheid, wie kömmt's nur, daß ich diese Luise in Grenoble nie habe kennen lernen« ? ?

„Wie, mein Bester, Du kennst ihren Familiennahmen nicht einmahl? Du solltest ihren Vater nicht gekannt haben? Es würde Dir gewiß einfallen, wenn ich ihn nennen wollte, aber nein . . . durch meinen Mund soll er Dir nicht bekannt werden. Die rechtschaffene Familie verdiente diese Beschimpfung nicht: verzeih mir also, mein Bester — —«

Ich gestehe, daß mich dieses geheimnißvolle Wesen etwas in Verwunderung setzte, allein ich schrieb diese Zurückhaltung auf eine vielleicht übertriebene Delikatesse, und bewunderte das Herz und die edlen Gesinnungen meiner Gattinn nur destomehr. Vielleicht kömmt es Euch vor, meine Lieben, als ob ich etwas zu leichtglaubig gewesen, allein

wenn ihr, so wie ich, den Zusammenhang der Intrigue nicht gewußt hättet, ihr würdet eben so hintergangen worden seyn. Und dann ist von Natur meinem Herzen nichts fremder, als Mistrauen und Argwohn. Kurz, ich war wahrscheinlich bestimmt, in alle Schlingen zu fallen, die man mir legen würde. Und dann, hätt' ich auch damals die Wahrheit entdeckt? was hätt' es mir geholfen? Das Unglück war geschehn: es war zu spät, mir die Augen zu öffnen. Und wollte Gott, es wäre mir alles ewig im Dunkel geblieben!

Ich lebte so sechs Jahre mit meiner Gattinn in der zärtlichsten Harmonie. Klärchen wuchs unter unsern Augen heran. Adelheid liebte sie sehr, erlaubte ihr, sie Mutter zu nennen, und hieß sie oft ihre Tochter. Auch ich nannte sie Tochter, und ließ mich von ihr Vater nennen. Wer das Mädchen nur sah, ward ihr gut. Sie verrieth früh Verstand und ein gutes Herz. Wir beschlossen, allen Fleiß auf ihre Erziehung zu wenden, und sie zuerst in ein Kloster zu thun. Wir wählten dazu das Kloster der Benediktinninnen in der Vorstadt St. Antoine. Um die Zeit schenkte mir meine Gattinn einen Sohn . . . verzeiht meinen Thränen! Die Sunden mei-

ne Herzens öffnen sich bey diesem Namen. Er beginnt die Reihe meiner Verbrechen: ac meine Kinder, wie sehr werdet ihr mich vabscheuen!

Ich hatte keine bestimmte Beschäftigung, u war Vater. Dieser ehrwürdige Titel er·wkte meinen Ehrgeiz. Ich erfuhr, daß die Irson die nach meines Vaters Tode seine Celle beym Parlament von Grenoble gekauft, ein gestorben, und daß sie noch nicht ver·kast sey. Die Lust erwachte in mir, eine Stelle zu bekleiden, in der meine Vorfahren sich ausgezeichnet hatten, und ich redete mit mei·ner Gattinn davon. Sie widersetzte sich an·fangs, ohne Zweifel um nicht in einer Stadt zu wohnen, wo alles sie an ihre alten Ver·gehungen erinnern mußte; endlich aber fügte sie sich doch, und wir reisten dahin ab. Meine Gattinn säugte ihren Sohn selbst, wir nahmen ihn mit uns, und ließen uns in Grenoble nie·der: allein es war einmal im Buch des Schicksals beschlossen, daß ich hier nie festen Fuß fassen sole.

Wir waren nunmehr ohngefehr acht Tage da. Ich bauhte mich, mir die Gunst und Vorsprache der wichtigsten Parlamentsglieder zu verschaffen als man mir einst ein sehr gro·

ßes Paket zuſtellte. Ich weiß nicht wie mir ward, als ich es in die Hände nahm. Ein kalter Schweiß brach mir aus, ich zitterte am ganzen Leibe. Es war als warne mich eine traurige Ahndung das fatale Pakt nicht zu öffnen. Ich war allein. Denkt Euch meine Verzweiflung, als ich folgende Worte las:

Paris den . . . .

„Mein Herr,

„ich bin nicht mehr werth, mich Ihren „Freund zu nennen; ich bin dem Augen„blick nahe, wo jeder Menſch dem Urhe„ber ſeines Daſeyns von allen Handlun„gen ſeines Lebens Rechenſchaft ablegen „muß. Ich habe nur noch wenig Athem„züge übrig, und gern ſterb' ich, wenn ich „nur ſo viel Zeit übrig behalte, meine „Reue und das Bekenntniß meiner Ver„brechen in Ihren Buſen auszuſchütten. „Die Augenblicke ſind koſtbar, hören Sie „mich . . . Ich habe Sie beſchimpft, „hintergangen, vetrathen. Sie hatten „mir Ihr Vertrauen geſchenkt: ſehn Sie, „wie ich es verdiente. Die vorgebliche „Luiſe, die mich liebte, die ich anbetete, war „keine andere, als Ihre Adelheid . . Ja „Ihre Gattinn war es ſelbſt, die ich verführ„te. O Himmel, ich ſehe ſchon Ihren Unwil-

„len, ich habe ihn verdient, ja ich habe „ihn vollkommen verdient. Die kleine „Klare, die Sie aus der Taufe gehoben „haben, ist das Kind Ihrer Gattinn und „Ihres treulosen Freundes . . . . Ihr „Sohn selbst ist nicht von Ihnen . . ich „war heimlich in Paris, wir konnten uns „alle Tage bey * * * sehn. Ich kann „nichts mehr sagen. Die Gewissensbisse „foltern mich. Dieß Geständniß, statt „mein Herz zu erleichtern, lastet es noch „mehr . . . Leben Sie wohl: die göttliche Gerechtigkeit ruft mich . . . ich „höre ihre Stimme . . . . sie donnert „und ich sinke in den Staub.

„Die Briefe Adelheidens und die meinigen, die ich mitschicke, werden Ihnen die „ganze strafbare Intrigue nur zu gut enthüllen. Die Person, der ich meine „letzten Worte diktire, wird sie diesem „Brief beyschließen, und wenn Sie sie „empfangen, ist der treulose, strafbare „Düverly schon nicht mehr.“

Mit raschem Blick durchlief ich die Briefe meiner treulosen Gattinn. Es war keinem Zweifel unterworfen: es war ihre Hand. Denkt euch meinen Schmerz, meine Wuth,

meine Verzweiflung . . . Adelheid hatte mich betrogen. Ihre beyden Kinder, Klärchen und Julius, waren von Düverly: ich war auf das schändlichste hintergangen . . . Ich versuche es nicht, Euch den Zustand meiner Seele zu schildern . . . ich flog in das Zimmer meiner Gattinn, und neuer Schrecken! ich fand sie nicht mehr; sie war verschwunden, und hatte ihr Kind mit sich genommen. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Zeddel: ich öffnete ihn und las:

„Fliehn Sie, unglückliche Adelheid. Ihr „Mann weiß alles . . Fliehen Sie und „erkennen Sie an diesem Dienst ihre alte „Freundinn von Roches.“

Und darunter von Adelheidens Hand:

„Lebe wohl, lieber Dorance, lebe wohl: „nie wirst du deine strafbare Gattinn „wiedersehn!“

Von diesem Augenblick an schien ich ein anderer Mensch zu seyn. Meine natürliche Sanftheit verließ mich: ich athmete nur Wuth und Rache. Ich forschte nach, und erfuhr endlich ohngefähr den Weg, den der Wagen genommen habe. Ich stieg zu Pferde und flog ihm nach. Mit Einbruch der Nacht komme ich in den Eingang dieses Wal-

des. Ein Bauer, der vermuthete, daß ich etwas suche, rief mir zu: Nicht wahr Herr, Sie suchen doch eine Postchaise? Jenen Weg hat sie genommen, der nach den Stern führt. . . . Ich spornte mein Pferd und erblickte nach wenig Minuten in der Ferne mitten im Wege einen Wagen, der mir still zu halten schien. Je näher ich kam, desto deutlicher erkannte ich ihn für den meinigen. Meine unwürdige Frau saß drinn, und Germain begleitete sie, Germain den ich für meinen treusten Diener gehalten hatte. Auch er treulos: er treulos: er begleitet sie — wohin? ohne Zweifel zu ihren Liebhaber. Endlich kam ich dem Wagen, der umgefallen war, näher. Adelheid war ausgestiegen. Sie erkannte mich, fiel mir zu Füßen, und zeigte mir ihren Sohn . . . . Schreckliche Erinnerung! kaum vermag's ich — — — „Nein, Treulose, rief ich, nein, keine Verzeihung einer Nichtswürdigen“ — Ich zog den Degen und durchbohrte mit mehrern Stichen die Unglückliche und ihr Kind. Gütiger Gott, wer hatte mir diese Wuth eingeflößt? Die Hölle; ja die Hölle allein führte meinen Arm. Germain eilte herbey, aber nur zu spät entwaffnete er mich. — „Zittre auch für dich,“ Böſewicht! —

Ach,

Ach, mein beſter Herr, ſie iſt nicht ſchuldig — Ich bins nur zu ſehr, erwiederte Adelheid mit ſchwacher Stimme, in ihrem Blute ſchwimmend: ja ich habe mein Schickſal verdient: aber Barbar, was hat dir dein Sohn gethan? Er iſt dein Kind, und du wirſt ſein Henker!

„Mein wär er, und du erfrechſt dich noch —“

Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich von dem Tag unſerer Vereinigung in Paris an, Düverly mit keinem Auge geſehn — —

„Er war doch in Paris —“

In Amerika die ganze Zeit über — —

„Himmel! wenn es wahr wäre — —“

Gott, überzeuge ihn von meiner Unſchuld, und laß ihn einſt eine Thräne über dem Grabe der unglücklichſten aller Mütter vergießen. —

Sie ſtarb . . . entſeelt lag ihr Sohn in ihren Armen. Germain umarmte die Leichen und badete ſie mit ſeinen Thränen. Er bemerkte, daß ich Miene machte, mir den Degen, der vom Blut meiner unglücklichen Familie befleckt war, ſelbſt durch das Herz zu ſtoßen.

„O ungerechteſter aller Männer,“ rief er und riß mir das ſchreckliche Gewehr aus den Händen, „grauſamſter aller Gatten, aller Vä-

ter, verabscheuen Sie Ihre Barbarey und hören Sie mich. Ihre Gattinn suchte mich diesen Morgen auf. „Germain, sagte sie mir, rette mir das Leben, rett' es deinem Herrn... Ich habe ein schreckliches Verbrechen begangen, eh ich ihn heurathete. Er hat es erfahren. Mein Betragen nach jener Zeit kann mich seiner gerechten Wuth nicht entreißen. Bringe mich an einen Ort, wo ich in heiliger Einsamkeit mich verschließen kann, gieb mir Zeit, seinen Unwillen zu besänftigen.“ Vergeblich hielt ich ihr die Gefahr vor, in die ich dadurch gerathen würde; allein wie hätte ich ihren Thränen, ihren Bitten widerstehn können? Sie fiel mir fast zu Füßen. Ich gab nach, wir flohen, und da wir erfuhren, daß Sie uns nachsetzten, so drangen wir mit Fleiß tief in den Wald ein, um uns hier einige Stunden lang zu verbergen. Ach ich wollte schwören, daß sie Ihnen treu gewesen ist, so lange sie mit Ihnen gelebt hat.

Ich konnte es nicht untersuchen, ob Germain Recht habe, doch weinte ich und raufte mir die Haare aus. „Theure Leichen, rief ich, und stützte mich an die Pappel, an deren Fuß mein Sohn und meine Gattinn lagen; beklagenswürdige Schlachtopfer!

ach, daß ihr mich hören könntet! ach, daß ich euer Leben durch das meinige erkaufen könnte! — — Gott, gerechter Gott! Wie konntest du ein so schreckliches Verbrechen zugeben? Ach, wie grausam? wie unerhört grausam? — —"

Indeß begann allmählich die Nacht die Natur mit ihren dichten Finsternissen zu bedecken. Die kläglichen Stimmen der Nachtvögel und das Rauschen der Bäume vermehrten die Schrecknisse dieses düstern Orts. Wir trugen die Leichen in eine nahe Höle, da setzte ich mich zu ihnen, und schwur, neben ihnen zu sterben, und sie nie zu verlassen. Vergebens versuchte Germain mich nach Grenoble zurückzuführen, ich hörte ihn nicht an. Ich schrie, ich seufzte, und hätte der treue Diener mich nicht unabläßig beobachtet, so hätte ich mir das Leben genommen, das mir nunmehr eine unerträgliche Last worden war. Nach und nach legte sich jedoch der Aufruhr in meiner Seele: „Germain," sagte ich zu ihm, „die Menschen haben mich verrathen: ich will sie fliehen, ich will künftig meinen Aufenthalt in diesem Walde nehmen. Hier habe ich meine Frau und meinen Sohn bey mir, bin von allem menschlichen Umgang befreyt, und kann

ungestört meine Verbrechen und meine Familie beweinen. „Germain ließ sichs gefallen. Wir wurden einig, alles geheim zu halten, den Tag drauf nach Grenoble zurückzukehren, um da meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und einen geschickten und sichern Baumeister zu dem Häuschen zu hohlen, zu dem ich den Plan schon entworfen hatte.

Diese Aussichten erheiterten meinen Geist in etwas. Wir brachten die Nacht im Walde zu, und nachdem wir die theuern Reste der beyden Wesen, die mir so lieb waren, beygesetzt hatten, kehrten wir in der Kutsche, die den Tag vorher meine Gattinn und meinen Sohn getragen hatte, nach der Stadt zurück. Zufälligerweise war der Duc * * Gouverneur von Dauphine in Grenoble, ich ging zu ihm, und sagte ihm: gewisse Unfälle, die ich ihm nicht mittheilen könne, hätten mich auf den Entschluß gebracht, die Menschen zu fliehen: ich bäte mir also als eine Gnade die Erlaubniß aus, mir in dem Wald von Chamboran eine Siedeley bauen zu laßen. Dieser Herr, der mich schon vorher kannte, und der mir wohlwollte, bot alle seine Beredtsamkeit auf, mir dieß sonderbare Projekt auszureden; da er aber sah, daß es umsonst sey, so gewährte er mir mein

Bitte sehr gern, und gab mir seinen eignen Baumeister, einen geschickten und verschwiegenen Mann, der meinen Plan in aller Stille ausführte, so daß man nirgend, selbst nicht in der Nachbarschaft, etwas davon erfuhr. Die traurige Pappel, der Zeuge meiner Wuth, mußte mit in den Garten eingeschlossen werden. Ihr kennt sie, meine Kinder. Sie ist noch mit Blut gefärbt. Doch, laßt uns die Augen, wo möglich, von diesen schrecklichen Bildern hinwegwenden. So lange an dem Häuschen und den Mauern ringsumher gebaut ward, brachte ich meine Tage in der Höhle zu, in welcher sich Adelheids und Julius Leichen befanden. Ich hatte sie einbalsamiren und in einen Sarg von festem Holz legen laßen, der von innen mit einer Art von Harz ausgegossen war, das alle Luft und Feuchtigkeit abwehrte. Das ist dieselbe Höhle, in der sich Aleris heut vor dem Sturm im Walde geflüchtet hat. Ein Souterrain, das mit diesem Gewölbe in Verbindung steht, führt zu ihr. Alle Nachte gehe ich dahin, meinen Thränen freyen Lauf zu laßen. Da das Häuschen fertig war, ließ ichs so möbliren wie Ihr seht, und nahm in demselben für immer meine Wohnung! . . . Von Adelheidens Unschuld war ich nunmehr

vollkommen überzeugt. Unter ihren Papieren hatte ich einen Brief von Düverly gefunden, der einige Wochen vor ihrem Tode datirt war, worinnen er ihr meldete, daß er seit fünf Jahren in Neu-Carolina in Amerika wohne, und ihr, mir und seinem Klärchen ein dauerhaftes Glück wünsche. Er ersuchte sie, der Letztern ihre Liebe nie zu entziehn. Adelheid hatte ihn folglich seit unserer Vereinigung nicht gesehn: folglich gehörte ihr Sohn mir, und ich hatte ihn in den Armen seiner Mutter gemordet. Eine unerschöpfliche Quelle von Reue und Schmerz!

Gleichwohl war es augenscheinlich, daß der treulose Düverly den Frieden unsers Hauses hatte stören wollen. Warum schickte er mir Adelheidens Briefe, und entdeckte mir seine Verbrechen? . . . Warum suchte er die unglückliche Frau noch durch die schändlichsten Lügen und Verläumdungen anzuschwärzen? Warum stellte er sich, als wenn er in den letzten Zügen läge, da er doch nie so krank gewesen war? Die Roches hatte mir ein Billet geschickt, in dem sie mir sagte, Düverly könnte mir nicht mehr verdächtig seyn, er habe sich in Carolina niedergelassen. Es ist wahr, er hatte den schrecklichen Brief nicht selbst geschrieben, aber doch diktirt. Was konnte der

Elende anders dabey beabsichtigen, als meine Ruhe und die Ehre meiner Frau zu vernichten. Wahrscheinlich that er es aus Rache, weil sie ihn für ewig aus ihrer Gegenwart verbannt hatte. Meine ganze Wuth und Rache wendete sich nunmehr gegen Düverly! Ich entwarf den schrecklichsten Plan. Er hat eine Tochter, sagte ich zu mir, und sie ist in meinen Händen. Sie hält mich für ihren Vater: in diesem Wahn will ich sie erziehn. Ich will Düverly durch die ganze Welt suchen, und ihm seine Tochter wiedergeben, doch nur um sie vor seinen Augen niederzustoßen. Ja, mein Sohn, rief ich, ja meine Gattinn! dieß ist die Rache, die ich euern blutigen Schatten gelobe! Düverly hat mich zum Verbrecher gegen die Natur gemacht: ich will ihn dadurch strafen, daß ich ihn mit denselben Waffen verwunde.

Ich nahm Klärchen sogleich aus dem Kloster und sie zog mit mir und Germain zugleich in die neue Wohnung. Ich habe es bemerkt, meine Kinder, mit Entsetzen habt ihr gehört, wie weit die Rachsucht meine Vernunft betäubte. Ach, ich schäme mich dessen, und werde stets darob erröthen . . Ja, Klärchen, solch ein Mensch war dein Wohlthäter.

Er erzog dich, um dich zu morden: allein deine Sanftheit, dein liebenswürdiger Charakter brachte ihn bald auf andere Gedanken. Ach! vergieb ihm! dein Vater ist Schuld an meinem Unglück: er allein trägt noch meinen Haß. An dir werde ich mich nur durch Liebe und Zärtlichkeit rächen.

Dieß, Alexis, ist die treue Geschichte meiner Unglücksfälle. Wenn ich nicht irre, so haben sie deine Theilnahme erweckt. Beweise mirs dadurch, daß du mich rächst!

„An wem, mein Vater! —“

Du kannst noch fragen? —

„An ihrem Vater? —“

Dieser Name gebührt ihm nicht —

„Klärchens Hand ist der Lohn —“

Was hör ich? fiel diese ein. Wie, mein Herr, Sie können die Grausamkeit haben, mich dem Mörder meines Vaters zu versprechen?

„Klärchen, ist dieß der Ton, den ich von dir erwarten durfte? Wer ist dein Vater? Ein niederträchtiger Verführer, der deine Mutter entehrt hat, oder ihr treuer, zärtlicher Gatte, der dich an Kindesstatt annahm, der dich erzog, und den du allein durch dein Daseyn unglücklich gemacht hast?“

Wo bin ich? erwiederte Klärchen: Gott, von welchen Schandthaten bin ich umringt? bin ich denn nur für das Laster geboren? —

Germain, fuhr Dorance fort, Germain, jetzt ist's Zeit, unsern Plan auszuführen, und dieß meiner Rache geweihte, aus den Adern meines Feindes entsprungene Blut zu vergießen . . .

„Ungeheuer, ihr erfrecht euch,“ rief Alexis —

Klärchen, erwiederte Dorance, sey nachgiebig, erfülle meine Wünsche . . . Glaube mir, ich wünsche deinen Tod nicht. Du bist mir zu lieb, aber laß mir meine Rache, laß mir sie: sie ist das einzige Gut, das mir übrig ist.

Klärchen erlag unter der Last des Kummers. Unbeweglich saß sie da, der Kopf hing ihr auf der Brust, die Hände über dem Herzen. Sie weinte und schluchzte. Nun ergriff der rachsüchtige Alte Alexis Hand, und sagte ihm: „Geh mein Sohn, geh und suche den Verräther Düverly durch die ganze Erde! Morgen früh, sobald der Himmel anfängt zu grauen, trittst du die Reise an, und kömmst nicht anders wieder, als mit seinem Herzen in der Hand . . . Mit seinem Herzen in der

Land! verſtehſt du mich? . . Dieß iſt mein Wille, dieß iſt der Befehl eines Freundes, der Vaterſtelle bey dir vertritt.“

Alexis fühlte einen ſolchen Abſcheu vor dieſem Antrag, daß er nicht im Stande war, ein Wort zu antworten. Deramé und Germain ſtanden auf, nahmen den Sarg auf die Schultern, gaben den jungen Leuten ein paar Trauerſackeln, ſtiegen traurig die Stufen des Gewölbes hinauf, gingen durch den Garten, und ſetzten die theure Laſt am Fuß der großen Pappel nieder. Im folgenden Kapitel werden wir die nähern Umſtände dieſer traurigen Ceremonie und den Entſchluß des edlen Alexis erfahren.

Sechstes Kapitel.

Alexis verläßt das Häuschen.

Die dichteste Finsterniß ruhte auf der Natur. Der Schimmer der Fackeln weckte die Vögel, die auf den Aesten der Bäume schlummerten. Sie entflohen mit ängstlichem Geschrey. Die erschrocknen Nachtvögel zitterten jetzt für Feinden, die sonst vor ihnen flohen. Durch den Wiederhall wurde das Geräusch stärker und furchtbarer.

Als die beyden Paare zum Fuß der großen Pappel gekommen waren, nahm Dorancé das Wort. „Hier ist, rief er, hier ist der schreckliche Ort, wo mein verzweifelter Arm das Schwert in das Herz einer Gattinn und eines Sohnes stieß . . . Hier ist das mörderische Eisen, das noch die Spuren des kostbarsten und reinsten Blutes an sich trägt. O meine Gattinn! Hier stützte sich dein Haupt an die Rinde dieses Baums. Hier sankst du: zärtlich blickten deine Augen mich, deinen Mörder! an — du drücktest mir die Hand und starbst . . . Kannst du deinem Henker

verzeihn. — Und du unglückliches Geſchöpf, das kaum das Leben gekoſtet hatte, Julius, mein armer lieber Julius, was hatteſt du verbrochen — — — Hier ſind ſie, Klärchen: ſiehſt du ſie hier im Grabe, Alexis? . . . ſie ächzen! ich höre ihre Stimmen, ſie ſchreyn um Rache! Ja du ſollſt ſie haben, heilige Aſche! Ein Gott ſpricht zum Herzen meines Alexis, er bewaffnet ſeinen Arm. Klärchen ſelbſt wird ihn aufmuntern, ihre Mutter, ihren Bruder, ihren großmüthigen Wohlthäter zu rächen. Nein, nicht dein Verführer hat ihr das Leben gegeben: dir allein, unglückliche Adelheid, hat ſie es zu danken. Sie ſoll dich ſehn, ſie ſoll deine Stimme aus dem Innern deines Grabmals hören. Beruhigt Euch, betrübte Schatten, ihr ſollt die Süßigkeit der Rache koſten . . . .“

Der Alte neigte ſich auf den Sarg herab, auch Klärchen ließ ſich vor ihm auf die Knie nieder. Beide ergoſſen ſich nun in Klagen, die das härteſte Herz hätten erweichen müſſen. Aber, wie ward es den beiden jungen Leuten, als Dorance den Deckel des Sargs öffnete, und die zwey mit Wunden bedeckte Leichname erblickten! Klärchen wankte und fiel ohne Beſinnenheit nieder. Der Alte zündete Weih-

rauch' ab, bedeckte die traurigen Gegenſtände wieder, und faßte Alexis bey der Hand.

„Alle Jahre, an dem Tage, an dem Adelheid durch dieſe Hand fiel, tragen wir dieſe traurigen Ueberreſte hieher, und weinen über ihnen. Alexis, mein Sohn, ſollteſt du die Hoffnung meiner alten Tage täuſchen? Nimm dieß Schwert, nimm es. Laß das Leben des Elenden an ihm verbluten! Geh, mein Sohn: der Tag bricht an. Nimm dieß Gold: es ſchütze dich für Mangel. Kehre hieher zurück — — und wenn ich ſchon nicht mehr bin, ſo wirſt du doch dein Klärchen wieder finden. Ich befehle ihr, dir die Hand zu geben . . .“

„Ich! rief Klärchen: nein, nie! Alexis, wo willſt du hin, lieber Alexis!“

Fern von Euch allen ſterben! Ja ich verlaſſe auf ewig dieſen verhaßten Aufenthalt. Doramo', war das der Fallſtrick, den du meiner Tugend legteſt?

„Das Laſter züchtigen, heißt das der Tugend entſagen?“

„Hör auf zu weinen, liebſtes Klärchen: meine Hand wird nie nach dem Leben deines Vaters ſtehen. Ich ſchwöre dirs.“

Junger Mensch, fiel ihm Derancé ein, vergißt du deinen frühern Schwur? Weißt du nicht mehr, daß du deine Ehre verpfändet hast?

„Ja, aber zeige mir einen andern Feind, der meines Muths würdiger ist. Wie? ich sollte ein feiger Meuchelmörder werden!“

„Wer fodert, daß du ihn meuchelmorden sollst? fodre ihn zum Zweykampf heraus, und strecke ihn zu Boden.“

Derancé brachte noch tausend andere Gründe vor, von denen einer immer mehr Schein hatte, als der andere, und durch die er den Jüngling in sein Interesse zu ziehn hoffte; aber vergebens war seine Mühe. Unser junger Held hatte zu viel Ehrgefühl, zu viel feine Empfindung, zur Ausführung eines Verbrechens mitzuwirken. Derancé und Germain hatten indeß die Fallbrücke niedergelassen, und Alexis ging, ohnerachtet Klärchens Bitten und Thränen, aus dem Hause. Die beiden Alten hielten sie zurück, denn sie wollte ihm nach, und führten sie mit Gewalt auf ihr Zimmer. Alexis hörte sie noch in der Ferne, und ihre Klagen und Seufzer gingen ihm durch die Seele. Wir verlassen sie einen Augenblick, und sehen was aus unserm jungen

Helden ward, nachdem er das Häuschen verlassen hatte.

Eine frohe Aufwallung war seine erste Empfindung als er sich in Freyheit sah. Ein paar Augenblicke betrachtete er die Mauern, die ihn ein ganzes Jahr umgeben hatten. Um Klärchens Schicksal besorgt, setzte er sich an den Rand des Grabens und fing an zu weinen. Dann und wann hörte er ihre süße Stimme: einzelne abgebrochne Worte drangen in sein Ohr. „Grausame, laßt mich sterben . . . Er geht also, ihn zu tödten . . . Alexis, dein Herz ist eines solchen Bubenstücks fähig? . . . So werde ich ihn nie wiedersehn? . . .“

Endlich sprang Alexis plötzlich auf. Wie ein Blitz stieg der Gedanke in ihm auf. Wie? wenn sich die Thür noch einmal öffnete! Wenn sie mich mit Gewalt wieder hineinhalten! — Die Liebe verstummte und machte der Furcht und dem Abscheu Platz. Sein Herz verschloß sich. Er fing an zu laufen, und lief, bis er die verhaßte Wohnung ganz aus dem Gesicht verloren hatte. „Was für ein grausamer Mann, sagte er, ist dieser Deramé! Welch einen schrecklichen Dienst forderte er von mir! Gott! ich schaudere noch. Aber Klärchen,

das arme Kätchen! Sie ist auf Lebenszeit eingesperrt. Wenn ich sie befreyen und mit mir nehmen könnte! . . Sie ist nicht seine Tochter. Der Mann, der ihren Vater morden will, hat alle Ansprüche auf das zugendhafte Herz verloren.“

Alexis eilte mit schnellen Schritten durch Busch und Hecken. Er wußte nicht nach welcher Seite er sich wenden sollte, und sann eben nach, welchen Ausweg er ergreifen müsse, als sich ein sonderbares Geräusch neben ihm unter der Erde hören ließ. Die Bäume zittern; ein Abgrund öffnet sich! Gott: was wird er erblicken? welch ein neues Abentheuer steht ihm bevor!

Ende
des zweyten Buchs und ersten Theils.

Alexis

oder

das Häuschen im Walde.

Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward,

herausgegeben

von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweyter Theil

Leipzig
im Verlage der Dykschen Buchhandlung.
1792.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Alexis bekömmt einen ſonderbaren Reiſegefährten.

Wunderbarer Unbeſtand der Dinge, ſeltſamer Wechſel menſchlicher Schickſale! Wer kann euch erklären? wer darf ſich ſchmeicheln, euern Launen zu entgehn? War es an den Uebeln und Plagen, die die Welt verwüſten, nicht genug? mußten die Menſchen auch noch ihre Leidenſchaften hinzubringen? Die Verſchiedenheit der Charaktere, die ſo groß iſt, als die Verſchiedenheit der Phyſiognomien, erzeugt allein die Unruhen und Zwiſtigkeiten, die den Frieden des geſellſchaftlichen Lebens ſtören. Der Boshafte richtet oft den Guten zu Grunde, und zieht ihn mit ſich in den Abgrund. Mein Nachbar legt Feuer

in seinem Hause an, und das meinige geht in Flammen auf. Jener Mensch ist sanft, großmüthig, mitleidig, der zärtlichsten Gefühle fähig, und doch wird er das Opfer der Laster, die in den Herzen seiner Freunde, Verwandten, Vorgesetzten brüten. Abhängigkeit allein wird oft die Quelle unzähliger Unordnungen. Mancher, von der Natur mit den besten Anlagen zu einem rechtschaffenen Mann versehen, wird ein Bösewicht, weil er im Lauf seines Lebens schwach genug war, der Eitelkeit der Thoren zu schmeicheln, den Leidenschaften der Großen zu fröhnen, und alle Wege nach Fortunens Tempel zu versuchen, die die Umstände ihm anwiesen. Ein enges Band verbindet die Menschen so genau mit einander, daß jeder von ihnen Einfluß auf die Entscheidung des Schicksals der übrigen behält. Wer kann zu sich sagen: Ich bestimme mich da und da zu; ich wähle mir diese Lebensart . . Sind es nicht oft die Umstände, die ihm seinen Weg anweisen? Was braucht es bey Manchem mehr als ein Wort, eine Geberde, einen Blick der Schönheit, und seine festesten Plane

ſind umgeſtoßen, er iſt zu Schritten bewogen, die ihn dahin führen, wohin nie zu kommen er feſt entſchloſſen war. Welcher Unbeſtand! welche Abhängigkeit von den Umſtänden!

Bey ſeinem Aufenthalt im Häuschen war Alexis feſt überzeugt, er werde es nie wieder verlaſſen. Sein Herz gewann die Einſamkeit lieb, und er ſchmeichelte ſich ihr ſein Lebelang treu zu bleiben. Nichts kam ihm ſchrecklicher vor, als das Geräuſch, die Unruh der Städte: in ihm ſelbſt lag nichts, das ihn bewegen konnte, ſich je wieder in dieſen Strudel zu ſtürzen, aber ein Anderer zwang ihn dazu. Ein heftiger, eiferſüchtiger, rachgieriger Mann! Er fodert, Alexis ſoll ſo werden wie er, ſein Herz ſoll die Hälfte der Galle aufnehmen, die das ſeinige füllt. Er giebt ihm ein Schwerdt, mit dem er das Verbrechen vollziehen ſoll, und bedeckt die häßliche Miene des Laſters mit dem Mantel der Gerechtigkeit und Dankbarkeit — — So iſt keine Sache ſo heilig, die die Menſchen nicht zum Vortheil ihrer Leidenſchaften mißbrauchen ſollten . . . Man höre nur

auf einen Neidiſchen. Es fehlt ihm nie an gegründeten Urſachen, dem, welchen er beneidet, etwas anzuhaben. Der Ehrgeizige beruft ſich immer auf ſeine Verdienſte und die Billigkeit, die ihn, wie er meint, zu den höchſten Ehrenſtaffeln bringen ſollten. Der Ausſchweifende entſchuldigt ſich mit der Reizbarkeit ſeiner Sinne, der Schmeichler mit der Nothwendigkeit, die Freundſchaft der Leute zu gewinnen. Sie handeln immer vollkommen recht — Tugend und Gerechtigkeit ſchweben ſtets auf ihren Lippen, aber wie weit entfernt von ihrem Herzen ſind dieſe Tugenden!

Alexis iſt gezwungen, alles, was ihm theuer iſt, zu verlaſſen. Eine Geliebte, eine Freyſtatt, alles opfert er auf, einem geheimen Hange zu folgen, und die Welt auf Abentheuer zu durchziehn ... Da iſt er nun ganz allein, ohne Geſellſchaft in einem Wald. Er hat ſeine alte Kleidung wieder angelegt, auf dem Rücken trägt er einen Mantelſack mit einigen Lebensmitteln, die Germain ihm beym Abſchied gab. In der Hand führt er einen Knotenſtock. Ein kleiner runder Hut

ſchützt ſein Geſicht gegen die Sonnenſtrahlen: ſein braunes, von Natur lockiges Haar fliegt ihm um den Nacken. Zwar hatte Dorance das Gold, das er ihm anvertraut, nicht zurückgenommen, aber wie gleichgültig iſt ihm dieſer Schatz! Wie gern hätt' er ihn gegen Zufriedenheit und Ruhe vertauſcht! Er ging langſam, und ſah nun und dann nach dem Häuschen zurück, das er zwar nicht mehr erblickt, aber doch bedauert, ſo glücklich er ſich preißt, aus demſelben entkommen zu ſeyn. Die Augen, naß von Thränen, richtet er gen Himmel! Von da her allein erwartet er künftig alles. Der Himmel, hofft er, ſoll ihn führen, und ſeine Jugend und Unerfahrenheit vor den Klippen der Welt ſchützen.

Kommen wir alſo auf ihn zurück, folgen wir ihm in ſeinen Reiſen, und nehmen ganz den Antheil an ſeinem Schickſal, den ein junger Menſch von achtzehn Jahren, ohne Freunde und Verwandte, ganz hülfloſ, nothwendig allen fühlenden Herzen einflößen muß!

Alexis war nun ohngefähr eine Stunde vom Häuschen entfernt, und unschlüssig, welchen Weg er wählen solle. Er ging aufs Gerathewohl, als plötzlich ein sonderbares Geräusch neben ihm unter der Erde ihn aufmerksam machte und in Schrecken setzte. Er blieb stehen. Der Boden schien zu beben, das Buschwerk, das den Eingang einer unterirrdischen Höle versteckte, ward getrennt: er blickte in die Tiefe, aus der ein bleicher Mann mit wildem Blick hervortrat. Das Feuer seiner Augen, die ihm tief im Kopf lagen, und von dichten Brauuen umschattet waren, schien durch Ermattung und Krankheit ausgelöscht. Kurz er sah einem Gespenst, einer Erscheinung, die aus dem Innern der Erde hervorkäme, ihn zu schrecken, ähnlicher, als einem Menschen. Alexis wuste nicht, ob er bleiben, oder sich retten sollte. Der Ungenannte riß ihn bald aus seiner Unentschlossenheit. Er fiel ihm zu Füßen, und flehte ihn mit einem Tone an, der das grausamste Herz erweicht haben würde.

Ah, Signor, Signor, retten Sie mich, helfen Sie mir!

Wer ſind Sie?

Ein Unglücklicher, der niemand etwas zu Leide thut, un Cavaliere infelice, der von Ihnen Leben oder Tod erwartet — —

Reden Sie deutlicher, erklären Sie ſich . .

Vor allen Dingen, Signor, laſſen Sie uns von hier weg, laſſen Sie uns von dieſem verdammten Ort fliehen. Man könnte uns hören, uns verfolgen . .

Wer denn?

Die Böſewichter, denen ich entronnen bin. Ach! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen folge, beſorgen Sie nichts. Mein Aeußerliches ſchreckt Sie ab; lo vedo; aber wenn Sie mich näher werden kennen lernen, wenn er Ihnen ſeine Schickſale erzählen wird, lo povero Carlo Sciocco, ſo beklagen Sie ihn gewiß, und helfen ihm, und lieben ihn: ja, gewiß Sie lieben ihn. —

Alexis wußte nicht, ob er den Reden des Unbekannten trauen ſollte? Der Anblick eines Mannes von furchtbarem Aueſehn, der mitten im Walde aus einer Höle kam, erweckte freylich ſein natürliches Mißtrauen in keinem geringen Grade.

Doch welcher Reiſende würde, auch ohne mißtrauiſch zu ſeyn, gar nichts von einer ſo ſonderbaren Erſcheinung beſorgen? Von der andern Seite aber war der Ungenannte allein, ohne Waffen; er lag zu ſeinen Füßen in der demüthigſten Stellung, ſeine Stimme war ſanft, und hatte ſelbſt etwas weibiſches. Er vergoß Thränen, und flehte unſern jungen Helden um Beyſtand an. Bald waren alle Beſorgniſſe bey ihm verſchwunden; der gute, theilnehmende, edelmüthige Jüngling hob den Unbekannten auf, und verſprach ihm die Erfüllung ſeines Wunſches.

Kommen Sie, ſagte er ihm, kommen Sie mit mir, unglücklicher Fremdling: doch ehe Sie verlangen, daß ich Ihnen mein Zutrauen ſchenke, geben Sie mir zuvor das Ihrige, und erzählen Sie mir mit der pünktlichſten Treue Ihre Unfälle, und was Sie hier im Walde machten . .

O Santa Maria! divino Gieſù: rief Carlo, vor Freude ſpringend, welch ein Glück! ein guter Engel ließ mich Sie finden . . Ja, Signor, ja, Sie ſollen alles erfahren. Meine Geſchichte iſt nicht lang.

hören Sie mich, und ſetzen Sie Ihren Wohlthaten dadurch die Krone auf, daß Sie mir erlauben, mein Schickſal mit dem Ihrigen zu verbinden, und Ihnen meine Dankbarkeit bis zum letzten Athemzug zu beweiſen.

Davon wollen wir nachher reden, wenn Sie mich erſt unterrichtet haben, wer Sie ſind.

Jo ſono Italiano, Italiano di Napoli.. Kommen Sie, eilen Sie nur, ich erzähle im Gehen, wenn Sie erlauben. —

Die beyden Reiſenden betraten nunmehr einen ſchmalen Weg, der ſie bald auf eine betretene Straße führte. Hier, wo nichts mehr zu fürchten war, gingen ſie langſamer, und Carlo Sciocco erzählte ſeine Begebenheiten, von denen Alexis kein Wort verlor.

„Mein Vater war ein großer Tonkünſtler in Neapel. Im fünf und zwanzigſten Jahr war er ſchon Maeſtro di Capella, verheirathete ſich und bekam einen Sohn. Nach einigen Jahren gerieth er mit ſeinem Nachbar, einem ſchlechten Canſoniere, der ein geſchickterer Tonkünſtler

zu seyn behauptete, in Streit. Er schlug sich mit ihm, und hatte das Unglück ihm das Leben zu nehmen. Dieß nöthigte meinen Vater, seine Stelle aufzugeben und Neapel zu verlassen. Er flüchtete sich also mit seiner Familie nach Santa Croce, ein kleines Dorf in der Nähe, wo er in der größten Verborgenheit lebte, und die größte Mühe hatte, den nöthigsten Unterhalt zu gewinnen. Ich hatte indeß mein fünftes Jahr erreicht. Mein Vater, der mich zu seiner Kunst bestimmte, und mit dem Plan umging, einen großen Künstler aus mir zu machen, hatte die Grausamkeit, mir mehr als das Leben zu nehmen, um meiner Stimme den Umfang und die Biegsamkeit der weiblichen zu geben. In kurzer Zeit verlor ich Aeltern und alle nahe Verwandte. Nachdem ich eine Weile in Italien umhergezogen war, ließ ich mich endlich in Frascati nieder, wo ich viel Schüler im Singen und Componiren erhielt. Ich war erst sechszehn Jahr, und doch schon ganz allein in der Welt, ohne einen Menschen, an den das Band der Verwandschaft mich gefesselt hätte. Doch

litt ich deshalb an nichts Mangel. In Fraskati giebt es eine Menge der prächtigsten Palläste, die von Personen vom ersten Range bewohnt werden. Ich sang in ihren Gesellschaften, ward bewundert, man stritt sich um mich. Gleichwohl behagte mir meine Lage durchaus nicht. Die Natur hatte mir ein empfindsames Herz und einen Hang zum Trübsinn gegeben, der mich zum Studiren und Nachdenken hinlockte. Es war mir unerträglich, der Bossone der ganzen Welt zu seyn, ich seufzte nach Einsamkeit und Ruhe. Eine Lage, die diese Wünsche meines Herzens befriedigt hätte, wäre sie auch in den Augen der Menschen noch so wenig glänzend gewesen, hätte mir das Paradieß auf Erden geschienen. Es ward mir einst zu Theil, und zwar durch den unerwartetsten Zufall von der Welt.

Ein französischer Herr von Adel, ein Chevalier de Mandeville, der zu seinem Unterricht eine Reise durch Italien that, ging durch Fraskati. Man hatte ihm dieß schöne neue Tuskulum gerühmt, das am Fuß eines Bergs genau auf den Platz

gebaut worden, wo das Tuſkulum der Alten ſtand. Sein Plan war einige Zeit hier zuzubringen. Da er in demſelben Hauſe mit mir wohnte, ſo war unſre Bekanntſchaft bald gemacht. Der junge Herr, ein reicher, ſchöner Cavaliere, der die Muſik leidenſchaftlich liebte, kannte kein größer Vergnügen, als mich ſingen zu hören. Alle Abende kam er auf mein Zimmer, wo ich ihm die ſchönſten Arien unſerer größten Tonkünſtler vorſang, und mich dabey ſelbſt mit dem Clavecin accompagnirte. Zugleich unterrichtete ich damals die Signora Lauretta Mazarelli, die Tochter des Signor Mazarelli, eines ſehr angeſehnen und reichen Mannes, in der Muſik. Eines Tages, als Mazarelli ein Concert gab, nahm ich den Chevalier de Mandeville mit zu ihm. Wie ſehr bekam ich in der Folge Urſach dieſe Gefälligkeit zu bereuen! Der Chevalier hatte kaum einen Blick auf Laurettén geworfen, als er unſterblich in ſie verliebt war. Er machte mich zum Vertrauten ſeiner Leidenſchaft, und beſtürmte mich ſo mit Geſchenken und Bitten, ihm zu ſeinen Abſichten beförderlich

zu

zu seyn, daß ich endlich die Schwachheit hatte nachzugeben. Laurette, die nicht weniger in den Chevalier verliebt war, hatte mir gleiche Anerbietungen gethan, so daß ich mich wider meinen Willen in diese Intrigue verwickelt sah, aus der ich mich weder losmachen konnte noch wollte. Die Signora Lauretta, ein heftiges, rachsüchtiges Mädchen, drohte, mir mit eigner Hand den Dolch in die Brust zu stoßen, wenn ich mir je einfallen ließe, ihrem Vater den leisesten Wink von der Sache zu geben. Mazarelli erwartete einen venetianischen Nobile, seinen vertrauten Freund, dem er seine Tochter zur Gemahlinn versprochen hatte. Der Roman war eben im besten Gange, als der Venetianer auftrat. Das kleine Ding haßte den Alfaro (dieß war der Name ihres künftigen Gatten) von ganzer Seele. Sie that dem Chevalier zuerst den Vorschlag, sie zu entführen und mit sich nach Frankreich zu nehmen. Mandeville war es zufrieden. Beyde bedurften meiner Hülfe, wenn ihr Plan gelingen sollte. Ich beging die Thorheit, mein Wort von mir zu geben. Signor, Sie sollen hören,

wie die Sache ablief, und was für angenehme Folgen für mich daraus entstanden.

Seit der Ankunft des Bräutigams ging Signora Lauretta nicht mehr aus dem Hause. Denn der Venetianer war schrecklich eifersüchtig. Sie ward auf jedem Schritt bewacht und belauscht. Schlechterdings durfte niemand in ihr Zimmer, als ich, wenn ich ihr Stunden zu geben hatte. Um ihr herauszuhelfen ersann ich ein sehr sonderbares Mittel, das übel für mich hätte ablaufen können, wenn ich nicht alle Vorsicht und Klugheit, die ich besitze, dazu aufgeboten hätte.

Laurette legte sich, auf meinen Rath, zu Bette, und schützte eine Unpäßlichkeit vor. Ich kam Abends gegen sechs Uhr zu ihr, und hatte unter dem Vorwand heftiger Zahnschmerzen ein Schnupftuch vor dem Gesicht. Nach einer halben Stunde kam ich aus ihrem Zimmer heraus. Ich sagte ihren Leuten, die sich in einem benachbarten Zimmer aufhielten, die Signora sey in einen tiefen Schlummer gefallen, sie möchten sie also nicht stören. Ich that

als wollte ich gehen, kam aber wieder zurück, und machte mir ſelbſt über meine vorgebliche Vergeßlichkeit Vorwürfe. Ich ſagte, ich hätte ein paar Notenblätter, die ich ſehr nothwendig brauche, liegen laſſen, trat alſo wieder in ihr Zimmer, wechſelte in der größten Geſchwindigkeit meine Kleider mit ihr, und legte mich an ihrer Statt ins Bett. Die Signora ging mit Hülfe meiner Kleider, meiner Perucke und dem Schnupftuch vor dem Geſicht unerkannt mitten durch ihre Kammermädchen durch, verließ das Haus, und ſtieg ſogleich mit dem Chevalier in eine Poſtchaiſe, die ſie in einer nahen engen Straße erwartete. Bene, Signor, bene! Die Signora war entwiſcht, aber ich ſaß noch in der Trapola. Und wie nun herauskommen? Das war eine harte Nuß aufzubeißen. Eine halbe Stunde drauf kam ein Mädchen ins Zimmer, näherte ſich meinem Bett, und fragte: ob ich etwas beföhle? Ich hatte die Nachthaube der Signora tief ins Geſicht gezogen, alſo daß es für jemand, der von dem Schwank nichts wußte, unmöglich war, etwas zu argwöhnen. Der unerwartete

Besuch machte mich etwas verlegen, ich vergrub mich also noch tiefer in das Kopfkissen, und stellte mich als ob ich schliefe, aber nicht unruhig no d'un sonno ronfatore, ma d'un sonno dolce e tranquillo. Die Donna wagte es nicht meinen Schlaf zu stören. Sie entfernte sich, und schloß die Thüre hinter sich ab.

Ich hatte nunmehr nichts dringenders, als aus einem Ort zu kommen, wo mein Leben in der größten Gefahr war. Ich zog einen Pantalon und eine kleine braune Weste an, die ich aus Vorsorge mitgebracht hatte, kletterte dann wie ein Schornsteinfeger das Kamin hinan, und arbeitete so mit Händen und Füßen, daß ich in ein paar Augenblicken oben war. Es war schon ganz dunkel, ich stieg aufs Dach, und da ich das Fenster eines nahen Erkers offen fand, so schwang ich mich hinein, ohne selbst recht zu wissen, wie ich aus dem Labyrinth kommen wollte, in das ich mich verwickelt hatte. Wirklich war auch die Thür verschlossen, zum Glück hielt es indeß nicht schwer sie von innen zu öffnen. Ich thats und schlich mich auf den Zehen

nnd leiſe tappend eine Treppe herab, die mich in einen Garten führte, deſſen Gitterthür offen ſtand.

Bewundern Sie, Signor Cavaliere, wie ſich alle Umſtände vereinigten, meine Flucht zu begünſtigen. Wenn Voſſignoria ſich in einer ſolchen Verlegenheit befunden hätte, vielleicht hätte Sie ſich nicht ſo gut herausgezogen: denn das Schickſal, die Prädeſtination . .

Wie? fiel ihm Alexis ins Wort, die Prädeſtination?

Si, Signor, ſi. Hören Sie, hören Sie nur, Sie werden in der Folge ſehen, was ich unter dieſem Worte verſtehe. Oh! ich bin ein Philoſoph, da vere! ein ganzer Philoſoph . .

Alexis ſah nun wohl, was für ein Original er in der Perſon des Signor Carlo Sciocco vor ſich habe. Er konnte ſich nicht enthalten laut zu lachen. Sein Begleiter war aber ſo in ſeine Geſchichte und in ſein philoſophiſches Selbſtgefühl vertieft, daß er es nicht bemerkte, und ſeine Erzählung mit einer höchſt komiſchen Ernſthaftigkeit fortſetzte.

Zweytes Kapitel.

Signor Carlo Sciocco gibt dem Alexis sein philosophisches System zum Besten.

Ich machte mich auf der Stelle aus Frascati hinweg, und da ich leicht auf den Füßen war, und nichts zu tragen hatte, so erreichte ich schon mit Tagesanbruch den Chevalier und seine cara Lauretta, die mich am Thor der kleinen Stadt Anagni in der Campagna di Roma erwarteten. Wir setzten sogleich unsern Weg fort und erreichten gegen zwey Uhr Nachmittags Veroli, das an den Gränzen des Königreichs Neapel und den entzückenden Ufern der Cosa liegt. Wir bewunderten diese herrliche Gegend, und den stolzen Berg aus der Familie der Apenninen, an dessen Fuß wir uns befanden. Schon umarmten mich die beyden Liebenden, im Entzücken über die erhaltene Freyheit, und sagten mir die schönsten Dinge über meine glücklich gelungne List, als eine Postchaise, viel leichter als die unsrige, sich näherte.

Ein Mann in gröſter Wuth ſprang heraus. Alfaro wars. Lauretta erkannte ihn . . . Elender, rief er dem Chevalier zu, ſchändlicher Räuber! gieb deine Beute her, oder du biſt des Todes!

Der Chevalier zauderte nicht. Auch er flog aus dem Wagen. Schon hatte er mit Alfaro einen blutigen Zweykampf begonnen. Während der Zeit bemächtigten ſich vier Kerl, die er mitgebracht hatte, der in Ohnmacht geſunknen Lauretta, trugen ſie hinweg und wollten ſie in ihren Wagen heben. Ich flog ihr zu Hülfe, und Mandevills Bedienter ſtand mir bey. Wir beſchäftigten auch wirklich mit ſo vieler Kunſt die Arme unſrer vier Gegner, daß wir's ihnen unmöglich machten ihren Plan auszuführen.

Der Chevalier hatte das Glück ſeinem Gegner einen tödtlichen Stoß beyzubringen, und indeß Alfaro ſich langſam nach ſeinen Gefährten ſchleppte, war jener uns ſchon zu Hülfe gekommen. Es gelang uns die Kerls in die Flucht zu jagen; allein der grauſame, rachſüchtige Alfaro raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, und

ſtieß ſeinen Dolch tief in das Herz der unglücklichen Lauretta. Stirb mit mir, Treuloſe, rief er . . mein Nebenbuhler ſoll dich nicht beſitzen.

Der Chevalier ſieht den Stoß, und fliegt zu ſeiner Geliebten. Sie ſchlägt die Augen auf, blickt ihn noch einmal zärtlich an, und ſtirbt . . Gott, rief Mandeville, Gott, und das konnteſt du zugeben . . . So ſprach er, und ſtieß mit der äußerſten Wuth zu wiederholten malen den Degen in den Leib des Böſewichts. Vergebene Mühe! Der ſchon erſtarrte und entſtellte Leichnam fühlte nichts davon.

O Santa Maria! wie ward mir bey dieſem abſcheulichen Spectacolo! Divino Gieſù! Die bloße Erinnerung macht mich zittern und beben! . . . Ich fiel meinem Freund in die Arme, der ſich ſelbſt das Leben nehmen wollte, riß ihm alles tödtliche Gewehr aus den Händen, und mit Hülfe ſeines Bedienten gelang es mir, ihn in den Wagen zu bringen. Ich befahl dem Poſtillon ſo ſchnell als möglich zu fahren, um bald recht weit von dem verwünſchten Ort zu kommen. Der Chevalier hatte den

Gebrauch ſeiner Sinne verloren. Als er wieder zu ſich kam, machte er uns die blutigſten Vorwürfe, daß wir den Leichnam ſeiner Geliebten verlaſſen hätten; allein wir machten ihm begreiflich, wie gefährlich es geweſen wäre, wenn man ihn auf dem Kampfplatz neben zwey Leichen in Verhaft genommen hätte, für deren Mörder wir dann ſicher hätten gelten müſſen. Mandeville ſchien das Gewicht dieſer Gründe zu fühlen: gleichwohl war er auf der ganzen Reiſe ſtets in Thränen und Verzweiflung.

Auf dem Wege, den wir auf gut Glück eingeſchlagen hatten, wären wir nimmermehr nach Frankreich gekommen. Wir änderten ihn alſo, und erreichten endlich die Provenze, von wo aus wir vollends nach Paris gingen. Hier brachte der Chevalier ſeine Angelegenheiten in Ordnung, und da ihn die Erinnerung an ſeine Unfälle keinen Augenblick verließ, ſo beſchloß er in der Einſamkeit auf einem Schloſſe zu leben, das in der Nähe von Lyon lag, und das einer von ſeinen Vorfahren gebaut hatte. Hier in dieſer herr-

lichen Einsamkeit verlebten wir die glücklichsten Tage, studirten Moral und Philosophie, und waren nach langen Arbeiten und Meditationen endlich so glücklich, uns von beyden folgenden Maximen zu überzeugen, die für ewig die Richtschnur jedes Menschen seyn sollten, der bestimmt ist, im Umgang mit seines Gleichen zu leben.

1) Alle Menschen [illegible] Doch, Signor Cavallere, bevor ich Sie von der Moral unterhalte, muß ich Ihnen den Rest meiner Begebenheiten erzählen, um Ihnen allen Argwohn über die Art, wie Sie mich angetroffen, zu benehmen, und mir Ihr ganzes Zutrauen zu verdienen.

Vossignoria sollen also wissen, daß der Chevalier de Mandeville il tenero mio amico! einige Jahre nachher starb, vom Gram erschöpft, und allerdings ein bischen durch seine Schuld.

Erstlich war es ein Prinzipium von ihm, daß alle Begebenheiten im menschlichen Leben prädestinirt, und noch vor der Geburt von dem großen Urheber aller Dinge genau bestimmt worden. Eine sehr richtige, sehr weise und unfehlbare Maxi-

me, die er aber nur etwas zu buchstäblich befolgte. Eines Tages, als er allein in seinem Garten spatzieren ging und über seine erlittenen Unglücksfälle nachdachte, fand er zufällig eine kleine Sackpistole in der Tasche. Sein Kammerdiener, ein Mensch, der der Zerstreuung sehr unterworfen war, hatte sich eingebildet, sein Herr habe ihm befohlen, sie in die Tasche zu stecken. „Was mag das bedeuten? dachte der Thorelier. Ich beschäftige mich mit den Unfällen, die den Pfad des Lebens durchkreuzen, und in demselben Augenblick finde ich eine Pistole unter den Händen — — — Sollte das nicht ein Wink des Himmels seyn? . . . Ja, gewiß ist er das! Der Himmel hat mich bestimmt, daß ich mir mit einer Pistole das Leben nehmen soll. Nichts ist klarer.“

Schon war er auch im Begriff sich das Leben damit zu nehmen, als ihm einfiel, daß er vorher doch noch eine billige Austheilung seines Vermögens treffen müsse. Er ging also in sein Kabinet, machte sein Testament, eilte wieder in den Garten, verbarg sich in einem kleinen ent-

legenen Höhlchen, und schoß sich mit dem fatalen Gewehr durch den offnen Mund ins Gehirn.

Wir hörten im Schloß den Schuß fallen, da wir uns aber nicht anders einbilden konnten, als daß Manderville sich in seinem Park mit der Jagd amüsire, so hatten wir nicht weiter Acht darauf. Doch ein paar Stunden nachher kam der Gärtner ganz erschrocken und erzählte, daß er seinen Herrn todt im Höhlchen gefunden habe. Wir eilten hin, und waren wie versteinert, als wir den Körper des armen Chevaliers ganz im Blute schwimmend fanden.

Ich will Ihnen nicht beschreiben, Signor, was ich in diesem gräßlichen Augenblick empfand! Ich verlor für länger als einen Monat den Gebrauch der gesunden Vernunft. In Parenthesi, Signor Cavaliere, ich kann nicht sagen, daß ich mich in der Zeit etwas übler befunden hätte.

Der Chevalier hatte mir ein sehr ansehnliches Legat ausgesetzt. Ich setzte mich in Besitz, und ging sodann nach Paris,

da die fürchterlichen Schreckbilder, die ich unablässig vor Augen hatte, zu vertreiben.

In Paris lebte ich in der Welt, und brachte mein Vermögen in kurzer Zeit durch. Sie dürfen nicht glauben, Signor, daß ich es auf Bälle, Festins, Lustbarkeiten gewendet hätte ... keinesweges. Ich war allzufreygebig gegen sogenannte Freunde, die mir alle mit Undank lohnten. Doch bin ich drum nicht böse auf sie: denn sie waren dazu prädestinirt. Ich lieh, ich gab, wer nur foderte, und gab, bis ich selbst nichts mehr hatte. Aber auch da reute es mich nicht, mein Geld auf diese Art angelegt zu haben. Ich räsonnirte so: alle Menschen kommen mit zahlreichen Bedürfnissen auf die Welt, und Menschen waren es ja, die mir ihre Noth klagten. Ich gab ihnen, sie nähmen: was kann natürlicher seyn? ... Aber sie erweisen sich nicht im mindesten erkenntlich dafür? In dieser Absicht habe ich ihnen auch nicht unter die Arme gegriffen. Weh dem Elenden, dem eigennützigen Herzen, der nur Gutes thut, um Dankbarkeit zu erwar-

[illegible] Freylich bin ich jetzt selbst in der äußersten Dürftigkeit, und keiner macht Miene mich aus der Verlegenheit zu retten .... Ey nun, ihre Denkungsart ist anders als die meinige; wahrscheinlich muß auch daß so seyn. Uebrigens darf ich ja nur so machen, wie sie's mit mir gemacht haben. Ich darf sie ja nur um Unterstützung ansprechen, und ich werde gewiß ohne Mühe Leute finden, denen es das größte Vergnügen macht, ihre Börsen zu ziehen, und mir mehr zu geben, als ich verlange .... Zwar dürften diese Herren so häufig nicht seyn! Doch warum sollt' es nicht noch einige geben; sollte ich die einzige großmüthige, theilnehmende, edle Seele seyn, der einzige [illegible] auf der ganzen Erde? .... Gedulde dich, hoffe, harre, sie werden nicht ausbleiben.

So unterhielt ich mich mit mir selbst über meine Lage; allein die Erfahrung belehrte mich bald, daß ich nicht so leicht auf die Empfindsamkeit und das Mitleid der Menschen rechnen dürfe. Desto schlimmer für sie, sagte ich dann! sie machen sich ihrem Bruder nicht verbinden: da raube

sich die Thoren selbst eins der süßesten Vergnügen. Ueberdieß, mit wem soll ich zürnen? Der Himmel hat sie einmal so gemacht. Was können sie dafür, daß er mir einen andern und edlern Charakter gab: dieß war einmal in der Reihe der Dinge. Alles in der Natur ist vorausgesehen, prämeditirt, eingerichtet: wir sind nicht Herrn des Laufs der Dinge, wir müssen ihn nehmen wie es kömmt.

Ruth, Signor troppo amabile, ich suchte mich, so gut es gehen wollte, aus dem bösen Handel zu ziehen. Ich sang, verdiente mir Geld, und beschloß die größten Städte von Frankreich zu bereisen, und mir so viel zu sammeln, daß ich mit Ehren in das liebe Vaterland zurückkehren könnte. Der Weg führte mich an diesen verdammten Wald hin, in dem eine Räuberbande haußt, die mich ausplünderte. Da sie hörten, daß ich ein italienischer Musikus sey, und da ich ihnen die Quelle meiner schönen Stimme entdeckte, so wurden sie einig mich mit in ihre Höle zu nehmen, wo ich ihnen zum Buffone dienen, und ihre Weiber, denen sie mich ohne Gefahr an

vertrauen konnten, entführen sollte. Acht Tage, Signor, ganzer acht lange Tage mußte ich in dem abscheulichen Loche aushalten. Ich versuchte alle Mittel zu entwischen, erst heute gelang mirs . .

Meine Herren Wirthe betrunken gestern einen sehr reichen Juden, und um sich für diesen anstrengenden Tag ihre Ehre zu thun, zechten sie vom Morgen an im Branntwein und starken Likör. Es ward mir nicht schwer, jedem in sein Glas eine Prise Opium zu praktiziren, den ich die Nacht in der Tasche des Juden gefunden hatte. Da ich sah, daß sie alle fest im Schlummer lagen, so schlug ich die eiserne Kellthüre, und dann noch eine andere von frischen in einander geflochtenen Ruthen, die den Eingang zu dem abscheulichen Loch verstopfte, auf.

Ich erblickte Sie, benevole Cavaliere, ich erblickte Sie! Ihre Miene, Ihre Jugend flößte mir ein so unbegrenztes Zutrauen ein, daß ich beschloß Ihren Schutz zu ersiehen. Per Dio, wenn es in Ihrer Gewalt steht, lasciami fegoirla allenthalben hin! Erlauben Sie mir, daß ich

Sie

Sie begleite. Sie können mich zum Führer, zum Diener, zu allem brauchen, wozu Sie wollen. Verweigern Sie mir diese Gefälligkeit nicht, und rechnen Sie per la vita auf die Dankbarkeit und die Freundschaft des unglücklichen Carlo Sciocco! =

Die Abentheuer des Italieners und seine Erzählungsart hatten einen tiefen Eindruck auf unsern jungen Helden gemacht. Vorzüglich schien ihm die Geschichte des Quecksilbers Mandeville, der sich umbringt, weil er prädestinirt zu seyn glaubt sich umzubringen, so merkwürdig, daß er neugierig war, die Grundsätze einer Philosophie, die der seinigen so durchaus entgegengesetzt war, näher kennen zu lernen. Er begriff den Charakter des Carlo nicht, der sein ganzes Vermögen an die ersten besten vertheilt, der der ganzen Welt das Beste zutraut, und wie er sich endlich getäuscht sieht, sein Elend nicht andern, sondern sich selbst zuschreibt. Prädestination ... dieses Wort, das er nie von seinem Lehrer Dumont gehört hatte, ob er gleich seinen Sinn recht gut faßte, fiel ihm sonderbar auf, und schien ihm der

Irrthum eines verfolgten und zerrütteten Gehirns zu seyn. Kurz er beschloß, sich den Weg mit Fragen an den Italiener zu verkürzen, und seine Meinungen zu widerlegen, die ihm grundverderblich dünkten.

„Ihre Unglücksfälle," sagte er zu ihm, „und die traurige Lage, in der Sie sich jetzt befinden, macht es mir zur Pflicht, Ihre Bitte vor der Hand zu erhören, und Sie nicht mitten in diesem Walde zu verlassen. Doch gebe ich Ihnen zu überlegen, daß ich selbst ein höchst unglücklicher Mensch bin, und daß für die Verbesserung Ihres Schicksals bey mir nichts zu hoffen ist ... Ich kann und mag es nicht verhehlen, ich habe weder Aeltern, noch Freunde, noch Amt, noch Vermögen, noch Freyheit, mit Einem Wort, ich habe nichts. Das Schicksal, das ein Vergnügen daran zu finden scheint, mich zu verfolgen, hatte mich einen Wohlthäter finden lassen ... Dieser Wohlthäter ist jetzt in meinen Augen nichts als ein Ungeheuer, ein grausamer Tyrann. Ich flieh' ihn, ich werd' ihn ewig fliehen. Gebe nur der Himmel, daß ich ihn nie wieder sehe. In welch einem abscheulichen

Verbrechen suchte mich der Elende zu verleiten! . . Ich liebte Klärchen, ich betete sie an. . . . und sag' ich, ich liebe sie noch, ich bete sie noch an, und werde sie ewig lieben und anbeten. Das grausame Schicksal trennt uns, wir werden nie einander angehören . . . Kurz ich weiß nicht, wo ich auf der Erde einen Winkel antreffen soll, der düster und schwermüthig genug ist, in ihm den — gebe der Himmel — kurzen Rest meiner Tage zu verweinen. Und Sie wollen mein Schicksal theilen? Nein, stehen Sie mich lieber; lassen Sie mich allein meinen traurigen Pfad wandeln."

„Santa Croce," rief Carlo mit dem größten Feuer, „ich Sie verlassen! Nein, wahrlich nicht. Die göttliche Vorsicht hat mich Ihnen begegnen lassen. Es war in der Reihe der Dinge so beschlossen, daß Sie um diese und diese Stunde auf diesem Wege bei Malbet gehen, daß ich in demselben Augenblick aus der Höle entkommen, mich zu Ihren Füßen werfen, Sie meine Bitte erhören, ich Ihnen auf dem Wege meine Abenteuer erzählen, und wir

endlich einig werden sollten und nie wieder zu trennen."

Wie, das wäre alles so angeordnet?

„Certamente! Wir konnten nicht um eine halbe Minute zu früh oder zu spät kommen."

Sie scherzen: der bloße Zufall.

„Der Zufall? Sagen Sie das nicht. Es giebt keinen Zufall in der Welt: alles geschieht schlechterdings und nothwendig. Es ist bestimmt, daß aus der und jener Begebenheit dieß und jenes erfolgen soll, und keine menschliche Klugheit kann das mindeste voraussehen, geschweige verhindern."

Wie? .. Hier zum Beyspiel ist ein schmaler Fußsteig. Will ich ihn betreten, so erwarten mich Räuber, die mir eine Kugel durch den Kopf jagen; setze ich hingegen auf dieser Straße meinen Weg fort, so begegnet mir nichts unangenehmes: ich habe vollkommne Freyheit, zwischen beyden zu wählen.

„Das läugne ich. Sind Sie prädestinirt von Räubern gemordet zu werden, so wird irgend etwas Sie innerlich reizen,

den ſchmalen Fußſteig einzuſchlagen: ihre Schritte werden ſich, ohne daß Sie es ſelbſt wiſſen, dahin wenden, alles wird Sie dahin führen.“

Welch ein abentheuerliches Syſtem!...

„Wirklich, Signor, ſo glauben Sie, wie ich ſehe, nicht an die Prädeſtination? Erklären Sie mir doch, wenn ich bitten darf, was Sie unter dem Schickſal, dem Fatum verſtehen: große Worte, die jedermann im Munde führt, und die die wenigſten verſtehen“ ...

Ich verſtehe unter Schickſal das gebieteriſche Geſetz, das den Gang der menſchlichen Begebenheiten beſtimmt, ſie aber dennoch der freyen Willkühr, des Charakters, der Leidenſchaften, und der ganzen Beſchaffenheit des Weſens, das ſie unter ihren ehernen Zepter beugt, überläßt.

„Ihre Erklärung iſt nicht ganz richtig: denn das Schickſal quält den Frommen wie den Böſewicht, unterdrückt den Schwachen wie den Starken, und iſt allein unumſchränkte Gebieterinn über die Umſtände. Schickſal, Fatum, ſind folglich durchaus eins mit der Prädeſtination.

Wenn jemand ausruft: Buoni Dei! wozu habt ihr mich bestimmt? welch ein grausamer Unstern waltet über mich? so ist es eben so viel, als wenn er sagte: Buoni Dei, ihr hattet also vor meiner Geburt beschlossen, daß dieß Unglück über mich ergehen sollte. Vergebens bemühte ich mich mit meiner ganzen Vorsicht, den Streich abzuwehren: ich kann Euerm höchsten Willen nicht entgehen: ich muß Euern Gesetzen gehorchen. Glauben Sie mir, incredulo Cavaliere, im Grunde ist jedermann meiner Meinung, nur sind nicht alle Leute der Sache so auf den Grund gekommen.“

Aber wissen Sie wohl, daß Sie da eine sehr schädliche, gefährliche Lehre predigen?

„Wie so?“

Und Sie können noch fragen? Nach diesem Grundsatze wäre der Ungerechte, der Barbar, der seine Nebenmenschen verfolgt und drückt, nicht strafbar. Er gehorcht ja nur einem unsichtbaren Arm, der ihn leitet, und der ihn zu dem Laster reißt: er ist weiter nichts als die Zuchtruthe,

deren sich der Himmel bedient, die Menschen zu strafen: und warum, warum will sie der Himmel züchtigen? Worin besteht ihr Unrecht! Können sie etwas Böses thun, wenn sie in ihren Handlungen nicht frey sind? .. Sehn Sie, Ihr System stößt alle moralischen und göttlichen Gesetze um . . .

„Mäßigen Sie Ihren Eifer, Signor, ascoltami! Die Frage, die Vollignoria mir vorlegen, ist eigentlich ein theologischer Streitpunkt, der zu verwickelt ist, als daß wir ihn jetzt ausmachen könnten. Ein andermal wollen wir darauf zurückkommen. Jetzt sage ich Ihnen nur, daß ich den Bösen beklage; sehr beklage. Ueberdieß werden nicht alle Menschen so geboren. Aus der Hand Gottes kommen sie gut, menschlich, großmüthig, gefühlvoll. Arten sie aus, so ist dieß eine Folge davon, daß sie sich durch die Gewalt der Leidenschaften unvermerkt dahin reißen lassen, daß sie dem Sturm der Widerwärtigkeiten nicht Kraft gnug entgegensetzen, zu viel Werth auf wahre und gemachte Bedürfnisse (wovon die letzten immer am stärksten auf die Be-

gierde der Menschen wirken) legen, und gegen die Verführung der Hoheit, Gewalt, und des Vermögens zu schaden, nicht gnug auf ihrer Huth sind . . Sie sehen, daß ich die Schuld davon nicht dem Himmel zuschreibe. Nein, die Anzahl der Uebel, die aus Pandorens Büchse entschlüpfte, hat sich über die ganze Erde verbreitet. Gleich giftigen Insekten schwirren sie unablässig um die wehrlosen Menschen. Weh dem, den sie sich auswählen, daß er ihren Stachel fühle: nichts in der Welt vermag ihn für ihrem Stich zu sichern."

Sie widersprechen sich da auf eine handgreifliche Art, mein lieber Carlo. Ihr System steht auf so schwachem Grunde, daß es nothwendig bald über den Haufen fallen muß.

„Perchè Signor, ich behaupte, alle Menschen sind von Natur gut."

O Himmel, welch ein Irrthum!

„Ja, gut sage ich, und sehr gut!"

Wer hat Sie ins Unglück gebracht?

„Meine eigne Schuld, wer hieß mich, ihnen alles geben?"

Auch an mir haben sie als schändliche Verräther gehandelt.

„Warum wendeten Sie nicht die nöthige Vorsicht an?“

Sie haben mich ins Unglück gestürzt.

„Ja, weil es so seyn mußte.“

Nein, wahrlich, das ist nicht auszuhalten. Wie können Sie nur behaupten, daß das Wesen, das uns schuf, gewollt habe, daß ich unglücklich seyn solle? Nie werde ich ihm die Beleidigung anthun, so etwas zu glauben.

„Sind Sie unschuldig, so können Sie nicht unglücklich seyn. Der Strafbare allein ist es, weil Gewissensbisse ihn nagen. Doch, Signor amabile, lassen Sie uns eine Unterhaltung abbrechen, die, wie ich sehe, nicht nach Ihrem Sinne ist. Lassen Sie mir Zeit, Ihnen die Wahrheiten meiner Idee zu entwickeln, und die ungegründeten Vorurtheile, die Sie nähren, zu verscheuchen. Ja ich will Ihnen beweisen, daß, wenn es auch unmöglich ist, sich dem Gesetz, den Begebenheiten, die einmal in der Reihe der Dinge bestimmt sind, zu entziehen, man sich dennoch durch Ver-

trauen, Ergebung und Folgsamkeit die Leiden sehr versüßen kann. Nur dann wird man durch eigne Schuld unglücklich, wenn man diese Begebenheiten selbst aufsucht, und sie hervorzubringen strebt, wenn man sich unbesonnen in den schwindelnden Abgrund stürzt. Lassen Sie uns alle Gelegenheiten vermeiden, ihm nah zu kommen: lassen Sie uns nur das thun, was wir nicht vermeiden können. Lassen Sie uns unsre Nebenmenschen lieben, denn sie sind mehr zu beklagen als zu verdammen, und wir werden jenen süßen Trost schmekken, den die Unschuld gewährt. Die Unschuld, die den Unterdrückten glücklicher macht, als den Unterdrücker!“ —

Drittes Kapitel.

Die Schließerinn in St. Marcellin.

Es leuchtete dem Alexis aus dieser Unterredung sehr klärlich ein, daß der Signor Carlo Sciocco ein Narr sey, der seinen Kopf mit den seltsamsten Grillen und den unverträglichsten Ideen aus ganz verschiedenen Systemen angefüllt habe. In seinem Geschwätz war weder Methode noch Zusammenhang; der erste Satz ward immer durch den zweyten wieder aufgehoben, und die Gedanken lagen in seinem Gehirn so wild durch einander, daß auch nicht ein einziger die erforderliche Klarheit hatte. Allein dabey schien er doch ein gutes, unverdorbnes Herz zu haben. Er bat den Alexis so demüthig, ihn bey sich zu behalten, er versprach ihm so heilig, ihm im Glück und Unglück treu zu bleiben, und gemeinschaftlich mit ihm für ihren Unterhalt zu sorgen, daß unser junger Freund, so neu ihm auch die Erinnerung an Dumonts Verrätherey war, dennoch

ſein Mißtrauen beſiegte, und ihm ſeine Bitte gewährte. Und nun hatte er Gelegenheit den närriſchen Kauz von Italiener ganz kennen zu lernen. „Santa Maria,“ rief er, und fiel, daß es plumpte, auf beyde Knie, „divina croce di Gieſù! vi ringrazio! o braver, großmüthiger Cavaliere! Seyn Sie mein Freund, ſeyn Sie mein Herr! und ich will all' meine Leiden vergeſſen. Wenn Sie je in den heiligen Eheſtand treten (ein Glück, das mein grauſamer Vater mir geraubt hat), wenn Sie Vater werden, ſo will ich Ihre Kinder erziehen, ſie auf meinen Armen tragen. O carissimi figliuoli: ich ſeh ſie, ſie ſtrecken mir die Aermchen entgegen, ſie nennen mich ihren guten Freund . . . ja, das will ich ſeyn, ich will euch lieben wie ein zärtlicher Vater. Mit euch und ihm zu leben wird mein ganzes Glück ſeyn.“

Dieſe tragiſch-komiſche Herzenserleichterung lockte dem Alexis ein Lächeln ab. Sein Gefährte trieb das Spiel noch eine Weile fort: er erhob die Hände pathetiſch gen Himmel, und machte die ſeltſamſten Grimaſſen. Endlich ſetzten ſie ihren Weg

fort, und erblickten von der Höhe eines kleinen Hügels einen Trupp Reiter, der ihnen entgegen kam. Alexis fing an zu zittern, ohne zu wissen warum; allein Sciocco, der ein sehr scharfes Gesicht hatte, beruhigte ihn und versicherte, es sey die Marechaussee, von der sie beyde nichts zu fürchten hätten.

Unterdeß näherte sich der Trupp, den Sciocco nicht aus den Augen ließ. Auf einmal fing er an wie ein Besessener zu schreyen! „O Dio! was seh ich? Sie haben einen von den Räubern, aus deren Höle ich komme. Vor ein paar Tagen ist er arretirt worden. Gewiß kömmt er mit der Marechaussee den Aufenthalt seiner Spießgesellen zu entdecken . . . Signor, lassen Sie uns fliehen. Ich fürchte, er erkennt mich und . . . “

Alexis übersah nun mit einem Blick, in was für eine neue Verlegenheit er sich durch seine Unvorsichtigkeit gestürzt habe, und was für Gefahr ihm drohe. Er suchte mit seinem Geführten unbemerkt von der Heerstraße wegzuschleichen, allein die Reiter, denen der Räuber den Sciocco ange-

geben hatte, sprengten herzu, erreichten sie, und nahmen sie im Namen des Königs in Verhaft.

Man denke sich, wie Alexis dabey zu Muthe war .... Er rief: ich bin unschuldig: aber die Diener der Gerechtigkeit waren unerbittlich. Man legte ihm und seinem Begleiter Ketten an. Der Räuber, der sie angegeben hatte, trieb noch sein Gespötte mit ihrem Schmerz. Sieh da, sagte er, Freund Sciocco! der angenehme Bufsone der allerliebsten Gesellschaft! Du hast also einen Kameraden gefunden; das gute Kind hat sich gar zu früh aufs Handwerk gelegt! — Alexis, den der Schmerz tief danieder beugte, konnte kein Wort vorbringen. Thränen flossen von seinen Wangen, Seufzer drängten sich aus seiner Brust, seine Augen waren gen Himmel gerichtet, und schienen ihn anzuflehen, seine Unschuld an den Tag zu bringen. Sciocco haranguirte desto mehr: er betheuerte hoch und heilig, er und sein Herr seyen unschuldig. Er erzählte den grausamen Wächtern, die sich nicht die Mühe gaben ihn anzuhören, seine Geschichte, und bot

seine ganze Beredtsamkeit auf seinen jungen Herrn zu trösten. Caro mio maestro sagte er, wir wollen uns in unser Schicksal ergeben. Es ist der Wille des Himmels, es mußte wahrscheinlich so gehn.

Vier von den Reitern trennten sich nunmehr von den übrigen, die ihren Weg fortsetzten, und brachten unsre beyde Reisenden, ohne auf ihre Klagen zu hören, nach St. Marcellin, wo sie gegen Sonnen-Untergang ankamen.

Das Volk versammelte sich um sie. Hier bringen sie Räuber ein, hieß es, Banditen, die man im Chamboraner Wald gefangen hat. Sciocco mit seinem häßlichen Gesicht konnte recht gut für einen Räuber passiren: aber Alexis mit seiner sanften Mjene, mit seinem offnen liebenswürdigen Anstand! Auch bedauerte ihn jedermann, vorzüglich die Weiber. Sie drängten sich um ihn, betrachteten ihn, und überhäuften ihn mit Fragen. Ganz leise flüsterten sie einander ins Ohr: ewig Schade! ein allerliebster Spitzbube!

Ohne weitere Umstände wurden sie nun ins Gefängniß gebracht, und man kündigte

ihnen die tröstliche Nachricht an, daß sie sich auf ein Verhör und die Folter gefaßt machen sollten.

Hier befand sich nun der arme Alexis, allein, in einem engen Kerker, und Sciocco nicht weit davon in einem ähnlichen. Hier lag der unglückliche junge Mann, der niedrigsten Verbrechen angeklagt, mit den verworfensten Bösewichtern in Eine Klasse gesetzt! Wodurch hat er dieß Loos verschuldet? Welch ein böser Dämon verfolgt ihn? Nicht oft noch darf ihm etwas ähnliches begegnen, oder er läßt sich verführen an die Prädestination zu glauben.

Hingestreckt auf eine Hand voll Stroh badete er sich in seinen Thränen, ging in Gedanken die ganze Geschichte seines Lebens durch, und klagte seinen Vater an, und Candor, und Sciocco, und selbst den Himmel! Den größten Theil der Nacht hatte er in dieser traurigen Lage zugebracht, als eine sanfte Stimme ihn aus seiner Verzweiflung riß, und einen milden Balsam in seine Seele goß. „Sind Sie hier, Alexis, rief sie .. ist dieß Ihr Kerker?“ — Ach, antwortete er, wer dn

seyn

seyn magst, rette mich .. bringe meine Unschuld ans Licht ..

„Eine Frau, die Sie gesehn, die Ihre Jugend gerührt hat, kann Sie befreyen, wenn Sie versprechen erkenntlich zu seyn ... "

Ja, mein ganzes Leben, mein ganzes Leben hindurch ...

„Seyn Sie ruhig, und warten! "

Die Stimme schwieg. Alexis, der nun erst seiner Gedanken mächtig ward, war ungewiß, ob er die angebotene Freyheit annehmen sollte? Man wird mich für schuldig halten, wenn ich feiger Weise fliehe: man muß mich für schuldig halten ... O mein Gott, was soll ich anfangen? .. Gleichwohl, wenn ich in diesem schändlichen Kerker bleibe, wenn ich Gerechtigkeit von eingenommenen Richtern erwarte, die taub sind für die Stimme der Unschuld, unversöhnlich, grausam, wie alle Menschen; welch ein schreckliches Loos könnte mich treffen ... Ich schaudere bey dem Gedanken ... Thor, den das Urtheil der Menge rührt: fliehn will ich, fliehn .... Zwar die Frau ... was für

Gründe hat sie, mich zu befreyen, mich, den sie nicht kennt, der sie nicht interessiren kann . . Sollt' es nur eine Schlinge seyn? Darf ich trauen? . . Darf ich glauben, daß diese Hülfe von dir kömmt, Schützer der Unschuld? Ist es ein Engel, den du von den Stufen deines erhabenen Thrones einem Unglücklichen zusendest, dessen Herz und Gesinnung dir allein bekannt sind? Ja du bist's, gütiger Vater, du selbst . . Wie erfüllt diese süße Hoffnung mein Herz mit neuer Kraft! Ach, komme, komm mitleidiges Wesen, das der Himmel mir zum Besten rührte, komm, komm, und schenke mir die Freyheit wieder, das einzige Gut, nach dessen Besitz zu streben mir vergönnt ist!

Diese Empfindungen lösten sich in ein feuriges Gebet auf. Seine Seele war nun ganz ruhig, und erwartete geduldig den Engel des Trostes. Nicht lange, so hörte er sein Gefängniß öffnen. Eine junge, schöne, wohlgekleidete Frau, mit einer Blendlaterne, näherte sich ihm, ergriff ihn bey der Hand und sagte: „Kommen Sie, folgen Sie mir, junger

Mann . . . ich kann nicht glauben, daß Sie schuldig seyn sollten: mein Herz sträubt sich dagegen . . . Ach, wenn Sie wüßten, wie tief Sie es . . . gerührt haben! Doch, kommen Sie, hier ist keine Zeit zu verlieren.«

Großmüthigste aller Frauen, rief Alexis; mein Freund ist eben so unschuldig als ich . . Retten Sie ihn, und machen Sie mich doppelt glücklich. —

»Recht gern: ich kann es: aber, Alexis, erinnere Dich einst, was ich jetzt für Dich thue . . .«

Die mitleidige Retterinn öffnete das dranstößende Gefängniß, und Alexis rief leise: Sciocco! Lieber Carlo, komm, man giebt uns die Freyheit . .

»Santa Maria! wer ist der Engel? . .«

Schweig, Unbesonnener, Du machst uns unglücklich! —

Alexis stopfte dem Italiener den Mund, zu verhüten, daß sein rasender Jubel nicht ihre Flucht verhindern möchte, und beyde folgten ihrer Retterinn, die sie mehrere Treppen hinauf in ein ganz artiges Zimmer führte, wo sie Platz nehmen mußten.

„Alexis, sagte sie, ich will Dich retten, und Dich auf Deiner Flucht begleiten. Vernimm nur zwey Worte. Ich bin die Frau des Gefängnißaufsehers. Mein Mann hat mich von jeher gehaßt, und auf das äußerste gemißhandelt. Ich sah Dich gestern. Du hast mich sonderbar . . . gerührt. Ich will einen Mann fliehen, den ich verabscheue: erlaube mir, daß ich einem folge, den ich . . ich bedaure . . und versprich mir, daß Du mich nie verlassen willst.“

Alexis war so betroffen, daß er nicht antworten konnte. Statt seiner nahm Sciocco, der von Freude und Entzükken überströmte, das Wort. „Wir, Sie verlassen, generosa donna! Wir? Nein, mein maestro und ich, wir schwören Ihnen, per la nostra vita, die vollkommenste Dankbarkeit, die . . .“

Gut, gut, sagte die Schließerinn, und stand hastig auf. Komm, Alexis, komm, Sciocco, ewige Freundschaft, und nun keinen Augenblick versäumt! !

Alexis hatte auf einmal allen Muth verloren. Die Frau, die ihren Mann

heimlich verließ, um ihm nachzuziehn, kam ihm höchst verächtlich vor, und nur die Größe der Gefahr, in der er sich befand, und die ihn in einer stummen Apathie erhielt, wehrte ihm, ihr seine Empfindungen zu äußern. Die Schließerinn nahm sein Schweigen für Furchtsamkeit, und begnügte sich an Sciocco's Betheurungen. Sie machte Anstalt zum Aufbruch. Alexis stand noch zitternd da, und bereute, daß er das Anerbieten angenommen. Er wünschte sich beynah zurück in seinen Kerker ... Indeß, der erste Schritt war geschehn, er hatte nicht Entschlossenheit gnug zurückzutreten. Er folgte seiner straßbaren Retterinn, in seine Betrachtungen vertieft, und taub für Scioccos Geschwätz, der ihm zuflüsterte: nun, caro amico, ist der Himmel nicht gerecht? Die Ordnung der Dinge war gestört, alles ist nun wieder im Gleise ... Welch ein unerwarteter, großer Glückswechsel!!

Die Flüchtlinge eilten eine heimliche Treppe herab, die sie in eine kleine Straße brachte. Hier erwartete sie ein Wagen. Sie stiegen ein, und fuhren mit solcher

Schnelligkeit davon, daß sie mit Tagesanbruch schon die Stadt und die alte Citadelle Montelimart vor sich sahen. Ohne sich aufzuhalten, fuhren sie durch die beyden kleinen Städte Dieu-le-fit, und setzten ihre Reise ununterbrochen Tag und Nacht fort, bis sie über Palu, Mornas, Orange und Courteron, Avignon erreichten, wo sie in einem Gasthof abstiegen, und sich vornahmen ein paar Stunden auszuruhen.

Unterwegs hatte die Schließerinn eine Menge Fragen an Alexis gethan, die er alle mit der größten Freymüthigkeit beantwortete. Sciocco überhob seinen Herrn der Mühe sich in Details einzulassen, die ihm langweilig gewesen wären, und erzählte selbst seiner Retterinn seine Abentheuer, und die Art und Weise, wie er unsern jungen Helden in dem Walde von Chamboran angetroffen habe. Die Dame fand wenig Behagen an seiner Erzählung, und bat den Alexis ihr die Geschichte seiner Unfälle mitzutheilen. Er that es, mit Uebergehung einiger Umstände, und verweilte vorzüglich bey seinem Aufenthalt im

Häuschen, und ſeiner Leidenſchaft für das ſchöne Klärchen. Eine Leidenſchaft, die, wie er ſagte, nur mit ſeinem Leben ein Ende nehmen werde.

Dieſes Geſtändniß überraſchte die verliebte Dame ſehr. Sie ſetzte mit den dringendſten Gründen in ihn, einer Leidenſchaft zu entſagen, die doch aller Wahrſcheinlichkeit nach nie das Ziel ihrer Wünſche erreichen werde. Da dieß nicht fruchten wollte, ſo nahm ſie zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht. Sie verſicherte ihn in den feurigſten Ausdrücken der zärtlichſten Liebe. Alexis konnte ſeinen Unwillen nicht länger unterdrücken. Wie, ſagte er, Sie ſind verheirathet, und unterſtehen ſich?

„Was willſt Du? mein Freund. Ich bin mein Lebelang immer ein kleiner Wildfang geweſen. Mein Mann machte mir acht Tage über die Cour, ich war meiner Jungferſchaft längſt gram geweſen, und heirathete ihn. Nach vier Wochen hatte ich ihn ſchon ſo ſatt, daß ich von ihm ging. Einige Zeit dranf beſuchte er mich in dem Kloſter, in das ich mich begeben hatte,

und ich ging wieder zu ihm. Er führte sich nicht ganz so auf, wie ich wünschte, und so folgte ich vierzehn Tage darauf einem jungen, äußerst liebenswürdigen Manne, der mich leider in Paris, wo er mich hingeführt hatte, sitzen ließ. Da ich nichts beßres zu thun fand, so kehrte ich nach St. Marcellin zurück. Ich hatte die Güte, meinem Mann zu verzeihen, und er schätzte sich deshalb glücklich. Sechs lange Monate hatten wir nun wieder zusammen gelebt, und ich mußte tausend Kränkungen von ihm erdulden. Dieß war mehr als ich ertragen konnte. Sechs Monate mit einem Mann zu leben, den man haßt! — Ich sah Dich, Du gefielst mir, und — ich schenkte Dir die Freyheit.«

Welche Frechheit, dachte Alexis, dieß Weib fodert . . Nein, Madam, fuhr er laut fort, soll mein Herz der Preis des Dienstes seyn, den Sie mir geleistet haben, so sehe ich wohl, so werde ich undankbar seyn müssen. Sie sind berechtigt, Freundschaft, Erkenntlichkeit von mir zu fodern, aber nicht Liebe . .

„Meineidiger, denke an Deinen Schwur, denke an die Aufopferungen, die ich Deinethalben machte! Du mußt mich lieben, oder . . . ich nehme Dir das Leben . . “

Eine allerliebſte Art, ein Herz zu gewinnen, fiel Sciocco ein. Per mio honore, das iſt ein Drache von einem Weibe . .

„Du kennſt mich nicht,“ fuhr die beleidigte Schöne fort, „ich bin zu allem fähig — — ich ſchwör' es, ich opfere Dich meiner Wuth auf, nicht wie eine Memme, mit Gift oder Dolch: nein, Spitze gegen Spitze! Wirſt Du das Herz haben, Dich mit einer Frau zu meſſen? Wenn Du meine Liebe nicht vergelten willſt, ſo wähle Degen, Piſtolen, oder was für Waffen Du willſt, und ich ſchlage mich mit Dir.“

Mein Gott, Madam, wo denken Sie hin . .

„Memme, Du zitterſt! Wiſſe, daß ich eine mehr männliche als weibliche Erziehung genoſſen habe. Ich habe reiten, fechten lernen. Ich führe den Degen beſſer, als irgend ein Mann im ganzen Reiche . . aber nein, Alexis, ſchenke mir Dein Herz,

liebenswürdiger Junge, schenke mirs, und treibe mich nicht zur Verzweiflung . . . "

Alexis, der so betroffen als möglich war, vermochte nicht zu antworten. Sciocco mußte das Gespräch allein mit der unerschrockenen Amazone führen. Er versuchte, ihr durch philosophische Demonstrationen darzuthun, daß sie die Ordnung und das Gleichgewicht der Dinge in der Welt aufhebe und zerstöre: ein Weib müsse in den ihrem Geschlecht bestimmten Gränzen bleiben, und nur in ganz besondern Fällen, unter einer höchst ungewöhnlichen Prädestination sey es ihr vergönnt, auf freyem Kampfplatz wie ein stolzer Paladin ihren Strauß auszufechten.

Unter solchen Gesprächen und Disputen fuhren unsere Flüchtlinge durch das Dauphine in die Grafschaft Avignon, wo sie in einer der Vorstädte der Hauptstadt in einem Gasthof abstiegen.

Hier legte die verliebte und aufgebrachte Amazone dem Alexis nochmals die Wahl vor, ihre Liebe zu erwiedern, oder ein Kartel anzunehmen. Sciocco äußerte seine Bereitwilligkeit, sich für seinen Herrn

zu ſtellen. Nein, erwiederte die Megäre, nein Signor Italiano, ich ſchlage mich nur mit einem Mann ....

So luſtig dieſer Auftritt an und für ſich war, ſo unangenehm war er für Alexis. Wozu ſollte er ſich entſchließen? Sich mit einem Weibe ſchlagen? Ihre Forderung gewähren? ... Nein, mit Abſcheu verwarf ſein tugendhaftes Herz ein ſo ſchimpfliches Band. Den Tod hätte er der Liebe dieſer niederträchtigen, verächtlichen Frau, deren ganzes Betragen ihn mit Abſcheu erfüllte, vorgezogen.

Was wird er alſo thun? ... Wir wollen ihm Zeit laſſen, ſich zu entſchließen, und auf einen Augenblick zurück nach dem Häuschen kehren, in dem wir drey Perſonen, und vorzüglich eine für unſre Geſchichte ſehr intereſſante gelaſſen haben .. Klärchen, das unglückliche Klärchen, die in dem Augenblick, wo ſie Licht über ihre Herkunft erhält, ihren Freund verliert, und gezwungen iſt, mit dem Todfeind ihres Vaters zuſammen zu leben. Wir wollen ſie in ihrem Zimmer aufſuchen, und ihren Schmerz theilen!

Viertes Kapitel.

Eine Nacht im Walde.

Klärchen hatte ihren Geliebten sich entfernen sehn. Augen und Mund an das Gitter ihres Fensters gedrängt, sah sie die fatale Brücke, die sie vielleicht für ewig von ihrem lieben Alexis trennen wird, fallen und steigen ... Sie war allein, ganz dem Schmerz überlassen, und so bemeisterten sich Wuth und Verzweiflung bald ihres Herzens.

Ists möglich, rief sie, er flieht mich. Er flieht mich, den Dolch in das Herz meines Vaters zu bohren? Der Grausame! Doch nein, Candor ist der Barbar. Er fodert dieß schändliche Opfer: er giebt dem sanftesten, liebenswürdigsten aller Männer das Mordschwert in die Hand... Höllischer Plan!.. Der Verräther zog mich also nur darum auf, um mich einst seiner Wuth aufzuopfern, und die Beleidigung, die ihm mein Vater zugefügt, an mir zu rächen. Candor, ich liebte dich,

dich Dorance' haſſ' ich, verabſcheue ich. Candor iſt mein Wohlthäter, Dorance' mein tödtlichſter Feind . . Unglückliche, was für Läſterungen erkühnſt du dich gegen den großmüthigen Mann auszuſtoßen, der dir in deiner hülfloſen Lage ſeine Hand reichte, der, ſtatt dich als einen wilden Sprößling ſeiner Ehe von ſeinem Buſen zu ſtoßen, dir den ſüßen Tochternamen gab, ohnerachtet dein Vater an ihm zum Verräther ward, und das ganze Glück ſeines Lebens zertrümmerte! O Candor! ich weiß nicht, ſoll ich dich haſſen, oder lieben! Mein Herz, das von tauſend widerſtrebenden Gefühlen bewegt wird, liebt dich, wenn es deiner Wohlthaten ſich erinnert, und verabſcheut dich, wenn es an deine Grauſamkeiten denkt. Deine Grauſamkeit! ja ſie iſt unerhört. Du haſt Alexis Herz verdorben, menſchenfeindlicher Mann, warum ließeſt du ihm nicht ſeine Unſchuld, die ſchönſte ſeiner Tugenden . . Ach! er hat mich verlaſſen . . . verlaſſen, um weit weit von mir mich ganz unglücklich zu machen. Ach, daß ich ſeinen Arm zurückhalten, daß ich dieſe furchtbare Woh-

nung verlassen könnte, wo alles Mord und Verbrechen athmet. — — Gott, welche schreckliche Zukunft enthüllt sich vor meinem Blick. Wenn Candor sieht, daß Alexis . . nicht wiederkehrt, wird er nicht mein Blut . . . wird er vielleicht nicht mich auf der Gruft seiner unglücklichen Familie als ein Sühnopfer bluten lassen? . . Wie kann ich diesem Unglück entgehen? Ich will dieß Haus, das mir einst so theuer war, verlassen . . Aber wie herauskommen?

Fest entschlossen, Candorn zu fliehen, und ihren Geliebten auf der ganzen Erde zu suchen, sann sie tausend Plane zur Flucht aus, aber alle gab sie als untanglich selbst wieder auf. Ein einziger trat in ihrer Seele auf, gefährlich, aber ausführbar.

Nachdem sie ihn von allen Seiten reiflich überlegt hatte, so fing sie mit großer Mühe an den Schließhaken des Schlosses an der Thüre auszuheben; sodann erwartete sie die Nacht, als die bequemste Zeit zur Ausführung. Den Tag über hatten sich Candor und Germain viel Mühe ge-

geben, sie zu trösten, und ihr zu beweisen, daß Alexis bald wiederkommen werde. Klärchen stellte sich, als machten ihre Vorstellungen einigen Eindruck auf sie. Den Abend kam Germain, wie gewöhnlich sie einzuschließen. Vergebene Mühe! Er drehte nur den Riegel des Schlosses, der ohne Widerhalt zu nichts diente.

Klärchen stieg die Treppe herab, und wartete bis die beyden Alten in die unterirdische Kapelle getreten waren. Sie erinnerte sich, daß Alexis aus einer Höle, deren Eingang im Wald liege, von Germain fast bis in das Innere des Tempels geführt worden. Die Nacht vorher hatte sie die Thüre, die zu diesem Souterrain führte, sehr genau beobachtet. Ihr Plan war, sich im Gewölbe zu verbergen, zu warten bis die Alten wieder heraus wären, und dann durch diese Thür zu entkommen.

Sie schlich sich demnach ganz leise in den Tempel, dessen Thüre Germain offen gelassen hatte, versteckte sich hinter einer Säule, und war Zeuge der traurigen Thorheiten, die Candor in Gesellschaft seines alten Dieners beging. Nachdem sie ihre

Klagen und Seufzer auf Adelheids Grabe geendigt hatten, ſo entfernten ſie ſich. So wie ſie hinweg waren, eilte Klärchen nach der günſtigen Thüre des Souterrains, öffnete ſie (was von innen ſehr leicht war), und ging tappend durch die Dunkelheit vorwärts. Furcht und Schrecken geboten ihr bald Stillſtand.

In der That drohten ihr auch in einer dunkeln, unbekannten, nach unzähligen Krümmen ſich ſchlängelnden Höle der Gefahren nicht wenig. Klärchen blieb ſtehen, und da ſie nicht Muth genug hatte, den Weg auf dieſe Weiſe fortzuſetzen, ſo ſann ſie auf ein Mittel, und es kam ihr ein ſo natürliches, daß ſie ſich wunderte nicht gleich darauf gefallen zu ſeyn, ehe ſie ſich in die Dunkelheit wagte. In der Kapelle brannte beſtändig über der Gruft eine Lampe. Klärchen ging zurück, in der Abſicht ſie zu holen. Aber plötzlich treten tauſend Schreckensgeſtalten vor ihre Augen. Die tiefe Stille, die rings um ihr herrſcht, der Gedanke an die Todten macht ſie beben. Sie wich zurück, und ſank auf die Stufen des Altars. Ihr war, als

breche aus dem marmornen Gewölbe, das den Sarg bedeckte, eine Todtenstimme hervor. „O Mutter,“ rief sie, „bist du's, die zu mir spricht? ... Sind dieß die Töne deines Schmerzes, meine unglückliche Mutter! ..... Sprich, was forderst du von mir? .... Erhebt sich dein heiliger Schatten gegen den Plan deiner unbesonnenen Tochter? .... Was ist dein Wille? ... was soll ich thun?“

Klärchen athmete nicht mehr: ihr erstarrtes Herz stockte ... Sie erblickte einen Degen mit Blut gefärbt und eine Rolle Papier ... Es war das mörderische Eisen, das den Lebensfaden der unglücklichen Adelheid abschnitt, und auf dem Papier standen die Worte: .. „Lebe wohl, mein lieber Duverly; komme ja bald deiner zärtlichen Adelheid nach“ ... Die Handschrift meiner strafbaren Mutter! Das Dokument ihrer Untreue! Ein trauriges und doch schätzbares Pfand! — Gewiß war Candor in dem Augenblick, wo er sie hinrichtete, ein Barbar; aber, was thut nicht Eifersucht und eine plötzlich

auflodernde Wuth? . . Ist er nicht mehr zu beklagen, als zu verdammen?

Diese Betrachtungen stellte Klärchen an, und schon reut es ihr, daß sie das Häuschen, ihren Wohlthäter und wahren Vater verlassen . . . Sie legt den Degen und die Briefe wieder in die Urne, und ein Seitenblick veranlaßte eine neue Entdeckung. Etwas entfernter befand sich ein zweytes leeres Grab mit der Innschrift: „Unglückliche Familie, du sollst gerächt werden. Dieß Grab ist der Tochter meines Feindes bestimmt.“

So klar es war, das dieses Kenotaph schon damals errichtet worden, als das Häuschen gebaut ward, so erwachten doch Furcht und Besorgnisse von neuem bey ihr. Sie nahm die Briefe ihrer Mutter zu sich, bemächtigte sich der Todtenlampe, und eilte zitternd nach dem Souterrain zurück. Mit Hülfe des Lichts wanderte sie nun ohne Anstoß durch die weite Höle, und erreichte in kurzer Zeit das Ende derselben.

So wandert Klärchen, gleich einer neuen Hypermnestra, ihren Geliebten

ſuchend, allein durch die Finſterniſſe der Nacht. Sie erreicht endlich den Wald, und hat ſich aus der ſchauerlichſchönen Höle gefunden. Eine frohe Aufwallung erquickt ſie: ſie legt die Hand aufs Herz, es klopft ſtark. Hoffnung und Reiz der Freyheit ſchwellen es an.

Indeß bedeckte ein ſchwarzer Schleyer noch die ganze Natur, und eine ſchauervolle Stille herrſchte durch den Wald, die durch nichts als das Säuſeln des Zephyrs und das ſanfte Zittern der Blätter unterbrochen ward. Das arme Mädchen, die weder Weg noch Steg kannte, zitterte beym leiſeſten Geräuſch, das ſie hörte. Sie fühlte, was für groſſen Gefahren ſie in einem Wald voller Räuber und Abgründe ausgeſetzt ſey, und befürchtete mit Recht, daß ihre Lampe ſie verrathen, und Leute mit böſen Abſichten aus der Ferne zu ihr locken könne. Sie löſchte ſie alſo aus, legte ſie von ſich, und beſchloß in die Höle zurückzugehn, und da den Anbruch des Tages zu erwarten. Sie war im Begriff umzuwenden, als weit aus der Ferne ihr ein Licht entgegenſchimmerte, das ſie vorher

bey dem Glanz des übrigen nicht bemerkt hatte. Sie erschrack so, daß sie sich mit Mühe auf den Füßen halten konnte .... Das Licht näherte sich, und kam gerade auf sie zu .. Was soll sie anfangen? Fliehn? So kann man sie hören. Bleiben? So ist sie verloren. Was soll sie thun? ... Zum Glück verläßt sie ihre Gegenwart des Geistes nicht. An alle Arten körperlicher Uebungen gewöhnt, findet sie bald einen Ausweg. Sie erblickt einen dichtbelaubten Baum, dessen Zweige im Gipfel einen günstigen Sitz darbieten. Sie klimmt hinauf, verbirgt sich ganz ins Laub und erwartet ... Wir wollen sie in dieser Lage nicht verlassen. Sie wird Zeuge eines sonderbaren Zufalls werden, der ihr sehr zum Vortheil gereichen muß.

Zwey Männer nähern sich. Einer trägt eine Laterne, der andere ein kleines Paket, das ihm sehr schwer zu werden scheint. Nu, Zänger, sagte der eine, sind wir bald am rechten Orte! Da sind wir ja nah bey unsrer Höle, sollte sich denn kein Plätzchen finden, wo wir das Geld sicher unterbringen könnten? — „Ja,

Kerfah, ich dächt' auch, wir gingen nicht weiter. Lange könnt' ichs nicht mehr aushalten .... Glaubst Du nicht, daß zwey tausend Louisd'or verteufelt schwer sind?" — Komm, hier unter diesen Baum wollen wir uns setzen ... „Recht so .." Nu erzähl mir aber auch was von dem Mann, und wie Du es in aller Welt angefangen hast, ihm allein so viel Geld wegzukapern? — „Das sollst Du hören. Ich kam diesen Abend von der Kundschaft zurück, auf die der Alte mich ausgeschickt hatte, und da seh ich auf der Heerstraße einen gut berittnen Kavalier, der mit verhängtem Zügel herssprengt. Hinten hatte er ein Felleisen aufgepackt. Das machte mir den Mund wässrig, ich fühlte mich von einem übernatürlichen Muth begeistert, und versteckte mich in der Absicht hinter einen Baum, vor dem er vorbey mußte. Im Augenblick, wo er mir gegenüber war, brannte ich eine Pistole los, die dem Pferd das Hirn einschlug. Es stürzte, und der Herr Kavalier drüber her. Ich sprang vor. Heh, Freund, sagte ich, hurtig gieb mir, was du in dem Felleisen hast.

„Barmherzigkeit, Herr Spitzbube, berauben Sie keinen Kollegen.“

Einen Kollegen, fragte ich ..

„Ja,“ erwiederte er. „Ich war Bankier: ich habe einen beträchtlichen Bankerutt gemacht. Ich habe mehr als 500,000 Livres in Papier, und 2000 Louisd'or baar bey mir. Ich versichere, bey meiner Ehre, daß ich sie gestohlen habe.' Das muß Sie erweichen. Keine Krähe hackt der andern ein Aug aus. Haben Sie Mitleid mit einem Mann vom Metier.“ Ich mußte über diese närrische Forderung herzlich lachen. „Herr Bankier,“ sagte ich, „danken Sie dem Himmel, daß Sie, wie ich, ein Spitzbube sind. Wären Sie ein sogenannter ehrlicher Mann, ich hätte Ihnen eine Kugel durch den Kopf gejagt. So aber ehre ich meinen Kameraden in Ihnen. Gleichwohl ist es billig, daß ich auch einen Theil an Ihrem Glück nehme, geben Sie mir das baare Geld und behalten Sie die Papiere.“ O Himmel, schrie der Kerl, die ganze Summe, das ist zu viel... „Was wollen Sie,“ versetzte ich: „Sie unterstehen sich, meinem billigen

Vorschlag . . .“ Da der Monsieur sah, daß ich ihm die Pistole auf die Brust setzte, so begann er gar emsig das Mäntzel aufzuschnüren, und mir die zweytausend Louisd'or auszuliefern. Zufrieden mit seiner Willfährigkeit verließ ich ihn, nachdem ich ihm vorher auf seine Bitte das Signal gegeben hatte. Er dankte mir aufrichtig, und setzte seinen Weg zu Fuße fort . . . Ich hielt's nicht für erlaubt ihm mehr abzunehmen? Meinst Du nicht auch? Man muß leben und leben lassen, und den Leuten zeigen, daß da am meisten Großmuth und Ehrgefühl ist, wo sie's am wenigsten suchen. — „Du hast recht.“ — Wie Du mir begegnetest und mich fragtest, was ich da trüge, lieber Kopfab, so hab' ich Dir alles gestanden, allein das Geheimniß muß zwischen uns beyden bleiben. Warum sollten wir das Geld mit unsern Kameraden theilen? Haben sie das geringste bey der ganzen Sache gethan? nichts! Laß uns hier das Geld einscharren, und dann zurück in die Höle. Im Nothfall wissen wir, wo wir zu suchen haben. — — „Brav, Herr

zensbrüderchen, edler Junge, bravo! Na, aber wohin damit?“ — Wohin? Wir grabens unter einem Baume ein, und machen ein kenntliches Zeichen dran. „Halt! weißt Du Dich hier auch recht zu finden?“ — Blindlings! Dieser Dornstrauch liegt zwischen vier Straßen, hart am Wege nach Mongrison, hier ist der Fußsteig, der nach dem Häuschen des alten Narren führt. „Ja, da erinnerst Du mich an etwas. Man sagt, er habe eine allerliebste Tochter . . .“ Wer kann das wissen? Es kommt ja niemand hinein noch heraus. — — „Sollt' es denn gar nicht möglich seyn, hineinzukommen, und ein bischen aufzuräumen . . .“ Das würde sich auch der Mühe lohnen! Der Alte lebt wie ein Einsiedler, und wenn die Mauern und der Graben nicht wäre — — „Also eine vollkommene Festung?“ — Eine regulaire Festung. Nein, damit ist nichts. Doch wieder auf unser Schäfchen zu kommen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, es ist schon spät, und die Herren möchten Ombrage schöpfen, wenn wir zu lange wegbleiben. — „Frisch

ans Werk! Sieh, da iſt ein ſchöner Baum, dem wollen wir unſern Schatz anvertrauen.“

Die saubern Herren hieben und brachen nunmehr einen Zweig von dem Baume, auf dem das arme Klärchen am ganzen Leibe zitterte. Aus dieſem Zweig machten ſie eine Art von Spaten, mit dem ſie ein ziemlich tiefes Loch gruben. Da es fertig und ausgeräumt war, ſo legten ſie den ledernen Sack hinein, machten vier bis fünf Einſchnitte in den Baum, und begaben ſich ſodann hinweg, nachdem ſie den Platz und die ganze Gegend umher aufmerkſam betrachtet hatten.

Klärchen hatte während der Unterredung und dem Geſchäft der beyden Gauner in der größten Angſt geſchwebt, entdeckt zu werden. Beſonders übel ward ihr zu Muthe, als ſie zufällig auf ihre eben erſt verlaſſene Wohnung zu ſprechen kamen. Sie fürchtete, ſie möchten ſie ſehen, oder ahnden: denn das konnte ſie ſich ſelbſt ſagen, wäre ſie einmal entdeckt worden, ſo würde man, trotz ihrer männlichen Kleidung, ihr Geſchlecht an ihren

Zügen und ihrer Sprache ohnfehlbar errathen haben. Zum Glück gingen sie endlich, und Klärchen verfolgte sie mit dem Blick, so weit die Beschaffenheit des Terrains es erlaubte. Aeußerst vergnügt stieg sie nunmehr vom Baum herab. In diesem Augenblick fühlte sie zum erstenmal das Bedürfniß, bey der unsteten Lebensart, die sie zu führen gesonnen war, Geld in Händen zu haben, und sie beschloß selbst die Räuber zu berauben, die einen andern Räuber beraubt hatten. Dieß kann kein Verbrechen seyn, sagte sie. Dieses Geld gehört mir mit so vielem Rechte als seinem ersten und zweyten Besitzer.... O Schicksal, ich danke dir: ja ich fange an zu glauben, daß der Himmel selbst meine Plane begünstige.

Mit demselben Zweig, der den Schatz zu vergraben gedient hatte, grub ihn Klärchen wieder aus. Das Gewicht dieser kostbaren Last beschwerte sie sehr; allein Noth macht erfinderisch, und so gerieth sie auf den Einfall die Bürde durch Vertheilung zu erleichtern. Sie verwahrte demnach einen Theil in ihren Schuhen, einen an-

darn in ihrem Buſen, und jede Taſche bekam etwas davon. So beladen trat ſie ihren Weg an. Jetzt wußte ſie auch, wohin ſie ſich wenden mußte: die Reden der Räuber hatten ſie zurecht gewieſen. Der Eindruck, den ein ſo ſonderbares und glückliches Abenthener auf einen jungen feurigen Geiſt machen mußte, iſt leicht zu begreifen. Sie beſchäftigte ſich nunmehr nur mit angenehmen Ideen, und der Hoffnung, ihren geliebten Alexis irgendwo anzutreffen.

Fünftes Kapitel.

Pater Stephan, der Kapuziner.

Die Nacht begann allmählig ihren Schleyer wegzulegen, und Aurora, die sie von den Thoren des Morgens her verfolgte, kündigte den Gott an, dessen Vorläuferinn sie ist. Alles erwachte, alles in der Natur bekam neues Leben. Von allen Seiten hörte man die ersten Gesänge der Vögel, die sich um die Wette beeiferten, die Rückkehr des Tages zu feyern, und die Dämmerung verstattete schon die Gegenstände zu unterscheiden.

Klärchen war so gut wie überzeugt, ihr Geliebter müsse nach Valence gegangen seyn, und von da seinen Weg nach Paris genommen haben, um da seinen Vater oder seinen alten Freund Dumont aufzusuchen. Guten Muths wanderte sie demnach auf St. Marcellin zu, von wo sie nach Valence gehen, und von ihrem Aleris Erkundigung einziehn wollte. Unterwegs stieß ihr nichts Unangenehmes auf,

ſie erreichte in der Frühe St. Marcellin, und kehrte im erſten Gaſthof ein. Die ganze Stadt war in Bewegung, man ſprach von nichts, als der nächtlichen Entweichung der Frau des Schließers mit zwey Räubern. Klärchen hört dieſe Neuigkeit ohne die mindeſte Aufmerkſamkeit an. Hingegen frug ſie jedermann, ob man nicht einen gewiſſen Alexis, der hier durchgegangen, geſehen habe ... Alexis, gab man zur Antwort, Alexis; ey ja, ſo hieß eben einer von den beyden Räubern .... Ein junger Menſch, von dem und dem Alter, der ſo und ſo ausſieht, nicht wahr? ..... Richtig, richtig! die Frau des Schließers hat ſich in ihn verliebt, und ſie ſind zuſammen durchgegangen.

Ein Donnerſchlag hätte das arme Klärchen nicht mehr betäuben können ... Sie ſank halb ohnmächtig nieder. Die Wirthinn, von der ſie dieſe Umſtände erfuhr, brachte ſie wieder zu ſich ... Mein lieber Herr, wie es ſcheint, ſo kennen Sie dieſen Alexis. Wenn das iſt, ſo retten Sie ſich, mein Kind, retten Sie ſich .. Man könnte Sie in Verhaft nehmen und

Ihnen vielen Verdruß machen . . . Ja, ich will mich retten, Madam, ja ich will gehen, aber nicht um mich der ungerechten Verfolgung der Justiz zu entziehen; nein, sondern um aus dem fatalen Ort zu kommen, in dem mein Freund mich verrathen . . . auf das grausamste gekränkt hat . . .

Die Wirthinn konnte aus diesen Reden nicht klug werden. Klärchen mochte sich nicht weiter auslassen, und verließ auf der Stelle St. Marcellin, wo alles, was sie hörte, sie mit Erstaunen, Unwillen und Abscheu erfüllte. Sie schlug den Weg ein, der aus dieser Stadt nach Auberive führt, und wiederholte bey sich alle Umstände der Erzählung, die sie vernommen hatte . . . Alexis, als Räuber verhaftet . . . großer Gott! ist's denkbar? . . . Ganz gewiß hat man ihn mit einem andern verwechselt; aber daß er mit einer andern Frau entflohen, daß er der wilden Leidenschaft der Schließerinn, die er nur ein paar Augenblicke gesehn haben konnte, nachgegeben, das setzte sie in Erstaunen, das zerriß ihr Herz . . . Er ist fort, sagte sie sich, er hat sich mit ihr geflüchtet. Der Verräther!

wie konnte er ſein Klärchen ſo bald vergeſſen? Und ich Thörinn laufe ihm nach . . entſage ſeinethalben allen meinen Pflichten, ſetze mich allen Gefahren aus, um ihn wiederzufinden, und ihm Beweiſe meiner Zärtlichkeit zu geben . . . der Treuloſe! . . . Doch, laß es ſeyn: ich will ihm entſagen, ich will ihn vergeſſen . . . wenn es möglich iſt. Ich will einen Winkel der Erde ſuchen, wo ich fern von Alexis, fern von dem mir ſonſt ſo theuern Aufenthalt mein trauriges Leben verſchmachten kann . . .

Der feſten Ueberzeugung ohnerachtet, daß Alexis treulos gegen ſie gehandelt, nahm ſie ſich doch vor nach Paris zu gehen, wo ſie ihren flatterhaften Liebhaber mit ſeiner neuen Geliebten am erſten anzutreffen vermuthete. Hier wollte ſie ihn aufſuchen, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Schon ſucht ſie in allen Winkeln ihres Gedächtniſſes nach kränkenden Beynamen, die ſie ihm geben will, aber nur wenige ſind ihr kräftig und ausdrucksvoll genug. Abwechſelnd geht ſie von Wuth zu Liebe, und von Liebe zu Wuth über.

Mit Ende des Tages erreichte sie den kleinen Flecken Auberive, wo sie die Nacht zubrachte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Betrachtungen wiederholen wollten, die sie diese Nacht über anstellte, eine hundertmal schrecklichere Nacht, als die vorige, die sie im Walde zugebracht hatte. Mit Anbruch des Tages setzte sie den Weg fort, und schlief die folgende Nacht in Vienne. Mit Sonnenaufgang erwachte sie zwar nach ihrer Gewohnheit und wollte ihre Wanderschaft fortsetzen, sie fand sich aber so erschöpft, daß sie eine Stunde über St. Symphorien d'Ozon Halt machen mußte.

Sie ging mit ihrem kleinen Päckchen auf dem Rücken in eine Art von Einsiedeley, die sie rechter Hand etwas seitab fand. Dieß war eine Kapelle, die von drey Kapuzinern besorgt wird, die so arm sind, daß sie von Zeit zu Zeit mit ihrer Glocke ein Signal geben müssen, das die mildthätigen Seelen unter den Einwohnern von St. Fond auffordert, die Diener des Altars vor dem Hungertod zu retten.

Klär-

Klärchen trat in die Kapelle, und ließ ſich auf die Kniee nieder. Es ward eben eine Meſſe geleſen. Sie hörte mit der größten Andacht zu, und richtete die feurigſten Gebete an den Himmel. Bald aber ſtörte die Erinnerung an ihr Unglück dieſe fromme Rührung. Sie ſeufzte, und ließ ihren Augen ein paar Thränen entſchlüpfen.

Eine Dame von einem gewiſſen Alter, deren Anzug Wohlſtand verrieth, näherte ſich ihr. „Lieber Gott, Er weint, mein junger Freund? Was fehlt Ihm denn? iſt Ihm ein Unglück begegnet? Hat Er ein Verbrechen begangen, das Ihm nun ſo ſchwer auf dem Herzen liegt?“

Ja, Madam, ich habe ein . . . ein ſehr großes Verbrechen begangen . . .

„Gott! in ſeinem Alter! Doch, mein kleiner Freund, keinem Sünder iſt die Gnadenthür verſchloſſen. Wer ſeine Sünde bekennt und Buße thut, dem wird verziehen. Benutz Er dieſen Augenblick, in dem Gott ſeine Seele gerührt hat. Hier iſt mein Beichtvater, Pater Stephan, ein rechtſchaffener, tugendhafter Mann. Oeffne

Er ihm sein Herz, bekenne Er ihm seine Fehler, und er wird Ihn durch die heilige Absolution mit dem allmächtigen Gott, den Er beleidigt hat, aussöhnen.“

Sie kommen meinen Wünschen zuvor, Madam; wo ist dieser Pater Stephan? Ich fühle ein Bedürfniß mein Herz in seinen Busen auszuschütten . . . .

„Ist es sein Ernst! wie glücklich bin ich . . . gütiger Gott! . . Er soll gleich kommen, wart' Er nur einen Augenblick . . . So hab ich wirklich das Verdienst, einen Sünder auf den Weg der Buße gebracht zu haben? . . . Ach, wie gut war's, daß ich heut herkam: es war, als wenn mir's jemand sagte . . . . Wart' Er, mein Sohn, bleib' Er hier . . . . “

Die gute Frau brummte dieß halb laut zwischen den Zähnen, ging und kam nach einer Viertelstunde mit einem Kapuziner von dreißig Jahren ohngefähr, der groß, wohlgebaut und von einnehmender Physiognomie war, zurück . . . Doch, die Leser werden gleich hören, daß der ehrwürdige Vater und seine Beichttochter nicht so heilig waren, als sie sich vielleicht einbilden mögen.

Pater Stephan und die Dame schienen sich an unserm jungen Wandrer nicht satt sehen zu können. Die Alte faßte ihn mit der Hand am Kinn: „Getrost, mein Herzchen, hübsch aufrichtig, nichts verschwiegen: die Wahrheit hat keinen noch gereut . . . Pater Stephan, Sie erzeigen mir auf diesen Mittag die Ehre, nicht wahr . . und bringen mir das gute Kind mit? . . . Du kannst doch heut nicht weiter gehn, mein Schäfchen: Du mußt diesen ganzen Tag der Erholung und dem Gebet widmen . . . Ich will gleich gehen, und Euch nicht länger abhalten . . Aber ein artiges Kind ist es doch . . . Welcher Schade, wenn ein so liebenswürdiges Schäfchen sich von der Heerde der Gläubigen verirrt hätte! Ich bin so glücklich gewesen, es dem Hirten wieder zu bringen. Ein gutes Werk, wie sie in dieser letzten Zeit nur selten glücken. Fürwahr ein höchst glücklicher Tag . . Nu macht Eure Sachen, ich halt' Euch nicht länger auf, ich gehe. Ohne Abschied zu nehmen: Ihr kommt dann gleich zu mir: ich erwarte Euch. (sie sieht sich im Gehn noch einmal

um) Ein interessanter, ein allerliebster junger Mensch . . .“

Klärchen geht mit dem Pater bey Seite, und gesteht ihm ohne Umschweife, daß sie ein Mädchen ist . . . „Ein Mädchen!“ ruft der gute Beichtvater, und sieht ihr noch einmal so scharf ins Gesicht, „ein Mädchen! Und wie ist ihr Name?“ — Klärchen — „Ein artiger Name . . Beichten Sie weiter . . .“

Das arglose Mädchen beichtete alles; sie erzählte die Geschichte ihrer Erziehung, ihrer Flucht und die Verrätherey ihres jungen Freundes . . . Der Pater führte sie nun aus der Kirche, um sie mit zu der alten Dame zu nehmen, und gab ihr unterwegs die besten Rathschläge . . .

„Mein Kind,“ sagte er, „Sie müssen diesen jungen Flüchtling aus Ihrem Herzen reißen, Sie dürfen gar nicht an ihn denken . . . Ein so liebenswürdiges Mädchen verdient einen treuern, zärtlichern Liebhaber . . . . Wie ist's aber? haben Sie einen bestimmten Plan? oder ziehen Sie aufs Gerathewohl umher? . . . .“ — — Jeder Aufenthalt ist mir vollkommen

gleichgültig .... „Wenn das ist, so bleiben Sie eine Weile hier. Die Frau Baroneſſe d'Yrace (ſo heißt die Dame, die mich zu Ihnen gewieſen hat und zu der wir gehen) hat ein ſehr gutes Herz und iſt ſehr theilnehmend. Sie wird ſich die größte Freude machen, Sie bey ſich aufzunehmen. Bleiben Sie hier ... vor allen Dingen aber ſagen Sie ihr nicht, daß Sie ein verkleidetes Frauenzimmer ſind .... Im Punkt des Wohlſtands iſt ſie ſehr ſtreng und bedenklich: dazu kommen gewiſſe Vorurtheile ... Sie würden ſich durch ein ſolches Geſtändniß auf alle Fälle bey ihr Schaden thun .... Kurz, wenn mein Alter, wenn mein Stand mir einige Anſprüche auf Ihr Vertrauen geben, ſo folgen Sie dem Rath eines Freundes ... eines zärtlichen Freundes .... den Ihr Unglück auf das heftigſte gerührt hat ...“

Klärchen verſprach ihm, ſich der Baroneſſe nicht zu erkennen zu geben, und ſo erreichten ſie unter anhaltendem Geſpräch das Schloß derſelben, das einen Büchſenſchuß jenſeits des Flecken St. Fond lag.

Die Baroneſſe ſtand an der Thüre, und erwartete ſie mit der größten Ungeduld. „Da kömmt es endlich, das liebe Kind!.. Nu, ehrwürdiger Vater, haben Sie ſeine Seele recht von dem Sündenſchlamm gereinigt? Iſt ſie wieder ſo weiß wie Lilien, ſo wohlriechend wie Roſen worden? .. Aber, wonach ich mich noch nicht erkundigt habe: wie heißt Du denn, mein lieber Sohn?“

Dieſe unerwartete Frage ſetzte Klärchen in nicht geringe Verlegenheit: ſtatt ihrer antwortete Pater Stephan: Er heißt... Alexis. Der arme Waiſe hat weder Aeltern noch Verwandte, und ſo habe ich ihm vorgeſchlagen, eine Weile bey Ihnen zu bleiben, gnädige Frau, wenn Sie ihm ein Plätzchen in Ihrem Schloſſe gönnen wollen ... „Recht gern: er erzeigt mir dadurch ein wahres Vergnügen .... wie blöde er iſt ... er wagt es nicht, mich anzuſehen ... Pfuy, Monſieur Alexis, ſo ſchlag Er doch die Augenlieder auf, daß man ſeine ſchönen blauen Augen ſehen kann ... ſo ... Er ſieht natürlich aus wie ein Cherubim, wie ein Auserwähl-

ter! . . . Ach, Pater Stephan, was für ein sonderbarer Reiz liegt doch in der Jugend . . .“ Hier faßte die Baroneſſe Klärchen bey der Hand, und zeigte ihr, in Erwartung der Tafelzeit, ihren Park, ihr Schloß, und das Apartement, das ſie ihr beſtimmte. „Hier kannſt Du bleiben, ſo lang Dirs gefällt, mein Herzchen: Dein ganzes Lebelang! Ich für meinen Theil werde alles thun, was in meinen Kräften ſteht, Dir dieſen Aufenthalt angenehm zu machen. Nur wenn Du ein Liebhaber von Geräuſch und großen Geſellſchaften biſt, ſo findeſt Du deine Rechnung nicht bey mir. Ich ſehe ſchlechterdings niemand als Pater Stephan, er iſt mein vertrauter Freund, und wir haben uns ſo jung gekannt . . . . Er iſt ein geſetzter, nachdenklicher Mann, der einen guten Rath geben kann. Seine Unterhaltung wird ſehr lehrreich für Dich ſeyn . . . .“ Ja, Madam, verſetzte der Pater, ich werde mein möglichſtes thun, ihn zu zerſtreuen. Doch will ich nicht hoffen, daß Sie ihn ganz den Tag wie einen Gefangenen verſchließen werden? Hoffentlich werden Sie

ihn dann und wann zu mir schicken? Nicht wahr? Wir haben bey unsrer Klause einen herrlichen Teich, in dem man gute Fische fängt, ich will ihm diesen Zeitvertreib verschaffen: auch meine Bibliothek ist ansehnlich genug: da wollen wir in meiner kleinen Zelle zusammen lesen, meditiren . . . Was sagst Du dazu, Alexis? . . .

Das naive, unschuldige Mädchen ahndet nicht das mindeste von den Gefahren einer solchen Verbindung, sie ward wieder etwas heiter, und antwortete dem Pater und der Baronesse mit einer offenen Zuversicht, die sie entzückt, und ihnen eine ewige Dankbarkeit verspricht, wenn sie sie in ihrem Unglück trösten wollen.

Armes Schäfchen (den Ausdruck des alten adlichen Drachen zu brauchen), in welchem gefährlichen Walde hast du dich verirrt! was für Wölfen bist du in die Klauen gefallen! . . Bald wirst du die traurige Erfahrung machen, daß die Tartüffe und die falschen Betschwestern, deren es in der Welt so viel giebt, die falschesten, hinterlistigsten, grausamsten Geschöpfe sind. Sie sind hitzig, gewaltthätig, rachsüchtig,

und fallen mit größerer Gier auf ihre Beute. Ihre Leidenschaften sind desto heftiger, je verschlossenet sie sind, und von dem Mantel der Heucheley und Religion bedeckt werden .. Der Religion? Ist es möglich, daß Menschen die heiligste, die erhabenste aller Pflichten so mißbrauchen, so ihr Gespött mit treiben können? Ist es möglich, daß Menschen Gesetze übertreten, die sie so gut kennen? Der Scheinfromme, der ohne Unterlaß die heilsamsten Lebensregeln, die erleuchtetsten Vorschriften der Weisheit und Tugend liest, glaubt sie entweder nicht, oder spottet ihrer. In beyden Fällen ist er weit strafbarer, als der aus Unwissenheit und Dunkelheit Irrende, der diese Lehren nicht kennt. Jener kann wenigstens mit der Zeit auf einen bessern Weg kommen, dieser niemals. Ja von allen Lastern, die das Herz der Menschen vergiften und die Gesellschaft untergraben, ist keins schändlicher, keins gefährlicher, keins einer wahren Besserung unfähiger, als die Heucheley.

Die Baronesse führte Klärchen aufs Schloß zurück. Die Tafel ward servirt,

und der junge Pilger erhielt seinen Platz zwischen der Alten und dem Pater. Beyde hatten tausend kleine Attentionen für ihn, beyde fühlten gleich starkes, wenn schon auf verschiedene Art erwecktes Interesse für ihn.

Der Tag verging unter angenehmen und friedlichen Gesprächen. Den Abend mußte Pater Stephan nach der Einsiedeley zurück. Es kostete ihm große Ueberwindung aufzubrechen, doch mußte ihm Klärchen vorher heilig versprechen, ihn den folgenden Morgen in seiner Zelle zu besuchen. Ihre Kleidung verstattete dieß.

Die Baronesse, die nun allein mit dem vorgeblichen Alexis war, that tausend Fragen an ihn, die er so gut, als ihm möglich war, beantwortete. Denn, wie man denken kann, so kostete es ihm viel Mühe, die Wahrheit zu verstecken, und wenn der Pater beym Abschied sein Verbot, von dem sie übrigens keinen Grund errathen konnte, nicht erneuert hätte, so würde sie schwerlich die wahre Lage der Sachen verschwiegen, und sich einen Namen haben gefallen lassen, der sie ohne

Unterlaß an ihren Freund und seine Treulosigkeit erinnerte.

Am folgenden Morgen besuchte Klärchen den Pater Stephan, der sie mit Ungeduld erwartete. Er erkühnte sich, ihr die Hand zu drücken, und ein paar Worte von der außerordentlichen Zärtlichkeit, die er für sie empfände, fallen zu lassen. Klärchen, die aus alle dem noch nichts Arges schöpfte, verließ ihn durchdrungen von Achtung und Dankbarkeit. Sie ging nach dem Schloß zurück, wo die Baroneſſe fast eben die Reden führte, nur etwas deutlicher und ungeschickter. Sie fragte, ob sie niemals einen Liebeshandel gehabt? Klärchen, die diese Frage stutzig machte, antwortete mit Nein! Sie konnte es, ohne zu lügen. Bey diesem Wort legte die Baroneſſe alle Zurückhaltung ab. Sie seufzte, grimaſſirte, umarmte sie, und schwatzte viel von dem Glück, das zwey Seelen, die für einander geschaffen wären, in einem so angenehmen Aufenthalt, als der ihrige wäre, genießen müßten. Die alte Närrinn äußerte ihre Leidenschaft so ganz unverhohlen, daß Klärchen es bey aller ihrer Unschuld be-

merkte, und unruhig darüber ward. Zwanzigmal stand sie auf dem Punkt, sich für das zu erkennen zu geben, was sie war: immer aber fiel ihr der Befehl des Pater Stephan ein, und sie beschloß in dieser kitzlichen Lage ihn vorher noch einmal zu Rathe zu ziehn.

Den Tag drauf ging sie zu ihm und erzählte ihm alles. Der Pater, der nicht erwartet hatte, daß die Alte die verliebte Raserey so weit treiben würde, und der seine Plane auf Klärchen gern ausführen wollte, ohne sich eine Blöße zu geben, verbot ihr dringender als jemals, ihr Geschlecht zu verrathen, und schärfte ihr mit vielen Gründen ein, den Vorschlägen der Baronesse den lebhaftesten Widerstand entgegen zu setzen. Er kam dann auf seine Gefühle zu sprechen, und suchte sich verständlicher zu machen. Diese Liebeserklärung machte Klärchen noch betroffener als jene, und sie kehrte in grösster Unruhe nach dem Schlosse zurück. Mein Gott, sagte sie, was bedeutet das nur? . . . Von allen Seiten werde ich bestürmt . . Lieber Himmel, was hab' ich nur an mir, das

allen Leuten, die ſich mir nähern, den Kopf verdreht?

Noch nie war die Baroneſſe ſo dringend geweſen, als heute. Der Pater, der Mittags zu Tiſche kam, nahm Klärchen nach aufgehobener Tafel bey Seite, und erklärte ſeine Abſichten vollends ganz deutlich . . . So ward das arme Kind von beyden Heuchlern gequält. „Sieh,“ ſagte die Alte zu ihm, „ſieh, mein ſüßer Freund, wie glücklich können wir in dieſem einſamen Schloſſe leben, wenn Du meine Liebe nicht unbelohnt laſſen willſt . . .“ Sieh, flüſterte das geiſtliche Weltkind ihr heimlich zu, ſieh, meine ſüße Freundinn, wie bequem wir die Freuden der Liebe in meiner Zelle genießen können! — Vergebens ſetzte das ſittſame Mädchen ihm ſein Gelübde, ihr ihren Stand entgegen, beyde wußten alle Schwierigkeiten mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit zu heben, und unvermerkt Eingang in das Herz des liebenswürdigen Mädchens zu gewinnen, die vielleicht ihre Unſchuld eingebüßt haben würde, wenn ſie nicht den klugen Entſchluß gefaßt hätte, dieſe gefährliche Frey-

ſtatt zu fliehen, und ſich dieſer verhaßten Tyranney zu entziehen.

Doch beging ſie die Unbedachtſamkeit, dem Pater Stephan dieſen Plan mitzutheilen. „Ich ſehe,“ ſagte ſie, „daß mein Aufenthalt hier den ſüßen Frieden geſtört hat, in dem Sie vorher lebten. Ich bin entſchloſſen, Ihnen denſelben wieder zu geben, und durch eine ſchnelle Flucht mich für ewig von dieſer Gegend zu entfernen.“

Dieß Geſtändniß überraſchte den Kapuziner ſo, daß er ein paar Augenblicke ſtumm da ſtand: endlich erholte er ſich von ſeinem Erſtaunen, und ſtellte ſich, als billige er ihren Plan. „Ja, meine Tochter,“ ſagte er ihr, „ja, Sie haben Recht: Ihre Jugend, Ihre Reize hatten einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, Sie hatten mich ganz von meiner Pflicht entfernt. Stillen Sie den Tumult, den Sie erregt haben, fliehen Sie, auf daß ich Sie vergeſſe . . . wenn es möglich iſt . . . Aber hüten Sie ſich wohl, ein Wort von Ihrem Vorhaben gegen die Varneſſe fallen zu laſſen. Ich kenne keine hitzigere, hart-

näckigere Frau: sie läßt nichts fahren, was sie einmal hat, und wer weiß, zu was für gewaltthätigen Mitteln sie schreiten würde ... Gleich nach dem Essen, wenn sie ihren gewöhnlichen Mittagsschlaf hält, nehmen Sie Ihr kleines Päkchen zu sich, und machen Sie sich auf den Weg: verlieren Sie sich aber nicht von der Hauptstraße, die nach Lyon führt. Sie haben höchstens noch zwey kleine Stunden bis dahin. Vor Nachts können Sie's noch erreichen. In Lyon können Sie dann Post nehmen, und den Weg wählen, der Ihnen der beste zu seyn scheint ... Leben Sie wohl, mein liebes Klärchen ... Sie sehen, daß ich mich in die Nothwendigkeit zu fügen weiß ... die Baronesse würde so vernünftig nicht seyn. Leben Sie wohl.. Ach! wie schwer wird mirs, mich von Ihnen zu trennen ...."

Klärchen war äußerst vergnügt, daß der Pater Stephan versprach, ihrem Plan nichts in den Weg zu legen; sie eilte nach dem Schloß zurück, und speißte ruhig mit der Baronesse. Nach Tische legte sich diese, wie gewöhnlich, auf ein Ruhebett, ihr

Mittagsschläfchen zu machen. So bald Klärchen bemerkte, daß sie eingeschlummert war, so schlich sie sich, ihre wenigen Habseligkeiten unterm Arm, leise davon. Sie betrat ganz sorgenlos die Lyoner Heerstraße, ging durch St. Fonds, und kam sodann auf eine reizende Wiese, wo sie ein paar Augenblicke ausruhte, und mit sich selbst zu Rathe ging: was in ihrer jetzigen Lage am besten für sie zu thun sey? Sie war fest überzeugt, daß man ihr nicht nachsetzen werde. Die Baronesse, sagte sie, wird mich, wenn sie hört, daß ich fort bin, einen Undankbaren schelten, aber gewiß sich nicht einfallen lassen, mir nachzulaufen: übrigens bin ich ja fast unter den Thoren von Lyon . . . Ich sehe sie ja schon von hier aus, die schöne Stadt, wo ich bis morgen sicher bleiben kann, und dann . . . dann . . . ja, was werd' ich dann anfangen?

Die Sonne neigte sich zum Untergang: eine sanfte Frische herrschte in der Luft, die Erde öffnete ihren Schooß, den reinen Thau aufzunehmen, und die Blumen versendeten aus ihren Kelchen tausend

Wohl-

Wohlgerüche. Klärchen saß auf einer kleinen Anhöhe, den Kopf auf einen Arm gestützt, und sann, und hörte nicht das Geräusch eines nahenden Wagen, bis er vor ihr still hielt, und sie aus ihrem wachenden Traume weckte. Ein Mann stieg heraus, ein schwarz gekleideter Mann . . . Pater Stephan ists, er selbst. Er nähert sich dem erschrocknen, erröthenden Mädchen. „Klärchen," sagte er, „hier siehst Du, was die Liebe vermag . . . Ich konnte der brennenden Begierde Dir zu folgen, Dir durch die ganze Welt zu folgen, nicht widerstehen . . . Ich habe meine Kutte abgeworfen . . . Wen Du vor Dir siehst, ist nicht mehr Pater Stephan, es ist ein Mann, den deine Reize, dein Verstand, dein Charakter bezaubert haben, und der sonst keinen Wunsch kennt, als zu deinen Füßen zu leben oder zu sterben . . ." Wie, mein Herr, Sie unterstehen sich . . . „Laß uns nicht länger zaudern. Steig mit mir in diesen Wagen, den ich mir mit vieler Mühe verschafft habe . . . komm, jeder Augenblick Verzug kann uns verderblich werden. Die Straße ist lebhaft . . ."

O Himmel, ich soll mit Ihnen fliehen, mit einem Mann, der den Pflichten seines Standes, seinem Gelübde entsagt, um mit einem Mädchen .... „Klärchen, davon wollen wir hernach im Wagen sprechen. Noch einmal sag' ich Dir komm, oder ich nehme mir das Leben! ...“

Wirklich zog Pater Stephan auch eine Pistole aus der Tasche und hielt sie vor die Stirn ... Das unschuldige Mädchen glaubte, es wäre dem Bösewicht ein Ernst, sie fiel ihm in den Arm, und kämpfte mit sich selbst, was sie thun sollte.

Vielleicht hätte sie doch den feurigen Bitten des Excapuziners nachgegeben: allein ein sonderbarer Zufall störte sie, und setzte sie in neue und doppelte Verlegenheit.

Indeß sie noch so unschlüssig da-standen, kam in Staubwogen ein zweyter Wagen gerollt. Ein paar Augenblicke, so hielt er neben ihnen. Eine Dame stieg heraus: es war — wie die Leser von selbst errathen — die Baronesse. Sie nähert sich, erkennt Klärchen und den Pater, und überhäuft beyde mit den giftigsten Vor-

würfen . . . „Barbar,“ ruft ſie ihm zu, „treuloſer, bundbrüchiger Mann, was hab' ich Dir gethan, daß Du mir meinen lieben Freund, meinen Alexis entführſt? Der holde Junge hat ſich durch deine böſen, verderblichen Rathſchläge blenden laſſen . . . er flieht mich, und das iſt allein deine Schuld. Alexis, kehre mit mir zurück, folge mir, und bringe mich nicht in die äußerſte Verzweiflung.“

Der Mönch ſtand wie ein Schulknabe da, der über einem dummen Streich ertappt worden, Klärchen erröthete, und die Baroneſſe faßte ſie an einem Arm, und wollte ſie nach ihrem Wagen führen. Der Pater faßte ſie hurtig beym andern Arm und ſagte: Nein, Madam, nein, er wird Ihnen nicht folgen. Sie würden den unſchuldigen Jüngling verführen, Sie würden ihn von der Gnadenſtraße ablocken. Er hat mir alles vertraut, und ich will ihn retten. — „O, wenn davon die Rede iſt, ſo habe ich offenbar die erſten Anſprüche,“ verſetzte die Baroneſſe, und zog Klärchen ſich nach, „ich habe ſein Herz zuerſt geweckt; er muß mir folgen.“ —

Mir muß er folgen, fiel der Mönch ein, und zog sie wieder zurück: wir wollen doch sehen, wer von uns ihn dem andern abjagen wird? —

So ward das arme Klärchen von einem zum andern gestoßen, wie ein Federball. Bald hatte der Mönch, bald die Betschwester sie in Armen: beyde schrien so laut, daß keins von dem andern, und beyde nicht von der armen Leidenden gehört wurden. Ihre Thränen, ihre Bitten, ihr Rufen, nichts vermochte ihre Räuber sich zu mäßigen.

Gewiß hätte dieser Kampf noch lange gedauert, wenn sich nicht ein unvermutheter, für Klärchen sehr glücklicher Zufall ereignet hätte, der sie der Raubgier dieser beyden Geyer entriß und ihre schändlichen Plane vernichtete. Der Himmel, dessen Beystand sie anrufte, schickte ihr in ihrer Verlegenheit einen Befreyer, einen Tröster zu, einen Mann, der ihr in der Folge sehr theuer werden wird .. Doch, vor der Hand wollen wir einen Augenblick den Schauplatz dieses kleinen Scharmützels verlassen, und zu dem wahren Alexis zurück.

kehren, den wir mit seinem Freund Carlo Scicco und der schönen Schließerinn von St. Marcellin, die ihm zwischen einem strafbaren Umgang und einem Duell zu wählen beliebt, in einem Gasthof in Avignon verließen.

Man sieht, beyde Helden unsrer Geschichte sind auf dieselbe Art gleich übel daran. Beyde haben das Unglück, sich gegen die Angriffe lasterhafter Personen vertheidigen zu müssen, die sich erfrechen, ihnen ihre Tugend und Unschuld rauben zu wollen.

Sechstes Kapitel.

Alexis sah kein Mittel, sich aus den Händen dieser bösen Feindinn loszumachen; allein Scicco, dem es nie an einer Auskunft fehlte, zeigte ihm einen sichern und schnellen Weg, sich aus dem lästigen Handel zu ziehn. „Signor carissimo,“ sagte er, „wenn Sie diesem bösen Weibe nicht heimlich entkommen, so werden Sie ihren Zudringlichkeiten nie entgehn. Da schickt mir der Himmel einen herrlichen Einfall. Es ist dasselbe Mittel, das ich schon einmal mit glücklichem Erfolg gebraucht habe, um aus der verwünschten Räuberhöle zu entwischen. Ich besitze noch ein Päkchen Opium, wir schläfern unsern Argus ein, und wenn er in tiefem Todesschlummer liegt, nehmen wir die Post, stisiren uns, und gehen an einen Ort, wo sie uns ungefunden lassen soll.“

Böſewicht! dein Opium ist Gift, nicht?

„No Signor, Opium und Gift ist nicht einerley. Ich stehe davor, daß sie nur

eine ſchwache Doſis bekommen ſoll, die aber doch ſtark genug iſt, ſie bis morgen früh im Schlaf zu erhalten. Was haben Sie gegen dieſe Idee? Iſt es nicht offenbar ein Werk des Himmels? Denn, erklären Sie mir ſonſt, warum ich das Opium bey mir behalten, das ich ſonſt nicht brauchen kann. Zwanzigmal wollt' ichs unterwegs von mir werfen, und zwanzigmal war mir, als hielte mich ein unſichtbarer Arm zurück. O ſicherlich war es zu dem Gebrauch beſtimmt, den ich heute davon machen will. Oder haben Sie mehr Luſt, ſich mit ihr zu ſchlagen? Beym erſten Gang läge ſie der Länge lang da, das ſag' ich Ihnen voraus. Iſts nicht beſſer, wir vermeiden dieß Unglück, und laſſen die Ordnung der Dinge ungeſtört . . Wohlan denn, laſciami fare, und verlaſſen Sie ſich ganz auf Dero umiliſſimo Servo.«

Alexis lachte über das Geſchwätz des Afterphiloſophen und ließ ihm freye Hand. Bey dem Frühſtück brachte Sciocco wirklich der Amazone ſein Opium ſo glücklich bey, daß ſie bald heftiges Kopfweh ſpürte, ſich aufs Bett legte, und bald in einen

tiefen Schlaf sank. Alexis und sein Freund verloren keine Zeit; sie eilten sogleich auf die königliche Post. Man fragte, wo sie hinwollten? . . . Wohin Sie wollen, war die Antwort. — Nach Marseille? . . . Nu ja, nach Marseille.

Man besorgte eine Chaise. Sie setzten sich ein und fuhren ab. Wir wollen die Ruhe der schönen Schläferin nicht stören und unsern beyden Reisenden folgen. Den andern Morgen trafen sie in Marseille ein, und logirten sich in einen Gasthof ein, der am Eingang der Neustadt liegt. Indeß befanden sie sich in einer schrecklichen Verlegenheit. Wovon sollten sie leben? Das Geld, das Alexis von Dorance beym Abschied erhalten hatte, war, wie Rechtens, von der Justiz in Beschlag genommen worden, als er in St. Marcellin ins Gefängniß geworfen ward. Seine Börse war ganz erschöpft, und sein Gefährte war nicht reicher als er. Was nun anfangen?

Scicero schlug seinem Freunde vor, mit ihrem musikalischen Pfund zu wuchern, und Alexis hatte nichts dagegen. Sie fän-

legten sich als fremde Tonkünstler an, und baten um die Erlaubniß ein öffentliches Concert geben zu dürfen. Sie erhielten sie, der Tag ward bestimmt, zwey Virtuosen werden angekündigt, der Zulauf ist groß. Alexis spielt ein Concert auf dem Claveçin, Scicco singt ein italienisches Rondeau. Sie werden beklatscht, fetirt und gut bezahlt.

Dieser glückliche Versuch macht ihnen Muth, sie denken darauf, sich abermals hören zu lassen; allein ein günstiger Zufall bietet ihnen eine Ressource anderer Art an.

Eines Morgens, als sie beschäftigt waren in ihrem Zimmer Musik zu machen, trat ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, dem Ansehn nach in sehr guten Glücksumständen, zu ihnen herein. „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, fahren Sie fort, fahren Sie fort ... es würde mir unendlich leid thun, wenn ich Sie unterbräche ..“ Mein Herr, antwortete Alexis, wir wünschen zu sehr, zu wissen, was uns die Ehre Ihres Besuchs verschafft, als daß .... „Nun wohl denn, wenn Sie so wollen, meine Herren so

lassen Sie uns setzen und plaudern. Doch vor allen Dingen bitte ich um Verschwiegenheit. Denn, wenn das, was ich Ihnen sagen will, bekannt würde . . . Sie können sich auf uns verlassen, reden Sie.

„Ich bin der Receveur des Zolles „von Marseille, und habe freye Hand, „an wen ich will, Stellen zu vergeben. „Sie scheinen mir beyde nicht für das Geschäft bestimmt, das Sie jetzt treiben. „Morgen des Tages gebe ich jedem von „Ihnen eine Stelle in meinem Bureau, „morgen des Tages. Sie können sie gleich „antreten, und was die Besoldung betrifft, so werden Sie gewiß mit mir zufrieden seyn . . . Doch eine Gefälligkeit ist der andern werth. Ich liebe eine „junge, äußerst liebenswürdige Person. „Sie müssen die Güte haben, ihr in „Musik, Geschichte, Geographie, kurz in „allen Wissenschaften, die Sie verstehen, „Unterricht zu geben, und dabey, wie sich „versteht, nichts versäumen, was ihr Herz „mir geneigt machen kann. Denn ich besorge sehr, ich habe einen Nebenbuhler, „einen fürchterlichen Nebenbuhler. Es ist

»ein junges Mädchen, das ich bis jetzt er»ziehen lassen, und das ich Willens bin
»zu heirathen, wenn sie sich meiner Liebe
»und meiner Gesinnungen würdig zeigt.
»Sie sehen, daß die Bitte, die ich an
»Sie thue, einen sehr erlaubten Zweck hat,
»und daß sie Ihre Delikatesse nicht belei»digen kann ... Einen ganzen Monat
»über, während dem Sie alles versuchen,
»sie mir geneigt zu machen, lasse ich mich
»gar nicht bey ihr sehen. Ist sie nach
»Verlauf dieser Zeit so klug, mir die Hand
»zu geben, so heirathe ich sie gleich: bleibt
»sie hartnäckig auf ihrer Weigerung, so
»stellen Sie ihr dieses kleine verschlossene
»Kästchen zu, und melden ihr dabey, daß
»ich sie nie wieder zu sehen begehre. Ich
»habe meine Augen auf Sie geworfen,
»meine Herren, weil ihr Werth mir die
»größten Lobsprüche von Ihrem Verstand
»und Ihrer Rechtschaffenheit macht. Ueber»dieß bin ich Ihr Nachbar, ich wohne
»hier in diesem Hause gerade gegenüber.
»Diese Nähe macht mirs leicht Sie täg»lich zu sehen, und die Fortschritte zu er»fahren, die Sie in ihrem Herzen und

„ihrem Verstande machen werden. Nun, meine Herren, nehmen Sie mein Anerbieten und meine Vorschläge an?“

Alexis, der dem Unbekannten nicht traute, wußte nicht, was er antworten sollte: Scicco aber hatte schon das Wort ergriffen. Si Signor, wir nehmen ihn an, und zwar mit dem größten Vergnügen. Wirklich? Sie wollen uns einen guten, einträglichen, sichern Posten geben, für eine so kleine Gefälligkeit .. ah, troppo di onore, Signor, troppo di onore ...

„Wohl denn, meine Herren,“ fuhr der Unbekannte fort, „seyn Sie so gütig, und erwarten mich hier. In einem Augenblick komme ich, hole Sie ab, und wir machen sogleich der liebenswürdigen Sophie, Ihrer künftigen Schülerinn, einen Besuch.“

Der sonderbare Liebhaber entfernte sich. Alexis bezeigte seinen großen Verdruß, daß Scicco einen so abentheuerlichen Antrag angenommen. Wie, Scicco, sagte er, Du maßest Dir an, in einer solchen Sache allein zu entscheiden, ohne

vorher meine Meinung zu hören? Nu; antworte mir einmal: kennst Du diesen Mann und seine Geliebte .. Fürwahr, das Aemtchen, das er uns da giebt, ist artig genug ... „Er will sie ja heirathen, mio Caro ...“ Er sagt's ... und das Kästchen, das er uns da läßt? was mag wohl in diesem Kästchen seyn? Ganz gewiß ist es eine Schlinge, die er uns legt ..

„Pah! eine Schlinge! was hätte er für Interesse, uns zu betrügen? ... Das Kästchen — — ey nu, in dem Kästchen ist Gold, das heißt, wenn sie die Hand des Patrons ausschlägt, so will er sie nicht wiedersehn, und macht ihr ein Geschenk mit diesem Kästchen voller Gold, damit sie doch ein ehrliches Auskommen habe ... Wahrlich das ist nichts anders als Gold: fühlen Sie nur, wie teufelmäßig schwer das ist ... je mehr ich schnüffle, je mehr werde ich überzeugt, daß es meilenweit nach purem Golde riecht.“

Jetzt ist's auch Zeit zu scherzen, unterbrach ihn Alexis verdrüßlich. Ich für

mein Theil bin gar nicht gesonnen, diesen Auftrag anzunehmen.

„Per Giesù e i suoi Santi! so können Sie's wirklich übers Herz bringen, das Glück von sich zu stoßen, das sich Ihnen gleichsam aufdringt?..... hier zeigt sich offenbar der Finger Gottes .. es mußte so kommen; ja es mußte so kommen. Sie zucken mit den Achseln, Padrone mio? o ich kann Ihnen beweisen, daß es ganz natürlich in der Reihe der Dinge liegt. Pro primo mußten wir erstlich in diesem Gasthof einkehren: warum in keinem andern? Ja es war bestimmt, daß wir mit diesem gefälligen Nachbar Bekanntschaft machen sollten. Erstes Gebot des Schicksals, dem wir gehorchen mußten. Geben Sie wohl acht, ich bitte ... pro secundo sagten Sie diesen Morgen zu mir: Sciocco, komm, laß uns einen Spatziergang nach dem Hafen thun: sieh, was für köstliches Wetter es ist .. Nein, antwortete ich, lassen Sie uns lieber zu Hause bleiben, und die köstliche Szene probiren, die ich gestern abgeschrieben habe ... Sie wollten schlechterdings ausgehn, ich bestritt

Ihre Meinung: kurz, wir blieben wider Ihren Willen zu Hause. Zweytes Gebot des Schicksals, dem wir gehorchen mußten . . . Mir war so, ich weiß nicht, als hätt' ich eine geheime Ahndung, ein Vorgefühl, daß uns etwas Glückliches begegnen würde. Ach, glauben Sie mir incredulo Cavaliere: es ist Niemand anders als das Schicksal, das uns stets an der Hand durch alle Krümmen des menschlichen Lebens führt . . ."

Alexis hörte nicht auf Sciocco's lächerliches Räsonnement. Er sann nach, wie er sich in dieser Sache benehmen müsse, die sein ganzes Mißtrauen erregte, und von der er sich nichts Gutes versprach. Vielleicht hatte er nicht Unrecht? Nur Geduld, wir werdens gleich erfahren.

Alexis und Sciocco waren beyde noch, der eine in seine Gedanken, der andere in seine Argumente vertieft, als der Receveur zurückkam. „Kommen Sie, meine Herren," sagte er, „folgen Sie mir, wir wollen die unerbittliche Sophie besuchen. Machen Sie, daß ich Ihnen den Besitz ihres Herzens danke: meine Erkennt-

lichkeit für einen so wichtigen Dienst wird keine Grenzen kennen ... A propos, ich lasse Ihnen hier das kleine Kästchen, das Sie ihr zustellen sollen, im Fall sie ganz unerbittlich bliebe: vor der Hand aber erwähnen Sie desselben nicht gegen sie: ich will nur ihr selbst entweder ihr Herz oder ihren Haß zu danken haben ... "

Aber, mein Herr, fiel Alexis ein, warum behalten Sie das Kästchen nicht lieber selbst? Wenn Sie es ja einmal zu diesem Zweck brauchen sollten, so können Sie es ja uns alsdann eben so gut zustellen als jetzt ...

„Nein," versetzte jener, „Sie müssen es hier behalten. Ich denke eine Reise von ohngefähr fünf Wochen zu machen, folglich kann ich es Ihnen nicht zur rechten Zeit geben. Und dann, meine Freunde, ist es in Ihren Händen nicht eben so sicher als in den meinigen? "

Alexis wagte es nicht weiter in ihn zu dringen. Sie gingen zusammen fort, wanderten durch mehrere große Straßen, und traten endlich in ein kleines, aber sehr

sehr bequemes und äußerst geschmackvoll möblirtes Haus. Eine Haushälterinn zeigte sich und führte die drey Herren in einen kleinen Saal, wo die schöne Sophie sich mit Klavierspielen die Zeit kürzte. „Sophie,“ redete sie der zärtliche Liebhaber an, „Sie wissen, daß ich dieser Tage nach Paris gehe, wo ich einige Zeit zuzubringen gedenke. Da ich nicht will, daß Sie um Ihre Zeit kommen sollen, so bitte ich, benutzen Sie den Unterricht, den diese beyden Herren die Gefälligkeit haben werden, Ihnen zu geben. Möchte ich doch bey meiner Zurückkunft das Vergnügen haben, zu sehen, daß ihre Lehren gefruchtet und eine Aenderung bey Ihnen hervorgebracht hätten!“

Sophie antwortete nichts. Der Receveur fuhr fort: „So hören Sie also auf das, was ich sage .... So schlagen Sie doch die Augen auf, danken Sie doch den Herren ... Mein Gott, was für ein linkisches Wesen Sie noch haben: ich dächte lieber, Sie weinten gar. Mamsell, ich gestehe, daß ich dieser ewigen Ziereyen müde bin, und daß Sie sich ja nicht

einbilden dürfen, daß ich mich dadurch täuschen lasse ... Kommen Sie, Sophie, singen Sie etwas ... lassen sie den Herren sehen, wie weit Sie sind.“

Sophie ließ sich lange bitten: endlich sang sie unter eignem Accompagnement folgende Strophen:

Welchen Dank soll ich dir sagen,
Nachtigall, daß du verweilst,
Und die wiederholten Klagen
Einer armen Nonne theilst?
Menschen, die mich schlau betrogen,
Fühlen kein Erbarmen mehr.
Augen, die mir Liebe logen,
Sind von Mitleidszähren leer.

Guter Mond! Auch dich erfüllet
Diese Schwermuth, so wie mich;
Meinem Antlitz gleich, verhüllet
Deines in den Schleyer sich:
Deine bleichen Wangen scheinen
Gleichfalls durch den Gram entstellt,
Gleichfalls rollen von den deinen
Thränen auf dieß Blumenfeld.

Rosen! ihr schloßt ungesehen
Unter meiner Zell' euch auf,
Und nun sterbt ihr, Winde wehen
Euren letzten Hauch herauf.
Unbeklagt, wie ihr, verfärbet
Sich mein blühendes Gesicht;
Liebste Rosen, warum sterbet
Ihr auf meinem Grabe nicht?

Sobald Sophie geendigt hatte, fing der Receveur von neuem an zu schmähen. „Was wollen Sie einmal wieder mit dem Sterbeliede, Mamſell? . . . immer ſo ſchmachtendes, herzbrechendes Zeug — — ich kann das nicht leiden; ich habe gern was luſtiges, was ſchnakiſches, ſo ein neumodiſches Liedchen mit Eya! Juch heyſa! hopſaſa! . . . Doch, das ſoll vergeſſen ſeyn, die Herren werden das ſchon auf einen andern Fuß ſetzen: nicht wahr, Sophie, Sie wollen ihrem guten Rath, ihren weiſen Vorſchriften folgen? Sophie, Sie wiſſen es, ich liebe Sie . . . . Wer hätte ſich Ihrer angenommen, Sophie, wenn ich nicht die Ungerechtigkeit des Schickſals gut gemacht hätte, das Sie arm geboren werden ließ, und Ihnen Ihre Aeltern in der Wiege raubte? . . . Nie haben Sie einen andern Vater und Freund gehabt als mich . . . Ach, Sophie, warum ſetzen Sie zu dieſen ehrwürdigen Titeln nicht noch einen ſüßern Namen, der alle meine Wünſche krönen würde?“

Noch immer antwortete Sophie keine Sylbe: allein ihr Schweigen und eine

gewisse Bewegung des Kopfes zeigte sehr deutlich, daß sie weit entfernt sey, ihm diesen Namen zu geben ... Alexis und Sciocco sehen sie voll Verwunderung an: der Herr Receveur ward beynahe wild. Sie gingen endlich, ohne von der grausamen Schönen einen Laut gehört zu haben. „Sie sehen," sagte der unglückliche Liebhaber unterwegs zu den beyden Virtuosen, „Sie sehen, wie sehr mich das kleine Ding haßt ..."

Aber, um Verzeihung, Signer, Sie behandeln sie auch ein wenig hart ...

„Was, hart! sie ist eine kleine tückische Seele, die sich in einen jungen Taugenichts vergafft hat, dem ich schon zwanzigmal in Versuchung gewesen bin den Hals zu brechen."

Sie haben einen Nebenbuhler ...

„Verm Teufel, hören Sie denn nicht; freylich hab' ich einen. Sonst unterstand er sich zu ihr zu kommen, allein seitdem ich Sophien gedroht habe, sie in ein Kloster zu sperren, wenn sie ihn wieder über die Thürschwelle ließe, so kommt er nicht mehr hin. Gleichwohl will ich was wetten,

troz den Falkenaugen der Haushälterinn, die auf meiner Seite ist, sehen und schreiben sie sich doch wohl . . .“

Sieh mir einmal, sagte Scioccо, sie hat einen Liebhaber! . . . an Ihrer Stelle, wenn ich ihn bey ihr anträfe, ich besänne mich nicht lange, und gäbe ihm eine derbe Tracht Prügel.

„Das will ich auch thun. Doch auf etwas anders zu kommen. Sie versprechen mir also, meine Herren, alle Mühe und allen Fleiß auf sie zu wenden, und alles zu versuchen, ob Sie mir ihr Herz geneigt machen können?“

Das wollen wir gerne thun, erwiederte Alexis, nur dürfte es etwas schwer halten . . .

„Verstehen Sie mich, das Unmögliche fordere ich nicht . . Ist nichts im Stande ihren Felsensinn zu beugen, ey nu, so lasse ich sie laufen. Das Gold, das ich in das kleine Kästchen gethan habe, das Sie ihr dann zustellen, wird sie für Nahrungssorgen schützen, und ich will sehn, ob ich sie vergessen kann.“

Sobald Alexis und Sciocco allein waren, stellten sie ihre Betrachtungen über die Auftritte an, von denen sie Zeuge gewesen waren. Bey meiner Ehre, sagte der erste, mich wunderts gar nicht, daß Sophie ihn nicht liebt: er benimmt sich nicht ein bischen liebenswürdig gegen sie . . .

„Es ist wahr," versetzte Sciocco, „er ist ein wenig wunderlich gegen sie: aber das kann man ihm schon nicht verdenken, da er weiß, daß er einen Nebenbuhler hat . . ."

Ich begreife nur gar nicht, warum er mit seiner Wahl just auf uns gefallen ist. Wie kann er sich auf uns, auf Leute, die er gar nicht kennt, in einer solchen Sache verlassen? Einem Mann seiner Art kann es doch unmöglich an niedrigen, kriechenden, schmeichelnden Augendienern fehlen . . . .

„Vielleicht liebt er diesen Schlag von Leuten nicht . . . . und was kümmert uns am Ende sein Bewegungsgrund? Wir erhalten eine Versorgung durch ihn: das ist uns sehr heilsam . . ."

O ja, ſehr heilſam .... ich weiß nicht, aber ich geſtehe Dir, Carlo, ich wollte nicht, daß wir in dieſen Handel verflochten worden wären.

Sciocco brachte hingegen den ganzen Tag zu, ſeinem Freund zu beweiſen, daß er alle Urſache hätte höchſt vergnügt darüber zu ſeyn. Alexis ward nicht überzeugt. Den Tag drauf kam der Receveur, und holte ſie ab, um ſie in ſeine Büreaux einzuführen. .... Den Nachmittag brachten ſie bey der ſchönen Sophie zu, der ſie ein paar Lectionen gaben, welche ſie mit großer Unachtſamkeit und ſichtbarem Verdruß anhörte.

Nach Verlauf einiger Tage glaubte Alexis zu bemerken, daß die junge Perſon ihn mit einer theilnehmenden Miene betrachte. Er benutzte dieſe Bemerkung, ſie zu bitten ihm ihr Zutrauen zu ſchenken, und ein gutes Wort für den unglücklichen Liebhaber einzulegen. Sophie, der der Unterſchied zwiſchen Alexis und ſeinem Gefährten nicht lang entgangen war, drückte ihm die Hand und ſagte ihm mit halbleiſer Stimme: „Mein lieber Herr, wenn Sie

ihn so gut kennten, wie ich . . . es ist ein sehr gefährlicher Mann! . . . . . " Alexis erschrack nicht wenig über diese Ausdrücke: er merkte, daß die vorsichtige Sophie sich in Scioccos Gegenwart nicht weiter auszulassen wagte, und brach das Gespräch gleich ab. Indeß beschäftigten ihn diese Worte den ganzen Rest des Tages, und selbst die Nacht konnte er sie nicht los werden. Sophie flößte ihm Theilnahme ein, und der Receveur erregte sein Mißtrauen. „Er ist ein sehr gefährlicher Mensch." Ja, so sieht er wirklich aus. Wie wenn er mich in eine gefährliche Falle locken wollte? Wie wenn diese Bekanntschaft nachtheilige Folgen für . . . Je mehr er die Sache überlegte, desto mehr wuchs sein Argwohn. Er nahm sich vor, sich näher bey seiner Schülerinn zu erkundigen, und die Wahrheit zu entdecken.

Den andern Tag, als Sciocco sich mit singen und präludiren auf Sophiens Klavier amüsirte, nahm sie Alexis bey Seite. Mademoisell, sagte er, was Sie mir gesagt haben, beunruhigt mich sehr. Sollte der Herr Receveur wirklich ein falscher und

boshafter Mann seyn? . . . „Ja, mein Herr, boshaft, höchst boshaft. Wer weiß das besser als ich? Wie wollte ich die hülfreiche Hand segnen, die mich seiner Tyranney entzöge . . . Ich weiß nicht, wie es kömmt: ich habe mehr Zutrauen zu Ihnen als zu Ihrem Freund. Kommen Sie diesen Abend allein. Die Haushälterinn, die mir ganz ergeben ist, wird Sie hereinlassen. Kommen Sie. Ich will Ihnen alles erzählen. Sie sollen sehen, weß der Mann fähig ist, der Sie zu mir brachte, und wenn Sie seine Treulosigkeit, seinen schwarzen Charakter kennen werden, so werden Sie es bereuen, daß Sie die geringste Gemeinschaft mit diesem Manne gehabt haben. Gewiß, Sie werden es bereuen . . .“

Dieß war mehr als hinlänglich, den ohnehin zum Argwohn geneigten Alexis auf die schlimmsten Gedanken zu bringen. Er versprach alles. Den Abend, wo er sich gern von Sciocco losmachen wollte, wendete er eine Unpäßlichkeit vor und stellte sich schläfrig. Der Italiener wünschte ihm gute Nacht und ging auf sein Zimmer:

Alexis aber, statt das Bett zu hüten, hüllte sich in einen Mantel, schlich sich ohne Verzug eine kleine heimliche Treppe herab, und eilte nach Sophiens Wohnung, von welcher er Erläuterungen erwartete, die sein Benehmen gegen ihren Anbeter bestimmen sollten. Die Haushälterinn empfing ihn an der Thür: er ging hinauf, er und Sophie verschlossen sich in den Saal, und hier erzählte die treulose Schülerinn ihrem jungen Lehrer tausend Mährchen, die alle dahin abzielten, ihren Pflegevater in ein nachtheiliges Licht zu setzen. Um dieß Räthsel zu erklären, müssen wir den Lesern sagen, daß Sophie den falschesten, undankbarsten Charakter von der Welt besaß. Ohnerachtet aller der Verbindlichkeiten, die sie dem Manne hatte, der Vaterstelle bey ihr vertrat, verabscheute sie ihn, und führte mit Hülfe der bestochenen Domestiken das zügelloseste, schändlichste Leben. Sie war in einen jungen Taugenichts verliebt gewesen, den der Receveur mehr als zwanzigmal aus dem Hause gejagt hatte: allein jetzt hatte Alexis den alten Liebhaber aus ihrem Herzen ver-

trieben. Sie hoffte durch eine rührende Schilderung von ihrer Lage und den vorgeblichen Lastern ihres Beschützers unsern jungen Helden zu erweichen, und ihn zu bewegen, sie zu entführen und mit ihr zu fliehen . . . Armer Alexis, in welchen neuen Abgrund droht dein mißtrauischer, argwöhnischer Charakter dich zu stürzen! Wirst du ihm entgehen, armer Alexis!

Während Klärchens Liebhaber, eingeschlossen mit Sophien, mit der blindesten Leichtgläubigkeit die Lügen anhörte, die diese ihm aufheftete, zog sich ein Ungewitter über ihm zusammen. Der Einnehmer, der von ohngefähr durch die Straße gegangen war, in der seine Gebieterinn wohnte, sah einen jungen Menschen, in einen langen Mantel verhüllt, zu ihr hineingehn. Er zweifelt keinen Augenblick, daß es nicht der alte Liebhaber sey, der seine ehemaligen Versuche erneuere. Wuth und Eifersucht setzen ihn außer sich . . „Ah, ah,“ sagt er, „so betrügt man mich! und die schändliche Haushälterinn, die sich mir so ergeben stellte! Nein, der junge Tollkopf, der mich schon oft beleidigt, darf

nicht ungestraft bleiben, und Sophie soll morgen von mir hören!“

In der Ueberzeugung, daß sein Rival die ganze Nacht bey Sophien zubringen werde, geht er nach seinem Quartier zurück, und spricht bey Sciocco ein.

Wo ist Ihr Freund?

„Tace, Signore, er schläft, er ist nicht wohl . . .“

Ich möchte gern sogleich ein paar Worte mit ihm sprechen . . .

„Nicht möglich: er hat sich auf sein Zimmer begeben: er schläft: ich kann ihn nicht wecken . . .“

Nu, mein lieber Sciocco, weil Sie mir selbst den Rath gegeben haben, so kommen Sie mit mir, und helfen Sie mir meinen unverschämten Rival abprügeln, der sich so eben zu der treulosen Sophie ins Haus geschlichen hat . . .

„O Signor, recht gern: es thut mir nur leid, daß Signor Alexis nicht von der Parthie seyn soll: allein es wäre vergeblich, ihn darum zu wecken. Wir wollen die Sachen schon ohne ihn abthun. Rech-

nen Sie auf mich, ich stehe Ihnen treulich bey.“

Der gekränkte Liebhaber und Sciocco bewaffneten sich demnach beyde mit guten Prügeln, und stellten sich Sophiens Thüre gegenüber in einen Hinterhalt, entschlossen, im Nothfall die ganze Nacht zu warten, bis der eingebildete Nebenbuhler herauskommen und seinen Rücken ihrer Rache darbieten würde.

Unterdeß hatte Sophie dem Alexis das schwärzeste Bild von ihrem Gönner gemacht, und ihn ganz mit Abscheu gegen ihn erfüllt. Sie bat, sie beschwor ihn, sie zu retten, sie mit sich zu nehmen, und von einem Mann zu befreyen, den sie mehr hasse als den Tod. Vergebens setzte Alexis ihrer Bitte die vernünftigsten Gründe entgegen: Sophie ließ sich nicht überzeugen. „Ach, mein theuerster Lehrer,“ sagte sie zu ihm, „es ist ein Mann, der im Stande ist mich zu Grunde zu richten, und Sie selbst, wenn er seinen Vortheil dabey sieht. Es ist ein wahres Unglück für Sie, daß Sie mit ihm bekannt worden, und ich — — — mein Unglück ist grenzenlos, wenn

ich verdammt seyn soll mit ihm zu leben. O stehen Sie mir bey, großmüthiger junger Mann . . . bringen Sie mich von hier wohin Sie wollen . . . gleichviel, wohin, wenn es nur weit von dem Tyrannen ist . . . "

Alexis war in der größten Verlegenheit, und wußte nicht, wozu er sich entschließen solle. Endlich versprach er ihr, die Sache weiter zu überlegen, und ihr den andern Tag in der Lectionsstunde eine entscheidende Antwort zu geben. Ehe sie sich trennten, machte ihm Sophie noch so viel Liebkosungen, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelten, und wie er ging, war er schon mehr als halb entschlossen, sich in ihr Verlangen zu fügen.

Fest überzeugt, daß der Receveur ein Verräther, ein Mann von häßlichem Charakter sey, nahm er sich vor, ihm den folgenden Tag das geheimnißvolle Kästchen, das er ihm anvertraut, zurückzugeben . . . Wer weiß, sagt er zu sich selbst, ob dieses Kästchen nicht Wechsel, Kostbarkeitem, kurz Dinge verschließt, die mich unglücklich

machen könnten, wenn man ſie bey mir fände?

Mit dieſen Gedanken geht er die Treppe herab, öffnet die Thüre nach der Straße, und verſchließt ſie hinter ſich . . . . Kaum aber hat er vier Schritte gethan, ſo ſpringen die beyden Wartenden aus dem Hinterhalt hervor, fallen über ihn her, und decken ihn, eh' er Zeit hat ſich zu beſinnen, weidlich mit Schlägen zu. Alexis kehrt ſich um und erkennt den Receveur und . . . Sciocco! . . Wie ward ihm bey dieſem Anblick? Er war nicht im Stande den Mund zu öffnen, und nimmt ſtillſchweigend die Prügel hin, die Sciocco beſonders mit großem Nachdruck auszutheilen verſteht.

Er wäre ohnfehlbar ohne Beſinnung zu Boden geſtürzt, wenn ihm nicht zwey Unbekannte zu Hülfe gekommen wären und ſeine Widerſacher verjagt hätten.

Alexis war wie gerädert, und litt die fürchterlichſten Schmerzen. Kaum vermocht' er ſeinen Befreyern zu danken, und ſich in ſeine Wohnung zu ſchleppen . . . Wie er mit vieler Mühe ſein Haus erreicht

hatte, so stieg er durch die heimliche Treppe in sein Zimmer und legte sich zu Bette.

Man kann leicht denken, daß ihm kein Schlaf in die Augen kam, und mit was für Gedanken er sich herumschlug . . . Ach! auch Sciocco ein Verräther! . . Sophie hat recht, der Receveur ist ein schändlicher Mensch . . Den natürlichsten Beweis hat er jetzt selbst erhalten. Wie unglücklich, wie höchst unglücklich fühlt er sich! . . .

Siebentes Kapitel.

Eine hülfreiche Dame.

Weder Sciocco noch der Receveur hatten Alexis erkannt, der, in einen Mantel verhüllt und mit einem runden Hute bedeckt, in der That ganz unkenntlich war. Und wär er es auch weniger gewesen, so hätte doch jenem die Begierde zu schlagen und diesem die Eifersucht die Augen geblendet. Da sie von den beyden Unbekannten in ihrer Expedition gestört wurden, so ergriffen sie die Flucht und begaben sich auf Umwegen nach ihrer Wohnung, wo sie, nachdem sie über den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung eine gute Weile gelacht hatten, sich zur Ruhe begaben.

Alexis dachte, so viel die Schmerzen ihm erlaubten, über sein unglückliches Abentheuer nach. „Wie, sagte er, auch Sciocco, Sciocco mein Meuchelmörder!... Was hab' ich dem nichtswürdigen Italiener zu Leide gethan? Warum wollte er mir das Leben rauben?... Gott, auf

wen soll man sich künftig noch verlassen? . . . Gewiß hat mich der schändliche Mensch, der Receveur, zu seiner Geliebten ins Haus gehn sehn: seine Wuth hat ihn hingerissen, er hat den Sciocco aufgesucht, der, weil er mich nicht im Bette fand, natürlich alles glauben mußte, was der elende Mensch ihm sagte . . . . Doch, entschuldigt ihn dieß? Mußte er selbst sich zu einer so niederträchtigen Rache brauchen lassen? Er, der mir so oft und so herzlich versicherte, daß er mich liebe? . . . Gott, welch ein grausames Räthsel! wer wird mirs lösen? . . . Was bleibt mir übrig, als zu fliehen . . . mich den Händen der verrätherischen Buben zu entziehen? . . . Ach! wenn ich nur könnte! . . . Ich kann meine Füße nicht brauchen, diese Ungeheuer zu verlassen . . . O Himmel, gieb mir die nöthigen Kräfte: ich baue jetzt nur auf deinen Beystand . . "

Dieß waren ohngefähr die Betrachtungen, die der arme Alexis anstellte, und so heftige Schmerzen er litt, so hätte er doch lieber seinen Geist aufgegeben, als seine Zuflucht zu Sciocco genommen, sich

durch ihn einen Wundarzt zu verſchaffen. Er brachte alſo die Nacht unter Seufzen und Aechzen zu . . . Am Morgen kam Sciocco, der glaubte, er ſchlafe ſanft und ſüß, in ſein Zimmer geſchlichen. Alexis bebte vor Abſcheu bey ſeiner Annäherung zurück, und hüllte den Kopf in das Kiſſen, um ihn nicht zu ſehen. Der Italiener, der ihn nicht ſtören wollte, ging zu dem Receveur, und ſagte ihm, ſein lieber Freund ſcheine ernſtlich krank zu ſeyn. „So kommen Sie,“ ſagte dieſer, „wir wollen ihn beſuchen, und keine Zeit verlieren.“

Und ſo traten denn beyde in das Zimmer des unglücklichen Schlachtopfers ihrer Wuth. Was fehlt Ihnen, mein lieber Alexis, ſagte Herr du Monnai (dieß war der Name des Receveurs), ſind Sie wirklich krank? . . . „Ja, mein Herr, ich bin's, und auf eine ſchreckliche Weiſe . . .“ Mein Gott, ſo müſſen wir ſogleich zu einem Arzt ſchicken.

Sciocco befiehlt auf der Stelle einem Aufwärter, den beſten Arzt in der Stadt zu holen, und eilt zum Bette ſeines

Freundes zurück. „Ich hoffe,“ sagt er, „es soll nicht viel zu bedeuten haben . . .“ Alexis hatte nicht den Muth, seinen Unwillen zu äußern, aber das Herz mochte ihm zerspringen . .

„Per Dio,“ fuhr der Italiener fort, „es ist ewig Schade, caro mio padrone, daß Sie diese Nacht nicht bey uns seyn konnten. Sie hätten sich einen Theil des Verdienstes erwerben können, einen frechen Burschen zu züchtigen . . .“

„Ja,“ fiel ihm du Monnai ins Wort, „eben den Rival, von dem ich Ihnen gesagt habe. Ich sah ihn, wie er sich zu Sophien ins Haus schlich. Die Wuth ward Herr über mich, ich holte den Sciocco, und wir haben ihm beyde eine Tracht Prügel gegeben, die er sobald nicht vergessen wird, ich schwör's Ihnen.“

„Ja, unterbrach ihn der Italiener, und auch ich war im Leben noch nicht so aufgelegt gewesen, einem die Schwere meines Arms fühlen zu lassen. Ohne die beyden Vorübergehenden, die uns störten, hätt' ich ihn, glaub' ich, todt auf den Platz hingestreckt . . .“

„Nein, mein Freund,“ erwiederte der Receveur, „Sie haben sich keine Vorwürfe zu machen. Sie haben mir ritterlich beygestanden . . . .“

Keine Feder vermag die Empfindungen zu schildern, die den armen Alexis während dieser Unterredung marterten. Die Verräther, dacht' er, die schlauen, teuflischen Peiniger! . . .

Der Arzt erschien, und unterbrach das Gespräch. Alexis verlangte mit ihm allein gelassen zu werden, und Carlo und sein Begleiter entfernten sich. Alexis vertraute sich ohne Rückhalt dem Doktor, einem alten, ehrwürdigen Mann, dessen Miene gleich Zutrauen einflößte. Bester Herr, fuhr er fort, es ist mir unmöglich, ferner mit meinen Henkern zu leben. Ich bitte Sie, entreißen Sie mich ihren Klauen! „Recht sehr gern,“ versetzte der Doktor: „soll ich Sie in mein Haus schaffen lassen? . . .“ Wohin Sie wollen, wenn ich nur meine Feinde nicht mehr vor Augen sehen muß.

Der Arzt schickte nach seinem Wagen. Er kam, Alexis ließ sich, ohne auf

Sciocco's Klagen und Flehen, das seine Erbitterung nur vermehrte, zu hören, in denselben tragen, und fuhr fort.

Wie er im Hause des Doktors ankam, ward er in ein Zimmer gebracht, dessen Thüre man verschloß. Alexis wollte den Sciocco schlechterdings nicht sehen: er beschrieb ihn seinem Wärter genau, und verbot aufs strengste ihn einzulassen.

Der gute Italiener war in Verzweiflung. Er bat den Doktor flehentlich, ihm zu sagen, wodurch er sich den Unwillen seines Freundes zugezogen . . . „Und Sie können noch fragen," antwortete der Arzt: „haben Sie ihn nicht selbst in den Zustand gesetzt, in dem er sich befindet?" „Santa Clara," rief Sciocco, ich bin wahrlich nicht Schuld . . . „Gehn Sie," fuhr der Arzt fort, „Sie selbst waren einer von seinen Meuchelmördern. Er war's, dem Sie vergangene Nacht vor dem Hause des Mädchens aufpaßten, und den Sie so schrecklich mißhandelten . . ." O barbaro, o tiranno! o crudele! fiel ihm der arme Carlo ein, und raufte sich

die Haare aus. Was hab' ich gethan: divino Gieſu, was habe ich gethan?

Mit dieſen Worten lief Sciocco davon, und erzählte unbeſonnener Weiſe dem Herrn du Monnat die ganze Geſchichte. Dieſer war äußerſt betroffen, und gerieth nun auf den Gedanken, Alexis ſelbſt habe den Plan gemacht, ihm ſeine Geliebte zu rauben. Warum ſollt' er auch ſonſt des Abends, und zwar verkleidet, zu ihr gehen? Was hat er ihr zu ſagen? Wollte er ihr um dieſe Zeit eine Lection geben . . . Wie? ſagte er, Alexis betrügt mich? Alexis . . . dieſer junge Mann, den ich für ſo rechtſchaffen, ſo edeldenkend hielt! . . dem ich mein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte . . .

Der Sache ganz auf den Grund zu kommen, eilte er nun zu Sophien . . . „Treuloſe,“ ſagte er zu ihr, „ich weiß alles: Alexis hat Dich verführt . . . ihr habt mich beyde verrathen . . .“

O Himmel, rief Sophie, und warf ſich ihm zu Füßen . . . woher wiſſen Sie das? . . . Ach, ich fleh' um Ihre Gnade . . für ihn! er iſt nicht ſtrafbar . . ich allein, ich . .

„Er wäre unschuldig ... Falsche! ... Geh, an ihm hab' ich mich schon gerächt, und Dir ... Deinen giftigen Reizen entsag' ich auf ewig! Lebe wohl ... ich verachte Dich zu sehr, um auf eine Strafe für Dich zu denken. Doch, wenn Du klug bist, verläßt Du diese Stadt ..... entferne Dich aus meinen Augen ... in einer Aufwallung gerechter Rache könnt' ich leicht ... ich stehe für nichts: leb wohl!"

Hier warf du Monnci der strafbaren Sophie einen drohenden Blick zu, verließ sie, ging nach Hause, schickte ihr aus einem Rest von Mitleiden das kleine Kästchen voll Geld, das er ihr bestimmt hatte, gab darauf dem Sciocco eine Rolle mit fünf und zwanzig Louisd'or, den Arzt seines Freundes zu bezahlen, verbot ihm aber ausdrücklich, ihn als den Geber dieser Summe zu nennen, stieg dann in seinen Wagen, und fuhr nach Paris, wohin ihn dringende Geschäfte riefen.

Im Grunde war dieser Mann zu bedauern. Er nimmt ein junges Kind, eine arme Waise an Kindesstatt an. Er erzieht

ſie, in der Hoffnung, ſie einſt zur Gattinn zu bekommen. Das undankbare Geſchöpf mißbraucht ſeine Güte, und wird mit mehr als einem Liebhaber zur Verrätherinn an ihrem Wohlthäter. Er glaubt einen Freund zu beſitzen, dieſer Freund ſoll ihm das Herz ſeiner Geliebten gewinnen: allein er ſieht ihn des Abends allein, verkleidet aus ihrem Hauſe kommen; Sophie geſteht ihm hierauf alles: was kann er von Alexis denken? ... Die Züchtigung war freylich auf einen andern gemünzt, allein er iſt weit entfernt zu bereuen, daß ſie dieſen getroffen. Gleichwohl ſpricht die Großmuth noch laut genug in ihm: es iſt ihm nicht möglich, den Mann, den er gemißhandelt, und das Mädchen, die ihn betrogen, ohne Unterſtützung im Elend zu laſſen. Er flieht die treuloſe Geliebte und den treuloſen Freund, er flieht, aber im Herzen trägt er mehr als einen giftigen Pfeil mit ſich davon, der ihn auf ſeiner Reiſe martert. Doch, vielleicht findet er bald einen Troſt in ſeinen Leiden: ja, er wird ihn finden. Allein wir wollen unſern Leſern die Zukunft nicht voraus enthüllen,

und zu unserm Alexis zurückkehren, der jetzt wirklich einmal durch seine eigne Schuld unglücklich ist.

Vergebens erscheint Sciocco täglich und stündlich vor der Thüre seines Zimmers: vergebens äußert er gegen den Doktor die bitterste Reue und die größte Zärtlichkeit für seinen Herrn. Der Arzt selbst legt bey dem Kranken Vorbitte für ihn ein, Alexis ist unerbittlich. Alles, was man ihm sagt, bringt ihn nur desto mehr auf. Er ist noch immer vollkommen überzeugt, daß sich Sciocco vorsetzlich und wohlbedächtig gegen ihn vergangen habe. „Ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt,“ gab er zur Antwort, wenn man ihn zu entschuldigen suchte, „warum sollte er mich nicht eben so gut erkannt haben?“ Alexis hatte Grund so zu fragen, und doch irrte er sich.

Nach kurzer Zeit war Alexis so weit hergestellt, daß er wieder gehen, ja selbst eine Reise unternehmen konnte. Wie er die nöthigen Kräfte dazu fühlte, ließ er seine Sachen aus dem Gasthof holen, und

wollte den Doktor bezahlen. „Es iſt unnöthig,“ ſagte dieſer, „ich bin bezahlt.“

Bezahlt? wer konnte für mich . .

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, ich darf es nicht ſagen: ich habe mein Wort von mir gegeben.“

Vergebens zerbrach ſich Alexis den Kopf, wer ihm dieſen Dienſt geleiſtet haben möchte. Am wahrſcheinlichſten war es immer, daß Sciocco . . . Gleichwohl war die Bitterkeit in ſeinem Herzen über die erlittene Beleidigung noch ſo ſtark, daß er ſeine Reiſe anzutreten beſchloß, ohne ihn vorher zu ſehen noch zu ſprechen.

Eines Morgens, als die Sonne rein und ohne Wolken aufgegangen war, nahm Alexis Abſchied von ſeinem Wirth, bat ihn, den Italiener nichts von ſeiner Abreiſe wiſſen zu laſſen, und betrat mit traurigem Herzen die Straße nach Pia, von wo er mit der Poſt nach Paris zu gehen gedachte.

Er hatte ſie mit Fleiß nicht ſchon in Marſeille genommen, weil er fürchtete, Sciocco möchte ſeine Marſchroute auskundſchaften und ihm folgen. Wirklich

hatte er sich das Betragen dieses Mannes so zu Herzen genommen, daß er äußerst traurig, mit gesenktem Haupt ging, und die trostlosesten Betrachtungen über seine Lage anstellte. Ja es entschlüpften sogar einige Zähren seinen Augen. „Bin ich nicht recht sehr unglücklich, sagte er zu sich selbst? Wem soll ich mich anvertrauen? Zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen? Ich begegne einem Italiener, der in der äußersten Noth und Verlegenheit ist, ich mache ihn zu meinem Gefährten, zu meinem Freund, und er verräth mich! Ein reicher, angesehener Mann preßt mir meine Freundschaft, mein Vertrauen ab, und beyde, nicht zufrieden mich halb todt zu schlagen, vermehren meine Qual durch die bitterste, teuflischste Ironie. Und du weißt es, Gott, daß ich diesen Leuten nicht das geringste zu Leid gethan habe.“

So unterhielt sich Alexis mit sich selbst. Er prüfte sein Herz, und fand, daß er sich keine Vorwürfe zu machen habe. Er konnte nur die Menschen und sein unglückliches Schicksal anklagen. Er gerieth in die schwärzeste Melancholie, die durch eine

sonderbare Erscheinung plötzlich in Zorn und Unwillen verwandelt ward. Ein Mann kommt von der Seite, stürzt ihm zu Füßen, umfaßt und benetzt sie mit Thränen ... Alexis wollte sich losreißen, aber jener verhindert ihn daran, und redet ihn mit dem gerührtesten Ton von der Welt an: „o mio caro padrone! ascoltami, ascoltami!“

Was willst Du, Elender! Du erfrechst Dich noch vor meinen Augen zu erscheinen?

„Die Schläge, nicht wahr, die ..... ach! wenn Sie wüßten, wie hart ich mich selbst dafür gestraft habe! ... Ich bildete mir nicht ein, meinen dolce maestro, meinen tenero amico zu schlagen: wahrlich, das bildete ich mir nicht ein ...“

Verräther, Du hast noch die Stirn! ...

„Per lo divino Gieso, ich schwöre' Ihnen, ich kannte Sie nicht ...“

Und für wen hieltest Du mich sonst?

„Du Mounai ist eben so unschuldig als ich. Er sieht, daß sich ein Mann in einem langen Mantel zu seiner Signora

Sophia schleicht. Dieser Mann, den er für den alten Liebhaber der dumigella hält, erweckt seine Eifersucht; er sucht mich auf, und beredet mich, ihm sein Mädchen stehlen zu helfen. Wir wollten Sie erst mitnehmen; da ich mich aber besann, daß Sie geklagt hatten, Sie befänden sich nicht ganz wohl, so beschlossen wir Sie ruhen zu lassen. Wir gehen, wir finden, wir schlagen ... Die Schläge, die einem Schurken zugedacht waren, fallen auf meinen dolce maestro — Ist das unsere Schuld? konnten wir glauben, daß Sie es wären, die zu einer so unschicklichen Zeit von Ihrer Schülerinn herauskämen? ..."

Dein Roman, ...

„Kein Roman, Signor, es ist die lautere, reine Wahrheit ... Fragen Sie den Doktore, der Sie kurirt hat ... Doch noch besser, fragen Sie meine Thränen, meine Reue: die sind die sichersten Bürgen meiner Unschuld ..."

Wie, der Receveur und Du, ihr hätter mich wirklich nicht erkannt?

„Nein, nein, nein, tausendmal nein!"

Ist's möglich? —

Scicco vergaß die aufrichtigsten Thränen; Alexis sah ihn zu seinen Füßen; Alexis war gut und leicht zu rühren. Er fing an, die Sache von einer andern Seite zu betrachten, und schob die Schuld von dem, was ihm begegnet war, auf sich selbst. Carlo, der arme Carlo, brachte ihn vollends aus aller Fassung, als er ihn mit dem ungezwungensten Ton von der Welt frägte: „aber, caro mio padrone, erlauben Sie mir zu fragen, was hatten Sie auch um diese Zeit bey dem Mädchen zu thun? Was für eine Lection hatten Sie ihr zu geben? . . .“

Alexis war äußerst betroffen. Er blickte dem Scicco scharf ins Auge, und reichte ihm die Hand, die dieser mit einem wahrhaft rührenden Entzücken küßte.

„O Santo Dominico, divina Margarita! er verzeiht mir, mein lieber Alexis verzeihe mir . . .“

Er muß ja wohl, wenn das, was Du sagst, wahr ist. Ach! ich sehe wohl, daß ich bey dem ganzen Vorfall allein schuldig bin.

„Ja,“ fiel ihm Scicco ein, „ja das sind Sie ... und der gute Nerveux, der Sie für seinen Rival hielt, hat demohnerachtet Ihren Arzt bezahlt ...“

Den Arzt bezahlt?

„Ja, Ihren Arzt! Wenn Sie ihn nur hätten sehen sollen, wie er mir eine Börse mit fünf und zwanzig Louisd'or in die Hand drückte. Da, Scicco, nimm hin: ich liebe deinen jungen Freund, trotz seiner Treulosigkeit ... Er hat mich betrogen. Sophie hat mir alles entdeckt: sie wollten zusammen fliehen ... Das war schlecht, doch will ich drum meine Hand nicht von ihm abziehn. In seiner traurigen Lage bedarf er Unterstützung. Nur, daß er nie erfährt, daß ich ihm diesen Dienst leiste. Man genießt das Vergnügen der Wohlthätigkeit nur dann rein, wenn man im Verborgenen seine Wohlthaten ausstreut ...“

Wie, das sagte er? Er?

„Ja, mio dolce maestro! Ach! man sah, wie gut er's mit Ihnen meinte ....“

Alexis fing an, sein Unrecht einzusehn. Er umarmte Scicco, dachte über sein

vori-

voriges Betragen in der Sache nach, und warf sich nun selbst Mißtrauen und Undank vor. Wirklich, diese Sophie . . .

„Die Sophie, mio caro, die Sophie ist ein Ungeheuer, ein schändlicher Charakter. Er hat sie aufgezogen: er liebte sie so zärtlich, und sie belohnte seine Wohlthaten mit dem häßlichsten Undank . . .“

So plump hinterging mich dieß Mädchen, und ich glaubte ihr, und hatte den guten Mann in dem schimpflichsten Verdacht! . . .

„Ja, ein guter, liebenswürdiger, großmüthiger Mann . . .“

Ach, Sciocco, Sciocco, was für Vorwürfe hab' ich mir zu machen! . . . . .

Alexis erzählte nunmehr dem Italiener seine heimliche Unterredung mit Sophien. Sciocco zeigte ihm klärlich alle Schlingen, die sie ihm gelegt habe, und Alexis fühlte wahre Reue über das Unrecht, das er am wenigsten von sich abzuwälzen gesonnen war. Nach und nach gelang es doch dem Signor Carlo, seinen Freund zu beruhigen. Beyde setzten nun wieder in Gesellschaft ihren Weg fort, und beyde brannten vor

Begierde nach Paris zu kommen, wo Alexis Nachrichten von seinem Vater und seinem Lehrer Dumont einzuziehen, ja vielleicht sie selbst anzutreffen und zu umarmen hoffte.

Seit seiner Abreise aus dem Häuschen hatte er so viel Abentheuer bestanden und so viel Verdruß und Sorgen gehabt, daß es ihm an Zeit fehlte, sich viel mit seinem lieben Klärchen zu beschäftigen. Doch vergoß er dann und wann ein paar ungeheuchelte Thränen, wenn ihm die Trennung von diesem Gegenstande seiner Zärtlichkeit fühlbar ward. Er glaubte sie der Verzweiflung nah' zu sehn, er hörte ihre Klagen, ihre Vorwürfe, und diese Ideen störten den Frieden seiner gefühlvollen Seele.

Jetzt, da er wieder mit seinem guten Scicco vereinigt ist, hat er kein näheres Interesse, als seinen Vater aufzusuchen. Er wünscht es, und hofft, was er wünscht, und bald glaubt er nun auch, was er hofft. Eine süße Ahndung scheint ihm dieses Glück zu versichern, und ihm zu sagen, daß er es sonst nirgends als in Paris genießen

könne. Doch jetzt sind sie ihrer zwey, die Reise mit der Post ist kostbar, und ihre Börsen sind nicht sonderlich gefüllt. Sciocco thut seinem Freund den Vorschlag, die Reise zu Fuß zu machen, sich in allen großen Städten aufzuhalten, ein oder ein paar öffentliche Concerte zu geben, und so ganz gemächlich Paris zu erreichen. Alexis ist's zufrieden. Sie gehen also, und gehen, und kommen den folgenden Abend nach Aix, nachdem sie die Nacht zuvor in Lambeze zugebracht hatten.

Hier hielten sie sich nicht lange auf, sondern setzten ihren Stab bald weiter. In allen Städten, wo sie sich hören ließen, fanden sie die ehrenvollste Aufnahme und die thätigste Unterstützung. Wir unsers Orts wollen nur in Vienne mit ihnen verweilen, wo ihnen ein sonderbares Abentheuer begegnete, das Alexis abermals nur seinem mißtrauischen und scheuen Charakter verdankte.

Der Tag fing an zu sinken, und obgleich Alexis und Sciocco vor gänzlichem Einbruch der Nacht noch ein paar Stunden hätten machen können, so erlaubte es

ihnen doch die Müdigkeit, die sie spürten, nicht. Sie kehrten also in einem Gasthof in Vienne ein, Willens den Abend auszuruhen und auch die Nacht hier zuzubringen. Man gab ihnen ein Zimmer, sie ließen sich hineinführen, setzten sich, und fingen an zu plaudern. Plötzlich läßt sich ein sonderbares Geräusch im Zimmer hören ... Was bedeutet das? Die Stube ist verschlossen, sie sind allein, und doch ists, als hörten sie neben sich Athem holen, ja sie bilden sich sogar ein, leise und auf eine erstickte Weise husten zu hören. — „Es ist jemand hier," rief Strocco. — Ja wohl, versetzte Alexis, es muß sich jemand hier versteckt haben ... So sagen sie und suchen allenthalben nach. Wie sie unter andern einen Schrank öffnen, so finden sie einen Menschen drin, der sich zusammendrückte und wie Espenlaub zitterte. — Was macht Ihr hier? wer seyd Ihr? rufen beyde Freunde auf einmal, und setzen sich in Vertheidigungsstand. „Ach, meine Herren," sagte der Unbekannte und fiel vor ihnen auf die Knie, „machen Sie mich nicht unglücklich,

machen Sie mich nicht unglücklich! Ich bin ein Strafbarer, den die gerechte Rache eines Mannes verfolgt, den ich unmenschlicher Weise aufgeopfert habe! Ich sah ihn zum Hause hereinkommen, und flüchtete mich sogleich in dieses Zimmer, dessen Thüre ich offen fand . . . "

Mährchen, Du hast andere Absichten. Fort von hier, Spitzbube . . .

„Bey Gott, bey allem, was Ihnen lieb und heilig ist, beschwör ich Sie, stehen Sie mir bey, retten Sie mich . . . Ich bin kein Verbrecher: ich habe zwar eine schwere Vergehung auf mir, aber die Liebe, die Liebe allein brachte mich dazu. Ach! lassen Sie mich die Nacht bey Ihnen zubringen! Sie sollen mich kennen lernen, Sie sollen alles erfahren . . . . "

Wie, wir sollten uns einem ganz unbekannten Menschen anvertrauen?

„Wenn Sie mich von hier vertreiben, so bin ich des Todes. Ja, wenn mein Feind mich hier entdeckt, so ist dieser Augenblick der letzte meines Lebens. Ach, großmüthige Unbekannte, werden Sie die Retter eines Unglücklichen, der Ihnen ewig

dankbar seyn wird! Behalten Sie mich diese Nacht bey sich. Morgen, wenn mein Nebenbuhler fort ist, mach ich mich auch gleich auf, und Sie sollen sehen, daß Sie keinem Undankbaren gedient haben.“

Sciocco war ziemlich geneigt, die Bitte des Unbekannten zu erfüllen: allein Alexis! Alexis, der von einem Mann, den er in seinem Zimmer versteckt fand, nicht ganz mit Unrecht das Aergste befürchtete, Alexis ließ sich schlechterdings nicht bewegen. Umsonst suchte ihm Sciocco zu beweisen, daß es in der Reihe der Dinge und der Prädestination sey, umsonst verschwendete der Ungenannte Bitten und Thränen: der schon so oft betrogene Alexis fürchtete abermals das Spiel eines Betrügers zu werden, öffnete die Thüre und rief nach dem Wirth.

Bey dem Lerm, das er machte, suchte der Ungenannte zu entkommen, allein plötzlich erschien ein anderer Fremder an der Thüre des Zimmers, packte ihn und schrie: „Ha, da bist du ja, den mein gerechter Zorn verfolgt!“ und stieß ihm mit diesen Worten den Degen in die Brust...

Man denke sich, wie Alexis und seinem Freund bey diesem schrecklichen Schauspiel zu Muthe war . . . Sie sehen den Unglücklichen fallen, und müssen sich sagen, daß sie Schuld an seinem Tode sind. Indeß war das Haus voll von dem Geschrey der Leute, die ab- und zuströmten . . . . Alexis und Sirocco, die in diesen fatalen Handel verwickelt zu werden fürchteten, verließen sogleich das Gasthaus, drängten sich durch den zusammengelaufenen Haufen, und schlugen in aller Eil die Straße nach Lyon ein. Sie waren ohngefähr drey Stunden gegangen, als sie von zwey Reitern, die hinter ihnen hergesprengt kamen, erreicht wurden. Einer von ihnen schwang sich vom Pferde, und redete sie mit dem wüthendsten Ton und den Worten an: „Ihr waret also die Gesellen des Elenden, dem ich das Lebenslicht ausgeblasen?“

Wir?

„Ihr, er hatte sich in Euerm Zimmer versteckt . . .“

Unglücklicher, rief Alexis: scheue den rächenden Arm der Gerechtigkeit, dem Du dich wahrscheinlich entzogen hast! Erschöpfe

nicht die Geduld eines unglücklichen Jünglings, der sichs nie verzeihen wird, daß er dir Gelegenheit gegeben, ein solches Verbrechen zu begehen.

Der Cavalier und sein Diener wollten mit der Pistole in der Hand auf Alexis und Sciocco eindringen, diese entwanden ihnen aber zum Glück die tödtlichen Waffen, und fingen einen Ringerkampf mit ihnen an, in dem alle vier eben so viel Stärke als Geschicklichkeit zeigten.

Die Nacht war eine der dunkelsten, und das Schlachtfeld hart am Fuß eines Schlosses, in dem, von dem Geschrey herbeygelockt, verschiedene Personen am Fenster standen, aber sich nicht wagten herauszukommen, sondern dem hitzigen Gefecht unthätig zusahen.

Alexis und Sciocco thaten Wunder. Bald streckten sie ihre Gegner zu Boden, bald ließen sie sie wieder auf, erwarteten sie stehendes Fußes, und machten einen neuen Gang. Dieser sonderbare Kampf hatte lange Zeit gedauert, als ein plötzlicher Vorfall ihn auf einmal unterbrach, und unsre beyden Freunde von diesen

wilden Fremden, die sie nicht kannten, befreyte. Der Zufall wollte, daß Sciocco mitten in der Hitze des Kampfs ausrief: Recht so, mio maestro, courage, braver Alexis! — „Alexis! Alexis!“ rief eine Dame, die an einem Fenster des Schlosses stand! „Wie? er ists! er! Hurtig, hurtig, zu Hülfe, eilt, macht!“

Und sogleich strömt eine Schaar von Bedienten mit Prügeln bewehrt aus dem Schloß heraus, fällt über die vier Kämpfer her, und haut ohne Untersuchung auf beyde Theile ein. Bald gelang es indeß unsern beyden Helden sich dem unvermutheten Succurs als freundlicher Theil kennbar zu machen, und nun setzen sie den beyden Reitern so zu, daß sie fliehen, und ihnen das Schlachtfeld überlassen.

Indeß hatte Alexis doch einen Hieb ins Gesicht bekommen, der ihn ganz unkenntlich machte. Er suchte das fließende Blut mit dem Schnupftuch zu stopfen. Sciocco und die Bedienten aus dem Schlosse halten ihn. Die hülfreiche Dame eilt selbst herbey, nimmt ihn beym Arm, und führt ihn ins Schloß. „Wie?“ mur-

melte sie ganz leise zwischen den Zähnen; „bist Du's, mein lieber Alexis? Gott, was für ein Unglück hätte das werden können! . . . Komm, liebes Kind, komm, dieses mal sollst Du mir nicht wieder so entwischen . . . . . "

Alexis war, wie man denken kann, über diesen Auftritt nicht wenig betroffen. Wer ist die Dame, die ihn, wie es scheint, kennt, und Theil an seinem Schicksal nimmt? . . . . sie kennt seinen Namen? Woher hat sie ihn?

Der Leser wird bald eine alte Bekanntschaft erneuern. Jetzt lassen wir sie einen Augenblick alle mögliche Sorgfalt auf unsern verwundeten Helden verwenden, und sehen uns ein wenig nach Klärchen um. Sie hat sich sowohl von dem Mönch, als von der Alten, die sich ihrer auf der Wiese bey St. Fonds bemächtigen wollten, befreyt; aber wie?

Achtes Kapitel.

Herr und Frau von Corsange.

Indeß der Exkapuziner Stephan und die Baronesse d'Orace Klärchen jedes an einem Arm hielten, und sich einander diese Beute, auf die sie beyde gleich sehr ersessen waren, abzujagen suchten, rufte die Tochter Duverlys den Himmel um Beystand an, und stieß so rührende Klagen aus, daß sie von einem Mann gehört wurde, der auf der Heerstraße in einem Kabriolet gefahren kam. Ein Postillon ritt vor ihm her. Der großmüthige Fremde sprang aus der Chaise und eilte mit seinem Begleiter nach dem Ort, wo Klärchen schnelle Hülfe von ihm zu erwarten schien. „Was machen Sie mit diesem jungen Menschen," rief er. (Der Leser darf nicht vergessen, daß Klärchen in Mannskleidern war, und die Baronesse unter dem Namen Alexis in sich verliebt gemacht hatte.)

Was haben Sie danach zu fragen? antwortete Stephan trotzig.

Ach, mein Herr, rief das unschuldige Schlachtopfer, retten Sie mich aus den Händen dieser beyden Leute, die mich mit Gewalt entführen wollen ....

„Schurke,“ schrie der Unbekannte, und stürzte auf den Exkapuziner, „läß deinen Raub fahren, oder zittre für dein Leben!“

Wie er diese kräftigen Worte hören ließ, so eilte die Baronesse, ohne zuzuwarten, bis die Reihe auch an sie kam, nach ihrem Wagen zurück, und befahl ihrem Kutscher, so schnell als möglich zu fahren. Der Kapuziner konnte auch nichts anders anfangen, als nachgeben. Er warf sich unverzüglich in seine Postchaise, und da er nicht wieder in sein Kloster durfte, so schlug er sich gegen Lyon und verschwand.

Klärchen warf sich ihrem Befreyer zu Füßen und dankte ihm aufs herzlichste. Seine Miene verscheuchte alles Mißtrauen, sie entdeckte ihm ohne Furcht ihr Geschlecht. Großmüthiger Mann, sagte sie zu ihm, vernehmen Sie, daß Sie ein Mädchen aus den Händen dieser grausamen Räuber gerettet haben . .

„Ein Mädchen? ....“

Ja, und zwar eins, das für eine so große Wohlthat Zeitlebens die größte Dankbarkeit empfinden wird ...

„Aber, meine liebe Demoiselle, wer hat Sie ... Doch, vor allen Dingen wollen wir wieder in den Wagen steigen ... Meine Jahre müssen Ihnen für meine redlichen Absichten bürgen. Steigen Sie ein, und sagen Sie mir nur, wohin ich Sie bringen soll?“

Ich finde kein Bedenken, dieß Anerbieten anzunehmen, edler Mann. Ihre Edelmuth, ihre Gesinnungen ... und etwas in Ihren Mienen, das Achtung einflößt, alles läßt keinen Zweifel übrig, daß ich bey einem Vater nicht sicherer seyn könnte ... alles bewegt mich, Sie zu begleiten.

Bey diesen Worten reicht der Ungenannte ihr die Hand. Sie steigen beyde in das Kabriolet. Der Postillon treibt die Pferde an, und Klärchen fährt in ihrer Rede fort. Ich gehe nach Paris, mein Herr, wo ich hoffe ..

„Sie wollen nach Paris? eben dahin denke ich auch . . .“

So bin ich wirklich so glücklich einen . . . . . .

„Ehrlichen, redlichen Reisegefährten anzutreffen, der schon jetzt den lebhaftesten Antheil an Ihren Unfällen nimmt . . . . Vertrauen Sie sich mir an: vielleicht bin ich eines solchen Vertrauens nicht unwerth . . .“

Daran, mein Herr, wäre es mir unmöglich auch nur einen Augenblick zu zweifeln . . . : Ich werde nicht das geringste Geheimniß vor Ihnen behalten. So wissen Sie denn: ich heiße Klärchen . . . . Ein junger Mann, den ich liebte, . . . den ich noch liebe, ach! trotz seiner Untreue liebe . . .

„Sie lieben, Mamsell! ach! ich liebte auch . . . .“

Sind Sie vielleicht eben so unglücklich als ich? . . .

„Unglücklich? ja wohl . . . Doch, haben Sie die Güte fortzufahren . . .“

Ich verließ alles, alles, meinem Geliebten, meinem Alexis zu folgen, und das

erste Wort, das ich von ihm zu hören bekam, war die Nachricht von seiner Untreue . . .

„Alexis? Alexis nennen Sie Ihren Liebhaber?“

Ja! Kennen Sie ihn etwan?

„Nein; ohnmöglich kann es der seyn . . .?“

Lassen Sie doch hören . .

„Ist er ein Virtuos?“

O ein großer Virtuos!

„Von einer einnehmenden Figur?“

Durchaus ohne Tadel!

„Neunzehn Jahr alt?“

Weniger ein paar Monate . . .

„Von sanften, furchtsamen Charakter?“

Ja, er ist's!

„Aber dabey zum Unglück falsch und hinterlistig . . .“

Nein, er ist's nicht . .

„Er hat mir erzählt, er habe in einem Wald gewohnt . . . .“

So ist ers doch: so ist es Alexis, mein Freund, den Sie kennen . . . Wo haben Sie ihn gesehn?

„In Marseille, Mamsell. Ach! seine Bekanntschaft ist mir theuer zu stehen gekommen . . . “

Wie so? erklären Sie sich . . .

„Wie beklage ich Sie, wenn Sie ihn noch lieben . . . Der Treulose — — “

Nu?

„Ich werde Sie auf das äußerste betrüben — —.“

O reden Sie, reden Sie . . .

„Er hat mir das Herz meiner Geliebten geraubt . . . “

Gott!

„Ja, ich hatte mein ganzes Vertrauen in ihn gesetzt; ich führte ihn bey meiner Sophie ein: ich bat ihn, mir das Herz meiner Sophie geneigt zu machen. Der Verräther! er verliebt sich selbst in sie. Beyde verrathen mich, beschließen in einer nächtlichen Zusammenkunft mit einander zu fliehen, mich zu verlassen, und mir das Herz zu brechen . . “

Ach! Herr, Herr! . .

„Ich sehe des Nachts einen jungen Menschen in Sophiens Haus schleichen. Weit entfernt zu glauben, daß es mein

Freund

Freund sey, passe ich ihm selbander auf: er kömmt heraus . . . . . wir hatten uns mit spanischen Röhren versehen: ich lasse meine Rache an dem Schuldigen aus, und den folgenden Tag erfahre ich, daß Alexis von den erhaltenen Schlägen krank zu Bette liege.«

Sie haben ihn . . Ach sagen Sie mir, ward er gefährlich verwundet?

»Fünf Tage mußte er im Bette zubringen . . . . Doch, schönes Klärchen, Sie scheinen ihn noch zu beklagen. Wie? alles, was ich Ihnen hier erzähle, reißt Sie nicht von dem Meineidigen los, der es nicht verdiente, das Herz einer so liebenswürdigen Person, als Sie sind, zu gewinnen?«

Ach, lassen Sie mich zu Athem kommen, bester Herr; so viel grausame Nachrichten auf einmal! . . Alexis! . . . ich höre nichts als Treulosigkeiten von ihm . . . . In Valence flieht er mit der Frau des Kerkermeisters: in Marseille will er mit einer andern fliehn . . . Gott! wie flatterhaft . . . wie viel neue Geliebten hinter einander! Klärchen war also nicht im

Stande dein gaukelhaftes Herz zu fesseln? ich fühl' es nur zu sehr . . Die Abwesenheit hat mein Bild aus deinem Herzen vertilgt, in welches, wie du sagtest, die Liebe es so tief geprägt hatte! . . . So sey es denn! ich entsage dir: ich will dich nicht wieder sehn: ich mag dich nicht länger lieben . . . Mein Herr, er ist in Marseille; ich gehe gerade nach Paris: achtzig Meilen liegen zwischen uns: wollte Gott die ganze Erde läge zwischen uns . . . .

„Kommen Sie, schönes Klärchen, kommen Sie zu mir . . . Ich will Sie zu einem Freund bringen, den ich habe . . . zu einem Freund, der mir seiner Tugenden und seiner Unglücksfälle wegen theuer ist. Sie sollen seine Gattinn, die reizende Arzelie kennen lernen: sie haben keine Kinder: sie sollen Sie an Kindesstatt annehmen, Sie sollen ihre Tochter werden: ja, ja, Sie sollen's seyn . . . Die Tugend findet allenthalben Freunde und Aeltern . . . "

Klärchen dankte dem Herrn du Monnai (denn man hat doch schon errathen, daß

Er es war), mit jener rührenden Anmuth, die Unschuld, Sanftmuth und Offenherzigkeit geben. Sie machte ihm nun eine ausführliche Beschreibung von ihren Schicksalen, redete von Duverly, ihrem Vater, von Dorance, machte ihm eine Schilderung von dem Häuschen, und gewann sich das vollkommne Vertrauen ihres Befreyers, der der achtenswürdigste Mann von der Welt war. Mitten unter diesen Gesprächen erreichten sie Lyon, wo sie sich ein paar Tage aufhielten, und diese schöne Stadt, die ansehnlichste im ganzen Königreich nächst Paris, besahen. Da ihnen aber auf ihrem ganzen übrigen Wege von Lyon bis Paris nichts merkwürdiges begegnete, so wollen wir sogleich mit ihnen in diese schöne Hauptstadt eintreten, und bey dem Marquis de Corsange, einem Freunde des du Monnai, absteigen, der in dem Verlauf dieser Geschichte bald eine sehr interessante Person werden wird.

Er war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, groß, wohlgebaut, liebenswürdig, hatte aber so viel Unglück erlebt, daß sein Charakter einen Anstrich von

Schwermuth bekommen hatte, den nichts zu zerstreuen fähig war.

Arzelie, Marquise de Corsange, mochte ihrem dreißigsten Jahre nahe seyn. Sie schien schön gewesen zu seyn, und ob man schon noch einige verlorne Spuren von ehemaligen Reizen entdecken konnte, so hatten doch ihre Augen so viel von ihrem Feuer verloren, ihre Wangen waren so eingefallen, ihre Züge so durch Weinen und Kummer entstellt, daß sie die Anmuth nicht mehr besaß, die beym ersten Blick einnimmt. Aber wie schön war nicht ihre Seele! wie sanft ihr Charakter! wie scharf und richtig ihr Verstand! Die Marquise hatte die äußern Reize einebüßt, aber die Reize ihres Herzens waren um desto verführerischer. Sie glich einer Blume, die der heiße Sonnenstrahl versengt hat: der leichtsinnige Schmetterling nähert sich ihr, und verläßt sie bald wieder, um eine andere aufzusuchen, deren Glanz und Duft ihn lockt: die weise Biene hingegen läßt sich von der Blässe der Blätter nicht abschrecken: sie öffnet ihren Kelch, sicher hier einen Nektar zu

finden, der köstlicher ist als der verlorne Duft, den sie entbehren kann. Ehe du Monnak Klärchen dem Marquis und der Marquise vorstellte, bat er sie, dieses liebenswürdigen Paar nicht mit ihren Schicksalen bekannt zu machen. „Sie sind selbst unglücklich genug gewesen," fuhr er fort, „Ihre Erzählung würde nur die alten Wunden ihrer Herzen von neuem aufreißen. Ueberdieß klingt die Geschichte von dem Häuschen, von Ihrem Alexis, der seine Familie nie kennen lernen, alles das klingt so sonderbar, so fabelhaft, daß sie Sie vielleicht für eine Romanenheldinn ansehen, und sich keine so ganz vortheilhafte Idee, als Sie verdienen, von Ihnen machen möchten. Klärchen, verzeihen Sie mir meine Freymüthigkeit: aber Sie haben mir ja erlaubt, im Tone des zärtlichen Vaters mit Ihnen zu sprechen. Ich will es seyn; ich bin es, und um Ihnen einen Beweis von der Freundschaft zu geben, die Sie mir eingeflößt haben, so will ich Sie meinen Freunden als eine Nichte von mir vorstellen, ja, als meine Nichte, meine Bruderstochter. Sie wissen,

daß ich schon längst Willens war, sie nach Paris kommen zu lassen, aber das wissen sie nicht, daß sie unlängst gestorben ist: Treten Sie an ihre Stelle, und seyn Sie versichert, daß Frau von Corsange Sie wie ihre eigne Tochter halten wird.“

So gern sichs Klärchen gefallen ließ in Paris zu bleiben, so konnte sie doch ihr Häuschen nicht vergessen. Oft, wenn sie an Candor dachte, gab sie sich selbst Undankbarkeit und Grausamkeit Schuld, und nahm sich vor, zu diesem Wohlthäter, der Vatersstelle bey ihr vertreten hatte, zurückzukehren. Erinnerte sie sich hingegen an die Forderung, die er an Alexis gethan, und wie er seine Rache in dem Blute des unglücklichen Duverly und seiner Tochter selbst abzukühlen suche, so empörte sich ihr Herz, sie bebte vor Unwillen, und dankte dem Himmel, daß er sie von diesem grausamen Tyrannen entfernt habe. „Indeß,“ sagte sie, „vielleicht kömmt Alexis einmal in das Häuschen zurück, und . . . . wenn er mich nicht findet . . . wenn er mich nicht findet — — aber wird er mich auch wohl suchen? Dem Treulosen wird es

nicht genügen, mich vergessen zu haben, vielleicht wird er noch Barbarey zu seiner Verrätherey hinzufügen. Gott, wenn er dem Alten wirklich das .. Haupt meines Vaters brächte . . . Gott, Gott! und ich wäre Zeuge davon, ich müßte sehen . . Nein. Ich bleibe in Paris, ich habe an meinem Befreyer einen wahren Vater gefunden: seine Freunde, denen er mich vorstellen wird, sind eben so rechtschaffene Personen, als er selbst. Warum sollte ich diese edlen Menschen verlassen? Glücklich will ich leben, auch fern von Aeltern und Verwandten. Doch, was sag' ich . . ist man nicht da, wo man sein Glück findet, im Schooß seiner Familie? "

Unter diesen vernünftigen Betrachtungen traf Klärchen mit dem edeln du Monnai in Paris ein. Der Marquis de Corsange wohnte in der Straße Vaugirard, hinter dem Luxemburg. Sie begaben sich sogleich zu ihm: der Schweizer läßt sie ein, und sie werden in einen schönen Saal geführt, wo sie beyde Gatten beschäftigt finden; sie bey der Lectüre, ihn beym Violoncell. So wie sie ihren Freund gewahr wurden, flogen

sie in seine Arme. „Bist Du's wirklich? mein bester Freund," sagte der Marquis, „bist Du's wirklich?.... welch ein Glück, daß ich Dich wiedersehe!..."

Eben so lebhaft äußerte die Marquise ihr Vergnügen über seine Erscheinung, und du Monnai nahm Klärchen bey der Hand, und stellte sie ihnen vor. „Hier sehen Sie," sagte er, „meine Nichte Klärchen, meine Bruderstochter. Sie haben sich so oft erboten, ihr in Ihrem Hause ein Plätzchen zu geben, daß ich mir die Freyheit nehme, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Hier ist sie, meine Freundinn; betrachten Sie sie. Giebt es eine einnehmendere Physionomie?"

Klärchen ward roth, und schlug ihre großen blauen Augen nieder. Die Marquise ließ sie neben sich niedersetzen: „ja, mein liebes Kind," sagte sie, „ich nehme Sie wie mein eignes Kind auf: die Nichte meines Freundes soll in uns einen Vater und Mutter wieder finden... In der That ein reizendes Kind... Sittsames Mädchen, schlagen Sie doch Ihre schönen

Augen auf . . . kommen Sie; umarmen Sie mich! . . "

Klärchen ſank in ihre Arme, und beyde Gatten überhäuften ſie mit den herzlichſten, zärtlichſten Liebkoſungen . . . Hierauf ging man zu Tiſche. Klärchen ward etwas Meiſter über ihre Furchtſamkeit; ſie ſang; die Marquiſe begleitete ſie, und der Reſt des Tages verfloß unter Geſprächen und freundſchaftlichen Herzensergießungen.

Du Monnat war blos nach Paris gekommen, um einen Prozeß zu Ende zu bringen, und ging nach Verlauf von acht Tagen nach Marſeille zurück, wo ſeine Pflicht ihn hinrief. Vor ſeiner Abreiſe empfahl er ſeine liebe Nichte ſeinen Freunden: allein ſeine Bitten waren unnöthig. Sie ſelbſt hatte ſich ſchon ſo durch ihr ſanftes Weſen und ihre Talente beliebt gemacht, daß Herr und Frau von Corſange ſie ganz als ihr eignes Kind anſahen.

Klärchen konnte nicht ohne Thränen von ihrem würdigen Freunde Abſchied nehmen, und ſo glücklich ſie auch im Hauſe des Marquis zu leben hoffte, ſo ſchien ſie

sich doch, ohne ihn, gleichsam isolirt. Sie nahm ihn also bey Seite und sagte: Sie wollen Sie uns schon verlassen, lieber Vater?

„Ich muß, liebe Nichte.“

O, mein liebster Onkel, wie werde ich Ihre Abwesenheit ertragen können?

„Suche nur stets die Freundschaft und das Vertrauen deiner großmüthigen Pflegeältern mehr zu verdienen, und so werden sie mich Dir bald vergessen machen.“

Vergessen? nein, nimmer, nimmer...

„Lebe wohl, Klärchen!“

Onkel . . .

„Nu?“

Sie gehen nach Marseille?

„(Lächelnd) Ja; hast Du etwas dahin zu bestellen?“

Nein . . gar nichts . . aber . .

„So rede nur!“

Wenn er noch dort seyn sollte, so bitte ich Sie, erwähnen Sie meiner nicht gegen ihn . .

„Gegen wen?“

Den treulosen Alexis. Wenn er erführe, wo ich mich aufhalte, so würde er an mich

ſchreiben, und ich würde ſeine Briefe . . . verbrennen —

„Ohne ſie zu leſen?“

Ohne ſie zu leſen!

„Recht gut, meine Tochter: das verſteht ſich ohnehin. Ich will ihm nicht einmal ſagen, daß ich Dich kenne.“

O, von den Wohlthaten, die Sie mir erzeigt haben, können Sie wohl mit ihm ſprechen . . .

„Wie reimſt Du das zuſammen? Er ſoll nicht erfahren, daß ich Dich kenne, und doch . . .“

Ja, immer mögen Sie ihm erzählen, wie glücklich ich jetzt bin: Sie können ihm ſagen, daß ich nicht mehr an ihn denke, und daß ich glücklich . . . . ſehr glücklich bin . . .

„Wohl: ich will's nicht vergeſſen . . Ach, meine Tochter, Du biſt noch nicht von deiner Liebe geheilt . . .“

Ich . . ich verſichere Ihnen . . .

„Nu ja, ja . . Leb wohl, Klärchen, leb wohl; ſchreibe mir, und rechne ſtets . . . ſtets auf mein Herz.“

Sie trennten sich. Klärchen konnte nicht aufhören zu weinen. Die Marquise that alles, was sie vermochte, ihren Kummer durch tausend kleine Zerstreuungen und Beschäftigungen zu verscheuchen, und es gelang ihr nach und nach.

Indeß sie in diesem Hause ein stilles und reines Glück genießt, wollen wir uns einmal nach unserm Alexis umsehen, den wir verwundet in dem Schloß einer unbekannten hülfreichen Dame verlassen haben; wir wollen uns erkundigen, ob er bald wieder hergestellt ist, und auf seinem Plan, nach Paris zu gehen, beharrt?

Neuntes Kapitel.

Abentheuer in der Einſiedeley.

Vor allen Dingen müſſen wir unſern Leſern (wenn ſie es nicht ſchon von ſelbſt errathen haben) zu wiſſen thun, wer die Schloßbeſitzerinn war, die den Namen Alexis nicht ohne Begeiſterung nennen hören konnte. Man erinnert ſich, daß Klärchen gleichfalls unter dem Namen Alexis die Baroneſſe d'Yrâce, nah' am Flecken St. Fondé, in ſich verliebt gemacht hatte. Eben vor dem Schloſſe dieſer Baroneſſe war der Kampf zwiſchen Alexis, Sciocco und den beyden Unbekannten vorgefallen, und eben dieſe alte Närrinn war es, die, wie ſie unſern jungen Helden nennen hörte, ihn für den Alexis hielt, der ihr vor einigen Tagen entronnen war.

Alexis trocknete mit dem Schnupftuch das Blut, das ihm über das Geſicht herabfloß, allein die Baroneſſe, die nicht gut ſah, blieb immer noch bey ihrem Wahn, und ließ ihm ſogleich das ſchönſte Bett im

ganzen Schloß anweisen. Julie, sagte sie zu ihrem Kammermädchen, ich kann seine Wunde nicht sehen ohne in Ohnmacht zu fallen: geh' hin, verbinde das arme Kind: morgen früh will ich ihn besuchen, und ihm selbst eine Bouillon bringen.

Das Kammermädchen, die ganz neu im Hause war, richtete den Befehl sogleich aus. Sie eilte in Alexis Zimmer, legte ihm eine Menge Umschläge auf das Gesicht, so daß ihm außer Nase, Augen und Mund nichts frey blieb.

Sciocco saß neben dem Bette seines Freundes: er machte große Augen, und wiewohl er von allem, was er sah und hörte, nichts begriff, so bewunderte er doch bey sich selbst die Ordnung der Dinge und die glückliche Prädestination. Wie sie beyde allein waren, sagte er: „Eh mio caro padrone, wollen Sie wieder behaupten, daß der Zufall uns in dieß Schloß gebracht?“

Ich weiß nicht: allein ich habe jetzt an ganz andre Dinge zu denken . .

„Und woran denn?“

Woran? Unbesonnener! Macht Dir dein Gewissen keine Vorwürfe? Der Un-

glückliche, den wir ums Leben gebracht haben . . . .

„Den wir . . . wir . . Signor, sagen Sie lieber: den ich . . . “

Leider hast Du recht . . . ja, mein häßliches Mißtrauen . . . aber wer hätte auch von einem Menschen, den man in einem Schrank versteckt findet, etwas gutes erwarten sollen?

„Er hatte seine guten Gründe dazu . . . “

Er bat mich so flehentlich . . . Gott . . Gott: ich bins, ich habe ihn gemordet . . Was kostete mich's, wenn ich ihn die Nacht im Zimmer ließ? Wir hätten gewacht, das wär' es alles gewesen . . . Ach, lieber Carlo, das ist mir ein schwerer Stein auf dem Herzen: das wird mir noch manche Stunde meines Lebens verbittern.

„Dolce, dolce Signor, seyn Sie nicht so ungerecht gegen sich selbst? Das Schicksal hat auch seinen Theil an der Sache . . “

Ja! das Schicksal . . .

„Ja, er war bestimmt so zu sterben: das war dort oben einmal fest beschlossen . . . “

Vermessener: wie, wenn ich ihn nun im Schranke gelassen hätte?

„Das konnten Sie nicht, Signor, das war Ihnen nicht möglich. Eine unsichtbare Kraft hielt Ihre sonst so großmüthige Seele zurück, und raunte Ihnen zu: wirf ihn hinaus, wirf ihn hinaus . . . . "

Ich verliere die Geduld über dein unvernünftiges Geschwätz. Deine Gründe haben keine Wirkung, als daß sie mich nur desto mehr von meiner Schuld überzeugen. Ja, je mehr Du schwatzest, desto lebhafter fühl' ichs: nichts, gar nichts hielt mich zurück . . . Doch, von dem Gespräch abzukommen, das mich traurig macht, sage mir, bey wem sind wir?

„Bey einer sehr freygebigen Person, die Ihre vertraute Freundinn ist . . . "

Meine?

„Si, Signor . . "

Ich versichere Dich, ich kenne sie ganz und gar nicht: wahrscheinlich hält mich die Dame für einen andern.

„Ey desto besser, caro mio, lasciamo farla. Der Himmel schickt uns eben zu rechter

rechter Zeit dieſe gute Seele zu. Hätten wir ihr Schloß nicht gefunden, was hätten wir, verwundet wie Sie waren, im freyen Felde anfangen wollen? Laſſen Sie uns von dem glücklichen Stern profitiren, der . . .“

Sciocco wollte fortfahren, allein ein Bedienter trat herein und meldete ihm, daß die Baroneſſe mit dem Eſſen auf ihn warte. Sciocco ließ ſichs nicht zweymal ſagen: er ging zur Alten hinunter und ſpeiſte mit dem beſten Appetit von der Welt.

Während der Mahlzeit that die Baroneſſe eine Menge Fragen an ihn, die er ſo ſchwankend als möglich beantwortete, aus Furcht, ſie aus ihrem Wahn zu reißen und fortgeſchickt zu werden.

Der arme Alexis! kennen Sie ihn ſchon lange, mein Herr?

„Non, Madama, per dio; es iſt ein ſcharmanter Cavaliere!“

O gewiß, ein liebenswürdiger junger Mann! Erſt noch vor neun bis zehn Tagen war er hier . .

„Vuol ridere la Signora . . . Wir kommen von Marseille, wo wir uns länger als vierzehn Tage aufgehalten haben . . . “

Was finden Sie für Gefallen daran, mir zu widersprechen? . . . ich kenne den kleinen Grausamen wohl. Aber sagen Sie mir, Sie sind sein Freund; und wissen Sie um seine Heimlichkeiten? was hat er seit unsrer Trennung gemacht?

„Seit . . . ihrer . . . Trennung?“

Ja, auf der Heerstraße, dort unten, eine halbe Meile von hier?

„Ma foi, Madama, das weiß ich nicht: ich kann Ihnen beschwören, ich war nicht dabey . . . “

O, ich weiß es wohl. Allein, wo kömmt er jetzt her? Wo haben Sie einander kennen lernen? Warum suchte man Händel an Ihnen? Wer sind die Leute, die Sie angriffen? —

Die Baroneſſe war unerſchöpflich in Fragen, und Sciocco, der nun klärlich ſah, daß ſein Freund mit einem andern ver-

wechſelt wurde, wußte nicht, was er antworten ſollte, ſo ſchrecklich war ihm der Gedanke, dieſe gute Herberge verlaſſen zu müſſen. Die wohlbetagte Dame, die ſehr oft den Jargon des Italieners nicht verſtand, glaubte, es ſtehe jenſeits der Hirnſchaale nicht recht richtig mit ihm: vielleicht, dachte ſie, haben ein paar Schläge über den Kopf ſeine Vernunft zerrüttet. Nach aufgehobner Tafel begab ſich Sciocco wieder in Alexis Zimmer, erzählte ihm die Unterredung, die er mit der Frau vom Hauſe gehabt, und fragte: was er dazu ſage? Alexis, von Natur ein abgeſagter Widerſacher von allem, was einem Betrug ähnlich ſah, beſchloß den andern Tag in aller Frühe ſich der Baroneſſe zu entdecken, und, wenn es nöthig wäre, lieber das Schloß zu verlaſſen, als zuzugeben, daß ſie länger in ihrem Irrthum bleibe.

So wie der Tag anbrach erſchien die Baroneſſe, die Alter und Liebe am Schlaf hinderten, vor dem Bette des Kranken, den ſie vor der Menge Umſchläge, die Julie ihm vors Geſicht gelegt hatte, nicht

erkennen konnte, setzte sich zu seinem Haupte, und redete ihn also an: „Endlich, kleiner Undankbarer, seh' ich Dich wieder einmal in meinem Schlosse . . . Freylich sollte ich nach deinem unverantwortlichen Betragen gegen mich nicht den geringsten Antheil an Dir nehmen, aber . . . meine Nachsicht . . . meine Schwäche . . . . Du kennst mich . . . Du weißt, was für ein fühlbares Herz in diesem Busen schlägt . . "

Gnädige Frau, die großmüthige Aufnahme, die Sie mir erweisen, beweist mir's zur Gnüge: allein, erlauben Sie mir, daß ich Sie aus einem Irrthum reiße: ich bin nicht . . .

„Still, still: sey nur ruhig. Wozu diese Blödigkeit, diese veränderte Stimme? Wirklich ich kenne Dich nicht mehr . . . "

Das glaub' ich wohl, gnädige Frau, denn ich habe niemals die Ehre gehabt, Ihnen bekannt zu seyn . . .

„Seh, Du verfällst Dich, Du denkst mich zu hintergehen . . . Nicht wahr,

kleiner grausamer Engel? Es ist Dir nicht recht, daß Dich das Schicksal wieder zur meinen Füßen gebracht hat ..... Du möchtest . . . aber die List ist zu plump . . . ich hab' Dich wieder, kleiner Bösewicht, und nie, nein nie sollst Du wieder aus diesem Schlosse kommen. Ergieb Dich drein: Du mußt dein Lebelang hier bey mir bleiben . . . "

Alexis, der, wie man denken kann, über diese Drohung nicht wenig erschrack, wollte ihr eben antworten, als man der Baronesse meldete, daß sie jemand zu sprechen verlange. Es war einer ihrer Pachter, der mit ihr abrechnen wollte, und der den ganzen Tag da blieb, so daß es ihr unmöglich war, ihren geliebten Kranken wieder zu besuchen. Sciocco hatte in der Weile alle seine Beredtsamkeit aufgeboten, seinem Freunde zu beweisen, daß er es als ein Glück betrachten müsse, daß man ihn für einen andern halte. Alexis aber ließ sich durch seine Gründe nicht überzeugen, im Gegentheil sein mißtrauischer Charakter ließ ihn aus den Reden der

Baroneſſe auf irgend eine geheime Abſicht ſchließen, die ihn beunruhigte. Er bildete ſich ein, man habe wer weiß was Arges mit ihm vor. Zuverläßig, ſagte er zu Carlo, ſind wir in ein Räuberneſt gekommen. Was will man von mir? Was bedeutet die Drohung der Frau, mich nicht wieder von hier weg zu laſſen? Nein, nein: ich will gewiß wieder fort, heut noch, dieſe Nacht noch . . .

„Bedenken Sie nur, padrone mio . . . “

Ja wohl bedenk' ichs. Bemerkſt Du nicht, daß dieſe vorgebliche Baroneſſe und alle Bedienten im Hauſe etwas wildes, etwas ſonderbares in ihren Mienen haben?

„Ich finde, daß ſie ſo ausſehen, wie alle Leute.“

Wie alle Leute: o! ſieh ſie nur genau an, Sciocco! Ich verſichere Dich, ich werde nicht ruhig hier . . .

„Da kommen einmal wieder Ihre Vorurtheile, Ihre Furcht, Ihr Argwohn zum Vorschein.“

Ich bitte Dich, was könnten ehrliche Leute für Ursache haben, mich wider meinen Willen hier zurückzuhalten?

„Wenn es einmal in die Reihe der Dinge gehört — “

Sciocco, ich habe traurige Ahndungen. Komm, laß uns versuchen, uns zu retten.

„Aber Ihre Wunde?“

Hat nichts zu bedeuten! Sieh selbst..

Mit diesen Worten riß sich Aleris die Umschläge ab, stand auf, nahm Sciocco bey der Hand, und beyde schlichen sich in den Garten, eilten schnell hindurch, fanden die kleine Thüre in der Wohnung des Gärtners, die aufs freye Feld führte, offen, und suchten nun mit der größten Anstrengung ihr Heil in der Flucht, so dunkel es auch schon worden war, und so wenig man vor sich sehen konnte.

Sie wußten schlechterdings nicht, wie sie gehen müßten, um auf den rechten Weg zu kommen: sie verirrten sich immer mehr auf gekrümmten, steinigen Wegen, die bald mit Weinstöcken besetzt waren, bald sich zwischen Dornhecken und Scheunen verloren. Der Mond stand nicht am Himmel, dagegen umzog sich der Horizont mit dunkeln Wolken, die den armen Wanderern einen schrecklichen Sturm verkündigten, dem sie, da sie mitten im freyen Felde waren, nicht entgehen konnten.

Schon fing es gegen Morgen an immer heftiger zu blitzen, bald auch zu donnern. Erst fielen einzelne Tropfen, aber nicht lange währte es, so ergoß sich der Regen in Strömen. Alexis und Sciocco gingen scharf zu, so sehr auch die tiefe Stille, die Nacht, die schreckliche Naturszene ihre Herzen mit Schrecken füllte, und ihnen eine unbesiegbare Bangigkeit einflößte. Umsonst versuchten sie ihren Weg fortzusetzen: eine außerordentliche Schwäche hatte ihre Nerven abgespannt, die Knie bogen sich unter ihnen, sie konnten

kaum athmen, noch ſich auf den Füßen halten.

„Da ſehn Sie nun, imprudente Cavaliere,“ ſagte Scipeco, „da haben wirs nun: was ſollen wir nun anfangen?“

Was willſt Du, antwortete Alexis, um ihn zu tröſten, war dieß nicht auch in der Reihe der Dinge?

„Sie haben Recht, aber wir konnten es vermeiden, wenn wir in dem Hauſe blieben, wo wirs ſo gut hatten . . “

Nu, das freut mich doch, daß Du endlich meiner Meinung beytrittſt.

„Nein, wahrlich nicht: ich bleibe meinem Syſtem treu bis in den Tod. Es giebt gewiſſe Vorfälle, denen wir nicht entgehen können, wir mögen es auch anfangen wie wir wollen: dagegen giebt es auch andere, die wir uns gleichſam durch unſre Unvorſichtigkeit auf den Hals zu ziehen ſcheinen, und die ohne gewiſſe freye Handlungen unſrer Seits nicht zur Wirklichkeit hätten kommen können. Der

Sturm zum Beyspiel, der jezt mit so vieler Wuth über uns ausbricht . . . hätten wir ihn nicht dort unten bey der Frau Baronesse in unsern Betten ganz ruhig abtoben lassen können? Nicht?“

Ja zanke nur noch, ich rathe Dirs! Was kümmert Dich die Gefahr? Theil' ich sie nicht mit Dir . . .

„Veramente, das verringert freylich die meinige sehr . . . Ah maestro mio! welch ein Donnerschlag! ah dio . . dio . . wir armen . . . armen Leute!!“

Sciocco ward durch das immer zunehmende Ungewitter so erschreckt, daß er bitterlich zu weinen anfing. Vergebens bemühte sich Alexis ihn zu trösten. Der Italiener hörte nicht auf zu schluchzen: er schwur, diese Stunde sey die letzte seines Lebens, gewiß seyen sie bestimmt, vom Donner gerührt zu werden. „Ach,“ rief er, „wodurch hab ich's verdient, durch Feuer vom Himmel umzukommen? . . . Santa Maria, ascolta la mia confessione! ich habe die Signora Mazarelli entführt,

aber in der guten Absicht, ihr einen rechtschaffenen Cavalier zu verschaffen . . . non ho peccato contra la legge! . . Daß ich mit meiner Börse in Paris Undankbare gemacht: war das eine Sünde? nein: non ho peccato contra la legge! . . . Daß ich unter Spitzbuben gelebt? Kann man dieß in irgend einer großen Stadt vermeiden? Non ho peccato . . aber, daß ich mio caro, mio tenero, mio troppo dolce, maestro geschlagen, ausgeprügelt? O Si, ja, das ist eine Sünde: ho peccato, molto peccato contra la legge, la venerabile legge . . . . "

Indeß der Italiener in seinem Gebet die feurigsten Gelübde an alle Heiligen des Paradieses that, ward der Regen immer stärker, und nöthigte den Aleris, einen Schutzort zu suchen. Er glaubte in einiger Entfernung einen schwachen Schein von Licht zu bemerken. Komm, Sciocco, sagte er zum Virtuosen, indem er ihn bey der Hand faßte; ich bemerke, daß wir uns einem Schirmdach, einem erwünschten Schutz gegen das Ungewitter nähern . . .

Sie eilten beyde dem Ort zu, aus dem sie das Licht herschimmern sahen, und entdeckten endlich ein Gemäuer mit einem kleinen Glockenthurm. Die Thüre steht offen, aber niemand läßt sich sehen. Unsre beyden Reisenden treten in diese Art von Einsiedeley, und da sie sich vergebens nach einer lebendigen Seele umsehen, die sie anreden könnten, so entschließen sie sich zu rufen. Niemand antwortet..... Gleichwohl scheint die Einsiedeley bewohnt: von der Decke herab hängt eine brennende Lampe: hier und da stehen ein paar schlechte Möbeln. Aleris glaubt an der Mauer einige Inschriften zu bemerken. Er nähert sich, und man denke, wie überrascht er ward, als er seinen Namen unzählichemal in die Wand gegraben sah. Der Name Aleris war auf hunderterley Art zwischen Kränzen und Blumengeflechten zu lesen. Vorzüglich aber fielen ihm folgende Zeilen auf:

Hat deiner Feinde Mordſtahl dich gefunden?
Biſt du ſo früh des Lebens Luſt entbunden,
O mein Alexis? ſage mir!..
Nein!.. hätte dich der Tod der Welt entnommen,
Du wärſt im Traum zu deinem Freund gekommen;
Er wäre jetzt bey dir!

Solcher Verſe ſtanden noch mehr auf der Mauer. Nichts war in der heiligen Siedeley zu entdecken, das nicht ſeinen Namen an ſich getragen hätte. Mein Gott, dachte er, wer mag nur hier wohnen?.. Vergebens ſucht, ruft Alexis nach dem Eigner der Hütte; niemand erſcheint. Der Donner, die Blitze, der Regen, Scioccos Angſt, alles vermehrt ſeine Unruhe. Er ſetzt ſich erſchöpft auf einen Stein nieder, und da alles, was er ſieht, ihn an ſeine Unfälle erinnert, ſo überläßt er ſich ſeiner Verzweiflung, und gönnt ſeinen Thränen freyen Lauf. Auch der Italiener weint, und ſo ſind unſre beyden Reiſenden dem bitterſten Schmerz überlaſſen, mitten in einer ſchrecklichen Nacht unter einem fürchterlichen Sturm, blos von einer abgelegenen Hütte beſchirmt,

in der alles, was sie sehen, alte Herzenswunden aufreißt ....

In dem folgenden letzten Buche dieser Geschichte werden wir sehen, wie es weiter mit ihnen ging, wer ihnen auffließ, und wie sich dieß sonderbare Abentheuer endigte.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Sciocco will Einſiedler werden.

Warum legte der Himmel, da er uns Geiſt und Verſtand gab, ihnen zugleich ſo viel Feſſeln an, die ſie hindern, ihre volle Wirkſamkeit zu äußern? — Mancher hat Witz ohne Beurtheilungskraft, mancher andere nur zu viel Vorſicht und Scharfſinn. Der eine faßt ſchnell und leicht, iſt aber eines anhaltenden Nachdenkens unfähig; ein anderer iſt ſchwach, furchtſam, leichtgläubig, läßt man ihm aber Zeit zur Ueberlegung, ſo fällt er die richtigſten Urtheile und faßt die muthigſten Entſchlüſſe. Wie mannichfaltig ſind nicht die Modificationen des menſchlichen Geiſtes! Vorurtheile machen ihn hartnäckig und kurzſichtig, Eitelkeit macht ihn lächerlich, Furchtſamkeit erſtickt ſeine thätigen

Kräfte, mit Einem Wort, er ist allen Launen der Leidenschaften unterworfen, die die Herzen der Menschen beherrschen. Alexis und Sciocco zum Beyspiel fehlt es gewiß nicht an Kopf, und wie verschieden ist gleichwohl ihre Art zu sehen! Der eine glaubt weder an Güte noch Offenheit, und es fehlt ihm nicht an Gründen, die seine Meinung unterstützen: der andere ist allzu argwohnlos, zu freymüthig, läßt sich zu sehr durch falsche Maximen und irrige Systeme leiten, gleichwohl haben auch seine Grundsätze manches für sich. Alles, was dem einen begegnet, bestärkt ihn in seinen Ideen; alles, was der andere erfährt, scheint ihm ein Beweis für die Richtigkeit seines Systems. Beyde räsonniren nicht übel, und gleichwohl irren sich beyde.

Wie schwach ist der Mensch, und wunderbar! wie stark in seiner Schwäche . . . Logik, Moral, Metaphysik, alle diese sogenannten höhern Wissenschaften sind oft eben so viel treulose Führer, die ihn nur desto tiefer in sophistische Labyrinthe verwickeln. Wer am besten beweist, sieht nicht immer

am richtigsten: Geist und Beredtsamkeit sind das einzige, was ihm vor den andern Menschen einen Vorzug giebt. Er besitzt die Kunst, seine Behauptungen in ihrer ganzen Stärke zu zeigen, und andere zu bewegen, ihnen ihren Beyfall zu geben; allein sind sie deshalb wahr und richtig? Ich berufe mich nur auf das Beyspiel jener beyden Philosophen, die wechselsweise Enthaltsamkeit und Wohlleben anprieſen. Da jeder seinen bestimmten Tag hatte, an dem er seine Moral zum Besten gab, so fastete das Volk allemal an dem Tage, an welchem es den ersten hörte, und überließ sich den größten Ausschweifungen, wenn es den Lehrstuhl des Epikuräers verließ.

So hat jeder seinen eignen Verstand, seine Meinungen, seine Art die Dinge zu betrachten. Die beste ist ohnstreitig diejenige, die sich der Billigkeit und der Vernunft am meisten nähert. Derjenige, der sich für das Naturgesetz enthusiastirt, ist ein Mann von Geist, dem es aber an gemeinem Menschenverstand fehlt: derjenige hingegen, der das bürgerliche Gesetz

achtet und befolgt, ist ein Philosoph voll gesunder Vernunft und richtiger Beurtheilungskraft. Gleichwohl haben beyde Recht; woher dieser Unterschied? — —

Indeß hatte Alexis schon viel von seinem Mißtrauen und seinem argwöhnischen Wesen verlogen. Er war gezwungen unter den Menschen zu leben, und was noch schlimmer war, abhängig von ihnen zu leben, und so gingen ihm nach und nach die Augen auf. Er sah ein, daß er sich die meisten Unfälle, die ihn nach seinem Austritt aus der Einsamkeit im Walde betroffen, selbst zugezogen habe. Das Abentheuer vor Sophiens Hause, das im Gasthof von Vienne, das einem Menschen das Leben kostete, und vielleicht auch das mit der Baronesse, die er allzuhastig verlassen, hatten ihm Erfahrung und den Vorsatz gegeben, künftig anders zu handeln. Daß der Receveur von Marseille, dem er so viel Schlimmes zugetraut, der rechtschaffenste und großmüthigste Mann von der Welt sey, davon hatte er Beweise, die unumstößlich waren. Sophie, die er einfältiger Weise für eine Tugendheldinn

gehalten, war eine Verräthérinn. Der Unbekannte im Gasthof war kein Dieb, kein Mörder, und doch hatte er ihn unglücklich gemacht, ihn seinem Henker überliefert ... Ueber nichts machte sich der edeldenkende Alexis mehr Vorwürfe, als hierüber. Wie geneigt war er jetzt, jedermann zu Willen zu seyn, von jedem das Beste zu denken! Vielleicht ist nur zu fürchten, daß diese Vorfälle einen allzustarken Eindruck auf ihn gemacht haben. Oft ist ein mißtrauischer Charakter, wenn ihn zu auffallende Beyspiele belehren, wenn er zu starke Stöße erhalten hat, in Leichtgläubigkeit und Unvorsichtigkeit verfallen. Die Extremen sind nicht so weit aus einander, als man glaubt.

Doch wir wollen diese Betrachtungen nicht weiter verfolgen, da sie der Leser von selbst angestellt haben muß, wenn er den Helden der Geschichte in seinen Abentheuern und Verirrungen aufmerksam begleitet hat. Sieht er ungern Fehler an ihm (Fehler, die er größtentheils der Art verdankt, wie er erzogen worden), so müssen wir ihn bitten, sich noch etwas zu

gedulden. Bald wird seine natürliche Offenheit, Herzlichkeit und sein heller reiner Verstand den Sieg davon tragen, vorher aber muß er noch einige gute Lehren bekommen.

Wir verließen ihn mit seinem Freunde Carlo mitten in einer stürmischen Nacht, im Schutz einer entlegenen Einsiedeley, die verlassen zu seyn schien, in der aber zahllose Inschriften deutlich genug bewiesen, daß der Einsiedler Alexis kannte.

Noch immer wollte der Besitzer derselben nicht erscheinen. Hat er seine Einsamkeit verlassen? Ist er gestorben, oder hält er sich in einem Keller, in einem unterirdischen Gewölbe verborgen? Alexis und Sciocco stellen allenthalben die genauesten Nachsuchungen an, allein sie finden nichts. Wie kam es indeß, daß die Thüre offenstand? Warum ist die Hütte erleuchtet? wer hat die Lampe angezündet? Sie verlieren sich in Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten. Doch, denken sie endlich, wir sind ja im Besitz der Hütte, wir können hier den Sturm vorübergehen lassen, die Nacht hier zubringen, und länger,

wenn es uns beliebt ... Sciocco thut seinem Freunde den Vorschlag, sich auf eine Bank zu legen und zu schlafen. Alexis findet ihn sehr vernünftig, und sie führen ihn auf der Stelle aus: kaum aber sind sie eingeschlafen, als ein schrecklicher Donnerschlag sie wieder auf die Füße bringt. Der arme Sciocco glaubt, die schwache Hütte sey ganz zusammengestürzt. Alexis beruhigt ihn. Der Italiener fängt an zu beten, allein der philosophischere Alexis schläft vor Ermüdung bald wieder ein, und genießt einen süßen und erquickenden Schlummer.

Mit der Morgenröthe verschwanden die Sturmwolken vom Horizont, und kaum war an die Stelle der Dunkelheit eine matte Dämmerung getreten, als Alexis erwachte, die Augen aufschlug, und nicht wenig überrascht war, als er eine Art von Mönch in einem langen Kleid mit einer Kapuze neben sich erblickte. Schon glaubte er, es sey der Eigner der Hütte, der heilige Mann, schon wollte er den Mund aufthun, ihn um Verzeihung zu bitten ... allein plötzlich brach er in ein herzliches

Gelächter aus, als er unter dieser Verkleidung seinen Freund Sciocco erkannte. Lieber Himmel, rief er, was ficht Dich an, Freund Carlo? Welch eine wunderbare Metamorphose! . .

„O Signor dilettissimo, spotten Sie nicht; ich bitte. Lachen Sie nicht über den frommen Vorsatz, den ich gefaßt habe, folgen Sie lieber meinem Beyspiele . . "

Deinem Beyspiele? . .

„Ja, der Himmel hat mein verstocktes Herz gerührt. Er hat mich zum Einsiedler bestimmt; ich fühle den himmlischen Beruf . . . "

Wie in aller Welt ist das zugegangen?

„Diese Nacht, nach dem schrecklichen Donnerschlag, hatte ich mich vor das Bild unsers heiligen Erlösers niedergeworfen. Sie waren wieder eingeschlummert. Der Ort, die tiefe Stille, alles stimmte mich zur Andacht und hieß mich in das Innerste meines Selbst blicken. Plötzlich empfand ich heilige Regungen und noch ungefühlte Gefühle . . . . divino Gieſù, rief ich aus, wie glücklich ist derjenige, der deinen hei-

ligen Vorschriften folgt, und seine Tage deiner Anbetung, dem Umgang mit dir weiht. Wie neidenswerth dünkt mich das Loos des heiligen Mannes, der dir hier diente, und den du wahrscheinlich zu dir genommen hast! Wie ruhig mußte er in dieser Freystatt, entfernt von dem Getümmel und den Sorgen der Welt, leben! . . ich wollte fortfahren, aber eine leise Stimme flüsterte mir zu: „warum wählst du dir nicht diese Wohnung? warum bleibst du nicht hier? . . . Meine Augen wenden sich um, und was erblicke ich in einem Winkel? Was ich hier an mir habe, mio caro, ein langes Kleid, ein paar Sohlen, einen Strick, eine Kapuze, kurz eine ganze Eremitentracht. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, da wir vorher alle Winkel der Hütte auf das genaueste durchsucht, und nicht das mindeste von alle dem gesehen hatten . . . Ich ward daher sogleich überzeugt, daß dieser Habit expreß für mich vom Himmel gefallen, ich zog ihn an, brachte die Nacht in Betrachtungen über diesen sonderbaren Vorfall zu . . . Sie erwachen, und finden nicht mehr Ihren

Freund Scirocco, sondern den ehrwürdigen Pater Santo — Carlo.“

Aleris konnte sich an der komischen Figur nicht satt sehen und erstickte fast für Lachen. Der heilige Vater Carlo ärgerte sich darob ein wenig. „No bisogna ridere, Signor,“ sagte er mit einer gravitätischen Miene: „was ich Ihnen sage ist keineswegs Scherz oder Kurzweil, es ist un miracolo, si, un miracolo evidente .... Wenn Ihnen nur auch ein solcher Rock zugeschickt würde: das sollte Ihnen bald den Mund stopfen.“

Richtig, richtig, mein Freund. Doch nein, aus Mitleid will ich Dich aus deinem Irrthum reißen. Diese Kleider, in die Du dich gehüllt hast, sind nicht vom Himmel gefallen, wie Du glaubst. Erinnerst Du dich nicht, daß wir gestern, wie wir nach dem Herrn des Hüttchens suchten, dieß Klotz, diese Bänke und dieß Geräth in jene Ecke schoben? Ich bemerkte wohl etwas Schwarzes, aber ich hielt es nicht der Mühe werth, es näher zu untersuchen. Du gabst mir den Rath, ein bischen auszuruhn, wir holten also die Bänke aus der

Ecke, und ſo kamen ganz natürlich dieſe Kleidungsſtücke, die Du für ein wunderbares Geſchenk des Himmels hältſt, wieder zum Vorſchein.

„Ja, ja, Sie haben gut ſchwatzen: aber ich verſichere Ihnen, ich war in dem Augenblick ganz munter und wach....“

Nu, und was iſt dein Plan?

„Mein Plan, padrone mio, errathen Sie ihn nicht? Ich denke den Reſt meiner Tage in dieſer heiligen Siedeley zu verleben, meine Sünden auszubüßen, und endlich im Geruch der Heiligkeit zu ſterben..“

Du verläßt mich alſo, Du trennſt dich von deinem lieben Freund Alexis?

„No certamente, dilettiſſimo mio! Nein, Sie folgen mir nach, Sie ziehen auch eine ſchwarze Jacke an.“

Nein, daß das nicht geſchieht, ſchwör' ich Dir: ich habe keinen Kitzel...

„Aber, überlegen Sie doch? ohne Vermögen, ohne Ausſicht, von der ganzen Welt getäuſcht, verrathen, was können Sie beſſers thun?“

Du haſt Recht, aber —

„Nu, wenn denn alle Menſchen ſo ſind, wie Sie glauben, falſch, boshaft, hinterliſtig, ſo muß man ſie fliehen . . .“

Deine Gründe laſſen ſich hören: wie aber? wenn die Schuld doch an mir gelegen hätte, wenn ich . . .

„Zweytens; Sie denken nach Paris: in welcher Hoffnung?“

Kannſt Dir fragen? Einen Vater hoff' ich wieder zu finden, einen Vater, den ich trotz ſeiner Härte und Ungerechtigkeit wieder zu ſehn brenne . . .

„Sie werden ihn nie wieder finden . .“

Wer hat Dir's geſagt?

„Der Himmel!“

Der Himmel hat Dir's geſagt?

„Ja, denn er will, daß wir Einſiedler werden ſollen. Iſt dieß nicht ein hinlänglich deutlicher Wink, daß unſere Nachforſchungen fruchtlos ſeyn werden?“

Geh, Du ſchwazſt über den Berg. Wenn gleich der Himmel unſer Schickſal im Ganzen beſtimmt, ſo läßt er uns doch Freyheit nach unſern Neigungen zu handeln.

„Sie glauben? . . “

Daß wir uns ſelbſt unſer Schickſal machen, und daß wir, wenn wir unglücklich ſind, es oft durch unſre Schuld ſind . . .

„Dieſe Grundſätze habe ich Sie ja nie äußern hören.“

Auch ſpreche ich gewiſſermaßen gegen meinen Willen ſo: allein alles nöthigt mich, ſo zu denken . . .

„Ich verſtehe Sie nicht . . . “

Eben der Schritt, den wir jetzt gethan haben, iſt er nicht eine Thorheit, eine ausgemachte Thorheit? . . . Warum entliefen wir wie Diebe aus einem Schloß, in dem wir ſo gut gepflegt und gewartet wurden? Es iſt wahr, die Reden der alten gnädigen Mama klangen ſo ſonderbar, ſo verdächtig — allein was hatten wir am Ende wohl zu fürchten? Was konnten die Leute mit uns vornehmen? Uns berauben? Das hätte der geſchickteſte Spitzbube wohl bleiben laſſen ſollen! Wie abgeſchmackt, wie kindiſch war meine Furcht!

„Keinesweges, Signor. Alles das mußte so kommen, um mich in diese heilige Einsamkeit zu führen, wohin mein Gott mich rief . . “

Ich bitte Dich, Sciocco, mach deinen Thorheiten ein Ende. Doch, wenn Du bleiben willst, so bleibe. Ich für mein Theil, ich ziehe weiter, und wenn ich ihn, meinen Vater, nicht finde, und meine Freundinn nicht, dann — —

„Aber überlegen Sie nur, Signor, wie glücklich wir hier leben können . . . “

Glücklich! . . . fern von meinem Vater, meinem geliebten Klärchen . . .

„Da haben wirs! Wie kommen Sie auf einmal wieder auf Klärchen?“

Habe ich sie je nur Einen Augenblick vergessen? Ich weiß nicht, Sciocco, ich weiß nicht, ob ich sie je wieder sehen werde, aber noch lebt diese Hoffnung in mir, die mich begeistert, und mir Muth giebt, den größten Gefahren zu trotzen. Lieber Sciocco, laß uns allen Uebeln kühn die Stirn bieten, um dieß Glück zu verdienen . . .

„Bieten Sie die Stirn, so viel es Ihnen beliebt, Signor inamorato! mir, der ich dieß Klärchen nicht kenne, iſt es ſehr gleichgültig, wie nah oder wie fern ſie iſt . . . “

So, Carlo, ſo wenig Antheil nimmſt Du an mir?

„An Ihnen: o molto, molto, carissimo! Aber an Leuten, die ich nicht kenne! . . “

So bleiben Sie denn, mein Herr, bleiben Sie. Künftig will ich mich mehr auf einen Freund verlaſſen . .

„Ah, per Santo Dominico, verlaſſen Sie mich nicht: bleiben Sie! “

Laſſen Sie mich, Scieco, laſſen Sie mich . . .

„Ecome! voſtro povero ſervo, voſtro povero Carlo! Sie können ihn verlaſſen, ſich von ihm trennen? “

Biſt Du klug? Du willſt ja . . .

„Ich? o nein! nein! niemals . . . Gleich will ich den Rock abwerfen, der mich einen Augenblick getäuſcht hat. Ich, ich ſollte von meinem liebſten, beſten Freund

ſcheiden? divina Maria, wie konnten Sie das glauben?“

Alexis hatte Mitleid mit der Schwäche ſeines Freundes. Sein Kopf hatte wirklich etwas gelitten, aber ſein Herz war vortrefflich. Die Szene, die er ſpielte, hatte unſern jungen Helden anfangs amüſirt, am Ende aber war er verdrüßlich worden. Sciocco fühlte ſein Unrecht, warf ohne Verzug den Einſiedlerrock ab, und zog ſeine gewöhnlichen Kleider mit größerm Vergnügen wieder an, als er ſie abgelegt hatte.

Indeß war die Morgenröthe dem Vater des Lichts gewichen. Die Luft, die der Nachtſturm erfriſcht hatte, wehte ſie erquickend an, und ſchien der ganzen ermatteten Natur neues Leben eingeflößt zu haben. Es war heller Tag, und der ehrwürdige Bruder Einſiedler zeigte ſich noch nicht. Alexis und ſein Begleiter beſchloſſen, ihren Weg fortzuſetzen, ob ſie gleich nicht wußten, wo ſie waren .... Sie traten aus der Hütte, und wurden nicht wenig überraſcht, als ſie vor ihren Augen eine ſchöne und prächtige Stadt liegen ſahen, die

die kaum eine Meile entfernt zu seyn schien ... Die Nacht, der Sturm und Regen hatten sie verhindert, sie zu sehen. Hoffnung und Freude keimten nun wieder in ihren Herzen auf: sie sahen einen gebahnten Weg vor sich, sie folgten ihm und begegneten im Felde einem guten Landmann, der hinter dem Pflug herwarderte. Sie erkundigen sich nach dem Namen der schönen Stadt, deren Anblick ihnen so viel Vergnügen macht.

„Es ist Lyon," antwortet der Mann.

Wie? Lyon! Wir wären so nahe bey Lyon?

„Daran ist kein Zweifel: Sie gehn grade drauf los."

Mein Freund, wißt Ihr nicht, wem die Einsiedeley gehört, aus der wir kommen. Sie liegt dort rechter Hand?

„Wem? Ihnen, meine Herren, wenn Sie wollen?"

Wie so?

„Allerdings. Der Eremit, der da wohnte, hat sich gestern aus dem Staube gemacht ..."

Wer war er denn?

„Ein Narr, der zwanzigmal wär' eingesperrt worden, wenn ihn unser Erzbischof nicht beschützt hätte.“

Hat er sich lange da aufgehalten?

„Was wollt' er! Es ist nicht viel über ein Jahr, daß er herkam.“

Ein Jahr? Sein Name?

„Pater . . . Pater . . . mein Treu, ich kann den Herrn den Namen nicht sagen, ich hab'n rein vergessen: aber halt! wenn Sie nach Lyon kommen, so fragen Sie nur im Gasthof zum großen Dauphin zu: da kam er viel hin.“

Wo liegt dieser Gasthof?

„Gleich neben dem Platz Belle-Cour: man wird Sie schon zurecht weisen . . . Ach, da Sie doch einmal in die Stadt gehn, wollten mir die Herrn nicht die Gefälligkeit erzeigen und den Brief da (er zog einen Brief aus der Tasche) an meinen Neffen bestellen, der Oberküper im Gasthof zum großen Dauphin ist. Ich hätt' auch meine Frau h'nein schicken können; aber, verstehen die Herren, sie hat viel im Hause zu thun, und den Herrn kann's keine große Beschwer seyn.“

Nur her damit, amico, wir wollen ihn richtig bestellen.

„Da erzeigt mir der Herr einen großen Dienst: aber ich bitte, stellen Sie ihm das Briefchen selbst zu, in eigne Hände. Sein Name steht da außen. Lesen Sie: Jean Picot. Der wird Ihnen so viel von dem Heremiten erzählen, als Sie wissen wollen: er bracht' ihm fast täglich eine Suppe heraus."

Gut, gut, wir wollen ihn fragen, wenn wir ihm den Brief zustellen. Adieu, alter Vater. — —

Die heitre Miene und Freymüthigkeit des Bauers hatten Alexis sehr amüsirt. Sciocco nahm den Brief zu sich. Sie erreichten Lyon, fragten den Gasthof zum großen Dauphin aus, und traten hinein. Bald wird sich hier ein sonderbarer Vorfall ereignen, und Alexis eine, für ihn und sein geliebtes Klärchen sehr merkwürdige Person antreffen.

Zweytes Kapitel.

Jean Picots fünf und zwanzig Louisd'or.

Das erste, was sie thaten, als sie in den Gasthof kamen, war, daß sie nach Jean Picot fragten. Jean Picot erschien, Sciocco stellte ihm den Brief seines Onkels zu, und Alexis, der den Einsiedler nicht vergessen konnte, erkundigte sich bey ihm nach demselben. „Ja, mein Herr,“ antwortete Jean Picot, „ein poßirlicher Kauz war dieser Pater Hilarius. Sie erinnern mich wieder an ihn: es thut mir recht leid, daß er nichts mehr von sich sehen läßt . . .“

Ich bitte, sagte Alexis, erzählen Sie mir doch einige nähere Umstände von diesem Mann . .

„Können Sie glauben, daß dieser Pater Hilarius, der sich ohngefähr vor einem Jahre auf erhaltene Erlaubniß des Erzbischofs in der Klause, die Sie gesehen haben, niederließ, diese Zeit über nichts

gethan hat, als daß er das Schicksal eines gewissen Alexis beweinte, der ihm sehr nah zu gehen schien. Ich hab' ihn oft von ihm sprechen hören, denn unser Herr, der sehr mildthätig ist, schickte ihm alle Tage eine Suppe, und die trug ich gewöhnlich hin. Alexis, sagte er oft, Alexis: du verdammst mich gewiß, und doch bin ich unschuldig ... Wenn du unglücklich bist, so bin ichs auch, und vielleicht mehr als du .... Was mochtest du nur von meinem Betragen gegen dich denken? .. armes liebes Kind! wie lieb er mich hatte, wie er mich achtete! ... Es ahndet mir, ich werde dich nie wieder sehen, ich werde fern von dir sterben. Gott! wie soll ich dieß Elend, diese Quaal ertragen? ... So klagte Pater Hilarius unaufhörlich. Vor einiger Zeit kehrte dieser Alexis, der ihm so am Herzen hing, mit einem Fremden, der wohl sein Vater seyn mochte, in unserm Gasthof ein. Anfangs, da ich seinen Namen nicht wußte, hatte ich keine Acht auf ihn. Der junge Mensch und sein Freund blieben ohngefähr acht Tage hier. Ich führte sie, wie sie es verlangten, allent-

halben herum. Ich zeigte ihnen den erzbischöflichen Pallaſt, unſre drey Akademien, die ſchöne Uhr auf der Cathedralkirche, die Kirche des heil. Niſier, das Jeſuiterkollegium, ihre ſchöne Bibliothek, das Rathhaus, die öffentlichen Plätze, kurz alles, was in unſrer Stadt merkwürdiges zu ſehen iſt. Erſt vorgeſtern, im Augenblick ihrer Abreiſe, hörte ich, daß der alte Mann den jungen Menſchen Alexis nannte ... Der Name fiel mir auf. Alexis, dachte ich, Alexis! Lieber Himmel, ſollte das etwa der junge unglückliche Menſch ſeyn, deſſen trauriges Schickſal unſer Pater Hilarius täglich beweint? ... Ich eilte ſogleich zum Pater Hilarius und erzählte ihm, was ich gehört hatte. Er iſts, rief er, er iſts! er geht nach Paris! ... ich folge ihm, ich ſuche ihn auf ... o unerwartetes Glück ... theuerſter Alexis ... So kann ich hoffen, dich wieder zu umarmen.

Pater Hilarius beſchwor mich, ihm ſo ſchnell als möglich andere Kleider zu bringen. Ich holte ihm einen Rock von mir, er warf ſeine Kutte in eine Ecke, zog ſich

eilig an, dankte mir, und nahm Abſchied von ſeiner Klauſe. Geliebte Hütte, ſagte er, Boden, den ich ſo oft mit meinen Thränen benetzt, ihr Mauern, die ihr ſo oft den Namen meines Freundes hörtet, und ſo oft meinen Augen zeigtet, lebt wohl. Ich verlaſſe dich, heilige Einſamkeit, wo ich fern von der Welt, fern von denen lebte, die mir ſo viel Böſes gethan. Bleibe immer für den verirrten und müden Wanderer offen, nimm ihn auf, er finde unter deinem Dach Schutz gegen Sturm oder Hitze. Dieſe Inſchriften mögen ihm ſagen, daß ein Unglücklicher dich bewohnte, und dieſer Tempel, der troſtloſen Freundſchaft errichtet, lehre ſein gerührtes Herz, wie ſüß und wie gefährlich es iſt, mit einer gefühlvollen Seele geboren zu werden!

So ſprach er, und zündete ſeine Lampe zum letztenmale an. Er wünſchte, daß ſie ſeine kleine Siedeley noch eine Nacht erleuchten möge. Wie ſüß, ſagte er, wird mir auf meinem Weg der Gedanke ſeyn, daß ſie vielleicht noch irgend einem Wanderer nützlich werden kann! ...

Sie sehen, mein Herr, daß der Kopf des guten Pater Hilarius etwas gelitten hatte, übrigens war es ein braver Mann, der mich sehr liebte. Wie oft sagte er zu mir: „Jüngling, du tröstest die Betrübten: du wirst glücklich werden, mein Freund, du wirst glücklich werden!“ — Kurz, um Ihre Neugierde vollkommen zu befriedigen, muß ich Ihnen sagen, daß Pater Hilarius, in einem schlichten Aufzuge, so wie Sie mich hier sehen, gestern vier Uhr Nachmittags von hier abgegangen ist. Da es ihm an Geld fehlte, mit der Post zu fahren, so geht er ganz demüthig zu Fuße, bittet mitleidige Seelen um eine kleine Unterstützung, und denkt sich so nach Paris zu bringen, wo er den Alexis, der ihm so sehr am Herzen liegt, aufsuchen will. Hier, meine Herren, ist das, was Sie zu wissen verlangten: mehr kann ich Ihnen nicht sagen, denn das ist alles, was ich weiß. Uebrigens ist es mir ganz unbekannt, in welchen Verhältnissen dieser Einsiedler ehedem mit seinem Alexis gestanden, aber den letztern finde ich sehr, sehr liebenswürdig . . . “

Dieſe Erzählung des ehrlichen Picot ſetzte Klärchens Liebhaber in kein geringes Erſtaunen. ... Wer muß nur, dachte er, dieſer zweyte Alexis ſeyn, der wie ich durch die Welt zieht, und immer auch da geweſen iſt, wo ich hinkomme? Denn gewiß iſt es derſelbe, der auch im Schloß der alten Baroneſſe war. Sie hielt mich für ihn. Hat man je ein ähnliches Abentheuer erlebt? . . . Dieſes zweyte Ich, iſt alſo eben ſo unglücklich? . . . Iſt dieſer Name das Sinnbild des Unglücks? ... Pater Hilarius! . . . Ich habe nie ein Wort von einem Pater Hilarius gehört ... Und doch paſſen alle ſeine Reden vollkommen auf meine Lage . . . Sollt' es mein Vater ſeyn? oder vielleicht — — mein armer Freund Dumont? . . Dumont? er iſts! ja, er iſts! Dumont iſts! „Alexis, du verdammſt mich gewiß! — armes liebes Kind, wie er mich lieb hatte!“ Dumont iſts, nur er konnte . . . Aber der zweyte Alexis, den man ihm beſchrieb, dem er nacheilt ... Mein Kopf ſchwindelt vor allen dieſen Wahrſcheinlichkeiten . . .

grausames Räthsel, wenn werde ich deine Auflösung bekommen? . . .

Alexis und Sciocco gingen in das Zimmer, das man für sie zurecht gemacht hatte. Neben ihnen wohnte ein Greis mit einer höchst ehrwürdigen Miene, er geht vorbey und grüßt seine neue Nachbarn. Er hört den Namen Alexis nennen, und nähert sich unbemerkt, etwas von ihrer Unterhaltung zu vernehmen. Man sieht an seinem Gesicht, wie seine Theilnahme immer höher steigt, er tritt endlich in das Zimmer unsrer Freunde und redet sie an: „Entschuldigen Sie, meine Herren, die Neugierde eines alten Mannes. Ich hörte Sie verschiedene male den Namen Alexis aussprechen . . . Sollten Sie vielleicht den jungen Menschen kennen, der erst vor einigen Tagen hier gewesen ist?“

Wenn Sie erlauben, mein Herr, kennen Sie ihn?

„Nein, und das bringt mich zur Verzweiflung. Hören Sie meine Geschichte. Ich wohne nunmehr drey Wochen in diesem Gasthof und denke bald weiter zu gehn. Der junge Mann, von dem die

Rede iſt, wohnte in Ihrem Zimmer mit einem andern Fremden, einem Mann in die Jahre. Ich ſah dieſen liebenswürdigen Alexis, und ſein Anblick erregte ein ſonderbares Gefühl in mir, das ich mir ſchlechterdings nicht erklären kann . . . Seine Züge erinnerten mich an ein Frauenzimmer, das ich einſt zärtlich liebte: es war mir, als ſäh ich ſie vor mir. Dieſelben Augen, derſelbe Mund, derſelbe Ton der Stimme, kurz ihr lebendiges Ebenbild. Sie können denken, welchen Eindruck eine ſo auffallende Aehnlichkeit auf mich machte. Ich ſuchte zwanzigmal Gelegenheit, mit ihm ins Geſpräch zu kommen, aber nie wollte ſich's fügen. Er iſt wieder abgereiſt, ohne daß ich auch nur Eine Frage an ihn thun konnte . . So eben ſprächen Sie von ihm, und ich konnte meiner Neugier nicht widerſtehen . . Allein verzeihen Sie, meine Herren, ich fühle meine Zudringlichkeit und entferne mich."

Nein, mein Herr, ſagte Alexis, und hielt den Alten zurück, nein, bleiben Sie, ich bitte Sie . . . Ich bin nicht weniger neugierig als Sie, dieſen jungen Mann

kennen zu lernen. Denn ich muß Ihnen sagen, daß er meinen Namen führt, und daß man mich schon einige male mit ihm verwechselt hat.

„Wie es scheint, meine Herren, so wissen Sie eben nicht mehr von ihm als ich. Wer er auch seyn mag, so viel ist gewiß, es ist ein höchst interessantes Wesen . . . Ach! solltest du es seyn, die ich so feurig, so unendlich liebte? Solltest du unter der Gestalt eines Engels auf die Erde zurückgekommen seyn, durch deinen Anblick die Menschen von neuem zu beseeligen? . . Gott! wie wunderbar ward mir beym Anblick dieses Alexis zu Muthe, wie wunderbar!“

Es ist wohl unnöthig, den Leser zu erinnern, daß es Klärchen war, die während ihres Aufenthalts in Lyon mit dem Receveur unter dem Namen Alexis diese Gährung in dem Kopfe des Alten, Picots und des Einsiedlers erregt hatte. Ich halte mich also nicht länger bey diesem Punkte auf.

Alexis, Scirocco und der Alte unterhielten sich noch eine Weile zusammen,

ſodann entfernte ſich der letztere, und da der Italiener herunter gegangen war, etwas zu beſtellen, ſo blieb Alexis allein. Eine Minute drauf, wie er ſich ſchon in ſeine Gedanken vertieft hatte, glaubte er Szioccos Stimme zu hören, der in einem nahen Corridor mit Jean Picot ziemlich heftig ſprach.

„Wie,“ ſagte Jean Picot, „iſt Ihr Herr ſo reich, daß er fünf und zwanzig Louisd'or nicht ſollte brauchen können?“

Im Gegentheil, Signor generoſo, eben jetzt würden ihm fünf und zwanzig Louisd'or ſehr zu ſtatten kommen. Allein wir denken morgen hier ein öffentliches Concert zu geben, das uns hoffentlich mehr als fünf und zwanzig Louisd'or einbringen ſoll.

„Wenn ſich nun aber ein Weg zeigt, auf der Stelle und ohne alle Mühe ſo viel zu bekommen?“

Richtig, wenn mein Herr wollte; aber ich kenne ihn ... dieſe Art von Erwerb würde ihn kränken, er wird ſich nie dazu entſchließen u. ſ. w.

Hier fingen die beyden Unterredner an leise zu sprechen, so daß Alexis das Ende ihrer Unterhaltung nicht vernehmen konnte; aber auch das wenige, was er vernommen hatte, machte ihn schon unruhig . . . Was sind das für fünf und zwanzig Louisd'or, die dem Sciocco angeboten werden? Wenn er weiß, daß es mich kränken würde, wie kann er sich bedenken? Und Jean Picot bietet ihm das Geld an? Wie käme der Mensch zu einer solchen Summe? Sollte er vielleicht einen Auftrag . . . .

Schon war seine Phantasie in voller Thätigkeit, schon stiegen tausend argwöhnische, wiewohl sämtlich grundlose Gedanken in ihm auf, als Sciocco herein trat, und seinen Grübeleyen ein Ende machte. Der Italiener kam ihm gezwungen, verlegen vor . . . er wagte es nicht, Alexis frey anzusehen, der ihn scharf beobachtete, gleichfalls ohne ein Wort zu sprechen. Der gute Sciocco wollte reden, aber die Stimme versagte ihm. Indeß Alexis so die Stube auf- und abging, ergriff

Sciocco den Augenblick, in dem er ihm den Rücken zukehrte, zog etwas aus seiner Tasche, und steckte es sorgfältig in den Mantelsack, in dem sich seine wenigen Habseligkeiten befanden. Er ging drauf hinaus, fest überzeugt, daß er nicht beobachtet worden, aber Alexis hatte alles gesehn. Ein Spiegel im Zimmer hing so, daß er ihm alles zeigte, was Sciocco that. Er sah, wie er ängstlich ein kleines Päkchen verbarg. Alexis wollte seinen Freund nicht gern in Verlegenheit setzen, drum fragte er ihn nicht, wie er aber hinaus gegangen war, suchte er in dem Mantelsack, der kein Schloß hatte, nach ... Vielleicht läßt sich dieser Schritt nicht vertheidigen, allein Alexis war nun einmal mißtrauisch und argwöhnisch. Sciocco hatte bisher kein Geheimniß für ihn gehabt, und nun auf einmal fing er an, mit einer Verstellung zu Werke zu gehen, die ihm das schlimmste fürchten ließ .. Kurz Alexis suchte nach, und fand bald das Päkchen mit den fünf und zwanzig Louisd'or, von denen er hatte sprechen hören .... Man denke sich sein Erstaunen!

Kaum hatte er das geheimnißvolle Röllchen wieder an seinen Platz gelegt, als der kleine Alte, sein Nachbar, ganz außer Athem hereintrat. „Ach! mein Herr! mein Nachbar!“

Was haben Sie, mein Herr!

„Man hat mich bestohlen . . . “

Bestohlen?

„Ja; ich hatte meine Thüre offen gelassen: man hat sich hineingeschlichen, und mir funfzig Louisd'or entwendet . . “

O Himmel!

Alexis sank ohne Besonnenheit hin . . . Der Alte suchte ihn zu halten, und rief nach Hülfe. Niemand kömmt. Endlich gelang es ihm, den Unglücklichen wieder zu sich selbst zu bringen, der nunmehr ganz überzeugt war, daß Jean Picot und der Italiener den Streich in Compagnie ausgeführt hätten. Er war in der schrecklichsten Verlegenheit, und wußte nicht, was er thun und sagen sollte. Indeß, dachte er, ich bin ja allein mit dem Fremden, er scheint ein vernünftiger, rechtschaffener Mann zu seyn, am besten ist's, ich entdecke ihm selbst nnd . . . so warf er sich

dem

dem Fremden zu Füßen. Mein Herr, ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, mein Herr, machen Sie ihn nicht unglücklich ... Er iſt's! Gott, ſoll ichs ſagen? .. Hier ſind ſchon wieder fünf und zwanzig Louisd'or, das iſt ſein Theil ... machen Sie ihn nicht unglücklich .... "

Der Fremde konnte ſich die Verwirrung nicht erklären, in welcher er Alexis ſah. Die erſten Worte löſ'ten ihm das Räthſel .. ſo glaubte er wenigſtens ... „Wie? unglücklicher Jüngling," ſagte er, „ſo wär' es möglich, Sie ſelbſt wären im Stande?"

Ich? ich? Gott... nein! der andre, der Italiener, den ich ...

„Aber Sie wußten drum? ..."

Mein Herr, ſchonen Sie mich ... ich bin ſo ſchon unglücklich genug ... ich bin unſchuldig, ich ſchwör' es Ihnen bey meiner Ehre ...

Der Alte, zwiſchen Mitleid und Abſcheu getheilt, wußte nicht, was er bey dieſem ſonderbaren Auftritt ſagen und denken ſollte ... Die Schuld ſchien ſo klar, das Verbrechen ſo erwieſen, und doch kam

ihm Alexis von der andern Seite so interessant vor, er glaubte auf seinem Gesichte so deutlich die Züge der Offenheit und Rechtschaffenheit zu lesen. Er sieht ihm scharf ins Auge, nimmt die fünf und zwanzig Louisd'or, die Alexis ihm mit zitternder Hand darreicht, und ist eben im Begriff zu fragen: wer der andere sey, der den Rest der Summe habe? als Sciocco, der sich von alle dem nichts träumen ließ, sehr lustig und guter Dinge hereintrat ....

Komm her, Elender, sagte Alexis mit schwacher Stimme, komm herein, schließ die Thüre ab, komm her und gestehe deine schändliche, deine höchst niederträchtige That ...

„Was für eine That? ...“

Und du fragst noch, Schurke, rief der Alte, und faßte ihn beym Kragen ... Gesteh auf der Stelle den Namen deines Diebsgehülfen, oder Du bist ein Kind des Todes ...

„Perdio Signori, ich begreife nicht, was Sie von mir haben wollen?“

Er ſtellt ſich, als wüßt' er nichts, der ſchändliche Spitzbube . . wart', ich . . .

„Spitzbube! ich! ich bin kein Spitzbube . . "

Er läugnet noch, und . . die fünf und zwanzig Louisd'or?

„Gehören mir . . . "

Dir?

„Ohne Zweifel. Jean Picot hat mir ſie gegeben."

So? alſo der hat das ſaubre Stückchen gemacht . . .

„Von was für einem Stückchen ſchwatzen Sie hier? Ich ſage Ihnen, daß Jean Picot eine große Summe in der Lotterie gewonnen, und mir von dieſem Gelde fünf und zwanzig Louisd'or zum Geſchenk gemacht hat . . . "

Sehr wahrſcheinlich, fiel der Alte ein, in der Lotterie gewonnen . . . zum Geſchenk gemacht . . Doch, das muß ſich wohl ausweiſen.

Der Alte entfernte ſich. Umſonſt ſuchten ihn Alexis und Scipcco zurückzuhalten . . . Sie waren nun allein, und Alexis, der in die tiefſte Betrübniß verſetzt

war, überhäufte den unschuldigen Italiener mit Vorwürfen. Er warf sich ihm zu Füßen, und schwor ihm bey allen Heiligen, daß er nicht strafbar sey . . . . Beyde waren noch in dieser schrecklichen Ungewißheit, als ein großes Lärm, das auf der Gasse entstand, sie vollends außer Fassung brachte . . . . Man schrie: „halt! halt! ein Spitzbube! ein Dieb!“ Der Pöbel lief zusammen . . . der Dieb ward ergriffen, in das Wirthshaus zurückgebracht, und da fand sichs, daß es ein Bursche war, der schon mehr ähnliche Diebstähle begangen, und den man auch schon im größten Verdacht gehabt hatte . . . . Kurz, unter andern gestand der Gauner auch, daß er heut einem Herrn auf Nr. 12. funfzig Louisd'or gestohlen habe. Er gab sie zurück, und man brachte sie dem Alten, der voll Erstaunen und Beschämung über die Beleidigung, die er seinen Nachbarn angethan, sogleich zu ihnen eilte, und mit dem ehrlichen Jean Picot, den er sehr hart angelassen hatte, an der Hand hereintrat. Hier umarmen sich alle, bitten sich tausendmal um Verzeihung, und man ersucht

den braven Picot, den ganzen Handel, der in Alexis Augen noch ein Räthsel war, zu erklären. Er that es in folgenden Worten:

„Sie wissen, daß Herr Sciocco mir diesen Morgen einen Brief von meinem Onkel aus einem nahen Dorfe mitbrachte. Hier ist er! Hören Sie, und sagen Sie dann selbst.

„Lieber Hans!

„Neuigkeiten in unserm Dorf giebt „es nicht, als daß Du zweytausend „vierhundert Livres in der Lotterie ge„wonnen hast. Ich schicke Dir das „Billet, das Du, wie Du weißt, „gestern hier gelassen hast. Da ist es. „Laß Dir das Geld auf dem Haupt„komtor gleich auszahlen, und vergiß „nicht, was Du für ein Versprechen „thatst, da Du die Nummern nahmst. „Du sagtest: wenn ich gewinne, so „will ich den vierten Theil vom Ge„winnst dem ersten bedürftigen Reisen„den geben, der bey uns einkehrt. „Da hast Du nun gewonnen, lieber

„Hans, und nun mußt Du auch dein
„Wort halten. Denn Du hast dein
„Versprechen vor Gottes Angesicht ge-
„than, und der gute Gott straft den,
„der sein Wort bricht. Ich umarme
„Dich von ganzem Herzen, deine Base
„Marthe auch, und ich bin dein

Joachim Picot.

Es war nicht nöthig, daß mein Onkel mich an mein gethanes Versprechen erinnerte. Ich ließ mir die Summe auszahlen, und warf gleich meine Augen auf Sie, meine lieben Herren. Ich nahm Herrn Sciocco bey Seite, und bot ihm die fünf und zwanzig Louisd'or, als den vierten Theil des Gewinnstes an. Er machte anfangs viel Schwierigkeiten, und versicherte mir, sein Herr werde sich, so nöthig ers brauche, auf keine Weise bereden lassen, es anzunehmen. Nu, sagte ich, so sagen Sie's ihm nicht jetzt gleich, und heben Sie das Geld als einen Nothpfennig auf. Das ließ er sich gefallen, und machte mir das Vergnügen die Summe anzunehmen. Dieß, meine Herren,

ist die buchstäbliche Wahrheit, aber ich muß Ihnen gestehen, daß es mich sehr schmerzt, daß ich mich gegen einen solchen Verdacht habe rechtfertigen müssen, und daß ich den Schimpf, den ich heut erlitten, Zeitlebens nicht verwinden werde. Wenn mein guter Alter das wüßte ... er führe vor Schmerz in die Grube.“

So sprach der rechtschaffene, ehrliche Jean Picot, und der Italiener, der sich nicht weniger gekränkt fühlte, konnte gar nicht begreifen, wie ihm sein Herr eine solche Niederträchtigkeit hätte zutrauen können ... Er machte ihm Vorwürfe darüber, ohne Bitterkeit, doch in einem Ton, der zeigte, wie schmerzhaft ihm ein solcher Verdacht sey .... Alexis war so beschämt und bestürzt, daß er es nicht wagte ihn anzusehen, geschweige ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

Der Alte war unermüdlich in Entschuldigungen. Seine Uebereilung gut zu machen, bot er den beleidigten Personen seine Börse an, die sie aber großmüthig ausschlugen. Picot besonders vergoß die

bitterſten Thränen, die einen ſolchen Eindruck auf den Fremden machten, daß er ihn mit dem gerührteſten Ton ſo anredete: „Braver, junger Menſch, ich fühle, Du kannſt mir nicht verzeihen: ach, laß mir Zeit, Dir meine Reue zu bezeigen. Komm mit mir; ſey mein Freund, ſey mein Vertrauter, und verlaß Dich darauf, daß ich für dein Glück ſorgen werde .... So antworte mir doch. Willſt Du mir dienen? willſt Du mit mir leben? ... Ich biete Dir keinen Lohn an: mein Herz und die Billigkeit ſoll deinen Gehalt beſtimmen .... Auch Sie, meine Herren, lade ich ein, zu mir zu kommen. Ich bin reich, ſehr reich. Wir wollen uns nie trennen: wir wollen wie Brüder zuſammen leben ... Seyn Sie der Troſt meiner alten Tage, und laſſen Sie mich in Ihrem Umgang die Verirrungen und die Unfälle meiner Jugendjahre vergeſſen.“

Alexis, Sciocco und Picot antworteten nicht .... Allein der Fremde, deſſen Phyſionomie etwas ſo einnehmendes, ehrwürdiges hatte, drang mit einem ſolchen

Ernſt und einer ſo guten Art in ſie, daß ſie ſeinem großmüthigen Vorſatz nicht länger widerſtreben konnten. Wir wollen dieſe vier Reiſenden begleiten, und bald werden wir den theilnehmenden Alten, der unſern beyden Freunden ſo viel Freundſchaft und Uneigennützigkeit zeigte, näher kennen lernen.

Drittes Kapitel.

Sie begegnen dem Einsiedler. Er erzählt seine Begebenheiten.

Unsere vier Freunde schworen sich zu, mit einander zu leben und zu sterben, und beschlossen gleich den folgenden Morgen die Reise nach Paris anzutreten. Jean Picot, den das Verfahren des Alten bis zu Thränen rührte, eilte, seinen Onkel Joachim noch einmal zu sehen. Der Fremde ging auf sein Zimmer, seinen Koffer zu besorgen, und Alexis, der nun mit Sciocco allein war, befand sich in nicht geringer Verlegenheit gegen ihn. Zum Glück war durch die Klugheit des Alten von dem Auftritt zwischen ihnen nichts weiter im Hause bekannt worden, allein Alexis war sich doch bewußt, daß er seinen treuen Sciocco in Verdacht gehabt, ja ihm selbst den Diebstahl Schuld gegeben hatte . . . Es ist wahr, aller mögliche Schein war gegen den Italiener; Alexis hatte bey seinem furchtsamen und argwöhnischen Charakter

nicht gleich gewußt, wie er ſich in einem ſo kitzlichen Handel benehmen ſolle, und im Fall, daß Sciocco wirklich ſchuldig geweſen, ſo war ſein Benehmen das beſte, ſich in den Augen eines edlen Mannes, wie der Fremde zu ſeyn ſchien, aus allem Verdacht zu bringen. Aber ſo war es nicht, Sciocco war unſchuldig, Alexis war zu raſch, zu mißtrauiſch geweſen. Er fühlte es, er ſchämte ſich, und wagte kaum die Augen vor ſeinem Freunde aufzuſchlagen ... Wie wenig kannte er den guten Sciocco! Der brave Carlo fiel ſeinem caro maeſtro zuerſt an den Hals, und bat ihn, ſeinen kleinen Fehler, den er nicht Herr geweſen wäre zu vermeiden, auf ewig zu vergeſſen. Es hätte nun einmal ſo ſeyn ſollen. „Si, mio fedele e coſtante padrone,“ fuhr er fort, „die Sache mußte ausdrücklich ſo gehen, um Sie von meiner Freundſchaft und Ehrlichkeit zu überzeugen. O, cho ringrazio la divina providenza! che la ringrazio!“

Dieſer Zug von Gutmüthigkeit ließ dem Alexis ſein Unrecht nur deſto tiefer fühlen. Je mehr jener alles auf das

Schicksal schob, desto mehr war Alexis geneigt, sich alle Schuld allein aufzubürden. Eine Folge des ewigen Streites menschlicher Grundsätze: jeder Fehler wird durch den entgegengesetzten aufgehoben, und Mißtrauen und Furchtsamkeit verschwinden vor dem Zutrauen und dem edlen Muth, der vor keiner Gefahr zurückbebt.

Doch wir wollen die Zeit nicht mit Betrachtungen verlieren. Alexis erröthete, und that bey sich selbst einen heiligen Schwur, künftig vorsichtiger zu werden, und seinen Argwohn mehr zu bezähmen. Jetzt laßt uns sehn, was ihnen weiter begegnete.

Den folgenden Morgen versammelte man sich auf dem Zimmer des Alten. Die Rechnung ward abgethan, die vier Reisenden setzen sich in eine Postkutsche und fahren fort.

Der Postillon fährt wacker zu, und hält erst gegen Abend vor einem berüchtigten Gasthof der kleinen Stadt Rouanne-sur-Loire. Ihre Absicht war nicht, hier zu übernachten, sie wollten blos einige

Lebensmittel einkaufen. Alexis steigt mit Picot aus, sich ein wenig zu ergehen. Ein Geräusch, das sie in der Thüre des Gasthofs hören, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie nähern sich, und sehen, was es giebt. Die Leute im Gasthof werfen unbarmherziger Weise einen armen Reisenden heraus, der weiter nichts begehrt hatte, als die Nacht im Stall zubringen zu dürfen. Nein, schrieen die hartherzigen Buben, nein, wir wollen kein Bettlergesindel beherbergen, wir sind schon oft bestohlen worden u. s. w. Alexis blutete das Herz, er that die dringendsten Vorstellungen . . . Allein er hat nicht Zeit auszureden. Der Bettler sieht ihn scharf an, erkennt ihn, und fliegt ihm in die Arme: „Er ists, es ist mein Alexis!“

Jean Picot sieht ihn genauer an: Ey, sind Sie's, Pater Hilarius!

Hilarius?

„Nein, nein, nicht Hilarius! Aber Du bists, mein Alexis! Kennst Du deinen alten Freund, deinen treuen Dumont nicht mehr?“

Dumont! Sie?

„Er ſelbſt!“

Gott! welch ein glücklicher Zufall! Endlich hat der Himmel mein Gebet erhört.

Dumont und Alexis liegen einander in den Armen. Alexis hatte die Verrätherey ſeines alten Lehrers nicht vergeſſen, aber in dieſem Augenblick ſieht er nichts in ihm als ſeinen Freund.

Der Alte und Scioccy waren indeß auch ausgeſtiegen. Picot zeigte ihnen dieſe rührende Szene. Alle fünfe treten nun in ein Zimmer, beſtellen ſich eine gute Mahlzeit, und beſchäftigen ſich nur mit dem Glück ihrer Vereinigung.

Dumont und ſein Zögling waren beyde äußerſt neugierig, zu erfahren, was Ihnen in der Zeit ihrer Trennung begegnet; allein der Alte nöthigte ſie zu eſſen, und die Erzählung ihrer Begebenheiten, die er nicht minder ſehnlich wünſchte, bis zum Nachtiſch zu verſparen.

Es ward aufgetragen, alle aßen mit dem beſten Appetit, und nun begann Dumont, dem man die Ungeduld auf dem Geſichte las, den Verdacht, der auf ihm

ruhte, von ſich abzuwälzen, ſeine Erzählung folgendergeſtalt:

„Lieber Alexis, Sie erinnern ſich ohne Zweifel nur zu gut des ſchrecklichen Auftritts, den uns Ihr Vater im Gaſthof zu Valence gab. Bey ſeinen Drohungen, ſeinem Fluch verloren Sie die Beſinnung, und fanden, als man Sie wieder zu ſich brachte, niemand mehr um ſich. Hören Sie denn, und laſſen Sie ſich die unerhörteſte Begebenheit erzählen, die ſich nur denken läßt. Hören Sie mich, Alexis, und Sie werden mich freyſprechen.

Sie lagen beſinnungslos auf der Erde, ich wollte Ihnen zu Hülfe eilen, als Ihr Vater mich mit einem grimmigen Ton anredete: Sie tadeln mich, Herr Dumont? Folgen Sie mir einen Augenblick, folgen Sie mir, und Sie werden in meinem Wagen Jemand finden, der Ihnen alles Unheil ſchildern will, das dieſer unglückliche Knabe angeſtiftet hat . . Aber, mein Herr, wie kann ich ihn in dem Zuſtand verlaſſen? . . . Man wird ihm zu Hülfe kommen; folgen Sie mir, ich beſchwöre Sie . .

Er wendete ſich drauf zu dem Wirth: Herr, ſagte er, verlaſſen Sie ihn nicht! Und nun kommen Sie, Herr Dumont: nur zwey Schritte! . . . Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen, oder bey Ihnen bleiben ſollte. Endlich (wer hätte ſich auch einen ſolchen Grad von Grauſamkeit denken ſollen) folgte ich ihm zitternd, doch mit dem feſten Vorſatz, entweder mit ihm oder allein zurückzukehren. Er führte mich an eine Poſtchaiſe, die ohngefähr einen Büchſenſchuß weit vom Hauſe ſtand. Ein Frauenzimmer ſaß drinn, ein betagtes Frauenzimmer, von einer nicht ſehr einnehmenden Phyſionomie. Kommen Sie herein, mein Herr, ſagte ſie, kommen Sie herein: nur auf Einen Augenblick! Ich will Ihnen ſagen . . .

Sie ſagte noch manches, das aber keinen Eindruck auf mich machte. Die Lage, in der ich Sie verlaſſen, machte mich ſo unruhig, ich ahndete ſo wenig Gutes von dem, was man mit mir vorhabe, daß ich im Begriff war in das Wirthshaus zurückzugehen: aber man ließ mir nicht Zeit. Ihr Vater ſtieg ein, faßte

mich bey der Hand, drey ſtarke Lakayen hoben mich in den Wagen, ſchloſſen ihn zu, und der Poſtillon jagte im vollen Gallop davon.

Ich geſtehe, dieſe unerwartete Gewaltthätigkeit hatte mich ſo betäubt, daß ich nicht die Kräfte hatte zu ſchreyen. Meine erſte Empfindung war Unwille und Abſcheu. Ich ſah Ihren Vater an, und ſagte mit bitterm Lächeln: grauſamer Mann, das iſt alſo die elende Abſicht, die Sie auf mich hatten! . . . Sie rauben mich dem unglücklichen Alexis . . . Sie bringen ihn um . .

Beruhigen Sie ſich, Herr Dumont! Ach, wenn Sie wüßten . . .

Ich weiß genug: ich kenne Ihr Felſenherz, unnatürlicher Vater: ich weiß, was Sie wünſchen . . Seyn Sie . . . Auch das wollen Sie mir wehren, daß ich meinem Schmerz Luft mache! . . . Aber, was wollen Sie von mir? Wer giebt Ihnen das Recht, ſo mit mir umzugehen? Haben Sie über meine Perſon zu gebieten? War es Ihnen nicht genug, Ihre Wuth an Ihrem Sohn auszulaſſen?

Sein Sohn, fiel mir die Dame ein; er ist nicht sein Sohn!

O, ich glaub' es gern, daß Sie nicht seine Mutter sind, Madam: wohl aber seine unversöhnliche Feindinn ... Ich? die Feindinn dieses Kindes, das ich gar nicht kenne? Wenn er meinem Rath gefolgt wäre, so hätt' er ihn mit sich genommen, ich hätte ihn erziehen wollen; ich ... Ich warf einen grimmigen Blick auf die Dame und wendete mich an Ihren Vater. Ich beschwor ihn, mit thränenden Augen, mich wieder zu Ihnen zurückzuschicken: ich schilderte ihm Ihre Lage, Ihren Schmerz, und es gelang mir, ihn ein wenig zu erweichen. Herr Dumont, was Sie von mir verlangen ... kann ich Ihnen nicht gewähren .... man hat uns zusammen im königlichen Garten gesehn, man kennt Sie, man stellt Ihnen nach, Ihr Leben ist bey ihm nicht sicher ... Mir gleich viel ... Auch sein Leben ist weniger in Gefahr, wenn er allein, als mit Ihnen ist ... Sie können nicht wissen ... Dieß Kind ist die Fackel der Zwietracht, die die Götter in ihrem Zorn

über seine unglückliche Familie geschickt haben . . . Vergessen Sie ihn, Herr Dumont, und lassen Sie ihn, so wie wir, fern von den Personen, denen sein Daseyn zur Quaal ist, seine Laufbahn gehn. Es war noch ein Rest von Mitleid für ihn, daß ich ihn warnen ließ, aus Paris zu weichen. Ohne diese Vorsicht wärt Ihr beyde verloren gewesen. Er lebt; genug! überlassen wir ihn seinem Schicksale! . . Aber, mein Herr, so vertrauen Sie mir doch . . . . Mein Geheimniß? Das ist unmöglich, Herr Dumont. Niemand wird es erfahren, und bald wird es das Grab nebst mir verschlingen . . . . In der That ein entsetzliches Geheimniß! . . . Ein undurchdringliches, mein guter Herr . . . Doch, lassen Sie uns nicht in diesem Ton sprechen. Hören Sie mich, mein Freund, ich schätze Sie, ja noch mehr, ich liebe Sie. Vielleicht verdanken Sie mir in diesem Augenblick noch etwas mehr als das Leben . . . ja, mein Herr, mehr als das Leben! Hätte ich nicht diesen Weg ergriffen, Sie vor der Schlinge, die man Ihnen gelegt, zu bewahren, ihr hättet

Euch beyde darin verwickelt ... Er iſt alſo in Gefahr ... Das nicht. Man hat nur Sie erkannt, und alſo nur Ihnen nachſtellen können ... Mir? aber mein Gott, wer ſind denn dieſe Barbaren, die einen ganz Unſchuldigen ... Ach ich kann, ich darf ſie nicht nennen, und das iſt eben meine Marter! ..

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles erzählen ſollte, was wir ſprachen. Ihr Vater ſagte mir noch mancherley, eins immer dunkler und ſchrecklicher als das andere. Die halben Confidencen, die er mir machte, das Helldunkel, das ſeine Aeußerungen begleitete, hielt meine Aufmerkſamkeit ſtets geſpannt, und ſo bemerkte ich nicht, daß der Wagen immer wie ein Pfeil flog, ja daß ſelbſt die Nacht ſchon hereinbrach ... Wir waren eben zu einem kleinen Dörfchen herausgefahren, als eine unbekannte Stimme zu einem von den Leuten hinten auf der Kutſche ſagte: „He, Friedrich, biſt du's ...“ Ja wohl bin ichs, antwortete der Bediente ... Sie ſinds, ſagte die Stimme zu den Reitern, die wir jetzt an dem Wagen erblickten.

Sogleich sprangen sie von den Pferden, bemächtigten sich der Schläge, öffneten sie, und einer sagte mit ziemlich rauhem Tone zu Ihrem Vater: Nu, Marquis, hast du das geliebte Kind .. her mit ihm, oder du bist des Todes ... Ach, Bruder, rief die Dame, ich bitte dich, halt ein ... Du hier, meine Schwester! ... Elender, versetzte Ihr Vater wüthend, halt, wart', ich komme: bade dich in meinem Blute, oder ich stoße dir den ...

Ihr Vater, ich, die Dame, unsere Leute, wir waren alle aus und von dem Wagen gestiegen, und hatten mit den Unbekannten, deren gleichfalls vier bis fünf waren, einen blutigen Kampf begonnen, von dem ich aber den Ausgang nicht sehen konnte. Ich bekam einen Hieb über die Hirnschale, und lag in meinem Blut ohnmächtig auf der Erde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach muß ich lange gelegen haben, denn als ich wieder zu mir selbst kam, war es ganz finster. Ich fand weder Ihren Vater, noch die Dame, aber an deren Statt sechs bis acht schlecht gekleidete Personen, die mich auf

ein paar Bretter legten, und so wegtrugen. Sie erzählten mir im Gehn, ich wäre eine halbe Stunde von Lyon. Der Erzbischof, der eben vorbey fuhr, hörte mein klägliches Wimmern. Er schickte einen von seinen Leuten, der sich nach der Ursache erkundigen mußte, und da er hörte, daß man einen verwundeten Menschen nach der Stadt trage, weil er nicht anders fortzubringen sey, so schickte er, als er wieder nach Hause kam, sogleich einen Arzt, der mich in das erzbischöfliche Krankenhaus schaffen ließ. Der Prälat selbst besuchte mich, und verlangte zu wissen, auf welche Art ich so zugerichtet worden wäre. Ich dankte ihm für seine Güte, und machte eine Nothlüge, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, ihm die wahre Veranlassung meiner Wunde zu sagen.

Wahrscheinlich ist dieser plötzliche Ueberfall der Unbekannten, und ihr Kampf mit Ihrem Vater, auch für Sie, mein bester Alexis, ein Räthsel. Wenigstens war es, und ist es für mich noch ein Räthsel. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Ihre Feinde, sie setzten Ihrem Vater nach,

weil ſie Sie in der Peſtchaiſe zu finden hofften, und einer von ihnen war der Bruder der Dame, die uns begleitete. Wenn ich in der Folge über die geheimnißvollen Reden Ihres Vaters nachdachte, wenn ich mich an das erinnerte, was er von der Schlinge ſagte, die man uns im Gaſthof von Valence gelegt, und der er uns entriſſen, ſo ward es mir ganz klar, daß dieſe Böſewichter wirklich die wären, von denen wir allein und alles zu fürchten haben. Ueberdieß mußte mich der, der mir die Wunde beybrachte, kennen: denn ſo viel ich mich beſinnen kann, ſagte er zu mir, als er mir den Hieb über den Kopf gab: Wo iſt dein Zögling: ſprich! . . Ich fiel, und ſie ließen mich liegen, weil ſie mich wahrſcheinlich für todt hielten. Auch den jungen Mann, dem wir im königlichen Garten begegneten, glaube ich ganz deutlich unter ihnen bemerkt zu haben. Eben der, der uns ſo lang und ſo aufmerkſam betrachtete, und dann zu ſeinem Vater ſagte: „Vater, da iſt er! ja, er iſts u. ſ. w.“ Erinnern Sie ſich noch

Alexis? ... Gott! ... Ja er war's, er war's zuverläßig.

In dem Krankenhaus des Erzbischofs genoß ich übrigens der besten Pflege von der Welt. Der Prälat hatte die Güte, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, und meinen Wärtern die größte Sorgfalt anzubefehlen.

Wie ich wieder hergestellt war, mußte ich auf Befehl des Arztes in der Nähe der Stadt, die in einer höchst reizenden Gegend liegt, kleine Spatziergänge versuchen. Eines Tages stieß ich unterwegs auf eine kleine verfallene Kapelle, die einen sonderbaren Eindruck auf mich machte ... Ein Bauer, der auf einem nahen Acker arbeitete, erzählte mir, dieß Gemäuer habe einst einem heiligen Eremiten zum Aufenthalt gedient. Sogleich stieg der Gedanke in mir auf, mich hier niederzulassen. Ich hatte alle Hoffnung verloren, Sie je wieder zu sehen, denn während meiner Krankheit hatte einer meiner Wärter, der, wie ich zufälliger Weise erfuhr, ein Verwandter des Wirths in Valence war, auf meine Bitte an ihn geschrieben, und sich

nach Ihnen erkundigt. Die Antwort lautete: „Sie hätten gleich am Tage unſrer Entfernung ſein Haus verlaſſen, und er wiſſe nicht die geringſte Nachricht zu geben, was aus Ihnen worden ſey.

Ich mußte alſo alle Hoffnung aufgeben, Sie wieder zu ſehn. Das Leben war mir unerträglich worden . . . Ich vertraute dem Prälaten einen Theil meiner Unglücksfälle, und bat ihn inſtändigſt um die Erlaubniß, die Klauſe, die ich geſehen, beziehen zu dürfen. Der Prälat widerſetzte ſich anfangs meinem Projekt, da er aber ſah, daß ich feſt entſchloſſen ſey, ſo bewilligte er mir nicht allein meine Bitte, ſondern unterſtützte mich auch auf das thätigſte, wie in der Folge von mehrern gutherzigen Perſonen geſchah, die Neugierde oder mein erbaulicher Wandel in meine Siedeley lockten. Unter dieſe Zahl gehört auch der Gaſtgeber zum großen Dauphin und unſer guter Jean Picot. Dieſer brave junge Mann ging täglich eine Stunde weit, mir eine Suppe zu bringen. Wir plauderten viel zuſammen: ich klagte ihm oft mein Leid, und er that alles, was

in seinen Kräften stand, mich zu trösten. Guter, braver Freund, gewiß wird der Himmel deine Tugend nicht unbelohnt lassen . . . .

Sie, lieber Alexis, gingen vor einiger Zeit durch Lyon. Picot zeigte Ihnen alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, und erzählte auch mir von Ihnen. Zufälliger Weise hörte er Sie am Tage Ihrer Abreise bey Ihrem Namen nennen. Welche Neuigkeit für mich! Picot theilte mir sie mit, gab mir Kleider, und schenkte mir selbst seine kleine Börse. Ich warf meine Kutte ab, und trat meine Reise zu Fuße an, nachdem ich vorher von meiner lieben Siedeley Abschied genommen hatte, die ich nun jedem, der Lust dazu haben würde, mit allem Zubehör überließ.

Dieß ist der dritte Tag, daß ich unterwegs bin, und erst habe ich acht Stunden zurückgelegt; aber ich bin auch so schwach! meine lange Krankheit, der Kummer, und die traurige Nothwendigkeit, die unentbehrlichsten Bedürfnisse vor den Thüren suchen zu müssen . . . welche Ueberwindung, mein theuerster Alexis, welche Ueber-

windung gehört dazu . . . Konnte ich glauben, daß es je so weit mit mir kommen würde . . . . . "

Alexis konnte Dumont nicht ausers zählen laſſen. Er ſchloß ihn in ſeine Arme und rief: Vortrefflicher Lehrer, ich habe Sie unglücklich gemacht, ich bin an allen Ihren Uebeln Schuld . . . Ach! mein Vater hat wohl Recht, ich bin dazu geboren, jedem, der ſich mir nähert, mit meinem böſen Geſchick anzuſtecken.

Alexis konnte ſich nicht von dem Buſen ſeines Dumont losreißen. Sie drückten einander mit jenen ſüßen Gefühlen, die kalte Seelen nicht faſſen, ans Herz . . . Scicco unterbrach drauf dieſen entzückenden Herzenserguß, um über Dumonts Abentheuer, die einen ſonderbaren Eindruck auf ihn gemacht hatten, zu peroriren.

Nu, mio caro maeſtro, iſt dieß eine Wirkung der Prädeſtination, oder nicht? .. Was ſagen Sie zu dieſem ganz unerwarteten Zuſammentreffen . . . zu dem Vorfall in der Tiedeley? .. Per dio, alles das paßt ſo unvergleichlich zuſammen, daß

jedermann, dem man's erzählte, es für einen Roman halten würde.

„Was sagen Sie,“ fiel ihm der Alte ins Wort? „Leute, für die das Glück eine lange Gewohnheit ist, die immer in einer Stadt, im Schooß ihrer Familie lebten, nie in der Welt herumgeworfen wurden und Erfahrungen sammelten, werden dieß freylich romanhaft finden: allein man irrt sich sehr, wenn man glaubt, das, was wahr sey, müsse auch wahrscheinlich seyn ... Ueberdieß, was ist ein Roman? ein künstlich verbundenes Gewebe von Begebenheiten, die, einzeln betrachtet, sehr glaublich sind. Man spricht ihnen Wahrheit ab, weil es, sagt man, unmöglich ist, daß sie alle Einer Person zugestoßen seyn können. Was kümmert mich das? Wenn auch eine Geschichte statt Eines Helden deren zweyhundert gehabt hat, werden dadurch die Vorfälle selbst weniger wahr und anziehend? Wir dürfen nur uns fünfe nehmen. Wenn ich zum Beyspiel das, was mir, und Ihnen, und Ihnen, und Ihnen begegnet ist, so erzählte, als wär es alles mir allein begegnet, wür-

den deshalb die einzelnen Theile des Ganzen und die Vorfälle ſelbſt nicht von der ſtrengſten Wahrheit ſeyn?“

Unſere fünf Freunde ſprachen noch eine Weile über dieſen Gegenſtand, dann bat Dumont ſeinen lieben Alexis, ihm ſeine Schickſale ſeit ihrer Trennung zu erzählen. Da in ihrer kleinen Geſellſchaft niemand zu viel war, und der Alte gleichfalls verſprochen hatte, ihnen ſeine Lebensgeſchichte mitzutheilen, ſo ließ ſich Alexis nicht zweymal bitten.

Er fing bey ſeinem Aufenthalt im Häuschen an, erzählte dann ſeinen Umgang mit Klärchen, ihre gegenſeitige Liebe, Dorances Geſchichte, Duverlys Verrätherey en, ſeine Entfernung aus dem Häuschen u. ſ. w. und ſchloß mit den Verlegenheiten, in die er ſich, wie er ſelbſt geſtand, durch ſein Mißtrauen und ſeinen argwöhniſchen Charakter geſtürzt hatte.

Alle hörten der Erzählung unſers Helden mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, nur der Alte war unruhig und zerſtreut dabey. Hätte ihn Alexis, während er ſprach, genau beobachtet, ſo hätte er

ſehen müſſen, wie er bald blaß bald roth ward, und in eine auffallende Unruhe gerieth, die indeß niemand bemerkte, weil die ganze Geſellſchaft nur Augen und Ohren für den Erzähler hatte.

Nun ward auch der kleine Alte gebeten, die unglücklichen Schickſale ſeines Lebens mitzutheilen, allein er entſchuldigte ſich unter dem Vorwand, ſie hätten nur für ihn Intereſſe, und nach den ſonderbaren Begebenheiten, die man gehört habe, würde ſeine Alltagsgeſchichte nur Langeweile machen. Indeß verſprach er doch, ſie zu einer andern Zeit zu erzählen, vor allen Dingen aber bäte er ſie, ſich einen Plan vorlegen zu laſſen, den er entworfen, und den er ihnen riethe anzunehmen, wenn ſie als kluge Leute handeln wollten.

Lieber Leſer, wir wollen jetzt den kleinen Alten ſprechen laſſen. Wir wollen ihn hören, und wenn du nicht ſchon errathen haſt, wer er iſt, ſo wird er doch, wie ich fürchte, ſich bald ſelbſt verrathen. Er hub alſo an:

Viertes Kapitel.

Rückkehr ins Häuschen.

„Mein lieber Alexis, Ihre Lebensgeſchichte hat mich nicht wenig intereſſirt! . . . Sie haben darin eine Menge Perſonen erwähnt, die ich ſehr genau kenne . . . . “ Iſt es möglich? . . . „Einen Augenblick Geduld, wenn ich bitten darf. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen.

Auch ich habe mich lange in Grenoble aufgehalten. Ich kenne den Dorance', Duverly, Adelheid, Klärchen, Germain. Ich höre, daß Dorance' noch lebt, und ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht genug beſchreiben. Der treuloſe Freund, der Duverly, von dem Sie ſo viel erzählt haben, lebt nicht mehr . . . “

Wiſſen Sie das gewiß?

„Ganz gewiß . . . “

Ach! ſo hat Klärchen keinen Vater mehr . .

„Ich erfuhr den Tod ihrer Mutter. Die unglückliche Adelheid ward das Opfer der Verbrechen ihres Verführers, und der Eifersucht ihres Gatten . . . Verzeihen Sie diese Thränen, die ich ihrem Andenken schenke . . . wie schmerzhaft ist es . . . ach! welch ein liebenswürdiges Weib war sie!

Es ist also ganz unnütz, mein bester Alexis, daß Sie den Verräther Duverly, dem Sie den Dolch in das Herz zu stoßen versprochen, länger aufsuchen. Das Schicksal ließ Sie dafür mich finden, der Ihnen die zuverläßigste Nachricht von seinem Tod geben konnte, und so ist Ihr Auftrag erfüllt. Da aber Dorance, wie ich fürchte, Ihnen nicht aufs Wort glauben möchte, so will ich Sie in seine Wohnung begleiten. Er wird mich erkennen, und mit Vergnügen aus meinem Munde alle Details erfahren. Sie werden Ihr Klärchen wiedersehn, die Sie so sehr lieben: auch ich werde das liebenswürdige Kind wieder sehen, das ich in seiner zarten Jugend kannte . . Kurz, ich versichere Ihnen, jedermann wird zufrieden seyn.“

Wie,

Wie, mein Herr, ich ſollte zu einem Barbaren zurückkehren, der mir einen Meuchelmord befahl?

„Lieber junger Mann, Ihre Tugend, Ihre menſchlichen Geſinnungen entzücken mich; aber erlauben Sie mir, Dorance zu entſchuldigen. Man hat ſein ganzes Leben vergiftet; was kann natürlicher ſeyn, als daß er ſich zu rächen ſucht? Ueberdieß haben Sie den Mord ja nicht begangen!“

Nein, wahrlich nicht . .

„Ich glaub's . . . . Dorance dürſtete nach Blut . . . , Ihre Hände ſind rein von Blut geblieben, und das Schickſal hat alles ſo eingeleitet, daß Sie ſich, ohne ein Verbrechen zu begehen, Klärchens Hand würdig gemacht haben . . . “

Gott! und ich ſelbſt ſoll ihr die Nachricht vom Tode ihres Vaters bringen?

„Das nehme ich auf mich. Ich will ſchon mit Dorance hierüber einig werden, und ihn bewegen, daß er in Ihre Verbindung mit der Tochter Adelheids willigt . . . “

Großmüthiger Unbekannter, welch ein Glück, daß ich Sie fand! Doch, darf ich den Namen eines so ehrwürdigen Mannes nicht wissen?

„Ich heiße Preville . . .“

So heißen Sie?

„Ich habe noch mehrere Namen, aber dieser gefällt mir am besten . . .“

Wohl denn, Herr Preville, ich will Ihrem Rath folgen, und Dorance aufsuchen. Aber werden uns die andern, wird Herr Dumont, Sciocco und Picot uns folgen wollen? —

Die drey Freunde schwuren dem Alexis, daß sie ihm allenthalben hin folgen würden. Die Abreise ward demnach auf den andern Morgen festgesetzt.

Alexis bemerkte wohl eine Miene von Zwang an dem Alten, die ihn einigermaßen befremdete, allein er schrieb dieß seiner traurigen Erzählung von Begebenheiten zu, in die, wie er versicherte, seine besten Freunde verflochten gewesen wären. Noch vor kurzer Zeit würde unserm jungen Helden die Verlegenheit des Herrn Preville verdächtig vorgekommen seyn, allein sein

Argwohn hatte ihm schon so viel Verdrüßlichkeiten zugezogen; er hatte sich so fest vorgenommen, sein Herz vor allem Mißtrauen zu verschließen, daß er jede Idee, die ihn dazu führen konnte, wie die Pest floh . . .

Endlich, endlich war der gute Aleris glücklich, er hatte seinen Dumont, seinen treuen Dumont wieder, und sein Herz noch ganz so gesunden, wie es sonst war, voll Liebe und Zärtlichkeit für ihn. Außerdem hatte er auch seinen guten Sciocco, den er gleichfalls liebte, und zwey tugendhafte Fremde, wovon der eine ihn aus einer großen Verlegenheit gerissen, indem er ihm die Nachricht von Duverlys Tode gegeben, und es über sich genommen hatte, sie dem Dorance zu hinterbringen. Er sollte sein Häuschen und Klärchen, sein geliebtes Klärchen wieder sehen! Er wußte es nicht, daß sie von dort entflohen, er glaubte sie bey seiner Ankunft in Candors Wohnung zu finden. Welch ein beseligender Gedanke für ihn!

Die ganze Nacht that er kein Auge zu. Den folgenden Morgen war er am ersten

auf, und eilte sogleich auf die Post, Pferde nach St. Marcellin zu bestellen.

Wie er zurückkam, fand er alle seine Freunde wach und fertig, und guter Dinge. Preville allein hatte, wie er sagte, und wie man ihm auch ansah, keine gute Nacht gehabt. Gleich drauf kam der Wagen, die Freunde stiegen ein, und der Postillon fuhr ab.

Ich übergehe mit Stillschweigen, was sie auf dieser angenehmen Reise vornahmen, und die interessanten Gespräche, die sie führten. Der Leser, der den Charakter aller dieser Personen bereits kennt, kann leicht erachten, was der Gegenstand derselben war. So vergaß z. B. der ehrliche Sciocco nicht, die Prädestination und die Ordnung der Dinge aufs Tapet zu bringen. Dumont, der sich nicht genug wundern konnte, wie der Italiener zu diesen Ideen gekommen, widerlegte ihn. Alexis und der Alte sprachen von der Liebe, ihren Freuden und Leiden, der letztere indeß, wie man denken kann, mit mehr Ernst und Trübsinn, als sein junger Freund. Der brave Jean Picot überlas den Brief

ſeines Onkels Joachim noch ein paarmal, und erzählte verſchiedene Geſchichtchen von Fremden, die er im Gaſthof zum großen Dauphin in Lyon bedient hatte.

So ſetzten unſre fünf Freunde unter Sprechen und Denken ihre Reiſe Tag und Nacht fort, und erreichten St. Marcellin, wo Sciocco und Aleris eben nicht drauf ausgingen, die Augen der Leute auf ſich zu ziehen, aus Furcht, von dem Kerkermeiſter erkannt zu werden, deſſen Frau ſie aus dem Gefängniſſe befreyt hatte. Sie hörten, daß ſie jetzt wieder bey ihrem Mann lebe, und ſie bewunderten die Gutmüthigkeit dieſes Tropfs, der ſeine Frau jedesmal ohne Umſtände wieder aufnahm, wenn es ihr beliebte, zu ihm zurückzukehren.

Die kleine Geſellſchaft ſtieg in dieſer Rückſicht ein wenig vor der erſten Vorſtadt aus, ließ den Poſtillon fahren, und betrat mit friſchen Kräften den reizenden Weg, der nach dem Walde von Chamboran führt. Alle fünf hatten ſich mit Piſtolen, Hirſchfängern und tüchtigen Stöcken verſehen, ſo daß ſie den Angriff der Räuber, die,

wie wir schon oben erzählt haben, diesen Wald unsicher machten, nicht fürchteten.

Sie hatten schon mehr als eine Meile auf schmalen Holzwegen, die Alexis sehr genau kannte, im Walde gemacht, als sie beym Austritt aus einem krummen Gang die Fallbrücke und die Spitze des Häuschens vor sich sahen. Just an dieser Stelle des Weges hatte Klärchen einst ihrem Alexis das Häuschen zum erstenmal gezeigt, und ihm mit innigem Wohlgefallen verkündigt: „Sieh, hier ist das Häuschen!“ Alexis fühlte sein Herz beklommen, unbeschreibliche Empfindungen, die ihm aber nicht unangenehm waren, bewegten sein Gemüth.

Anders war es mit Preville. So wie er das Häuschen, und vorzüglich die hohe Pappel erblickte, die sich, wie wir wissen, hoch über die Mauer erhebt, so ward er blaß, ein kalter Schweiß brach an ihm aus, er sank ohne Bewußtseyn zu Boden ... Alexis suchte ihn wieder zu sich selbst zu bringen; aber umsonst: seine und die Bemühungen seiner Freunde waren vergeblich. Endlich entschlossen sie sich ihn

zu tragen ... ihn zu tragen ... armer Alexis! wenn du wüßteſt, was du thuſt!

Daß dieſe Ohnmacht des Herrn Preville die übrigen vier Perſonen in die größte Verwunderung ſetzte, kann man ſich leicht denken. Der Antheil, den er an Dorance', an Klärchen, an dem tragiſchen Ende der unglücklichen Adelheid nahm, die er einſt gekannt haben wollte, mochte auch noch ſo groß und herzlich ſeyn, ſo ſchien es doch unglaublich, daß dieß jetzt noch einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn machen könne. War er ſelbſt in Dorances Schickſale mit verflochten? war ers ſelbſt? ... Wir wollen uns nicht mit ungewiſſen Vermuthungen aufhalten, die wir doch in dem Augenblick nicht prüfen können, ſondern ihnen lieber in das Häuschen folgen, und ſie nicht aus den Augen verlieren.

Sie kamen endlich, mit dem unglücklichen Preville auf den Händen, vor die Fallbrücke, die wie immer aufgezogen war. Niemand ließ ſich ſehen. Es war nicht leicht ein Mittel ausfindig zu machen, ihre Ankunft zu wiſſen zu thun, da es hier weder Thürſteher noch Klingel gab. Ohne

den Zufall, der sie begünstigte, hätten sie wahrscheinlich noch lange warten können.

Candor hatte seit der Flucht seines lieben Klärchens, die ihn auf das tiefste betrübte, keinen Tag vergehen lassen, ohne auf die Mauer des Grabens zu steigen, und sich umzusehen, ob sich nicht jemand sehen lasse? Noch voll von Hoffnung, dieß liebenswürdige Kind, das er wie seine leibliche Tochter liebte, wieder zu bekommen, brachte er auf einer Art von Terrasse ganze Tage in Thränen und Gebet an das höchste Wesen zu, sie ihm wieder zu schicken.

Großer Gott, sagte er oft, du weißt, wie sehr ich dieses Schmerzenskind liebte. Ich nehme dich zum Zeugen der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen. Es ist wahr, ich hatte für ihre Erziehung nur darum gesorgt, sie einst meiner Rache aufzuopfern, aber wie bald verabscheute ich selbst dieß schändliche Projekt ... Das süße, holde, liebe Klärchen war meine Tochter: ich liebte sie, wie wenige Väter lieben. Ich vergaß die Verrätherey ihres Vaters, die

Untreue meiner Gattinn, ich vergaß alles ... und ſie floh, ſie verließ einen großmüthigen Wohlthäter, um einem Liebhaber zu folgen ... einem Liebhaber! ... den ich unbarmherzig verbannte .. und zu welchem Zweck? .. um ihn einem Mann nachzuſchicken, den er unmöglich finden kann ... Wie könnte Alexis, der immer abgeſondert von Welt und Menſchen gelebt hat, den Aufenthalt meines Feindes entdekken? ... Ein thörigter Wunſch, mich gerächt zu ſehen, hat mir meinen Freund, mein Klärchen, die Stütze meines Alters, alles, was mir lieb war, geraubt ... O, mein Gott ... du ſtrafſt mich ſtreng .. aber ich hab' es verdient! ...

Eben ſchickte Candor dieſe rührenden Klagen an den Himmel, als ein Geräuſch, das er zu ſeinen Füßen, der Fallbrücke gegenüber vernimmt, ihn aufmerkſam macht. Er ſieht herab und erblickt den Alexis ... Alexis! iſt ers auch wirklich? ... ja er iſts, der gute liebe Jüngling! ... vier unbekannte Perſonen begleiten ihn ... Candor betrachtet ihre Geſichtszüge genau .... er ſucht ſeine

Tochter, aber o Schmerz, sie ist nicht dabey.

Doch, wer ist der blasse, schwache Fremdling, den sein junger Freund in dem Arme hält ... Candor glaubt seine Gesichtszüge zu kennen: er sieht ihn schärfer an .. er sucht sich die dunkle Erinnerung lebhaft zu machen. Sollt' es Duverly seyn? Duverly! Aber wie sollte dieser mit Alexis in gutem Vernehmen stehen? Sollten sie vielleicht gar beyde kommen, ihn zu beleidigen?... Und die drey Unbekannten, die ihnen folgen!... Was ist der Zweck dieser Vereinigung?

Candor sieht einen Augenblick an, ob er diesen kleinen Trupp in seine Wohnung einlassen soll? Er überlegt, daß er mit einem andern eben so schwachen Greis, als er selbst, allein ist ... Und warum zaudern? Wenn ich sterben soll, denkt er, so will ich meinen Mördern wenigstens mein Leben theuer verkaufen ... In diesem Augenblick überzeugt er sich ganz, daß es Duverly ist, und aller Groll, aller Haß erwacht mit neuer Stärke in seinem Herzen.

Alexis, der ihn beym Aufſehen in dieſen Gedanken verſenkt gewahr wird, ſagt ihm mit ſanftem und gerührtem Ton: „Alexis iſt da, mein Vater! . . . öffnen Sie uns. Wir ſind alle ihre Freunde . . . “

Alle meine Freunde?

Candor ruft Germain. Beyde kommen herab und laſſen die Fallbrücke nieder . . . Alexis, Sciocco, Picot, Dumont und Preville gehen hinein, auch Preville, der ſich wieder erholt hat, und beym Anblick des unglücklichen Dorance', dem Jahre und Unglück das Haupt mit Reif beſtreut haben, ſich der Thränen nicht enthalten kann . . . .

Alexis ſucht mit den Augen ſein Klärchen. Er findet ſie nicht, und furchtbare Ahndungen ergreifen ihn . . Er will ſich bey Dorance' nach ihr erkundigen; aber dieſer läßt ihn nicht zum Worte kommen. Wen ſuchſt Du hier, junger Menſch? fragte er . . . haſt Du meine Rache befriedigt? . . bringſt Du mir das Haupt meines Feindes? . . . .

„Schonen Sie mich, Vater. Dieſer ehrwürdige Greis, der die Gefälligkeit

gehabt hat, mich hieher zu begleiten, wird Ihre Neugier befriedigen.“

Dorance, der seine Vermuthungen bestätigt sieht, faßt den Alten scharf ins Auge. Dieser ist so bestürzt, daß er kein Wort vorbringen kann. Alexis, den jetzt nur der Gedanke an Klärchen beschäftigt, blickt ängstlich umher. Dumont, Sciocco und Picot erwarten mit bangem Schweigen den Ausgang dieser schrecklichen Szene, die ihnen klar zu werden anfängt. So standen sie eine Weile alle stumm und unbeweglich da. Eine furchtbare Pause!

Preville bricht das Schweigen zuerst. „Dorance,“ sagt er, mit zitternder Stimme, „was fühlst Du bey meinem Anblick?“

Rache — Wuth — Verzweiflung!..

„Kennst Du mich?“

Mein Empfang hat Dich deutlich gnug genannt, treuloser Duverly!

Duverly! riefen alle erschrocken aus.

O Himmel, fuhr Alexis fort, sind Sie's, Duverly? Gott, was hab' ich gethan?

„Deine Schuldigkeit,“ antwortet der falsche Preville: „ja, Du haſt dein Verſprechen erfüllt, ohne es zu wiſſen . . . Dorance, fuhr er fort, und wendete ſich zu Candor, ich komme und liefere mich ſelbſt in deine Hände. Befriedige deine gerechte Rache! . . . mein Leben ſteht in deiner Hand. Nimm mirs, und ich werde nicht klagen. Ich habe Dich hintergangen, betrogen, ſchändlich verrathen. Unter dem Mantel der Freundſchaft habe ich deinem guten, argwohnloſen Herzen die ſchmerzlichſten Wunden geſchlagen . . . ich bin Schuld am Tode einer Frau, die uns beyden theuer war . . Ich ſehe es, noch jetzt beleidige ich Dich durch dieſe Worte. Was zögerſt Du? Nimm mir das Leben: hier iſt meine Bruſt, hier iſt ein tödtliches Gewehr. Ich erwarte von deiner Hand den tödtlichen Stoß . . Du zauderſt, Du . . . “

Alexis ſtellte ſich vor Duverly, den Dorance mit dem innigſten Unwillen anblickte.

Niederträchtiger Feind, ſagte er, Du erfrechſt Dich noch, mir zu trotzen, mich zu inſultiren?

„Ich? Dich insultiren? o Dorance! Könntest Du doch im Innersten meines Herzens lesen! Du würdest die Reue und die tödtlichen Gewissensbisse finden, die seit langer Zeit an ihm nagen ... Ach! frage dieß schuldige Herz; es wird Dir sagen, daß es selbst damals, als es Dich täuschte, Dich liebte, Dich beklagte, und sich selbst verabscheute ... Ja, Dorance, ich habe Dich verrathen. Aber wie viel Ueberwindung kostete michs! .... Doch bilde Dir nicht ein, daß ich das sage, deiner gerechten Rache Einhalt zu thun: ohne Murren erwarte ich von Dir den Todesstreich .. Nein, ich werde nicht zu meiner Entschuldigung anführen, daß jugendliche Unbesonnenheit und die heftigste Leidenschaft mich in den Abgrund rissen, der uns beyde verschlang. Ich will Dich nicht an unsre Unterhaltung in Grenoble erinnern, wo Du mir sagtest, daß Du das Fräulein von Myrsange liebtest, und daß eure Aeltern einig wären, euch zusammen zu geben ... Schon lange betete ich Adelheid an, schon lange erwiederte sie meine Liebe ... Was that ich nicht alles,

Dich von einer Ehe abzuhalten, von der ich vorausſah, daß ſie zwey Freunde höchſt unglücklich machen müſſe . . . Adelheid ſchwor mir, ſie könne mit keinem andern glücklich ſeyn, als mit mir . . . Ihre Mutter nöthigte ſie, Dir die Hand zu geben . . . Du warſt ſterblich in ſie verliebt, und ich auch!

Wir kamen nach Paris; ich that mein möglichſtes dieſe unglückliche Leidenſchaft zu überwinden, die ſchon zu einer ſolchen Höhe geſtiegen war, daß ich ſelbſt davor erſchrack! . . . . Der Zwang, der Kummer, und meine Freundſchaft für Dich brachten mich an den Rand des Grabes . . Ich war feſt entſchloſſen, das traurige Geheimniß in meiner Bruſt zu verſchließen, Du ſelbſt mußt es noch wiſſen. Allein Du kannſt, Du entriſſeſt es mir . . . ich war im Begriff Dir alles zu geſtehen . . . . blos der Name blieb mir auf den Lippen . . und Du ſprachſt mir Muth ein, Du ließeſt mich hoffen: ich glaubte Dir . . . Du antworteteſt für mich auf Adelheids Brief . . . . Ach, dieſer erſte Fehltritt hat mich zu allen folgenden verleitet . . .

Der erste Schritt war geschehn: nun konnte ich Dir keinen Blick in die wahre Lage der Sachen verstatten, ohne mich ganz zu Grunde zu richten: Liebe, brausende Leidenschaft, falsche Schaam, alles riß mich zum Laster hin . . .

Du siehst, geliebter Feind, daß ich mich nicht zu rechtfertigen suche. Ich gesteh' es, ich bin schuldig . . . Dein Unglück, das Unglück deiner Familie ist mein Werk. Ich selbst sprach mir das Urtheil. Ich begegnete diesem jungen Mann, er erzählte mir seine Begebenheiten, deine Unfälle, deinen Wunsch. Ich will ihn erfüllen: ich komme, und liefere mich selbst in deine Hände. Stoß zu, ich beschwöre Dich, stoß zu, dein Mitleid ist mir die schrecklichste Quaal . . .

Mitleid? Ich sollte Mitleid mit Dir haben, Barbar! . . . Hatt' ich Mitleid mit meiner Gattinn, dem unschuldigen Weibe, da ich ihr unmenschlicher Weise den Dolch in den Busen stieß? . . Dieß war die Wirkung des schwarzen Verdachts, den Du bey mir gegen sie erregt hattest . . .

„Nein,

„Nein, Dorancé, dieß that die schändliche la Roches. Diese Furie nährte meine Leidenschaft für die unglückliche Adelheid: sie verschaffte uns die Mittel, uns zu sehen, sie verleitete mich, Dich zu betrügen. Wie sie sah, daß Adelheid ihre Ausschweifung bereue, daß wir uns trennen mußten, so wollte sie mich bewegen, eine Leidenschaft zu erwiedern, die sie, wie sie sagte, schon längst in ihrem Herzen verschlossen habe. Die Verachtung und der Unwille, den ich ihr empfinden ließ, entzündeten ihre Wuth... Sie beschloß, mich zu Grunde zu richten, und Dich und deine Gattinn in meinen Fall zu verwickeln: sie wußte sich der Briefe zu bemächtigen, der verderblichen Briefe, die ich hundertmal hätte vernichten sollen. Sie spielte sie, während meinem Aufenthalt in Neucarolina, mit den schändlichsten Verläumdungen in deine Hände... Die arme Adelheid ward durch einen geheimen Wink, den ihre Feindinn ihr geben ließ, erschreckt, sie faßte den unbesonnenen Entschluß zu fliehen. Du setztest ihr nach, und .... Du schauderst!... ach, ich muß schaudern ... meine

traurige Leidenschaft führte deinen Arm ... Ach! laß mich den blutigen Baum sehen, an dem sie den tödtlichen Stoß erhielt! laß mich ihn sehn!“

Grausamer, dieß ist nicht das einzige Denkmahl, das mich an deine Treulosigkeit erinnert! Komm, folge mir in das düstre Gewölbe, wo ich die kostbaren Reste meines Schlachtopfers verwahre: komm, aber allein mit mir! ... Da will ich Dich den Geistern meiner Gattinn und meines Sohnes ....

„Ja, komm, ich folge Dir ....“

Candor und Duverly fassen sich bey der Hand, und ohne daß es ihnen einfällt, vorher die Fallbrücke niederzulassen, gehn sie nach der Thür der unterirrdischen Kapelle. Alexis und seine Freunde wollen sie zurückhalten .. Laßt uns, laßt uns! rufen beyde: laßt der Gerechtigkeit ihren freyen Lauf!

Alexis, Dumont, Picot und selbst Germain traten ihnen in den Weg, und wollten sie hindern, ihren Plan auszuführen. Schnell aber treibt Sciocco sie alle vier bey Seite, als wenn er ihnen

etwas wichtiges zu ſagen hätte . . . Glauben Sie mir, buoni Cavalieri, ſagt er mit dem zuverſichtlichſten Ton von der Welt, wir können ſie getroſt allein in das Gewölbe gehn laſſen. Wenn es beſchloſſen iſt, daß keiner ſein Leben verlieren ſoll, ſo können Sie doch nichts thun: iſt es aber der Wille des Schickſals, daß einer von beyden . . .

Alexis ward ärgerlich über dieſen unzeitigen Einfall, und eilt den beyden erhitzten Alten nach. Dumont, Picot, Germain und der ehrliche Sciocco bleiben nicht zurück, und ſo kömmt der ganze kleine Trupp, trotz Duverlys und Dorances Bitten und Drohungen, mit in die Kapelle . . .

Ich mag die Reden nicht wiederholen, die beyde Feinde hier zuſammen führten, man kann ſich die Vorwürfe und Drohungen leicht denken, die einer gegen den andern ausſtieß . . . Neue Aufklärungen ergaben ſich daraus, und wer weiß, wie, ohnerachtet Duverlys Reue und Gelaſſenheit, dieſe ſonderbare Szene ſich geendigt haben würde, wenn nicht eine wunderbare

Erſcheinung ihre Hitze gedämpft und den verwickelten Knoten gelöſt hätte.

Da aber dieſe Erſcheinung den Leſern zu unglaublich ſcheinen dürfte, wenn ich ſie ohne alle Vorbereitung aufführen wollte, ſo muß ich in der Erzählung etwas weiter zurückgehn, und ſie nach und nach zur Ueberzeugung führen. Wir verlaſſen alſo unſre Leute in der Kapelle des Häuschens, und kehren nach Paris zurück, wo wir Klärchen noch in der Wohnung des Marquis de Corſange finden.

Fünftes Kapitel.

Alles findet ſich zuſammen.

Einige Tage waren nunmehr ſeit der Abreiſe des du Monnai verfloſſen. Herr und Frau von Corſange hatten alle mögliche Aufmerkſamkeit für Klärchen, und waren ſo beſorgt für ſie, als man für die zärtlichſt geliebteſte Tochter ſeyn kann. Sie hielten ſie noch immer für die Nichte des Receveurs, und behandelten ſie als die Verwandte ihres Freundes.

Ich habe ſchon erinnert, daß das Hotel des Marquis in der Straße Vaugirard, in der Nähe des Luxembourg lag. Alle Abende gingen Herr und Frau von Corſange mit Klärchen in dieſem anmuthigen Garten ſpatzieren, den ſowohl ſeine Lage, als die feine Geſellſchaft, die man um dieſe Tageszeit daſelbſt antrifft, empfehlen. Nichts reizenders läßt ſich denken, als die Ausſicht von der Terraſſe an einem ſchönen Sommerabend. Das groſſe Parterr, das man unter ſich hat, und

über dem das Auge ungehindert umherschweift, der gothische aber prächtige Pallast, der an eine Königinn erinnert, deren Geist und männlichen Charakter die späteste Nachwelt bewundern wird, alles dieß gewährt einen reinen und süßen Genuß, den aber nur der gehörig schätzen kann, dessen Herz leer von ängstlichen Sorgen und heftigen Leidenschaften ist.

So saßen unsre drey Freunde auch eines Abends auf der Terrasse, von einigen Personen umgeben, die gleich ihnen sich müde gegangen, und nun auf Stühlen in einem bunten, lebendigen Halbzirkel niedergelassen hatten.

Eine Art von Abbé, der neben Klärchen saß, hatte sie schon eine geraume Zeit und so genau betrachtet, daß sie in Verlegenheit gerieth, und die Augen niederschlug. Endlich konnte er sich nicht länger halten, und äußerte seine Neugier in folgenden Worten: „Mademoiselle, ich bitte tausendmal mir meine Indiscretion zu verzeihen; allein sollte ich nicht schon einmal die Ehre gehabt haben, Sie zu sehen?“

Klärchen ſah ihn an, glaubte ihn zu erkennen und erröthete . . . Der Abbé bemerkte es . . . „Ich ſehe,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht ganz unbekannt bin . . . . Warten Sie; war es nicht in Lyon?“ . . . nein . . . „Sie haben ungemeine Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Alexis . . . “

Alexis! riefen Herr und Frau von Corſange aus Einem Munde.

Und Alexis! rief auch ein junges Frauenzimmer, das etwas entfernt ſaß.

„Ja,“ verſetzte der Abbé, „Sie ſind gewiß der Alexis, den ich bey der Frau Baroneſſe d'Yrace geſehn habe.“

Pater Stephan, ſagte Klärchen leiſe und zitternd, ſchweigen Sie ſtill . . .

„Was ſagen Sie von Alexis,“ fragte die junge unbekannte Dame den Pater. „Ich habe in Marſeille einen jungen Mann gekannt, der ſo hieß.“

In Marſeille, Madam, fragte Klärchen furchtſam: Sie haben Alexis in Marſeille gekannt?

„Ach, Mamſell, erinnern Sie mich nicht an einen zu geliebten Gegenſtand . . . “

Zu geliebten Gegenstand! Madam, sind Sie vielleicht die Pflegetochter des Herrn du Monnai?

„Woher kennen Sie den Namen dieses Tyrannen? .... ja, ich bin die unglückliche Sophie, die den jungen Alexis so zärtlich liebte.“

„Hier waltet ein Mißverständniß ob, meine Damen,“ fiel der Exkapuziner ein. „Ich spreche von dem liebenswürdigen Klärchen, das wir hier vor uns sehen, und Sie Madam von jenem Alexis, der die Welt nach seinem Vater durchzieht, den er niemals gesehn hat.“ (Man erinnert sich, daß Klärchen einst dem Pater Stephan ihre und Alexis Geschichte erzählt hatte.)

Seinem Vater, den er nie gesehn hat, wiederholte der Marquis, mit sichtbarer Aufwallung ... Was für einen Namen haben Sie genannt ....

„Gelassen, mein Freund,“ fiel ihm die Marquise ein. „Unser liebes Klärchen scheint im Stande zu seyn, uns dieß Räthsel zu lösen: wir wollen sie darum bitten ... Mein Kind, kennen Sie den Alexis, von dem der Herr spricht?“

Ob ich ihn kenne, Madam? . . . .

„Nu ja: mein Mann und ich nehmen beyde den lebhafteſten Antheil an ſeinem Schickſal! Haben Sie doch die Gefälligkeit, ſich zu erklären . . . . "

„Madam, hier iſt weder der Ort noch die Zeit dazu. Wenn ich bitten darf, ſo gehen wir jetzt nach Hauſe, und da will ich Ihnen, ob mirs gleich mein Onkel, oder richtiger, mein großmüthiger Wohlthäter verboten hat, eine genaue Erzählung von allem machen, was ich weiß, und Sie zu erfahren wünſchen. —

Klärchen, der Marquis und die Marquiſe ſtehen auf, und erſtere, die in Sophien ihre Nebenbuhlerinn erkennt, wirft ihr einen verächtlichen Blick zu, den dieſe ſich nicht erklären kann. Unterdeß verſucht Pater Stephan, der ſieht, daß ſeine Beute ihm entſchlüpfen will, Klärchen ein paar Worte ins Ohr zu ſagen: allein ſie hört ihn nicht an. Der Erkapuziner, den die Anweſenheit des Marquis und ſeiner Gemahlinn zurückhält, wagt es nicht weiter in ſie zu dringen: er entfernt ſich voll Aerger und Verdruß, und unſre Freunde

eilen in ihre Wohnung zurück, wo die Marquise, die sich bis jetzt Gewalt angethan, ihren Thränen freyen Lauf läßt.

„Liebenswürdige Freundinn,“ sagt sie zu Klärchen, „Sie werden sich nicht wundern, daß der Vorfall im Luxemburg einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht hat, wenn Sie hören werden . . . Ach, wenn Sie diesen Alexis kennen, erzählen Sie uns recht viel von ihm, alles, was Sie wissen . . . . Allen Beschreibungen nach, die man von ihm gemacht hat, muß es dein Sohn seyn, lieber Corsange, kann es kein anderer seyn, als dein Sohn.“

Ihr Sohn, rief Klärchen wie begeistert . . . Wie, Herr Marquis, Alexis wäre Ihr Sohn?

„Ja,“ antwortete der Marquis seufzend, „und hier ist seine Mutter . . .“

Sein Vater! seine Mutter! Gütiger Gott, ists möglich? ich hätte sie wirklich gefunden? O, Alexis, Alexis, wo bist du? komm, komm, fliege an ihr Herz . . . .

„Klärchen, Sie vermehren unsern Schmerz. Reden Sie, reden Sie, lassen

Sie ſich die Leiden eines Vaters rühren . . . "

Klärchen iſt ſo entzückt vor Freude, daß ſie nicht im Stande iſt, ſogleich ihre Gedanken zu ſammeln. Sie erhebt die Hände gen Himmel, und bringt nur einzelne, abgeriſſene Worte vor . . . . Nach und nach legt ſich der Freudentaumel etwas, und ſie entſchuldigt ſich mit du Monnais Verbot, daß ſie ihnen ſo lange ein Geheimniß aus ihren Schickſalen gemacht. Alle drey laſſen ſich nieder, und Klärchen erzählt nun ihre und Alexis Geſchichte, ſeinen Aufenthalt und ſeine Flucht aus dem Häuschen; endlich geſteht ſie, daß ſie nicht wiſſe, was aus ihrem Geliebten worden ſey? Er muß ſich eine Weile in Marſeille aufgehalten haben, fuhr ſie fort, wo er auch eine Untreue an mir beging. Dort lernte er die Sophie kennen, die wir geſehn haben: da er ſie aber nicht begleitet hat, ſo kann ich nicht ſagen, wo er jetzt ſeyn mag.

„Ach! warum brachten Sie ihn nicht mit ſich? . . . Gott! wie glücklich würde er, wie glücklich würden wir alle ſeyn! . . . "

Arzelie und ihr Gemahl hatten während Klärchens Erzählung kaum Athem geschöpft. Der Marquis vorzüglich, der sich von neuem an seine Grausamkeit, sein Unrecht gegen ein so liebenswürdiges Kind erinnerte, an die Leiden, die er ihm, von boshaften Freunden verführt, zugefügt hatte, konnte sich das Schicksal seines Sohnes nicht verzeihen . . .

„Ich bin's," rief er, „ich bin der unnatürliche Vater, der ihn in diesen Abgrund von Jammer gestürzt hat . . . Wo ist der unschuldige Jüngling? wie mag es ihm jetzt gehn? . . . Gott! du weißt es, wie ich seit einem Jahre, seit dem glücklichen Augenblick, der mich wieder mit meiner zärtlichen Gattinn vereinigte, alles angewandt habe, Nachricht von ihm zu bekommen! . . . Ich ließ suchen, ich suchte selbst allenthalben diesen Sohn, der uns so viel Thränen gekostet hat . . . . Ja Klärchen, wenn wir ihn je wieder finden, so soll er der Deinige werden! . . . . Seyd beyde unsre Kinder . . . Ja Du bist seines Herzens werth, Du verdienst ein Herz, wie das seinige!"

Indeß er ſo ſeinem gepreßten Buſen Luft machte, war die Marquiſe im tiefen Nachdenken vergraben. Auf einmal unterbrach ſie ihren Gatten: „mein Freund, mein lieber Freund ... da kömmt mir ein Gedanke ... ein tröſtender Gedanke, der vielleicht allem unſerm Kummer ein Ende machen kann ... vielleicht iſt er in das Häuschen zurückgekehrt; vielleicht finden wir ihn dort. Mir iſt nichts wahrſcheinlicher ... “

Wie, Madam, verſetzte Klärchen, Sie glauben? Es iſt wahr, er wußte nicht, daß ich auch nicht mehr dort .... er könnte wohl .... aber nein; er hat mich vergeſſen. Auf meiner ganzen Reiſe habe ich von nichts als von ſeinen Treuloſigkeiten gehört ... in St. Marcellin, in Marſeille! ... Ach! er iſt ein treuloſer, ein wortbrüchiger ... wer weiß in welchem Winkel der Erde er ſich mit einer neuen Eroberung tröſtet? ...

„Nein, meine Tochter, glaube dem Herzen einer Mutter: eure Seelen waren ſchon zu innig verbunden .... ihr war't für einander geboren ... er wird nach dem

„Häuschen zurückkehren, er wird gewiß zurückkehren . . . “

Gott! aber wie? beflecket von dem Blute meines Vaters . . .

„Welch ein häßlicher Verdacht! Schäme dich Klärchen, wie könnte ein junger Mensch von so sanftem ruhigem Charakter einen Meuchelmord begehn? Unmöglich kann er eine solche Niederträchtigkeit begehen, wenn er das Herz seines Vaters hat . . . “

„Wenn er deine Tugenden besitzt, theuerstes Weib, so muß er das Laster verabscheuen . . . “

Herr und Frau von Corsange sprachen und weinten noch eine Weile über das Schicksal ihres Sohnes und ihre eignen Unglücksfälle, dann beschlossen sie, sogleich nach dem Häuschen aufzubrechen. Ist er noch nicht da, sagten sie, so erwarten wir ihn dort. Schon das wird ein Trost für mich seyn, wenn ich in einem Hause wohne, in dem mein Sohn gelebt hat. Klärchen wußte nicht, ob sie sich über diesen Entschluß freuen sollte, oder nicht? Von der einen Seite kränkte sie die Untreue ihres Geliebten, von der andern sehnte sie sich,

ihre liebe Einſiedelei, ihren guten Germain und ihren Wohlthäter Candor wieder zu ſehen, von dem ſie, unter dem Schutz der Aeltern des Alexis, gar nichts mehr zu fürchten hatte. Unentſchloſſen ſchwebte ihr Geiſt zwiſchen tauſend ſich ſtreitenden Ideen, allein das Verlangen, ihr Häuschen und ihren Geliebten, ſo ſehr ſie auch von ſeiner Untreue überzeugt war, wieder zu ſehn, trug doch endlich den Sieg davon.

In weniger als Einem Tage war alles zur Abreiſe fertig. Unterwegs ergötzte man ſich an den fröhlichſten Ausſichten, und machte die reizendſten Plane, ſo wenig Wahrſcheinlichkeit auch vorhanden war, daß ſie zur Wirklichkeit kommen würden. Denn im Grunde war die Vermuthung, Alexis in einem Ort wieder zu finden, den er für ewig, wenigſtens für lange Zeit verlaſſen hatte, höchſt abentheuerlich; allein die Täuſchungen der väterlichen Zärtlichkeit und mütterlichen Liebe ſind allmächtig . . . Sie glaubten ſteif und feſt, den Gegenſtand aller ihrer Wünſche in dem Häuschen anzutreffen, und dieſe Hoffnung ge-

währe ihnen eben so viel Entzücken, als die Wahrheit selbst.

Wir folgen ihnen auf ihrem Weg, und wenn wir finden, daß ihre unwahrscheinlichen Erwartungen gleichwohl erfüllt werden, so laßt uns dieß dem Entschluß der höchsten Weisheit zuschreiben, die den Leiden aller dieser Unglücklichen auf einmal ein Ziel setzen wollte. Wie oft würde man die sonderbaren, ungewöhnlichen und unglaublichen Begebenheiten, die man dem Zufall oder der Erdichtung beymißt, segnen, wenn man den Finger der göttlichen Hand in ihnen erkennte, wenn man sie als das unmittelbare Werk der Vorsicht betrachtete, des ewigen Wesens, das alles vermag, alles sieht, alles leitet! Ja in diesem Fall darf man wohl einen Theil vom System unsers Freundes Cicero annehmen: die Ordnung der Dinge, die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht der Natur ...

Doch, damit wir uns mit unserm italienischen philosophischen Harlekin nicht zu tief in die Irrwege der Metaphysik verliesen, so wollen wir diese Betrachtungen den philosophischen und religiösen Lesern

Lesern überlassen, und uns wieder zu unsern Reisenden wenden, die, sobald sie St. Marcellin erreicht hatten, aus dem Wagen stiegen, ihn einem Bedienten anvertrauten, den reizenden Weg nach dem Wald von Chamboran zu Fuß antraten, und sich in die Tiefe desselben, doch unter der Bedeckung von vier mit Pistolen und Hirschfängern bewaffneten Bedienten, wagten.

Der Himmel war rein, keine Wolken versteckten die Sonne, die Zweige waren mit unzählichen Singvögeln bevölkert, die das entzückendste Concert bildeten. Die ganze Natur schien Theil zu nehmen an dem Glück, das allen Helden unsrer Geschichte noch bevorstand.

Gleichwohl waren der Marquis und seine Begleiter nicht ohne alle Besorgniß. Der Wald hat an und für sich wegen der hohen und dichten Bäume etwas düstres und melancholisches. Von Zeit zu Zeit begegneten sie Leuten von sehr verdächtiger Physionomie, die gewiß auch nicht die besten Absichten hatten, es aber nicht wagten, unsere Reisenden anzugreifen, deren Zahl so ansehnlich und die so gut bewaffnet

waren. Klärchen erkannte den glücklichen Baum, auf den sie die Nacht, da sie aus dem Häuschen entsprang, ihre Zuflucht genommen hatte. Die Erde unter ihm schien wacker durchwühlt zu seyn, wahrscheinlich von den beyden Räubern, die ihren vergrabenen Schatz vergebens suchten. Man sah noch an der Rinde die Einschnitte, die die Spitzbuben gemacht hatten, um ihn von den andern Bäumen in der Nähe zu unterscheiden.

Endlich nach einem zweystündigen Marsch, der die Marquise sehr ermüdet hatte, erblickten sie die Mauern des Häuschens vor sich, und, was Klärchen in die äußerste Verwunderung setzte, die Fallbrücke war herabgelassen, und die Thüre stand offen! — — — „Mein Gott,“ rief sie: „sollte Candor todt seyn! Ist das Haus nicht mehr bewohnt? Haben es die Räuber erstiegen und ausgeplündert?“

Ein unglückahndender Gedanke stieg nach dem andern in ihr auf, als sie von ohngefähr auf der Erde die Spuren von verschiedenen Männerfüßen entdeckte, die,

wie die Lage der Abſätze zeigte, auf das Häuschen zugegangen waren. Klärchen war dieß ein neuer Hoffnungsſtrahl ... „Ach!“ ſagte ſie, „wenn wir den Alexis fänden! wenn dieß ſeine Fußtapfen wären!“

Klärchen beobachtet dieſe Spuren genauer, und bald iſt es außer Zweifel für ſie, daß es wirklich die Fußtapfen ihres Geliebten ſind. Es iſt ihr klar, deutlich, unwiderſprechlich. So tyranniſch gebietet die Phantaſie über Vernunft und Sinnlichkeit, ſo lächerliche Täuſchungen gebiert ſelbſt ein kluger Kopf, wenn er ganz voll von ſeinem Gegenſtand iſt .. Wir bitten den Leſer um Verzeihung, wenn er dieſe Behauptung hier nicht am rechten Ort angebracht finden ſollte.

Die niedergelaſſene Fallbrücke verſtattete unſerm kleinen Truppe freyen Einzug .... Sie treten in das Innere des Hauſes, ſehen ſich allerwärts um, und werden niemand gewahr. Klärchen geht voraus. Wie ſchlägt dem armen Mädchen das Herz! ... Sie ſucht im Hauſe ... „niemand zu finden ...“ ſie ſieht ſich im

Garten um, auch hier niemand. Wo sind nur Germain und Candor? . . . Ich höre sie gleichwohl reden, und das ziemlich laut . . . Himmel! auch Alexis! . . . ja das ist seine Stimme. Klärchen ist vielmehr Ihre als Duverlys Tochter: Vater, lassen Sie sich erweichen!"

Ist es Alexis, der das sagt, fragte die Marquise.

„Ja," erwiederte Klärchen zitternd, „seine Stimme ists . . . "

Seine Stimme! die Stimme unsers Sohnes! rufen die beyden Gatten.

Sie lauschten alle drey, und standen da wie drey unbelebte Statuen, stumm und horchend, denn sie konnten nicht errathen, wo diese entfernte Töne herkommen.

Endlich ruft Klärchen: „Aus der Kapelle! o, kommen Sie, kommen Sie, da finden wir sie gewiß."

Wirklich stand die Thüre auch offen. Klärchen, der Marquis, Arzelie steigen eilig die kleine Treppe hinunter. Der plötzliche Uebergang von dem hellen Tages-

licht zur matten Erleuchtung einer Lampe blendet ihnen beym Eintritt das Geſicht: ſie ſehen nur dunkel und verworren. Alexis aber wendet ſich um und erkennt ſeine Geliebte . . .

Klärchen! ruft er — —

„Alexis, hier bring ich deinen Vater — — — “

Aufrichtig geſteh ich, daß ich mich unfähig fühle, die Empfindungen, von denen alle Perſonen unſrer Geſchichte ſich plötzlich überraſcht fühlten, hinlänglich auszudrükken. Meine Feder vermag nicht, ihr Erſtaunen und ihr Entzücken zu ſchildern. Was das Werk eines Augenblicks iſt, verträgt keine Erzählung, die immer lang und froſtig werden muß .... Meine Leſer können ſich eine Vorſtellung von dieſem Gemählde machen, wenn ſie bedenken, daß Candor ſein liebes Klärchen, Duverly ſeine Tochter, dieſe ihren Vater, ihren Wohlthäter, ihren Geliebten wieder fand; Alexis einen Vater, nach dem ſein Herz ſo lang ſich ſehnte: die beyden Gatten einen Sohn, der ihnen ſo viel Thränen gekoſtet hatte: Germain, Dumont ꝛc. endlich

theure Freunde, die sie so lang entbehren mußten.

Wer zählt die Umarmungen, wer zählt die Fragen, die hier fielen? Sie hier? bist Du's? — Sie mein Vater? — — liebster Sohn — — — Sie sprachen alle zusammen: niemand antwortete. Die Ueberraschung hatte sie gleichsam beräubt: sie empfanden zu viel, um ihre Gefühle ausdrücken zu können. Man umarmte, küßte, drückte sich die Hände, und die reinste Freude strahlte aus aller Mienen.

Alexis war der erste, der, aus Furcht, Dorance und Duverly möchten ihr unterbrochenes Gespräch fortsetzen, die Gesellschaft ersuchte, diesen traurigen Ort zu verlassen. Man faßte sich an und ging: Klärchen zwischen den beyden Feinden. Sciocco erstaunt, Dumont und Picot gerührt, schlossen den Zug, und man begab sich nun in den Garten, wo jedes von dem andern die Erzählung seiner Begebenheiten verlangte.

„Wie glücklich fühl' ich mich," sagte Klärchen zu Alexis, „daß ich Dir deinen Vater gefunden habe! . . "

Und ich, wie unglücklich, daß ich Dir den Deinigen wiedergab!

„Treuloser Geliebter, verdienst Du, daß ich noch den mindesten Antheil an Dir nehme?“

Ach! Klärchen, schone mich! wider meinen Willen hab' ich dem grausamen Dorance gedient . .

„Untreuer, was hast Du mit deiner Schließerinn, und deiner Marseiller Sophie gemacht?“

Ich versteh Dich nicht . . . .

„Ich weiß alles, Undankbarer, alles . . . und ich bereu' es sehr, daß ich Dich je liebte.“

Alexis bat dringend um nähere Erklärung, allein sein Vater unterbrach ihn. „Da bist Du also, mein liebster Sohn! kannst Du deinen Vater noch lieben, nachdem er Dich im Gasthof von Valence so grausam verließ?“

Ach! Sie sind mein Vater! immer noch mein Vater.

„Du kennst ihn jetzt, und bald sollst Du auch seine und die Unglücksfälle deiner zärtlichen Mutter erfahren.“

Ach, Herr Marquis, sagte Dubont, wie sehr zitterte ich für Ihr Leben.

„Bester Dumont, Du fandest also meinen Sohn wieder . . aber ich begreife nicht, dieses Zusammentreffen hat ganz das Ansehn eines Wunderwerks . . “ .

O, versetzte Sciocco, welch ein neuer, großer Beweis ist dieß für mein System . .

„Warum,“ erwiederte Dumont: „ich finde dieß Zusammentreffen sehr natürlich. Nur dann findet man es wunderbar, wenn mehrere Personen sich auf einem Ort der Erde zusammenfinden, wo keins etwas zu thun hatte, wo niemand hingerufen ward, allein wenn man einen allgemeinen Zweck hat . . . Suchten wir nicht alle einander, und ist was begreiflicher, als daß wir uns da suchten, wo wir die meiste Wahrscheinlichkeit hatten, uns zusammen zu finden? Gab es sonst noch einen Ort, den wir in der Absicht diesem vorziehen konnten? — — “

Ja, versetzte Sciocco, das hat seine Richtigkeit, aber was ich nicht begreife, ist, wie wir uns gerade an Einem Tag zusammen treffen konnten . . .

„Es iſt wahr, das iſt ein Werk des Zufalls . . . “

Um Verzeihung, nicht des Zufalls. Wie läßt ſich die beſtimmte Reihe der Dinge, und die iſt doch anläugbar, mit dem Zufall reimen? —

Dorance ſchoß indeß immer noch drohende Blicke auf Duverly. Der Vorfall, der ſeine Wuth aufgehalten, hatte ſie drum nicht erſtickt . . . Zwar hatte er den blutigen, grauſamen Plan, ſeinen Freund mit eigner Hand zu morden, aufgegeben, allein er konnte doch ſeinen Anblick nicht ertragen. — Duverly ſtand noch immer furchtſam und verlegen da: er wagte es nicht, den Mann, den er ſo grauſam mißhandelt, frey anzublicken. Er ſchwieg, aus Furcht, ſeine Tochter in Verlegenheit zu ſetzen, und Dorances Unwillen zu reizen, der jetzt erſt im Stande war, ſeinen geliebten Alexis, Dumont, den Italiener, und den ehrlichen Picot freundlich zu bewillkommen.

Der ganze Zug kam nunmehr in das Bosket, das längs dem kleinen Bach hinläuft. Hier ließen ſich alle nieder, und

jedes ward ersucht, seine Geschichte zu erzählen. Natürlich war man auf die Schicksale des Marquis, des Vaters von Alexis, am begierigsten. Auch ließ sich dieser nicht lange bitten. Er winkte seinem Sohn, zwischen ihm und seiner Gattinn Platz zu nehmen: die übrigen setzten sich um sie herum, und der Marquis begann eine Erzählung, die der Leser längst zu hören gewünscht haben muß, wenn er anders einigen Antheil an dem Loos eines jungen Menschen genommen, der sein neunzehntes Jahr erreichte, ohne die Welt, seinen Vater, und das Geheimniß seiner Geburt kennen gelernt zu haben.

Sechstes Kapitel.

Die Thuillerien und der Pont-tournant.

„Liebe, Habſucht und Ehrgeiz waren die drey Geißeln meines Lebens... Liebe war mein Verbrechen, Habſucht das Laſter eines barbariſchen Bruders, und Ehrgeiz die Quelle alles Kummers, den mir ein Vater verurſachte .. was ſag ich ein Vater! ... er war es nicht, und hat nie dieſen Namen von mir verdient! ... Indeß liebte er mich gleichwohl, ich verehrte ihn, und dieſe zu weit getriebene drückende Verehrung hat mich immer gehindert, das Joch abzuwerfen, das er mir auflegen wollte .... Ach, ohne ſeinen Sohn, ohne den grauſamen Chevalier Danfort ... Doch, ich ſehe, daß dieſe Ausrufungen Räthſel für Sie ſeyn müſſen, meine Freunde. Ich muß ſie erklären, und die Geſchichte meiner Familie erzählen, ehe ich zu der Erzählung meiner eignen Unfälle fortgehen kann .. Hören Sie alſo.

Meine Mutter hieß Aurora Bleville, und war eine Tochter des bekannten Grafen von Bleville,*) der, unter der vorigen Regierung als Ambassadeur am spanischen Hofe stand. Ihre Schönheit sowohl als ihre Tugenden, und das große Ansehn, in dem ihr Vater stand, berechtigten sie, auf die ersten Partien am Hofe Anspruch zu machen. Allein noch als junges Mädchen lernte sie den Grafen Danfort kennen, und verlor durch ihn die Freyheit zu wählen. Auch der Graf verliebte sich sterblich in Aurora Bleville, und trieb die Unbesonnenheit so weit, förmlich um sie anzuhalten. Der Ambassadeur, den ein solches Gesuch auf das äußerste beleidigte, entfernte den jungen Mann, schickte seine Tochter in ein Kloster, und nöthigte sie einige Monate nachher den Marquis von Corsange zu heirathen, der ein Günstling des Königs, ein angenehmer Mann von vielen Vorzügen war, gegen den die un-

*) Aus Schonung für die Familie des Helden der Geschichte, die noch existirt, und mehrere vortreffliche Personen aufzuweisen hat, sind die wahren Namen mit diesen (Bleville, Corsange u. s. w.) vertauscht worden.

glückliche Aurora aber den unüberwindlichſten Widerwillen hatte. Sie gehorchte dennoch ihrem Vater, und ſchenkte ihrem Gemahl, wenn ſchon nicht Liebe, doch Achtung und Freundſchaft. Ich war die Frucht dieſer Ehe. Meine Mutter, die mich zärtlich liebte, fing nach und nach an ſich in ihr Verhältniß zu fügen, als ein trauriger Umſtand ihre alte Liebe und ihre Hoffnungen wieder erweckte. Der König war damals in einem deutſchen Krieg begriffen. Der Ambaſſadeur und ſein Schwiegerſohn ſtritten einander zur Seite, und wurden beyde von Einer Kanonenkugel ſo heftig verwundet, daß ſie kurz darauf ſtarben. Meine Mutter, die ſich auf einmal aus dem väterlichen und ehlichen Joche befreyt ſah, dachte nun an nichts als ihre zweyte Heirath. Sie war damals ſechs und zwanzig, Graf Danfort dreyßig Jahr: beyde waren frey, beyde liebten ſich mit gleicher Leidenſchaft: ſie ſahen ſich wieder, und verbanden ſich. Die unvorſichtige Aurora überwarf ſich indeß durch dieſe Heirath mit der ganzen Familie meines Vaters. Niemand wollte ſie ſehen, nie-

mand nahm sich meiner im geringsten an, als ich mich in der Folge durch mein Unglück genöthigt sah, meine Zuflucht zu ihnen zu nehmen.

Meine Mutter hatte es zur Bedingung gemacht, daß ich unter ihren Augen erzogen werden, und daß ihr neuer Gatte nichts versäumen solle, was zu meinem Glück beytragen, und mich in den Stand setzen könne, einst eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen. Danfort versprach alles, und hielt auch sein Wort zwey Jahre lang . . . das heißt, so lange bis ihm seine Gattinn selbst einen Sohn schenkte . . Dieser Sohn, meine Freunde, ist die Ursach aller meiner Leiden.

Die Zärtlichkeit, die Herr und Madam Danfort vor diesem Sohn empfanden, der die Frucht der Liebe, nicht blos der Ehe war, that der Neigung zu mir, wie man denken kann, unendlich viel Abbruch. Ich bemerkte es, so jung ich war, und hatte den Muth mich gegen meine Mutter darüber zu beklagen. Sie gab mir in einem trocknen Ton zur Antwort: Nun gut, Herr

Sohn, Sie ſollen dieſen Verdruß nicht länger haben: morgen ſollen Sie in ein Collegium gebracht werden, und dort bleiben, bis Sie ausſtudirt haben... Dieſe Worte waren mir ein Donnerſchlag. Ich weinte den ganzen Tag, und verließ den andern Morgen in Begleitung eines einzigen Domeſtiken mein väterliches Haus .. Da ich von meiner Mutter Abſchied nehmen und ſie umarmen wollte, ſo kehrte ſie mir den Rücken zu .. Dieß Betragen, ich geſteh es, erbitterte mich mehr, als es mich kränkte, und ich war im Begriff das Zimmer zu verlaſſen, als mein Stiefvater, der mich genau beobachtete, auf mich zukam, mich umarmte, mir ganz unvermerkt ein kleines Geſchenk zuſteckte, und mir mit einem zärtlichen Tone verſicherte, wenn ich mich klug aufführen und fleißig ſeyn würde, ſo wolle er mich alle Monate einmal zu ſich kommen laſſen .. Dieſes Verſprechen beruhigte mich ein wenig, ich ſtieg in den Wagen und fuhr mit meinem Kammerdiener in das College de Navarre... in daſſelbe, wohin ich in der Folge auch meinen kleinen Alexis that.

Hier fand ich einen Lehrer, der mich erwartete. Ein wahrer Pedant voll griechischer und lateinischer Phrasen, der mich in der langen Zeit, die ich in dieser Art von Gefängniß mit ihm zubringen mußte, um einen guten Theil meiner natürlich heitern Laune brachte.

Ich war nunmehr zwölf Jahr alt, und also im Stande, Betrachtungen anzustellen. Die Kälte meiner Mutter machte mir den bittersten Kummer. Ich konnte nicht errathen, womit ich sie beleidigt habe. Gesetzt auch ich hätte etwas versehen, sollte sie einem Kinde von meinem Alter nicht etwas verzeihen . . . Die Liebkosungen des Grafen hingegen hatten ihm mein ganzes Herz erworben. Ich liebte ihn von diesem Augenblick an eben so sehr, als er mir vorher mißfallen hatte. Empfindsame Herzen haben keine Stetigkeit in ihren Meinungen, ein hartes Wort kränkt und entfernt sie, die geringste Gefälligkeit hingegen bringt sie viel weiter zurück, als sie sich vorher entfernt hatten . . . es ist eben so leicht, sie glücklich, als unglücklich zu machen.

Im

Im erſten Jahr meines Collegienlebens hatte ich das Vergnügen, das Haus meiner Aeltern von Zeit zu Zeit beſuchen zu dürfen . . . Im zweyten Jahr ward ich ſchon weit ſeltner geholt, das dritte noch ſeltner, und endlich dachte niemand mehr an mich. Ich lebte im Collegio als wär ich von der ganzen Natur vergeſſen, war der Pflege von Miethlingen übergeben, und mein einziger Troſt war der Umgang eines jungen Menſchen von gleichem Alter, den ich das Glück hatte hier zu finden.

Dieſer Freund! . . . verzeihen Sie mir, wenn ich ſeinem Andenken ein paar Thränen ſchenke! Ach! ich liebte ihn ſo ſehr . . und konnte doch . . Verzeihung, meine Freunde, tauſendmal Verzeihung! Dieſe Zähren ſind ein Beweis der ſchmerzlichen Reue, die ich empfinde . . .

Dulys, ſo hieß er, ward bald mein andres Ich. Er liebte mich zärtlich. Wir hatten einerley Charakter, einerley Denkungsart: alles verband uns, wir waren ſtets beyſammen. An Premenadetagen entfernten wir uns von dem Schwarm unſrer Kameraden, und hingen unſern

Gedanken nach: kurz, die ſüßeſte Freundſchaft wirkte gleich ſtark auf unſre Herzen .. Welchen Antheil nahm er nicht an meinem Schickſal! wie ſuchte er meine Leiden zu verſüßen! ... Doch ich ſehe, daß meine liebe Arzelie eben ſo ſtark von dieſer Erinnerung angegriffen wird als ich ſelbſt. Ich will daher ſo geſchwind als möglich über dieſen Umſtand in meinem Leben hinwegeilen, der mich bald beſchämen und in Ihren Augen ſehr ſtrafbar erſcheinen laſſen wird.

Dulys hatte keinen Vater mehr. Seine Mutter, die ihn zärtlich liebte, wohnte in Dreux, und kam nie nach Paris, ihr Sohn aber brachte jederzeit die Ferien bey ihr zu. Madam Dulys erwartete dieſen Zeitpunkt immer mit eben ſo großer Ungeduld, als ich ihm mit Schmerz entgegen ſah. In der That war es etwas hartes, jedes Jahr zwey Monate ganz allein im Collegio zubringen zu müſſen, von meinem Freund getrennt, von meinen Aeltern vergeſſen. Nichts blieb mir übrig, als zu ſtudiren, und zu weinen. Wie ſehr

wurden mir die erſten ſonſt ſo glücklichen Jugendjahre verbittert.

Sechs Jahre hatte ich nun ſchon in dieſer Lage verlebt, als man mir eines Tages meldete, ein Bedienter verlange mich zu ſprechen. Ich kam herunter: wie ſchlug mir das Herz, als ich die Livree meines Stiefvaters erblickte . . Geſchwind, geſchwind, Herr Marquis, ſagte der Menſch ganz außer Athem, hurtig, folgen Sie mir. Ihre Frau Mutter liegt in den letzten Zügen . . ./

Ein Donnerſchlag hätte mich nicht mehr betäuben können. Gütiger Himmel, welch ein Zufall . .

Es iſt kein Zufall, ſagte der Bediente, ſie liegt ſchon zwey Monate nieder.

Schon zwey Monate, und man hat mir kein Wort davon ſagen laſſen!

Dieſen Morgen hat ſie das erſtemal nach Ihnen gefragt. Aber halten Sie ſich nicht länger auf . .'. es iſt keine Zeit zu verlieren, wenn Sie ſie noch lebendig finden wollen . .

So viel ſchmerzliche Gefühle, ſo plötzlich erregt, machten, daß ich beynah in

Ohnmacht gesunken wäre. Der Bediente bemerkte es, und führte mich bis an den Wagen des Grafen, der mich vor der Thüre erwartete. Ich stieg hinein und fuhr in unser Hotel, das in der Straße Richelieu lag.

Man führte mich in das Zimmer meiner Mutter, die auf dem Sterbebett lag, und jeden Augenblick ihre Auflösung erwartete. Mein Sohn, sagte sie mit schwacher Stimme zu mir, ich sterbe: . . . du verlierst mich, mein Sohn, aber ich lasse dir einen guten Vater in dem Grafen. Ich habe ihn zu deinem Vormund erklärt. Er will die Güte haben, das Vermögen meines ersten Mannes, des Marquis de Corsanges, für dich zu verwalten . . . . Ich übergebe ihm alle meine Rechte auf dich, gehorche ihm, wie mir, und bedenke, daß du mich im Grabe, wohin ich bald kommen werde, beleidigen würdest, wenn du es jemals an der ihm schuldigen Dankbarkeit ermangeln ließest.

Ich drückte die Hand meiner Mutter und benetzte sie mit Thränen. Der Graf stand zu ihrem Haupte und weinte gleich-

falls. Neben ihm ſtand ſein Sohn, der Chevalier d'Anfort. Hier iſt dein Bruder, fuhr meine Mutter fort, indem ſie auf ihn zeigte: ich befehle euch, in Einigkeit zu leben, Freunde zu ſeyn, und euch bis in den Tod zu lieben. Verſprecht ihr mirs?

Ich ſtammelte ein paar abgebrochne Sylben, der junge Danfort antwortete ſchluchzend Ja! Meine Mutter nahm ihn in ihre Arme und wollte ihn an ihr Herz drücken: in demſelben Augenblick aber ſank ſie zurück und verſchied! So ſchrecklich dieſer ganze Auftritt für mich war, ſo doppelt ſchmerzhaft ward er mir durch den Gedanken, daß der letzte Blick meiner Mutter nicht mir, ſondern meinem Stiefbruder gegolten habe. Ich beneidete ihn darum, und von dieſem Moment empfand ich einen Haß gegen ihn, über den ich in der Folge nie habe Herr werden können. Ich geſteh gern, daß ich hierin unrecht that; allein das iſt auch das einzige, worin ich gegen ihn gefehlt habe, und es war mir unmöglich, meine Empfindung zu unterdrücken.

Zwey Tage nach dem Tod meiner Mutter, ließ mich der Graf auf sein Zimmer holen, sagte mir viel artiges und zärtliches, versprach mir, stets wie ein Vater für mich zu sorgen, umarmte mich, und schickte mich wieder in mein Gefängniß, in das ich mit traurigem Herzen zurückkehrte .... Dulys hatte mich kaum erblickt, als er in meine Arme flog. Ich erzählte ihm alles, was vorgefallen war, und wir wurden einig, daß ich meines künftigen Schicksals wegen auf meiner Hut seyn müsse, da ich von einem mir ganz fremden Mann abhänge. Gleichwohl interessirte mich dieser Mann, ich hatte Ehrfurcht für ihn, ich liebte ihn sogar. Er hatte sich eine solche Herrschaft über mich erworben, daß er mir imponirte, und daß ich mich in seiner Gegenwart kaum zu sprechen getraute. Sie werden in der Folge sehen, wie nachtheilig mir diese Furchtsamkeit ward.

Ich brachte noch zwey Jahre im Collegio zu, in welcher Zeit mich der Graf gewiß alle vierzehn Tage einmal zu sich kommen ließ. Er begegnete mir sehr lieb-

reich, und ſeine Güte machte, daß ich ihn von ganzem Herzen liebte. Allein ſo groß meine Zärtlichkeit gegen ihn war, ſo verhaßt war mir mein Bruder wegen ſeines herrſchſüchtigen Charakters. Kaum hatte er das vierzehnte Jahr erreicht, und doch leuchtete ſchon aus allen ſeinen Handlungen Stolz und Unverſchämtheit. Kaum ſah er mich an, nannte mich nicht anders als Herr, und ſo wie er mir, ſo war er allen verhaßt, die mit ihm zu thun hatten. Alle ſeine Fehler entſprangen aus einer gemeinſchaftlichen Quelle. Meine Mutter, die ihn abgöttiſch liebte, hatte ihm von ſeiner frühſten Kindheit an in allem ſeinen Willen gelaſſen, er herrſchte unumſchränkt über alle Domeſtiken, ſeine kindiſchen Launen waren unverbrüchliche Geſetze für die erwachſenen Perſonen, die ihn bedienten. Wenn ſie ja einmal mit ihm von mir ſprach, ſo geſchah es auf dieſe Art: mein Sohn, mein beſter Danfort, ich liebe dich mehr, du biſt mir theurer als er u. ſ. w. Dieſe und ähnliche Reden, die ich in der Folge wieder erfuhr, ſchmeichelten die Eigenliebe des kleinen Menſchen, und flöß-

ten ihm eine innige Verachtung für mich ein. Auch sein Vater, so viel Freundschaft er mir erzeigte, hatte doch nur ein Herz für ihn, und der gute Vater trieb diese Liebe so sehr bis zur Schwachheit, daß der verzogene Knabe selbst gegen ihn den Respekt aus den Augen setzte, ohne daß ers zu bemerken schien. Kurz die Nachsicht des Vaters überschritt so sehr alle Schranken, als der Dünkel und Uebermuth des Sohns. Wir hatten oft Zwist zusammen, und doch vermied ich so viel möglich alle Händel der Art, weil ich sah, daß sie meinem lieben Vormund Verdruß machten, und daß er doch bey sich seinem Sohne immer Recht gab. Seine Beleidigungen schienen mir überdieß mehr verachtungswerth als furchtbar. Ich sah nicht voraus, daß meine Nachgiebigkeit mir einst so schädlich werden, und daß mein Bruder bald Rechte darauf gründen, und das Glück meines Lebens vergiften würde.

Nach dem Tod seiner Gattinn hatte der Graf eine sehr reiche Schwester zu sich genommen, die nie verheirathet gewesen war, und die er seines Sohnes wegen sehr

ſchonte. Dieſe Schweſter war eben ſo thörigt in ihren Neffen verliebt: er war ihr Engel, ihr Herz, ihre Seele. Sie konnte nie Worte genug finden, ihre Zärtlichkeit für ihn auszudrücken. Mir erwieß ſie zwar nicht Liebe, aber doch Achtung, und das um deſto mehr, da ſie ſah, wie gut ihr Bruder mich behandelte. Ich gewöhnte mich an ihre Art zu ſeyn, und mit einiger Nachgiebigkeit gegen den Engel des Hauſes hoffte ich leidlich zufrieden drinn leben zu können.

Ich hatte nunmehr mein zwanzigſtes Jahr erreicht. Ich war alle Klaſſen durchgegangen, und der Graf foderte mich aus dem Collegio ab, um mich ganz in ſein Haus aufzunehmen, welches ich mir denn ſehr wohl gefallen ließ. Er that mir mancherley Vorſchläge wegen der Wahl eines Standes, beſonders ſuchte er mir den geiſtlichen Stand von der angenehmſten Seite zu ſchildern, natürlich in der Abſicht, damit ich nicht heirathen, und einſt mein Vermögen in die Hände ſeines Sohnes oder ſeiner Kinder kommen möchte. Allein ich zog das Militair vor. Er war mir

auch darin nicht zuwider, sondern kaufte mir eine Lieutenantsstelle in dem Regiment Conde'.

Ich befand mich ganz wohl bey meinem Vormund, und hatte keinen Verdruß, als den mir das Betragen meines Bruders machte; doch dafür tröstete mich mein Freund Dulys, der gleichfalls seine Schulstudien vollendet, und sich jetzt in die Geheimnisse der juristischen Praxis einweihen ließ. Seine Mutter hatte ihn bey einem Verwandten, der unser Nachbar war, in Pension gethan, so daß wir uns zu allen Tagesstunden sehen konnten. Er war in unserm Hause sehr gelitten, und der gemeinschaftliche Freund von allen, meinen Bruder ausgenommen, der ihn nicht ausstehen konnte. Dulys lachte über ihn, und wir waren alle vollkommen zufrieden.

Ich liebte das sitzende Leben, hatte Anlage zum Philosophen und Menschenfeind. Ich hatte keine Leidenschaft, keinen herrschenden Geschmack, mein einziges Vergnügen bestand im Studiren und der Lectüre. Dulys hatte dieselbe Neigung: oft brachten wir ganze Tage mit Lesen und

Nachdenken zu . . . Eines Tages fiel unſer Geſpräch auf die Weiber. Dulys ſchilderte alle Gefahren, denen man ſich ausſetze, wenn man heirathe; er mahlte mir die Liebe von ihrer furchtbarſten Seite ab, die Ehe wie einen traurigen Kerker, in dem man ſein Daſeyn verſchmachte, ohne daß die Thorheiten und Launen einer Gattinn unſere Feſſeln löſen könnten . . . Dieß war natürlich Deklamation eines jungen Menſchen ohne Erfahrung, allein mir ſchien es reine Wahrheit, und die Folge unſrer Unterhaltung war, daß wir uns gegenſeitig durch einen Eid verbanden, nie zu heirathen. Dieſer Vorſatz war thörigt und unſinnig, freylich konnte man ihn nur in einem gänzlichen Schlummer der Leidenſchaft faſſen. Ein hinfälliges Gebäude, das der leiſeſte Hauch über den Haufen wirft! Hievon überzeugte mich die Folge nur zu ſehr.

Der Graf Danfort war ein Mann von Verſtand und unſer Vertrauter. Ich hatte kein Geheimniß für ihn, und beging die Unvorſichtigkeit, ihm dieſen feſten Entſchluß, den ich gefaßt, mitzutheilen. Die-

ſes Projekt paßte vollkommen zu ſeinen Abſichten. Er beſtärkte mich darin, machte mir die größten Lobſprüche über meinen frühreifen Verſtand, und hatte nichts angelegentlicheres, als eine Gräfinn d'Exelle, meine Pathe, eine alte, außerordentlich reiche Frau, davon zu benachrichtigen, die mich ſehr liebte, und mir zwanzigmal verſprochen hatte, mich zu ihrem Univerſalerben einzuſetzen. Die Gräfinn, die aber dabey zugleich in den Chevalier Danſort ſo thörigt verliebt war, als Vater und Tante, hörte mit vielem Vergnügen, daß meine Abſichten einer Familie, die ſie ſo ſehr begünſtigte, nützlich werden müßten. Als ſie demnach kurze Zeit drauf gefährlich krank ward, ließ ſie uns beyde an ihr Bett kommen, und diktirte in unſrer Gegenwart die Artikel ihres Teſtamentes.

„Corſange," ſagte ſie zu mir, „die zärtlichſte Freundſchaft verband mich mit deinem Vater; ich bin deine Pathe, ich bin reich, und habe mein Vermögen niemand zu danken. Ich laſſe dir's, doch unter der Bedingung, daß du etwas unter meinen Augen unterſchreibſt. Ich ſetze

dich zu meinem Universalerben ein, im Fall du mir verſprichſt, nie zu heirathen, und daß dein Vermögen nach deinem Tode auf deinen Bruder oder ſeine nächſten Verwandten fallen ſoll.“

Noch voll von meiner philoſophiſchen Schwärmerey, verſprach ich alles und unterſchrieb. Die Gräfinn ſtarb. Graf Danfort ließ ſich eine vidimirte Copie von meiner Entſagung geben, übernahm die Verwaltung dieſer neuen Güter bis zu meiner Volljährigkeit, und ſo beſaß ich jetzt ein Vermögen von faſt hundert tauſend Livres jährlicher Einkünfte.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie man mir ſeit der Zeit in dem Danfortiſchen Hauſe begegnete. Jedermann trug mich auf den Händen, der Chevalier bekam ſogar ausdrücklichen Befehl, mich mit der größten Artigkeit und Gefälligkeit zu behandeln, und mich auf alle Weiſe zu ſchonen.

Ich hatte mein Unglück unterzeichnet, ohne es zu wiſſen, und noch ahndete mirs nicht, daß ich je dieſen Schritt bereuen könnte. Mein Freund Dulys, der in

gleichem Irrthum ſtack, beſtärkte mich in meinen Grundſätzen und ich war glücklich ... Sie werden bald hören, meine Freunde, zu welchen Kataſtrophen mich dieſe Unbeſonnenheit brachte ... Dieſe Details haben Ihnen vielleicht Langeweile gemacht, allein ſie waren nöthig, ich mußte ſie nothwendig vorausſchicken, um den intereſſantern Theil meiner Geſchichte verſtändlich zu machen. Machen Sie ſich bereit, ein Gewebe von Abſcheulichkeiten und Ungerechtigkeiten zu hören, wie ſie nur die ſchwärzeſte, teufliſchſte Bosheit erſinnen kann.

Die Schweſter des Grafen hatte einen Freund, der den Titel Baron d'Arzeville führte. Dieſer Freund, ſeit langer Zeit Wittwer, lebte mit ſeiner Tochter, der einzigen Frucht ſeiner Ehe, auf einem ſeiner Güter. Er ſchrieb oft an Madam Danſort, die ſeine verſtorbene Frau ſehr genau gekannt hatte. Eines Tages erhielt ſie einen Brief, in dem es unter andern hieß: „eine wichtige Affaire, die meine Gegen„wart ſchlechterdings erfordert, ruft mich „nach Martinique: nach der Verlauf eines

„Monats muß ich die Reiſe antreten. Ich „wage es nicht, meine Tochter den Gefah„ren eines ſo weiten Weges auszuſetzen, „und da ich überdieß auf unſre alte Freund„ſchaft rechne, ſo werde ich mir die Frey„heit nehmen, ſie Ihnen, meine liebe „Danfort, anzuvertrauen, und ſie, ſo „lange meine Entfernung dauern wird, „bey Ihnen zu laſſen. Ich hoffe Sie wer„den mir dieſe Gefälligkeit nicht abſchlagen. „Wir werden ſpäteſtens gegen das Ende „der Woche nach Paris kommen u. ſ. w.“

Madam Danfort nahm dieſen Beweis des Zutrauens ihres Freundes außerordentlich gut auf. Sie ließ ſogleich die nöthigen Anſtalten zu ſeinem Empfang machen, und Zimmer für den Baron und ihre künftige Koſtgängerinn zubereiten. Sie werden das Fräulein d'Arzeville kennen lernen, wiederholte ſie alle Augenblicke: ſie iſt allerliebſt, reizend, artig ... ich habe keine Kinder, ſie ſoll meine Tochter werden. Was für Freude werde ich haben! ...

Ich hörte dieſe Reden mit der größten Gleichgültigkeit an, und war weit entfernt zu glauben, daß dieſes Mädchen mich allen

meinen Schwüren untreu machen würde. Der Tag, an dem der Baron d' Arzeville hatte eintreffen wollen, erſchien, wir warteten, warteten, niemand ließ ſich ſehen. Auch der andere, auch der dritte Tag verſtrich ſo; endlich kam ein Mann, allein, leichenblaß, mit verſtörtem Geſicht, der in den tiefſten Schmerz verſenkt ſchien.

Mein Gott, rief Madam Danfort ihm entgegen: ſind Sie's, mein Freund? was fehlt Ihnen? Warum ſo verſtört, und wo haben Sie Ihre Tochter?

„Meine Tochter? — — meine Tochter! . . . ich habe meine arme Tochter verloren . . . "

O Himmel! iſt ſie todt?

„Ich weiß nicht — — — "

Sie wiſſen nicht? Sagen Sie doch? was iſt ihr widerfahren?

Der Baron ſetzte ſich, ſammelte ſich ein paar Augenblicke, und begann ſodann ſeine Erzählung folgendergeſtalt:

„Wir waren der Vorſtadt von Nevers ſchon ganz nah, als ein Mann in einem Kabriolet, von einem einzigen Bedienten begleitet, gerade vor uns quer über den

Weg ſahe, und unſern Wagen beynah umwarf . . .

Mein Herr, ſagte ich ganz gelaſſen, ſehen Sie ſich wohl vor, was Sie thun. Er gab mir eine trotzige Antwort, ich replizirte, und der inſolente Unbekannte unterſtand ſich endlich, mir einen Hieb mit der Peitſche zu geben. Ich ſprang aus der Chaiſe, zog den Degen; wir ſchlugen uns, und ich hatte das Unglück, ihn todt zu Boden zu ſtrecken. Das Geſchrey meiner Tochter, meiner Bedienten, nichts hielt mich zurück. Der Fremde war todt, und ſein Bedienter hatte die Flucht ergriffen. Ich ſtieg wieder ein, und trieb die Pferde was ich konnte. Denſelben Tag noch, gegen Abend, bemerkte ich eine Chaiſe hinter uns, die weit ſchneller lief als die meinige, und uns in kurzer Zeit einholte. Sie hielt neben mir. Vier Männer ſtiegen heraus und griffen mich an. Meine Vertheidigung war zu ſchwach; einer brachte mir einen Stich bey, der mich des Bewußtſeyns beraubte, und wie ich wieder zu mir ſelbſt kam, ſah ich mich ohne meine Tochter. Arzelie war nicht mehr bey mir,

die vier Böſewichter hatten ſie mir entführt. Germain, mein Kammerdiener, der beſchäftigt war mir zu Hülfe zu kommen, hatte ſie von ihnen ergreifen und mit Gewalt in die Poſtchaiſe ſchleppen ſehn, ohne etwas zu ihrer Vertheidigung thun zu können. Kurz ich hatte ſie nicht mehr, meine geliebte Tochter ... und wußte nicht, wo ich mich hinwenden ſollte, ſie wieder zu finden. — Ich ſetzte mich alſo in meinen Wagen und fuhr hieher. Ich fühle, daß ich dieſen Schlag nicht lange überleben werde ....“

Gott, welch ein ſchrecklicher Unfall, ſagte Mad. Danſort: und was denken Sie davon? Haben Sie gar keine Vermuthung, keinen Verdacht?

„Auch nicht die mindeſte Spur,“ erwiederte der Baron, „die ich weiter verfolgen könnte ... Der junge Mann, der mich beleidigt hatte, war todt, ich hatte ihn todes zu Boden geſtreckt: wer konnte mir ſonſt meine arme Arzelie rauben?“

Der unglückliche Baron überließ ſich von neuem ſeinen Schmerz. Umſonſt verſuchten wir, ihn zu tröſten. Nur dadurch

gelang es uns, ihn etwas zu beruhigen, daß wir ihm versprachen, ihn zum Minister zu begleiten, dem wir den Vorfall erzählen wollten, und der allein dieses dunkle Räthsel auflösen konnte . .

Wir fuhren demnach den andern Tag nach Versailles, der Baron, mein Stiefvater und ich. Der Minister schien über diesen Handel nicht weniger betroffen als wir selbst, und versprach, alles mögliche aufzubieten, die Räuber zu entdecken, und den Ort, wohin sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, ausfindig zu machen . . . Wir kehrten sehr vergnügt über diesen Bescheid nach Paris zurück, und stiegen in den Thuillerien ab; hier bat Graf Danfort, wir möchten warten, bis er etwas mit jemand, der im Schloß wohne, abgethan habe.

Unterdeß ging ich mit dem Baron in den großen Alleen dieses prächtigen Gartens spatzieren. Der Baron unterhielt mich unaufhörlich von dem Gegenstand seines Schmerzes, und ich bemühte mich vergeblich ihn davon abzuziehn.

Gegen Abend, als wir sahen, daß der Graf nicht wiederkam und uns abholte, ward der Baron unruhig. Er wünschte, ihn wieder zu sehn, und wollte sich selbst nach der Ursache erkundigen, die ihn so lange aufhielte. Erwarten Sie mich auf dem Pont-tournant, sagte er, ich gehe ins Schloß ... ich kenne die Person, zu der er gegangen ist, und bringe ihn mit mir zurück.

Mit diesen Worten ging der Baron auf das Schloß zu. Es fing schon an sehr dunkel zu werden ... ich näherte mich dem Pont-tournant, und blieb eine Weile stehn, die Colonnade zu betrachten, die mir noch nie so schön vorgekommen war .... Gleichwohl spürte ich eine innerliche Unruhe, über die ich nicht Herr werden konnte ... Mir wars, als wären uns, dem Baron und mir, verschiedne Personen von verdächtigem Ansehn den ganzen Nachmittag in den Thuillerien nachgeschlichen ... Jetzt war der Baron fort, und dieselben Personen waren immer noch um mich herum .. was wollen sie von mir? bin ich ihnen in irgend einer Rück-

ſicht verdächtig? Sind es Polizeyſpione, oder Feinde, die mir nach dem Leben trachten? Ich ſtellte dieſe Betrachtungen an, und war eben im Begriff einen von ihnen, der ſich nur ein paar Schritte von mir hielt, anzureden, als ein Wagen ohnfern mir ſtill hielt. Zwey Männer ſtiegen heraus, vereinigten ſich mit denen, die mir folgten, umringten mich, hielten mir den Mund zu, warfen mich in den Wagen, und ließen die Pferde in vollem Galopp fortſprengen, eh' ich noch Zeit hatte mich zu beſinnen.

Dieß pflege ich nur mein Abentheuer vom Pont-tournant zu nennen. Gönnen Sie mir ferner Gehör, und Sie werden ſo außerordentliche Dinge vernehmen, daß wirklich ganz das Zutrauen, das Sie zu mir hegen, und die Wahrhaftigkeit, der ich mich von jeher befleißigt habe, erforderlich iſt, mir Glauben zu verſchaffen.

Siebentes Kapitel

Freuden und Leiden der Liebe.

Sie können sich mein Erstaunen und mein Schrecken denken!... ich fragte meine Wächter, was man mit mir vorhabe, erhielt aber keine Antwort... Da ich ganz entwaffnet war, so wär es Thorheit gewesen, wenn ich mich mit Gewalt hätte befreyen wollen ... Es blieb nichts übrig, als den Ausgang dieser sonderbaren Begebenheit stillschweigend zu erwarten... Allein wie sehr litt ich nicht! Meine Freunde, Sie können sich meine Lage denken, wenn Sie sich einen Augenblick an meine Stelle setzen.

Wir fuhren so zwey ganzer Tage ohne inne zu halten, und wie es schien auf geakkertem Feld und Nebenwegen, denn da die Thüren und Fenster des Wagens auf das sorgfältigste verwahrt waren, so wußte ich nicht, wo ich mich befand ... Meine Begleiter boten mir etwas von den Speisen an, die sie bey sich hatten. Ich schlug

alles aus, und drang hingegen deſto ſtärker in ſie, mir zu ſagen, was man mit mir vorhabe. Ich erfuhr eben ſo wenig.

Endlich erreichten wir das Ziel der Reiſe. Der Wagen ſchien unter einem gewölbten Thore hinzufahren, wie ich aus dem Geräuſch der Räder ſchloß, und wir ſtiegen mitten in der Nacht in einem geräumigen Hof aus, an der Thür eines Gebäudes, das einem Schloß ähnlicher ſah als einer bürgerlichen Wohnung.

Man führte mich einige Stufen in die Höhe, und ließ mich in einen hellerleuchteten Saal treten, wo ich eine gedeckte und mit den auserleſenſten Speiſen beſetzte Tafel fand. Einer von meinen Begleitern fragte: ob ich ſoupiren wolle? — Nein, Barbar, ſagte ich, endigt lieber vorher euer ſchändliches Geſchäfte, und erwürgt euer Schlachtopfer . . . Sie irren ſich, mein Herr, ſagte einer, davon iſt nicht die Rede. Sehen Sie doch, ob Ihnen etwas anſtändig iſt. (Er zeigte auf die Tafel.)

Immer noch der feſten Ueberzeugung, alles das ſey Spott von den Bedienten,

verweigerte ich hartnäckig alle Nahrung. Man führte mich nunmehr in ein anderes Zimmer, wo mir das traurigste Schauspiel in die Augen fiel. Mitten im Zimmer, das ganz schwarz ausgeschlagen war, erhob sich ein Sarg: einige Lichter erleuchteten diesen düstren Ort. Ein alter, bleicher Mann, mit rothgeweinten Augen, stützte sich auf das Grabmahl... O mein Sohn, rief er, du sollst gerächt werden, nicht durch die gerechte Strenge der Gesetze, ihr Gang ist zu langsam, meinen Rachedurst zu befriedigen ... Grausamer Fremdling, ich will dich strafen ... ja du sollst unter denselben Streichen bluten, die mein armes Herz zerfleischt haben ...

Diese Worte rührten mich bis zu Thränen ... Der Unbekannte, wie er ein Geräusch hörte, drehte sich um, und da er mich gewahr ward, gab er ein Zeichen des Erstaunens von sich, und sagte zu dem Bedienten, der mich hereinführte: Einfältiger Mensch, das ist nicht der Herr, den ich meine! . Wie unbesonnen! Geht, bringt ihn wieder hin, wo ihr ihn hergeholt habt ... Er betrachtete mich noch

einmal genau, und drehte mir dann den Rücken zu.

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ſehr mich dieſe paar Worte beruhigten. Dieſe Worte, die in einem Augenblick ausgeſprochen wurden, wo ich ohne Rettung beſtimmt ſchien, den Manen eines Sohnes, den ich nie gekannt hatte, aufgeopfert zu werden ... Ich kam blos mit dem bischen Schrecken davon, und war vielleicht nie ſo fröhlich geweſen, als in dieſem Moment. Man muß einer dem Schein nach unvermeidlichen Todesgefahr entgangen ſeyn, um einen Begriff zu haben, wie werth uns in ſolchen Lagen das Leben iſt.

Mein Führer faßte mich ſchnell wieder bey der Hand und brachte mich in den erſten Saal zurück, in dem ich die beſetzte Tafel gefunden hatte. Er nöthigte mich abermals etwas zu mir zu nehmen, und dießmal ließ ich mich nicht zweymal bitten. Ich war außer Furcht und hatte in zwey Tagen nichts gegeſſen. Ich ſetzte mich ohne Umſtände an dieſe ſonderbare Tafel und ſpeiſte mit dem beſten Appetit von der Welt. Der Domeſtike, der mich bediente,

schien über seinen Irrthum ganz trostlos: ich wünschte von Herzen, daß er mich allein zurückbringen möchte, weil ich gewiß hoffte einigen Aufschluß über diese wunderbare Begebenheit von ihm zu erhalten. Was ich gewünscht hatte, geschah. Man verband mir die Augen, wir stiegen beyde wieder in denselben Wagen, der uns hergebracht hatte, und der Kutscher nahm wieder den Weg nach Paris.

Ich konnte nicht lange warten, sondern rückte gleich mit meinem Antrag an meinen Reisegefährten hervor. Ich bat, ich flehte, ich versprach ihm hundert Louisd'or, meine Börse und Dienste bey mir, wenn er seinen Herrn verlassen, meine Neugierde befriedigen, und mir alles erzählen wolle, was er von dieser Geschichte wisse. Diesen glänzenden Anerbietungen konnte das gute Herz des Kerls nicht widerstehen, er nahm alles an, und erzählte mir ohngefähr folgendes:

„Sie müssen wissen, daß der Sohn meines Herrn auf der Rückreise von Paris bey Nevers von einem Mann angegriffen ward, der nur ein einziges Frauenzimmer

und einen Bedienten bey ſich hatte. Dieſer Mann fiel mit gezognem Degen über meinen jungen Herrn her, tödtete ihn auf der Stelle, ſetzte ſich dann ruhig in ſeinen Wagen und fuhr weiter . . . Da ich beſchäftigt war, meinem unglücklichen Herrn aufzuhelfen, ſo konnte ich weiter nichts thun, als die Poſtchaiſe genau betrachten, die ſich mit dem Mörder und ſeiner Gefährtinn entfernte. Ich brachte den Leichnam des Sohnes dem Vater, deſſen Liebling er geweſen war, und erzählte ihm den Verlauf der ganzen Sache. Der unglückliche Vater hing ein paar Stunden ganz ſeinem Schmerz nach, dann ließ er mich rufen, und fragte mich mit einem ganz gefaßten Ton: getrauſt du dir den Böſewicht wieder zu erkennen, der mir meinen Sohn geraubt hat .... Ja, gnädiger Herr, war meine Antwort, und auch ſeine Chaiſe . . . Gut, ſagte er, ſo laß uns aufbrechen ....

Wie geſagt, ſo geſchehn. Er nahm unſrer vier oder fünf mit ſich, wir ſetzten uns ſämtlich in einen leichten Wagen, und fuhren ſo ſchnell auf dem guten Wege, daß

wir gegen Abend die Kutsche, der wir nachsetzten, schon in der Ferne gewahr wurden. Sie bewegte sich nur langsam, denn ein Pferd war verwundet worden ... Wir griffen den Mörder an, er setzte sich zur Wehre. Mein Herr jagte ihm den Degen durch den Leib, er sank und rief: meine Tochter! ... Seine Tochter ists, schrie mein Herr; sie soll sterben! .. Mit diesen Worten befahl er uns des jungen Frauenzimmers zu bemächtigen. Wir waren im Begriff auch den Vater in unsre Gewalt zu bringen, als wir einige Reiter in vollem Galopp auf uns zukommen sahen. Aus Furcht, uns Verdrüßlichkeiten zuzuziehen, trugen wir sie in unsere Postchaise und brachten unsere Beute-sicher ins Schloß. Seit diesem Augenblick ist sie in einen dunkeln Kerker eingesperrt. Mein Herr, der Tag und Nacht in Thränen über der Leiche seines Sohnes zubringt, hat sich vorgenommen, sie auf seiner Gruft zu würgen .... Der Barbar! ... Ach, Sie kennen meinen Herrn nicht, er ist ein grausamer, heftiger Mann, der in seiner Rachsucht keine Schranken kennt. Damit ist er noch nicht

zufrieden: er hat eine noch tauſendmal ſchrecklichere Rache ausgedacht. Vorgeſtern mußten wir auf ſeinen Befehl nach Paris gehn, den Vater dieſes unglücklichen Mädchens aufzuſuchen und zu entführen. Einige von uns trafen ihn in den Thuillerien, wir belauſchten ihn bis in die Nacht, allein die Gleichheit der Taille oder der Kleider täuſchte uns, wir bemächtigten uns Ihrer ſtatt ſeiner . . . "

Gott, es iſt Arzelie, aber nur weiter, was wollte er mit dem unglücklichen Vater machen!

„Ihm Vorwürfe über den Tod ſeines Sohnes machen, ſeine Tochter vor ſeinen Augen morden, und ihn dann vielleicht auf Lebenszeit in einen unterirrdiſchen Kerker ſeines Schloſſes ſperren."

Das Ungeheuer! o mein Freund, ich beſchwöre Dich, hilf mir Arzelien retten. Ich gebe Dir zweyhundert Louisd'or, dreyhundert, mein halbes Vermögen!

„Die Sache iſt nicht leicht, gnädiger Herr! Doch einen Verſuch verdient's ſchon. Vor allen Dingen müſſen wir den Kutſcher auf unſre Seite bringen."

Sogleich ließ mein Mann den Wagen halten. Wir waren juſt auf einem ganz entlegenen, wüſten Felde. Er ließ ihm die Wahl, unſern Plan zu begünſtigen, oder ſich auf der Stelle zum Tode fertig zu machen. Der Kutſcher brauchte dazu keine lange Ueberlegung: er nahm die Belohnung an, die ihm verſprochen wurde . . Wir kehrten alſo ſogleich nach dem Schloſſe zurück, das nur eine Stunde über Nevers liegt. Die Nacht begünſtigte uns. Die beyden Domeſtiken gingen ins Schloß: der erſte hatte die Schlüſſel zu den Thüren und zu Arzeliens Kerker. Er ſchließt ihn auf, führt ſie heraus, und bringt ſie an den Wagen, wo ich ſie mit der größten Ungeduld erwartete. Da im Schloſſe alles im tiefſten Schlaf lag, ſo bemerkte man nicht das geringſte von dieſer Entführung.

Mit welcher Sehnſucht harrte ich der Erſcheinung der ſchönen Gefangenen entgegen. Endlich erſchien ſie mit ihren beyden Befreyern: wir ſetzten uns ein, und entfernten uns mit der größten Geſchwindigkeit von dieſem Orte.

Ich will mich nicht bey den Dankſagungen aufhalten, die ich zum Lohn meiner Bemühung von dem entzückten Mädchen erhielt. Ihr Schickſal, ihr Schmerz, ihre Schönheit, alles intereſſirte mich an ihr. Ich blickte ihr ins Auge, und ſogleich war es auch um meine Freyheit gethan. Eine ſonderbare Veränderung ging mit mir vor. Meine Augen, meine Zunge, mein Herz, alle Sinne waren mir wie gefeſſelt. Ich erſtaunte ſelbſt über dieſen Zuſtand, ich ſuchte der Urſach nach, und fand ſie in der Theilnahme, die mir ihr Schickſal einflößte. Eine ſpitzfindige Ausflucht, eine Selbſttäuſchung, dem jedes Herz unterworfen iſt, das zum erſtenmal liebt. Das, was ich für ein Gefühl von Mitleid hielt, war in der That der Anfang einer aufkeimenden Leidenſchaft, die mich bald tyranniſch beherrſchte. Das liebenswürdige Mädchen empfand ihrer Seits etwas ähnliches. War es Dankbarkeit, oder Sympathie? ſie erröthete, wendete die Augen weg, fürchtete den meinigen zu begegnen, und konnte kein Wort vorbringen, als eine Frage, was ihr Vater mache? Dieſe Verlegenheit, in

der wir uns beyde gleich ſehr befanden, nahm auf der Reiſe von Augenblick zu Augenblick ſo zu, daß bey unſerer Ankunft in Paris auch ein noch ſo wenig ſcharfſehendes Auge bemerken mußte, daß unſre Empfindungen die Grenzen der Freundſchaft überſchritten. Und dieß geſchah auch.

Indeß hatte ich von Montarais aus dem grauſamen Manne ſeinen Wagen durch eine fremde Perſon, der ich auch einen Brief mitgab, zurückbringen laſſen. Ich ſchrieb dem Feinde des Barons und ſeiner Tochter, ohne mich zu nennen, und ohne ihm meine Addreſſe zu geben: ich hätte das Glück gehabt, einem Vater ſeine Tochter wieder zu ſchenken, und ich verſicherte ihn, daß, wenn er den geringſten Verſuch mache, ſeine Rache weiter zu verfolgen, er Urſach bekommen ſolle, für ſich ſelbſt zu zittern. Mit Hülfe von zwey Zeugen ſeiner Raſerey, und der unſchuldigen Perſon, die er ſeiner Wuth habe aufopfern wollen, könne ich ihn jede Stunde der gerechten Strenge der Geſetze ausliefern.

Dieſen

Dieſen Weg hätte ich, wie ich ſeinen Klauen entgangen war, einſchlagen ſollen, anſtatt ihm ſeine Beute durch Liſt zu entreißen. Allein das Mittel war unfehlbar, und ich zitterte für das Leben des armen Mädchens, ob ich gleich noch nicht wußte, was ich alles in ihr verloren haben würde. . .

Wie wir ankamen, fanden wir das ganze Haus in der größten Beſtürzung. D'Arzeville und mein Vormund, die mich nicht mehr beym Pont-tournant gefunden hatten, wo ich ſie, meinem Verſprechen gemäß, erwarten wollte, waren nach Hauſe gegangen. Sie fanden mich nicht. Wie groß ward ihr Erſtaunen, als auch die Nacht verging, und ich noch immer nicht zum Vorſchein kam . . . Vier ganze Tage verſtrichen, und ich ließ nichts von mir ſehen und hören . . Man war äußerſt beſorgt, man konnte nicht errathen, was mir zugeſtoßen ſeyn müſſe. Alle Erkundigungen waren fruchtlos geweſen. Der Graf, der nun nichts anders glauben konnte, als daß ich Meuchelmördern in die Hände gefallen wäre, beweinte mich auf

richtig: ſein Sohn hingegen hatte ſeinen Schmerz ſchon überwunden. Die Schweſter des Grafen war untröſtlich, und ihr Freund, der Baron, ſeiner Tochter beraubt, ohne Hoffnung ſie je wieder zu ſehen, hatte ſchon den Tag vor meiner Ankunft ſeine große Reiſe angetreten. Bey der Trennung von ſeiner Freundinn empfahl er ihr mit Thränen in den Augen ſeine arme Arzelie, wenn ſie je ſo glücklich wäre ſie wieder zu ſehn . . . „Vertreten Sie Mutterſtelle bey ihr, fuhr er fort, bis es dem Himmel gefällt, mich in mein Vaterland zurückzubringen . . . Ich erwarte dieſen Dienſt von Ihrer Freundſchaft! . . Doch was will ich? meine Arzelie iſt für mich, für Sie verloren! ach! gewiß lebt ſie nicht mehr! Die Ungeheuer, die ſie entführten, haben ſie ihrer Rachſucht aufgeopfert . . . Leben Sie wohl, meine Freunde, wahrſcheinlich ſehen wir uns nie wieder. Ich werde meine Laufbahn fern von hier, fern von Frankreich vollenden, das eine Wüſte für mich iſt, ſeit ich meine einzige, geliebte Tochter entbehren muß . . . .“

Vergebens suchten der Graf und seine Schwester, die selbst ihren Schmerz nicht verbergen konnten, ihren Freund zu trösten und länger aufzuhalten. Er hörte auf keine Vorstellungen und trat seine Reise an.

Denken Sie sich Arzeliens Schmerz und Schrecken, als wir bey unserer Ankunft im Hause meines Vormundes die Abreise ihres Vaters erfuhren. Vielleicht trugen die sonderbaren Vorfälle, die mir begegnet waren, und die ich nun erzählte, nicht wenig dazu bey, daß meine Familie das Vergnügen mich wieder zu sehn lebhafter empfand als ich selbst erwartet hatte. Mein Bruder allein blieb ganz kalt dabey, aber mein Freund Dulys, wie umarmte mich der, wie feurig drückte er mich an sein klopfendes Herz! Die Freude über meine Rettung verleitete ihn zu Thorheiten. Das Schicksal raubte mir meine Aeltern früh: ich hatte nie die Liebe eines zärtlichen Vaters genossen; allein die Zärtlichkeit der Freundschaft entschädigte mich hinlänglich für alles.

Unterdeß verlor Madam Danfort keine Zeit. Der Baron hatte seine Addressen hinterlassen. Sie schrieb sogleich nach der Insel Martinique, und meldete ihm, daß seine Tochter sich wiedergefunden habe. Der gute Vater konnte das Ziel seiner Reise noch nicht erreicht haben, allein beym Ausschiffen mußte er sogleich den Brief erhalten, der allein im Stande war seine Thränen zu trocknen. Auf diese Weise war nun alles geschehn, die Ruhe wieder herzustellen: der Friede kehrte in unsre Wohnung zurück, allein leider! nicht auf lange Zeit . . . Mein Bruder sah die schöne Arzelie nicht ungestraft, er ward unsterblich in sie verliebt, und da die Augen der Liebe unendlich schärfer sehen, als die der Freundschaft, so war er der erste, der unser Verständniß bemerkte. Arzelie kannte in der That schon die Empfindungen, die ich für sie hegte: sie hatte mir ihr Herz geöffnet, wir liebten uns, und wußten es nunmehr, daß es Liebe sey, was wir fühlten . . . Dulys, der dieses Geheimniß nicht hatte entdecken können, ward zum Vertrauten gemacht. Vergebens that

er mir tauſend Vorſtellungen: die Philoſophie mußte der Gewalt meiner Leidenſchaft weichen. Er beklagte mich, verſprach mir auf alle Weiſe behülflich zu ſeyn, und bereute es, daß er mich zu der fatalen Entſagung verleitet hatte .... Jetzt war es zu ſpät etwas dagegen zu thun: der Graf hatte den Verzicht in ſeinen Händen, er war mein Vormund, und hatte noch rechtmäßige Gewalt über mich, der ich mich nicht entziehen durfte. Ueberdieß liebte ich ihn, hatte Ehrfurcht und noch eben ſo viel Scheu für ihn, als in meiner früheſten Jugend... Was ſoll ich ſagen, meine Freunde? ... Die Liebe verblendete mich und Arzelien ſo ſehr, daß wir, ohne die Rückkunft ihres Vaters, ja ſelbſt ohne meine Volljährigkeit und den Zeitpunkt zu erwarten, in dem ich mich in den Beſitz aller mir zuſtehenden Rechte hätte ſetzen können, die Unvorſichtigkeit begingen, eine heimliche Heirath zu ſchließen. Ein Landhaus der Mad. Danfort war der Ort, den wir dazu erwählten. Wir waren auf einige Tage dahin gegangen. Eines Morgens, als der Graf, ſein Sohn und ſeine

Schweſter noch ſchlieſen, begaben wir, Arzelie, ihr Mädchen, Dulys und ich, uns in die Kapelle eines Kloſters, das ohngefähr eine Stunde entfernt lag ... Der Cenobit, der ihr vorſtand, war gewonnen, und der Notar bey der Hand.

Dulys und einer ſeiner Freunde dienten zu Zeugen, und wir ſchwuren uns eine ewige Zärtlichkeit .... Ein unbeſonnener Schritt, den ich in der Folge ſchwer genug ausbüßen müſſen.

In weniger als zwey Stunden war alles geſchehen. Um acht Uhr kamen wir ins Schloß zurück, wo wir alles wach fanden. Man neckte uns ſehr mit unſrer Morgenpromenade, und machte uns Vorwürfe, daß wir nichts davon geſagt hätten, weil man uns recht gern begleitet hätte. Das Geſpräch fiel bald auf einen andern Gegenſtand. Der Chevalier war der einzige, dem die Sache verdächtig vorkam... Er ließ uns von dieſem Augenblick an beobachten, und ſo konnte es nicht fehlen, er mußte bald, wo auch nicht unſre heimliche Verbindung, wenigſtens den vertrauten Fuß, auf dem wir lebten, erfahren,

ſo ſehr wir beyde auch unſern ganzen Scharfſinn aufboten, die Lauſcher irre zu führen.

Man denke ſich ſeine Wuth ... Er hatte meiner Gattinn vergebliche Deklarationen gemacht: er verabſcheute mich, er trachtete nach meinem Vermögen, war zu nichts weniger geneigt, als mich von meinem feyerlichen, ſchriftlichen Verſprechen zu entbinden ... und mußte nun ſehen, daß ich liebte, daß ich geliebt ward, und Anſprüche auf die Hand einer Perſon mache, die mir ihr Vater bey ſeiner Wiederkunft auf keine ſchickliche Weiſe verweigern konnte, da er mir allein das Leben derſelben zu danken hatte.

Alle Gefühle des Haſſes, der Eiferſucht, der Wuth und Rache bemächtigten ſich ſeines Herzens ... Das erſte, was er that, war, daß er ſeinem Vater und ſeiner Tante alles zutrug, was er ausgekundſchaftet hatte, dann trieb er den Unſinn ſo weit, daß er verlangte, man müſſe mich einſperren und Arzelien in ein Kloſter ſtecken. Dieſe Gewaltthätigkeit war freylich unter den gegenwärtigen Umſtänden

unausführbar, ihm aber schienen sie noch viel zu geringe Strafe für das Unrecht, das ihm, wie er glaubte, wiederfahren war. Der Graf hörte seinen Sohn mit dem kalten Blute eines gesetzten Mannes an, der sich von der Erfahrung leiten läßt. Er stellte ihm vor, wie unvernünftig es sey, gleich zu solchen Extremitäten zu schreiten, und daß die Klugheit in jeder Rücksicht erfordere, die Sache in Güte abzuthun. Bey diesem klugen Rath fing der junge Mensch an sich wie ein Besessener zu geberden: er weinte, schrie, raufte sich die Haare aus, und drohte sich umzubringen, wenn sein Vater nicht mit der äußersten Strenge gegen mich verführe .... Der Alte erschrack, suchte seinen tobenden Sohn zu besänftigen, und versprach alles ... Wie schwach! ... Dem zufolge erhielt Madam Danfort den Auftrag, mit Arzelien zu sprechen, und der Graf nahm sich vor, mir selbst einen derben Verweis zu geben.

Wir wußten kein Wort von allen diesen schönen Anstalten des Chevaliers: ich ließ mir nicht einmal träumen, daß jemand etwas von unsrer Verbindung ahnden

könne . . . Denken Sie ſich alſo mein Erſtaunen, als mich eines Tages mein Vormund in ſein Kabinet rufen ließ, und dieſe ſchreckliche Anrede in einem dazu paſſenden Tone hielt:

„Ich weiß alles, Herr Sohn, ich weiß, daß Sie das Fräulein d'Arzeville lieben, und daß ſie Ihre Neigung erwiedert . . . Wozu ſoll dieſe Intrike führen: . . . antworten Sie mir? . . . . Zum bloßen Zeitvertreib, das werde ich nicht zugeben . . . Zur Ehe? Sie wiſſen, daß Sie ſelbſt auf dieſen Stand Verzicht gethan haben. Was iſt alſo Ihre Abſicht, junger Herr? . . . Wenn Sie das Gefühl der Dankbarkeit für alles, was ich für Sie gethan, noch nicht gänzlich erſtickt haben, wenn Sie die Gewalt, die Ihre Mutter mir über Sie anvertraut, reſpektiren, ſo befehle ich Ihnen, nicht mehr mit der jungen Perſon zu ſprechen, und auf der Stelle nach Beſanßon zu gehn, wo Ihr Regiment in den Winterquartieren liegt. Unterdeß werden Ihnen die Jugendpoſſen aus dem Kopfe kommen, und Sie vergeſſen vielleicht Arzelien, die ich für Ihren Bruder beſtimme . . . “

Für meinen Bruder?

»Ja, für Ihren Bruder . . «

Da muß er mir erſt das Leben rauben!

»Raſender! . . Sie erfrechen ſich, ihm vor den Augen ſeines Vaters zu drohen! Wiſſen Sie, daß ich Mittel habe, Sie zur Vernunft zu bringen . . . «

Thun Sie was Sie wollen, Herr Graf, ich flüchte mich nicht. Arzelie liebt mich, ich bete ſie an, und Sie werden die Güte haben, mir ein Papier zurückzugeben, das doch keine Gültigkeit hat, da ich es als ein Unmündiger ohne geſetzliche Formalitäten unterſchrieben . . .

»Der Verzicht iſt gültig: die Geſetze werden das entſcheiden . . . «

Die Geſetze ſind keine Tyrannen . .

»Du ſetzeſt den Reſpekt aus den Augen, junger, unverſchämter Menſch . . . . Ich wiederhol' es, ſcheuen Sie meinen Zorn, reiſen Sie ab, oder Sie ſind verloren . . «

Aber Herr Graf . .

»Reiſen Sie fort, ſag' ich, oder ich muß andre Mittel ergreifen, mir Gehorſam zu verſchaffen.«

Der Graf warf mir einen drohenden Blick zu und ließ mich allein. Ich war von dieſer Schreckenspoſt wie betäubt . . Ich ging, meine Gattinn aufzuſuchen . . . ich begegnete ihr: ſie ſchwamm in Thränen. Ach, rief ſie, ſage mir nichts, ich weiß alles: auf dein Leben iſt es abgeſehn .. Die Danfort . . . Mit größter Freude opfere ich mich für Dich auf . . . Laß uns die Wiederkunft meines Vaters abwarten . . . .

Wie ſie noch ſprach, kam Mad. Danfort und nahm ſie mit ſich. Sie ſtiegen beyde in einen Wagen, und ich ſah meine unglückliche Gattinn fortfahren, ohne zu wiſſen, wohin man ſie bringe, noch ob ich ſie je wieder ſehen werde.

Meine Geduld war erſchöpft: ich raſte. Ich wollte dem Wagen nachſetzen: die Bedienten traten mir in den Weg . . . ich lief ins Haus, ſchrie, foderte meinen Bruder auf, ſich zu zeigen. Hätte er ſich ſehen laſſen, ſo wär' es wahrſcheinlich um ihn gethan geweſen. Ich war meiner Wuth nicht Meiſter.

Der Himmel erſparte mir dieſes Verbrechen; dagegen ſchickte er mir meinen Freund Dulys, mich zu tröſten. Dulys kam; ich erzählte ihm alles und bat um ſeinen Rath. — — „Mein Freund, gab er mir zur Antwort, ich kann dir ſonſt keinen geben, als den Befehlen deines Stiefvaters zu gehorchen und eine Weile nach Beſanßon zu gehen. Indeß will ich hier für dich arbeiten, und mir Mühe geben, die Gemüther zu gewinnen. Geh, mein lieber Corſange, und überlaß mir die Sorge für dein Glück. Ich will den Aufenthalt deiner Gattinn ſchon entdecken, ich will ſie ſprechen, ihr Nachricht von dir bringen, und ihre Briefe an dich beſtellen . . . Wir haben alle beyde mit dem fatalen Verzicht eine große Unbeſonnenheit begangen: doch auf keine Fälle kann er gelten. Es fehlt eine weſentliche Klauſel, und ſo hilft ſie deinen Tyrannen nichts . . . ich will dir alles das ausführlich erklären. Jetzt mach dich auf den Weg: dieſe Folgſamkeit thut dir vielleicht beſſere Dienſte als alle Drohungen.“

Der Rath meines Freundes ſchien mir ſehr vernünftig. Ich beſchloß, ihm zu folgen, und da er mir das Verſprechen that, in Paris für mein Intereſſe zu ſorgen, ſo nahm ich noch denſelben Nachmittag Abſchied von Hrn. und Mad. Danfort. Doch war es mir unmöglich, ſie nicht mit Vorwürfen zu überhäufen. Mein Schmerz war zu heftig und zu neu.

Meinen Zuſtand während der Reiſe will ich nicht ausführlich beſchreiben: man kann ſich leicht einen Begriff davon machen. Gleich den Tag nach meiner Ankunft in Beſanßon erhielt ich einen Brief von meinem Dulys, der mir meldete, meine Gattinn befände ſich in einem Kloſter in der Straße du Temple. Mad. Danfort habe dieß theils durch gütliche Vorſtellungen, theils durch Drohungen, ihrem Vater alles zu melden, von ihr erhalten. Vor der Hand ſey es nicht möglich, ſie zu ſprechen, doch wäre von der Zeit das Beſte zu erwarten.

Dieſe Nachricht erneuerte meinen Schmerz. Ich antwortete meinem Freunde und ward etwas ruhiger.

Eines Tages erhielt ich einen langen Brief von Dulys, der meinen Schmerz aufs höchste brachte. Ich kann mich nicht erwehren, einige Stellen desselben mitzutheilen, denn ich weiß ihn noch von Wort zu Wort auswendig ....

»Mein bester Freund, Mad. Danfort »hat Briefe aus Martinique bekommen. »Der Baron d'Arzeville ist todt. Kaum »war er dort angekommen, als die Freude »über die Auffindung seiner Tochter, die er »durch den Brief seiner Freundinn erfuhr, »eine so plötzliche und sonderbare Revo»lution in seinem Körper hervorbrachte, »daß er in eine gefährliche Krankheit ver»fiel, die ihn nach wenig Tagen ins Grab »brachte. Kaum hatte er so viel Zeit noch »folgende wenige Zeilen an seine Freun»dinn zu diktiren:

»»»Meine theuerste Freundinn:

»»»Ich fühl's, ich sterbe ... Sorgen »»»Sie für meine Tochter ... ich habe »»»keine nahen Anverwandten, seyn Sie »»»ihre Mutter ... Ein treuer Diener »»»wird Ihnen diesen Brief und alle meine

„„wichtigen Papiere, Obligationen, Wech-
„„ſel ꝛc. zuſtellen. Verwalten Sie mein
„„Vermögen: ſuchen Sie ihr einen Mann,
„„mit dem ſie glücklich leben kann ....
„„Ihre Freundſchaft allein kann dieſe ver-
„„wegene Bitte entſchuldigen: was für
„„eine Laſt bürde ich Ihnen auf? ...
„„Leben Sie wohl: ich ſterbe mit einer
„„Sorge weniger, wenn ich hoffen darf,
„„daß ſich vielleicht einſt die Möglichkeit
„„zeigt, meine Tochter mit Ihrem liebens-
„„würdigen Neffen zu verbinden ... dieß
„„iſt mein einziger Wunſch .. Doch, die
„„Kräfte verlaſſen mich: ich kann nicht
„„mehr ... Meine Freundinn, em-
„„pfangen Sie mein letztes, ewiges Lebe-
„„wohl ....

„Dieſer treue Diener, mein lieber
„Corſange, iſt angekommen. Er hat der
„Mad. Danfort Papiere von Wichtigkeit
„zugeſtellt. Das Fräulein d'Arzeville iſt
„ſehr reich, und hängt jetzt durchaus von
„ſich ſelbſt ab .. Ach! wie dauerſt du
„mich! wie beklag' ich dich!

N. S. „Eben höre ich, daß die Schwe-
„ſter des Grafen keinen Augenblick zwei-

„felt, unter dem liebenswürdigen „Neffen könne der Baron nur ihren lie„ben Chevalier verſtanden haben, und daß „ſie ſchon alle Anſtalten zur Hochzeit macht. „Er geht alle Tage mit ſeiner Tante ins „Kloſter, in dem Arzelie ſich aufhält, „und ... ſoll ichs ſagen? ... er kömmt „immer ſehr zufrieden heraus ... Noch „habe ich deine Gattinn nicht zu ſprechen „bekommen können. Entweder lieſt ſie „deine und meine Briefe nicht, oder wür„digt ſie wenigſtens keiner Antwort ....“

Dulys zerriß mein Herz durch dieſe traurigen Nachrichten ... Dem Schickſal gnügte es nicht meiner Liebe die größten Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die Furie Eiferſucht mußte mich auch noch mit ihrer Schlangengeißel foltern. Es kam noch ein Brief von Dulys! ..

„Unglücklicher Freund,

„Alles iſt zu Danforts und Arzeliens „Verbindung bereit .... ich, begreife nichts „davon .... Willigt ſie darein? .. aber „das iſt ja unmöglich! ... Heilige Bande „feſſeln ſie ... Von ihrer Seite immer

„noch

„noch das alte Stillschweigen ... Ich „weiß, daß ich dich mit meinen traurigen „Nachrichten zur Verzweiflung bringe, „aber ich darf dir nichts verheimlichen, ich „darf nicht .. Jetzt, bester Freund, jetzt „müssen wir reden: jetzt müssen wir deine „geheime Verbindung bekannt machen. „Es ist schlechterdings nothwendig ... „Ich erwarte deine Befehle, und werde „mit Vergnügen alles nöthige besor„gen .... "

Nein, meine Freunde, für dießmal war ich meiner Wuth nicht Meister .... ich zweifelte keinen Augenblick mehr, Arzelite sey ungetreu, und beschloß auf der Stelle nach Paris zu gehen .... Dort, sagte ich, will ich meine heimliche Verbindung kund machen, und die Gerechtigkeit der höchsten Tribunale auffordern! ..

Ohngefähr acht Monate hatte ich nunmehr in Besanßon, in lauter Traurigkeit und Angst, zugebracht ... Ich ergriff auf der Stelle meine Partie; da mich aber meine Pflicht nöthigte, noch acht Tage in der Stadt zu bleiben, so setzte ich meine Abreise auf den nächsten Montag fest ...

Wie unendlich lang kamen mir dieſe acht Tage vor ... was für traurige Schreckbilder erzeugte meine Phantaſie ... Endlich erſchien der Sonnabend — — ich brächte ihn mit Anſtalten auf den folgenden Tag zu. Alles war eingepackt; alles war fertig. Den Nachmittag beſchäftigte ich mich mit Abſchiedsbeſuchen bey meinen Vorgeſetzten, und gegen Abend ging ich nach Hauſe, in der Abſicht, ein paar Stunden zu ruhen. Hier aber begegnete mir ein ſonderbarer Zufall, der mich auf einmal von meiner Eiferſucht heilte, und mich veranlaßte, meinen Aufenthalt in Beſanßon zu verlängern. Schwerlich, meine Freunde, können Sie ahnden, was Sie hören werden.

Achtes Kapitel.

Alexis und Madam Dulys.

Es war ohngefähr acht Uhr Abends, als ich traurig und in Gedanken vertieft nach Hauſe ging. Eine ſchlecht gekleidete Weibsperſon, die in äußerſtem Mangel zu ſeyn ſchien, näherte ſich mir . . . „Mein Herr,“ ſagte ſie mit ſchwacher und kränklicher Stimme, „unterſtützen Sie mich mit einer kleinen Gabe . . . “

Ich hatte ſo mancherley Dinge im Kopf, daß ich, ohne auf ſie zu achten, vorüberging: allein die arme Perſon drängte ſich näher an mich, ſo daß ich ſie endlich aus Ungeduld von mir ſtieß . . „Ich gehe,“ ſagte ſie, „aber der Himmel wird Sie dafür ſtrafen . . “

Gott! rief ich, welche Aehnlichkeit, welche Stimme! Arzelie! . .

„Ja, Undankbarer, Arzelie iſt's . . ich wollte ſehen, ob Du mich erkennen würdeſt, und . . “

Aber wie? in dieſem Aufzug?

„Dieſem ſchlechten Rock verdank' ich das Glück Dich wiederzuſehn. Mir iſt er viel werth . . . "

Beſtes Weib! . .

„Sprich nicht ſo laut: man könnte uns behorchen . . . "

Ihre Erinnerung war ſehr weiſe. Wir hatten nur ein paar Schritte noch nach meinem Hauſe. Wir gingen hinein, Arzelie ſetzte ſich, und begann folgende Erzählung, die ich hundertmal durch Umarmungen und Küſſe unterbrach.

„Durch die Vorſtellungen und Drohungen der Schweſter des Grafen genöthigt, folgte ich ihr in ein Kloſter, wo ſie mich ließ, und die Superiorinn auf das dringendſte erſuchte, niemand zu mir zu laſſen. Ich will Dir meine Verzweiflung nicht ſchildern: deine eignen Empfindungen müſſen Dir einen Begriff davon geben . . . Den folgenden Tag bekam ich wieder einen Beſuch von ihr, und ſo regelmäßig alle Tage. Alle ihre Geſpräche drehten ſich um Einen Gegenſtand, ſie war unermüdlich, die Verdienſte des Chevaliers zu erheben, und Dir Fehler anzudichten.

Meine liebe Freundinn, ſagte ſie oft, Cerſange kann Sie nicht heirathen: er hat in beſter Form Rechtens auf die Ehe Verzicht gethan, und wenn er ſeinen Eid brechen will, ſo verliert er zweymal hundert tauſend Livres jährlicher Einkünfte. Sie ſelbſt werden ihn nicht unglücklich machen wollen. Danfort hingegen ſchickt ſich in jeder Rückſicht beſſer für Sie. Er iſt achtzehn Jahr, ſchön, von einer angenehmen Figur, und mit den trefflichſten Eigenſchaften an Geiſt und Herz ausgeſtattet ... Ueberdieß wird er auch einmal ſehr reich werden. Ich ſetze ihn zu meinem Univerſalerben ein ... Glauben Sie mir, meine Beſte, Sie werden unendlich glücklicher mit ihm leben ..

Ihre Reden erregten meinen Unwillen, allein ich fürchtete zu ſehr, ſie möchte unſer Geheimniß errathen, als daß ich ihr eine beſtimmte Antwort hätte geben ſollen. Dieß beſtärkte die Danfort in ihrer Hoffnung, ich möchte doch noch zu bewegen ſeyn, ihrem Neffen die Hand zu geben, und da ſie mir die Nachricht von dem Tode meines unglücklichen Vaters hinterbrachte,

hielt ſie ſich vorzüglich bey der Stelle des Briefs auf, in der er mir, wie ſie ſagte, ausdrücklich befehle, den Chevalier zu heirathen. Er beſuchte mich täglich in Begleitung ſeiner Tante, und die beyden Leute hielten mich ſo belagert, daß ich kaum Zeit behielt, deine Briefe zu leſen. Ich wagte es nicht, ſie zu beantworten, weil ich fürchtete, ſie möchten durch Verrätherey in unrechte Hände kommen. Wie leicht konnte der Bediente, durch den Dulvi ſie an mich ſchickte, beſtochen werden, und dann waren wir verloren .. Außerdem hatte ich noch einen andern Grund meine Tyrannen zu ſchonen ... Liebſter Mann, ich trage unter meinem Herzen .. Ehre! — — Ja, mein Beſter, ich erwarte nur den Augenblick, dieſem koſtbaren Pfand unſerer Zärtlichkeit das Licht zu ſchenken, und dieß hat mich bewogen, aus meinem Gefängniß zu entfliehen, und Dich hier aufzuſuchen... Liebſtes Weib, wie iſt Dir's gelungen, dem Falkenblick deiner Hüter zu entkommen?... Das Mittel war freylich kühn, aber es glückte .. Ein gutes altes, ſehr armes und unglückliches Weib kam oft ins Kloſter,

die Mildthätigkeit der Nonnen in Contribution zu ſetzen. Dieſe Frau gewann mich ſo lieb, daß ſie ganze Tage in meinem Zimmer zubrachte. Auch ich war ihr gut: ſie hatte Verſtand, Witz, und ihre Erzählungen amüſirten mich ſehr. Auf dieſe Perſon warf ich die Augen, aus meiner Gefangenſchaft zu entkommen. In dieſer Abſicht wagte ichs, ihr meinen Zuſtand zu entdecken, und da ſie wahren Antheil daran zu nehmen ſchien, ſo that ich ihr den Vorſchlag, die Kleider mit mir zu tauſchen, oder vielmehr andere, denen, welche ſie an hatte, ganz ähnliche für ſich mit zu bringen, und mir die ihrigen zu leihen. Sie that es: ich verkleidete mich auf dieſe Weiſe, und da ich nicht wollte, daß das arme Weib meinetwegen Verdruß haben ſollte, ſo ließ ich ſie vorausgehn. Wie ich aus meinem Fenſter ſah, daß ſie eine gute Strecke weg ſey, ſo wagte ichs unter der Verkleidung aus dem Gefängniß zu entkommen, und mich in Sicherheit zu bringen. Die gute Frau war ſo eſt in dem Kloſter, daß es gar nichts ſeltnes war, ſie in ein paar Stunden

kommen, gehen, und wieder kommen zu ſehen. Dieß geſchah ſo häufig, daß die Bedienten gar nicht mehr darauf achteten. Ich krümmte mich, ſchob die Mütze ins Geſicht, und ging ſo vor dem Pförtner vorbey. Ich vergaß nicht, nach ihrer Sitte, ihm einen tiefen linkiſchen Knix zu machen, über den er herzlich lachte. „He, altes Mütterchen,“ ſagte er, „du biſt ja eben erſt herausgegangen, wie biſt du denn wieder 'reingekommen? Du muſt hexen können . . “ Ich fand nicht für rathſam, dieſen Spaß zu beantworten, ſondern ging ſo ſchnell, als ich durfte, ohne Argwohn zu erregen. Wie ich auf die Straße kam, fing ich an aus allen Kräften zu laufen, und lief bis ich die Poſt erreichte. Sie wollte eben abgehen, und war ſchon ſtark beſetzt. Man machte einige Schwierigkeit, allein ein Geldſtück, das ich dem Schaffner in die Hand drückte, räumte ſie all' aus dem Wege. Ich ſtieg ein, und blieb, aus Furcht erkannt zu werden, die ganze Reiſe in dieſer Verkleidung. Jetzt hab' ich Dich wieder, mein Beſter, und all' mein Kummer iſt vergeſſen . . . “

Ich umarmte meine Arzelie, und nöthigte ſie, etwas zu ſich zu nehmen. Aber ich fürchtete ſehr, daß unſre Tyrannen uns bald auch hier verfolgen möchten. Wir beſchloſſen demnach, gleich den folgenden Tag ein ander Quartier zu nehmen, oder lieber die Stadt ganz zu verlaſſen. Alle dieſe Maasregeln aber wurden mitten in der Nacht durch unſern Freund Dulys unnütz gemacht, der in unſer Zimmer trat, und kaum die Zeit hatte, die ſchrecklichen Worte zu ſagen: Retter euch, unglückliche Gatten, der Graf und ſein Sohn ſind mit beyde auf dem Fuße . . .

Arzelie ſank in Ohnmacht. Ich wollte ihr zu Hülfe eilen: allein der Schrecken wirkte ſo heftig auf ſie, daß ſie Mutter ward . . welch eine neue Verlegenheit! Ich hatte kein Licht; die Thüre ſtand offen. Ich nahm meinen kleinen Alexis auf die Arme, und in dieſem Augenblick hörte ich mehrere Stimmen: wo ſind ſie, wo ſind ſie? .. Dulys ging hinaus, den Feind abzuhalten . . . Ich wollte die Thüre zuſtoßen . . es widerſetzte ſich jemand, drang wider meinen Willen herein, riß das Kind aus

meinen Armen, und ſuchte damit zu fliehen. Hier verließ mich alle Beſonnenheit. Ich griff nach meinem Degen: Danfort, rief ich, Verräther, du ſollſt deinem verdienten Lohn nicht entgehn. Ich verfolgte den Räuber meines Sohns bis auf die Treppe, erreichte ihn da, ſtieß ihm den Degen durch den Leib, und bemächtigte mich wieder des neugebornen Kindes . . Gott, wie erſchrack ich, wie erſtarrte mir das Blut in den Adern, als eine ſterbende Stimme ſich hören ließ: Grauſamer Corſange! deinen Freund konnteſt du morden, der dich rettete . . Es war Dulys Stimme; meinen beſten Freund hatte ich gemordet!

Indeß hatte dieß Geräuſch alle Aufwärter des Gaſthofs geweckt, ſie eilten herbey, und mit ihnen der Graf und der Chevalier Danfort . . Wie ward mir, als ich beym Schein des Lichts meinen Freund Dulys auf den Boden hingeſtreckt in ſeinem Blute ſchwimmen ſah . . . Gott, dieß ſchauderhafte Schauſpiel ſchwebt mir noch vor den Augen . . . Auch mein Vormund und ſein Sohn wurden etwas gerührt. Sie blieben ſtehen und hoben den

Unglücklichen auf. Er ward in das Bett gebracht, und ein Wundarzt gerufen, der uns einige Hoffnung machte, indem er uns versicherte, daß seine Wunde nicht tödtlich sey.

Noch war diese Schreckensszene nicht geendigt. Meine Gattinn lag da ohne allen Gebrauch ihrer Sinne: neben ihr mein Sohn, und wimmerte kläglich. Der Graf und der Chevalier standen vor mir, bereit, mir diesen Schatz zu rauben .. Denken Sie sich meine Verlegenheit .. Ich zweifle, ob je ein Mensch in einer schrecklichern Lage gewesen ist. Der Graf war der erste, der das Stillschweigen brach: „Unglücklicher," sagte er zu mir, „wenn es „Dir nicht genug ist, daß Du deinen Freund „gemordet hast, so raube auch mir das Le„ben! ... Deine Hand, die der Zufall „irre führte, wollte mir meinen Sohn rau„ben: nein, an mir mache den Anfang, „an mir stille deinen Durst nach Blut ... „was hat er Dir gethan? Du allein hast „Dich strafbar gemacht: Du allein bist die „Ursache alles unsers Unglücks ... Doch „ich verzeihe Dir alles, wenn Du mir dieß

„Kind, deſſen Daſeyn noch niemand weiß,
„dieſe Frucht einer ungeſetzmäßigen Ver-
„bindung überlaſſen willſt . . .“ Meinen Sohn, Barbar, dieß hieße ſeine Mutter umbringen. — —

Der Graf beſtand auf ſeiner Forderung, ich ward heftig. Meine Wuth, die durch die Gegenwart meines Bruders noch mehr angefacht ward, erreichte den höchſten Gipfel. Mein Vormund, der die Folgen dieſer Hitze fürchtete, ergriff den Ausweg, ſich zu entfernen. Er nahm ſeinen Sohn mit ſich, und ließ mich allein am Bett meiner Gattinn, deren Pflege jetzt der wichtigſte Gegenſtand meiner Sorgen war. Bald ſchlug ſie die Augen wieder auf, ſah mich an, fragte nach ihrem Sohn, umarmte und lächelte ihn an. Die Unglückliche wußte mein Verbrechen nicht. Ich hütete mich wohl, es ihr zu ſagen, und ſie erfuhr es wirklich erſt zwey Monate darauf.

Der Graf und der Chevalier blieben ſo lange im Gaſthof, als meine Gattinn ſich genöthigt ſah das Bett zu hüten. Sie vermieden es, uns zu ſehen, und das war das größte Vergnügen, das ſie uns machen

konnten. Arzelie ſtillte ihren Sohn; Dulys, der bald wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er ausgehen konnte, und der die Güte hatte, mir meine Unbeſonnenheit, die er einen Irrthum nannte, zu verzeihen, nahm es über ſich, ihm eine Amme zu verſchaffen, und ihn taufen zu laſſen, denn wir konnten ihn nicht bey uns behalten, da wir ſelbſt nicht wußten, ob wir das Glück haben würden, zuſammen zu bleiben. Unſere Verbindung war nicht geſetzmäßig: der Graf hatte das Recht ſie zu trennen; von der andern Seite war aber auch er ſehr verlegen, ſeine Anſprüche geltend zu machen, denn ein Advokat, den er zu Rathe zog, zeigte ihm ſehr deutlich, daß dieſer auf der Eil, ohne Ueberlegung, von einem jungen unmündigen Menſchen durch einen unwiſſenden Notar ausgeſtellte Verzicht ohne alle Rechtskraft ſey. Ich hatte freylich verſprochen, mich nicht zu verheirathen, allein ich war noch nicht zwanzig Jahr alt, und es hätte in dieſem Dokument wenigſtens die Klauſel vorkommen müſſen: falls ich dieſen Verzicht beym Antritt meiner Volljährigkeit beſtätigen

werde: dann wäre die Verschreibung gültig gewesen, dann hätte ich den Verzicht entweder bestätigen, oder den mir vermachten Gütern entsagen müssen: allein diese Klausel fehlte. Der Graf, der es wohl wußte, wollte mich schrecken, da er nicht die Gewalt hatte, mir wirklich zu schaden, und ich fürchtete, er möchte meine Heirath cassiren lassen, so daß wir beyde gezwungen waren, uns gegenseitig zu schonen.

Den Tag vor unsrer Abreise von Besanßon kam er allein auf mein Zimmer. „Corsange," sagte er, indem er mir die Hand bot, „Du bist mir immer noch werth. Ich liebte deine Mutter, sie empfahl Dich meiner Sorge, sie befahl Dir, mir wie ihr selbst zu gehorchen, und mir dein Zutrauen zu schenken . . Undankbarer! hast Du ihren heiligen Befehl befolgt? Du hast Dich heimlich verheirathet, und den größten aller Eide gebrochen .... Höre mich, ich will geradezu mit Dir sprechen. Ich bin alt, in meinem Alter ist man ehrgeizig: ich muß es wohl seyn: ich liebe den liebenswürdigsten Sohn: ich wünsche nichts mehr

als ſein Glück, ſein Avancement, und Du machſt meine ſchönſten Hoffnungen zu nichte. Er iſt dein Bruder! Kein Menſch auf der Erde iſt Dir näher . . . O, meine Kinder, wenn ihr euch als Brüder lieben, wenn ihr mich glücklich machen wolltet . . . Ehrgeiz und Liebe haben euch entzweyt: gieb mir die Ruhe meines Lebens wieder, Du, mein zweyter Sohn, gieb mir ſie wieder! . . .“ Ehrwürdiger Mann, dieß iſt mein größter Wunſch, aber welch ein Opfer fodern Sie . . . „Höre mich. Deine Heirath iſt nichtig, Du ſelbſt muſt es wiſſen. Es ſteht nur bey mir, ſie zu trennen, aber ich werde es nicht zu dieſem gewaltſamen Mittel kommen laſſen. Bleibe bey deiner Frau, ich vergönne Dir's, aber überlaſſe mir deinen Sohn, lieber Corſange, und ſey verſichert, daß ich mit der Zärtlichkeit eines wirklichen Vaters für ſeine Erziehung ſorgen werde: nur ſeinen Namen und ſeine Familie darf er nie kennen lernen. Willſt Du ſo gefällig und nachgiebig ſeyn, ſo verſicherſt Du dir den Beſitz deiner Gattinn, und ich verſpreche Dir, die Anſprüche, die ich in den Händen habe, nicht geltend

zu machen. Du weißt, daß ich Dich zu Grunde richten, daß ich Dich unglücklich machen kann. Du haſt dein Glück jetzt in den Händen, verſcherz' es nicht, mein Sohn. Du ſollſt deinen Sohn ſehn, Du ſollſt ihn täglich ſehn, nur darf er nicht erfahren, daß Du ſein Vater biſt. Ich brauche Dir nicht zu beweiſen, wie gerecht, wie billig ſelbſt dieſe Forderung iſt . . . "

Der Vorſchlag des Alten war ſehr verfänglich, aber er täuſchte mich nicht. Ich durchſah im Augenblick ſeine ganze Politik. Ich ſah ein, daß, wenn ich die Schwachheit beginge, ihm dieſes Pfand meiner Ehe zu überlaſſen, mir bald auch meine Gattinn weggenommen werden, und daß ich ſo den ſüßeſten Rechten, die mir Liebe und Natur gegeben, würde entſagen müſſen. Ueberdieß ſetzte ich vielleicht das Leben meines Sohnes in Gefahr. Von dem Grafen fürchtete ich nichts, der Chevalier aber war in meinen Augen aller Schandthaten fähig. Gleichwohl ſah ich die Nothwendigkeit ein, mich zu verſtellen. Ich verſprach alſo meinem Vormund, ſeinen Vorſchlag anzunehmen, und ihm mein Kind anzuvertrauen,

ſobald

ſobald wir nach Paris zurückkämen, wohin Dulys es gebracht hatte, und unter ſeiner Aufſicht hielt. Danforts Beſorgniſſe verſchwanden, da er meine Antwort hörte, er theilte ſie meinem Bruder mit, der auch ſeine Zufriedenheit darüber äußerte, und ſo machten wir die Reiſe alle vier zuſammen, dem äußern Schein nach, ſehr mit einander zufrieden. Arzelie billigte mein Benehmen ganz, und da ſie es als das größte Unglück betrachtete, von ihrem Sohn getrennt zu leben, ſo war ſie feſt entſchloſſen, ihn nicht von ſich zu geben. Wir ſchmeicheiten uns beyde, endlich in Paris noch Ausflüchte zu finden, unſern Alexis aus den grauſamen Händen zu reißen, die ihn uns rauben wollten, und ihn ohne ihr Wiſſen zu erziehen.

Bey unſerer Ankunft in der Hauptſtadt hörten wir gleich eine höchſt traurige Nachricht. Dulys, mein geliebter, unglücklicher Dulys war nicht mehr .... Die Fatiguen der Reiſe, die er zu früh gewagt, die Verlegenheit und Unruhe, in die er ſich unſerthalben geſtürzt, hatten ihm eine grauſame Krankheit zugezogen

Seine Wunde war wieder aufgebrochen, er ſtarb in den Armen ſeiner Mutter, die auf ſeinen Brief nach Paris geeilt war, dem Liebſten, was ſie auf Erden hatte, die Augen zuzudrücken. Sie wohnte nicht mehr in dem Hauſe, in das ſie ihren Sohn in Penſion gegeben hatte. Verzweiflung hatte ſie aus dieſem ſchrecklichen Orte vertrieben, und wahrſcheinlich war ſie in ihre Provinz zurückgegangen. Wo war aber mein Sohn hingekommen? Wer konnte mir Nachricht von ihm geben?

Eine alte Haushälterinn dieſes Verwandten, die meine Unruhe bemerkt, und einige Klagen von mir gehört hatte, zog mich eines Tages bey Seite. „Nicht wahr, Herr Marquis,“ ſagte ſie, „Sie ſind Ihres kleinen Söhnchens wegen in Sorgen? . . .“ Ach, meine Gute, kann Sie mir Nachricht geben . . . „Hören Sie mich, gnädiger Herr: der Neffe meines Herrn vertraute mir vor ſeinem Tode dieſen Brief an, mit dem ſtrengſten Befehl, ihn niemand als Ihnen ſelbſt eigenhändig zuzuſtellen . . .“ Ich riß ihr das Billet eilig aus der Hand, erbrach es, und las

folgende Zeilen von der Hand meines groß-
müthigen Freundes, den ich um ſein junges
Leben gebracht hatte, und die mir die bit-
terſten Thränen auspreſſten . . .

»Grauſamer und doch ewig geliebter
Freund,

»Sey deines Sohnes wegen nicht
»beſorgt. Du wirſt ihn in Vitry in der
»langen Straße bey Magdalene Voiſin
»finden, die ihn ſäugt und wartet.
»Ich habe ihn Alexis Corſange taufen
»laſſen. Du kannſt Dir in der Kirche
»von Vitry ſelbſt ſein Taufzeugniß ge-
»ben laſſen. Beſter Freund, folge
»meinem Rath, laß das Kind heimlich
»erziehen, und verſichere deinen Tyran-
»nen, es ſey todt. Das iſt der letzte
»Rath, den Dir dein ſterbender Freund
»geben kann .... Er hätte Dir noch
»manchen guten Dienſt leiſten können,
»wenn deine Hand . . . Doch vergieb
»mir, ich betrübe Dich . . Lebe wohl,
»mein Freund, vergiß mich nicht, und
»verzeihe Dir meinen Tod, wie ich ihn
»Dir verzeihe. Nichts ſchmerzt mich,

„als daß ich Dich unglücklich in der „Welt zurücklasse . . . Ach! beklage „mich nicht, ich bin glücklicher als „Du . . . . "

Tausendmal küßte ich diesen Brief meines Freundes, und bewunderte seine Großmuth, die ihn noch an meine Angelegenheiten zu einer Zeit denken ließ, in der meine Unbesonnenheit ihn des Lebens beraubte. Wie strafbar erschien ich in meinen eignen Augen . . . wie sehr verabscheute ich mich selbst . . . . Arzelie nahm Theil an meinem Schmerz, und wir beweinten gemeinschaftlich den Verlust des edelsten, uneigennützigsten Freundes, den die Welt vielleicht je gesehn hat.

Dabey beschloß ich, Dulys letztem guten Rath zu folgen, und so schwer mirs ward, die Wahrheit zu verheimlichen, so sehr fühlte ich die Nothwendigkeit davon. Wir stellten uns demnach untröstlich über den Tod unsers Kindes, und unser Schmerz und unsere Thränen, die meinem Freunde allein galten, kamen den beyden Danforts so natürlich und ungezwungen vor, daß

wir leicht Glauben fanden, und die Nachforſchungen von ihrer Seite eingeſtellt wurden.

Wir wohnten noch immer in Einem Hauſe in der Straße Richelieu beyſammen. Fünf Jahre waren verfloſſen, in denen wir nicht im mindeſten über den Grafen und ſeine Familie zu klagen hatten. Man erzeigte uns alle Gefälligkeiten und Achtung. Um ihren Planen nicht geradezu entgegen zu arbeiten, wohnte und ſchlief ich nicht in Einem Apartement mit meiner Gattinn, und ſie ſchienen ganz mit unſerm Betragen zufrieden. Freylich hätte ich mich wohl dieſer Tyranney entziehen können, allein ich fürchtete die Folgen des Prozeſſes, den wir hätten führen müſſen, um die Beſtätigung unſrer Ehe zu erhalten, und wir hofften, daß es uns nach dem Tode des Grafen Danfort weit leichter werden würde alle Schwierigkeiten zu heben. Dazu kam, daß ich den ehrwürdigen Greis, der weiter kein Unrecht gegen uns hatte, als die übermäßige Zärtlichkeit für einen Sohn, der ihn ganz beherrſchte, nicht nur achtete und liebte, ſondern auch fürchtete. Meine

Furchtsamkeit gegen ihn ging so weit, daß ich es noch nicht gewagt hatte, Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens zu fodern, ob gleich die von den Gesetzen dazu bestimmte Zeit längst verflossen war.

Ich hütete mich zu oft nach Vitry zu gehn. Die Amme, die meinen Sohn erzog, wußte um das Geheimniß, und da ich fürchtete, der Unglückliche möchte sich einst selbst verrathen, so ließ ich ihn unter dem Namen Alexis erziehen, und erlaubte nicht, daß man ihm die geringste Kenntniß von seiner Familie beybrachte. Ich schmeichelte mir auf diese Weise ganz ruhig zu leben, und allem Verdacht zu entgehn, als ein Zufall meine Vorsicht von neuem weckte, und beynahe alle meine Plane über den Haufen geworfen hätte. Ich ging einst im Hof unsers Hotels mit dem Grafen und seinem Sohn spatziren, als eine Milchfrau, die aus der Küche kam, stehen blieb, mich genau betrachtete, und mit einer Fülle von Naivität, der kein Einhalt zu thun war, ausrief: „Ey, du lieber Himmel, ist es möglich, daß man sich so

ähnlich sehen kann.“ — Was sagt sie, meine liebe Frau, fragte der Chevalier? — „Ich meinte, gnädiger Herr, excusiren Sie: es wäre doch närrisch genug, wenn der Herr da sein Vater wäre! . .“ Wessen Vater? . . . „Von einem kleinen Kind, das wir in Vitry haben, von einem Waisen, ein allerliebstes Thierchen, das dem gnädigen Herrn da wie aus den Augen geschnitten ist . . . .“ Die Frau ist vermuthlich nicht richtig im Kopfe, fiel ich ein: was ist denn da groß zu verwundern, giebt's nicht mehr Leute, die sich gleichen? . . . „Ich bitte sehr um Verzeihung, gnädiger Herr, aber wirklich, der kleine Alexis, das schöne Kind: o mein Gott! ich kann mich gar nicht erholen . . . “

Das arme Weib schwazte weiter, und brachte mit unter Dinge vor, die mir durch die Seele gingen. Ich entfernte endlich, ohne daß es auffiel, Vater und Sohn von der Frau, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Allein meine Unruhe hatte mich verrathen. Es war ihnen ein Licht aufgegangen: sie fingen an, etwas von einem Betrug, der ihnen ge-

ſpielt worden, zu ahnden: ſie würden ſichtbar kälter gegen mich, und verließen mich, ohne Zweifel, um ſich zu berathſchlagen, wie ſie der Sache näher auf den Grund kommen und ſich dabey benehmen ſollten. Zum Glück las ich ihren Plan in ihren Augen, und ſtieg ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren zu Pferde, ſprengte nach Vitry, foderte meinen Sohn ab, und kam mit ihm zurück bis in den königlichen Garten, ohne daß ich wußte, was ich mit ihm anfangen, noch wohin ich ihn verbergen ſolle? Der Tag fing an zu ſinken, und da ich, aus Furcht bemerkt zu werden, mich mit dieſem koſtbaren Pfand nicht durch Paris wagen wollte, ſo beſchloß ich, in den Garten zu gehen, und, bis es vollends dunkel würde, über ein Mittel, ihn wo unterzubringen, nachzudenken. Ich ſaß auf dem Raſen in dem kleinen Hölzchen, und hatte meinen Sohn auf den Knieen. Ich benetzte ihn mit meinen Thränen, und drückte ihn an mein Herz, als eine Dame von einem gewiſſen Alter neben mir ſtehn blieb, mich betrachtete, und mich mit einem ſo rührenden Ton der Stimme

anredete, der allein ihr sogleich mein ganzes Zutrauen verschaffte: „Ach! mein bester Herr! sind Sie der Vater dieses artigen Kindes?...“ Ja, Madam!.. „Ein allerliebstes Kind!..... aber Sie weinen, sind Sie unglücklich?...“ Sie fragen?.. „So unglücklich als ich können Sie doch nicht seyn...“ Darf man die Ursache Ihres Kummers wissen?... „Ja, mein Herr, ich war einst Mutter, und ich wär' es noch, hätte mir der Tod nicht den liebenswürdigsten Sohn geraubt... ach! lassen Sie einen Augenblick meinen Thränen freyen Lauf... dann will ich versuchen, die Ihrigen zu trocknen....“ Madam, es ist ein Geheimniß... „O mir können Sie es ohne Bedenken vertrauen. Ich kenne niemand in dieser Stadt, ich bin erst zwey Monat hier, und überdieß wer weiß... wenn es in meinen Kräften steht, Ihnen einen Dienst zu leisten... ich bin allein, habe weder Mann noch Kinder, bin durchaus isolirt, ohne Bekannten, und habe nicht den mindesten Wunsch, welche zu bekommen. O reden Sie, mein bester Herr, reden Sie, vertrauen Sie sich

mir, Sie interessiren mich, Sie interessiren mich auf eine wunderbare Weise . . . . " Großmüthige Unbekannte, was wollen Sie für mich thun? . . „Alles, was in meinen Kräften steht . . . " Gott sey Dank, der mir auf eine so sichtbare Weise seine hülfreiche Hand zeigt. So haben Sie die Güte, dieses Kind zu sich zu nehmen: retten Sie es, verbergen Sie es, entziehen Sie's den Augen der Barbaren, die es seinem Vater rauben wollen . . . „Es Ihnen rauben? . . . " Ja, der Ehrgeiz, die Habsucht eines Bruders . . . „Ich versteh' Sie: o Gott, wie sehr sind Sie zu bedauern! Dieß Kind ist eine Frucht der Liebe? . . . " Der Ehe, Madam, einer vollkommen rechtmäßigen Ehe, die aber durch grausame Verwandte ihrer süßesten Freuden beraubt wird . . . „Ah, ich merke, ich merke, eine heimliche Ehe . . . " Ja, aber das ist unser einziger Fehler . . . „Allerdings ist es ein Fehler, aber kein Fehler, der den Tod verdient. Geben Sie mir Ihr Kind, vertrauen Sie mirs: ich will seine Mutter seyn, ich will es mit der größten Sorgfalt erziehen . . Armes

unſchuldiges Kind, du erinnerſt mich an meinen Sohn, als er in deinem Alter war. Iſt er in Paris geboren?“ — — Nein, in Beſanßon .... „Vor?..“ Fünf Jahren... „Fünf Jahren.. Gott! So waren Sie eben damals dort, als mein Sohn.. ſchreckliches Andenken!...“ Ihr Sohn?.. „Haben Sie ihn vielleicht gekannt, mein Herr? Er war ein ſanfter, liebenswürdiger, edler junger Mann, er ward grauſamer Weiſe ermordet...“ Ermordet?.. „Ja, und von einem Schulfreund..“ Gott! ſein Name... „Dulys...“ Gott! großer Gott!.. „Sie haben ihn gekannt...“ Verzeihen Sie, Madam, einen Augenblick... ich beſinne mich... „Sie haben wahrſcheinlich von ſeiner traurigen Geſchichte gehört?...“ Ich werde ſie nie vergeſſen.. „Ach! erzählen Sie mir, was Sie wiſſen, alle kleine Umſtände....“ Madam, ich beſchwöre Sie, verſchonen Sie mich... „Was er mir ſelbſt ſagte, als ich das Unglück hatte, ihn in meinen Armen ſterben zu ſehen, war ohngefähr das: Während ſeines Aufenthalts in Beſanßon, wohin er

in Angelegenheiten eines Marquis de Corſange gegangen war, von dem er mir oft in ſeinen Briefen geſchrieben hatte, ſuchte ein junger Tollkopf, den er einſt im Collegio gekannt hatte, Händel an ihm, und jagte ihm im Zweykampf den Degen durch den Leib . . . Verhält ſich die Sache nicht ſo? . . .“ Beynahe . . „Er ſetzte hinzu, hätte der Marquis, den er als einen warmen, zärtlichen Freund ſchilderte, nicht gethan, ſo hätte er gleich damals das Leben mit dem Blute, das von ihm ſtrömte, verloren . . . .“ Ach, Gott, Madam, was für Erinnerungen erwecken Sie in mir! . .

Was ſagen Sie zu dieſer Unterredung, meine Freunde? War ſie nicht ganz gemacht, mich in Verwirrung zu ſetzen und mit Schaam zu bedecken? Die Perſon, deren Hülfe ich anſpreche, iſt eben die Mutter des Freundes, den ich aufgeopfert hatte . . Sie klagt mir ihr Leid, mir, dem Mörder ihres Sohnes! . . Und welch ein Freund war dieſer Dulys! welche Edelmuth in ſeinem Verfahren! Weit entfernt mich bey ſeiner Familie anzuklagen, hat er die Ueberwindung, den Namen ſei-

nes Mörders zu verſchweigen, und mich nur auf eine Art, die mir Ehre macht, in ſeiner Erzählung zu nennen .. Ja, meine Freunde, das ſind Lagen, die ſich ſchlechterdings nicht beſchreiben laſſen, in denen man ſich ſelbſt befunden, die man ſelbſt gefühlt haben muß.

Madam Dulys bemerkte meine Unruhe. „Was fehlt Ihnen, mein Herr? Sie verfärben ſich? . . .“ O, Madam, wenn Sie mich kennten .. ich bin .. ich bin dieſer Corſange, der . . . „Sie? der Freund meines Sohnes? der Mann, der ihm Hülfe leiſtete . . .“ Madam .. „Ach! Gott! mein lieber Marquis, ich will alles für Sie thun . . . Kommen Sie, kommen Sie zu mir. Ich wohne in der Straße de la Chaiſe. Mein Wagen ſteht vor dem Thore, wir wollen uns einſetzen. Erzählen Sie mir Ihre Schickſale, Ihr Sohn bleibt von dieſer Stunde an in meinen Händen. Ich will für ihn ſorgen, als wenn er mein Kind wäre.“

Mein Schmerz, meine Reue war ſo heftig, daß ich beynahe eine große Unbeſonnenheit begangen hätte: allein die Ue-

berlegung brachte mich bald auf einen vernünftigern Gedanken. Ich brauchte Madam Dulys, ich beſchloß alſo, ſie in ihrem unſchädlichen Irrthum zu laſſen. Wozu würde auch das freymüthigſte Geſtändniß geholfen haben? Mich noch ſtrafbarer zu machen, und den Unwillen einer mit Recht erzürnten Mutter zu reizen? . . Ich erzählte ihr alle meine Unfälle, nur den traurigen Vorfall in Beſanßon zeigte ich ihr nicht ganz in ſeinem wahren Lichte. Allein äußerſt ſchwer ward es mir, mein Vergehen zu bemänteln. Die Lobſprüche und Schmeicheleyen der Mutter meines unglücklichen Freundes gingen mir wie Dolchſtiche durchs Herz. Die Umſtände nöthigten mich indeß zum Schweigen, und meine würdige Freundinn, die den innigſten Antheil an meinem Schickſal nahm, verſprach mir, meinen kleinen Alexis zu erziehen, und vor allen Dingen ihm die Geſchichte ſeiner Aeltern zu verbergen. Ich ließ ihn gleich bey ihr, und kehrte in unſer Hotel zurück, ohne mich von der Verwirrung erholt zu haben, die die Vorfälle des Tages in mir erregt hatten.

Neuntes Kapitel.

Alexis Vater beſchließt ſeine Erzählung.

Alles war bey den Danforts in Aufruhr. Der Chevalier war eben ganz außer ſich vor Wuth von Vitry zurückgekommen. Er hatte die gute Amme ſo ins Schrecken zu ſetzen gewußt, daß ſie ihm alles erzählt hatte. Er erfuhr von ihr, daß ich kurz vor ihm gekommen, und das Kind abgefordert hatte. Allein wohin ich es gebracht, konnte ſie ihm nicht ſagen. Er hatte ſonach gleich mit ſeinem Vater und ſeiner Tante Rath gehalten, und darin war beſchloſſen worden, daß Madam Danfort den folgenden Tag Arzelien in ein Schloß bringen ſollte, das ſie in der Gegend von St. Germain beſaß. Da wollten ſie ſie ſo lange gefangen halten, bis ich meinen Sohn, den Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer Nachforſchungen, ausgeliefert haben würde. Erſt nach der Abreiſe der beyden Damen erfuhr ich dieß neue Unglück. Arzelie fand indeß doch ein Mittel, mir ein

Billet in die Hände zu ſpielen, worin ſie mir ſagte, daß es endlich Zeit ſey, das ſchimpfliche Joch, das uns drücke, abzuwerfen. Auch eine Repetiruhr bekam ich von ihr, und in dem Brief dabey bat ſie mich, ſie ſtündlich anzuſehen, und ihrer dabey zu gedenken.

Unſere Furchtſamkeit war in der That faſt unglaublich. Wir hatten den Muth nicht, die Plagegeiſter, die uns quälten, zu vertreiben, und die Ketten, die uns feſſelten, zu brechen. Es iſt wahr, die Furcht, unſere Ehe getrennt zu ſehen, hielt uns zurück. Dieſe Furcht, und die Beſorgniß vor dem Verzicht, deſſen Ungültigkeit wir nicht kannten, hielten uns in einer ſolchen gänzlichen Unthätigkeit, daß es uns gar nicht einmal einfiel, Rechtsgelehrte zu Rathe zu ziehen. Wir ſcheuten uns einen Prozeß anzufangen, deſſen Ausgang, wie wir wähnten, ſo ſchreckliche Folgen für uns haben könnte.

Wir mußten alſo auch dieſe Trennung ertragen, ohne uns zu beſchweren. Ich ſah meinen Sohn ſehr oft, und Madam Duiys wußte es ſo geſchickt zu machen, daß

er

er nicht den mindeſten Gedanken haben konnte, als gehe ich ihm etwas an. Auch verſchaffte ich mir endlich ein Mittel, ſeiner Mutter Nachricht von ihm zu geben. Nachts, wenn in unſerm Hauſe alles im Bette war, ſtieg ich zu Pferde und eilte nach dem Schloß. Vor demſelben war eine Allee mit feinem Sand belegt. Alles, was ich wagte, war, daß ich mit großen Buchſtaben das Wort wohl! in den Sand ſchrieb. Sogleich ſprengte ich zurück, und kam noch vor Tagesanbruch wieder nach Hauſe, ſo daß niemand meine Abweſenheit ahndete. Arzelie verſäumte keinen Morgen vor dem Schloß ſpatzieren zu gehen, unter dem Vorwand, die Allee gefalle ihr beſſer als der Park. Hier las ſie, was ich die Nacht zuvor geſchrieben hatte, und oft bediente ſie ſich deſſelben Weges, mir ihre Gedanken mitzutheilen. Auf eine andere Art zu ſchreiben, oder mir Briefe zukommen zu laſſen, war ihr unmöglich gemacht, denn die Danfort kam ihr Tag und Nacht nicht von der Seite. So lebten wir bis zu der Zeit, wo ich meinen Sohn in das College de Navarre

that, und ihn Ihrer Aufsicht anvertraute, Herr Dumont . . . Ich sah Sie: Ihre Physionomie schien einen rechtschaffenen Mann zu verrathen, und sie täuschte mich nicht . . . Nunmehr aber änderte sich die Szene auf dem Schlosse in St. Germain.

Die Danfort, die nicht begriff, wie ich so entfernt von meiner Gattinn leben könne, ohne sie zu sehen, ja ohne mich nur einmal nach ihr erkundigen zu lassen, (von meinen nächtlichen Wegen wußte sie so wenig als ihr Bruder) hielt dieß für Gleichgültigkeit von meiner Seite, und glaubte also meiner Gattinn etwas mehr Freyheit verstatten zu dürfen. Sie veränderte ihre Zimmer und gab ihr bequemere mit einer freyern Aussicht, die in den ersten Hof gingen, und gleich neben den ihrigen lagen. Dieß brachte meine Frau auf den Gedanken, mich jede Nacht zu sich zu lassen, ohne daß es jemand merken könne. Das Unternehmen war äußerst gewagt und kühn, aber desto anziehender ward es uns. Durch einen Brief, den mir Arzelie über die Mauer zuwarf, erfuhr ich

ihren Plan, und machte dem gemäß meine Anſtalten.

Madam Danfort pflegte täglich einen großen bedeckten Wagen mit dem Gemüß, das ſie in ihrem Garten bauen ließ, nach St. Germain zu ſchicken. Der Fuhrmann dieſes Wagens, ein gewiſſer Jakob, ein ſehr einfältiger Tropf, verkaufte dort ſeine Waaren, und kam allemal ſehr ſpät gegen Mitternacht ins Schloß zurück. Wir beſchloſſen dieſen Menſchen, ohne daß er es ſelbſt gewahr werde, als ein Werkzeug zu brauchen, vermöge deſſen wir das Vergnügen haben könnten, uns zu ſehen und zu ſprechen. Dieß griffen wir folgendermaßen an.

Champagne, mein Kammerdiener, verkleidete ſich eines Tages als Bauer. Er kannte die Herberge, in der Jakob alle Abende einſprach, ging alſo auch hin, und ließ ſich ins Geſpräch mit ihm ein. Sie tranken zuſammen, und der Herr Fuhrmann bekam bald ein derbes Räuſchchen. Um Mitternacht machte er Anſtalt fortzufahren. Ich begleite Dich, ſagte Champagne, denn ich gehe juſt deinen Weg und

noch eine Stunde weiter. Unterwegs, wie sie von dem und jenem zusammen plauderten, ersah ich meine Zeit, schlüpfte in den Wagen, und machte mich da so klein als möglich. An dem Schloßthore wünschte Champagne seinem Begleiter eine gute Nacht. Kömmst Du morgen früh wieder zurück, fragte Jakob ... Ja, um vier Uhr ... Gut, so wollen wir zusammen ein Viertelstündchen in dem Garten meiner Herrschaft zubringen. Alle Morgen fahr' ich hin, bringe den Tag bey dem Gärtner zu, und schaffe den Abend meine Waaren nach St. Germain, wo ich gute Kunden habe. — Das ist recht schön, erwiederte Champagne: da werden wir uns recht oft sehen. Denn ich mache den Weg auch fast alle Tage.

Hier trennten sie sich; Jakob fuhr mit seinem Wagen in den Hof, spannte die Pferde ab, brachte sie in den Stall, und legte sich schlafen. Kaum war er fort, als ein Frauenzimmer erschien, und zu mir auf den Wagen stieg. Arzelie wars, welch Entzücken ... welche süße und herbe Augenblicke! Denn wovon konnten wir sonst

ſprechen, als von unſerm Unglück? Drey Uhr des Morgens ging Arzelie wieder auf ihr Zimmer. Jakob kam, ſpannte ſeine Pferde an, und fuhr mich ſo fort, wie er mich hergefahren hatte .... Champagne erwartete ihn am Thore. Sie boten ſich einen herzlichen guten Morgen, und ihr erſtes Wort handelte vom Trinken. Sie kehrten in einer entlegenen Schenke ein; hier ſprang ich herab vom Wagen, und eilte nach einem Gaſthof in der Nähe, wohin mir der treue Champagne bald darauf nachkam. Hier ſtiegen wir beyde zu Pferde, und kamen noch vor ſechs Uhr in unſer Haus zurück.

Sie werden finden, meine Freunde, daß dieß viel gewagt war. Und doch glückte es uns zwey ganzer Jahre nach einander, wo wir uns faſt täglich ſahen. Jakob, die ehrliche Haut, hatte eine ſolche Zuneigung zu Champagne bekommen, daß er ſich nicht zufrieden gab, wenn ein Tag ausfiel, an dem er ſeinen Freund und Trinkgeſellen nicht zu ſehen bekam. Dieß, mein Alexis, iſt das Räthſel mit der Repetiruhr, die ich dir um dieſe Zeit zum

Geschenk machte, und das ich dir damals nicht erklären durfte, ohne mich in Erläuterungen einzulassen, die uns beyden gleich gefährlich hätten werden können!

Jetzt geh ich zu der fatalen Katastrophe über, die mich so grausam gegen Dich, mein Sohn, machte, und mich gleichwohl zum Glück geführt hat. Sie werden sehn, meine Freunde, wie viel die schwärzeste Bosheit über ein schwaches und von Natur schon zu sehr zur Eifersucht geneigtes Herz vermag.

Doch eh' ich zu dieser traurigen Periode selbst komme, muß ich noch einige Umstände vorausschicken, die jene Katastrophe hervorbrachten, und die ich selbst erst lange nachher erfahren habe. Es fügte sich, daß Graf Danfort eine Nacht nicht schlafen konnte, und also aufstand, in der Absicht spatzieren zu gehn. Ein bloßer Zufall führte ihn in die Nähe des Pferdestalles. Es wundert ihn, die Thüre offen zu finden: er geht hinein, und wie erstaunt er, als er sieht, daß mein und meines Bedienten Pferd fehlt. Was bedeutet das, denkt er, hat Corsange die Flucht genommen? Der

Graf weckt seine Leute, setzt sie durch Drohungen in Furcht, und erfährt von ihnen, daß ich alle Nachte ausgritte und des Morgens vor sechs Uhr zurückkehre .... Danfort, dem es nicht an Scharfsinn fehlte, merkte gleich, daß ich nach St. Germain gehe, und wahrscheinlich ein Mittel gefunden haben müsse, mit meiner Frau zu sprechen .. Er konnte sich für Aerger nicht fassen, rufte seinen Sohn, beyde stiegen zu Pferde und kamen ohngefähr um sieben Uhr aufs Schloß. Sie überhäufen Madam Danfort, die nicht wußte, was sie wollten, mit Vorwürfen. Man erklärt sich, sie wird nicht weniger aufgebracht als ihr Bruder und Neffe, und verspricht alles aufzubieten hinter das fatale Geheimniß zu kommen. Jakob hatte oft im Hause von seinem guten Freund erzählt, der ihn alle Abend in St. Germain abhole, die Zeche für ihn bezahle, ihn aufs Schloß begleite, den andern Morgen gleich wieder bey der Hand sey, und immer einen Morgentrunk in Bereitschaft habe. Madam Danfort gerieth auf die Gedanken, ich selbst, oder einer von meinen Leuten möchte

dieser gute Freund von Jakob seyn. Den Abend ließ sie in einiger Entfernung ein paar handfeste Gärtnerbursche lauern, die den Befehl hatten, den guten Freund zu ergreifen, und ihn vor sie zu bringen. Sie ward pünktlich befolgt: Champagne ward angehalten, und vor die Furie gebracht, die ihn sogleich erkannte. Sie setzt ihm so mit Drohungen zu, und thut ihm auf der andern Seite so glänzende Versprechungen, daß der sonst so brave Kerl treulos wird, und ihr das ganze Detail unsrer nächtlichen Zusammenkünfte mittheilt. Sie forscht auch nach dem Orte, wo ich meinen Sohn verborgen halte: doch in diesem Punkt konnte Champagne ihr keine Auskunft geben, denn glücklicher Weise war das die einzige Sache, die ich vor ihm geheim gehalten hatte. Die Dansort kannte sich vor Wuth nicht, sie sann auf eine schreckliche Rache, und es ward ihr leicht, meinen treulosen Diener dahin zu bringen, daß er sich zum Werkzeug brauchen ließ. So elende Seelen giebt es, die für eine Hand voll Geld stets willig und bereit sind, alle niederträchtige Plane der

Reichen und Vornehmen auszuführen, mit der Gefahr, einst mit ihrem eignen Leben dafür büßen zu müssen. Dieß war wenigstens Champagnes Schicksal.

Ich, der ich mir von allen diesen Abscheulichkeiten kein Wort träumen ließ, traf das nächstemal zu meiner gewöhnlichen Stunde in St. Germain ein, und erstaunte sehr, als ich daselbst weder Jakob noch meinen Kammerdiener fand ... Ich erkundige mich ganz gleichgültig nach ihnen, und höre, sie wären schon vor einer halben Stunde fortgegangen. Ich begriff die Ursache dieser Eil nicht, doch ahndete ich nichts Böses, ging an das Schloßthor und wartete. Nach Verlauf einer Stunde kam Champagne heraus: „Ach, gnädiger Herr,“ sagte der Schurke, „was für eine traurige Nachricht habe ich Ihnen zu melden! ..“ Wie? was sagst Du? ... „Sie ließ mich durch Jakob rufen, und sagte mir mit diesen eignen Worten: Geh, Champagne, und sage dem Marquis, daß ich der Sklaverey überdrüßig bin, in der man mich seinetwegen hält: ich bitte ihn, daß er mich nicht wieder besucht, und nicht mehr

an mich denkt, da unser Schicksal uns einmal nöthigt getrennt zu leben . . . " Gütiger Gott! . . Doch, das ist ganz und möglich! . . . „Wollte Gott, gnädiger Herr, es wäre so. Aber hier haben Sie den Beweis von der Wahrheit deß, was ich Ihnen sage. Hier ist ein Präsent, das sie mir, meiner vielen Bemühungen wegen, wie sie sagte, gegeben hat. Hier, Champagner, sagte sie, hier sind fünf und zwanzig Louisd'or: Kommst Du in Verlegenheit, so rechne immer auf mich. Auf diesen Fuß aber wirst Du künftig nicht mehr beschäftigt seyn: das ist vorbey. Mein Entschluß ist gefaßt, ich meide Corsange auf ewig! . . "

Ich überlasse Ihnen zu beurtheilen, welchen Eindruck diese Rede des falschen Buben auf mich machen mußte. Ich war weit entfernt, seine Verrätherey zu ahnden, und überdieß hatte sein ganzer Vortrag zu sehr den Schein der Wahrheit, als daß mir ein Verdacht hätte aufsteigen können. Der Schmerz überwältigte mich: ich brach in Verwürfe und Verwünschungen gegen die treulose Arzelie aus, und

kehrte mit Verzweiflung im Herzen nach Hause.

Zwey Tage drauf erhielt ich von einem Bedienten der Dansert ein Billet von meiner Gattinn, das so abgefaßt war:

„Alles ist verlohren, mein Freund, folgen Sie dem einzigen vernünftigen Rathe, den ich Ihnen geben kann: fliehen Sie mich, vermeiden Sie mich zu sehn, so lange bis der Himmel etwas anders über uns beschließt.“

Dieses lakonische Billet bestärkte mich noch mehr in meinen trostlosen Gedanken. Ich glaubte nun fest, Arzelie sey die Sklaverey, in der sie sich schon so lange befinde, überdrüßig, entschlossen ihre Ketten zu zerbrechen und mir für immer zu entsagen. Welcher Undestand, welche Treulosigkeit! . . . Ein paar Monate hindurch ward ich von diesen traurigen Betrachtungen hin- und hergetrieben, und ich verließ diese Lage nur, um in eine noch trostlosere zu gerathen. Champagne, (denn durch seine Hände ging alles, was man an mich gebracht haben wollte) Champagne trat eines Morgens in mein Zimmer und sagte mir

mit dem gerührtesten Ton und Gesicht, in dem keine Spur von Verstellung sichtbar war: „Ach, gnädiger Herr, wie soll ich Ihnen sagen . . was ich Ihnen zu sagen habe? Das Unglück . . . “ Was für ein Unglück? . . . „Fassen Sie Muth und hören Sie mich; Arzelie . . “ Nu, Arzelie . . „War Ihnen untreu . . . “ Untreu? Verräther! Du erfrechst dich . . „Ja, gnädiger Herr, Ihr Freund Dulos, der nunmehr todt ist, hat ihr Herz zu rühren gewußt . . . . “ Du lügst, Elender, zittre! . . „Werden Sie nicht hitzig, gnädiger Herr . . . Ich kann es beweisen, nur zu gut beweisen. Jakob, den ich noch immer mit unter sehe, und der ganz auf unsrer Seite ist, fand neulich an einem Ort, wo Arzelie gesessen hatte, dieß Portrait und diesen Brief. Er sah, daß sie das Portrait oft mit der größten Zärtlichkeit küßte. Hier sehen Sie und lesen Sie.“

Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich wirklich Dulys Portrait erkannte, unter welchem von der Hand meiner Frau geschrieben stand: „Dich werde ich nie vergessen!“ Gott! welch ein Licht

ging mir auf! Ich las nun den Brief. Er war von Dulys selbst, ich erkannte seine Hand. Er lautete also:

»Meine angebetete Freundinn: ent»ziehen Sie unser Geheimniß aller Augen. »Die Frucht der treusten Liebe vertrauen »Sie keinen andern Händen an als den »meinigen. Vor allem darf Corsange nicht »das geringste ahnden. Wir würden alles »von seiner Wuth zu fürchten haben. Und »wer hat mehr Recht als ich, dieß geliebte »Kind zu besitzen? . . Leben Sie wohl; »Sie wissen alles, was Sie zu thun ha»ben. Ich beschwöre sie nochmals, ver»bergen Sie ja unser heimliches Verständ»niß mit der größten Vorsicht!««

Hundertmal las ich dieses schreckliche Billet. Vergebens suchte ich etwas zu entdecken, das meinen Argwohn zerstören könnte, allein es war ganz gemacht ihn unwiderleglich zu bestätigen. Müssen Sie mir nicht Recht geben, meine Freunde, wenn Sie alle Umstände bedenken? Konnte ich einen größern Beweis von der Untreue meiner Gattinn und meines Freundes fodern? Ein solches Billet, von der Hand

meines Dulys. . . Es war wirklich seine Schrift, nach der genauesten Untersuchung konnte ich nicht anders urtheilen. . . . Nun erklärte ich mir auf einmal die Eile, mit der Dulys nach Besanßon gereist war, die übertriebene Furcht, mit der er das Kind aus meinen Armen gerissen, es sodann fast gegen meinen Willen unter seine Aufsicht genommen, es nach Paris gebracht, und da hatte taufen und erziehen lassen . . . Ich verband damit das Stillschweigen meiner Gattinn während ihres Aufenthalts im Kloster, und die Briefe, die Briefe selbst, die mein Freund mir schrieb, und die keinen andern Zweck zu haben schienen, als mich von Arzelien zu trennen. . . Alles das waren eben so viel Beweise, die die Aussage der sprechenden Zeugen, die ich vor Augen hatte, bestätigten. Nie hatte sie mir ein Wort gesagt, daß sie ein Portrait von Dulys besitze. Alle diese Betrachtungen brachten eine solche Veränderung in meinen Gesinnungen hervor, daß ich auf einmal meine Gattinn und meinen Sohn als mir ganz fremde Wesen betrachtete. Es war mir, als fiele plötzlich ein

Schleyer von meinen Augen. Eifersucht bemeisterte sich meines verirrten Geistes, und ich beging die Unbesonnenheit, meine Klagen auch gegen meinen Vormund auszuschütten, der mich oft über mein Zutrauen gegen Dulys, und die Vertraulichkeit, in der ich ihn mit meiner Gattinn leben ließe, aufgezogen hatte. Der Graf, dachte ich, ist ein vernünftiger Mann und keiner niederträchtigen Verläumdung fähig. Ich wollte eben auf sein Zimmer gehen, als er zu meiner Thüre hereintrat. „Was bedeutet denn," fragte er, „das Ding, das wie ein Grab aussieht, das deine Frau in einem Busch des Parks errichten lassen? Meine Schwester zeigte mirs, aber sie weiß eben so wenig, was es vorstellen soll. Hat deine Frau etwa bisweilen Anwandlungen von Schwermuth? . ." Wie, ein Grabmahl? — — „Ja, ja: man sollte denken, sie wäre eine Wittwe. Tag und Nacht bringt sie mit Seufzen und Weinen zu, und spricht oft mit der bittersten Wehmuth den Namen Dulys aus." — Dulys? — „Ja, Dulys. Ich gestehe, es war ein seltner Freund. Ich begreife, wie man einen

Freund beweinen kann, aber so lange nach seinem Tode, so ausschweifende Betrübniß!“

Wie der Graf dieß gesagt hatte, entfernte ich mich, aus Furcht ich möchte noch mehr zu hören bekommen, und verschloß mich mit blutendem Herzen in ein Kabinet, wo ich die bittersten Thränen vergoß.. Alle Betrachtungen, die ich anstellte, bestärkten mich nur in der Idee, die ich zu bekämpfen suchte. So oft Arzelie von Dulys sprach, war immer eine Wärme, ein Feuer in ihren Worten und Blicken: er war ein wahres Muster von einem Manne, der liebenswürdigste, der edelste Sterbliche... Alexis verdankte ihm das Leben! u. s. w. Freylich wohl! dachte ich.

Kurz, meine Freunde, ich faßte den grausamen Vorsatz, den unglücklichen Alexis, der mir auf einmal verhaßt geworden war, zu entfernen. Nichts fesselte mich jetzt nur noch im mindesten an ihn: weder seine Aehnlichkeit mit mir, die ich als ein Werk des Zufalls betrachtete, noch seine Zärtlichkeit, noch seine guten Eigenschaften, nichts. Ich bestellte Herrn Dumont

nach

nach Luxemburg, und Sie wissen sämtlich, was ich ihm dort für Befehle gab.

Ich lebte nun eine geraume Zeit, ohne daß ich meine Frau zu sehen bekam, oder auch nur von ihr zu hören begehrte. Meine Tyrannen, denen ich gesagt hatte, daß ich mir das Kind vom Halse geschafft hätte, ohne ihnen jedoch etwas näheres darüber zu entdecken, waren über den glücklichen Erfolg ihrer boshaften Ränke sehr zufrieden. Nur eines Tages sah ich sie beyde sehr düster und verstört nach Hause kommen . . . „Wir haben ihn gesehen,“ sagte der Chevalier mit wildem Blick zu mir: „wir haben heut' Dulys Sohn gesehn . . .“ Wo das? . . . „Wo? im botanischen Garten . . . er ist schon groß . . . aber, Bruder, da Sie wissen, daß er nicht Ihr Sohn ist, warum lassen Sie ihn in Paris?“ — Was liegt mir dran, wo er lebt, hier oder anderwärts? — — „Sie haben Recht: allein da der Knabe auf Ihren Namen getauft worden, so wär' es leicht möglich, daß er es einst erführe, und daß Sie gezwungen wären, ihn als rechtmäßigen Sohn anzuerkennen. Sie

müssen ihn entfernen. Warum haben Sie uns nicht längst ein Wort gesagt: wir hätten eine Gelegenheit für ihn nach Amerika ausgemacht . . .“ Nach Amerika! nein, dazu gebe ich meine Einwilligung nie! —— „Woher diese blinde Zärtlichkeit? Er ist entweder Ihr Sohn, oder er ist es nicht . . .“ Aber, Herr Chevalier, weiß ich es denn so ganz gewiß, daß er nicht mein Sohn ist? .. „Warum haben Sie ihn denn verstoßen? . . .“ Was weiß ich? Gott! wird mir dieß schreckliche Räthsel nie gelöst werden?

Wie Sie sehen, meine Freunde, so schwebte ich immer noch zwischen Furcht und Hoffnung . . . Sie erschrecken: Sie verabscheuen mich: ich verdiene es. Diese Periode in meinem Lebenslauf macht mir keine Ehre. Ich werde mir ewig Vorwürfe darüber machen. Wie glücklich werde ich seyn, wenn meine Gattinn und mein Sohn mich nie an dieses Verfahren erinnern wollen, gesetzt auch, daß sie mir es nie ganz verzeihen können.

Wie ich den Grafen und seinen Sohn verließ, so sah ichs ihnen an den Mienen

an, daß ſie mit einem Plan umgingen. Meine Zärtlichkeit für Alexis erwachte von neuem. Ich hatte ihn nie ganz aus den Augen verloren, ich wußte ſeine Wohnung, und ſo ſchickte ich Champagne, den verrätheriſchen Schurken, mit einem Brief und einer Börſe an ihn. Ich kann nicht ſagen, wie es kam, daß Champagne dießmal den Auftrag ausrichtete, ohne dem Grafen etwas davon zu hinterbringen: genug er kam wirklich zu Ihnen, Herr Dumont, ſtellte Ihnen den Brief und das Geld zu, und reiſte mit Ihnen ab. In dem Augenblick aber, wo Sie die Hauptſtadt verließen, wußte auch der Graf und ſein Sohn ſchon, daß Sie nach Valence unterWeges wären. Iſt es möglich, daß man ſchändlicher betrogen werden kann? Unterdeſſen ward eine Kriſe vorbereitet, die mein Schickſal entſchied, und Arzelie von neuem und ewig mit ihrem undankbaren Gatten verband.

Seit langer Zeit nährte Madam Danfort eine zärtliche Neigung zu mir. Dieſer Umſtand, den ich Ihnen noch nicht mitgetheilt habe, war zum Theil die Urſache

alles unſers Unglücks. Dieſe Frau, die in der Hitze und Eiferſucht keine Grenzen kannte, hatte mir zwanzigmal ihre Abſichten ſo deutlich als möglich zu verſtehen gegeben: ſie war aber immer mit verdienter Verachtung zurückgewieſen worden. Ihre Leidenſchaft, meine Gleichgültigkeit, meine Vereinigung mit Arzelien, alles hatte ſie zu unſrer tödtlichſten Feindinn gemacht, ſo daß ſie mit Vergnügen alles aufſuchte, was uns das Leben verbittern konnte, weil ſie dieß für den einzigen Weg anſah, zu ihrem gewünſchten Ziel zu kommen.

Noch an dem Abend, wo ihr von Paris abgingt, um euch nach Valence zu begeben, erſtaunte ich äußerſt, als ich ſie, die meine Gattinn in ihrem Schloß gefangen hielt, ſie, die ich unendlich mehr verachtete, als ihren Bruder und Neffen, in mein Zimmer treten ſah. „Mein lieber Corſange,“ ſagte ſie mit einer freundlichen Miene, „wahrſcheinlich werden Sie ſich über meinen Beſuch wundern. Ich komme Ihnen einen großen Dienſt zu leiſten. Hören Sie mich.

Ich weiß alles. Der Graf und der Chevalier haben Ihren Alexis im königlichen Garten gesehn. Sie haben ihm befohlen, Paris auf der Stelle zu verlassen: er hat den Weg nach Dauphine' genommen. Mit Einem Wort, ich bin von allem unterrichtet. Und ich weiß mehr als Sie. Diesen Nachmittag hat mein Bruder vom Minister einen Siegelbrief erhalten, der ihn bevollmächtigt, Ihren Alexis und seinen Hofmeister als ein paar Landstreicher aufheben und mit dem nächsten Transport nach Amerika schicken zu lassen."

Gott!

„Einen Augenblick Geduld! Ich rette sie, wenn Sie wollen . . "

Und wie?

„Wie? Undankbarer! Erräthst Du mich nicht? . . Versprich mir die Empfindungen zu erwiedern, die Du mir eingeflößt hast, und ich gehe mit Dir nach Valence, und hoffe durch das Ansehen, in dem ich bey meinem Bruder stehe, es dahin zu bringen, daß er von dieser schrecklichen Vollmacht keinen Gebrauch macht."

Wie, Madam? . . .

„Der Graf und sein Sohn sind schon im Begriff abzureisen. Eben denken sie in den Wagen zu steigen. Sie fahren nach Valence . . “

Die Barbaren! ohne meine Bewilligung . . .

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Nicht weit von unserm Hause steht schon eine Postchaise bereit. Machen Sie, daß wir ihnen zuvorkommen. Vergebens habe ich alles versucht, die Reise zu hintertreiben . . . “

Nu, Madam, warum nehmen Sie denn ein solches Interesse an diesem Kind, wenn es so ausgemacht bewiesen ist, daß ich nicht sein Vater bin . . .

„Es ist wahr, Sie haben Recht. Arzelie hat mir's selbst ohnlängst gestanden, daß er Dulys Sohn ist; aber der junge Mensch . . . . ist doch nur unglücklich und nicht strafbar. Sollen wir ihn ganz zu Grunde gehen lassen? “

Madam, nicht sowohl ihn wünsche ich zu retten, als seinen würdigen Lehrer, den armen Dumont, der ganz ohne seine

Schuld in ſein Unglück verwickelt worden ....

„Wie? Sie wollten Ihren Alexis aufheben, nach Amerika transportiren laſſen ...“

Warum nicht? Meinethalben mögen ſie ihn hinſchaffen wohin ſie wollen: aber der rechtſchaffene Mann, der mehr als ein Vater für ihn gethan hat ...

„Nun wohl, mein Freund, laſſen Sie uns eilen. Ich bewundere Ihre Denkungsart. Mögen Sie Ihre Wuth an Alexis auslaſſen, wenn wir nur den braven Mann, von dem Sie ſprechen, retten.“

Ich war ſo verwirrt, die Danfort ſetzte ſo ſehr in mich, daß ich, ohne zu überlegen, was ich that, in den Poſtwagen ſtieg. Die Danfort nahm neben mir Platz, ein Bedienter und Champagne traten hinten auf, der Poſtillon trieb die Pferde an. Erſt nach einigen Minuten bemerkte ich, daß ich einen Reiſegefährten hatte ... Ich bezeigte ihr mein Erſtaunen, die Danfort minaudirte, und verſprach mir, durch ihre Gegenwart alles gut zu machen, und den unſchuldigen Du-

mont aus den Händen unsrer Feinde zu retten.

Betäubt wie ich war, außer mir, und müde der unerträglichen Last, die mir die Sorge für ein Kind von so zweydeutiger Abkunft machte, fand ichs am rathsamsten zu schweigen. Auf der ganzen Reise that ich nichts als seufzen und mich über Gott und die ganze Natur beklagen.

Diese Verstörung und Härte gegen den unglücklichen Alexis wird Ihnen, meine Freunde, etwas verzeihlicher vorkommen, wenn Sie sich erinnern wollen, daß er von seiner Geburt an die einzige Quelle aller Leiden gewesen war, die mein Leben verbittert hatten ... Aber, werden Sie mir einwerfen, was entschuldigt das Betragen gegen die so geliebte Arzelie, die du auf so unvollständige Beweise so leichtsinnig für strafbar erklärtest? .. Ihr habt Recht, meine Lieben: ich allein war strafbar, und meine allzugroße Nachgiebigkeit oder Schwäche vielmehr war der Grund von all' meinem Unglück.

Ich ziehe den Vorhang über den Auftritt in Valence. Ich selbst bin mir jetzt

noch ein Räthsel, aber freylich die Danfort reizte mit teuflischer List meinen Unwillen gegen ihn, so daß er einen Augenblick in förmlichen Haß ausartete.

Unterdeß waren der Graf und der Chevalier unterwegs aufgehalten worden. Sie trafen erst nach mir in Valence ein, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach Alexis nicht mehr fanden. Voller Wuth über ihr mißlungenes Projekt, suchten sie sich an mir zu rächen, folgten meiner Spur, und erreichten meinen Wagen auf dem Wege nach Lyon ... Champagne, der hinten auf dem Wagen stand, verrieth uns, und im Augenblick sah ich mich von einem Haufen Reiter umringt, unter denen sich der Graf, sein Sohn und ein Polizeybeamter mit einigen Marechaussees befand. Verräther, schrie ich dem Chevalier zu, da ich nicht anders glaubte, als daß seine Absicht auf Dumont gerichtet wäre, elende Memme, was hat Dir dieser Unglückliche gethan? ... Herab vom Pferde! Einer von uns beyden muß hier seinen Tod finden, Du oder ich ..

Und sogleich begann ein allgemeines Gefecht, in dem ich meinen lieben Dumont fallen sah. Champagne, der mich entwaffnen wollte, fiel von meiner Hand: auch mein Bruder, mein Bruder selbst, der grausame Chevalier sank zu meinen Füssen . . Blutiger, abscheulicher Tag! . . Endlich glückte es dem Polizeybeamten und seinem Gefolge, mich zu arretiren: ich ward gebunden, und neben die Danfort, die in Ohnmacht gefallen war, und den verzweifelten Grafen, der um Rache für seinen unglücklichen Sohn schrie, in meinen Wagen geworfen .... Die Todten wurden geschwind aufgehoben und in die andere Chaise gethan: nur die Leiche meines lieben Dumont, wofür ich ihn damals hielt, ward aus Eil, oder Furcht, oder weil man ihn in der Dunkelheit übersehen hatte, auf dem Schlachtfeld vergessen. Erst eine Weile nachher vermißte man ihn; allein wie man auf den Platz zurückkehrte, war er nicht mehr zu finden.

Auf diese Weise legten wir sehr üblen Muths den Weg von Lyon nach Paris zurück, wo unser Handel allein abgethan

werden konnte, da wir beyde, mein Schwiegervater sowohl als ich, zu dem hohen Adel gehörten. Bey unsrer Ankunft ward ich in einen dunkeln Kerker gebracht, und man instruirte meinen Prozeß. . . . . Ich weiß nicht, was er für eine Wendung für mich genommen haben dürfte, wenn Arzelie, auf die erste Nachricht von diesem traurigen Vorfall, nicht den Entschluß gefaßt hätte, dem König einen Fußfall zu thun. Sie erzählte dem guten Fürsten alle unsre Unfälle. Er ward gerührt, und versprach ihr strenge Gerechtigkeit. Wirklich wurden wir auch beyde, der Graf sowohl als ich, vor den Monarchen gerufen. Jeder trug hier seine Sache vor, und der König, dem kein Gefühl der Menschlichkeit fremd ist, ward von meiner Erzählung bis zu Thränen gerührt, und ertheilte mir vollkommnen Pardon. Doch seine Gnade erstreckte sich noch weiter. Mein Verzicht ward vernichtet, meine Heirath bestätigt, und Aleris auf den Fall, daß er wieder gefunden würde, einstweilen für ein ehliches Kind erkannt. Ja der Monarch befahl mir sogar, ihm denselben sodann vorzustellen.

Der alte Graf, nun allein und ganz trostlos, ward auf Lebenszeit auf eins seiner Schlösser verwiesen. Seine Schwester folgte ihm dahin, und wir, von den Gnadenbezeigungen des Königs überschüttet, schickten nach allen Gegenden treue Kundschafter aus, Nachricht von dem geliebten Schmerzenssohn einzuziehen.

Wie viel Vorwürfe machte ich mir jetzt über meine traurige Eifersucht ... Das Portrait, das Arzelie bewahrte, war nichts als ein Pfand der Achtung und Dankbarkeit, das ihr der vielen und wichtigen Dienste wegen theuer war, die dieser treueste aller Freunde uns geleistet hatte. Der Brief, den sie im Kloster geschrieben hatte, war gleichfalls ein bloßer Beweis seines Eifers und seiner Delikatesse. Dulys sagte: wenn Corsange erfährt, daß er Vater ist, so wird seine an sich schon stürmische Liebe sich nicht mehr in den nothwendigen Schranken halten lassen, die die Vorsicht in einer so schrecklichen Lage nöthig macht. Er that deshalb einer Freundinn, an die der Brief gerichtet war, den Vorschlag, sie möchte Arzelien in ihrem Hause

niederkommen lassen. Kurz, der edelmüthige Dulys hatte alles für mich gethan, und ich wagte es, sein Andenken durch den Verdacht, den ich gegen ihn und meine Gattinn hegte, zu beschimpfen ... Noch jetzt erröthe ich, wenn ich an diese Tage der Verwirrung denke, und noch fühle ich die bitterste Reue über meine Voreiligkeit und Schwäche.

Dieß, mein Sohn, ist das Geheimniß deiner Geburt. Jetzt hast Du die Erzählung der Unfälle vernommen, die Du sonst so sehr zu erfahren wünschtest, die Dir aber damals nur Kummer gemacht und Dich wahrscheinlich zu manchen falschen Schritten verleitet haben würde. Jetzt drückt Dich dein Vater an seinen Busen, jetzt lächelt Dir deine Mutter, und Du erwiederst ihre zärtlichen Liebkosungen ... O meine Freunde, o mein Alexis, wie glücklich bin ich, daß ich Dir dein Klärchen, dein liebenswürdiges Klärchen wieder geben konnte. Dü-Monnai, der sie in unser Haus brachte, wußte unsre Geschichte nicht. Dieser Freund, den wir nur kurz vorher in Paris hatten kennen lernen, als seine

Stelle ihn nach Marseille zu gehen nöthigte, kannte zwar einige Vorfälle aus unserm Leben, niemals aber hatten wir ihm unsre Schicksale vollständig vertraut. Nicht, als ob wir ihn dieses Zutrauens nicht würdig gehalten hätten: nein, wir vermieden überhaupt so viel als möglich diese Saite zu berühren, weil die Erinnerung an unsere Leiden unsern Schmerz ohne Nutzen erneuerte.

Nunmehr, mein Alexis, komm, und wirf Dich zu den Füßen eines menschenfreundlichen gnädigen Königs! Er war unser Beschützer, er rettete uns für der gerechten Strenge der Gesetze, die uns verdammten .... Er will dein Vaterland, deine Stütze werden ... Ach, wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn der ehrwürdige Candor Dir seine Tochter geben, und so ein paar junge Leute, die in ihrer frühen Jugend schon so viel und so grausame Verfolgungen des Schicksals aushalten müssen, durch die Erfüllung ihres heißesten Wunsches belohnen wollte."

Zehntes und letztes Kapitel.

Schluß.

So endigte der Marquis de Corsange seine Geschichte, die auf alle seine Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Jeder fällte nun nach seinen Einsichten und seiner Denkungsart sein Urtheil über diese ungewöhnlichen Begebenheiten. Unglücklicher Vater, sagte der güte Dumont, es ist wahr, Sie haben sich manche Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, allein das Unglück verhärtet natürlich das Herz. Alles ist dem Unglücklichen verdächtig: da er einmal getäuscht worden, so glaubt er es immer zu seyn. Der anhaltende Schmerz und Kummer wirkt auf seine Nerven und macht ihn hart, hastig, ja selbst unempfindlich. Gezwungen in die ganze Welt Mißtrauen zu setzen, glaubt er, die ganze Welt gehe nur damit um, ihm zu schaden. Dieß war auch meine Art die Dinge zu betrachten, dieß waren meine Grundsätze und meine Philosophie.

„Per lo caro Gieſù,“ fiel ihm Sciocco ins Wort, „dieſe Philoſophie taugt nichts. Kein Mißtrauen vermag gegen die Waffen der Bosheit zu ſchützen: das Schickſal ſelbſt führt uns oft in die Schlingen, die es uns legt, und ſicherlich iſt es weit klüger, die Böſen ganz zu fliehen, als daß man ſich durch Aufmerkſamkeit gegen ſie zu ſichern ſucht, welches meiſtens vergebene Mühe iſt.“

Der Herr hat Recht, erwiederte der Marquis de Corſange, es wäre weit klüger von mir geweſen, wenn ich nebſt meiner Gattinn meine Tyrannen geflohen und ein Haus verlaſſen hätte, in dem . . .

„Das konnten ſie nicht, Signor Corſanjo . . .“

Verzeihen Sie mir, mein Herr, im Anfang wäre mir nichts leichter geweſen, als das . . .

„Signor Marcheſe — perdoni VS, da ſind Sie tief im Irrthum. Sie konnten es nicht. Da Sie einmal beſtimmt waren alle dieſe Unfälle zu erleben, ſo konnten Sie ihnen nicht entgehen. Die Prädeſtinat . . .“

Schweig

Schweig mit deiner Prädeſtination, fiel ihm Alexis ein. Haſt Du deine alten Thorheiten noch nicht vergeſſen?

„Verzeihen Sie, mio tenero padrone, Sie ſelbſt haben mir zugeſtehen müſſen — — “

Wie, ſagte Corſange, Sie glauben, alles was uns begegne, ſey vorherbeſtimmt —

„Si veramente Signor — — “

Vater, verſetzte Alexis, laſſen Sie meinen Freund ſchwatzen. Er deräſonnirt mit unter ein wenig. Seine Moral . . .

Iſt ſehr unvernünftig, mein Sohn . . . Auf dieſen Fall könnte es keine Schurken und Böſewichter mehr geben. Alle würden ſich mit der Prädeſtination entſchuldigen. Ein abſcheulicher Wahn! Haſt Du auch dieſe Irrthümer eingeſogen, mein Alexis?

„Nein, mein Vater, aber ich habe mich von Irrthümern andrer Art verführen laſſen . . . “

So ſprich, ſo erzähle mir deine Begebenheiten ſeit deiner Entfernung aus dem

Häuschen. Du mußt in einem Winkel der Erde gesteckt haben, denn ich habe Dich überall, und überall vergebens suchen lassen.

„Ich habe mich nicht versteckt,“ erwiederte Alexis. „So hören Sie denn alle meine lieben Freunde und auch Du Klärchen. Ich hoffe mich bald von dem falschen Verdacht zu befreyen, den Du wegen meiner Verbindung mit der Schliesserinn von St. Marcellin und der Marseiller Sophie auf mich geworfen hast.“

Alexis befriedigte ihre Neugier, und wie er seine Erzählung geendigt hatte, so umarmten ihn sein Vater und seine Mutter abermals auf das zärtlichste. Jedermann war zufrieden und vergnügt. Dorance und Duverly allein beobachteten noch das tiefste Stillschweigen. Besonders schien Duverly von einer düstern Verzweiflung gemartert zu werden. Die Erzählung des Marquis hatte ihm oft Thränen ausgepreßt. Dulys Treue und Edelmuth nöthigte ihn zu Vergleichungen mit seinem Betragen, das ihm nun nur noch

abscheulicher dünkte. Er wagte sich nicht jemand anzublicken, es schien, als wünschte er sich vor sich selbst zu verbergen . . . Selbst Dorance ward zum Mitleiden bewegt . . Unglücklicher, sagte er, hier ist deine Tochter. Wagst Du es nicht, sie bey diesem süßen Namen zu nennen?

„Ja, ich will es wagen," versetzte Duverly, „ja ich will ihr diesen süßen Namen geben, aber nicht eher als ich Dich gerächt habe . . "

Mich gerächt?

„Ja, und auf der Stelle . . "

Mit diesen Worten zog Duverly seinen Degen und wollte sich damit durchboren, aber jedermann fiel ihm in die Arme. Dorance, Dorance selbst, der noch vor kurzem sein Blut verlangt hatte, bemächtigte sich des mörderischen Eisens und warf es weit weg.

„Was thust Du, Dorance?"

Meine Schuldigkeit, undankbarer Freund! Das Unglück des Herrn von Corsange, meine eignen Unfälle, die Erfahrung, ja die Erfahrung, der größte

aller Lehrer, alles zeigt mir die schreckliche Macht der Leidenschaften . . . Mich haben sie zu Unvorsichtigkeiten und Uebereilungen, Dich zu Verbrechen verleitet . . . Was sag' ich? Nein, ich bin selbst strafbarer noch als Du . . Diese Hand . . . meine Gattinn! mein Sohn! . . . Ja ich will Dir mehr verzeihen, als ich mir selbst verzeihe. Schenke dein Klärchen meinem Alexis, und laß ihre Verbindung das Siegel unsrer Versöhnung seyn!

Er sagte es, und reichte dem Duverly seine Hand. Dieser lag sogleich vor ihm auf den Füßen, küßte diese wohlthätige Hand, benetzte sie mit seinen Thränen, und brach in die rührendsten Klagen aus. Alle Anwesenden sprachen für den Unglücklichen, so daß Dorance selbst seine Thränen nicht länger zurückhalten konnte. Seine Zähren vermischten sich mit denen seines reuigen Freundes; sie flogen sich in die Arme und hielten einander so fest und so zärtlich verschlungen, daß man bald nicht mehr den Schuldigen von dem Beleidigten unterscheiden konnte.

„O divino ſpettacolo,“ rief der Italiener, „o angustie delle vicende umane! Wie ſichtbar iſt hier die Hand, die euch führt . . . Welch ein großes, erhabenes, barmherziges Weſen leitet die armen Sterblichen auf dem ſtürmiſchen Meer in den Hafen des Glücks! . . . Jetzt bin ich erſt recht vergnügt . . Da kömmt mir ein Einfall . . Signori Cavalieri, per grazia . . . Wahrſcheinlich verlaſſen Sie doch ſämtlich dieſen traurigen Aufenthalt, um mit einander in Paris zu leben. O, haben Sie die Güte, und ſchenken Sie mir das allerliebſte Häuschen, ſchenken Sie mir's. Hier will ich mit einer langen braunen Kutte, einer hohen ſpitzigen Kapuze auf dem Kopf, einem Strick um den Leib, den Reſt meiner Tage glücklich und zufrieden verleben, und Sie kommen dann und beſuchen bisweilen den guten Waldbruder . . Alle Reiſenden werden gern einen Umweg nehmen, um mich zu ſehen; ich empfange ſie, zeige ihnen das Häuschen, und ſage ihnen: Hier weinten lang' Natur und Liebe. Wandrer, lernt

Beleidigungen verzeihen, und Ergebung in den Willen des großen Urhebers der Welt, der allein die Ordnung der Dinge und den Gang der Begebenheiten kennt.“

Man lachte herzlich über diese Tirade des ehrlichen Sciocco, so daß es nicht viel gefehlt hätte, er wäre böse worden. Doch fiel ihm zur rechten Zeit noch ein, daß das Lachen eins der angenehmsten Vergnügen der Menschen, und nothwendig mit seiner Natur verbunden sey. Er besänftigte sich also, und lachte bald selbst mit den andern um die Wette.

Alle Helden unsrer Geschichte waren nun glücklich. Sie brachten noch einige Tage in dem Häuschen zu, und besuchten die Gegend umher, dann traten sie zusammen die Reise nach Paris an. Selbst Candor und sein alter treuer Diener wollten, ihrer Jahre unerachtet, mit von der Partie seyn. Man verschloß demnach sorgfältig alle Zimmer des Häuschens, verwahrte die Fallbrücke auf das beste, und machte sich auf den Weg.

Die ganze Reiſe hätte nicht angenehmer ſeyn können . . . Alles war vergeſſen, man hörte weder Klagen noch Vorwürfe mehr. Die Geſichter waren heiter, wie die Herzen, und man ſprach von nichts als von dem Glück, das Alexis bevorſtand, dem König vorgeſtellt zu werden.

In Paris ſtieg man in dem Hotel Corſange ab, und den andern Morgen fuhren der Marquis und Alexis nach Verſailles. Sie wurden vor den König gelaſſen. Alexis zitterte und wagte es nicht die Augen aufzuſchlagen.

„Das iſt dein Sohn? Corſange,“ fragte der König.

Ja, Sire . .

„Er ſcheint noch ſehr furchtſam. Junger Mann, ſeyn Sie hübſch klug, vorſichtig, beſcheiden, und ich werde meine Hand nie von Ihnen abziehen . . Jetzt ſoll er zum Anfang ein Regiment haben, und nicht wahr, Marquis, wir wollen ſehen, was er für Gebrauch davon machen wird . . “

Sire, er iſt bereit den letzten Blutstropfen für Ew. Majeſtät zu vergießen ...

„Ich hoffe, er ſoll dem Beyſpiel ſeines Großvaters folgen, der im Dienſt meines Vaters ſtarb ... Es war ein braver Mann, ich habe ihn genau gekannt, und ich geſtehe gern, daß ich an ſeiner Seite gelernt habe, was ich vom Krieg verſtehe.“

Der König unterhielt ſie noch eine Weile mit der entzückendſten Herablaſſung, befahl hierauf dem jungen Corſange eine Beſtallung als Obriſter auszufertigen, und entließ ſie ſodann mit Lob und Gnade überhäuft.

Einige Tage drauf wurden Alexis und Klärchen am Altar verbunden! ... Wie ſauer hatten ſie ſich dieß Glück erringen müſſen ... Kann man das Glück des Lebens wirklich für ein Glück gelten laſſen, wenn man es mit ſo viel Unfällen und Leiden erkaufen muß!

Kurz drauf fiel Duverly, der immer noch von den heftigſten Gewiſſensbiſſen gemartert wurde, in eine gefährliche Krank-

heit, und ſtarb nach wenigen Tagen in den Armen ſeiner Freunde, nachdem er vorher Dorance' noch tauſendmal um Verzeihung gebeten hatte. Dieſer beweinte ihn aufrichtig. Vor ſeinem Tode machte Duverly ein Teſtament, in dem er Aleris und ſeine Gattinn zu einzigen Erben ſeines ſämtlichen Vermögens einſetzte. Es war ſchon an ſich anſehnlich geweſen, und durch den vortheilhaften Handel in Amerika, wo er funfzehn Jahre lebte, hatte er es zu Millionen gebracht. Doch vergaß er nicht ein anſehnliches Legat für den braven Jean Picot auszuſetzen, den er im Gaſthof zu Lyon im Verdacht des Diebſtahls gehabt hatte. Der Signor Carlo bekam auch ſein beſchieden Theil, und ermangelte nicht der Vorſicht zu danken, daß ſie dieſen Vorfall ſo weislich herbeygeführt habe.

Lander endigte nun auch, alt und lebensſatt, doch ruhig und zufrieden, ſeine rauhe Laufbahn. Aleris drückte ihm die Augen zu, und verſprach ihm, ſeinen letzten Willen zu beſorgen. Der Greis verlangte in ſeiner letzten Stunde, in die un-

terirrdische Kapelle des Häuschens geschafft und dort neben der Asche seiner Adelheid und seines Sohnes beygesetzt zu werden. Nachdem man hierzu die Erlaubniß des Pfarrers von St. Sulpice erhalten hatte, machten sich der Marquis und seine Gemahlinn, ihre Kinder und Freunde gemeinschaftlich auf, und begleiteten den theuern Ueberrest ihres Freundes zu seiner Ruhestätte. In Grenoble ward die Leiche einstweilen in einer Kapelle der Cathedralkirche verwahrt, bis in dem Häuschen die nöthigen Anstalten gemacht seyn würden.

Gleich den andern Tag nach ihrer Ankunft wurden dreyßig Arbeiter zur Reparatur des Häuschens angestellt. Man setzte noch eine Etage auf und zwey Flügel an. Die Fenster wurden vergrößert und mit Balcons geziert. Ueber das geheimnißvolle Souterrain ward eine Kapelle gebaut, die der Bischof von Grenoble bald darauf selbst einweihte. Auch der Garten litt, bis auf den Bach, die kleine Brücke, das Bosket und die große Pappel, die unverändert blieben, mancherley Verschön-

rungen. Alexis und ſeine Gattinn liebten dieß ländliche Fleckchen. Hier, ſagten ſich die zärtlichen Gatten, hier ſaßen wir nach der Hitze des Tags. Hier unterhielten wir uns von unſrer Liebe und von unſern Leiden . . . Hier überraſchte uns Cander, als wir Thränen der Zärtlichkeit vergeſſen, er drückte uns an ſein Herz und wir waren glücklich. Sieh, Alexis, ſiehſt Du noch an dieſem Baum deinen Namen und den meinigen? Die Hand der Zeit hat unſer Werk verſchont, möge ſie eben ſo deine Tage und die Tage deines Vaters ſchonen!

Kurz, unſer liebendes Paar vergaß nichts. Sie beſuchten jeden Weg, jedes Fleckchen, und erneuerten die Freuden und Leiden der Vergangenheit . . Wie ſüß iſt es auf verfloßne glückliche Tage, wie viel ſüßer noch auf überſtandnes Ungemach zurückzublicken! Wenn wir geliebte Oerter wieder ſehen, ſo erweitert ſich das Herz, das Auge ſchweift mit einer Art von Wolluſt umher: man empfindet eine Art von Beklemmung, die aber nichts weniger als

unangenehm ist . . Man sieht sich in dem Alter, das man damals hatte, in der Situation, in der man sich befand; man scheint dieselbe Luft einzuathmen. Haben die Gegenstände ihre Gestalten geändert, so wünscht man sie sich so zurück, wie sie einst waren: man erinnert sich, man mahlt sich auf das genauste alles aus, was hier stand, dort lag, ja man glaubt die Spuren noch zu bemerken, die man vor Jahren in den Rasen und auf den Sand gedrückt hatte.

Nichts als dieser reizende Ort blieb im Garten unverändert, der Rest erhielt die Gestalt eines prächtigen Parks, und das Häuschen das Ansehn eines herrlichen Schlosses. Eine einzige Stube blieb in ihrer alten Einrichtung, die Stube des Alexis, in der er die erste Nacht im Häuschen zubrachte, und in eine so heftige Furcht gerieth, als er die Thüre mit dem doppelten Schloß zuschlagen, und drauf durch das Fenster Lauberts Trauerceremonie am Fuß der großen Pappel sah. Dieses Stübchen erhielt sich immer in Alexis Neigung:

er ließ Bücher und muſikaliſche Inſtrumente hineinſchaffen.

Da im Innern alles fertig war, fing man an das Aeußere und die Gegend umher zu verſchönern. Die Fallbrücke ward neu gemacht, die Graben wurden mit einem hohen Geländer eingefaßt, vor dem Eingang des Schloſſes ward ein groſſer Platz im Holz ausgeſchlagen, und eine breite Allee bis nach St. Marcellin geführt. Die Verſchönerungen erſtreckten ſich auf den ganzen Wald von Chamberan. Einen ganzen Monat hindurch wurden ſo fleiſſige Streifereyen vorgenommen, daß der gröſte Theil der Räuber, die ihn unſicher machten, aufgehoben ward. Mehrere Abgründe und Höhlen wurden verſchüttet, auf jedem Weg wurden Pyramiden angebracht, die die Reiſenden zurecht wieſen. Kurz dieſer ſonſt ſo düſtre, traurige, gefährliche Wald ward in kurzer Zeit ein wahrer Luſtort.

Da alles zu Stande war, ſetzte man die Leiche des ehrwürdigen Greiſes in die Kapelle neben ſeiner unglüklichen Familie bey. Sodann kehrte das junge Ehepaar

nach Paris zurück, und ließ den Marquis und seine Gemahlinn in dem neuen Schlosse, wo ihre Anwesenheit verschiedener Einrichtungen wegen, die man noch treffen wollte, nöthig war.

Alexis riefen dringende Geschäfte, die sein Regiment betrafen, nach Paris. Er war schon zwey Tage da, als ein sehr schlecht gekleideter Mensch sich an der Thüre seines Hauses zeigte. Der Schweizer will ihn fortjagen, der Unbekannte bleibt dabey, er müsse schlechterdings Herrn von Cerfange sprechen, und verlangt sogleich vorgelassen zu werden. Die Domestiken, die der Hartnäckigkeit des Menschen endlich müde werden, melden ihrem gnädigen Herrn den Vorfall, der sogleich selbst herabkömmt. Er selbst war unglücklich gewesen, wie hätte er Unglückliche von sich stoßen können!

Alexis geht auf ihn zu. „Kennen Sie mich, gnädiger Herr,“ fragt der Unbekannte.

Nein, mein Freund, weiß aber doch' ich eine dunkle Idee . .

„Besinnen Sie sich nur recht . . .“

Es hilft nichts, ich kann mich nicht erinnern, wann und wo . . .

„Sie haben im College de Navarre studirt . . .“

Ja . . .

„Erinnern Sie sich nicht an einen armen Teufel, den Sie auf Ihr Zimmer kommen ließen, um Ihnen zu wahrsagen . . .“

Ah, bist Du's, mein Freund . . .

„Ich selbst, gnädiger Herr. Ich sagte Ihnen damals voraus, was jetzt erfolgt ist, und Sie erinnern sich ohne Zweifel noch, daß ich zu Ihnen sagte: Wenn Sie einmal glücklich werden, so sollen Sie mich wieder an Ihrer Thüre finden.“

Alexis ward nicht wenig von dieser Erscheinung überrascht. Er erkannte in der That den Wahrsager, der ihm aus seiner Ode auf eine so sonderbare Weise prophezeiht hatte, daß er jetzt, wo er den Zusammenhang seines Lebens ganz übersah, gestehen mußte, der Mensch habe das Räthsel errathen.

Wie hast Du aber die Verbesserung meiner Glücksumstände erfahren?

„Durch den allgemeinen Ruf, gnädiger Herr. Ihre sonderbaren Schicksale und die Unglücksfälle Ihres Herrn Vaters sind so durchaus der Gegenstand des Gespräches, daß das Gerücht davon bald zu meinen Ohren gekommen ist, ob ich gleich seit einigen Jahren in der Franche-comte' lebte."

Geh, guter Freund, ich bin glücklich, und Du sollst es auch werden. Ich verspreche Dir für deinen Unterhalt zu sorgen.

Von diesem Augenblick nahm Alexis den armen Kerl in seine Dienste, und er hatte nie Ursache es zu bereuen. Er war sonst unter den Soldaten gewesen: eine jugendliche Thorheit hatte ihn verleitet auszureißen. Diesen Fehler konnte er sich selbst nie vergessen. Lesange vergaß ihn, nahm ihn unter sein Regiment, und machte ihn auf der Stelle zum Quartiermeister.

Nicht

Nicht auf dieſe Perſonen allein beſchränkte Aleris ſeine Großmuth und ſeine Erkenntlichkeit. Auch Vincent, der brave Burſche, der ihm im Collège de Navarre gedient hatte, wurde aufgeſucht und unter die Zahl der Domeſtiken aufgenommen. Selbſt der junge Ezeville hatte Antheil an ſeinen Wohlthaten. Der Leſer erinnert ſich ohne Zweifel an dieſen Schulfreund von Aleris, der ihn und Dumont bey ſeinem Vater einführte, deſſen Sekretär unſre beyden Freunde auf der Straße von Belleville angefallen hatte. Ezeville hatte ſeinen Vater verloren. Seine Mutter hatte einen jungen Wildfang geheirathet, der ihr ganzes Vermögen durchbrachte, ſo daß er und ſeine Schweſter jetzt von ihrer Hände Arbeit leben mußten. D'Ezeville erhielt durch Aleris Vorſprache bald eine gute Stelle bey dem Fouragewesen, und ſeine Schweſter bekam eine gute Verſorgung. Aleris ruhte nicht eher, bis er alle Perſonen, denen er die mindeſte Verbindlichkeit hatte, und die ein beſſeres Loos brauchten und verdienten, verſorgt hatte. Er vergaß

niemand, jedermann liebte ihn, und der König war ihm so hold, daß er bald zu den höchsten militairischen Ehrenstellen befördert wurde.

Auch Klärchen war glücklich, und gebar Kinder, die ihrer würdig waren. Sie war eine eben so gute Mutter, als eine zärtliche und treue Gattinn.

Herr und Frau von Cersange brachten den Rest ihres Lebens bey ihren Kindern zu, und erreichten ein hohes und glückliches Alter.

Der gute Dument, der unzertrennliche Freund von Aleris, erhielt die Erziehung seiner Söhne. Da er seit langer Zeit sich im Wohlstand befunden, und nur mit edlen und braven Menschen geiebt hatte, so waren seine Vorurtheile gegen die Menschheit nach und nach verschwunden, ohne daß er es selbst bemerkte. Der rechtschaffene Mann wendete seine ganze Sorgfalt auf die Erziehung der Söhne seines Freundes, die alle die besten Anlagen hatten. Er hatte die Freude, die Früchte seiner Arbeit zu sehen, und die Söhne wurden ihm eben so lieb als der Vater.

Leid thut mirs, daß ich dem Leſer von dem ehrlichen Carlo Sciocco nicht auch gute Dinge melden kann, allein der gute Italiener ſchnappte über. Durch ſein vieles Grübeln und Vernünfteln ward ſein ſchwaches Gehirn ganz zerrüttet. Er blieb ſtets ein warmer und treuer Freund und Diener, allein er verſtieg ſich dabey ſo weit auf die ſchwindlichen Höhen der Metaphyſik, daß er ſich nicht mehr begnügte, das Gleichgewicht der Dinge zu bewundern, er wollte nunmehr ſelbſt das Weſen der Dinge und die Geſetze dieſes Gleichgewichts ergründen. Er hatte ferner gewiſſe Stunden, wo er in der Verzückung ſich einbildete, mit allen Heiligen des Paradieſes in Geſellſchaft zu ſeyn, die ihm das Geheimniß der vollkommnen Harmonie enthüllten. Alexis, den dieſe Geiſtesabweſenheit ſeines treuen Freundes innerlich ſchmerzte, ſah ſich genöthigt, ihn der Aufſicht zuverläßiger Perſonen anzuvertrauen, die ihn auf das genaueſte hüten und auf das beſte verpflegen mußten, und denen er eine ſtarke Penſion für ihn zahlte.

Jean Picot ward zum Caſtellan des neuerbauten Schloſſes ernannt, das Alexis mit ſeiner Familie alle Sommer auf einige Wochen beſuchte. Mit ſo vielem Pracht und Aufwand dieſe Wohnung auch verſchönert worden war, ſo gefiel es doch Alexis und Klärchen nirgend ſo ſehr, als wenn ſie zuſammen im Boſket oder längs des kleinen Baches ſpatzieren gingen. Dieß glückliche Paar, das ſich oft an ſeinen ehemaligen Aufenthalt an dieſem ſonſt ſo wilden Ort erinnerte, vergaß ihn im Taumel der großen Welt mitten unter den Herrlichkeiten von Paris niemals ganz. Sie nannten ſelbſt das prächtige Schloß immer noch ihr Häuschen im Walde.

Ende

des vierten und letzten Buchs.